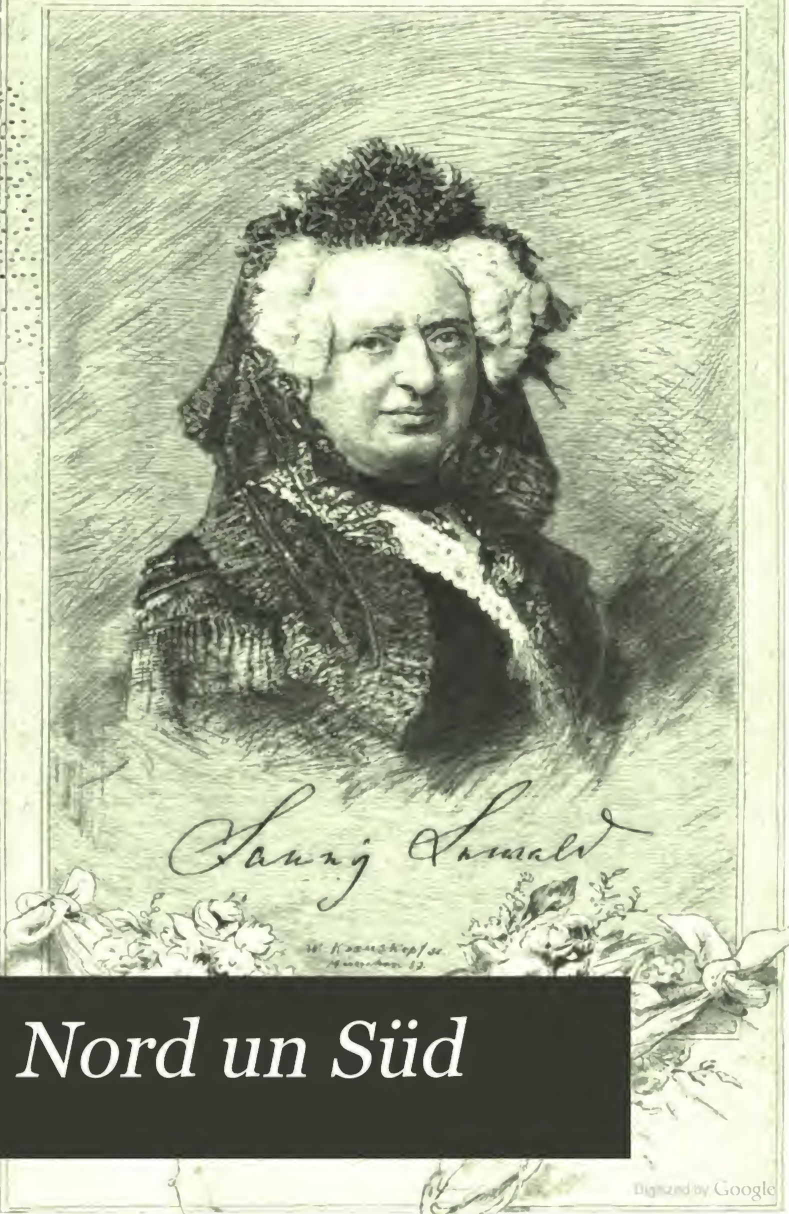
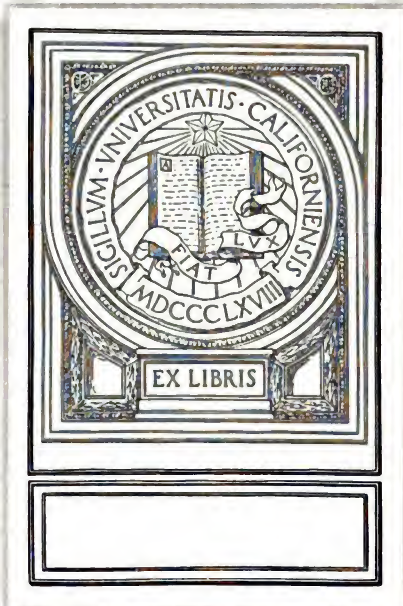


Nord un Süd


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Fünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Fanny Lewald, Adolf Bastian und Martin Greif.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 50. Bandes.

Juli. — August. — September.

1889.

Band 50. — Heft 148.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — Juli 1889. — Heft 148.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fanny Lewald.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Frühlingsstimmen.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

„Es brechen im schallenden Reigen
Die Frühlingsstimmen los;
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar zu groß.
Wohin?
Sie ahnen es selber kaum.
Es rührt sie ein alter, ein süßer Traum."

Das vielgesungene Lied klang aus dem Gartensaal herauf in das Zimmer, in welchem Hubert, über ein großes Zeichenbrett gebückt, mit dem Griffel beschäftigt war. Er hatte das Fenster geöffnet, um die balsamische Luft hereinströmen zu lassen, und auch unten schien die Glasthür nach der Terasse offen zu stehen, denn deutlich tönte die zweite Strophe an sein Gehör:

„Die Knospen schwellen und glühen,
Und drängen sich an das Licht,
Und warten in sehnendem Blühen,
Daß liebende Hand sie bricht.
Wohin?
Sie ahnen es selber kaum.
Es rührt sie ein alter, ein süßer Traum.

Es war eine überaus zarte Stimme, die ihm eigentlich zu der Gestalt der Sängerin nicht zu passen schien. Denn er glaubte dieselbe gestern bereits gesehen zu haben. Sie war groß und schlank, das Gesicht vielleicht

erfüllte Luft. Auf abwärts geneigtem Boden blühte der ganze Garten. Flieder, Goldregen und Schneeball, dazu purpurne Päonien auf dem Rasen, Apfelbäume in rosiger Fülle; seitwärts der Buchwald im ersten Grün, und darüber hinaus die Landschaft mit ihren Hügeln in sonnigem Frühlingsglanze. Der junge Mann empfand den lebhaftesten Trieb, den Griffel wegzuwerfen und in's Freie zu eilen. Aber die Stunde der Muße war noch nicht da, und so überwand er sich und ging zu seinen Zeichnungen zurück. —

Der Gegensatz seiner augenblicklichen Lage zu seinem bisherigen Leben in der geräuschvollen Hauptstadt beschäftigte seine Gedanken. Einer seiner ehemaligen Lehrer, zu überbürdet, um eine neue Arbeitslast auf sich zu nehmen, hatte ihn, als den Geschicktesten, bevorzugt und ihn für die Aufgabe vorgeschlagen. Es galt die Erweiterung einer großen Anlage für Maschinenbau. Hubert, eigentlich Architekt, hatte doch in der Maschinentechnik genügende Studien gemacht, um für das umfangreiche Werk geeignet zu erscheinen. Vom Gefühl eines unverhofften Glückes beflügelt, hatte er einige Zeichnungen entworfen und sie dem Guts- und Fabrikherrn übersendet. Dieser, sehr befriedigt davon, lud ihn ein, so bald als möglich zu ihm zu kommen und alle Vorarbeiten an Ort und Stelle zu vollenden. Daß Hubert nicht allein durch seine Zeichnungen, sondern auch brieflich durch seinen Professor sehr gut empfohlen war, zeigte ihm gleich der Empfang. Er meldete sich zuerst in der Fabrik. Die Gebäude derselben lagen, durch den Park getrennt, von dem Wohnhause ab, und weder ihr Geräusch, noch ihr Dampf störten das Behagen der Familie. Daß für Huberts Reißbretter in der alten Niederlassung kein recht zweckmäßiger Raum zu finden sei, hatte Herr Thormann, der Fabrikherr, bereits erkannt. Zwar befand sich ein geräumiges Haus dort, welches Herr Thormann bis zum Bau der Villa selbst bewohnt hatte; aber nirgends das begehrte Nordlicht für die Zeichner. So nahm er seinen jungen Baumeister ohne Umstände hinüber in die Villa und wies ihm einen Saal zur Werkstatt und ein daran stoßendes Zimmer zum Schlafgemach an. Es waren eigentlich prächtig ausgestattete Gesellschaftsräume, die den Gast nicht wenig in Verlegenheit setzten. Wie sollte er in dieser ungewohnten Umgebung seine Tische aufstellen, ohne Gefahr für Goldleisten, seidene Polster und kostbares Porzellan? Aber da der Gutsherr ihm eingeschärft, sich ganz nach Gutdünken einzurichten, so hatte er durch den Diener vielerlei hinausräumen lassen, was mit seinen Zwecken unvereinbar war, und wohnte nun seit fünf Tagen immer noch glänzender als er es bisher gekannt hatte, um ungestört seiner Arbeit zu pflegen. Ein höflicher Diener deckte ihm auf und sorgte pünktlich für seine Mahlzeiten; eine freundliche Alte hielt das Wohnzimmer in Ordnung. Beide sprachen nur wenig, und Hubert scheute sich, sie nach den Verhältnissen der Hausbewohner zu fragen, obgleich er nun bereits etwas neugierig wurde. Täglich hörte er die liebe kleine Stimme ihre Frühlingslieder singen und

sonstige weiche Gesänge, die für den Umfang ihrer Stimme und für ihre Ausdrucksfähigkeit besonders gewählt zu sein schienen.

Ein Weniges aber erfuhr er bei einem Gange nach der Fabrik doch zufällig durch den alten Werkmeister. Herr Thormann war Wittwer. Die schöne Villa hatte er für seine Frau, die immer leidend gewesen, erbauen lassen. Sie war vor drei Jahren darin gestorben. Der Alte mochte voraussetzen, daß der Herr Baumeister über Alles unterrichtet sei, daher erzählte er nichts, und Hubert entnahm nur dieses und jenes aus seiner Unterhaltung. Auf dem Rückwege begegnete er noch einmal der jungen Dame, welche den Rollstuhl vor sich herschob. Obgleich etwas entfernt und durch eine breite Rasenfläche von ihr getrennt, grüßte er doch wieder und empfing den Gegengruß; ja auch die verschleierte Dame beugte sich vor und verneigte sich mehrmals. Er schwankte, ob er näher treten und sich vorstellen sollte? Aber da von den Damen kein Zeichen der Aufforderung ausging, und er sich scheute — vielleicht gegen den Wunsch des Hausherrn — vorzudringen, so bog er schnell in einen Seitengang ein.

Trotzdem daß seine Arbeit rüstig von Statten ging, begann die Einsamkeit dem jungen Manne unbehaglich zu werden. Ja, er empfand es schon nicht mehr lieblich, daß alle Tage zu bestimmter Stunde unter ihm die Frühlingsstimmen „losbrachen.“ Er begann kleine Bekanntschaften zu machen. Zuerst mit dem Gärtnerjungen, den er an einem Blumenboskett beschäftigt fand. Diese Beziehung führte ihn dann zu dem Gärtner, von dem er sich im Gespräch über botanische Dinge belehren ließ. Er knüpfte mit einigen älteren Arbeitern in der Fabrik Unterhaltung an und fand in ihnen ordentliche Leute, welche von den Verlockungen der „Arbeiterbewegung“ noch unbeirrt geblieben waren. Endlich fühlte Hubert den Drang, sich einmal etwas weiter umzusehen, als im Umkreise des Hauses und der Fabrik. Er nahm den Weg durch den Wald nach dem eine Stunde entfernten Städtchen. Hier fand er eine alte Kirche, deren bauliche Verhältnisse ihn überraschten, und die er sich vom Küster aufschließen ließ. Er trat in einen öffentlichen Garten, wo Tyroler Sänger ein Jodelconzert gaben, und genoß seinen Abend mit den Bewohnern des Städtchens.

Es schien eine späte Stunde für das Haus zu sein, als er gegen zehn Uhr wieder in der Villa anlangte. Der Diener trat bei ihm ein, mit der Anfrage, ob es ihm genehm sei, Herrn Thormann noch zu empfangen? Derselbe sei gegen Abend zurückgekehrt. Hubert erklärte sich bereit, ihn unten zu begrüßen, erfuhr aber, daß der Hausherr es vorziehe, hier oben mit ihm zu sprechen.

Gleich darauf trat Herr Thormann ein, gefolgt von dem Diener, der eine auserlesene Flasche und Gläser hereintrug. „Es freut mich,“ rief ihm der Gutsherr entgegen, daß Sie sich einige Unterhaltung außerhalb meines Bereiches gesucht haben, da sie dergleichen im Hause nicht finden konnten! Ich bin länger ausgeblieben, als ich voraussah. Nun

aber willkommen!“ Er bot ihm das gefüllte Glas dar, und fuhr fort: „Ihre Einsamkeit in meinem Hause darf zu Ende sein, wenn Sie selbst die Gesellschaft der Meinigen theilen wollen. Die Verhältnisse in meiner Familie sind leider nicht so, daß sie einem lebensvollen jungen Manne viel bieten könnten. Meine Schwester, welche seit dem Tode meiner Frau, die Zügel des Hauses führt, war bei meiner Abreise krank, so daß ich Sie — wie sonst die Dinge liegen — nicht gut als Gast und Tischgenossen einführen konnte. Nun, Gott sei Dank, sie ist ja wieder auf den Beinen!“

„Ich glaube der würdigen Dame schon ein paar Mal begegnet zu sein —“ sagte Hubert.

„Wem? Meiner Schwester? rief der Hausherr.

„Sie wurde von Ihrem Fräulein Tochter im Rollstuhl durch den Garten gefahren. Oder —?“

Herr Thormann schüttelte den Kopf und schwieg einen Augenblick, während ein trüber Schatten über sein Gesicht flog. „Sie sind im Irrthum!“ entgegnete er. „Die Gestalt im Rollstuhl, welche Sie vermuthlich nur dicht verschleiert gesehen haben, war nicht meine Schwester, sondern meine Tochter Cäcilie, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Die Andere, welche ihr den Liebesdienst erwies, ist Fräulein Lucie, ihre Gesellschafterin und Freundin, eine junge Dame, welche mein Haus nach dem Tode ihrer Eltern als das ihrige ansehen darf.“

Hubert war verlegen, und suchte seinen Irrthum zu entschuldigen.

„Ich merke, fuhr der Hausherr fort, daß man Ihnen über meine Familie noch nichts zugetragen hat. Meine Leute scheinen die Anweisung, meine Heimkehr abzuwarten, ganz geheimnißvoll genommen zu haben. Und doch ist nichts dabei zu verschweigen. Meine Tochter ist ein überaus zartes und gebrechliches Wesen, um welches wir die Sorge niemals loswerden. Nachdem mir drei hoffnungsvolle Söhne gestorben, ist dieses einzige Kind mir geblieben, und — wie lange ich es noch behalten werde? Es gilt, ihm jeden Tag so erträglich und erfreulich als möglich zu machen, und das Wenige was ihm, bei so vielem Entsagen, an Genuß, des Daseins möglich ist, zu gewähren. Cäcilie ist nicht eigentlich gelähmt — sie geht durch die Zimmer, ermüdet aber so leicht, daß sie im Freien auf den Fahrstuhl angewiesen ist. Ach, es ist Alles schwach, hinfällig, kümmerlich an ihr — und doch ist sie ein so liebes Kind! Ein Glück ist ihr geblieben — wenigstens faßt sie die kleine Naturgabe so auf: ein wenig Stimme für den Gesang. Eigentlich nur ein Stimmchen zu nennen, aber klar und hell, das mit den Vögeln in die Wette singt. Ich höre, sie habe in den Tagen meiner Abwesenheit sogar mehr und fröhlicher gesungen, als sonst. Hoffentlich ist der Klang nicht störend bis zu Ihnen herauf gedrungen?“

Hubert versicherte das Gegentheil. Im Stillen aber freute es ihn, daß das kleine Stimmchen nicht zu der großen, schlanken Gestalt Luciens gehörte. Herr Thormann fuhr fort:

„Nun, für morgen lade ich Sie an unseren Familientisch ein. Ob Sie unser täglicher Tischgenosse sein wollen, wird von Ihnen allein abhängen. Sie sind zu nichts verpflichtet.“

Da Hubert daran lag, Herrn Thormann gleich einige seiner Entwürfe vorzulegen, nahm dieser die Lampe und ging mit ihm zum Zeichentisch. Er war erfreut, und mit Allem einverstanden. Endlich, nachdem er sich wieder niedergelassen, seufzte er und begann:

„Man könnte mich fragen — und vielleicht thun Sie es auch — warum ich noch so viel bauen lasse? Warum ich meinem Geschäft eine immer noch größere Ausdehnung gebe? Und für wen ich das Alles in's Werk setze? Habe ich doch keinen Sohn, dem ich es einmal übergeben könnte! Mein armes Kind ist meine einzige Erbin — wenn sonst —“ Er brach ab, um seinen traurigen Gedanken nicht Worte zu geben. „Wenn ich mich noch in's Große ausdehne,“ fuhr er fort, „so geschieht es wirklich um der Wissenschaft und Technik im Allgemeinen willen. Müßig kann ich nicht sein! So suche ich Befriedigung in der Arbeit. Wer, wie ich, in der Lage ist, sich nützlich zu machen, der hat auch die Pflicht, es zu thun. Jeder Fortschritt auf unserem Gebiete reizt mich, ihn auszubeuten. Unten in unserm Bibliothekzimmer finden Sie Alles, was an Büchern und Zeitschriften für uns von Belang ist. Benutzen Sie es nach Belieben!“

Der Hausherr sagte seinem Gaste gute Nacht und entfernte sich. Hubert aber lehnte noch lange am Fenster, dachte über die Verhältnisse des Hauses nach und fragte im Stillen, wie wohl die Stimme Luciens klingen werde? Er konnte nicht umhin, sich auf die Begegnung und auf ein Gespräch mit ihr zu freuen.

Ein Frühlingsgewitter zog mit leichtem erquickendem Regen durch die Nacht. Morgens funkelte Garten und Wald wieder im Sonnenschein. Hubert gab schon in aller Frühe seinem Drange nach, sich im Freien zu ergehen. Er lief durch Garten und Wald und kehrte fröhlich, sogar mit einem Strauß gelber Primeln, die er von der Wiese mitgenommen hatte, zurück. Einen scheu forschenden Blick warf er noch nach der Terrasse und der Thür des Gartensaals. Aber für die weiblichen Bewohner des Hauses war die Stunde wohl noch zu früh, um sich hier schon sichtbar zu machen. Er ging an sein Zeichenbrett, aber er war zerstreut, und die Arbeit wollte nicht recht fördern. Mittlerweile fiel ihm auf, daß heute keine Musik zu ihm heraufklang. Es war doch nicht wieder Jemand im Hause krank geworden? Er war drauf und dran, die alte Aufwärterin, welche er im Nebenzimmer walten hörte, zu fragen. Aber er untersagte es sich dennoch und suchte sich zur Arbeit zu fassen. Endlich — die Mittagstunde hatte noch nicht geschlagen — erschien der Diener mit der Anfrage, ob die Damen um seinen Besuch bitten dürften?

Als Hubert in das Empfangszimmer trat, erhoben sich die drei Damen zu freundlichem Gruße. Auch Cäcilie stand aufrecht und sah ihm lächelnd ent-

gegen, um dann wieder Platz zu nehmen. Sein erster Blick galt zwar Lucien, aber der Anblick Cäciliens überraschte ihn gleich in unerwarteter Weise. Er sah eine zierliche, fast elfenhaft zarte Gestalt vor sich, ein längliches feines Antlitz, aus welchem ihm zwei dunkle Augen entgegenblickten — so groß, daß sie mit der Kleinheit der Züge im Widerspruch standen, und ihn fast unheimlich berührten. Die beiden jungen Damen waren in hellen Sommerkleidern, und es entging dem Eintretenden nicht, daß jede einen kleinen Strauß von gelben Primeln vor der Brust trug. Frau Steinbach, die Tante, trat ihm entgegen und bot ihm die Hand. Eine stattliche alte Dame mit schönen hellgrauen Locken.

„Herr Hubert Witting —?" begann sie, indem sie ihn ihrer Nichte und Lucien vorstellte. „Wir haben bisher die Gastlichkeit nur mangelhaft ausüben können," sagte sie, „wollen nun aber das Versäumte nachholen."

„Sie haben sicherlich bisher von uns nur sehr wenig gewußt, Herr Witting," begann Lucie, gleich einen heiteren Ton der Unterhaltung anschlagend, „wenn Sie uns auch täglich musiciren hörten und ein paarmal gesehen haben."

Hubert besorgte sehr, sie würde ihn mit seinem Irrthum aufziehen, in Cäcilien eine „alte Dame" vermuthet zu haben; allein sie fuhr fort: „Wir aber wissen schon sehr viel von Ihnen, denn wir haben einen Spion, den wir freilich nicht hinter Ihnen her geschickt haben, der uns aber freiwillig täglich von Ihnen erzählt. Und dieser Spion ist noch dazu ein guter Freund von Ihnen!"

„Wer könnte das sein?" fragte Hubert, die drei lächelnden Damen der Reihe nach ansehend.

„Auch Ihre mangelhaften Kenntnisse in der Botanik hat er uns verrathen!" fuhr Lucie fort. „Wie kann man aber auch eine Magnolie mit einem Tulpenbaum verwechseln?"

„Ach, der Gärtnerjunge!" lachte Hubert, der sich erinnerte, bei den tulpenartigen weißen Magnolienblumen eine Laienfrage an den Gärtner gethan zu haben.

„Auch wissen wir," fuhr Lucie fort, „daß Sie für Jodelgesang sehr eingenommen sind, und gestern in einem Gartenconcert lebhaft applaudirt haben."

„Nein, so weit bin ich wirklich nicht gegangen!" rief Hubert. „Aber wer kann mich denn dort ausgespürt haben?"

„Derselbe kleine Jakob!" entgegnete Lucie. „Er war in Geschäften nach der Stadt geschickt worden, wollte sich das Concert nicht entgehen lassen, und kletterte auf den Zaun, um es ohne Eintrittsgeld zu genießen. Und dort von seiner Höhe aus entdeckte er Sie unter den Zuhörern. Und so hat er uns auch heute verrathen, daß Sie schon in aller Frühe spaziren gegangen und mit einem Strauß zurückgekehrt wären."

„Ja, und dadurch erfuhren wir erst, daß die Schlüsselblumen schon aufgeblüht sind," fuhr Cäcilie mit kindlichem Lächeln fort — und so haben wir uns auch aufgemacht, um uns Sträußchen zu holen."

„Unser Schmuck beweist es!" beschloß Lucie den Bericht.

Also darum unterblieb heute die Musik! dachte Hubert, indem er unwillkürlich einen Blick nach dem Flügel wendete. Die Tante bemerkte es. „Wenn Sie musikalisch sind, sagte sie, so richten Sie nur nicht zu streng über unsre häuslichen Bestrebungen!"

Ich habe sehr gern zugehört, entgegnete er, und hoffe es künftig auch in der Nähe thun zu dürfen." Er verneigte sich leicht vor Cäcilien, stutzte aber, als er ihre Wangen plötzlich lebhaft geröthet sah, während ihre großen Augen ihn glänzend und fast verwirrend anblickten. Es war ihm lieb, daß die Tante die Frage an ihn that, ob er Klavier spiele? Er erhob sich und schritt zum Flügel, nur rasch ein paar Accorde und Läufe anschlagend, indem er sich schon dadurch den Damen als gewandt und kundig auf den Tasten vorstellte. Wenn Fräulein Lucie bisher die Begleitung des Gesanges übernommen hat, sagte er aufstehend, so ist es mir vielleicht gestattet, zuweilen ihre Stelle zu vertreten?"

„Ja!" rief Cäcilie lebhaft — aber, wie erschreckt und eingeschüchtert, fuhr sie leise fort: „Wenn ich sonst — dabei singen kann!"

Der Hausherr trat ein, freute sich, den Gast schon bei seiner Familie zu finden, und man ging zu Tische. Lucie zeigte sich, bei aller Natürlichkeit des Wesens, als die formenkundige Weltdame und ließ die Unterhaltung nicht ausgehen. Sie war in der Hauptstadt erwachsen, hatte im Hause ihrer Eltern künstlerische und wissenschaftliche Kreise kennen gelernt, und wußte somit Bescheid in den Umgebungen, aus welchen Hubert hergekommen war. Es wurde ihr leicht, ihn reden und erzählen zu machen, und da sich manche gemeinsame Beziehung zu Persönlichkeiten fand, so erwärmte er sich mehr und mehr in den Gesprächen. Hin und wieder störten ihn die räthselhaften Augen Cäciliens; im Ganzen blieb seine Haltung jedoch so, daß die Familie sich seiner als eines guten Gesellschafters freuen konnte.

Als man sich erhob, flüsterte die Tante, mit einem Blick auf Cäcilien, ihm zu: „Nach Tische pflegen einige von uns eine Stunde zu ruhen. Dürfen wir Sie zur Kaffeezeit wieder einladen, um unsere Gespräche fortzusetzen?"

Hubert fühlte sich nach längerer Einsamkeit durch diese Stunde am Familientische sehr angeregt. Mit Cäciliens Wesen wußte er freilich noch nicht zurecht zu kommen. Sie war meist schweigsam gewesen; wenn sie aber sprach, so geschah es in der Art eines Kindes, welches halb fragend umherblickt, ob es auch das Richtige gesagt habe? Und doch drang ein paar Mal ein bestimmtes Nein über ihre Lippen, und es zeigte sich augenfällig, daß sie verwöhnt war — vielleicht verwöhnt werden mußte. Klar

und lebensvoll stand ihm dafür Luciens Wesen vor den Augen, und er freute sich, daß der erste Anblick ihn nicht getäuscht hatte. Nur konnte er sich nicht darein finden, daß sie schon siebenundzwanzig Jahre alt sein sollte! Aber sie hatte es selbst bei Tische unumwonnden ausgesprochen, als sie bei irgend einer Zeitbestimmung zurück rechnete und von ihrer „damaligen Jugend" sprach. Siebenundzwanzig! Dann war sie ja gleichen Alters mit ihm! Und sie sah doch so jung, so herrlich und bestrickend aus!

Er fand die Familie bereits wieder versammelt, als er in den Gartensaal zurückkehrte. Er wurde aufgefordert, etwas vorzuspielen, und ließ sich nicht nöthigen. Als er geendet hatte, trat Lucie zu ihm. „Wenn wir Sie von dieser Seite schon gekannt hätten," sagte sie, „dann würden wir uns schwerlich acht Tage überwunden haben, Sie zu uns zu nöthigen! Aber — da liegen unsre gewöhnlichen Lieder aufgeschlagen — wie immer! fügte sie lächelnd hinzu. Wollen Sie Ihr Versprechen wahr machen? Gehört haben Sie unsre Künste nun doch schon —"

„Darf ich mich zur Begleitung anbieten, gnädiges Fräulein?" unterbrach er die Sprecherin, gegen Cäcilie gewendet.

Diese erhob sich, und trat befangen und mit leichtem Erröthen zu ihm. Die Tante brachte sorglich einen Stuhl herbei, Lucie aber winkte ihr und zog ihn leise bei Seite. So begann er denn mit dem üblichen Anfang: „Es brechen in schallenden Reigen die Frühlingsstimmen los!" Cäcilie sang zuerst schüchtern und zitternd; aber er nickte ihr Muth zu, und bald hatte sie sich gesammelt, und ließ erklingen, was ihr an Stimme gegeben war. Dies war aber heute mehr, als die Ihrigen jemals von ihr gehört hatten, und man war überrascht durch die größere Fülle von Ton, die sich gleichsam über Nacht bei ihr entwickelt hatte. Und als sie geendet, wendete Cäcilie sich um und sah mit triumphirendem Ausdruck die Zuhörer an, denn sie fühlte eine Genugthuung, aufrecht stehend das ganze Lied durchgesungen zu haben. Jetzt erst schob Lucie ihr leise den Stuhl hin, auf welchem sie unaufgefordert Platz nahm. Freilich mußte nun eine ganze Reihe ihres Vorraths durchgenommen werden, denn Cäcilie hastete förmlich aus einem Liede in das andere, während Lucie vergeblich versuchte einige Gesprächspausen dazwischen zu schieben.

Endlich gebot der Hausherr Einhalt. Denn er sah die Wangen seiner Tochter glühen und erkannte eine unerwünschte Erregung in ihrem Wesen. Ihre Augen, die noch größer geworden zu sein schienen, funkelten unstet. Alles in Allem schien sie in der gehobensten Freudenstimmung. Es that dem Vater leid, dieselbe zn unterbrechen; aber er wußte aus Erfahrung, daß Aufregungen schädlich auf Cäcilien wirkten.

Hubert empfahl sich nach einiger Zeit, um an seine Arbeit zu gehen. Man wollte ihn nicht länger zurückhalten. Lucie aber rief ihm beim Abschied zu: „Hüten Sie sich vor dem kleinen Jakob, wenn wir einmal

nicht erfahren sollen, wie Sie leben! Er bringt uns jeden Morgen frische Blumen vom Gärtner und ist eine Plaudertasche!"

Als Hubert gegen Abend einen Spaziergang durch den Park machte, trat ihm aus einem Seitenwege Frau Steinbach, die Tante, entgegen. Es machte sich von selbst, daß er sich ihr im Gespräch anschloß. „Sie haben heute sehr Merkwürdiges bei uns bewirkt! sagte sie. Cäcilie ist in einer Weise aus sich herausgegangen, wie wir es noch nie an ihr gesehen haben. Aber wenn Sie sonst nicht verschmähen, wieder mit ihr zu musicieren, bitte — dann schränken Sie die Anzahl der Gesänge etwas ein! Es wird Sie ja wohl keine Ueberwindung kosten!"

„Ist Fräulein Cäcilie sehr leidend?" fragte Hubert.

„Sie muß so behandelt werden, obgleich die Aerzte uns trösten, daß ihr Herzfehler nicht unbedingt zu fürchten gebe. Wie dem auch sei — Sie haben selbst gesehen, welch' ein zartes Pflänzchen wir in unserem Hause zu behüten haben. Sie ist wie ein Kind — zwar geistig sehr entwickelt, so daß man gelegentlich über sie erstaunt, dennoch aber in sich verschlossen, und es ist, als ob sie aus ihrer inneren Welt mit Erstaunen auf ihre Umgebungen blicke."

„Ja, diese Augen!" sagte Hubert. „Ich habe mich in der ersten Stunde fast gescheut vor ihnen."

„Es geht uns Andern auch wohl so, entgegnete die alte Dame. Wir müssen stets sehr genau hineinsehen, um das Richtige darin zu lesen. Lucie allein versteht diese Sprache ganz. Sie werden begreifen, daß unsre Cäcilie, bei ihrer Hinfälligkeit, ein verzogenes und eigenwilliges Kind werden mußte. Man vermied Alles, um ihren Eigensinn, ihre Leidenschaftlichkeit zu wecken. Diese aber spricht zuweilen dennoch aus ihren Augen, ja, ich versichere Sie, es zuckt in gewissen Augenblicken sogar etwas Dämonisches daraus hervor, was sich mit dieser von der Natur so winzig ausgestatteten Gestalt gar nicht vereinbaren läßt. Ja, die Heftigkeit des Kindes gewinnt dann auch Worte, die — ach, unsre Lucie ist eigentlich die Einzige, die sie richtig zu behandeln weiß! Sie ist der gute Geist unsres Hauses, ohne den wir kaum zu leben wüßten!"

Dieses Lob Luciens that dem Zuhörer sehr wohl, doch verschloß er es mit Schweigen in seiner Brust. Die Tante aber fuhr fort: „Cäciliens Vater und ich können in unsrer Sorge eben nicht umhin, das junge Mädchen als eine Kranke zu behandeln. Das aber will Cäcilie nicht. Sie kennt keinen andern Zustand als den ihrigen, und nimmt ihn in einer Art von starkwilliger Genügsamkeit hin, wie er ist. Lucie aber, wie sie auch die einzige ganz Gesunde in unserem Hause ist, bestärkt die Kleine, in dem Gefühl ihrer Zufriedenheit, wendet im Stillen ab, was sie reizen oder stören könnte, und sorgt in kluger Weise besser für sie, als wir beiden Alten es vermögen. Aber, verzeihen Sie! Sie müssen dieser Schilderung längst müde sein — mir ist es doch lieb, mit Ihnen gesprochen

zu haben. Einige Verhaltungsregeln," fügte die alte Dame lächelnd hinzu „werden Sie meinen Mittheilungen ja auch freundlich entnehmen!"

Eine Woche darauf hatte sich Hubert vollkommen mit der Familie eingelebt. Zwar fragte er sich zuweilen, ob er recht thue, die Gastlichkeit in dieser Weise auszubeuten; allein er wußte nun schon, daß man ihn ausgelacht haben würde, wenn er sich aus solchem Grunde hätte zurückziehen wollen. War doch der Verkehr mit den Hausgenossen immer nur auf wenige Tagesstunden beschränkt. Der Bau auf der Fabrik hatte begonnen, und forderte häufig seine Gegenwart; auch an seinen Reißbrettern machte er sich noch viel zu schaffen. Daß bei Tische und hin und wieder Abends das Gespräch zwischen ihm und dem Fabrikherrn sich auch über Technisches verbreitete, ließen die Damen sich schweigend gefallen; dafür mußte er ihnen auch von seiner Familie, seiner Mutter und Schwester, erzählen und fand stets freundliche Zuhörer. Er freute sich, daß Lucie sich immer gleich blieb in ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und ihrem zugleich so tactvollen Wesen; dagegen konnte er sich in Cäcilien je länger je weniger finden. Sie sprach wenig, ihre Augen aber waren fast unverwandt auf ihn gerichtet. Von ihrer geistigen Entwickelung, welcher die Tante das Wort geredet, hatte er noch nichts entdeckt; im Gegentheil gab es Augenblicke, wo er zwischen Schreck und Mitleid die Reden eines imbecilen Kindes zu hören glaubte. Er bemerkte, wie Lucie in solchen Fällen schnell für sie eintrat und ihre Worte der Unterhaltung anzupassen wußte.

Als Hubert eines Tages in der Fabrik nach einigen Abbildungen fragte, die nicht gleich zu finden waren, sagte der alte Werkmeister: „Dann werden sie in den Zimmern des Herrn Reinhold sein." Er schickte dahin, um sie zu suchen. Hubert erfuhr, daß ein Neffe des Herrn Thormann, Namens Reinhold, der in den Werkstätten seine praktischen Studien gemacht, noch seine Wohnung in dem alten Hause habe. Der Oheim hatte ihn, zum Theil in Geschäften, mehr aber zu seiner Ausbildung auf ein Jahr nach Amerika geschickt. Hubert erwähnte seiner nicht, der Hausherr selbst aber that es eines Tages bei Tische, indem er erzählte, er habe einen Brief von Reinhold erhalten, auf welchen die Rückkehr des Vetters wohl bald folgen werde.

Cäcilie fuhr auf, als sie diesen Namen nennen hörte. Ihre Augen funkelten wie zornig, und mit Heftigkeit rief sie: „Er darf nicht hier bei uns wohnen! Nein, Papa, er darf nicht! Er würde bei uns Alles verändern und zerstören!"

„Aber, mein liebes Kind, er hat ja draußen seine wohleingerichtete Wohnung!" begütigte der Vater.

Cäcilie aber fuhr erregt fort: „Du solltest ihn gar nicht zu uns wiederkehren lassen! Er ist mir verhaßt. Wenn ich sein widerwärtiges Gesicht künftig von Neuem und alle Tage sehen soll, dann werde ich krank vor Aerger! Er soll nicht zu uns zurückkehren — nein, ich will es nicht!"

Eine so lange Rede hatte Hubert von Cäcilien noch nicht gehört, und es überraschte ihn zugleich die Energie, mit welcher das kleine Wesen ihrem Grolle Ausdruck gab. Man suchte das junge Mädchen zu beruhigen. Es sei ja immer noch eine Weile hin, bis er New-York verlassen könne, und es ließe sich vielleicht eine sonstige Stellung für ihn finden.

Von dieser Stunde an wurde Hubert etwas aufmerksamer auf Cäcilien, richtete Worte und Fragen mehr an sie, und empfing manche Antwort, die er nicht erwartet hatte. Sie wagte sich aus ihrem inneren Rückhalt hervor, verlangte kleine Dienste von ihm, und bevorzugte ihn augenfällig. Sie übte sich Lieder ein, die er als besonders schön bezeichnet hatte, und bat dann, daß er sie begleiten möchte. Eine Entwickelung schien sich in ihr zu vollziehen, über welche ihre Angehörigen überrascht, und zwar freudig berührt, waren, die ihm aber ein unbehagliches, ja peinliches Gefühl gaben. Denn so ungern er es sich gestehen mochte, Cäciliens Augen suchten ihn allein, sprachen allein zu ihm, und nur ihm schien ihr ganzes Wesen zu gehorchen! Sie las, wovon er mit Beifall gesprochen; sie stellte Blumen vor sich auf, die er im Garten bewundert hatte. Er hütete sich bereits, irgend etwas als ihm angenehm zu bezeichnen, denn es mußte für ihn da sein, oder ihre eigene Umgebung schmücken. Waren es immer Kleinigkeiten, sie konnten nicht verborgen bleiben. Es geschah vor Aller Augen, und Alle lächelten nur, wie man sich über das Glück eines Kindes freut. Oder wußten sie nur klug zu verbergen, was sie innerlich doch beunruhigte? Diese Frage tauchte in dem Gemüth des jungen Mannes plötzlich erschreckend auf, und er knüpfte die andere daran: ob er in diesem Hause länger verweilen dürfe?

Und mit Lucien hatte er, obgleich bald ein Monat verflossen, noch nicht zehn Worte allein gesprochen, wie sehnlich er auch die Gelegenheit dazu suchte. Gleichwohl bestand bereits ein schweigendes Vertrauen zwischen ihnen. Bezog es sich auch immer auf Cäcilien, so beglückte es ihn doch. Ein stummer Wink, dies oder jenes zu thun, ein paar geflüsterte Worte etwas zu vermeiden, ein heller Blick des Einverständnisses — das war ihre Sprache unter einander, welcher er selbst auch wohl noch einige besondere Zeichen seiner Empfindung hinzufügte.

Als er eines Morgens die Thür des Bibliothekzimmers öffnete, um in einem Werke über Architektur etwas nachzuschlagen, fuhr er fast zurück, denn er fand Lucie an einem der Schränke, welche literarische und poetische Werke enthielten.

„O — so früh schon bei den Büchern?“ rief er in freudiger Ueberraschung. Es war in der That erst sieben Uhr.

„Guten Morgen!“ entgegnete sie unbefangen. „Ich muß mich eilen, um beim Frühstück beweisen zu können, daß ich gestern Abend Recht gehabt. Wir stritten nämlich über den Verfasser eines Gedichtes. Cäcilie behauptete

es sei von Lenau, die Tante schrieb es Uhland zu, und ich wollte Rückert zum Verfasser."

„Wenn Sie mir den Titel oder Anfang bezeichnen, könnte ich Ihnen vielleicht helfen. Ich habe früher viel in Poesie geschwelgt."

„Das ist nun freilich Geheimniß der Frauengemächer!" sagte Lucie. „Aber wenn ich bedenke — da stehen allein von Rückert fünf Bände Gedichte, zwei von Lenau, und Uhland dazu — ich könnte recht lange suchen! Also — das Gedicht beginnt mit den Worten: ‚Er, der Herrlichste von Allen'" — Lucie blickte dabei scheinbar gleichgültig in den Bücherschrank, während Hubert stutzte und sich ebenfalls abwendete.

„Es ist von Chamisso," entgegnete er trocken; „aus dem Cyclus: Frauenliebe und Leben."

„Wo hatte ich meine Gedanken?" rief Lucie. „Sie haben Recht! Und Robert Schumann hat es in Musik gesetzt. Wir besitzen ja das Heft. Also daher hat sie es! — Dann werden wir es wohl bald einüben. Ich danke Ihnen, Herr Witting, daß Sie mich des langen Suchens überhoben haben!"

Lucie schloß den Schrank und schien die Bibliothek verlassen zu wollen, während Hubert zwischen Verlegenheit und Entschluß kämpfte. Dann rangen sich plötzlich von seinen Lippen die Worte:

„Fräulein Lucie — rathen Sie mir! Wär' es nicht am besten, ich verließe das Haus —?"

Lucie blickte ihm mit ruhigem Ernst entgegen. Dann sagte sie: „Für Sie selbst wäre das vielleicht angenehmer — aber was wird aus uns, wenn Sie gehen?"

„Aus — uns? rief er mit freudigem Erröthen. „O, Fräulein Lucie, würden Sie meine Gegenwart ein wenig vermissen?"

Sie unterbrach ihn schnell. „Was Cäcilie trifft, kann nicht ohne Bedeutung für die gute Tante und für mich bleiben. Wir können ihr nicht ersetzen, was sie jetzt an Glück besitzt — wenigstens zu besitzen träumt. Wer möchte für den Eindruck beim Erwachen stehen?"

„Aber darf der Traum denn fortdauern?" rief er erregt. „Und darf ich nicht auch fragen, was daraus werden soll? Ich, der ich mich im anderen Falle hochbeglückt fühlen könnte — fühlen Sie mir nach, daß ich mir fast lächerlich vorkomme?"

„Nein, lieber Herr Witting, das kann ich Ihnen nicht nachfühlen!" entgegnete sie lächelnd. „Aber daß Sie sich unbehaglich fühlen, und daß Ihnen, als einem rechtlich und edel gesinnten jungen Mann, die Situation im Hause etwas peinlich sein muß, das erkennen Herr Thormann und die gute Tante recht wohl. Und was mich betrifft — ich beneide Sie nicht — bei allem Mitgefühl für Cäcilie."

„Aber was soll ich davon denken," rief er, „daß Herr Thormann, was er mit Augen sieht, so ruhig gehen läßt? Müßte er mich nicht eigentlich

selbst veranlassen, sein Haus zu meiden, gleichviel, ob ich verbrecherische Thorheit im Herzen nährte, oder nur Gegenstand — für ein vielleicht herannahendes Unheil bliebe!"

„Herr Thormann und die Tante halten zu viel von Ihnen, um Ihre dauernde Gegenwart im Hause nicht zu wünschen! Bitte, fassen Sie keinen übereilten Entschluß! Reden Sie mit keinem von Beiden von einem Abschied! Vertrauen Sie mir! Ich will wachsam sein. Und wenn ich nicht eine gesicherte Ueberzeugung in mir trüge — würde ich Sie so gelassen zurückhalten?"

Die letzten Worte klangen doppelsinnig, und Hubert deutete sie, von Freude durchzuckt, nach seinen Wünschen.

„Lucie!" rief er, ihre Hand ergreifend. „Wenn ich hoffen dürfte!"

„Das müssen wir lassen, lieber Freund!" sagte sie, ihm ihre Hand rasch entziehend. „Die Tage fordern mich hier ganz und gar. Ich habe Pflichten — gedenken Sie auch der Ihrigen!"

Damit eilte sie aus dem Zimmer.

Hubert aber stand in lebhafter Erregung und vergaß, das Buch nachzuschlagen, um dessen willen er gekommen war. Er hatte im reinsten Vertrauen mit Lucien sprechen dürfen, und auch das rasche Wort, welches er gewagt, war von ihr verstanden worden. Eine völlige Ablehnung wollte er aus ihrer letzten Wendung nicht gehört haben, sondern eher ein stilles Einverständniß, und auch wieder ein Vertrauen auf seine Ausdauer und ruhige Haltung. Unverständlich blieb ihm freilich die Sorglosigkeit des Hauses in Betreff Cäciliens und das Zuversichtliche in den Worten Luciens, während er selbst doch keiner günstigen Lösung entgegen sehen konnte!

* * *

Der Sommer brachte Regentage, welche die Damen auf das Haus beschränkten. Hubert hatte, um das viele Musiciren zu vermeiden, Lucien schon öfter im Vorlesen abgelöst. Da man ihm gern zuhörte, wurde er nach und nach in seinen Mußestunden der eigentliche Vorleser, und man durfte sich auf seine Auswahl verlassen. Es war an einem völlig verregneten Sonntag, als sich die ganze Familie Nachmittags in das Bibliothekzimmer begab, um es sich an dem runden Tisch bei einem Buche behaglich zu machen. Hubert hatte Eichendorffs liebenswürdigen „Taugenichts" aus dem Schranke genommen, eine Geschichte, welche der Gesellschaft, außer Lucien, noch unbekannt war. Nach einer halben Stunde Zuhörens waren Alle in die heiterste Stimmung versetzt.

Da öffnete der Diener die Thür und rief in's Zimmer:

„Der Herr Reinhold ist plötzlich angekommen! Er legt im Vorsaal bereits ab."

Alles blickte nicht ohne Besorgniß auf Cäcilie, deren Lippen sich

aufeinanderpreßten, während es wie glühender Zorn aus ihren Augen sprühte. Der Hausherr ging hinaus, den Neffen zu empfangen, vielleicht auch sein Eintreten zu verzögern. Aber schon zwei Schritt von der Schwelle kam Reinhold ihm entgegen und trat mit geräuschvoller Begrüßung in das Zimmer. Jedem die Hand schüttelnd, ging er von einer der Damen zur andern, mit vielen Worten des Willkommens, lachend und, wie es schien, von der Freude, welche sein überraschendes Eintreffen erregen mußte, fest überzeugt.

„Und Du, mein kleiner Schatz!" rief er, sich neben Cäcilie niederlassend. „Ach, was für ein kleines, schmales Affenhändchen Du noch immer hast! Und so kalt, so kalt! Ich will es Dir in meiner Hand wärmen!"

„Ungezogener! Untersteh' Dich! Weg von mir!" rief Cäcilie, über seine Annäherung aufgebracht.

Reinhold aber lachte: „Hoho! Wie böse! Warte nur, ich versöhne Dich bald, wenn ich Dir zeige, was ich Dir mitgebracht habe!"

Er wurde darauf mit Hubert bekannt gemacht, vor dem er sich nur flüchtig, doch nicht ohne einen scharf prüfenden Blick, verneigte.

Hubert sah einen jungen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren vor sich, gut gewachsen, ein wenig zur Fülle geneigt, mit schönem Schnurrbart und in modernster Reisekleidung. Seine Züge, sein ganzes Wesen, sprachen das vollkommenste Sicherheitsgefühl aus, ohne daß er sich schon anmaßend oder formwidrig betragen hätte. Auch schien weder Herr Thormann noch die Tante Cäciliens starken Widerwillen gegen ihn zu theilen. Sie ließen ihn plaudern und erzählen, fragten ihn allerlei, lachten über manche seiner Späße, so daß er sich ihnen gegenüber des angenehmsten Willkommens getrösten konnte. Hubert schwieg, da er keine Gelegenheit fand in die Unterhaltung einzugreifen. Der junge Weltmann mißfiel ihm nicht gerade, er glaubte sogar manchen schätzbaren Zug an ihm zu erkennen; allein ein bestimmtes Gefühl wollte ihm voraussagen, daß von Reinhold aus sich ihm ein Conflict vorbereiten werde, der seine Beziehung zum Hause Thormann verändern müsse. Diesen Conflict wollte er jedoch möglichst lange vermeiden, und er beschloß deshalb heute die Familie unter sich zu lassen. Als man sich erhob, um in das Speisezimmer zu gehen, wo um der Bewirthung Reinholds willen der Abendtisch etwas früher hergerichtet worden war, und er sich stillschweigend entfernen wollte, sah er plötzlich Cäcilie an seiner Seite:

„Kommen Sie zu uns!" flüsterte sie. „Ich speise mit Lucien allein."

„Unmöglich, gnädiges Fräulein!" gab er zurück. „Ich bitte sogar mich für den Rest des Abends von der Gesellschaft zu beurlauben."

„Wenn Sie doch nicht bei uns bleiben wollen," entgegnete sie schmollend, „so ist es mir gleich, wohin sie gehen!" Schnell aber wieder in freudigen Ton übergehend, fuhr sie fort: „Aber morgen, nicht wahr? Wir singen wieder, und viel — und immerzu, daß der verhaßte Mensch gar nicht mehr zu Worte kommen soll!"

Ein paar Tage vergingen, ohne daß eine Annäherung der beiden jungen Männer stattgefunden hätte. Hubert suchte sie nicht, und Reinhold schien sich mehr auf das Beobachten des unerwarteten Gastes, den er im Hause vorgefunden, zu beschränken. Der junge Baumeister fühlte sich in diesen Tagen besonders unbehaglich in der Familie, denn Cäcilie that Alles, um die Gunst, in der er bei den Ihrigen und bei ihr selbst stand, recht in das Licht zu setzen. Um diese Auffälligkeit zu beschränken, ließ er zwei Tage seinen Platz am Mittagstische unbesetzt und entschuldigte sich mit Besorgungen in der Stadt. Abends konnte er aber der Einladung in die Familie nicht entweichen. Er mußte am Clavier Cäciliens Gesang begleiten, die „Frühlingsstimmen“ und Alles, was sie konnte. Sie gab dem Vetter zu hören, was sie gemeinsam gelesen, und war lebhafter, als dieser sie jemals gesehen hatte. Und der Vater und die Tante sahen und hörten das an mit einem Lächeln, halb beglückt und halb wehmüthig — selbst Hubert begriff es nicht; um so mehr mußte es dem Vetter auffällig sein!

Reinhold gab sich gleichwohl ganz gelassen und leicht, als beobachtete er nichts Bemerkenswerthes. Gleichwohl fühlte er sich innerlich auf das Stärkste herausgefordert. Die Vergrößerung und das Bauen in der Fabrik mochte hingehen, es lag ihm wenig daran; der Baumeister aber schien ihm ein Hinderniß zu werden, war es vielleicht schon geworden! Man hatte diesem die Zimmer im oberen Stockwerk der Villa eingeräumt, während er selbst in der Fabrik wohnen mußte; Herr Thormann und die Tante waren seines Lobes voll; Cäcilie bevorzugte ihn ganz offen; sein Einfluß im Hause war unverkennbar. Dem mußte gesteuert werden, und Reinhold hoffte es in der einfachsten Weise zu thun.

Hubert stand eines Morgens über sein Reißbrett gebeugt, um seine letzte große Zeichnung zu vollenden. War diese fertig — und er hoffte sie bis morgen zu bewältigen —, dann war ein so großer Raum für seine Arbeit nicht mehr nöthig, und er wollte Herrn Thormann dann bitten, ihn nach der Fabrik übersiedeln zu lassen. Er war verstimmt über seine Stellung in der Familie, mehr noch bedrückt, daß Lucie ihm in keiner Weise entgegen kam, ihm sogar jede Annäherung zu erschweren suchte.

Da wurde stark an seine Thür gepocht, und herein trat Reinhold, ohne Hut, mit angezündeter Cigarre, wie zu einem ganz familiären Gespräch. „Guten Tag, Herr Baumeister! Lassen Sie sich bei der Arbeit nicht stören! Ich komme auf ein Plauderstündchen, welches wir einander eigentlich schuldig sind.“ Er betrachtete Huberts Zeichnung einige Augenblicke. „Alles sehr schön!“ fuhr er fort. „Der Onkel kann sich gratuliren!“ Dann warf er sich in die Ecke des Sophas, Hubert gegenüber, und begann in ebenso bequemer Weise ein Gespräch, welches er bald auf die häuslichen Verhältnisse überzuleiten wußte. „Es ist am Besten,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen sage, wie ich zum Hause meines Oheims stehe. Ich werde nämlich meine Cousine Cäcilie heirathen.“

Hubert fuhr von seinem Zeichenbrett auf und sah ihn erstaunt an.

„Nun? Was stutzen Sie denn?“ fragte Reinhold mit einem scharf prüfenden Blicke.

„Verzeihen Sie“, entgegnete Hubert, „es ist Ihre eigene Angelegenheit —“

„Versteht sich! Aber Sie scheinen überrascht durch meine Mittheilung. Was fällt Ihnen dabei auf? Reden Sie ganz offen!“

„Wenn Sie bereits mit Fräulein Cäcilie und Ihrer Familie darüber einig sind, dann habe ich keine Meinung darüber auszusprechen.“

„So setzen Sie einmal den Fall, ich wäre — wenigstens mit meinem Oheim noch nicht einig darüber —“

„Dann würde ich meine Verwunderung nicht verhehlen, wie ein Mann daran denken könnte, sich eine so — so kränkliche junge Dame zur Gattin zu wählen.“

„So? Weiter nichts?“ entgegnete Reinhold. Gleich darauf fing er an zu lachen. „Sie scherzen! Cäcilie ist eine der reichsten Partien auf weit und breit. Ich bin ja nicht der Einzige, der das in's Auge faßt. Wer sie zur Frau gewinnt, der ist durch das Erbe Onkel Thormanns gesichert; und so wünsche ich, wie ich ihm und ihr einer der Nächsten bin, auch mir selbst der Nächste zu sein.“ Reinhold streckte sich der Länge nach auf dem Sofa aus und warf einen Seitenblick auf den Zuhörer.

„Das ist Alles klar und verständlich,“ sagte dieser, an einem Bleistift spitzend; „und wenn Fräulein Cäcilie Ihnen ihre Zuneigung schenkt —“

„Macht mir keine Sorge!“ fiel Reinhold ein. „Sie meinen, weil sie jetzt etwas spitzig gegen mich thut? Ich habe immer gut mit ihr gestanden, und ihre böse Laune wird vergehen. Freilich kann ich mit ihr nicht musiciren, wie Sie es so gerne thun —“

„So gerne —?“ rief Hubert dazwischen. „Nun, ja, da es ihr und ihrer Familie eine kleine Freude bereitet, so habe ich es auch gern gethan. Uebrigens — habe ich schon besser singen hören!“

„Kann ich mir schon denken! Ich auch!“ rief Reinhold lachend. „Also, Sie hätten nichts einzuwenden gegen meine Heirath mit Cäcilien?“

„Wie sollte ich? Aber — offen gestanden, beneiden würde ich Sie eben nicht um dieses Glück. Ein so zartes, hinfälliges junges Wesen —“

„Bah!“ rief Reinhold mit abwehrender Handbewegung. „Kann sein, sie lebt nicht lange — ihr Vermögen bleibt doch bei mir! Ohne Sentimentalität — Sie hören, ich bin aufrichtig!“ Er zündete eine neue Cigarre an, und da Hubert nicht Lust hatte etwas zu entgegnen, so entstand eine kurze Pause.

Dann begann dieser: „Nun setzen Sie aber einmal einen andern Fall. Herr Thormann ist noch in rüstigen Jahren, wenig über fünfzig. Wenn er sich wieder verheirathete, und ihm in der zweiten Ehe ein Sohn geboren würde —?“

Reinhold fuhr vom Sofa auf, augenscheinlich im Ernst erschrocken. „Was?" rief er halblaut. „Unsinn — es ist ja lächerlich! Oder wie — hat sich etwa in meiner Abwesenheit dergleichen angesponnen? Ich war aufrichtig gegen Sie — jetzt sein Sie es gegen mich! Reden Sie!"

„Es ist ja nur ein Einfall von mir! Aber so ganz abzuweisen ist der Gedanke doch nicht!"

„Nein! Sie haben Recht. Und plötzlich kommt auch mir so ein Einfall — da ist eine Person im Hause, diese Lucie! Ich habe sie nie leiden können. Wenn die am Ende ihre Netze nach ihm ausgeworfen hätte —!"

Hubert fühlte sich von Zorn durchzuckt, Luciens Namen in dieser Verbindung und von solchen Lippen verunehrt zu hören. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, er zerbrach den unschuldigen Griffel in seinen Händen und warf die Stücke hinter sich. Reinhold war innerlich zu beschäftigt, um es zu bemerken. Er ging ein paarmal rasch im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und sagte ruhig: „Ich glaub' es doch nicht! Es liegt nicht in der Natur des Alten. Denken wir nicht mehr daran! Und nun, Herr Witting, nachdem ich mich so rückhaltslos gegen Sie ausgesprochen habe, thun Sie es gelegentlich auch, und vielleicht können wir hier ganz gut neben einander bestehen. Ich will jetzt meinen Braunen noch etwas tummeln. Guten Morgen!"

Reinhold ließ seinen Braunen anfangs scharf ausgreifen, lenkte ihn aber im Walde bald in gemächlicheren Schritt. Es ging ihm viel im Kopfe umher. Seine Eifersucht gegen Hubert durfte er vielleicht zum Schweigen bringen, so dachte er; aber die Gegenwart desselben im Hause seines Oheims schien ihm immerhin gefährlich. Ob Herr Thormann die Absicht hegte, seinen Neffen im Todesfalle seiner Tochter zum Erben einzusetzen, war fraglich. Denn Reinhold, von Hause aus selbst wohlhabend, gehörte auch nach dem Verwandtschaftsgrade nicht zu den nächsten Erbberechtigten. Sein Vater, der Schwager des Fabrikherrn, hatte den Sohn vor einigen Jahren hierher geschickt, damit derselbe anfange, sich ernstlich mit etwas zu beschäftigen. Reinhold kam dann auch so leidlich in die Arbeit hinein, wußte sich's jedoch nach derselben oder in Pausen wohl sein zu lassen, wie er es liebte. Der Gedanke, sich durch eine Heirath mit Cäcilien in Besitz der Erbschaft zu setzen, war ihm so nach und nach gekommen, zumal Cäcilie bis zu seiner Abreise nach Amerika sich keineswegs so ablehnend und widerwillig gegen ihn gezeigt hatte, wie bei der Rückkehr. Ein Bedenken, ob ein so gebrechliches Wesen überhaupt zu heirathen sei, war ihm noch nicht gekommen. Seine Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit hatten nur den Vortheil des Besitzes im Auge, ohne daß man seine Gemüthlosigkeit schon hätte Bosheit nennen können; es war eher etwas Naives in seinem Egoismus. Von Hause aus verwöhnt, brauchte er viel für sich, wollte viel besitzen und scheute nicht davor zurück, durch

ein Mittel dahin zu gelangen, welches dem jungen Baumeister fast verbrecherisch vorkam. Nun hatte dieser seinen Gedanken plötzlich doch eine andre Wendung gegeben durch die ausgesprochene Möglichkeit, daß Herr Thormann, den Reinhold fast schon für einen uralten Mann gehalten, sich noch einmal verheirathen, und sich noch eines männlichen Erben erfreuen könnte. In diesem Falle, so meinte er, gäbe es auch wohl bessere Partieen als Cäcilie! Und wie ihm zuerst Lucie als die Feindin seiner Wünsche eingefallen war, so tauchte der Verdacht gegen sie wieder auf, und wollte ihn nicht loslassen.

Da er viel Selbstbeherrschung besaß, so beobachtete er in den nächsten Tagen, scheinbar in der besten Laune, den geselligen Verkehr im Hause. Daß Hubert sich zurückhaltend genug hielt, während Cäcilie ihn in jeder Weise bevorzugte, war zu augenscheinlich, als daß er es nicht hätte erkennen sollen. Immerhin ärgerte es ihn, denn sein Plan auf Cäcilien war nicht schon aufgegeben. Fleißiger richtete er seine Beobachtung auf die Beziehungen Luciens zu Herrn Thormann. Obgleich er wußte, daß sie seit zehn Jahren wie eine Tochter des Hauses in der Familie lebte und den Hausherrn und dessen Schwester als Onkel und Tante anredete, zog er jetzt aus unschuldigen Worten, Blicken, kleinen Diensten, allerlei Verdacht, der bei ihm nur lebhafter um sich griff. Wenn es gelänge, Lucien aus dem Hause zu entfernen, konnte da nicht mancherlei verhindert werden? Da er es nicht liebte, das was ihn aufregte, lange in sich herumzutragen, und schnell von Entschlüssen war, nahm er sich vor, sich zuerst einmal mit der Tante über Lucie zu unterhalten.

Er sprach Einiges zu ihrem Lobe, worin ihm Frau Steinbach beipflichtete, und kam dann so leise darauf zu sprechen, wie er sich eigentlich wundre, daß Lucie sich noch nicht verheirathet habe. „Der Onkel würde sie doch gewiß sehr gut ausstatten,“ fügte er hinzu, „da er sie wie zum Hause gehörig betrachtet!“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete die Tante. „Doch davon abgesehen, könnte man dem Manne nur Glück wünschen, der ein so vorzügliches Mädchen als Frau heimführte.“

„Freilich! Freilich!“ fuhr er fort. „Und es giebt ja auch Männer, die über den Mangel an Vermögen hinwegsehen, wenn sie selbst reichlich genug damit bedacht sind.“

Frau Steinbach wurde aufmerksamer und betrachtete Reinhold nachdenklich prüfend.

„Was meinen Sie wohl, Tante?“ fuhr er fort, sich nachlässig in einem Wiegestuhl auf und nieder bewegend. „Ob Lucie nicht schon im Stillem jemand weiß, dem sie ihre Hand zu schenken hofft?“

„Darüber habe ich keine Meinung, lieber Reinhold, weil ich nichts davon weiß. Aber wie kommst Du auf solch ein Gespräch über Lucien? Liegt darin etwa ein Bekenntniß? Wie werth Dir Lucie immer sein mag

— sei etwas auf der Hut! Ich glaube nicht, daß ich Dir viel Hoffnung machen könnte, die Hand Luciens zu gewinnen!"

„Was? Ich und Hoffnung auf —? Ich Lucie heirathen?" rief er, laut auflachend und sehr belustigt durch diese überraschende Wendung. „Sie ist ja auch ein paar Jahre älter als ich!" fuhr er fort. „Die muß einen alten Herren heirathen, den sie pflegen und warten kann!"

Frau Steinbach schüttelte verwundert den Kopf. „Ich glaube nicht, daß das nöthig wäre!" sagte sie. „Uebrigens — ist Lucie klug genug, in ihrer Wahl das Richtige zu thun, selbst wenn sie, nur ihrem Herzen folgend, ihre Hand einem Manne schenkte, der jünger wäre, als sie."

Fühlte sich Reinhold von diesem Gespräche wenig befriedigt, so wurde sein Widerwille gegen Lucie nur noch gesteigert, da ihm allerlei einfiel, wofür er ihr eigentlich noch Vergeltung schuldig sei. Denn sie hatte ihn häufig ein wenig gehänselt, soweit eine liebenswürdige Dame es darf, wenn ein jüngerer Mann in Aussprüchen und Behauptungen sich Blößen giebt. Und daran ließ es Reinhold nicht fehlen, da er wenig gelernt hatte, in literarischen und künstlerischen Dingen ganz unwissend war und in seinem Selbstgefühl gerne schnell aburtheilte oder doch dreinsprach. Luciens Entgegnungen hatten dann nicht selten das Gelächter der Anwesenden hervorgerufen. Die Erinnerung daran regte ihn nachträglich mehr und mehr auf, und er sann darauf, ihr dafür in irgend einer Weise rächerisch beizukommen.

* * *

Cäcilie war seit einigen Tagen hinfälliger und müder als sonst, ohne daß sie sich krank fühlte. Nach dem Willen des Arztes sollte sie möglichst viel in der Luft sein. Sie hatte im Park einen Lieblingsplatz, nicht weit vom Hause, den man in der Familie einfach „die Aussicht" nannte. Im Rücken hochaufgeschossenes Gebüsch, sprang der Kiesboden im Halbkreise etwas schroff gegen die Tiefe vor und bildete eine Art von Bastei, unter welcher sich Terrassen mit Weinspalieren absenkten. Wald und Hügel gegenüber, der Blick in die freie Ebene gaben ein einfach freundliches Landschaftsbild. Gartentisch und Sessel luden zum Ausruhen ein und wurden häufig gegen Abend benutzt, um die kühlere Stunde zu genießen. Da Cäcilie es wünschte, wurde nach einem heißen Julitage hier der Tisch für die Abendmahlzeit gedeckt. Sie selbst verließ ihren Fahrstuhl nicht, gab sich aber heiter und zufrieden mit ihrer Lage, indem sie ihre Augen bald auf Hubert bald in die Landschaft richtete.

Da flog vom Walde her ein Adler auf, und schwebte in mächtigen Kreisen durch den Luftraum.

„O seht, wie schön!" rief Cäcilie. „Wer da mitkönnte!"

Und nachdem sie eine Weile hinaufgeblickt, begann sie wieder:

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt!“

Hubert fühlte sich innerlichst gerührt durch den Ausdruck der Stimme Cäciliens, und auch die Familie blickte mit schweigender Bewegung auf die zarte Gestalt und die stille Verklärung in den Zügen des jungen Mädchens. Aber wie auf Fausts Erguß tiefster Empfindung Wagner mit der trockensten Prosa entgegnet, so fragte jetzt Reinhold, mit dem Tone, wie man sich etwa an ein Kind wendet:

„Kleine, was declamirst Du denn da für ein überschwängliches Poem?“

Cäcilie würdigte ihn keines Blickes, die Uebrigen lächelten. Da begann Lucie: „Ei, ei, Herr Reinhold! Haben Sie Ihren Wallenstein so vergessen, daß Sie sich der Worte Theklas nicht mehr erinnern?“

„Ach so! Richtig!“ rief Reinhold, indem er mit Ueberzeugung beide Hände in die Seitentasche steckte. „Ich bin seit lange in keinem deutschen Theater gewesen.“

Darauf folgte aber ein allgemeines Lachen, während dessen Reinhold fragend und ärgerlich aufgeregt von Einem zum Andern blickte.

„Gieb Dich zufrieden!“ sagte der Oheim. „Als ich so alt war, wie Du, konnte mir auch allerlei begegnen, denn meine literarische Bildung war nicht stark, und Goethes Faust mochte noch damals nicht so populär sein, wie heutzutage. Lucie war es, die unsere künstlerische Erziehung erst begann und zu fördern wußte. Immerhin könntest Du Dich nach dieser Richtung auch etwas mehr umsehen!“

Vielleicht hätte sich Reinhold zu anderer Zeit über eine solche kleine Demüthigung lachend hinweggesetzt oder auch sie gar nicht empfunden; in diesem Augenblick aber fühlte er sich in seiner Selbstüberschätzung auf das Bitterste beleidigt. Er warf einen zornfunkelnden Blick auf Lucien, deren Neckerei ihn in die Falle gelockt und dem Gelächter ausgesetzt hatte; er blickte grimmig auf Hubert, welcher, wie es ihm vorkam, am lautesten gelacht hatte und sich jetzt leise mit Cäcilien unterhielt.

„Und er spielt dennoch meinen Nebenbuhler bei ihr,“ so dachte er. „Alles war Verstellung und Heuchelei! Der Eindringling soll mich noch kennen lernen!“

* * *

Cäcilie wurde von Tag zu Tag schwächer, aber in ihrer Kindlichkeit zugleich liebenswürdiger, als Hubert sie noch kennen gelernt hatte.

„Ich bin jetzt immer so müde und mag nicht singen!" sagte sie zu ihm. „Spielen Sie mir unsere Lieder vor, die Frühlingsstimmen, und was Sie mir sonst begleitet haben. Sie machen das so schön, daß mir ist, als sänge ich es selbst!"

Und Hubert folgte ihrem Wunsche jetzt lieber als bisher, denn sein Mitgefühl für das gute Kind steigerte sich mit Cäciliens Hinfälligkeit.

Der Platz mit der Aussicht wurde jetzt täglich der Sammelplatz der Hausgenossen, da die Abende lau waren und Cäcilie dorthin begehrte. Eines Tages war Hubert etwas früher dahin gegangen, innerlich beschäftigt mit seinem wunderlichen Verhältniß zu dem Thormann'schen Familienkreise. Der Hausherr hatte seinen Wunsch, ihn nach Vollendung der Zeichnungen in der Fabrik Wohnung nehmen zu lassen, freundlich aber entschieden abgelehnt mit den Worten, die Aenderung lasse sich jetzt nicht gut herstellen. Und so lebte er nach wie vor in der Familie, im täglichen Verkehr mit Lucien, für die sein Herz immer lauter und dringender sprach, ohne daß sie ihm die sehnlichst gewünschte Annäherung gestattete.

Da schlenderte auch Reinhold dem Platze zu, die Reitpeitsche noch in der Hand, da er von seinem Braunen abgestiegen war. „Nun? Der Herr Baumeister noch allein?" rief er Hubert in nicht eben freundschaftlichem Tone zu. Da Hubert nichts entgegnete, so schwieg auch Reinhold einige Augenblicke. Dann begann er wieder: „Mit Cäcilien geht's wahrscheinlich zu Ende. Den Alten aber scheint die Person wirklich im Sacke zu haben!"

„Von wem reden Sie?" fuhr Hubert auf.

„Von wem werde ich denn reden, als von Mamsell Lucien, dieser erbschleichenden Bestie, die sich hier eingenistet hat —"

„Herr!" rief Hubert auffahrend. „Sie werden in anständigerem Tone von einer Dame sprechen, die zu Ihrer Familie gehört!"

„Was fällt Ihnen denn ein?" entgegnete Reinhold scheinbar gelassen. „Was geht Sie meine Familie an? Ich darf über jeden Einzelnen reden, wie ich Lust habe!"

„Nicht ungestraft! Ich werde für jeden Einzelnen eintreten. Das ungezogene Wort gegen Fräulein Lucie werden Sie zurücknehmen!

„Warum nicht gar! Gegen so Eine —!" entgegnete Reinhold mit gezwungenem Lachen.

„Sie werden es!" rief Hubert zur Heftigkeit aufgestachelt. „Oder Sie werden mir — mir, sage ich! — Genugthuung dafür geben! Wenn Sie Fräulein Lucie beleidigen, so beleidigen Sie auch mich! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie auch wissen, wie dieser Handel auszutragen ist!"

„Ich soll mich doch nicht gar mit Ihnen schießen?" sagte Reinhold höhnisch lächelnd. „Für gewisse Leute ist mir die Reitpeitsche gut genug!"

„Elender!" rief Hubert, und mit raschem Griffe riß er seinem Gegner die Waffe aus der Hand und schleuderte sie weithin in das Gebüsch.

Darauf war Reinhold nicht gefaßt gewesen. All' der in ihm aufgesammelte Groll war plötzlich zum tödtlichen Haß gesteigert, und in völliger Selbstvergessenheit stürzte er sich über den Feind, um ihn von der Bastei zu werfen, an deren Rande sie sich nur zu nahe befanden. Aber er hatte seinen Mann gefunden, denn Hubert stand ihm und suchte sich nur aus seiner Umschlingung loszumachen. Den Schrei aus weiblichem Munde, welcher in der Nähe laut wurde, hörte Hubert mit Erschrecken, während Reinhold im Ungeschick seines wüthenden Angriffs strauchelte, und Hubert, nicht im Stande sich schnell genug von ihm zu befreien, den Boden verlor und mit ihm in der Tiefe verschwand. Angriff und Sturz waren das Schauspiel weniger Augenblicke gewesen.

Ein neuer Aufschrei, ein Zurufen des Entsetzens verschiedener Stimmen folgte demselben. Die Damen waren in die Nähe gelangt, hatten mit angesehen, wie Reinhold sich über Hubert warf, und den unerhörten Vorgange beigewohnt. Da sprang Cäcilie mit neuem Schreckensruf aus ihrem Fahrstuhl und flog dem Abhang entgegen, wo sie ohnmächtig zusammenbrach und von Lucien und der Tante in den Armen aufgefangen wurde. Beide fühlten sich selbst wie gelähmt vor Schreck; doch hatte Lucie Geistesgegenwart genug, Cäcilien nur schnell in ihren Fahrstuhl zurück zu tragen, sie in das Haus zu schaffen und nach dem Arzte in die Stadt zu schicken.

Nicht lange darauf kam Hubert die Steintreppe zur Seite der Bastei herauf. Seinen Gegner hatte er aus den Augen verloren. Der Fall war nicht schwer, weil nicht gar tief, gewesen, und eine ernste Verletzung glaubte er nicht zu spüren. Aber in dem Gefühle einer unerhörten Schmach hätte er sich vor der ganzen Welt verbergen mögen. Denn ihm war die Gegenwart der Frauen nicht verborgen geblieben, und er wollte verzweifeln, vor den Augen Luciens in so gemeiner Situation betroffen worden zu sein. Daß er sich gegen den Angreifer nur vertheidigt hatte, brachte er kaum in Anschlag, da die Niederlage doch die gleiche gewesen war. Wie vernichtet, ging er, um Niemand zu begegnen, auf weiten Umwegen nach Hause und in sein Zimmer. Seines Bleibens durfte hier nicht mehr sein, so war seine Meinung. Ließ sich in der Fabrik keine Wohnung für ihn finden, so wollte er im benachbarten Städtchen ein Unterkommen suchen, so lange seine Aufsicht über den Bau noch nöthig war. Vor Allem galt es, sich mit Herrn Thormann auseinander zu setzen.

Wie es um diese Zeit in den Frauengemächern aussah, wußte Hubert nicht. Als er unten nach dem Hausherrn fragte, entgegnete ihm die alte Dienerin, er werde ihn jetzt schwerlich sprechen können, da er mit dem Arzte bei Fräulein Cäcilie sei. Auf seine Frage, was ihr geschehen sei, fuhr die Alte fort:

„Ein Herzkrampf hat das liebe Kind niedergeworfen. Es sollte immer

vor Aufregung, vor Schreck besonders, bewahrt werden, da dergleichen auf das liebe kleine Herzchen jedesmal schädlich gewirkt hat; nun aber muß etwas vorgefallen sein — es scheint recht bedenklich mit dem Fräulein zu stehen!"

Hubert wendete sich rasch ab und ging in sein Zimmer hinauf, erst recht bestürzt über die empfangene Nachricht. Daß er selbst vermuthlich mit die Veranlassung zu der Gefahr, in welcher Cäcilie schwebte, gegeben hatte, rief neue Sorgen in sein Gemüth. Wenn er nur Jemand von der Familie hätte fragen können! Aber einzudringen wagte er nicht, da die Beschämung ihn noch zu drückend beherrschte. Um doch etwas zu thun, fing er an, seine Siebensachen einzupacken. Es mußte ja doch demnächst geschehen.

Da wurde an die Thür gepocht, und die alte Dienerin trat ein mit der Frage, ob der Doctor auch zu ihm heraufkommen solle?

„Ich wußte ja gar nicht, daß Ihnen etwas fehle?" fügte sie hinzu. „Fräulein Lucie ist besorgt um Sie, weil Sie gestürzt sein sollen!"

„Fräulein Lucie? So?" rief Hubert. „Machen Sie ihr meine Empfehlung — der Fall hat mir gar nichts angethan; ich bin ganz wohl — ich lasse danken!"

„Ja aber — wie sieht es denn hier aus?" fuhr die Alte mit einem Blick durch das Zimmer fort. „Der Reisekoffer mitten in der Stube, und Ihre Sachen rings umher — was giebt es denn nur? Wollen Sie verreisen?"

„Vielleicht — jetzt aber sprechen Sie Fräulein Lucie meinen Dank aus, und — fragen Sie, ob sie mir nicht unten für ein paar Worte Gehör schenken wolle?" Es war heraus! Der kühne Entschluß hatte sich im Nu über die Lippen gedrängt.

Die gute Alte ging verwundert hinunter. Hubert, durch Erwartung zu aufgeregt, um seine Beschäftigung wieder aufnehmen zu können, durchschritt eine Weile das Zimmer. Aber seine Botin kam nicht wieder. Statt ihrer trat der Hausherr in das Zimmer. „Sie wollen verreisen?" rief er. „Das geht jetzt nicht, lieber Freund! Bleiben Sie! Ich bitte Sie — gerade jetzt sind Sie meinem Hause nöthig!"

„Nach dem, was vorgefallen ist, entgegnete Hubert — nach dem schmachvollen Auftritt, den Ihre Damen mit eigenen Augen ansehen mußten — kann ich jemals wieder vor ihnen erscheinen? Kann ich länger in Ihrem Hause verweilen?"

„Was die Frauen gesehen haben, kann keinen Makel auf Sie werfen. Nicht Sie werden mein Haus verlassen, sondern Ihr Gegner, der meine Schwelle nicht mehr betreten soll. Denn er, der zum Hause gehörte, hat das Gastrecht in der plumpsten und infamsten Weise verletzt! Es freut mich, daß Sie bei dem Sturz keinen Schaden erlitten haben. Meinem Neffen geschieht es Recht, daß er übler davon gekommen ist. Mit einer tüchtigen

Verstauchung des Armes hat er seine Wohnung erreicht. Der Arzt ist eben von uns zu ihm gefahren."

„Wie befindet sich aber Fräulein Cäcilie?" fragte Hubert.

Der Hausherr seufzte. „Besser — nun ja, besser! Setzen wir uns, lieber Freund, ich habe Ihnen ein langes Bekenntniß zu thun! Unser Hausarzt ist mein Freund seit zwanzig Jahren — ein ehrlicher Mann, der mich nicht mit Täuschungen hinhält, wo es nichts zu hoffen giebt. Schon im Frühjahr vertraute er mir, daß meine Tochter vielleicht den Herbst, schwerlich den Winter noch heranleben werde. Wir sollten dem lieben Kinde die kurze Zeit so freundlich als möglich gestalten. Wir suchten es auf unsere Weise zu thun, aber es kam anders, über alle Erwartung! Cäcilie wurde glücklich, ja in ihrer Weise glücklich! Denn Sie erschienen bei uns, und von Ihrer ersten Begegnung an waren Cäciliens Gedanken nur noch mit Ihnen beschäftigt. Sie schien dem Leben noch einmal gegeben, sie schien aufzublühen, ein noch unbekanntes Glück verschönte ihr Dasein. Wir sahen es mit Rührung, und wir ließen es eben gehen, denn wir erkannten Ihre tactvolle Haltung, und wir dankten Ihnen im Stillen dafür.

„Sie brauchen mir nichts zu entgegnen," fuhr Herr Thormann fort, da er beobachtete, wie Hubert mit verlegener Miene nach Worten suchte. „Sie sollen nur erfahren, daß Sie uns Allen ein unendliches Glück gebracht haben, ein Glück, welches Sie nach unserer Empfindung zu dem Unseren macht. Cäciliens Gefühl für Sie ist vielleicht kindlich wunschlos, wenigstens schien sie stets glücklich zufrieden mit dem Maß freundlichen Entgegenkommens, das Sie ihr boten. Ich aber schätze Sie, lieber Freund, um so höher, daß Sie dieses Maß niemals überschritten haben — nein, ich drücke mich nicht richtig aus — daß Sie vielmehr rücksichtsvoll genug waren, ein Entgegenkommen über sich ergehen zu lassen, bei welchem Sie — zu überwinden hatten! Wenden Sie nichts ein — ich bitte Sie darum! Uns aber sollen Sie nicht verkennen, daß wir scheinbar gelassen zusahen bei einer augenfälligen Neigung, welche, wenn meine Tochter gesund wäre, nur dann hätte gebilligt werden können, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhte. Jetzt, da die Tage meines armen Kindes gezählt sind, wenn es ihm auch augenblicklich besser geht, jetzt dürfen Sie uns nicht verlassen! Die reine Lebensfreude, welche durch Ihre Gegenwart in ein junges Herz gedrungen ist, lassen Sie sie noch fortwirken — wohl nur noch für kurze Zeit! Bleiben Sie bei uns! Wir Alle bitten Sie inständig darum!"

Hubert sah in die feuchten Augen des bekümmerten Vaters, und bewegt seine Hand ergreifend, rief er: „Ich danke Ihnen für dies Vertrauen! Ich bleibe!"

Als er am anderen Morgen sich zu einem Gange nach der Fabrik anschickte, trat ihm Lucie plötzlich entgegen. Sie trug Rosen in der Hand, die sie für Cäcilien aus dem Garten geholt hatte; und sie selbst sah, für

Huberts Augen, schöner aus als alle Rosen. „Sie wünschten mich gestern Abend zu sprechen," rief sie ihm entgegen; „ich war aber durch die Pflicht gebunden. Sie wollten nach Cäciliens Befinden fragen, nicht wahr?"

„Ich war nicht minder erfüllt von meiner eigenen Angelegenheit! Sie haben mich bei dem beschämendsten Auftritt gesehen —"

„Lassen Sie uns davon nicht reden," sagte sie. „Suchen wir es zu vergessen. Cäcilie ist beglückt, daß Sie gesund sind. Sie wird aufstehen und will ‚singen', das heißt, sich von mir, oder lieber noch von Ihnen, ihre kleinen Lieder vorspielen lassen. Und Sie thun es — gewiß! Sein Sie noch eine Weile gütig und — gehorsam!"

„Dürfte ich nur ein Wort von Ihnen vernehmen," rief er „das mir meinen Gehorsam trostreich und hoffnungsvoll machte! Lucie, Sie müssen erkannt haben, was in mir vorgeht! Ich kann die Sprache meines Herzens nicht mehr zurückhalten — ach, Lucie, was soll daraus werden?"

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn beseligte, und sagte: „Was aus uns Beiden werden soll? Theuerster Freund, das versteht sich ja von selbst." Aber als er ihre Hand an sich riß und einen Kuß überströmender Freude darauf drückte, fuhr sie hastig fort: „Still! Noch dürfen wir kein eigenes Glück verlangen, da die Sorge um uns her wohnt, und die Trauer schon auf die Schwelle tritt. Ueberwinden Sie sich! Ich baue auf Sie!" Sie eilte an ihm vorüber und in die Gemächer. Aber eine von den Rosen, die, ihrer Hand entfallen, am Boden liegen geblieben war, hob Hubert auf und steckte sie vor die Brust. Er schritt hastig seines Weges, von einem Hochgefühl getragen, darin ihm alles Schwierigste des Lebens leicht und ausführbar erschien.

In der Fabrik fand er einen Brief, der daselbst im Geschäftszimmer für ihn liegen geblieben war. Er erkannte die Schriftzüge seiner Mutter und zog das Blatt hastig aus der Umhüllung. Die Mutter schrieb ihm, sie sei in der letzten Zeit viel unwohl gewesen, und habe rechte Sehnsucht nach ihm. Ob er sich nicht zu dem Besuche, welchen er ihr zum Herbst versprochen, schon etwas früher rüsten könne? Es wären noch Geschäfte, aus des verstorbenen Vaters letzten Tagen her, abzuthun, für welche ihre Sachkenntniß nicht ausreichte, und die sie gern in die praktischen Hände ihres Sohnes legen möchte. Hubert kannte diese Geschäfte, und, bewegt durch die liebevollen Worte seiner Mutter, wäre er gern noch heut in ihre Arme geeilt. Aber hatte er nicht gestern erst Herrn Thormann das Versprechen gegeben, sein Haus jetzt nicht zu verlassen? Für eine Reise zu seiner eigenen Familie würde ihm der Fabrikherr unter anderen Verhältnissen unbedingt Urlaub gegeben haben, ja er hätte ihn sich sogar ohne Anfrage nehmen dürfen; allein wie die Dinge augenblicklich standen, glaubte er nicht einmal Urlaub verlangen zu dürfen. Und auf wie lange er sich durch sein Wort hier gebunden fühlen sollte, war nicht abzusehen. Der Conflict zweier Familienverpflichtungen machte ihn für den Augenblick

rathlos und wirkte wie ein vernichtender Rückschlag gegen das Gefühl des Glückes, welches ihn nur eben noch gehoben hatte.

Da begegnete ihm im Flur der alte Hausarzt, welcher die Treppe herabkam.

„Gut, daß ich Ihnen begegne," rief derselbe ihm entgegen. „Ich habe da oben einen sehr ungeberdigen Patienten, bei dem Sie mir vielleicht zu Hülfe kommen können."

„Sie meinen doch wohl nicht Herrn Reinhold?" entgegnete Hubert.

„Eben den. Kommen Sie in sein Zimmer."

„Erlauben Sie," wendete Hubert ein, „ich zweifle daß mein Besuch ihm angenehm sein werde, wie ich denn bekenne, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Es liegt ein ernster Handel zwischen uns —"

„Ich weiß, Herr Thormann hat mir davon erzählt. Dennoch, sein Sie großmüthig, und thun Sie den ersten Schritt entgegen!"

„Keineswegs!" rief Hubert erregt. „Er ist mir die Genugthuung noch schuldig —!"

„Ja doch! Freilich! Aber das hat ja noch Zeit! Vorerst ist er der durch seine eigene Schuld Unterlegene, auch moralisch seiner Familie gegenüber; Sie aber stehen in der Achtung des Hauses gesichert. Er hat sich in Conflict mit seiner Familie gesetzt. Ich hoffe auf eine Möglichkeit, denselben noch gütlich beizulegen, und das wird durch Sie und Ihren guten Willen am besten zu bewirken sein."

„Ich wüßte wirklich nicht, wie mir das gelingen sollte!"

„Bester, Ihnen sind schon merkwürdigere Dinge im Hause Thormann gelungen! Der Entschluß zum Versuch wird Sie die Mittel schon finden lassen. Also kommen Sie, und thun Sie noch ein Uebriges!"

So sehr Hubert innerlich widerstrebte, er ließ es geschehen, daß der Arzt ihn unter den Arm faßte und mit sich führte. Der alte Herr öffnete die Thür des Krankenzimmers, schob den unerwarteten Gast hinein und entfernte sich, um nach der Villa zu fahren.

Als Reinhold den Baumeister eintreten sah, fuhr er auf; aber die rasche Bewegung verursachte ihm heftige Schmerzen, so daß er laut schreiend zurücksank.

„Wer hat Sie hergeschickt?" rief er zornig. „Sollen oder wollen Sie mich verhöhnen? Scheeren Sie sich zum Teufel."

„Ich versichere Sie, daß ich es bei diesem angenehmer finden würde, als bei Ihnen!" entgegnete Hubert mit ruhiger Fassung. „Ich würde auch nicht aus hochherziger Regung Ihr Zimmer betreten haben, nur daß der Doctor mich überredete, seiner Kur bei Ihnen zu Hülfe zu kommen. Wenn Ihnen an der Verzeihung und Aussöhnung Ihres Oheims liegt, was ich vermuthe — gut, so will ich bei ihm ein Wort für Sie wagen."

„Ich verbitte mir jede Einmischung in meine eignen Angelegenheiten!"

„Um Ihretwillen würde ich es auch gewiß nicht thun, sondern nur

aus Theilnahme für Herrn Thormann, den ich höher schätze, als Sie. Ihrem Oheim geht es mehr zu Herzen als Ihnen, daß er seinem Schwager, Ihrem Vater, schreiben muß, er habe sich genöthigt gesehen, Sie um Ihrer Aufführung willen aus seinem Hause zu weisen!"

Nun hatte Reinhold freilich in der letzten Zeit und vorwiegend Hubert gegenüber mehr die rohere Seite seiner hochfahrenden Natur hervorgekehrt; gleichwohl waren seine Empfindungen im Innern und für seine Familie keineswegs völlig stumpf geworden oder in Selbstsucht versunken. Auf das strafende Verweisungswort seines Oheims hatte er wenig Gewicht gelegt, da er es nicht für ganz ernsthaft nahm; als er es aber jetzt von Hubert als eine Thatsache ausgesprochen hörte, erschrak er doch. Der Gedanke an den Kummer, den er dadurch seinen Eltern, besonders seiner Mutter, bereiten würde, bestürmte ihn so stark, daß er plötzlich in die heftigsten Thränen ausbrach. Es war ein Rückschlag, zu welchem seine körperliche Niederlage das Ihrige beitragen mochte.

Hubert stutzte, als er ihn schluchzen hörte, und, schon an der Thür, kehrte er um und betrachtete ihn aufmerksam. Wuchs auch seine Hochachtung nicht, so regte sich doch etwas von Mitleid für seinen Gegner. Er nahm am Lager Platz und schwieg einige Augenblicke, um abzuwarten, daß derselbe sich beruhigte. Als dies gelungen war, begann Reinhold: „Sie konnten keinen größeren Triumph über mich gewinnen, als diesen! Ich muß Ihnen noch mehr zugestehen — ich habe Unrecht gegen Sie begangen. Trotzdem bitte ich Sie — da Sie Geltung bei meinem Oheim zu haben scheinen — sprechen Sie bei ihm für mich!"

„Ich würde das auch ohne Ihre besondere Bitte gethan haben," entgegnete Hubert, „denn ich selbst überwände es nicht, wenn durch meine Veranlassung oder auch nur durch meine Gegenwart im Hause ein Zerwürfniß in Ihrer Familie aufkäme." Er erhob sich; zugleich aber trat der Wärter ein, der ihm ein Briefchen überreichte. Hubert kannte die Handschrift nicht, aber er las mit freudepochendem Herzen den Namen der Schreiberin unter den Zeilen. „Kommen Sie so bald als möglich nach Hause! Cäcilie ist sehr matt, und fragt fortwährend nach Ihnen. — Lucie."

Er machte sich in Eile auf den Weg. Der Arzt hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und trat hinaus, ihm entgegen. „Was Sie draußen ausgerichtet haben," begann er, „darnach werde ich Sie später fragen. Jetzt folgen Sie mir an ein anderes Krankenlager! Und, wenn es Ihnen möglich ist, mit einem recht unbefangenen und freundlichen Gesicht!"

Sie fanden Cäcilien in ihrem Fahrsessel im Wohnzimmer, völlig angekleidet, aber müde zurückgelehnt und mit halbgeschlossenen Augen, umgeben von den Ihrigen. Die Blicke der beiden Aelteren und Luciens sagten dem Ankommenden, daß er mit Sehnsucht auch von ihnen erwartet worden sei. Er näherte sich leise der Kranken und sagte mit leiser Stimme:

„Guten Tag, Fräulein Cäcilie!"

Das junge Mädchen schlug die Augen groß gegen ihn auf, und eine sprachlose Freude durchrieselte sie und belebte ihre Züge. Er reichte ihr die Hand, in welche sie die ihrige legte, so klein, so zart, daß Hubert nicht umhin konnte, sie wie die eines Kindes zu streicheln.

„Ich freue mich so sehr," sagte Cäcilie mit schwacher Stimme, aber mit frohem Ausdruck, „daß Sie ganz gesund sind! Und auch — daß Sie wieder da sind! Denken Sie nur, ich habe immerfort geglaubt Musik zu hören — die „Frühlingsstimmen", und das „erste Veilchen" und dann das „liebliche Geläute!" Bitte, nun spielen Sie es mir vor — ach nein! Lucie soll es spielen! Ich kann Sie dann besser ansehen!"

Lucie schlug das Liederheft auf und spielte das Begehrte in jenem Piano und Pianissimo, an welches sie sich bei der Begleitung nun schon gewöhnt hatte. Cäciliens Züge zeigten, daß sie innerlich jeden Ton und jedes Wort mitsang, und plötzlich streckte sie beide Arme gegen Hubert aus. Es war nur ein Werk der Barmherzigkeit, daß er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und sein Gesicht dem ihrigen näherte. Sie aber legte beide Hände auf sein Haupt, und er hörte die geflüsterten Worte: „Ach, ich bin so glücklich! So glücklich!" Dann sank sie in das Kissen zurück, ließ die Arme sinken und schloß die Augen. Lucie hörte auf zu spielen, die Uebrigen traten besorgt näher.

Cäcilie schien nur zu schlummern, doch überlebte sie diesen Tag nicht. Abends hörte ihr Herz auf zu schlagen, das kleine junge Herz, das einen Frühling und Sommer lang sein bescheiden Theil Glück doch auch empfunden hatte. Herr Thormann sah sein Haus kinderlos. Auch einem lange erwarteten Schmerze wird nichts von seiner Schmerzlichkeit genommen. Selbst das Aufhören einer Sorge im Hause kann wie Verödung wirken.

* * *

Der Hausherr, die Tante und Lucie saßen im Wohnzimmer bei der Lampe, der alte Hausarzt leistete ihnen Gesellschaft. Das nur spärliche Gespräch hatte die letzten Tage Cäciliens zum Inhalt. Hubert kam leise durch den Musiksaal geschritten; da er aber in der Unterhaltung seinen Namen nennen hörte, so trat er nicht ein, sondern schritt nach der Gartenveranda, wo er, an einen Pfeiler gelehnt, stehen blieb. Der Tag hatte ihm eine wechselvolle Reihe von Eindrücken gebracht: Glück am Morgen, Besorgniß, grollendes Unbehagen, darauf den widerstrebenden Blick in die kommenden Schatten des Todes. Und er wurde ein peinliches Gefühl nicht los, daß er hier eine Art von Rolle gespielt habe, für welche er innerlich nichts aufzuwenden hatte, als Rücksicht und Selbstüberwindung. Da hörte er ein leises Geräusch und erkannte Lucien, die aus der Saalthür trat und sich ihm näherte.

Fanny Lewald.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Die Veteranin der deutschen Romanschriftstellerinnen, Fanny Lewald, blickt auf eine reiche literarische Thätigkeit zurück, und obschon sie sich mit starken Schritten der Altersgrenze der Achziger naht, ist ihre Feder keineswegs erlahmt. Erst vor Kurzem hat ihre Erzählung „Josias", die in der „Gartenlaube" erschien, bewiesen, daß ihre schriftstellerischen Vorzüge nicht verblaßt sind, daß sie mit unwandelbarer Geisteskraft auf Gemüth und Verstand der Leser zu wirken weiß. Modeschriftstellerinnen, die in bestimmten Epochen den Ton angeben, mögen ihren Ruhm überleben. Eine solche Modeschriftstellerin ist Fanny Lewald nie gewesen; dazu ist sie zu eigenartig, und sie hat nie die Muster einer großblumigen oder kleinbeblümelten Darstellung zur Schau gestellt, welche in den Ladenfenstern der Unterhaltungsblätter die große Menge anlocken.

Fanny Lewald ist eine Ostpreußin; in der Stadt der reinen Vernunft hat sie das Licht der Welt erblickt, wo der kategorische Imperativ, auch nachdem der Philosophendamm, auf dem einst Kant mit dem Regenschirm promenirte, dem neuen Eisenbahnviertel den Platz geräumt hat, doch noch gleichsam auf den Straßen spazieren geht. In der That, das ostpreußische Naturell hat etwas Gesundes und Kritisches, nicht im Sinne moderner Hyperkritik, sondern in demjenigen ruhiger verstandesmäßiger Erwägungen. Die Ostpreußen haben Kopf und Herz auf dem rechten Fleck: so ein edelster Typus ist ein Denker wie Kant.

Hamann, der Magus aus dem Norden, und Herder, der große Anempfinder der Volks- und Weltliteratur aller Zeiten, tragen diesen Typus

Bis zum Jahre 1832 hatte Fanny Lewald die Pregelstadt nicht verlassen. Dann machte sie mit ihrem Vater eine Reise nach Berlin und Baden-Baden und mit der Familie ihres Onkels an den Rhein und nach Schlesien. In Breslau verweilte sie längere Zeit bei ihren Verwandten; hier trat ein für ihr inneres Leben entscheidendes Ereigniß ein, ihre Liebe zu Heinrich Simon, dem Sohn ihrer Tante Minna, der sich später als ein bedeutender Politiker zeigte. Doch diese Liebe war eine unglückliche; lange harrte Fanny vergeblich auf irgend eine Aeußerung, aus der sie auf eine Erwiederung ihrer Neigung hätte schließen können. Da, bei ihrem Abschied von Breslau, begleitete er sie nach Hause, und dort sanken sie sich bitterlich weinend vor der Thür der Wohnung in die Arme. „Dann raffte er sich zusammen, wir gaben uns die Hände und trennten uns — um uns nach einer Reihe von mir schwer durchlittener Jahre zu einer Freundschaft wieder zusammenzufinden, die bis zu des unvergeßlichen Mannes Tode uns in nicht wankender Treue und Festigkeit verbunden hat.“ Lange stand sie in Correspondenz mit dem Vetter; im Jahre 1839 erfuhr sie endlich durch einen von ihr veranlaßten Brief Heinrich Simons, daß ihr Geliebter — und zwar ebenso hoffnungslos wie sie — eine Andere liebe. Den Gemüthszustand, in den sie durch diese Mittheilung versetzt wurde, hat sie in ergreifender Weise in der zweiten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte: „Leidensjahre“ (2 Theile. 1861—62) geschildert. Ihr Leben in Königsberg war in der Zwischenzeit ein sehr einsames und unbefriedigtes gewesen. Einen vom Vater empfohlenen ehrenvollen Heirathsantrag hatte sie trotz ihrer kindlichen Pietät zurückgewiesen; trug sie doch damals noch eine schönere Hoffnung im Herzen. Sie ließ es nicht an Selbstanklagen fehlen und hatte das krankhafte Bestreben sich nützlich zu machen und diesen Nutzen fast in geschäftsmäßiger Form nachzuweisen. So führte sie ein Buch, an welchem sie mit peinlicher Sorgfalt nachrechnete, wie viele Taschentücher sie an einem Tage gesäumt, wie viele Paar Strümpfe sie gestopft, was sie überhaupt für die Familie mit Nähen, Schneidern, Musikunterricht geleistet hatte, um es am Ende des Monats nach seinem Geldwerth berechnen zu können.

Bald sollte sie aber in die Eine, für ihr ganzes Leben Ausschlag gebende Bahn gelockt werden. Aeußeren Anlaß dazu gab ihr Vetter August Lewald, der damals die Zeitschrift „Europa“ in Stuttgart redigirte und überhaupt zu den vielgenannten Journalisten und Schriftstellern gehörte. Er hatte ohne ihr Wissen schon einige Stellen aus ihren Briefen über Königsberger Zustände zum Abdruck gebracht; dann wurde sie von ihm aufgefordert, einen Aufsatz über die Huldigungsfeierlichkeiten zu schreiben, die damals 1840 in Königsberg stattgefunden. Sie kommt dieser Aufforderung nach; ihr Aufsatz findet Beifall. So schreibt sie gegen den Willen ihrer Familie selbstständig ein Märchen, eine Novelle, und da August Lewald dies alles lobt und honorirt, so faßt sie den Entschluß, sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen.

Ihr Vater machte zu diesem Entschluß eine bedenkliche Miene; doch trat er ihr nicht hindernd in den Weg, sondern wünschte ihr von Herzen Glück dazu. Sie war gerührt, und was sie in jenem Moment feierlicher Weihe empfunden, das Gelübde, das sie damals abgelegt, wollen wir mit ihren eignen Worten hier niederschreiben; sie ist in der That demselben nie untreu geworden. Es war kein unbewußtes Herumirren in den Zaubergarten der Poesie. „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Worts über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit heißt. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten."

Im Jahre 1842 erschien ihr erster Roman, „Klementine", welcher an Gutzkows „Werner oder Herz und Welt" erinnern mochte. Er behandelte die Störung der Ehe durch eine frühere Jugendliebe, eine Störung, welche durch Pflichtgefühl und Verzichtleistung ausgeglichen wird. Handelte es sich hier um einen Herzenskonflikt innerhalb der Ehe, so bildete dieselbe als religiös-bürgerliches Institut in den beiden folgenden Romanen den Mittelpunkt der Handlung. Der klare Verstand der Verfasserin schreckte so wenig vor verwickelten Rechtsfragen zurück, daß sie dieselben eingehend mit einer gewissen Vorliebe behandelte. Hierzu kam der Drang nach Emancipation in Bezug auf confessionelle Fragen, der damals in der Luft des Königsberger Liberalismus lag. Eine dieser Fragen war die jüdisch-christliche Mischehe. Einer der Vorkämpfer der liberalen Partei, Dr. Ferdinand Falkson, der vor Kurzem seine interessanten Erinnerungen aus der ostpreußischen Bewegungsepoche veröffentlicht hat*), vermochte in Preußen für seine Ehe mit einer Christin nicht die Bewilligung zu erhalten und gab alle betreffenden Actenstücke heraus. Die Frage stand damals auf der Tagesordnung, und Fanny Lewald mit ihrem lebhaften Sinn für Alles, was das öffentliche Leben betraf, und mit ihrem eifrigen Bestreben, für das Judenthum und die Gleichberechtigung der Confessionen eine Lanze zu brechen, bemächtigte sich dieses Stoffes in ihrem Roman „Jenny" (1843), welcher wohl der hervorragendste aus ihrer jugendlichen Sturm- und Drangperiode ist. Sie gab dem Conflikt keinen versöhnlichen, sondern einen tragischen Ausgang und ließ ihn in einer Doppelhandlung sich abspielen. Ihre eigenen Lebenserfahrungen hat sie mit großer Offenheit unverhüllt in demselben dargestellt: nach dieser Seite hin enthält der Roman ihre Confessions. Jenny ist wie sie selbst aus Liebe zu einem Kandidaten der Theo-

*) Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848). Memoiren-Blätter von Ferdinand Falkson. Breslau, S. Schottlaender.

logie zum Christenthum übergegangen, bereut aber diesen Schritt, weil sie sich mit dem kirchlichen Dogma der Dreieinigkeit nicht verständigen kann. Der Geliebte, ein orthodoxer Theologe, wendet sich von ihr ab, als er sich überzeugt, daß trotz der Taufe die Kluft ihrer religiösen Anschauungen nicht zu überbrücken ist. Hierzu kommt noch ein Motiv der Eifersucht. Jenny wird dadurch getröstet, daß ein Graf ihr, ohne Rücksicht auf Standesvorurtheile, Herz und Hand bietet: doch fällt der Verlobte in einem Duell, in welchem er einen unverschämten Lästerer zu züchtigen sucht, der natürlich die öffentliche Meinung in aufdringlicher Weise vertritt. Jenny stirbt mit gebrochenem Herzen an seiner Leiche. Das ist in der einen Hälfte der Lebensroman der Fanny Lewald: derjenige des Dr. Ferdinand Falkson spielt sich daneben ab. Ein junger jüdischer Arzt liebt die Tochter eines Bankiers: doch wegen der Kluft der Confessionen kann er sie nicht heirathen; er selbst will nicht zum Christenthum übergehen, weil er für die bürgerliche und politische Emancipation seiner Glaubensgenossen zu wirken sucht. So verzichtet er und findet einen Trost darin, daß einer seiner Freunde, der solches Glück verdient, seine Geliebte zum Altare führt. Auch hier weicht der Roman von seiner thatsächlichen Grundlage ab, denn Falkson hat seine Braut in England geheirathet. Der Roman ist frisch aus dem Leben der damaligen Zeit gegriffen; die jüdische Gesellschaft in ihren Haupttypen, sowohl in ihrem patriarchalischen Familienleben, wie in ihren anmaßlichen Ueberhebungen ist getreu geschildert; bei einzelnen Charakteren fehlt auch die humoristische Färbung nicht. Nüchterner und oft in die juristische Prosa hinabsinkend war der nächste Roman: „Eine Lebensfrage" (2 Bde. 1845). Ein Dichter, der eine zänkische und verständnißlose Frau hat, steht hier im Mittelpunkte des Romans, der sich ganz um die Frage der Ehescheidung dreht.

Dieser Roman bewies, daß das Talent der Verfasserin die Lebensverhältnisse, in denen sie sich bewegte, schon erschöpft hatte und leicht hätte verkümmern können, wenn der „Kneiphof" und die „Lastadie" der Pregelstadt für alle Zeit die Dekorationen ihrer Lebensbühnen geblieben wären. Doch es trat eine glückliche Wendung ein, die sie vom Pregel an den Tiber führte. Sie hat diese Epoche unter dem Titel „Befreiung und Wanderleben" in der dritten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte geschildert (2 Theile. 1862). Schon die große Zahl bedeutender Persönlichkeiten, mit denen sie auf ihren Reisen zusammentraf, erweiterte ihren Gesichtskreis und gab ihr eine Fülle von Anregungen. Sie zeigte als Portraitmalerin einen scharfen Blick und eine gute Beobachtungsgabe, und die Bilder, die sie von Varnhagen von Ense, Theodor Mundt, Clara Mühlbach, Herwegh, u. A. entwirft, sind treffliche Charakterköpfe. Hat sie doch von ihrer Kunst der Portraitmalerei in den „Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen" (1888) erst neuerdings wieder eine Probe gegeben, die zum Theil noch an jene Wanderepoche anknüpft.

Im Jahre 1845 unternahm sie die Reise nach Italien, die für ihr ganzes späteres Leben so bedeutsam werden sollte. Hier fand sie Anregungen jeder Art; das satte landschaftliche Kolorit, das bunte Volksleben befruchtete ihre Phantasie nnd gab auch ihrer ganzen Darstellung lebhafteren Schwung. Die Lazzaroni am Golf von Neapel waren doch ein Menschenschlag mit mehr Poesie als die Lastträger der Königsberger Lastadie, und die schöngeschwungenen Linien dieses Golfs, der Strand mit seinen Vulkanen und Bergeskuppen hatte doch einen ganz anderen Zauber als die baltischen Gestade mit ihren einförmigen Palmen. Dazu die Fülle der Kunstschätze, die Farbenpracht der Gemälde, die Poesie der Dome, die Meisterwerke der Architektur, die durch die Kunstwerke in ihrem Innern großen Nationalmuseen gleichen — das war für die jüdische und protestantische Weltanschauung, in welcher sich Fanny Lewald bisher bewegt hatte, mit ihren bildlosen Glaubenssätzen und Verstandesbegriffen anfangs etwas Fremdartiges, das aber einen mächtigen Einfluß ausüben, nicht blos den geistigen Horizont momentan, sondern auch das schriftstellerische Talent beleben, ja zum Theil in neue Bahnen lenken mußte. Noch entscheidender war für Fanny Lewald die Bekanntschaft mit Adolf Stahr: der Satz, daß entgegengesetzte Naturen die größte Anziehungskraft aufeinan derausüben, bestätigte sich hier vollständig. Freilich, das Gemeinsame durfte nicht fehlen, und das war hier die gleichmäßig hohe Geistesbildung, das gleiche Interesse für Wahrheit, Schönheit und ein edles Menschenthum. Doch bei Stahr gewann das Alles einen enthusiastischen Ausdruck, welcher der Freundin gänzlich fern lag; so warm sie empfinden mochte, es überwog doch bei ihr die ruhige Prüfung und Erwägung, die Besonnenheit gegenüber der Begeisterung. Aber das konnte nicht ausbleiben, daß sie von Stahrs oft überschwänglicher Empfindnngsweise mit fortgerissen wurde und so aus der bisweilen kühlen Harmonie der eigenen heraustrat. Dies farbenhellere Kolorit der Schreibweise zeigte sich schon in dem „Italienischen Bilderbuch" (2 Bde. 1847); und wenn wir daran gleich das spätere Nachschlagebuch „England und Schottland" (2 Bde. 1851—52) reihen, so haben wir eine bedeutende und sehr hoch zu stellende Seite ihrer litterarischen Thätigkeit vor Augen, diejenige der Reiseschriftstellerin. Aber Fanny Lewald ist keine Touristin gewöhnlichen Schlags; auch reisebildert sie nicht mit dem Esprit der Heine'schen Schule: in ihrer maßvollen Darstellung prägt sich scharfe Beobachtungsgabe, der aufgeschlossene Sinn für alles Schöne, Humane, geistig Bedeutsame aus, und der Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit tritt uns fast lebhafter in diesen Schriften entgegen, als in manchen ihrer Romane. Sie tragen oft das maßvolle Gepräge einer apostolischen Sendung und zeigen jenen Faltenwurf der rednerischen Toga, welche dem aus innerster Ueberzeugung quellenden Wort ein würdevolles Ansehen giebt.

Ihren Romanen selbst merkte man zunächst den Einfluß der italienischen Reise nur in der freieren Stoffwahl an; es war nicht mehr die Luft des

Königsberger Kneiphofs, die man früher ausschließlich in ihnen athmete. In das Jahr 1847 fällt ihre Persiflage der Hahn-Hahn'schen Romane „Diogena", eine Parodie, die aus scharfsinniger Beobachtung der Schreibweise der Gräfin hervorging und zum Theil mit einer der Dichterin sonst fremden ätzenden Schärfe abgefaßt war. Der große Gegensatz zwischen der den Capricen des Herzens und Geistes huldigenden Aristokratin und der demokratischen Jüdin, deren Losung die Emancipation und der Kampf gegen das Vorurtheil war, genügt nicht, um den Ton und die Haltung dieser Schrift zu erklären; die Eifersucht kam hinzu, und sie vorzugsweise hat das Pasquill diktirt. Beide Frauen liebten Heinrich Simon, und diesen zog sein Herz zur Gräfin, die aber nicht den Muth besaß, ihre Rangstellung ihrer Leidenschaft zu opfern. Ganz unrecht mag man der Verfasserin einer Lebensbeschreibung der Gräfin Hahn-Hahn, Marie Helene, nicht geben, wenn sie, allerdings in einer zu scharf betonenden Weise, sagt: „Was immer und welche Gründe die beredte Feder für die Veröffentlichung ihres die berühmte Schriftstellerin parodirenden Romans „Diogena" angeben möge: wir fühlen uns zu der Annahme berechtigt, daß es der Haß gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin war, der sie leitete und der dem tiefverwundeten Herzen Schmähungen entlockte, die ebenso maßlos sind wie das Gefühl, das jenen Haß erzeugte."

Der Verkehr mit Varnhagen von Ense und in den Berliner Kreisen, welche manche Erinnerung an frühere Zeiten pflegten, hatte sie zu einem geschichtlichen Roman angeregt, in dessen Mittelpunkt sie den „Prinzen Louis Ferdinand" (3 Bde. 1840) stellte. Hatte doch Rahel, Varnhagens Gattin, in ihrer Jugend in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hohenzollern gestanden. Der Aufgabe, aus seiner Epoche heraus die Gestalt des Helden zu erklären, war Fanny Lewald nicht ganz gewachsen. Der preußische Alcibiades hatte auch einen heldenhaften Zug, während er in dem Roman wesentlich als Don Juan auftritt; doch auch als solcher erscheint er zu gemessen, es fehlt dem Ganzen, obschon die Liebesabenteuer in den Vordergrund gestellt sind, der leicht plänkelnde Ton der damaligen frivolen Gesellschaft. Auch Rahel ist zu schwärmerisch, es fehlt ihr die schlagkräftige Eigenart mit den Treffern eines genialen Instinktes. Die Schilderungen sind im Uebrigen lebendig und einige Charakterköpfe mit festen, scharfen Umrissen gezeichnet. Daß indeß ihr Talent beweglicher, ihre Phantasie erfindungsreicher geworden war, bewies sie durch eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Veröffentlichungen, kleinerer Erzählungen, wie die „Dünen- und Berggeschichten" (2 Theile. 1856), „Liebesbriefe eines Gefangenen" (1850), in denen Reflexionen über Staat und Religion überwiegen, „Auf rother Erde" (1850), einen Roman aus der preußischen Revolutionszeit, welcher klar und lebendig dargestellt und in welchen der Liebesroman mit Geschick verwebt ist. Alle diese Schriften standen unter dem Eindruck der Märzrevolution, welche die Gemüther mächtig bewegt

und eine Menge von Fragen aufgeworfen hatte, die, kühn gestellt, auch kühn beantwortet wurden.

Doch die letzten Nachklänge des gewaltsamen politischen Aufschwunges verhallten allmählich; die Kritik trat in ihre Rechte ein und die schärfste Kritik übte der Fortgang der Ereignisse selbst, der das Unreife und Ueberstürzte verurtheilte, indem er zunächst in gänzlich andere Bahnen lenkte, fast ohne Anknüpfung an die Losungen jener stürmischen Tage. Es trat eine Zeit trüber Reaction ein, und mancherlei Wandlungen der Ueberzeugung, besonders auch der religiös-kirchlichen, die unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. stets besonders betont wurde, waren an der Tagesordnung. Aus dieser Stimmung heraus schrieb Fanny Lewald den Roman „Wandlungen" (4 Bände. 1853), obschon sie denselben mehr in die vormärzliche Zeit verlegte. Man würde freilich dem Roman Unrecht thun, wenn man ihn ihm einen Reflex der Epoche und eine Chronik von lauter Wandlungen der Gesinnung suchen wollte: es handelt sich in ihm ebenso um Wandlungen der Neigung, und der Grundgedanke wird nicht durch alle Verwicklungen des Romans gedeckt, sondern nur durch die Schicksale der zwei Hauptpersonen. Friedrich Brand, der Sohn eines Tischlers, befreundet sich auf der Universität mit dem Baron Erich von Heidenbrück, wird in die Familie eingeführt und lernt die Schwestern Erichs, die schöne Helene und die interessante Cornelia, kennen. Er lernt Helene lieben, sie schenkt ihm ihre Gegenliebe, aber als er um ihre Hand anhält, wird er zurückgewiesen; der junge Theologe erscheint der Baronstochter nicht ebenbürtig. Helene heirathet einen Diplomaten, den Grafen von Saint-Bazau, bewahrt aber im Herzen dem jungen Studenten ihre Neigung. Dieser, befreundet mit einem jüdischen Arzt, in dessen Charakterkopf man wohl die Züge des Vierfragenmannes, des Dr. Jacoby, wiedererkennen kann, wird dem Glauben untreu, den er bekennen und lehren soll. Nach mancherlei Fahrten heirathet er eine Verwandte des freiherrlichen Hauses, Auguste, die ihn in einer Krankheit gepflegt hat, schon aus Eitelkeit, um dem Hause, das eine Verbindung mit ihm für unmöglich gehalten, doch noch verwandt zu werden. Die Ehe ist indessen unglücklich; Friedrich geräth in Conflikt mit dem Consistorium, wird seines Amtes entsetzt, nachdem er längere Zeit in Rom seinen ästethischen Neigungen gelebt. Die Ehe wird geschieden. Auguste heirathet den Pfarrvikar, der ihn während seiner Abwesenheit vertreten. Helenens Gatte, der Diplomat, vergiftet sich, als er seinen sicheren, durch Ausschweifungen jeder Art herbeigeführten Ruin vor Augen sieht, und Helene wird zuletzt die Gattin Friedrichs, den sie nie zu lieben aufgehört hat. Ihre Schwester Cornelia geht zuerst in's Lager der Pietisten über und heirathet dann den radikalgesinnten, freigeistigen Arzt. Ihren früheren Bräutigam, den Pietisten Plessen, finden wir als Mönch in einem italienischen Kloster wieder.

Zwischen diesen Wandlungen verfließt natürlich eine geraume Zeit. Die Handlung selbst ist überreich: außer den erwähnten Personen treten noch

die beiden jüngsten Söhne des Barons, Erich und Georg mit ihrer Liebe zu der Unteroffizierstochter Regina in den Vordergrund. Der Roman ist etwas zu sehr in's Breite gearbeitet, und die sich hin- und herwendende Theilnahme der Leser ermüdet bisweilen gegenüber einer sich in Zickzacklinien bewegenden Handlung. Wohl aber gehört er zu den gedankenreichsten Werken der Verfasserin, und diese Gedanken sind in einem Stil von klarem, festen Gepräge ausgedrückt. In Bezug auf scharfe Beobachtungsgabe und feine Seelenmalerei nimmt der Roman eine hervorragende Stellung ein; die Anatomie der geistigen Richtungen und die Gesinnung dieser Region des innern Menschen, in welcher Geist und Herz verschmelzen, erinnert an die Romane Gutzkows, mit denen er auch gemein hat, daß er aus einem leitenden Gedanken heraus geschaffen ist und aus diesem die Verwicklungen und Schicksale der Menschen erfindet und regulirt. Dies geschieht selten ohne Einbuße an jener Leichtigkeit der Erzählung, welche sich bequem und behaglich dort geltend macht, wo ein beliebiger thatsächlicher Stoff aus dem Leben aufgegriffen und ohne jeden Anspruch auf geistige Bedeutung behandelt wird.

Neben den „Wandlungen" ist das umfangreichste, in größerem Stil angelegte, Werk der Dichterin der Romancyklus „Von Geschlecht zu Geschlecht" (8 Bde. 1864—68). Dieser Roman hat ein durchsichtigeres Gefüge als „die Wandlungen"; er spielt sich, wie schon der Titel ergiebt, in einer Folge der Zeit ab, sodaß nicht zuviel Gleichzeitigkeit aufgehäuft ist. Die Tendenz des Werkes ist eine demokratische, wie in allen Schriften der Fanny Lewald; sie ist auf die Ausgleichung der Stände gerichtet, und solchem Fortschritt der Cultur nachzuspüren, folgt sie dem Verlauf der Zeiten und der Schicksale der Einzelnen, wie sie sich in den aufeinanderfolgenden Jahrzehnten gestalten. Der Gegensatz zwischen den Geschicken der vollbürtigen Sprößlinge einer aristokratischen Familie und derjenigen eines bürgerlichen Bastardgeschlechtes bildet den Angelpunkt des Werkes. Am bedeutendsten erscheint uns die erste Abtheilung „Der Freiherr" mit ihren lebensvollen Rococobildern; sie spielt in Deutschland zur Zeit der französischen Revolution. Während das Emigrantenthum sich in deutschen Schlössern einnistet, erhebt das Bürgerthum stolzer sein Haupt und selbst das Judenthum lernt sich immer mehr als eine gesellschaftliche Macht durch seinen Reichthum fühlen. Klopft doch der Held dieses Romans, der alte Freiherr von Arten, als Bittender an die Pforte des reichen Juden Fliep. Der Baron hat ein Verhältniß mit einem Bauernmädchen Pauline, das er einer schrecklichen Seuche entrissen hat und das mit inniger Liebe an ihm hängt. Aus diesem Verhältniß stammt ein Sohn, der später ein eigenwilliger, starrköpfiger Knabe vor des Vaters unnatürlicher Strenge in die weite Welt entflieht. Die Mutter aber sucht ihren Tod im Wasser des Artener Burggrabens, als der Baron zur Hochzeit mit der jungen Gräfin Angelika fährt. Diese empfindet bald, daß den Gatten ein Schmerz

bedrückt, der einer früheren Liebe gilt. Doch bald wird das eheliche Verhältniß durch Verwicklungen, die an Goethes „Wahlverwandschaften" erinnern, noch mehr gestört; eine französische Herzogin und ihr Bruder, aus Frankreich vertrieben, suchen ein Asyl auf Schloß Arten. Die pikante Herzogin erobert sich den Freiherrn, während ein junger Architekt, der um eine Kapelle und Kirche zu bauen auf das Schloß eingeladen ist, allmählich die Neigung der Baronin erwirbt. Sie gesteht diese nur geistige Untreue dem Gatten. Doch dieser, in seiner Eitelkeit verletzt, wendet sich ganz von ihr ab: sie verfällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Einem Stammhalter des Hauses hatte sie indeß schon vor dieser Epoche der Wahlverwandschaften das Leben geschenkt. So kann denn Fanny Lewald den Faden weiterspinnen „von Geschlecht zu Geschlecht". Der Sohn Paulinens und der Sohn Angelikas werden die Träger der sich weiter entwickelnden Handlung, die in den folgenden Abtheilungen dargestellt wird.

Die Verwandtschaft des Stoffes der ersten Abtheilung mit dem Goetheschen Roman hat auch der Darstellung einen gewissen goethisirenden Zug gegeben. Der Stil hat hier wie in dem ganzen Werke einen durchaus edlen Ton, einen würdevollen Ausdruck, und die Gedanken, denen es an Tiefe nicht fehlt, eine schöne durchsichtige Fassung. Wir können hier nicht näher auf den Inhalt der folgenden Bände des Romans eingehen, auch ist uns Beschränkung geboten, gegenüber der andauernden schöpferischen Thätigkeit, welche die Dichterin im Laufe langer Jahrzehnte entwickelte. Nur das Bedeutende und Charakteristische können wir hier hervorheben; denn auch die kleinen Erzählungen, die einzeln oder in Sammlungen erschienen, tragen das gleichartige Gepräge wie die größeren, wenn es auch nicht so scharf hervortritt.

Fanny Lewald hatte sich nach ihrer italienischen Reise in Berlin niedergelassen, wo sie sich 1854 mit Adolf Stahr verheirathete. Auch nach dem Tode des geistreichen Gelehrten im Jahre 1876 blieb sie der preußischen Hauptstadt getreu, die sich nicht lange darauf in die deutsche Reichshauptstadt verwandelte. Das rege geistige Leben Berlins übte auf eine Frau wie Fanny Lewald dauernde Anziehung aus. Eine bedeutsame Nachwirkung der großen nationalen Ereignisse indeß läßt sich in ihren Romanen nicht gerade nachweisen: hielt doch mit der nationalen Entwickelung diejenige der liberalen Principien, wie sie die ostpreußische Bewegung am Anfang der vierziger Jahre vertrat, nicht Schritt, und aus dem Banne der Anschauungen eines Johann Jacoby ist Fanny Lewald schwerlich herausgetreten. Auch ihre eigenen Lebenserfahrungen konnten ihre phantasievollen Erfindungen wenig bereichern, mindestens sprach das Autobiographische in ihren neuen Romanen nicht, wie in den früheren, mit und zwar mit einem oft warmen Herzensantheil. So sind wir bei den Werken der letzten Jahrzehnte durch keine innere Nöthigung an das Chronologische gebunden und können sie nach anderen Gesichtspunkten zusammenstellen.

Zu den trefflichsten gehören wohl die zwei Romane: „Das Mädchen von Hela" (2 Bde. 1860) und „Die Erlöserin" (3 Bde. 1873). Der erste hat ein vorzügliches Localcolorit. Hela, eine in die Ostsee hineinragende Halbinsel, die nur durch eine schmale und nicht leicht zu passirende Landenge mit dem Festlande zusammenhängt, bietet für baltische Seemalerei willkommenen Anlaß, und Fanny Lewald war dazu durch die Erinnerungen ihrer Jugend berufen. Die Bewohner jener Halbinsel haben, abgesperrt von der übrigen Welt, einzelne sinnige Volkssitten bewahrt, die in das Leben der Heldin und ihre Herzensverhältnisse miteingreifen. Diese abgeschlossene Welt, diese Strandidylle mit ihrer geistigen und sittlichen Klausur hat die Dichterin mit realer Wahrheit geschildert. Die Handlung ist einfach und und spannend. „Das Mädchen von Hela" dürfte der volksthümlichste Roman der Fanny Lewald sein. Auch „die Erlöserin" spielt an den baltischen Gestaden. Die Heldin ist ein ostpreußisches Pfarrerskind, und eine Pfarridylle, der die specifischen Schrecken der Nehrungen in Ostpreußen nicht fehlen, indem die Frau Pfarrerin selbst im Treibsande zu Grunde geht, bildet die Introduction zu einer traulich anheimelnden Ausführung. Die Liebe der jungen Hulda zu dem Baron, einem edlen Charakter, der aber nicht glaubt, daß ein weibliches Wesen ihn lieben könne, weil er trotz seiner seelenvollen Augen etwas verwachsen ist, die Rücksichten der Familie, des Vaters Wunsch und Abrathen bewirken, daß die schwererkrankende Hulda resignirt, ein Verzicht, der den Baron selbst an der Liebe seiner Braut irre macht. Er verlobt sich mit einer jungen Weltdame, Konradine, welche durch eine kleine Hofaffaire in's Gerede gekommen; doch kurz vor der Hochzeit wendet sie sich wieder dem Fürsten zu. Da gedenkt der Baron seiner Hulda, die inzwischen in die weite Welt hinausgeflüchtet, und holt sich seine Erlöserin von den weltbedeutenden Brettern; denn Hulda hatte sich mit schönem und wachsendem Erfolg der Bühne gewidmet. Die Handlung ist sehr einfach, aber wir folgen derselben mit regem, wachsenden Antheil. Die Charaktere sind mit Wärme und Wahrheit geschildert. Das Leben im Schloß, im Pfarrhause, in der Bühnenwelt ist mit ausdrucksvoller Treue dargestellt. Wie der Aether einer ruhigen Contemplation über dem ganzen Werke blaut, mit einer Durchsichtigkeit, die sich auch dem meisterhaften Styl mittheilt, so spiegelt er sich auch in einer Menge von klar ausgeprägten Sammlungen und Reflexionen.

Es kommt in diesem Roman eine Weltdame Frau von Wildenau vor, die über Liebe und Ehe sehr ketzerische Ansichten hegt und ausspricht: nichts sei so trügerisch wie die sogenannte Liebe und nichts weniger der Prüfung werth, als die Person, mit der man sich verbindet; man würde bald über die Liebesheirathen wie über Kinderspiele lachen, und kein Mensch würde mehr glauben, daß man aus Liebeskummer sterben oder sich das Leben nehmen könne. Eine Zahl der Lewald'schen Romane scheint dieser

skeptischen Dame Recht zu geben; sie machen Front gegen die Romantik der Neigungen und plaidiren für eine solide, vernünftige Ehe. So „Adele", die einen jungen Romanschriftsteller liebt, auch dann noch, als er der reichen Wittwe eines Buchhändlers vor ihr den Vorzug gegeben. Erst als er ihr nachher noch mit einem Liebesantrag naht, wendet sie sich von ihm ab und heirathet ihren Vetter Samuel, eine sehr prosaische Natur. Dieser Vetter vertritt die bürgerliche Solidität, er ist der „Samielhilf", den die liebesverzückten Mädchen anrufen sollen, um ins rechte Gleis zu kommen, der rettende Dritte! „Die Kammerjungfer" aber (2 Bde. 1856) ist eine zweibändige Warnung für Mädchen, nicht über ihren Stand zu heirathen. Wenn aber Frau von Wildenau meint, es werde Niemand mehr an Selbstmord aus Liebe glauben, so theilt die Dichterin keineswegs die Anschauungen der freigeistigen Dame; sonst hätte sie nicht zwei Romane geschrieben, wie „Benedikt" (1874) und „Benvenuto" (2 Bde. 1876), in denen dies Unglaubliche uns mit psychologischer Wahrheit geschildert wird. In dem ersten liebt ein Mönch ein reizendes Weltkind und endet durch Selbstmord; in dem zweiten liebt ein Modell Gloria einen vornehmen Maler und nimmt sich das Leben, als sie von ihm verlassen wird. Beides ist wohl und glaubwürdig motivirt; aber wo die Leidenschaft sich zu tragischer Gewalt erhebt, vermissen wir das schwunghaft Hinreißende der Darstellung.

Von den Erzählungen der Fanny Lewald, welche unter einem gemeinsamen Titel zusammengestellt sind, erwähnen wir nur noch die „Neuen Romane" (4 Bde. 1859), in denen zum Theil das ostpreußische Kolorit vorzüglich getroffen ist. Das gilt besonders von „Schloß Tannenburg", in welchem uns gediegene Charaktere vorgeführt werden, wie sie in jenen baltischen Provinzen heimisch sind. Die spannendste dieser Erzählungen ist „der Seehof." In „Villa Reunione", Erzählungen eines alten Tanzmeisters (2 Bde. 1864) findet sich nach dem Muster Boccaccios eine Rahmenerzählung; doch erzählt hier der Tanzmeister allein. Die erste Geschichte, die Liebe einer Prinzessin zu einem jungen Kunstreiter, ist ein Motiv von abenteuerlicher Romantik, für welches Fanny Lewald nicht die rechten Farben hat, welches uns deshalb kalt läßt. Der junge Kunstreiter, wenn er auch nachher ein gescheuter, weltgewandter Tanzmeister wird, ist doch eigentlich ein dummer Junge, und daß die Prinzessin zeitlebens diese blöde Jugendeselei in ihrem Herzen einbalsamirt haben sollte, das würde doch auf eine gewisse Geistesbeschränktheit deuten. Die zweite Erzählung „eine traurige Geschichte" ist psychologisch interessant, aber im Detail zu weitschweifig. Die Moral ist, daß es auch in den Kreisen des Volks innerlich unbefriedigte Ehen giebt, die zu Ausschreitungen verlocken. „Ein Schiff aus Kuba" ist eine etwas zu feierlich erzählte Anecdate. Die beste dieser Erzählungen ist „Dominico." Die Verfasserin des altrömischen Bilderbuchs bewegt sich hier in ihrem Element. Ein alter verfallener römischer Palazzo, ein anderer in Pracht und Glanz, Adel und Klerus in Rom, die geistliche Polizei, die genrehaften Volks-

gestalten wie die Obstverkäuferin, und die Schuhmacher, dann wieder die Kunstgegenstände und Gemälde, die sie bis in das Detail hinein kennt und deren schwunghafte Beschreibung sie gelegentlich in die Handlung zu verweben weiß — das bildet einen lebendigen farbenreichen Hintergrund, von dem sich das Bild einer schwärmerischen Liebe, wie sie der Maler Dominico zu der verarmten Grafentochter empfindet, mit großer Lebenswahrheit abhebt. Auch ist der Gang der Ereignisse nicht ohne Wechsel und Spannung.

Die deutschen, italienischen und englischen Maler in Rom: das wurde ein Lieblingsthema der Verfasserin, wie auch ihr bereits vorerwähnter „Benvenuto“ beweist. Sie hatte offenbar die Absicht, einen Cyklus solcher Künstlernovellen zu schreiben, doch erschienen sie einzeln ohne zusammenpassende Titel. Hierher gehört „Helmar“ (Berlin 1880), welches zum Hauptinhalt die Liebe eines deutschen Malers zu einer italienischen Gräfin hat, deren Hand er am Schluß erwirbt, während die Einleitung der Geschichte auf ostpreußischem Boden spielt und die patriarchalischen Zustände auf einem Edelhofe der Heimatprovinz mit idyllischem Reiz und vieler Lebenswahrheit schildert. Ferner gehört hierher: „Stella“, (3 Bde. 1883) in welchem Roman zwei Geschichten verknüpft sind, die glücklich ablaufende Familiengeschichte eines italienischen Grafenhauses und die tragisch endende Herzensgeschichte eines Mädchens aus dem Volke. Diese nämlich, Stella, liebt einen vornehmen englischen Maler, Milardo, auf den ein leidenschaftlicher junger Römer, der ebenfalls Stella liebt, einen Mordversuch macht, dabei aber Stella tödtlich trifft. Drei Maler spielen in diesem Roman eine Rolle: man möchte zuviel Italien, zuviel Ateliers, zuviel Pinsel und Palette in diesen Künstlergeschichten finden. In der Erzählung „Treue Liebe“ (1883) bewegte sich die Verfasserin mehr auf dem Boden des schlichten Gefühls, der einfachen Herzenswahrheit: anziehend ist die Heldin Ulrike, welche durch ihre Pflichttreue den Sieg über die feindlichen Gewalten davon trägt, ihr Leben stören. Hier spielt die Handlung in Westphalen, und auch hier ist das Localcolorit rühmenswerth. In „Vater und Sohn“ (1881) zeigt sich in vielen Schilderungen, besonders im Charakterbild der jungen Rumänin, das Talent der Verfasserin. Doch ist der Stoff, der an „die beiden Klingsberg“ erinnert, eigentlich ein Lustspielstoff und die Behandlung dafür zu ernst und schwer.

Auch auf dem Gebiete der touristischen Literatur, auf welchem sie moderne Lorbeeren errungen, hat die Schriftstellerin noch mehrere Erzeugnisse veröffentlicht, denen man dieselben Vorzüge nachrühmen muß, wie den früheren und welche im Grunde Ergänzungen derselben bilden. Italien und England sind und bleiben die Länder, in denen sie immer wieder einkehrt; nur einmal führt sie ihr Weg nach der Königsstadt im Norden, und ein anderes Mal rastet sie am Juwel der Schweizer Seen dort, wo sich der Zauberblick auf die Savoyer Alpen aufthut. Ihre Reiseschriften

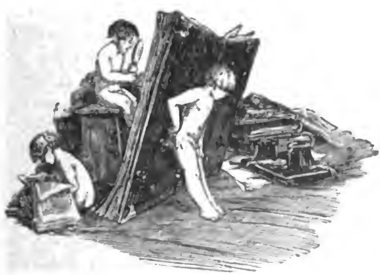
aus späterer Zeit sind: „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich“ (1880). „Vom Sund zum Posilipp“ (1883).

Alle Werke der ostpreußischen Schriftstellerin lassen sich unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen. Sie hat sich nicht in verschiedenen dichterischen Formen versucht; sie hat keine Gedichte, keine Dramen verfaßt; sie hat als hervorragende Prosaistin in ihren Romanen und Novellen wie in ihren Reiseschriften eine wohlerwogene, nie ätzendscharfe Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände gegeben und Reformen aus dem innersten Drang ihrer Ueberzeugung heraus gepredigt. Nicht bloß in romanhafter Einkleidung hat sie diesem Reformdrang gehuldigt, sondern auch in selbstständigen Schriften über die Frauenfrage, welche daher den Kreis ihrer literarischen Wirksamkeit vervollständigen. In ihren „Osterbriefen für die Frauen“ (1863), die zuerst in der Nationalzeitung erschienen, wendet sie sich zum Besten der ununterrichteten, der unerzogenen, der in jeder Hinsicht vernachlässigten Handarbeiterinnen an die unterrichteten und erzogenen Frauen der Wohlhabenden und Gebildeten. Sie nimmt sich der Dienstmädchen an, und die Rathschläge, welche sie den Hausfrauen und Töchtern für die Behandlung derselben ertheilt, zeugen ebenso von Humanität wie von Einsicht. Sie verlangt für die Dienstmädchen Lehre und Fortbildung, Speisehäuser und Herbergen für die Zeiten, wo sich ein Mädchen außer Dienst befindet oder um einen solchen zu suchen in die große Stadt kommt, Kranken- und Altersversorgungskassen, Vereine zur Unterhaltung für die Sonntage, die von gesitteten Personen geleitet und überwacht werden. Der gleiche praktische Sinn, der sehr weit entfernt ist von dem jungdeutschen Emancipationsdrange, spricht sich in ihren „Briefen für und wider die Frauen (1871) aus. Eine Menge praktischer Gesichtspunkte wird in diesen Briefen erörtert; das Streben, die Frau zu bilden und sie tüchtiger und besser zu machen und zwar stets auf Grundlage der Erfahrungen des wirklichen Lebens findet überall einen klaren, bestimmten Ausdruck.

So tritt das Gesammtbild dieser Schriftstellerin vor uns hin; man mag sie in ihrer Eigenart erfassen und nicht mit einem fremdartigen und unpassenden Maßstab messen. Nicht aus einer überquellenden Lust am Fabuliren gingen ihre Romane hervor: sie faßte mit klarem Denken Erlebtes auf und schuf andere Erlebnisse aus den Gedanken heraus, die bei ihr stets eine reformatorische Richtung hatten. Ihr Stil hat stets etwas Gediegenes und Maßvolles; er hat Wärme, aber nicht Begeisterung; sie wirft nicht hin, sie sucht zu überzeugen, ja ihre verstandesmäßige Kritik zersetzt oft den Zauber jener Illusionen, an denen phantasievolle Naturen sich ergehen, bisweilen selbst auf Kosten des poetischen Elements, das ihnen eigen ist. Die Romantik der Liebe liegt ihr ferner als die Physiologie der Ehe, welche schon für ihre ersten Werke charakteristisch war wie für viele späteren. Wer gewöhnt ist mit fieberhafter Hast eine Fülle von Ereignissen zu verschlingen, welche ihm ein gefälliger Romandichter

vorsetzt, der wird bei Fanny Lewald nicht seine Rechnung finden und sich vielleicht über die magere und dürftige Kost beklagen, die man auf ihrem Kosttisch findet. Wer aber empfänglich ist für eine Antheil weckende Charakteristik, die allmählich mit den Gedankengängen und Herzensgeheimnissen der vorgeführten Gestalten vertraut macht und sie uns liebgewinnen lehrt, ohne daß sie uns aufdringlich in die Arme geschoben werden; wer für das Wohlerkannte und sorgsam Ausgeführte innerer Wandlungen und Umstimmungen Sinn hat und für eine zwar nicht von Esprit funkelnde, aber doch immer auf das geistig Bedeutende gerichtete Darstellung: der wird in den Romanen der Lewald volle Befriedigung finden und das epische Behagen, das sie athmen, mit einer gewissen Sicherheit des Genusses nachempfinden.

Das aber wird jede unbefangene Kritik der hochbetagten Schriftstellerin zur Ehre nachsagen müssen: sie hat nie eine Zeile gegen ihre Ueberzeugung geschrieben, nie den wechselnden Meinungen und Launen des Tages gehuldigt, nie der herrschenden Mode Zugeständnisse gemacht. Unbeirrt ist sie ihren Weg weiter geschritten, von Jugend auf stets ein festes Ziel im Auge haltend: Humanität und echte Freiheit!





Die Prozeßkosten.

Eine Studie

von

Rechtsanwalt B. Noest.

— Solingen. —

In den nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, in einer der brennendsten Fragen der Gegenwart eine Verständigung herbeizuführen, eine Verständigung, die indeß hier wie überall zunächst ein volles Verständniß des Streitgegenstandes voraussetzt. Und mehr als irgendwo sonst wäre gerade bei dieser Frage ein volles Verständniß zu wünschen; denn der Mangel an vollem Verständniß trübt und verfälscht gerade hier tagtäglich das gesunde Urtheil.

Wir Anwälte können fast täglich die Erfahrung machen, daß in Folge der stetigen Klagen sich das rechtsuchende Publikum ein ganz falsches Bild von den Prozeßkosten macht. In der That sind die Kosten besser, als ihr Ruf. In ihrer Gesammtheit sind sie kaum ausreichend, die Kosten des staatlichen Justizapparates zu decken und den Anwälten ein standesgemäßes Einkommen zu sichern. Auf die Einzelfälle aber sind sie — und daher rühren die häufigen und berechtigten Klagen — so unangemessen und so unbillig vertheilt, daß in vielen, vielen Fällen ganz unangemessene, ja oft geradezu himmelschreiende Resultate sich ergeben. Leider liegt es nun in der Natur des Menschen begründet, daß die Fälle, in denen die Kosten außer Verhältniß zur Sache stehen — so gerin gauch ihre Zahl gegenüber der großen Gesammtheit ist! — laute Klagen hervorrufen, während alle die Fälle, in denen ein richtigeres Verhältniß stattfindet, mit Stillschweigen vorübergehn.

In welchem Verhältniß sollen denn die Kosten zur Sache stehen? Die

Kosten sollen so vertheilt sein, daß die kleinen Sachen wenig, die größeren Sachen mehr Kosten tragen, weil eben die größeren Sachen mehr Kosten vertragen können. Weiter aber erscheint es, namentlich was die Honorirung der Anwälte anbelangt, als eine der ersten Forderungen der Billigkeit, daß eine langwierige mühevolle Thätigkeit entsprechend hoch bezahlt, eine einfache müheloſe Leistung dagegen auch mit entsprechend geringem Entgelt bedacht werde. Diese Abstufung nach einem doppelten Gesichtspunkt ist theoretisch unvergleichlich schön. Unsere Kostengesetze schließen sich derselben an, und suchen ihr auch nach beiden Seiten hin zu entsprechen. Sehen wir an einigen Beispielen, mit welchem Erfolg!

Ich hatte, als ich noch am Landgericht zu P. thätig war, eines Tages drei Wechsel für den nämlichen Mandanten einzuklagen, Wechsel über 17 000, 14 500 und 11 000 Mk. Die Sachen gelangten gleich beim Beginn der Sitzung zum Aufruf, und in weniger als drei Minuten waren die Urtheile erwirkt. Meine Gebühren betrugen 340 Mk.; die Entrüstung meines Mandanten glaube ich noch heute zu sehen. In derselben Sitzung stand auch einer von den vielen Terminen an, in denen ich die Rechte eines Schäfers zu vertreten hatte, der mit dem Eigenthümer seiner Heerde in Streit gerathen war. Der Mann klagte seinen Hirtenlohn von etwa 30 Mk. ein; das Amtsgericht hatte ihm nur 12,50 Mk. zuerkannt, und er hatte dagegen Berufung eingelegt. Der Eigenthümer fand den Lohnsatz an sich zu hoch; es seien auch zu viele Tage in Rechnung gestellt. Dann aber habe der Schäfer zugesagt, für die Hütung der Schafe Waaren bei dem Eigenthümer, der gleichzeitig einen kleinen Specereihandel betrieb, zu entnehmen, habe auch verschiedene Waaren entnommen, außerdem ein Darlehen erhalten. Den Empfang des Darlehens konnte mein Schäfer nicht bestreiten, weigerte sich aber, dasselbe auf seinen Arbeitslohn verrechnen zu lassen, zumal es noch nicht gekündigt sei. Waaren habe er allerdings entnommen, dem aber stünden andere Leistungen seinerseits gegenüber; habe er doch im vergangenen Jahre Arbeiten auf dem Gute seines Gegners angenommen, wofür er nach übergebener Aufstellung 115,50 Mk. zu erhalten habe; es sei ihm hierauf nur 73,95 Mk. baar gezahlt, und auch hierbei vereinbart, daß der Rest an Waaren zu entnehmen sei, und nun habe er die fraglichen Waaren auf diesen Rest, nicht aber zur Anrechnung auf seinen Hirtenlohn entnommen. Die Entgegnung hierauf — . . . doch ich will die Geduld meiner Leser nicht mit einer bloßen Aufzählung der Streitpunkte ermüden; es genüge anzuführen, daß in dieser Sache 14 oder 15 Mal vor dem Gericht verhandelt wurde, daß jede Verhandlung eine langwierige Vorbereitung erforderte, daß meine Partei sich wenigstens zwanzigmal mit mir über die Sache besprechen mußte, daß die schriftliche Fixirung der Streitpunkte ein dickes Aktenheft füllte, und daß diese Bemühungen schließlich taxmäßig mit — sechs Mark entlohnt worden sind! Es wären nicht sechs Mark gewesen, sondern vier, wenn nicht ein Dutzend

Zeugen wären vernommen worden. Und doch beschwerte sich mein Client, als er den Proceß verloren hatte, bitter über die Höhe der Kosten. Der Mann hatte allerdings von seinem Standpunkte nicht Unrecht; hatte er doch außer meinem Honorar ein gleiches für den Gegenanwalt und 7,20 Mk. an Gerichtskosten aufzuwenden gehabt, außerdem aber an Auslagen (Ladungskosten, Schreibgebühren, Porti, Zeugengebühren, Pfändungskosten) mehr als 40 Mk. bezahlen müssen, so daß der geringfügige Prozeß ihn mehr als 60 Mk. gekostet hatte!

Ich gebe gern zu, diese beiden Fälle sind extreme; aber gerade die extremen Fälle sind es, welche laute Klagen hervorrufen, und diese Klagen richten sich dann nicht gegen die Unbilligkeit im Einzelfall, sondern gegen die angebliche Höhe der Kosten überhaupt.

Gehen wir nun dazu über, unsere Kostengesetze kennen zu lernen, ihre Vorzüge und ihre großen Fehler zu betrachten, und schließlich darüber zu Rathe zu gehen, wie diese Vorzüge bewahrt, diese Fehler aber beseitigt werden könnten. Verzeihe mir der geneigte Leser hierbei von vorn herein, daß ich als Rechtsanwalt das mir zunächst Liegende, die Anwaltsgebühren, vorzugsweise in Betracht ziehe!

Das, theoretisch so schöne, Princip unserer Kostengesetze ist also, daß die Kosten desto höher sein sollen, je größer das Proceßobject ist, und wiederum desto höher sein sollen, je größer der Umfang des Processes ist. Nun ist aber dieses, theoretisch ja so vortreffliche, Prinzip leider praktisch ganz unausführbar. Die gedachten Gesetze haben es durchzuführen versucht, und sie haben statt der erstrebten Angemessenheit der Kosten die krassesten Unebenheiten hervorgerufen, oft die geringste Mühe mit unverhältnißmäßig hohem Lohn, oft die größte Mühe mit kläglich geringem Entgelt bedacht; oft das Object durch Kosten verschlingen lassen, und oft für die schleunigste und erfolgreichste Hülfe verschwindend geringe Beträge angesetzt!

Um zunächst die Kosten nach der Größe der Proceßobjecte abzustufen, greift das Gesetz zur Bildung bestimmter Kategorien, sog. Werthstufen. Die erste Werthstufe begreift die Objecte bis zu 20 Mk. einschließlich, die zweite diejenigen bis zu 60 Mk., die dritte bis zu 120 Mk; die fünfte Klasse greift von 200 bis 300 Mk., die zehnte von 1200 bis 1600 Mk. Jeder dieser Stufen entspricht eine feste Gebühr, sog. Pauschgebühr, und zwar beträgt diese Gebühr für die oben herausgegriffenen Werthstufen:

1	2,40	4,60	11	und 38 Mk. für das Gericht,
2	3	4	10	und 32 Mk. für den Anwalt.

Wie unvollkommen diese Abtheilung nach Werthstufen ihrem Zweck entspricht, werden wir in der Folge sehen. Noch weit unvollkommener aber ist der gesetzliche Schematismus, wo es sich darum handelt, die Kosten nach dem Umfange des Processes, nach der Weitläufigkeit der Sache abzustufen; hier gerade schlägt die theoretische Ordnung in die denkbar größte praktische Widersinnigkeit

über. Statt der unendlichen Mannigfaltigkeit der Fälle auch nur einigen Spielraum zu gewähren, scheidet der Gesetzgeber den Proceß in 3 Stadien und bestimmt für jedes Stadium die einmalige Pauschgebühr, in der oben angegebenen Höhe. Das Gericht erhebt die jeweilige Pauschgebühr für die Verhandlung, für die Beweisaufnahme und für die Entscheidung; der Anwalt erhebt sie für die Proceßleitung, für die Verhandlung und für die Beweisaufnahme nebst Darlegung derselben. Man braucht sich nun lediglich eine Vorstellung davon zu machen, was Alles unter einer solchen Kategorie enthalten oder auch nicht enthalten sein kann, um so viele Klagen über die Höhe der Proceßkosten zu verstehen und zu würdigen. Von den beiden oben dargelegten Beispielen waren im ersten Falle, im Wechselproceß, 1½ Stadien des Processes in einer hohen Werthstufe durchgemacht, während der Proceß des Schäfers 3 Stadien in einer niedrigen Werthstufe erfüllte; in beiden Fällen ist das Mißverhältniß der Kosten in die Augen springend.

Unter der durch die jeweilige Pauschgebühr zu entgeltenden Proceßleitung des Anwaltes ist zu verstehen sein mündlicher oder schriftlicher Verkehr mit der Partei, die Fertigung der Klagen und Schriftsätze, endlich die Beaufsichtigung und Betreibung der Sache durch Ladungen, Zustellungen, Mittheilungen. Ein Theil dieser Mühewaltung ist überwiegend mechanischer, ein anderer überwiegend geistiger Natur. Es ist aber klar, daß die geistige sowohl als die mechanische Thätigkeit in dem einen Falle sehr umfangreich und schwierig sein wird, in dem andern Falle dagegen kaum merklich ist. In dem einen Proceß genügt es, daß der Mandant einen Rechnungsauszug beibringt, welchen der Anwalt prüft und seinem Burkau zur weiteren Besorgung übergiebt; in einem andern Falle erfordert die Sache die Erforschung eines verwickelten Thatbestandes, ein Studium schwieriger Rechtsfragen, eine mannigfache, anstrengende, allseitige Bemühung. Wäre es da nicht die erste Forderung der Billigkeit, daß in dem letzteren Falle das Honorar ein zehnmal höheres wäre, als in dem ersteren? Unser Gesetz genügt diesem Erforderniß aber in keiner Weise. Handelt es sich um das nämliche Object, so ist in beiden, einander kaum gleich zu stellenden Fällen das Honorar das gleiche; sind aber die Objecte verschieden, handelt es sich etwa im ersteren Falle um 2000, im letzteren Falle um 20 Mk., so ist die mühelose Thäigkeit im ersten Falle mit 36 Mk., die Mühe des zweiten Falles mit 2 Mk. entlohnt. Während in dem einen Falle im Handumdrehen eine Liquidation entsteht, die man sich schämen möchte zu präsentiren, wird im anderen Falle die Stunde geistiger anspannender Thätigkeit mit 20 Pfennigen und weniger gelohnt.

Und um nichts besser steht es mit der Verhandlungsgebühr; auch hier das offenbarste Mißverhältniß zwischen Leistung und Lohn, oft hoher Lohn für geringe Leistung und oft eine Tagelöhnerbezahlung für mühevolle geistige Arbeit. Zuweilen muß der Client für eine einzige Verhandlung 50 Mk. erlegen; aber wie oft kommt es dagegen vor, daß nach zehn oder

zwölf Terminen, deren jeder eine eingehende Vorbesprechung und Vorbereitung erforderte, eine Gebühr von 3 oder 4 Mk. fällig geworden ist! Steigt oft dem Anwalt mit Recht hierüber der Unmuth auf, so mag er sich damit trösten daß die ersteren Fälle die letzteren ausgleichen, und schließlich ein angemessenes Gesammtresultat erzielt wird. Dem Mandanten dagegen kann man es nicht verargen, wenn er in dem ersteren Falle laute Klagen erhebt. Nur geht er in 99 unter 100 Fällen zu weit, indem er nicht die unbillige Wirkung der Kostengesetze in seinem Falle, sondern generell die Höhe der Kosten beklagt; er glaubt selber und verleitet auch seine Mitbürger zu dem irrigen Glauben, als sei ein durchgreifender Mißstand vorhanden, der nur durch eine gründliche Herabsetzung der Kosten zu beheben sei. Wer unsern obigen Ausführungen gefolgt ist, wird erkennen, wie sehr der Mann im Irrthum ist, aber auch, wie sehr reformbedürftig unsere Kostengesetze sind. Das Ziel wenigstens, die Kosten der Mühewaltung möglichst anzupassen, haben sie mit ihren drei Pauschgebühren vollständig verfehlt.

Aber auch mit dem anderen Princip ist es nicht besser gegangen, mit dem Princip der Anpassung der Gebühren an die Höhe des Streitgegenstandes. Will sich der geneigte Leser die Mühe machen, unsere Bemerkungen über die Werthstufen zu recapituliren, so wird er finden, daß nach dem gesetzlichen Schematismus der Proceß über 5 Mk. genau so viel kostet, wie der über 20 Mk., der Proceß über 21 Mk. aber ebenso viel wie der über 60 Mk. Und doch gehen Kosten, die bei einem Streitwerthe von 60 Mk. angemessen sind, bei einem Betrag von 21 Mk. über alles Erträgliche hinaus. Das ist alles Andere eher als Anpassung der Kosten an den Streitwerth! Und doch wäre mit einer genaueren Anpassung der Gebühren noch wenig geholfen; die sich immer gleichbleibenden Auslagen verderben die ganze Rechnung. Woher kommt die allgemeine Klage über Proceßkosten bei geringen Objecten? weshalb hat mein Schäfer mehr als 60 Mk. für seinen kleinen Proceß zahlen müssen? Die Gebühren waren so gering, daß sie für die erhebliche Mühewaltung eines akademisch gebildeten Mannes wie Hohn klingen; kein Arzt würde für gleichen Lohn eine gleiche Thätigkeit übernehmen. Aber nun erscheinen die Auslagen, die in kleinen Sachen ganz dieselben sind wie in den größeren; in den größeren Sachen bilden sie ein bloßes Anhängsel der Gebühren, bei kleinen Sachen aber drängen sie die Gebühren gänzlich in den Hintergrund, und sie sind es zumeist, die „das Object durch Kosten verschlingen." Ist aber auch diese Klippe glücklich vermieden, so schlagen schließlich die Gerichtskosten, die Gebühren beider Anwälte, die Ladungs-, Pfändungs- und Beitreibungskosten, die Zeugengelder, Alles über Einem Haupte zusammen; und wenn so alle Kosten auf Einen Mann getrieben werden, auf die unglückliche verlierende Partei, da muß allerdings auch bei den geringfügigsten Gebührensätzen in kleinen Sachen die Angemessenheit der Proceßkosten zu dem Werthe des Streitgegenstandes ein frommer, ein sehr frommer Gedanke bleiben! —

Das sind unsere Kostengesetze, ihr schönes Princip und ihr wenig erfreuliches Resultat. Gegen dieses Endergebniß ist vor Kurzem ein Gesetzentwurf in's Feld geführt worden, welcher im Wesentlichen Folgendes vorschlug: Eine halbe Pauschgebühr des Anwaltes kommt in Fortfall, in Versäumnißsachen wird die Verhandlungsgebühr von fünf Zehntheilen auf drei Zehntheile herabgesetzt, die Schreiberlöhne des Anwaltes werden ihm nicht erstattet, seine Reisekosten ermäßigt, die Gerichtskosten bleiben die nämlichen. Es war dies ein Recept, geeignet Wunden zu schlagen, nicht Wunden zu heilen. Wäre dieser Entwurf Gesetz geworden, so wäre der Anwaltstand, dessen Stellung ohnehin seit Jahrzehnten nicht so prekär gewesen ist, wie jetzt, auf die Stufe eines geistigen Proletariats gebracht, dem Publikum aber wäre doch nicht geholfen worden. Denn eine zur Leistung außer allem Verhältniß stehende hohe Gebühr wird nicht dadurch erträglicher, daß man sie um einige Mark ermäßigt, und ebensowenig wird der Gesetzgeber begründeten Klagen dadurch gerecht, daß die Kosten stellenweise statt 100% des Streitwerthes fortan nur 95% desselben betragen würden. Da wo Klagen berechtigt sind, hätte die Novelle keinerlei wesentliche Abhülfe geschaffen, dagegen wäre in tausenden von Fällen die jetzt schon unangemessen geringe Entlohnung des Anwalts noch um einige Grade kärglicher bemessen worden. Durch einseitige Reduction einiger Sätze kann da nicht geholfen werden, wo das ganze System so sehr *in seinen Wurzeln* krankt, daß die sinnreichsten Principien ein Zerrbild, ein widersinniges Resultat ergeben.

II.

Das mangelhafte, den Verhältnissen der Einzelfälle sich nicht genügend anschmiegende System unserer Kostengesetze ruft, wie wir gesehen haben, in Verbindung mit der Höhe der Auslagen, selbst bei kleinen Objecten, und in Verbindung mit dem Princip der Kostenabwälzung auf die verlierende Partei die lebhaften Klagen über die Höhe der Proceßkosten hervor, Klagen, die in vielen Einzelfällen berechtigt sind, aber doch mit Unrecht generalisirt werden. Eine Abhülfe dieser Klagen ist auf dem Wege, welchen die Novelle vom Jahre 1886 einschlagen wollte, nicht zu erreichen; vielmehr ist durchgreifende Abhülfe nur zu erwarten von einem Verlassen des fehlerhaften *Systems*. Und so erwächst uns jetzt die schwerere Aufgabe, darzuthun, wie sich eine bessere Bemessung und Abstufung der Kosten erreichen ließe.

Nun wäre nach Ansicht des Verfassers schon eine ganz wesentliche Verbesserung zu erzielen, wenn man den schlimmsten Fehler des geltenden Systems, *die Starrheit seiner Werthstufen und Pauschgebühren* abstoßen wollte. Denn es ist widersinnig, von einem Proceß über 21 Mk. dieselben Gebühren zu erheben wie von einem solchen über 60 Mk., und nicht minder widersinnig ist es, für die Vernehmung eines einzigen Zeugen dieselbe Gebühr wenn die Werthstufen gleich, vielleicht sogar die zehnfach

höhere Gebühr wenn die Werthstufen verschieden sind, zu gewähren, wie für die Vernehmung von zwölf Zeugen in einer anderen Sache. Um solchen Widersinnigkeiten zu begegnen, mache man die Werthstufen und Pauschgebühren geschmeidiger gegenüber der Mannigfaltigkeit der Einzelfälle, man sehe sie als das an was sie nur sein können, als Normen, nicht als feste Maßstäbe, da sie in der That keine constanten Größen sind.

Es wäre leicht durchzuführen und würde so mancher Klage die Spitze nehmen, wollte man statt nach weitfassenden Werthstufen eine Bemessung der Gebühren nach Procenten des Streitgegenstandes vorschreiben; wer über 21 Mk. processirt, hätte dann ceteris paribus auch nur ein Drittel der Kosten zu tragen wie der, der über 60 Mk. processirt. Indessen wäre es leicht, einen Schritt weiter zu thun, und, wenn einmal nach Procenten des Streitwerthes gemessen wird, den Procentsatz etwas gleichmäßiger zu gestalten, und dadurch die kleinen Objecte zu entlasten. Die heutige Pauschgebühr für jedes Proceßstadium beträgt bei einem Streitwerthe von

2 Mk.	2 Mk.	= 100 %	des Streitgegenstandes
20 Mk.	2 Mk.	= 10 %	„
21 Mk.	3 Mk.	= 14 %	„
60 Mk.	3 Mk.	= 5 %	„
120 Mk.	4 Mk.	= 3 %	„
121 Mk.	7 Mk.	= 6 %	„
1 600 Mk.	32 Mk.	= 2 %	„
16 000 Mk.	80 Mk.	= ½ %	„

Wäre es da nicht angebracht, die kleinen Objecte zu entlasten, und überall eine Gebühr von 3 % für jedes Proceßstadium zu erheben? oder, will man nicht so radikal vorgehen, die höchsten Streitwerthe immer mit 2 %, die geringsten aber niemals mit mehr als 5 % zu belasten?

In gleicher Weise wären die für jedes Proceßstadium bestimmten Pauschgebühren umzugestalten. Die Gebühr ist heute unabänderlich vorbestimmt. Sie beträgt bei einem Streitwerth zwischen 200 und 300 Mk. für die Proceßleitung des Anwalts 10 Mk., nicht mehr und nicht weniger; mag die Proceßleitung in der fast mechanischen Formulirung einer einfachen Klageschrift bestehen, oder mag sie weitgreifende Studien, anhaltende, unausgesetzte Mühewaltung erfordern. Weshalb dieselbe starre Gebühr, während die Mühewaltung, die sie vergüten soll, nichts weniger als vorbestimmt ist? Geradezu nothwendig ist es, will man nicht Tag für Tag die anscheinend begründetsten Klagen hervorrufen, diesen starren Gebührensätzen eine gewisse Latitüde einzuräumen, ein minimum und ein maximum festzusetzen, zwischen welchen beiden je nach den Besonderheiten des Einzelfalls die Gebühr zu bemessen ist. Dann endlich wird der Anwalt nicht mehr genöthigt sein, heute für eine geringe Mühe anstößig hohe Gebühren zu erheben, und dafür morgen sich für eine lange mühevolle Thätigkeit mit einem jammervollen Gebührensatze abfinden zu lassen.

Diese beiden Vorschläge, die Bemessung der Gebühren nach Procentsätzen des Streitwerthes, und die Bestimmung von Höchst- und Mindest-Gebührensätzen scheinen sich allerdings einander auszuschließen. Jede einzelne dieser Reformen würde nun für sich allein schon den heutigen Uebelstand durchgreifend mildern; indessen ist es durchaus angängig beide Reformen miteinander zu verbinden. Zu diesem Zwecke möge man Folgendes erwägen.

Nach dem theoretisch richtigen Princip unserer Kostengesetze sollen die Gebühren einerseits dem Werthe des Streitgegenstandes, anderseits dem Umfange der Thätigkeit entsprechen. Dieses Doppelprincip hat jedoch das Mißliche, daß es auch hier unmöglich ist, zweien Herren zugleich zu dienen. Dem Zahlungspflichtigen erscheint nach verzeihlicher menschlicher Schwäche jede Zahlung, die er leisten muß, eher zu hoch als zu niedrig, und unsere Doppelbemessung gestattet ihm, sich nach Belieben auf den einen oder den anderen Standpunkt zu stellen, um sein Mißvergnügen zu begründen. Nun muß nach unserem Doppelprincip bei einem hohen Object die Gebühr selbst für eine geringe Mühewaltung eine gewisse Höhe erreichen; ebenso muß aber auch bei einem kleinen Object die Gebühr für eine bedeutende Mühewaltung im Verhältniß zum Streitgegenstand hoch erscheinen. Auf diese Weise bietet sich dem Zahlungspflichtigen ein anscheinend ganz begründeter Anlaß, die Gebühr als zu hoch zu verschreien, indem er sie ganz nach Belieben bald nur mit dem Streitwerthe vergleicht und die bedeutende Mühewaltung außer Acht läßt, bald mit der geringfügigen Mühe vergleicht und den hohen Streitwerth vergißt Ich möchte behaupten, daß die Mehrzahl der Beschwerden auf diese willkürliche Wahl des Standpunktes zurückzuführen ist. Ich darf an die Eingangs von mir dargelegten beiden Fälle erinnern. Mein großer Wechselproceß erzeugte Beschwerde wegen des Mißverhältnisses meiner geringen Thätigkeit zu der hohen Gebühr; daß ein so hohes Object in Frage stand, wurde von meinem Mandanten nicht genügend bedacht. Der Schäfer dagegen klagte über das schließliche Mißverhältniß der Kosten zu dem geringen Streitgegenstand, während doch wahrlich meine mühevolle Thätigkeit karg genug bezahlt war.

Nun gäbe es meines Erachtens wohl ein Mittel, um unter Beibehaltung des an sich ja vortrefflichen Doppelprincips diesem Mißstande abzuhelfen. Unser Doppelprincip, Abstufung der Kosten nach dem Streitwerthe **und** nach dem Umfange der Thätigkeit, ist nämlich eben so vortrefflich und praktisch für die Bemessung der Proceßkosten im Ganzen, als fehlerhaft und unausführbar für die Bemessung der Gerichts- und der Anwaltskosten je für sich. Die Gerichtskosten werden von dem rechtsuchenden Publikum mit Recht als Justizsteuern betrachtet, welche von einem hohen Objekt hoch, von einem geringen Object gering zu erheben gerecht und natürlich erscheint. Ganz anders aber ist es mit den Anwaltsgebühren. Zum Rechtsanwalt kommt das Publikum wie zum Arzt, es bezahlt ihm seine **Thätigkeit**.

Es ist wohl geneigt, eine aufopfernde, mühevolle Thätigkeit reichlich zu vergüten, selbst bei einem geringen Object; es empfindet es dagegen als unbillig, wenn für eine ganz geringfügige Thätigkeit, wenngleich bei hohem Streitgegenstande, eine hohe Gebühr in Rechnung gestellt wird.

Und diesem Rechts- und Billigkeitsgefühle schlägt unsere jetzige Gebührenordnung geradezu in's Gesicht. Sie bemißt Gerichtskosten und Anwaltshonorar nach ganz denselben Principien, während doch bei den ersteren das Object, bei dem letzteren die Thätigkeit es ist, nach welcher der Zahlungspflichtige mit Recht seine Zahlungspflicht bemißt. **Reformire man daher diese Gebührenordnung dahin, daß die Gerichtskosten wesentlich nach Höhe des Streitgegenstandes, die Anwaltsgebühren aber wesentlich nach dem Umfange der Thätigkeit des Anwalts bemessen werden!**

Die **Gerichtskosten** seien wesentlich nach der Höhe des Streitgegenstandes bemessen; nur, möchte ich vorschlagen, mit Unterschied danach, ob das Urtheil ohne Streitverhandlung im Versäumnißverfahren ergeht, oder ob eine Streitverhandlung stattfindet. Wenn der Kläger gehalten ist, 5% des Streitwerthes als Gerichtskostenvorschuß einzuzahlen, und der Beklagte, welcher den Anspruch bestreitet, ebenfalls 5% des Streitwerthes zu erlegen, so wird die Gerichtskasse mit der Erhebung von 5% bez. 10% des Streitwerthes statt der bisherigen Gebühr schwerlich einen Ausfall erleiden, während es eben so wenig jeder der streitenden Parteien zur übermäßigen Beschwerde gereichen wird, 5% des Streitwerthes als Gerichtskosten zu erlegen.

Die **Anwaltsgebühren** dagegen seien hingegen wesentlich nach der Thätigkeit des Anwalts bemessen, mit der Unterscheidung etwa von Sachen großen, mittleren und geringen Streitwerthes. Drei Gebührensätze, entsprechend diesen drei Kategorien, seien vorgesehen für die Formulirung der Klage- und Einlassungsschrift, für jeden Termin und für jede Vakation, d. h. für jede Stunde in anderer Weise auf die Sache verwendeter Thätigkeit. Da aber die Abfassung einer Klageschrift, die Wahrnehmung eines Termins 2c. in den verschiedenen Einzelfällen ein sehr verschiedenes Maaß von Thätigkeit erfordert, so sei jede der hierfür bestimmten Gebühren mit einem Höchst- und einem Mindestbetrage ausgeworfen.

Eine derartige Ordnung der Gebühren, das glaube ich annehmen zu dürfen, würde gestatten, die Gesammteinnahme des Justizfiskus und der Anwälte auf der bisherigen Höhe zu erhalten, von der sie ohne Schädigung der Justizpflege unmöglich abgehen kann, und gleichwohl die Klagen des Publikums zu beheben, da dieselben wesentlich auf der jetzigen fehlerhaften **Abstufung** der Kosten beruhen. Wünschenswerth wäre es dann noch, auch die beiden weiteren Quellen berechtigter Unzufriedenheit zu verstopfen: die jetzige Höhe der Auslagen selbst bei geringen Objekten, und die schließliche Abwälzung der Kosten auf Eine Partei.

Die **Auslagen** sind es, welche vor Allem die kleinen Processe vertheuern, da sie in kleinen Processen denselben unveränderlichen Satz auf-

weisen wie in großen. Durch zweierlei Mittel ist dem Uebelstande abzuhelfen. Einmal sollten überhaupt die Auslagen eingeschränkt werden, wenn der Streitwerth gering ist; und sodann sollte man die Auslagen in kleinen Sachen theilweise auf die größeren Sachen abwälzen. So sonderbar das letztere klingt, so einfach ist es durchzuführen, indem man die regelmäßig und annähernd gleichmäßig wiederkehrenden Auslagen, wie Zustellungskosten, Porti- und Schreibgebühren nicht besonders liquidiren läßt, sondern an ihrer Stelle einen Zuschlag zu den Gebühren bewilligt, welche ja bei den Gerichtskosten durchaus, und einigermaßen auch bei den Anwaltsgebühren, mit der Höhe des Streitgegenstandes steigen und fallen sollen.

Eine Einschränkung der Auslagen in kleinen Sachen ließe sich leicht durch Vereinfachung vor Allem der Zustellungen bewirken. Sodann wäre, was allerdings im Wesentlichen nur durch Gerichtsgewohnheit zu erreichen wäre, auf eine Beschränkung des Schreibwerks und vor Allem auf eine Einschränkung des kostspieligen Zeugenbeweises in kleinen Sachen zu halten.

Werden, nachdem auf diese Weise die Gebühren angemessener abgestuft, die Auslagen vermindert sind, die sämmtlichen Kosten der verlierenden Partei auferlegt, so wird sie an dieser Kostenlast erheblich leichter als gegenwärtig zu tragen haben. Und doch wäre wohl als Schlußstein der Reform zu erstreben, daß mit der unseligen Methode gebrochen werde, dem verlierenden Theil unter allen Umständen die gesammten Kosten, die Gerichtskosten, die Kosten beider Anwälte, sämmtliche Auslagen beider Theile zur Last zu legen. Es liegt dieser Maßnahme wie den meisten unrichtigen Maßnahmen ein berechtigter Gedanke zu Grunde: wer einen ungerechten Proceß führt, der soll seinen Gegner nicht durch seinen ungerechten Angriff schädigen dürfen, er soll ihm zum Mindesten den sofort liquide zu stellenden Schaden, seine Auslage an Proceßkosten, vergüten. Nun besteht aber, eben so wenig wie die Welt nur aus Engeln und Teufeln à la Marlitt besteht, das proceßführende Publikum ganz und gar nicht einestheils aus Leuten, die mit Unrecht, Habgier und Chikane sich auf ihr Opfer stürzen, und andererseits aus frommen rechtlichen Leuten, die, vom Unrecht bedrängt, nichts als ihr gutes Recht verfolgen oder vertheidigen. Es steht vielmehr in nicht streitigen (Versäumniß-) Sachen der unzweifelhaft im Recht befindliche Gläubiger durchweg einem Schuldner gegenüber, der gern zahlen möchte, aber nicht, wenigstens nicht sofort, zahlen kann. Da ist es ungebührlich hart gegen die Schuldner und in keiner Weise gerechtfertigt für den Gläubiger, die sämmtlichen Proceßkosten dem Schuldner zur Last zu setzen. Mancher Schuldner, der sonst noch wieder empor gekommen wäre, ist durch Kosten mehr als durch Zinsen ruinirt worden. Der Gläubiger hingegen erlangt durch seinen vollstreckbaren Titel ein unzweifelhaftes wirthschaftliches Gut; Sicherung seiner bedenklich gewordenen Forderung; und da ist es doch billig und recht, daß er dieses wirthschaftliche Gut wie jedes andere bezahlen muß. Weshalb soll denn der Gläubiger, der bereit-

willig einem Auskunftsbüreau für ertheilte Auskunft oder einem Inkasso-institut für Einziehung seiner Forderung einen Procentsatz derselben überläßt, nur dann nichts zahlen dürfen, wenn ihm die Staatsanwaltschaft ihre machtvolle Hülfe verleiht; nichts zahlen zum Nachtheil des genugsam bedrängten Schuldners, dem er vielleicht leichtsinnig geborgt hatte, und zum Nachtheil der übrigen Gläubiger, die dasjenige für ihre Forderung nicht mehr verwerthen können, was er ihnen auf Rechnung seiner Kosten vorweg genommen hat!

Und noch weniger ist es in streitigen Sachen gerechtfertigt, dem Unterliegenden die Kosten sämmtlich aufzuerlegen. In streitigen Sachen trifft es doch durchweg nicht zu, daß dem gerechten Manne der arglistige tückische Rechtsfeind gegenüber steht; in der weitaus größten Zahl der Fälle glauben beide Theile in ihrem Recht zu stehen. Unsere Methode wäre berechtigt, wenn der Unterliegende durchweg der Schuldige und Schuldbewußte wäre; nun wäre aber im Gegentheil die Behauptung mehr als kühn, daß der objectiv Schuldige durchweg unterliegt und der objectiv im Recht stehende oben bleibt. Denn ob ich Recht behalte, das hängt ja in erster Linie nicht davon ab, wie die Sache sich wirklich zugetragen hat, sondern davon, wie sie sich auf Grund der Beweisführung dem Richter darstellt. Habe ich für meine Behauptung keinen Zeugen, oder drückt sich mein Zeuge nicht richtig, nicht bestimmt aus, so verliere ich den Prozeß trotz meines besten Rechtes! Ist aber die Beweisnahme erschöpfend genug ausgefallen, so läßt sie sich, das weiß jeder praktische Jurist zur Genüge, mit Gründen diesseits und jenseits, nach dieser oder jener Seite darstellen und deuten. Und wenn, ein in streitigen Sachen immerhin seltener Fall, das Sachverhältniß über allen Zweifel klar gestellt ist, so ist oft die Rechtsfrage mehr als zweifelhaft. Dem Seufzer „Was ist Wahrheit?“ können wir wahrlich den Seufzer anreihen „Was ist Recht?“ Wie viele treffliche Erkenntnisse verschiedener Instanzen über dieselbe Sache und denselben Sachverhalt entscheiden jedes anders wie das andere! Alle Hochachtung vor unserer Rechtspflege; aber sie ist und bleibt ein Menschenwerk mit allen menschlichen Unvollkommenheiten. Bei den besten Gesetzen und den besten Richtern wäre es eine pharisäische Ueberhebung, den Unterliegenden durchweg als den Schuldigen, geschweige als den Schuldbewußten anzusehn. Können wir das aber nicht — wie können wir es rechtfertigen oder nur entschuldigen, daß dem unterliegenden Theil eine so schwere Strafe auferlegt wird, als es die Tragung sämmtlicher Kosten aller Instanzen und aller Betheiligten ist?

Ist die gerügte Methode ungerecht, so ist sie nicht minder schadenbringend für alle Betheiligten und für die gesammte Rechtspflege. Denn wer erwägt, welch eine Gesammtkostenlast ihn im Falle des Unterliegens treffen wird, der muß sich dreimal bedenken, einen Proceß anzustellen oder aufzunehmen, dessen Ausgang nicht ganz zweifellos und verbrieft ist. Jeder

Anwalt weiß, wie verantwortlich es ist, einem Rathsuchenden die Anstellung eines Processes zu empfehlen; je nach dem Ausfall der Beweisaufnahme und der Entscheidung der Rechtsfrage ist ein Unterliegen bei der gerechtesten Sache möglich, und auf den Unterliegenden regnen von allen Seiten die Kosten zusammen. Ist leider nach menschlicher Unvollkommenheit jeder Prozeß schon ein Wagspiel, so sollte man den Einsatz nicht noch dadurch erhöhen, daß man dem Obsiegenden vollständige Kostenfreiheit auf Kosten des unglücklichen Unterliegers verspricht; das heißt, den Rechtsuchenden von der Verfolgung auch der gerechtesten Sache abschrecken und dadurch gerade die Chikane und die Arglist ermuthigen, die man zurückdrängen will.

Ferner aber — und das führt uns auf unser Thema zurück — ist es platterdings unmöglich, eine derartige von allen Seiten zusammengehäufte Kostenlast in einem anständigen Verhältniß zum Werthe des Streitgegenstandes zu halten, es sei denn bei ganz großen Objecten. Mögen die Kosten noch so sinn- und sachgemäß abgestuft, die Gerichtskosten noch so niedrig gehalten, die Anwaltskosten noch so bescheiden bemessen, die Auslagen nach aller Möglichkeit eingeschränkt sein: so wird doch die Summe aller dieser Kosten nach einigermaßen langwieriger Verhandlung, geschweige denn nach Absolvirung mehrerer Instanzen, das Streitobject erreichen oder übersteigen müssen. Soweit die heutigen Klagen über hohe Proceßkosten die Gesammtkostensumme und deren Mißverhältniß zum Streitgegenstande betreffen, sind sie nach heutiger Lage der Gesetzgebung einfach unvernünftig. Denn wenn der Proceß über 50 Mk. nach Beschreitung zweier Instanzen, nachdem er ein Jahr hindurch oder länger vier Richter und vier Anwälte, den Gerichtsvollzieher, eine Menge von Zeugen in Thätigkeit gesetzt hat, an Gesammtkosten des ganzen Apparates nicht mehr als höchstens 20 Mk. kosten sollte, so müßten die betheiligten Organe ihre Dienste ja um Gottes Lohn verrichten. Unrecht aber ist es, dem schließlich, vielleicht nach vielen Schwankungen des Zügleins, Unterliegenden die ganze große Gesammtlast aufzubürden; trägt Jeder seine eigenen Kosten, so ist ein sachgemäßes Verhältniß überall wohl zu erreichen. —

Das wären Reformvorschläge, von deren Durchführung ich mir eine jedenfalls bessere Gestaltung des Kostenwesens verspreche, als es die heutige ist. Ueber die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit derselben mag sich ja streiten lassen, und ich bin gewiß weit davon entfernt, dieselben für nicht verbesserungsfähig und- bedürftig zu halten. Wesentlich daran ist mir gelegen, und das möchte ich durch die vorstehenden Zeilen dargethan haben, daß man, um aus der heutigen Kostenmisère herauszukommen, nicht die Wege wandeln sollte, welche der Entwurf vom Jahre 1886 beschritt, sondern eine durchgreifende Reform des heutigen, in seinen Grundzügen verkehrten, Systems vornehmen muß und soll.

Vier Meerlieder.

Von

Holger Drachmann.

— Dänemark*) —

Allein auf dem Deck.

Auf der Nordsee daher kommt ein Schiff im Sturm,
So schwer auf der See ist sein Schwanken;
Den Bug wäscht Wasser, und Wasser quillt
Durch manchen Leck in den Planken.
Die Waaren im Schiffsraum durchnäßt es im Nu.
„Zum Teufel die Waaren, und gäb' es nur Ruh'
Vor der Pumpen ew'gem Spektakel!"
Der Schiffsherr faßt selber am Steuerrad zu,
Das Schiff „lenzt vor Topp und Takel." [1])

So schwankt es von dannen in mäßigem Lauf;
Das Wasser im Raume steigt,
Schon bald an die Deckbalken schlägt es hinauf,
Und rings kein Land sich zeigt.
„„So pumpt nun alle Mann,
Pumpt zu! Das wärmt euch die frostigen Finger!""
„Der Alte spricht lustig, und hört man ihm zu,
Scheint Alles in Ordnung und's Rad in Ruh';
Als ob wir nicht schon zwei Tage lang nu
Müßten Rinden nagen so hart wie ein Schuh;
Mit dem Fleische ging es zu Ende,
Und vom Pumpen schon bluten die Hände!"

*) Aus dem Dänischen übersetzt von H. Zschalig in Dresden.

1) lenzen vor Topp und Takel = bei schwerem Sturm ganz ohne Segel vor dem Winde fahren.

Der Sturm erbraust, und die Sturzsee droht,
Der Himmel umzieht sich kupferroth,
Blickt unheilkündend herunter.
„Kameraden, zwei Tage lang ließen wir's geh'n;
Doch was uns erwartet, muß Jeder jetzt seh'n,
Wir sinken mitsamt dem Plunder!
Dort segelt ein Fischer windwärts ja noch,
Ich denke, wir gehen zum Kapitän;
Und will er nicht mit, so bleibt er dort steh'n,
Allein als Matrose und Steward und Koch!"

Sie preien die Schmack; [1]) und die Schmack „dreht bei". [2])
„Kapitän, wir können's nicht ändern;
Doch vernünftigen Zweck hat's keinerlei,
Zuletzt mit der Bark noch zu kentern,
Die so morsch und alt schon seit Jahren!
Wir packen nun ein und fahren,
Erlaubt oder nicht, wir fragen nicht mehr,
Und nur für das Pumpen noch danken wir sehr;
Wir fahren mit anderem „Gange", [3])
So ging es fürwahr schon zu lange!"
Sie sehn, wie's dem Alten an Worten gebricht;
Er drückt den Südwester tief ins Gesicht
Und läßt einen Blick auf sie fallen,
Der dringt durch die Oeljacken Allen.

„„Ihr geht! Nun, Glück auf die Reise wünsch' ich,
Da Ihr es nimmer könnt ändern;
Doch von Bauern gefragt und von Binnenländern,
Vergeßt nicht zu sagen: Ihr ließet im Stich
Den Alten, der draußen mag kentern!
Ihr sagt, die Bark sei alt. Das stimmt,
Geburt und Taufe vereinte uns Beide;
Hab' mit ihr gesegelt in Freud' und im Leide
Und hoff', daß ein gleiches Ende es nimmt.
Wir zwei sind Eins, Ihr könnt's nicht verstehn:
Ihr segelt ja nur für die Heuer! [4])
Wir Beide müssen zusammengehn;
Nun führ' ich allein denn das Steuer!""

Sie nehmen die Kisten und anderen Kram
Hinunter in den norweg'schen Prahm;
Der schaukelt so gut auf den Wogen.
Sie saßen im Prahm und ruderten weg,
Und blickten zu ihm auf das öde Deck,
Von schweren Gedanken durchzogen.

---

1) preien = anrufen; Schmack = Fischerfahrzeug, weiter unten Prahm genannt. 2) beidrehen = dicht beim Winden halten, langsam fahren. 3) Ein Gang ist der Weg, den ein Schiff beim Lavieren in gerader Richtung bei dem Winde macht, bis es wieder wendet. 4) Heuer = Lohn, Miethe des Schiffsvolks.

„Noch kann er ja kommen!“ Ihr Irrthum war groß!
In's sausende Takelwerk schwingt er sich keck,
Er kappt den Beschlag, die Segel sind los.
Hat keine Mannschaft, doch sichres Besteck, [1])
Und Alles macht „klar“ [2]) nun der Alte. —
Es braust die See, der Sturmwind brüllt,
Das Wasser da unten im Schiffsraum schwillt,
Als ob das Fahrzeug sich spalte.
Die Faust umklammert das Rad, und es kracht,
Er steuert den Kurs in die wilde Nacht!
Sein Schiff war einfach, er selbst gedreht
Aus dem Holz, das im Sturme nie untergeht!

Bernstein.

Sie weilten am wogigen Meer,
Und Wellen hüpften im Tanze
Dahin mit dem schaumfeuchten Kranze.
Sie wanderten langsam Hand in Hand
Und bückten sich oft und suchten im Sand
Nach Bernstein umher.

Was heim zum Gedenken sie trug —
Schön ward es geschliffen und wurde ein Herze.
Es leuchtete hell, wie die herrlichste Kerze.
Sie trug es am Busen und küßt' es gar sehr,
Gab dafür ihr eig'nes her,
Doch das war ein Herze, das schlug!

Er fuhr auf das wogende Meer,
Sie sah ihn nimmer wieder.
Sie trug sein Herz unter'm Mieder
Am eig'nen Herzen in Freud' und Leid,
Sie wußte nimmer zu scheiden sie beid';
Und seines war Bernstein — nichts mehr!

1) Besteck ist die Berechnung und Bestimmung des Ortes des Schiffes nach der Seekarte.
2) Alles klar machen = Alles in Ordnung bringen und dienstbereit halten.

Kannst Du erklären mir, Meer —?

Kannst Du, erklären mir, Meer:
Wozu in der Welt ich ringe und strebe?
Weshalb ich hier sitzend im Innersten bebe,
Vergesse die Mahlzeit und starre hernieder,
Fühl' kaum noch die nassen, durchfrorenen Glieder,
Und schaue hinab, beständig bedacht
Zu fassen all' Deine Größe und Macht,
Zu schaffen aus Deiner Sturmmelodie
Mir Töne ureigner Poesie?

Ach, wenn mein schönstes Spiel verrauscht —
Wie viele sind es, die ihm gelauscht?
Wie Viele, die recht von Herzen es meinen,
Ob Freunde sie halb, ganz Mäcene erscheinen?
Ob Freud' meinem Land ich gebracht, ob Gewinn,
Da ich ein Spielmann worden bin?

„Du fragest! Um Antwort ist mir fast bang.
Nur wenig versteh' ich von Dichtung und Sang,
Hab' nie genommen d'rin Unterricht,
Und Sinnen und Grübeln behagen mir nicht.
Doch willst Du wohl wissen sonst meine Meinung:
Nun wohl, wozu ringe und streb' ich hinauf,
Der Wind und ich in Vereinung?

„Wir folgen beständig dem alten Lauf,
Und brausen und sausen und heulen und pfeifen,
Und würden gewiß es schwerlich begreifen,
Wenn Jemand uns mahnte: Halt ein!
Ich singe mein Lied und woge darein,
Bin meist auf der Fahrt, und selten in Ruh'.
Wir sind auf der Reise — was scheert uns das Land? —
Und fragen niemals: Wozu?

„Ich könnte ein Mühlteich vielleicht auch sein
Und könnte ein Mühlenrad drehen;
Gern wollte ich, möcht' es nur gehen!
Doch bin ich nun einmal so zahm nicht und klein;
Man grolle dem Wasser noch so sehr:
Ich kann nicht anders. Ich bin das Meer!"

Die Fische
im Haushalt der Natur und in der Küche.

Von

Wolfgang Eras.

— Breslau. —

> Ihr, Bild der Freiheit, lebensfrohe Fische!
> Wie lieb' ich euch — gebraten auf dem Tische!
> J. H. Voß.

Von den drei Reichen: Luft-, Wasser- und Erdreich ist das zweite wohl das von Thieren am reichsten bevölkerte und vielleicht auch das an Arten reichste. Welch riesiges Contingent stellen allein die Fische! Man kennt etwa neuntausend der Gegenwart angehörige und zweitausend vorweltliche; aber wahrscheinlich hat man erst den geringeren Theil aller jetzt lebenden Arten beobachtet, also bis jetzt von der Mannigfaltigkeit dieser Thierklasse noch keineswegs eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung gewonnen. Brehm sagt in seinem „Thierleben": „Die Fähigkeit der Fische, in den verschiedenartigsten Gewässern, unter den verschiedenartigsten Umständen und Verhältnissen zu leben, ist ebenso außerordentlich wie die Schmiegsamkeit der Vögel anderen Einflüssen gegenüber. Es giebt äußerst wenige Gewässer, in denen man keine Fische findet. Sie steigen von der Niederung aus, den Strömen, Flüssen und Bächen entgegenschwimmend, bis in das Gebirge empor und versenken sich im Meere bis in Tiefen, zu deren genauer Erforschung uns noch heute die Mittel mangeln. Einzelne von ihnen bevorzugen die oberen Wasserschichten, andere halten sich im Gegentheil in den niedersten auf und leben hier unter dem Drucke einer Wassersäule, deren Gewicht wir wohl berechnen, uns aber kaum vorstellen können. Den neuesten Funden zufolge dürfen wir glauben, daß die Meerestiefen viel dichter bevölkert sind, als wir wähnen. Auch die höheren Breitengrade setzen der Verbreitung der Fische kein Ziel. Allerdings sind die Meere des heißen und

trächtigt, wie dies bei den warmblütigen Raubthieren der Fall ist, wenigstens der Fall sein soll.

Ich kann ein eigenes Urtheil abgeben über geräucherte Bärenschinken, gebackene Bärenklauen und gebratenen Fischotterrücken. Meines Erachtens gehören diese gesuchten Stücke von raubenden Vierfüßlern nicht eigentlich unter die Delicatessen, sondern unter die Curiositäten der modernen Küche. Fast alle Völker — cultivirte wie Naturvölker — verschmähen das Fleisch warmblütiger Raubthiere, und wenn eine Ausnahme gemacht wird, so erstreckt sie sich immer nur auf einzelne Theile des betreffenden Wildes. Diese Abneigung kann nur auf Erfahrung beruhen.

Bei einer Jagdpartie auf der Oder, die kurz nach eingetretenem Eisgange der Enten wegen unternommen wurde, konnten wir leider solche nicht zu Schuß bekommen, weil sie immer zu früh aufgingen oder beim Vorüberstreichen für uns zu hoch waren. Es wurde nun, in Ermangelung von Besserem, ein Krähenschießen veranstaltet. An den noch mit Eis besetzten Flußufern kletterten, Nahrung suchend, viele Schwarzkrähen und Nebelkrähen umher, welche gut hielten. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Kahnführer, der jede todte Schwarzkrähe sorgfältig einsammelte, die geschossenen Nebelkrähen liegen ließ. Auf meine Frage, warum er diese nicht auch mit nach Hause nehmen wolle, erwiederte er: „Die schmecken nicht!“ Daß die ausgelöste Brust einer jungen Schwarzkrähe einen vortrefflichen Braten liefert, weiß ich aus Erfahrung. Taugt dagegen, — was ich gern glauben will, — die Nebelkrähe nicht, so wird man die Ursache wohl in dem Umstande suchen müssen, daß sie hauptsächlich von animalischer Nahrung lebt (junge Vögel, auch kleine Hasen würgt und frißt), während die Schwarzkrähe eine Vegetarianerin von der strengen Observanz ist.*)

Bei den Fischen gestaltet sich das Verhältniß beinahe umgekehrt. Unter allen Arten von Süß- und Seewasserfischen übertrifft keine die Salmoniden an Wohlgeschmack. Und was für freche Räuber sind diese! Ich habe ein Beispiel von der Gefräßigkeit der bei uns verbreitetsten Salmart — der Forelle — bereits angeführt.

Der Werth der Fische als Nahrungsmittel ist früh erkannt worden; aber doch nicht so früh, wie einige ältere Schriftsteller uns glauben machen wollen, die aus etymologischen Gründen annehmen, Fische seien überhaupt das erste Nahrungsmittel der Menschen gewesen. Die Ilias spricht allerdings schon von dem Fischer, der

„Auf vorragende Klippe gesetzt, den gewaltigen Meerfisch
Aufwärts zieht aus den Fluthen an Schnur und eherner Angel.“ (XVI, 406 f.)

*) Ich darf mir hier vielleicht noch anzumerken erlauben, daß beide Krähenarten ganz ausgezeichnete Eier legen, die nach meiner Meinung dem Kiebitzei nur wenig nachstehen und viel feiner von Geschmack sind als Möveneier. Wenn nur nicht das Ausnehmen eine so gefährliche Geschichte wäre!

Aber die homerischen Helden greifen zur Fischkost nur dann, wenn sie kein Fleisch haben. Das zeigt unzweideutig jene Stelle in der Odyssee, wo von den Hungerqualen die Rede ist, welche die Irrfahrer auf Thrinakia zu erdulden haben, und die so stark sind, daß sich die Gefährten des göttlichen Dulders zuletzt an den heiligen Rindern des Helios vergreifen.

„Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemals
Hub sich ein anderer Wind, als der Ost und der herrschende Südwind.
Doch so lang' es an Speis' 'und rothem Weine nicht fehlte,
Schoneten Jene die Rinder, ihr süßes Leben zu retten.
Und da endlich im Schiff der ganze Vorrath verzehrt war,
Streiften sie Alle aus Noth, von nagendem Hunger gefoltert,
Durch die Insel umher, mit krummer Angel sich Fische
Oder Vögel zu fangen, — was ihren Händen nur vorkam."
(XII. 325 ff.

Ich meine, daß die Zubereitung der Fische, — obgleich sie ja, wie unsere Küstenvölker und die Bewohner der Donauniederungen uns heute noch lehren, höchst primitiv sein kann, — immerhin gewisse Vorkehrungen und Apparate erfordert, die den damaligen Culturmenschen nur selten zur Hand gewesen sein mögen. Jedenfalls war es für die Zeitgenossen des fürstlichen Kochkünstlers Achilles eine weit leichtere Aufgabe, einen klassischen Spießbraten anzufertigen, als einen größeren Fisch zuzubereiten. Die Frage der technischen Herstellung dürfte der Hauptgrund der Vernachlässigung der Fischkost im homerischen Zeitalter gewesen sein. Dagegen aß man zur Blüthezeit Athens Fische mit besonderer Vorliebe und entwickelte in ihrer Auswahl und Zubereitung eine unglaubliche Feinschmeckerei, von der nur die wenigsten jetzt lebenden Freunde einer guten Verköstigung eine Ahnung haben dürften.

Baron von Vaerst hat in seiner „Gastrosophie" eine recht instructive und unterhaltende Beschreibung jener Tafeleien gegeben, welche dem vornehmen Athener gleich hoch gestanden haben müssen, wie Philosophie und Staatskunst*). Der Fischkost ist in dem umfangreichen Festberichte, der sich fast so gut wie ein Feuilleton unseres trefflichen Ludwig Pietsch liest, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und ich kann mir nicht versagen, hier einige Stellen daraus mitzutheilen.

„Das Meer" — sagt der Gast Zopyros — „vergißt nicht, seinen Beherrschern den schuldigen Tribut zu zahlen. Fische sind bei den Griechen überhaupt, und vorzugsweise bei uns Athenern, noch mehr Sache der

---

*) „Des Anacharsis Beschreibung eines athenischen Gastmahls" — Gastrosophie, II. Thl., S. 186 u. ff. — ist durch Herrn von Vaerst nach Barthélemys „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Paris, 1788" mit Benutzung verschiedener alter Schriftsteller selbstständig componirt. Athenäus und Lucian dürften das Hauptmaterial dazu geliefert haben, wenigstens findet sich fast alles das, was hier von den Gästen zum Preise des Parasitenthums gesagt wird, zum Theil wörtlich, bei Lucian.

Leidenschaft als der Eßbegierde; sieht man doch die Vornehmsten selbst auf dem Fischmarkt sich um den Verkäufer drängen. Auch lassen wir uns nicht nur aus Italien, nein von den spanischen Küsten Seefische kommen. Ein Dichter, der seinen Nebenbuhler verfluchen wollte, fand keinen stärkeren Ausdruck als: Möchtest Du, wenn Du auf den Markt kommst, um Aale zu kaufen, keine finden!

„Der Pompilus ist uns sogar ein heiliger Fisch; er ist der Bruder der Venus, wie diese aus dem Blute der Götter und dem Schaume des Meeres erzeugt. Derjenige Fisch aber, den man in Rhodos den Fuchs, und in Syrakus den Hund nennt, ist so berühmt in ganz Griechenland, daß König Kekrops*) (nach Lynkaios von Samos) einen geringeren Ruf hat als er. Diesen Fisch muß man sich zu allen Preisen anzueignen suchen, ihn essen, auch wenn man ihn nicht bezahlen kann (sic!), und hernach über sich ergehen lassen, was irgend ein unmenschlicher Gläubiger will und kann. Was sind alle Ereignisse des menschlichen Lebens im Vergleich mit dem Glücke, diesen Fisch genossen zu haben! Wer einmal diesen Glanzpunkt erreicht hat, der hat nichts mehr vom Schicksal zu fürchten. Was den Fisch Aper anbelangt, so können nur die Reichsten daran denken, ihn zu genießen; es ist ein Gericht für Wucherer, Financiers und Sybariten. Er ist soviel werth, als er Gold wiegt, und, um mich der Worte eines Dichters zu bedienen,

er ist ein Gericht der Götter, er ist die Blume des Nektars!

Der Aal ist dasjenige unter den Fischen, was Helena unter den Frauen ist. Aber man muß ihn in Mangoldblätter eingewickelt kochen, um sein Fleisch saftiger und schmackhafter zu erhalten. Der Comödiendichter Anthiphanes geht so weit, zu behaupten, daß die unsterblichen Götter wohlfeiler zu kaufen seien als Aale. „Denn," fügte er erklärend hinzu, „durch das Opfer einiger Obolen erkaufe ich mir das Wohlgefallen Jupiters, aber für zehn gute Drachmen kann ich noch keinen guten Aal finden!"

„Ein großer Fischesser glaubte schon durch diese Eigenschaft ein Anrecht auf das Wohlwollen aller Bürger Athens zu haben und setzte voraus, daß er selbst als Staatsverbrecher Gnade finden würde. Der Redner Hyperides hatte sich, wie viele anderen Redner, vom Feinde bestechen lassen. Timokles sagte (nach Pausanias) in seiner Vertheidigungsrede zu dem athenischen Volke: Verzeihet ihm! Er liebt so sehr die Fische, daß die Fischreiher nichts gegen ihn sind; wenn ihr ihm eine große Geldbuße auferlegt, so ruinirt ihr viele Fischhändler.

„Der gemeine Haufe läßt sich vom Namen blenden und findet Alles gut bei einem Dinge, das nur einmal Ruf hat. Wir aber, die wir das wahre Verdienst bis zu seinem Ursprunge verfolgen, wir essen vom Säubling nur das Vordertheil, den Kopf vom Meeral, die Brust vom Thun, den

*) Der Begründer der Burg von Athen.

Rücken vom Rochen; den Rest überlassen wir solchen Leuten, die nicht zu essen verstehen."

Wenn man solche extravagante Herzensergüsse liest, so kann man verstehen, wie ein Cato dazu kam, von Leuten zu reden, „die all ihren Verstand im Gaumen haben!"

Auch bei den Römern standen die Fische als Genußmittel in hohem Ansehen. Man braucht nur das klassische Werk des Kochs Apicius „de re coquinaria libri decem" — welches neuerdings von Chr. Th. Schuch (Heidelberg, Winter, 1874) edirt worden ist — nachzuschlagen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie sorgfältig und auf wie mannigfaltige Weise die Römer ihre Fische zuzubereiten wußten.

Einen charakteristischen Beleg für die Werthschätzung der Fische Seitens der römischen Schlemmer bildet die vierte Satire des Juvenal, der zwischen 47 und 132 n. Chr. lebte. Der Dichter charakterisirt in derselben ein besonders verächtliches Exemplar des Hofgeschmeißes, den schon in der ersten Satire genannten Crispinus, welcher als ebenso sittenlos und blutdürstig, wie habsüchtig und verschwenderisch geschildert wird. Dieser Crispinus habe eines Tages um den wahnsinnigen Preis von 6000 Sesterzien (ungefähr 1000 Mark) eine außerordentlich große Seebarbe gekauft — aus reiner Verschwendungssucht. Aus dem Treiben dieses Höflings wird nun auf seinen kaiserlichen Herrn geschlossen und bei diesem eine Anekdote ähnlichen Inhalts zum Maßstabe der Beurtheilung gemacht. Unter Domitians Regierung, berichtet Juvenal, wurde einst bei Ancona (an einer Biegung der Küste des adriatischen Meeres im Gebiete der Picenter gelegen) eine Butte von ungewöhnlicher Größe gefangen, welche der betreffende Fischer für den Kaiser bestimmte und sogleich ihm selbst überbrachte. Der Fisch war nicht kleiner als einer aus der Maeotis, dem jetzigen asowschen Meer, wie solche dort im Winter unter dem Eise gedeihen und, wenn dieses im Frühjahr aufgeht, in den Pontus, d. i. das schwarze Meer, getrieben werden. Als sich der Fischer mit seinem Fange auf dem Weg macht, ist die kalte Jahreszeit bereits eingetreten und für die Haltbarkeit der Barbe daher nichts zu fürchten. Der Kaiser befindet sich in Albanum, in der Gegend des jetzigen Kastell Gaudolfo, seinem Lieblingsaufenthalt:

— — — „Nimm hin hier," sprach der Picenter,
„Was für den Herd von uns Andern zu groß ist; festlich begangen
Werde der Tag; mach' eilends den Magen zum köstlichen Fang weit
Und dann speise den Fisch, der eigens für Dich ja verspart ward;
Selber zum Fang ja bot er sich an." — — —

Aber leider stellt sich heraus, daß für diesen Fisch jede im kaiserlichen Haushalt vorhandene Schüssel zu klein ist. In Folge dessen wird eine Geheimerathssitzung berufen. Eilends muß der Sklave die Herrn Senatoren, sofern sie nicht bereits im Vorzimmer warten, herbeiholen. Sie werden vom Dichter namentlich angeführt und scharf charakterisirt.

Crispinus kommt dabei schlecht weg: schon früh am Morgen pomadisirt er sich, um seinen angeborenen Schweißgeruch damit zuzudecken. Vejento deutet das Ereigniß des Fischfanges als ein Zeichen von glänzendem Sieg. Endlich wird der Vorschlag des Montanus angenommen, eine besondere tiefe Schüssel für den gewaltigen Fisch anfertigen zu lassen. Und nun kommt die Moral:

„Dann erhebt sich der Fürst, entläßt den Rath, und die Edlen
Können nach Haus. Sie hatte der mächtige Herrscher berufen
In die albanische Burg, und Eile befohlen und Schrecken
Ihnen erregt, als hätt' er von Chatten und wilden Sygambrern
Etwas zu sagen, als wär' von verschiedenen Theilen der Erde
Eben ein ängstlicher Brief mit eilender Schwinge gekommen.
Und doch besser, er hätt' auf ähnliche Possen die ganzen
Zeiten des Wüthens verwandt, statt straflos, ohne Vergelter,
Ihrer erlauchtesten Söhne die Stadt und das Reich zu berauben!"

Besonders hoch standen dem Römer die Schnurrpfeifereien des Koch- und Saucenkünstlers beim Fischkochen. Von Lucull wird erzählt, er habe einen Karpfen von seiner Tafel mit dem Bemerken zurückgewiesen: „Pfui Teufel! dieser Karpfen schmeckt ja nach Karpfen." Andererseits will man uns arme Epigonen glauben machen, daß, wie schon die athenischen Feinschmecker es verstanden hätten, am Geschmack des Fisches mit Bestimmtheit zu erkennen, an welcher der zahlreichen griechischen Inseln, an welcher Küste, an welchem Flusse er gefangen wurde, ebenso auch die römischen Gourmets gleich gewußt hätten, ob ein Fisch zwischen den Tiberbrücken oder weiter unterhalb gefangen worden sei*) (Brillat-Savarin méditation II, 14). Ich halte dies für ein Stückchen gastrosophischer Renommisterei, dem ich nur die in der „Physiologie du goût" gleich darauf folgende Angabe Brillat-Savarins an die Seite stellen kann, daß die französischen Feinschmecker zu seiner Zeit am Geschmack der Ständer des Feldhuhns zu erkennen vermocht hätten, auf welchen Ständer das Huhn bei Lebzeiten zu ruhen pflegte. Das Unsinnige einer solchen Behauptung geht schon daraus hervor, daß alle Vögel, welche im Sitz einen Ständer einzuziehen pflegen, bald den rechten und bald den linken ausruhen lassen; sie wechseln den Ständer sogar im Schlaf, ohne aufzuwachen, — wie ich als Knabe in meinem elterlichen Hühnerstall (um mich im Stile eines bekannten Parlamentariers auszudrücken) oft beobachtet habe.

---

*) Wenn Juvenal in der schon erwähnten Satire von dem Senator Montanus sagt:

— — — Der erfahrenste Esser zu meiner
Zeit war er. Er errieth von Austern beim ersten Hineinbiß,
Ob sie Kirkeji geboren, der Grund von Rutupiä, oder
Ob der lucrinische Fels sie habe zu Tage gefördert —

so will dies nicht viel sagen. Eine englische Auster von einer italienischen zu unterscheiden vermag ich auch. Ich brauche nicht einmal hineinzubeißen. Rutupiä war eine Hafenstadt in Südosten der heutigen Grafschaft Kent, Kirkeji ist der heutige Monte Circello, der Lucrinersee liegt bei Bajä.

Die Gegenwart hat sich die Aufgabe gestellt, die Fische nicht bloß als Genußmittel, sondern als Nahrungsmittel, nicht bloß auf ihren Wohlgeschmack, sondern auf ihren Nährwerth zu prüfen und hiernach zu würdigen. Diese Untersuchungen lieferten, da die organische chemische Analyse erst neuerdings zu wirklich zuverlässigen Methoden gelangt ist, anfangs Resultate von zweifelhaftem Werthe. Aber immerhin bieten die bisherigen Forschungen genügenden Anhalt für die Behauptung, daß die Fische zwar an Nährwerth dem Fleisch im Allgemeinen nicht gleich kommen, aber erheblich mehr Nährwerth besitzen als die Gemüse. Einzelne billig zu beschaffende Seefische stehen in gewisser Hinsicht (nämlich an Eiweißgehalt) sogar dem Fleische gleich, wenn nicht über demselben. In dieser Hinsicht ist namentlich der Hering und der Stockfisch zu nennen.

Süßwasserfische sind vorläufig — bei uns in Deutschland wenigstens — zu selten und zu theuer, um ein Volksnahrungsmittel zu werden. Bei rationeller Bewirthschaftung unserer Binnengewässer (Bäche, Flüsse, Seen und Teiche) könnte dies anders sein. Und es sollte anders sein, denn Graf Münster (unser französischer Botschafter) sagt mit Recht in der Vorrede zu dem von ihm in deutscher Uebersetzung herausgegebenen Kochbuch seiner verstorbenen Gemahlin (einer Engländerin):

> „Die Fischerei ist nützlicher als die Jagd und hat den großen Vortheil, daß Fische niemals schaden, im Gegentheil, den Gewässern, in denen sie leben, Nutzen bringen. Bei übermäßiger Schonung der Jagd kann Wildschaden Anlaß zu begründeten Klagen geben; bei der Fischerei kann das niemals der Fall sein . . .
>
> Flüsse, Teiche oder Seeen nicht mit Fischen gut besetzt zu halten, ist eine ebenso große Verschwendung, als wollte man guten Acker uncultivirt liegen lassen."

Wo Fischzucht, Fischfang und Fischhandel in rationeller Weise betrieben, wo für Einbürgerung der Fischnahrung in geeigneter Weise gesorgt wird, da erwächst einer großen Zahl direct und indirect betheiligter Gewerbtreibender lohnender Verdienst, da wird der Volksnahrung und mithin der Leistungsfähigkeit des Volkes wichtiger Vorschub geleistet. Bei uns in Deutschland ist dies leider nur in sehr bescheidenem Maße der Fall.

„Gebratene Vögel und Fische
Sind gute Speise bei Tische"

so liest man häufig auf irdenen und metallenen Anrichteschüsseln, Erzeugnissen des Deutschen Kunstgewerbes aus vergangenen Jahrhunderten. Leider ist's aber nicht immer wahr, was der Spruch sagt. Ich habe schon sehr häufig „gebratene Vögel und Fische" vorgesetzt bekommen, die sich bei näherer Untersuchung durchaus nicht als „gute Speise" erwiesen. Und wenn ich zurückblicke auf meine langjährigen Erfahrungen, so will es mir scheinen, als ob die Fische weit häufiger nichts getaugt hätten, als die Vögel. Es ist z. B. viel leichter „eine jute jebratene Jans" zu erlangen,

— welche nicht nur nach der Meinung des Berliners, sondern so ziemlich nach Jedermanns Ansicht, zumal um Martini, „eine jute Jabe Jottes" sein soll —, als einen schmackhaften Salmen. Ich habe die meisten Staaten Europas bereist, und mit Beschämung muß ich bekennen, daß nirgends die verabreichte Fischkost durchschnittlich auf einer so niedrigen Stufe steht und so vernachlässigt ist, wie in Deutschland.

Woran kann dies liegen? Wenn man bedenkt, daß eine rationelle Verwerthung des Fischreichthums unserer Meere und Binnengewässer für den Wohlstand und die Ernährung des deutschen Volkes von höchster Bedeutung sein würde, so lohnt es sich schon, den Ursachen dieser betrübenden Erscheinung nachzuspüren.

Daß die Fischkost in einem Lande, welches nicht nur prächtige Ströme und Landseen aufzuweisen hat, sondern auch mit ausgedehnten Küstenstrecken fischreichen Meeren nächstbenachbart ist, qualitativ und quantitativ zurücksteht, das kann, abgesehen von einer verfehlten Geschmacksrichtung der Bewohner (die in unserem Zeitalter nicht von langer Dauer sein würde) nur dreierlei Ursachen haben: 1.) relative Seltenheit des Materials — wenig Auswahl bei hohen Preisen; 2.) Geringwerthigkeit des Materials — die Fische taugen nichts; oder endlich 3.) Mangelhaftigkeit der Zubereitung — die Köche und Köchinnen thun nicht ihre Schuldigkeit.

Ich will mit meiner Ansicht nicht zurückhalten und behaupte, daß in Deutschland mehr oder minder alle drei Ursachen zusammenwirken.

Man halte mich nicht für einen Krittler, dem nichts recht zu machen ist, oder für einen Undankbaren! Ich bekenne offen, daß ich auch in Deutschland manchen herrlichen Fisch gegessen habe. Aber leider waren die Fischgerichte, welche eine schlechte Censur verdienten, viel zahlreicher als jene, denen man mit gutem Gewissen eine III—II oder gar eine I geben konnte!

Treten wir also sine ira et studio der Frage näher, warum in Deutschland nicht bessere Fischkost verabreicht wird?

Nach meiner Meinung liegt vor: erstens wenig Auswahl bei relativ hohen Preisen. In Großbritannien befördert man auf den Eisenbahnen besondere Fischwagen, die gleich den Milch- und Butterwagen in die Schnell- und Courierzüge eingestellt werden. Ja, sogar separate Fischtrains für frisch gefangene Seefische giebt es in England. Wo können wir Deutschen eine ähnliche, die Marktfülle ungemein mehrende und gleichzeitig unverdorbene gute Waare dem Consumenten garantirende Einrichtung aufweisen? Die einzige erfreuliche Ausnahme macht vielleicht Berlin mit seinen Markthallen, in denen große Sendungen schöner Seefische ankommen und rasch in den Besitz des Kleinhändlers übergehen. Wir armen Provinzialen aber bleiben in der Hauptsache darauf angewiesen, uns in der Winterszeit bei anhaltender Kälte per Post „ein wenig Fische" von den

Gestaden der Nord- oder Ostsee kommen zu lassen. Als ich 1871 nach Breslau kam, wußte man in der zweitgrößten Stadt des preußischen Staates kaum, wie ein frischer Hering aussieht, geschweige denn, wie er gebacken, gebraten oder gesotten schmeckt. Man kannte den Hering nur in jenen Zubereitungsformen, welche hier zu Lande in den sogenannten „Pommerschen Läden" zu finden sind und diesen in den Augen jedes Trinkers von Profession besondere Anziehungskraft verleihen: als gesalzenen Hering, Räucherfisch und „Rollmops" (saurer Hering).

Heute werden von Breslauer Detaillisten zur Winterszeit schon große Partieen frisch gefangener Heringe bezogen und billig abgegeben. Freilich vielfach in einem Zustande, der dem Feinschmecker ein gelindes Grauen vor den daraus bereiteten Fischgerichten bereits auf mehrere Schritt Entfernung beibringen muß! Als ich einmal vor mehreren Jahren einen Korb Heringe zur Weihnachtszeit aus Stettin bezogen und diesen in einem mächtigen Eisberge auf meinem Balcon hatte einfrieren lassen, verfügte ich mehrere Wochen lang über einen sehr wohlschmeckenden Fisch, und meine Freunde erstaunten über die Mannigfaltigkeit der aus Hering herzustellenden Speisen. Am Besten ist der Hering, wenn er gleich nach dem Fange hübsch krustig gebacken wird. Auch kann man ihn auf einem Roste braten, muß ihn aber während des Bratens dann tüchtig mit Butter oder Fett beschöpfen. Er schmeckt nachher auch kalt sehr gut mit etwas Essig oder Citronensaft. Der gesalzene Hering ist meines Erachtens eigentlich nur dann wohlschmeckend, wenn er eben gar geworden ist. Aber nichtsdestoweniger bleibt auch ein alter, sehr scharf gesalzener und ziemlich hart bezw. trocken gewordener Hering ein gutes und vor allen Dingen ein billiges Nahrungsmittel. Die Engländer müssen sich ohne den Salzhering behelfen, denn sie verweisen denselben als „roh" und deshalb ungenießbar mit großer Entrüstung von ihrem Tische. Es gehört zu den verschiedenen Redensarten, mit denen der Engländer sich über den Deutschen lustig macht, auch die Behauptung, daß wir „rohe Fische" äßen, und damit ist unser Salzhering gemeint. Außer dem, was an unseren Küsten gefangen wird, bildet eine jährliche Einfuhr von etwa 1 100 000 Tonnen das Mittel zur Befriedigung unseres Bedarfs in Deutschland. Man kann übrigens — nach Brehms Schätzung — annehmen, daß an den europäischen Küsten jährlich mehr als zehntausend Millionen Heringe gefangen werden, und mit deren Verwerthung, bezw. Conservirung wäre es sehr schlecht bestellt, wenn wir das Vorurtheil der Engländer theilten. Der Holländer ist im directen Gegensatz zu seinem englischen Vetter ein großer Verehrer des gesalzenen Fisches, und den frisch eingesalzenen „Matjes" oder Jungfernhering entgrätet er kunstvoll ohne Anwendung von Messer und Gabel. Die Seefische sind gleich ihren Süßwassercollegen sehr leicht dem Verderben ausgesetzt; sie gerathen viel schneller in Fäulniß als das ausgeschlachtete Fleisch warmblütiger Thiere, Wildpret, ausgenommenes Geflügel und dergl. „Frische Fische — gute

Fische" ist ein gar wahres Wort; man ißt aber in deutschen Landen mit wahrhaft rührender Passion Seefische, die nichts weniger als frisch sind. Ehren- oder Schandenhalber darf bei gewissen festlichen Gelegenheiten ein ein klein wenig aus dem Munde riechender Seezand, Schellfisch oder Butt auch auf dem Tisch unserer Kleinbürger nicht mehr fehlen. Die richtige Landratte hat sich an diese Eigenthümlichkeit der Seefische schon gewöhnt und findet nichts mehr dabei. Sehr charakteristisch ist die Anecdote, welche Baron v. Vaerst in seiner Gastrosophie von dem bekannten Dr. Schall (geb. 1780, gest. 1833, Lustspieldichter und Begründer der Breslauer Zeitung) erzählt.

Schall war ein großer Verehrer der Austern und verzehrte sie in Mengen; aber zum Verdruß des guten Vaerst gab es in Breslau damals nur sehr geringe, durch die lange Reise halbverdorbene Austern. Der Gastrosoph beschloß daher, als die ersten Schnellposten eingerichtet wurden, seinem Freunde, dem Literaten, einen besonderen Genuß zu bereiten. Er ließ auf dem schnellsten Wege ein Fäßchen frische schöne Austern von Hamburg kommen und lud ihn zum Frühstück. Schall verschlang ein Paar Dutzend, dann legte er das Messer weg und sagte zu v. Vaerst: „Ich begreife gar nicht, wie Du mir solch schales Zeug vorsetzen kannst!"

Auch mir hat einmal ein Breslauer Gourmet gesagt: „Ich habe es gern, wenn der Seefisch etwas nach der See schmeckt," worunter ich mir nichts für den Sprecher Schmeichelhaftes denken konnte.

Ich sollte meinen, daß bei zweckmäßiger Organisation des Seefischhandels — ein fördersames Entgegenkommen der Staatsbahnverwaltung vorausgesetzt — jede Curierzughaltestation im nördlichen und in Mittel-Deutschland mit frischen Seefischen während des ganzen Jahres zu versorgen sein müßte!

Nicht minder übel ist es um die Befriedigung unseres Bedarfs an Süßwasserfischen bestellt. Der Fischreichthum der deutschen Ströme hat im neunzehnten Jahrhuudert ungemein abgenommen. Manche Halbwisser meinen resignirt, hiergegen anzukämpfen sei überhaupt aussichtslos; die Fortentwickelung der Fabrikthätigkeit und des Flußschifffahrtverkehrs, (insonderheit der Dampfschifffahrt) führe mit Nothwendigkeit das allmälige Aussterben der Fischbevölkerung unserer Ströme herbei.

Wir unterschätzen den Abbruch nicht, der dem Fischbestande durch den industriellen Fortschritt erwächst und erwachsen muß; aber wir sind überzeugt, daß der Flußfischerei durch irrationelle Bewirthschaftung weit größerer Schaden zugefügt worden ist, als durch jene störenden äußeren Einflüsse. Es läßt sich nachweisen, daß dieselben durch geeignete Maßregeln sehr wesentlich abgeschwächt werden können.

Wenn man keine Vorkehrungen trifft, um die Vergiftung der Wasserläufe durch die großen Städte, durch Fabriken und Bergwerke möglichst zu verhindern, so wird dadurch nicht nur das Leben der Flußfische sondern auch das des Viehes und die Gesundheit der Menschen gefährdet. Die

Untersuchungen der vom englischen Parlament eingesetzten River Pollution Commission (1868—1874) haben dies in unanfechtbarer Weise dargethan. Durch Kohlenwäschen z. B. kann ein Fluß in dem Maße mit Kohlenstaub verunreinigt werden, daß dieser bei dem Austreten des Flusses die benachbarten Weideplätze und Wiesen vergiftet. An den Ufern des Flusses Rother unterhalb Chesterfield entstand in Folge dessen ein großes Viehsterben. Man fand im Magen einer gefallenen Kuh nicht weniger als zwei Quart Kohlenstaub. Viele von der Commission vernommene Adjacenten englischer Flüsse sagten aus, daß sie wegen der zunehmenden Vergiftung des Wasserlaufs keine Enten und Gänse mehr halten könnten, da diese nach kurzer Zeit eingingen. Die genannte parlamentarische Untersuchungs-Commission gab ihr Gutachten über die beiden Flüsse, welche London mit Wasser versorgen, über die Themse und den Lee, auf Grund sorgfältigster Prüfung dahin ab, daß beide Flüsse zur Befriedigung des häuslichen Bedarfs an Wasser nicht mehr dienen könnten!

Zur Verhinderung der Verunreinigung der Wasserläufe durch gewerbliche Anlagen kann in der That viel geschehen. Ein Beispiel bieten hier in Schlesien die Zuckerfabriken. Während einige von ihnen, welche durch die Aufsichtsbehörde zur Ausführung der Sicherungsanlagen mit Strenge angehalten wurden, das Wasser der Gräben und Bäche in der Umgegend vollkommen klar und blank lassen, erfüllen andere meilenweit jeden Wasserlauf mit weißer Schlickerbildung.

Die River Pollution Commission hat sich ein wesentliches Verdienst dadurch erworben, daß sie zuverlässige Erhebungen über den Grad der sogenannten Selbstreinigung der Wasserläufe anstellte. An zwei Flüssen, am Irwall und am Darwen, wurde nachgewiesen, daß die Zusammensetzung des Wassers eines verunreinigten Stromes sich während eines Laufes von 11—13 (englischen) Meilen, auch wenn keine neuen Verunreinigungen hinzukommen, fast gar nicht ändert.

Wie die Engländer im Jahre 1877 zu einem wirksamen Gesetz wider die Verunreinigung der Wasserläufe gekommen sind, so haben auch wir in Preußen in unserem Fischereigesetz vom 30. Mai 1874 eine Handhabe gewonnen, um einer weiteren Vergiftung unserer Ströme zu steuern. Hier wie dort hat der Gesetzgeber Bedacht darauf genommen, daß durch den Schutz der Wasserläufe gegen Verunreinigung die vaterländische Industrie nicht ungebührlich belästigt werde. Als ich mich meinem verehrten Freunde, dem Dr. Websky-Wüstewaltersdorf (Mitglied des Reichstags und des Staatsraths) gegenüber einmal abfällig über die vielfache Verunreinigung der Gewässer im Waldenburger Reviere geäußert und auf die Möglichkeit eines energischeren Eingreifens der Aufsichtsbehörde hingewiesen hatte, erwiderte mir derselbe: „Was ist Ihnen lieber, die Zurückversetzung der hiesigen Bäche und Flußläufe in einen der Forellenfischerei und Lachszucht dienlichen Zustand, wodurch höchstens einige Tausend Mark im Jahre ge-

wonnen, aber Tausende von Arbeitern ihrer heutigen Erwerbsquelle beraubt werden würden, oder die Aufrechterhaltung des Ihnen so mißfälligen status quo?"

Ich mußte zugeben, daß die Fragstellung im speciellen Falle berechtigt sei, konnte aber andererseits auf Grund meiner Erfahrungen und Studien constatiren, daß im Allgemeinen der Nationalöconom bei der Sicherung der Flußläufe gegen Verunreinigung einem solchen „Entweder-Oder" nicht gegenüber steht. Es kann — und wird hoffentlich — in dieser Beziehung in Deutschland noch recht viel geschehen, ohne daß dadurch die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung im Geringsten lahm gelegt würde.

Das preußische Fischereigesetz bedeutet einen wesentlichen Fortschritt namentlich durch die in ihm ausgesprochene gänzliche Beseitigung der wilden Fischerei und durch mancherlei im Interesse des Fischschutzes in Aussicht gestellte Einrichtungen, welche zum Theil in die Hände der Bezirksregierungen gelegt worden sind.

Zur Ausführung des Gesetzes sind für die einzelnen Provinzen Königliche Verordnungen erlassen, die zunächst die Minimalgröße der zu fangenden Fische bestimmen. Exemplare, welche die vorgeschriebene Größe nicht haben, dürfen nicht in den Handel gebracht werden, mögen sie nun aus geschlossenen oder nicht geschlossenen Gewässern entnommen sein. Geschlossene Gewässer sind einer Schonzeit nicht unterworfen; alle nicht geschlossenen einer wöchentlichen und einer jährlichen Schonzeit. Die wöchentliche Schonzeit dauert von Sonnenuntergang am Sonnabend bis zum Sonnenuntergang am Sonntag. Die jährliche Schonzeit dauert entweder vom 15. October bis zum 14. December (Winterschonzeit), oder vom 10. April bis zum 9. Juni (Frühjahrsschonzeit). Eine und dieselbe Strecke eines Gewässers soll immer nur einer jährlichen Schonzeit unterliegen. Netze mit weniger als 2,5 cm Maschenweite (von Knoten zu Knoten) gehören zu den verbotenen Fanggeräthen, welche der Einziehung unterliegen.

Bei der Anordnung der Schonzeiten ist man in der Weise verfahren, daß diejenigen Gewässer, in denen (nach Annahme der Herren Fischmeister) die Cyprinusarten vorherrschen, der Frühjahrsschonzeit, andere, in welchen die Salmoniden stärker vertreten sind, der Herbstschonzeit unterworfen wurden. Dabei ist die Widersinnigkeit herausgekommen, daß man z. B. in dem einen Gebirgsbache (wie es auch ganz in der Ordnung ist) im November keine Forelle fangen darf, dagegen in dem anderen, welcher jenseits des wasserscheidenden Gebirgsrückens seinen Weg zum Meere sucht, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung die armen, vom Laichgeschäft abstrapezirten Edelfische, deren Fleisch um diese Zeit direct ungesund ist, ausfischen und in den Handel bringen kann. Auch mangelt nun jede Controle im Fischhandel. Dem gefangenen Fisch kann man es nicht ansehen, ob er aus einem Gewässer stammt, das der Herbstschonzeit, oder aus einem anderen, welches der Frühjahrsschonzeit unterliegt. Der Ver-

käufer wird immer in Versuchung sein, diejenigen Angabe zu machen, welche ihm gerade paßt.

Ebenso, wie im Jagdschongesetz die Schonzeiten für die einzelnen Wildarten gesondert normirt sind, so müßten auch im Fischereigesetz die verschiedenen Fische ihre verschiedenen Schonzeiten haben. Die bairische Fischereigesetzung bringt diesen allein richtigen Grundsatz bereits zur Geltung, und der künstlerisch so schön ausgestattete Münchener Kalender des Vereins für Kirchenbau (zu beziehen durch Philipp Hergl, Odeonsplatz Nr. 15) erwarb sich ein Verdienst um die bairische Fischerei, indem er pro 1887 eine fortlaufende bildliche Darstellung der wichtigsten Fische, ihrer Schonzeiten und Minimalmaße brachte.

Auch in Bezug auf Bildung von Laichschonrevieren, die in dem Preußischem Gesetz sehr verständiger Weise in Aussicht genommen ist, haben wir Fehlgriffe der Verwaltung zu verzeichnen. Was soll man z. B. dazu sagen, daß im Breslauer Regierungsbezirk das sog. Mittelwasser in der Stadt Breslau, ein System von Wassersträngen zwischen der oberen und unteren Staustufe, fast ausnahmelos eingefaßt durch Ufermauern und hölzerne Spundwände, bedeckt durch einen nicht unbeträchtlichen Schifffahrts- und Flößereibetrieb, zum „Laichschonrevier" erklärt worden ist? Lucus a non lucendo! Laichschonrevier wird das Gewässer genannt, weil es so gut wie gar nicht vorkommen dürfte, daß Fische dort laichen.

Unser Fischereigesetz hat anscheinend der Initiative der Interessenten, der Gemeinden und communalen Verbände zu viel überlassen. Die Anlage von Lachsstegen und Fischpässen ist in Aussicht gestellt; aber, obgleich seit dem Erlaß des Gesetzes fast 15 Jahre in's Land gingen, erscheinen noch viele Flüsse in ihren Oberläufen und deren Verzweigungen für die Wanderfische abgesperrt. Wenn man liest, daß die Lachsfischerei in den drei schottischen Flüssen Tweed, Spey und Tay allein allen 800,000 Mk. jährliche Pacht einbringt, so wird man mit gerechtem Bedauern darüber erfüllt, daß in unseren schönen, für den Lachs so geeigneten Strömen dieser edle Fisch fast ganz ausgerottet werden konnte! An der rapiden Abnahme der Rheinlachse tragen die Holländer die Hauptschuld, welche in unverantwortlicher Weise alle Bestrebungen zur Wiederbevölkerung des Stromes mit diesem Fische durch ihre Sperr- und Fangvorrichtungen an den Strommündungen zu nichte machten. An dem Verfall der Lachsfischerei in den anderen deutschen Strömen sind wir ausschließlich selbst schuld. An der oberen Elbe benutzte man, wie Dr. Fric berichtet, den Lachslaich früher als Schweinefutter, während die Engländer die Naturgeschichte des Lachses längst kannten und wohl wußten, daß jeder Lachs von seinen Ausflügen in's Meer dahin wieder zurückkehrt, wo er jung geworden ist.

Recht erfreulich ist die Thatsache, daß bei dem Ausbau unserer Wasserläufe im Interesse der Schifffahrt und zur Vermeidung von Hochwasserschäden neuerdings Seitens der königlichen Staatsregierung die Fischerei-

interessen nicht mehr unberücksichtigt bleiben. So wurde z. B. bei Anlage der Staustufen im canalisirten Main für zweckmäßig construirte Fischpässe gesorgt.

Wenn behufs Abstellung der in den letzten Jahren so verheerend gewesenen Ueberschwemmungen in unseren Gebirgsdistricten zur Anlage von Sammelbassins in großem Maßstabe demnächst wird geschritten werden müssen, so erhält die Teichfischerei dadurch einen neuen und wesentlichen Impuls. Es würden die niedergehenden Gewitter und Wolkenbrüche im Riesengebirge beispielsweise nicht so großen Schaden gethan haben, wenn dort nicht große Flächen, die ehemals Teiche und Sümpfe gewesen sind, im Laufe des Jahrhunderts in Wiesen und Aecker verwandelt worden wären.

Die Teichwirthschaft hat lange Jahrzehnte lang in Deutschland als unrentabel gegolten; neuerdings liefern hervorragende Landwirthe den Nachweis, daß bei einer rationellen Zuchtwahl und ausreichendem Schutz der Fische gegen Räuber aller Art die Teichwirthschaft sehr gute, ja sogar glänzende Resultate zu liefern in der Lage ist. So hat beispielsweise Graf Fred Frankenberg-Tillowitz als Karpfenzüchter große Erfolge aufzuweisen. Er sorgte aber auch für die Vertilgung der in seinen ausgedehnten Waldungen gern horstenden Reiher — die in ganz unglaublicher Weise unter der Karpfenbrut aufzuräumen pflegen — indem er seinen Förstern an Schußprämie 12 Mark pro Stück bezahlte. Diese erhebliche Ausgabe für Vertilgung der Reiher erwies sich als gut angelegtes Geld. Die Verwaltung eines bekannten königlichen Schatullengutes in Schlesien konnte noch vor zehn Jahren für Pacht der Forellenfischerei in dem die Gutsländereien durchschneidenden Gebirgsbache jährlich einige 80 Mark vereinnahmen. Da stellten sich in einem harten Winter die Fischottern ein, welchen von unseren gewöhnlichen Jägern und Fallenstellern nur ausnahmsweise beizukommen ist. Man dachte daran, einen Otternjäger aus Westfalen*) kommen zu lassen; aber dieser verlangte außer der Beute 150 Mark Reisekosten, und dafür gab es keinen Posten im Etat der Domäne. Die Ottern verrichteten ihr Werk mit gewohnter Gründlichkeit. Heute ist das Flüßchen absolut forellenrein und bringt auch nicht mehr einen Pfennig Pacht!

Auf der zweiten Wanderausstellung der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft in Breslau fand eine prächtige Karte der im Fürstenthum Trachenberg vorhandenen Teiche und die zugehörige Ertragsberechnung der dortigen bewässerten Teiche pro 1886 viel Beachtung. Es gab im Trachenbergischen 27 Teiche mit 1752 ha Gesammtfläche, 1418 ha Wasserspiegel. Von diesen auf der Karte verzeichneten Teichen wies die Rechnungsübersicht 17 bewässerte mit 661 ha Wasserspiegel in ihren Besatz- und Zuwachsverhältnissen, mit Unterscheidung der Fischarten und Qualitäten, sowie in Bezug auf den Werth des Zuwachses nach. 531 Centner Fische

*) Den rühmlichst bekannten Ewald Schmidt zu Scheidtsmühle bei Hagen.

wurden eingesetzt, 1898 Centner ausgefischt; der Gewichtszuwachs war also 1367 Centner, entsprechend einem Werthzuwachs von 64 192 Mark!

Der Ertrag pro ha war mithin im Jahre 1886 rund 97 Mark oder pro Morgen etwas über 24 Mark. Was die Einrichtung dieser Teiche bezw. das Besetzen und Befischen an Spesen gekostet hat, war freilich nicht gesagt, aber immerhin wird man dem Herrn Fürsten Hatzfeld zu seinem Resultat gratuliren dürfen.

Ich wende mich zu dem zweiten Punkte meiner Betrachtung, zu der Behauptung nämlich, daß das in der deutschen Küche zur Verwendung kommende Fisch-Material vielfach geringwerthig ist oder gar nichts taugt. Nichts wäre thörichter als zu glauben, ein Karpfen sei eben ein Karpfen, eine Schleie eine Schleie; es könnten keine Qualitätsunterschiede vorkommen! Auf die Thatsache, daß häufig direct verdorbene Fische zubereitet werden, will ich hier erst gar nicht eingehen.

Auch von ihnen abgesehen, welche unendliche Reihe von Qualitätsunterschieden bei jeder Fischgattung! Wenn die Alten ihre Feinschmeckerei so weit trieben, daß sie einzelne Fische nur dann essen wollten, wenn sie in einem bestimmten Gewässer gefangen waren, so gingen sie hierin entschieden zu weit. Auch halte ich es für ein abgeschmacktes Vorurtheil, wenn man heute behauptet, der Weserlachs sei schlechter als der Rheinlachs. Wagenladungsweise gehen prächtige Weserlachse von Hameln nach Mainz, werden dort geräuchert oder frisch in Handel gebracht und sind nun naturalisirte „hochfeine Rheinlachse". Aber das ist gewiß, nicht jedes Gewässer, nicht jeder See, jeder Teich ist im gleichen Maße geeignet zur Aufzucht einer bestimmten Fischart. Namentlich weiche Fische nehmen gern etwas von dem Geschmack eines unsauberen stehenden Gewässers an, in dem wir sie aufziehen oder in das wir sie einsetzen. Die Karpfen und Schleien aus manchen Teichen und Gräben sind wegen eines widerlichen Modergeschmacks, frisch gefangen, gar nicht zu essen; sie müssen erst eine Reinigungscur in gesundem Wasser durchmachen. Dem Flußfisch, den man heute auf dem Markte kauft, kann man es nicht ansehen, aus welcher Pfütze er gestern ausgefischt wurde; und kommt er nun gebraten auf unseren Tisch: welche Enttäuschung!

Der Hauptfehler ist aber der, daß man in Deutschland ganz allgemein die Fische zur Unzeit ißt. Es giebt keinen Fisch, der während des ganzen Jahres gleich gut zu essen wäre. Manche Fische sind während einer gewissen Periode im Jahre ungenießbar, andere nicht halb so gut als sonst, und alle stehen nur zeitweise auf der Höhe ihrer Entwicklung als Material für die Küche. Kurz vor, während und noch eine Zeitlang nach dem Laichgeschäfte sollte man jede Fischart mit dem Fange verschonen. Während in England in den eigentlichen Wintermonaten selbst der geringste Mann keinen Salmen ißt, der um diese Zeit noch ganz geschwächt vom Laichgeschäft im gekochten Zustande ein blasses, trockenes, ungesundes Fleisch

besitzt, findet man in deutschen Landen auch auf den Tafeln hoher Herrschaften und vielfacher Millionäre während der ganzen Ballsaison den bleichsüchtigen Lachs. Ungefähr um Mitte März rafft sich dieser Fisch wieder auf, es beginnt die Fliegenmast, und nun besitzt sein Fleisch gekocht eine schöne rosenrothe Farbe; er ist fett und delicat, aber jetzt sagt die Geheimrathsköchin: „Meine jnäd'jen Herrschaften haben sich den Lachs schon zum Ueberdruß jejessen; jetzt müssen wir ihnen andere Fische vorsetzen!“

Da fast jeder Fisch, der im Haushalte in Betracht kommt, eine andere Laichzeit hat, so ist es allerdings keine ganz leichte Aufgabe von jedem mit Sicherheit aus dem Stegreif zu sagen, wann er gut ist. Ich habe darum für den verehrten Leser die nachstehende Tabelle entworfen, aus welcher mit einem Blick zu ersehen ist, wann die einzelnen Fischarten gegessen werden sollten und wann nicht.

Fischkalender.

Gastrosophische Fang- ☐ und Schon- ▒ Zeit unserer Fische.

Fischart.	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December
Lachse	▒	▒								▒	▒	▒
Huchen			▒	▒	▒	▒						
Forellen	▒	▒	▒							▒	▒	▒
Karpfen				▒	▒	▒	▒					
Schleien					▒	▒	▒					
Bärse				▒	▒	▒	▒					
Hechte		▒	▒	▒	▒							
Zander				▒	▒	▒	▒					
Maränen	▒	▒									▒	▒
Aeschen			▒	▒	▒	▒	▒					

Der Möglichkeit, gute Fische auf weitere Strecken versenden und hierdurch das örtliche Material für die Küche ergänzen und vermehren zu können, steht in Deutschland vielfach das Vorurtheil entgegen, daß Flußfische stets noch lebend für den Küchenbedarf eingekauft werden müßten. Ich halte dies, wie gesagt, für ein Vorurtheil und kann mich, wenn ich unter gewissen Umständen den todten Fisch dem lebenden sogar vorziehe, auf den trefflichen Horrocks berufen, der in seinem bereits genannten Werke hierüber sagt:

In Deutschland ist es zur Gewohnheit geworden, die Flußfische nur lebend zu verkaufen; die Gewohnheit aber ist eine Macht, und heutzutage will Keiner einen

todten Fisch kaufen. Dagegen werden in England alle Fische, mit Einschluß der Forellen und Aeschen, todt verkauft. Ich gab mir große Mühe, zu untersuchen, welches das beste Verfahren sei, und finde, daß sich für und gegen beide Arten manches auffinden läßt. Z. B. wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß eine Forelle oder Aesche, die 1 bis 2 Stunden, nachdem sie gefangen, getödtet worden, schmackhafter ist, als eine, die Tags zuvor gefangen, in einem Korbe verpackt, weit fortgeschickt wurde. Dennoch schmeckt sie noch weit besser, als ein Fisch, der nach deutscher Art erst tagelang in einem Fischkasten aufbewahrt wurde. Ein solcher Fisch verliert nicht nur an Geschmack, sondern auch bedeutend an Gewicht, er wird mager und geschmacklos. In Deutschland beachtet oder kennt man diese Thatsache nicht und kauft denselben nur lebendig gern. Das aber ist ein großer Fehler, und ich versichere meine Leser, daß eine am Nachmittag oder Abend gefangene oder sofort getödtete Forelle oder Aesche am nächsten Tag noch die Tafel eines Feinschmeckers zieren kann. Um dieses zu ermöglichen, folge hier eine Regel, deren sorgsame Beachtung ich als unbedingt nothwendig empfehle. Sofort nach der Ankunft zu Hause öffne man den Fisch und reinige denselben auf's Sauberste, womöglich mit Quellwasser, reibe ihn darauf leicht mit einem leinenen Tuche aus und fülle ihn mit Salz, reibe dieses theilweise mit den Fingern leicht ein und lege den Fisch auf eine trockne Porzellanschüssel; trage ihn in einen kühlen Keller, aber lege ihn nie in Wasser. Ich behandele stets meine Fische nach dieser Manier, wenn sie Tags darauf gegessen werden sollen. Auch länger kann man Fische so aufheben, doch ist dies nicht gerade zu empfehlen."

Was den dritten und letzten Gegenstand meiner Predigt: die oft außerordentlich mangelhafte Zubereitung der Fische anlangt, so meine ich, daß in einem Lande, wo der Fischereisport leider Gottes noch in den Kinderschuhen steckt, der wichtigste Impuls für die Anwendung rationeller Zubereitungsarten fehlt. Der Engländer, welcher mit Aufwendung großer Kunstfertigkeit nach langem Bemühen einen schönen Salmen an der Fliegenruthe gefangen und gelandet hat, wacht mit dem Auge des Protectors über der Zubereitung seines Fanges. Nicht selten unterzieht er sich selbst dieser Mühewaltung; es dürfte in England kaum einen Fischereiliebhaber geben, der sich nicht auf die Zubereitung der Fische verstünde. Eine der gebräuchlichsten englischen Fischsaucen, diejenige, welche aus fetter Sahne (Rahm, Obers) unter Zusatz von Senfpulver, Zucker und etwas Curry bereitet wird, ist eine Erfindung jenes Derby, der den Bratspieß ebensogut zu handhaben wußte, wie die Fliegenangel und die Pirschbüchse. Der deutsche Schloß- oder Hausherr, dessen Fische durch irgend einen Bediensteten gefangen oder um schnöden Mammon in der Markthalle erworben werden, nimmt an dem Schicksal derselben, bevor sie auf den Tisch kommen, nur den halben Antheil. Nicht mit Unrecht sagt Brillat-Savarin: „Ein gebratenes Feldhuhn geräth am Besten, wenn es in Gegenwart des Jägers zubereitet wird, der es geschossen hat."

Gebratene und gebackene Fische sind in der Regel besser als gekochte. Das Eiweiß, der Leim und andere Stickstoffträger kochen heraus und werden weggegossen. Nach meinem Dafürhalten ist das Eintauchen des Fisches in siedendes frisches Oel oder Fett die beste Zubereitungsmethode; dabei incrustirt er gut, wird rasch gar und bleibt schön saftig. Man kann,

nachdem man ihn mit dem Schöpfgitter ausgehoben hat, jede beliebige Sauce hinzufügen. Im Hotel de la Ville zu Triest habe ich z. B. so zubereitete Fische in einer vortrefflichen Prosecco-Sauce gegessen. Der Prosecco ist ein halbsüßer, an der dalmatinischen Küste reifender und von Natur etwas moussirender Wein, den schon die Römer kannten und hochschätzten.

Gegen die Anwendung des Olivenöls (wir setzen voraus, daß es von tadelloser Frische und Reinheit des Geschmackes sei) zu eifern, ist baarer Unsinn. Es giebt kein besseres Medium zum Backen und Braten, und es ist unwahr, wenn einzelne Reisende behaupten, in Italien schmeckten alle Speisen unangenehm nach Oel. Ich habe gefunden, daß die in guten italienischen Speisehäusern zubereiteten Gerichte in erfreulicher Weise des Beigeschmacks von ranziger Butter und schlechtem Rindstalg ermangeln, welchen man so oft bei den Producten der deutschen Küche beobachtet. Uebrigens weiß ich in dieser Beziehung ein ergötzliches Geschichtchen zu erzählen. Einer meiner Freunde, Berufsoffizier, war im französischen Feldzuge bei Gravelotte schwer verwundet worden. Als er nothdürftig wieder hergestellt war, schickte man ihn zur Beschleunigung seiner Genesung in irgend einer halbamtlichen Function nach Rom. Er miethete sich dort in einem Gasthause ein und verabredete mit dem Wirth, daß ihm täglich zu einer gewissen Stunde ein Beefsteak — „aber nach deutscher Art in guter Butter gebraten" — servirt werden sollte.

Die Beefsteaks waren sehr gut und schmeckten meinem Freunde außerordentlich wohl vierzehn Tage lang oder länger. Da brachte man ihm eines Tages ein Beefsteak, welches nach seiner Meinung kaum zu genießen war; es hatte keine so schöne dunkelbraune Kruste wie die früheren, es war in der Mitte noch roh und an den Rändern grau, während die anderen durch und durch schön blaßroth gewesen waren; es war auch nicht so saftig, und endlich hatte es einen unangenehmen Beigeschmack nach dem Fett, in dem es zubereitet worden war. Der Gast rief den Kellner, und dieser mußte den Wirth citiren. Der Wirth versprach die schleunigste und gründlichste Untersuchung. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte unter vielen Entschuldigungen, durch ein bedauerliches Versehen in der Küche habe man bis heute alle auf das Zimmer des Herrn Lieutenants gelieferten Beefsteaks auf die gewöhnliche Art (mit Oel) zubereitet; heute wäre aber durch einen Zufall der Oberkoch daran erinnert worden, daß der deutsche Offizier seine Beefsteaks in Butter gebraten haben wollte! — So wurde mein wackerer Freund von seinem Vorurtheil gegen eine Zubereitung der Speisen in Olivenöl geheilt. Die Heilung der Schußfractur, die er sich auf dem Felde der Ehre geholt, war leider nicht ebenso schnell und glücklich zu bewerkstelligen.

Wenn der Fisch ja gekocht, d. h. behufs seiner Zubereitung in siedendes Wasser geworfen werden muß, dann empfehle ich sehr, die Brühe nicht zu breit zu machen und ihn nicht zu lange zu kochen. Die Gräfin Münster schreibt in ihrem bereits erwähnten Kochbuche, aus welchem man

unendlich viel lernen, nach dessen Vorschriften man aber nicht ohne Weiteres verfahren kann, unter Nr. 169 über die Matelote von Karpfen oder Aalen:

„Einen großen oder zwei kleine Karpfen schneide in 7 oder 8 Stücke, brate sie in ein wenig Butter, füge dann 1/2 Liter Rothwein, einen großen Löffel Kraftbrühe Zwiebeln, Kräuter, Gewürz und Salz hinzu, und koche sie langsam 3/4 Stunden."

Ich habe mir erlaubt randschriftlich in meinem Exemplar des gräflichen Kochbuchs anzumerken: „Dann wird lauter Suppe daraus!"

Man soll den Fisch nicht zu lange sieden, aber unter allen Umständen lange genug, um die Parasiten zu tödten, denen der Fisch vielfach als Wohnstätte dient und welche dem Menschen gefährlich werden können, sofern sie noch lebend bezw. entwicklungsfähig beim Verspeisen des Fisches aufgenommen werden.

Unter den Gelehrten, die neuerdings auf diesem Gebiete durch wissenschaftliche Forschung sich verdient gemacht haben, ist namentlich der Dorpater Zoologe Professor Braun zu nennen. Er hat u. A. nachgewiesen, daß für den Menschen der Hecht und die Quabbe als Zwischenwirthe für Bothriocephalus latus anzusehen sind; ferner daß von den in der Livländischen Universitätsstadt zum Markt kommenden Hechten nicht weniger als 90 % mit Bothriocephalenfinnen inficirt sind, und daß, da in Livland der Hecht vielfach nur schwach geräuchert, also halb roh, sowie sein als eine Art Caviar zubereiteter Laich gegessen wird, der Wurm massenhaft dort auf Menschen übertragen wird. Die Verbreitung des Bothriocephalus latus unter den Menschen vorzugsweise gerade in solchen Gegenden, wo viel ungenügend zubereitete Fische verzehrt werden, also in Holland und Belgien, in Schweden, in den russischen Ostseeprovinzen, in Ostpreußen, in der westlichen Schweiz und in den angrenzenden französischen Districten, bestätigt Brauns Ansicht, daß der Bothriocephalus vorzugsweise durch Fischnahrung dem Menschen zugeführt wird.

Mein Rath geht dahin: Iß nie einen Fisch, der am Rückgrat bezw. dort, wo Kopf und Rückgrat sich verbinden, noch blutig ist. Da der Rogen und die Milch meist separat abgekocht werden, so erheischen diese Stücke, was das Blutigsein anbetrifft, ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Finnen sitzen hauptsächlich im Gescheide und in den Weichtheilen der Fische.

Uebrigens kann ich eine wenig bekannte und vortreffliche Methode angeben, um Hechte und andere harte Fische so zuzubereiten, daß eine Infection durch Botriocephalenfinnen für denjenigen, der den Fisch ißt, gänzlich ausgeschlossen ist. (Koch oder Köchin freilich, welche den Fisch schlachten und zubereiten, bleiben immer gefährdet, sofern sie sich nicht der größten Sauberkeit befleißigen und etwa die Finger zum Munde führen, mit denen sie eben noch den rohen Fisch angefaßt haben.) Mein Recept stammt aus dem Hause des Commerzienrathes L. M., dessen Küche unter den Bevorzugten, denen ihre Producte kennen zu lernen vergönnt war, sich eines vorzüglichen Rufes erfreut.

Kauft **kleine** Hechte — wenn sie mehr als einen Fuß lang sind, so kann ich sie schon nicht empfehlen, da die Regel des Baron von Vaerst: von harten Fischen junge, von weichen Fischen alte, ausgewachsene Exemplare zu wählen, beim Hecht zutrifft — und werft den vorher ausgenommenen Fisch in siedend heißes Wasser, welches ihr von der Platte herunter genommen habt. Nach ein Paar Minuten wird der Fisch sich bequem abschälen und entgräten lassen. Dann zerschneidet ihn in Stücke von mittlerer Größe und legt ihn 2 Stunden lang in Milch. Hat er diese Badecur absolvirt, so siedet ihn in Fett oder Oel nur kurze Zeit, so daß er schön hell und zart bleibt. 1 Theil Rindsfett auf 3 Theile Schweineschmalz ist eine bewährte Mischung. Man kann die Stücke auch vorher paniren; indessen habe ich gefunden, daß dies den eigenthümlichen Wohlgeschmack des Hechts einigermaßen verkümmert. Als einzige Würze zu diesem Fischgericht ist junge Petersilie zu geben, deren kleine Zweige, ebenso wie vorher der Fisch, in dem bekannten Drahtkorbe dem siedenden Fett übergeben und nach kurzer Zeit schön gebacken und knusprig wieder herausgezogen werden*).

Läßt man Fische in einer wässrigen Flüssigkeit (Brühe) längere Zeit kochen, so löst sich alles Fleisch von den Gräten, und gießt man sodann den ganzen Sud durch ein genügend feines Sieb, so erhält man eine halbklare Fischsuppe. Zur Noth kann man des Siebes auch entrathen, da die Gräten und die ausgekochten Fleischfasern vermöge ihres größeren specifischen Gewichts zu Boden sinken, sobald man den Kessel vom Feuer rückt und seinen Inhalt erkalten läßt. Die Suppe kann dann abgegossen oder abgeschöpft werden. So bereitet der ungarische Fischer seine tägliche Nahrung, das Halászlé, seine **Fischsuppe**. Das „Kleinzeug," was er beim Auswerfen des Netzes tagsüber fängt, wird in einen Kessel geworfen, der während des ganzen Tagewerks über schwachem Kohlenfeuer eine Brühe aus Wasser, Salz, Zwiebeln, viel Paprika, und oft wohl auch etwas sauren Wein, in gelindem Brodeln erhält. Kehrt der Fischer dann bei sinkender Nacht nach seiner Lagerstätte am Strande zurück, so ist das Kohlenfeuer niedergebrannt, die Fischsuppe ist im Abkühlen begriffen, die ungenießbaren Theile des Kesselinhalts haben sich zu Boden gesetzt, und nun wird gesuppt!

Ich habe die ungarische Fischsuppe entsprechend den Anforderungen unserer modernen Küche zu verbessern gesucht, und meine Freunde behaupten, daß mir dies gelungen sei. Ich mache zu diesem Behufe einen Zusatz von Krebsbrühe und Rindsbouillon. Die Krebse werden roh in einem Mörser zerstoßen und in Butter angebraten, ehe ich sie auskoche. Der

*) Recepte für die Zubereitung der Fischspeisen zu liefern, kann im Allgemeinen hier nicht meine Aufgabe sein. Es mehrt sich ja täglich die Zahl der in allen Sprachen der Welt erscheinenden Kochbücher. Indessen ist mir eine Monographie bekannt, die ich auf das Wärmste empfehlen darf: „**das Fischkochbuch des Fischvereins für den Kreis Norden**," welches von Hermann Braahuis in Norden und Norderney zum Preise von 25 ₰ bezogen werden kann. Hier heißt es einmal ausnahmeweise „billig und gut".

Zusatz von viel Grünzeug und einer geeigneten Sorte Wein (Sherry oder Ungarwein) und einer genügenden Portion Paprika ist bei der Extraction der sämmtlichen Ingredienzien eine Hauptsache. Fleisch-, Krebs- und Fischbrühe müssen, nachdem man sie durch das Sieb gegossen und mit einander vereinigt hat, noch entsprechend einkochen. Auch kann man beim Abschmecken etwas Zucker zusetzen. Diese Suppe steht in ihren Wirkungen nach meinen langjährigen Erfahrungen den von Brillat-Savarin im zehnten Theiles seiner berühmten Buches angegebenen „Stärkungsmitteln" mindestens gleich.

Dem berechtigten Wunsche, beim Sieden eines Fisches jener nährenden und wohlschmeckenden Bestandtheile, welche herauskochen, nicht verlustig zu gehen, verdankt auch die Matelote ihre Entstehung. Wie schon der Name andeutet, haben wir es mit einem Matrosengericht zu thun, also mit einer Erfindung von Leuten, die durch ihr Gewerbe auf das feuchte Element und seine Bewohner hingewiesen werden. Zur Matelote wird in Frankreich in der Regel ein weicher und ein fetter Fisch, z. B. Karpfen und Aal, verwendet. Die Fische werden in Stücke geschnitten und in süßem feurigem Wein, manchmal auch in Most, gesotten. Das Gericht kommt mit der Brühe auf den Tisch, die man durch Einkochen mit einem Brot- oder Mehlzusatz vorher eingedickt hat. Unser jetzt in ganz Deutschland bekannter „polnischer Karpfen" ist eine Matelote, bei welcher Bier und Pfefferkuchen an die Stelle der Weinbrühe getreten sind.

Auch die Matelote kann man sehr wesentlich verbessern, wenn man, was ich auf das Wärmste empfehle, zunächst eine „verbesserte" Fischsuppe unter Benutzung von allerhand „Kleinzeug" aus dem nächsten Fischtroge herstellt und dann in dieser *Fischsuppe* den *Fisch* siedet. Es versteht sich von selbst, daß die Brühe bis auf Saucenconsistenz eingekocht werden muß und daß man sie durch Zusatz von Krebsschwänzen, gefüllten Krebsnasen, Morcheln, Amoretten u. dergl. auf das Anmuthigste verzieren kann.

Der Vollständigkeit wegen darf ich nicht unerwähnt lassen, daß man im ganzen Mittelalter dem Fischgenuß anregende Wirkungen zuschrieb ähnlich jenen, welche der Trüffel und dem Sellerie ein gewisses Renommé verschafft haben. Man erzählt in dieser Beziehung viele ergötzliche Anecdoten, von denen die vom Sultan Saladin und den beiden Derwischen die bemerkenswertheste sein dürfte. Saladin wollte sehen, wie es mit der Charakterfestigkeit der Derwische eigentlich bestellt sei. Er ließ zwei der frömmsten in seinen Palast kommen und ihnen wochenlang eine ausgesucht kräftige Fleischkost verabreichen. Sie triumphirten über jede Versuchung. Nun sollten sie zur Belohnung noch eine Zeitlang bei Hofe bleiben und mitessen dürfen, was Jahreszeit und Küchenzettel eben bringen würden. Zufällig gab es mehrere Tage hintereinander Fischgerichte — und siehe da, die Derwische wurden ihrem Gelübde untreu. (Brillat-Savarin, méditation VI, 41.)

Danach wäre die Fischkost freilich ganz und gar nicht geeignet als *Fastenspeise*!

Aus dem Orient.

Flüchtige Aufzeichnungen.*)

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

XI.

Um Konstantinopel.

Die Mauern. — Fahrt nach der asiatischen Küste. — Moda und Kadiköi. — Der große Kirchhof von Skutari. — Die asiatische Türkenstadt. — Ein wunderlicher Heiliger.

Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich jene stolzen Denkmäler aus der byzantinischen Zeit, die das ernste Studium des Archäologen erfordern, die ich aber nur mit dem Blick des Laien im Vorübergehen gestreift habe, in den Kreis meiner völlig anspruchslosen Aufzeichnungen ziehen. Für mich waren all diese Säulen und Obelisken, die jetzt lieblos der Verwahrlosung überlassen sind, diese Cisternen und Trümmer großartiger Bauten, vor Allem aber diese cyklopischen Mauern, mit denen Konstantin seine Hauptstadt befestigt hat, nur die beredten Zeugen der mächtigen Vergangenheit, ehrwürdig melancholische Wahrzeichen der gefallenen Größe.

„. . . Eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung."

Diese Worte des Dichters werden uns mit einer Eindringlichkeit sondergleichen, namentlich durch die gewaltigen Mauern, in's Gedächtniß zurückgerufen. So viel auch zerfallen ist, das, was dem Sturm der Zeit

*) Abschluß der Reisebilder in Heft 139 und 140.

getrotzt hat, ist noch von überwältigender Größe. Diese riesigen Steinaufschichtungen, aus denen jetzt das dicke Gestrüpp hervorwuchert und mächtige Bäume aufstreben, machen auf uns, wenn wir den großen Spazierritt um die Stadt unternehmen, der uns all die Schönheiten, die wir schon bewundert haben, wieder in neuem Lichte und in immer neuen Perspectiven zeigt, den unauslöschlichen Eindruck der grandiosen Verlassenheit.

Die Mauern haben eine Länge von nahezu sieben Kilometer und verbinden etwa hundertzwanzig meist viereckige Thürme miteinander. Seit langen Jahrhunderten hat man den colossalen steinernen Ring bis auf wenige unerhebliche Strecken der langsamen Zerstörung durch die Zeit preisgegeben, hat man ruhig verfallen lassen, was eben verfallen ist, und keines Menschen Hand hat die rastlos schaffende Natur, die die Erde zwischen den Steinhaufen befruchtet, in ihrem versöhnlichen Erzeugungswerke gestört. Zu undurchdringlichem Gestrüpp hat sich das Unkraut verdichtet, und auf den Höhen schaukeln sich jetzt breitästige Bäume im Winde. Auf unserm Erdtheil wüßte ich kaum einen Bau zu nennen, der die trotzige und doch vergebliche Auflehnung des Menschenwerkes gegen die unaufhaltsame Zerstörung durch die Zeit, der die Vergänglichkeit alles Irdischen in erschütternderer Weise zum Ausdruck brächte, als diese riesenhaften Ruinen.

Der wundersame Contrast zwischen der feierlichen Stille hier an den Mauern und dem wüsten Lärm in den engen Gassen, diese Nachbarschaft der schroffsten Gegensätze, tritt uns auch sonst in Constantinopel oft in befremdlicher Weise entgegen. Mitten in den volkreichsten Gegenden finden wir die Trümmerhaufen, die unangetastet bleiben, und auf denen das Unkraut wuchert. Und inmitten des vollsten und lärmendsten Lebens der Großstadt finden wir die Ruhestätten für die Todten: außer den großen Kirchhöfen zahlreiche kleinere Begräbnißplätze, die überall zerstreut in der Stadt umherliegen. Der größte und wichtigste Friedhof der ganzen Türkei ist der von Skutari, auf dessen schwermüthig finsteren Cypressen unwillkürlich sich unser Blick jedesmal wieder hinlenkt, wenn wir über die große Brücke gehen. Der Friedhof von Skutari ist nicht nur an sich eine Sehenswürdigkeit, er bietet nebenbei auch den vielleicht schönsten Aussichtspunkt auf Constantinopel und das Goldene Horn, auf die Prinzeninseln, das Marmara-Meer und den Bosporus.

An einem herrlichen sonnenhellen Tage fuhr ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde, dem Ingenieur, der mich im Bazar herumgeführt hatte, nach der asiatischen Küste hinüber. An der großen Brücke nahmen wir ein Kaik, eines jener schlank gebauten leichten Boote, die pfeilschnell durch das Wasser schießen. Die beiden Bootführer waren wunderherrliche Gestalten, Modelle, wie sie sich ein Maler nicht schöner hätte wünschen können. Namentlich der eine war eine prachtvolle Erscheinung. Er war von der Sonne ganz schwarz gebrannt. Unter dem Fez quoll das volle Haar hervor, ein ganz krauser, ziemlich dünner Vollbart umrahmte das

edelgeschnittene Gesicht, aus dem zwei brennend heiße dunkle Augen funkelten. Seiner Jacke hatte er sich entledigt; er trug nur das Hemd und breite weiße Pluderhosen, die bis über die Kniee reichten. Das Hemd war nicht geschlossen, und man sah, wie Brabantio sagt, „des Unholds pechschwarze Brust". Er hatte die Hemdärmel aufgestreift und zeigte ein paar Arme von wahrhaft herkulischer Muskulatur.

Während unser kleines Schiff unter den wuchtigen Ruderschlägen die blaue Fluth durchsauste, tummelten um unser Fahrzeug hunderte von lustigen Delphinen, die die lächerlichsten Kopfsprünge machten. Es sah beinahe so aus, als ob sie uns eine Extravorstellung geben wollten. Dabei zogen in langen Ketten die tieffliegenden Vögel an uns vorüber, und die Sonne glitzerte in dem cyanenblauen Wasser, das eine herrliche Kühle verbreitete. Es war ganz wundervoll.

Für die Bewohner von Constantinopel, die gewissermaßen à cheval zwischen zwei Welttheilen sitzen, hat Skutari mit den anliegenden Ortschaften nichts besonders Eindrucksvolles mehr. Auf mich aber machte es doch eine eigenthümliche Wirkung, als ich den Fuß zum ersten Mal auf den Boden Asiens setzte.

Moda, das oberhalb der gleichnamigen Bucht in wundervoller Lage auf schroff abfallender Höhe aufgebaut ist, bildet gewissermaßen die Vorstadt zu Kadiköi, dem alten Chalcedon, der Nachbarstadt von Skutari. In Moda und Kadiköi leben sehr viele Deutsche, die sich da inmitten kleiner blühender Gärtchen bescheidene hübsche Häuser gebaut haben. Man hat von hier aus eine entzückende Aussicht auf das Marmara-Meer und namentlich auf die Prinzeninseln, die während der Sommermonate vielen Bewohnern Constantinopels und unter diesen auch namentlich vielen unserer Landsleute eine kühle Zufluchtsstätte aus der alsdann unerträglich heißen Stadt bieten. In Kadiköi herrscht während dieser Zeit ein reges Badeleben. Außer ihrer unvergleichlich schönen Lage bieten die beiden Orte nichts Besonderes. Wir durchfahren sie schnell, um uns, wiederum auf einem unmöglichen Wege, zur Höhe des großen Kirchhofs von Skutari hinaufrütteln zu lassen.

Ein ungeheurer Cypressenhain, der über eine Stunde lang ist, nimmt uns auf. Die Bäume von ungewöhnlicher Stärke und Schönheit beschatten tausende und abertausende von Grabsteinen, die den Boden ganz bedecken. Zu Kopf und zu Füßen jedes Todten ist senkrecht ein etwa fünf bis sechs Fuß hoher Marmorstein aufgerichtet. Jede männliche Leiche ist dadurch gekennzeichnet, daß einer der Steine einen Turban, neuerdings auch mitunter ein Fez trägt. Mit kunstvoll verschnörkelter Ornamentik — die türkischen Steinmetze besitzen dafür eine besondere Geschicklichkeit — und mit langen Aufschriften sind diese Steine geschmückt. Die Verzierungen und Schriften sind häufig in bunten Farben ausgeführt, vergoldet oder blau, roth und grün. Da, wo der Kopfschmuck grün und schwarz gefärbt

ist, ruht ein Derwisch. Die eigenthümliche Gleichgültigkeit der Türken an der Erhaltung des Geschaffenen, ihr uns unbegreiflich erscheinender Hang, der zerstörenden Gewalt der Elemente und der Zeit in träger Gelassenheit zuzuschauen, zeigt sich auch hier. So herrlich die Steine sind, mit denen die Türken ihre Todten ehren, sie lassen sie ruhig verderben und verwittern und kümmern sich nicht im Geringsten um die Instandhaltung der Gräber. Die zunächst senkrecht eingetriebenen schmalen Steine verlieren sehr bald durch ihr eigenes Schwergewicht ihre ursprüngliche Stellung; sie senken sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten, und kein Mensch denkt daran, sie wieder in Reih und Glied zu richten. So macht denn dieser riesige Kirchhof, der größte des Orients, bei dem wüsten Durcheinander und der völligen Unregelmäßigkeit der Grabsteine trotz der Schönheiten im Einzelnen denselben Eindruck grenzenloser Verwahrlosung, wie wir ihn hier zu Lande auf Schritt und Tritt empfangen. Die große Todtenstadt unter den ehrwürdigen, schwermüthigen Cypressen ist gerade so verwinkelt und vernachlässigt, wie die Stadt der Lebenden.

Aber die ungeheure Ausdehnung, die Massenhaftigkeit der unzählbaren, zum Theil sehr kunstvoll gemeißelten Marmorsteine und vor Allem die Schönheit der finsteren Bäume ergreift doch mächtig.

Skutari selbst war die erste unverfälschte asiatisch-türkische Stadt, die ich kennen gelernt habe. Die Holzhäuser, in denen jedes Stockwerk, von schwachen hölzernen Stützen getragen, über das andere hervorspringt, sind unansehnlich und unschön. Alle Fenster sind mit einem doppelten Gitterwerk, einem hölzernen nach der Straße zu und nach der Wohnung zu noch mit einem aus Rohr geflochtenen, abgesperrt. Bisweilen springt noch ein ebenfalls dicht vergitterter Kasten, der genau wie ein Käfig aussieht, wohl eine Art Erker, aus der Stirnseite hervor. Die Stadt ist wie ausgestorben. Hier hört man kein Wagengeräusch, hier sieht man fast keinen Menschen. Die Männer sind wohl zum großen Theil unten am Strande, vielleicht auch im Bazar, wo sie ihre Waaren feilbieten, und die Frauen sind, vor Aller Blicken verborgen, in ihren freudlosen Gemächern oder in jenen duftenden und blühenden, aber einsamen Gärten, die durch hohe Mauern Aller Blicken entzogen sind. Tritt einmal eine dicht verschleierte Türkin auf die Straße und wird sie des Fremden ansichtig, so huscht sie mit einer hier auffälligen Schnelligkeit vorüber.

In einer der öden Straßen, deren Traurigkeit hier im blendenden Sonnenglanze noch besonders traurig wirkte, sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Von zwei zerlumpten Derwischen wurde auf einer Sänfte ein schreckliches menschliches Wesen getragen, ein vertrottelter Krüppel, aus dessen blöden Augen der Stumpfsinn starrte. Die beiden Männer sangen ganz merkwürdig mit überlauter Stimme. Es waren Koransprüche, die sie vortrugen. Dazwischen lallte der arme Blödsinnige. Die Krüppel sind den

Muhamedanern heilig. Es war also ein Heiliger, der da umhergetragen und für den vermuthlich die Mildthätigkeit der Rechtgläubigen angerufen wurde. Nirgends ist mir die Eigenthümlichkeit des Islam anschaulicher geworden, als in dieser seltsamen Gruppe der plärrenden Träger und des lallenden Idioten.

Und wie hier überall die Gegensätze gewaltsam aneinanderstoßen, so sahen wir, als wir um die nächste Ecke bogen und den Eindruck, den das widerwärtige Schauspiel auf uns gemacht, kaum überwunden hatten, aus all diesem Jammer, aus all dieser Traurigkeit und Verlassenheit hinaus auf das in der goldigen Sonne glänzende blaue Meer und auf die gegenüberliegende Küste von Konstantinopel, das nun ganz verschwommen im Sonnendunste in duftigen Umrißlinien wie ein phantastisch märchenhaftes Bild vor uns lag und in flimmerndem Schimmer aus dem Wasser aufstieg. Und wir dachten nun nicht mehr an all die Häßlichkeiten und Traurigkeiten, an denen unser Weg uns vorbeiführte, wir hatten nur noch die eine Empfindung: es giebt nichts Schöneres auf Gottes schöner Welt!

Zu meinem Bedauern hatte ich erfahren, daß wenige Tage vor meiner Ankunft in Konstantinopel unser Botschafter, Herr von Radowitz, der mir jedesmal, wenn wir uns getroffen hatten, mit außerordentlicher Zuvorkommenheit begegnet war, und bei dem ich eine freundliche Aufnahme zu finden gewiß sein durfte, seinen Urlaub angetreten hatte. Dafür wurde mir aber die große Freude bereitet, Herrn Dr. Clemens August Busch, unsern früheren Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amte, bisherigen Gesandten in Bukarest und jetzigen Gesandten in Stockholm, der mit der Leitung der Botschaftsgeschäfte in Konstantinopel betraut war, wiederzusehen. Ich kann Herrn Dr. Busch für alle Liebenswürdigkeiten, die er mir während meines Aufenthaltes in Konstantinopel erwiesen hat, nicht herzlich genug danken. Es war mir auch vergönnt, da er sich in einer amtlichen Angelegenheit nach dem Sommerpalais der Botschaft in Therapia zu begeben hatte, unter den angenehmsten Bedingungen von der Welt in seiner Gesellschaft den Bosporus und die beiden lieblichsten Bosporusflecken, Therapia und Beuyuk-déré, kennen zu lernen.

Da der Aufenthalt während der heißen Monate in Pera selbst gesundheitsschädlich, ja unerträglich ist, so haben die großen Mächte für ihre Vertreter in Therapia und Beuyuk-déré herrlich gelegene schöne Sommerresidenzen errichtet. Die Verbindung mit Konstantinopel wird durch eigene kleine Dampf-Yachten, die sogenannten Mouches, vermittelt. Diese allerliebsten schnellfahrenden kleinen Schiffe tragen die Reichsfarben der betreffenden Botschaften und werden von den Mannschaften der vor Constantinopel stationirten Kriegsschiffe bedient. Unser kleiner deutscher Botschaftsdampfer, von dem aus ich die Herrlichkeiten der Bosporus-Ufer bewundern durfte, hat leider, wie später in den Zeitungen zu lesen stand, durch Zusammenstoß mit einer andern „Mouche", ich glaube, mit der

der russischen Botschaft, schweren Schaden erlitten; irre ich mich nicht, so ist er sogar gesunken.

Schade um das saubere, schöne, schnelle kleine Schiff!

XII.

Fahrt auf dem Bosporus.

Blick von dem deutschen Botschaftspalais. — Auf dem Wasser; Delphine und „verdammte Seelen“. — Die Ufer. — Die rumelische und anatolische Veste. — Therapia und Beuyuk-déré. — Der Sommersitz unserer Botschaft. — Die Quaistraßen. — Durch Sarijar nach dem Rosenthal. — Berühmtes Wasser. — Ein Reiterstückchen. — Rückfahrt. — Abschied von Constantinopel.

Es war ein sonnenheller, wundervoller Tag, an dem mich Herr Dr. Busch von unserer Botschaft zur Dampferfahrt abholte. Das deutsche Palais ist auf der höchsten Höhe von Pera errichtet. Es ist ein stattliches Gebäude, das dem Fremden, der vom Marmara-Meer oder vom Bosporus her in den Hafen von Constantinopel einfährt, sogleich in die Augen fällt. Es hat in Einzelheiten, so in der Gliederung der beiden unteren Stockwerke und in der Krönung des Giebels mit den Adlern, eine gewollte oder ungewollte Aehnlichkeit mit dem schlichten königlichen Palais, das unser großer Kaiser bewohnt hat und in dem er gestorben ist. Aber dadurch, daß man noch ein Stockwerk aufgesetzt hat, haben sich die Verhältnisse völlig verschoben, und die Wirkung ist eine ganz andere geworden — eine weniger harmonische und vornehme. Das Botschaftsgebäude hat jetzt eine unerwünschte Aehnlichkeit mit den Miethskasernen der neuen Berliner Viertel und imponirt mehr durch seine Größe als durch seine Schönheit. Aber die Lage ist herrlich. Von dem vor dem Empfangsräume liegenden Altan aus hat man den freien Ausblick auf ganz Pera und Stambul, auf die Serajspitze und die Moskeen, und dann hinüber auf das Meer und die wunderbare asiatische Gebirgskette mit deren von blauen Wellen umflutheten Vorschiebungen, den sogenannten Prinzeninseln. Zur Rechten verliert sich in blauem Dufte in weiter Ferne das Brussa-Gebirge, aus dem der asiatische Olymp hervorragt — der falsche Olymp, dessen schneeiger Gipfel sich mit den von der Sonne beschienenen ebenfalls schneeig wirkenden Wolken vermischt. Ringsumher grünt und blüht es. Die bunten Häuser, die zur Botschaft hinaufzuklettern scheinen, geben dem Ganzen einen freundlichen lustigen Charakter. Und unten in den herrlichen azurenen Fluthen rasten die mächtigen Schiffe, und die Kaiks und kleinen Dampf-Yachten tummeln fröhlich um sie her, geschlängelte silberne Furchen hinter sich ziehend.

Eine Fahrt auf dem Bosporus bei goldigem Sonnenschein, in der köstlichen Frische, die das tiefblaue Wasser uns zufächelt — es giebt nichts Entzückenderes! Aus dem saftigen Grün, von blühenden Rosen und Oleandern umkränzt, treten die Marmorpaläste mit ihrem zierlichen lustigen Schmuckwerk funkelnd am Ufer hervor. Das Panorama der farbigen Doppelstadt

mit ihren kuppelförmigen Ueberragungen und spitzen schlanken Thürmchen verschiebt sich in reizvollster Weise, wird unbestimmter, traumhaft und verschwindet schließlich in flimmernden Nebel. Die Sonne besprenkelt das unvergleichliche Tiefblau des Wassers mit goldigen Tupfen. Große Schaaren von Delphinen begleiten unser kleines Schiff und stellen mit diesem eine Art Wettlauf an, in den übermüthigsten Purzelbäumen bald aus dem Wasser aufschnellend, dann wieder kopfüber darin untertauchend. Unablässig ziehen in größeren und kleineren Ketten von sechs bis über dreißig und in ziemlicher Tiefe sonderbare Vögel über die Wasserfläche hin. Bald kommen sie uns entgegen von der Richtung des Schwarzen Meeres, bald überholen sie unser Schiff vom Marmara-Meer herflatternd. Von weitem gesehen erscheinen sie wie schwarze Wellenlinien über dem Wasser. Wenn sie sich uns nähern, so sehen wir, wie in der Sonne ihre Leiber schneeig weiß glänzen. Sie haben in ihrem hastenden Fluge etwas merkwürdig Scheues und Angstvolles. Die Leute von Constantinopel behaupten, daß man diese Vögel nie habe ruhen sehen. Sie schwärmen beständig hin und wieder, in der engen Wasserstraße der Dardanellen, wie in der breiteren und schöneren des Bosporus, ohne Rast und Ruhe. Deshalb nennt man sie auch in Constantinopel die „verdammten Seelen." Inwieweit die wissenschaftliche Feststellung mit dem Glauben im Volke übereinstimmt, weiß ich nicht. Ich glaube, man zählt diese Vögel, die ich hier zum ersten Mal gesehen habe, zu den Halcyonen. Jedenfalls aber ist die volksthümliche Bezeichnung sehr zutreffend; sie machen einen unheimlich ruhelosen traurigen Eindruck.

Und gerade hier, in dieser wunderherrlichen Freudigkeit der Natur, über diesem Wasser, an dessen kräftig schönem Blau man sich nicht sattsehen kann, in dieser erquickenden Kühle, in dieser behäbigen Friedlichkeit der grünenden, blühenden Ufer wirken die zappelnden angstvollen Geschöpfe, die da beständig auf und nieder schwirren, doppelt befremdlich und gespenstisch.

Die Ufer des Bosporus sind von den Ausläufern von Constantinopel an bis nahezu hinauf zum Eingang in das Schwarze Meer fast ganz mit Häusern und Häuschen bebaut. Flecken reiht sich an Flecken. Jede Einzelheit und Alles zusammen strahlt in lustigster Farbigkeit, in heiterstem Glanze. Freilich darf man auch hier das Einzelne nicht allzu scharf in's Auge fassen. Auch an den wunderschönen Ufern des Bosporus würden wir ohne Mühe die beredten Zeugen der orientalischen Eigenthümlichkeit und des traurigen Zustandes der Türkei insbesondere deutlich wahrnehmen: die grenzenlose Sorglosigkeit, den Verfall ohne Kummer, den Mangel ohne Klage. Auch hier wohnt in den Fensterhöhlen der eingeäscherten Gebäude das Grauen. Herrliche Sommersitze, die sich in besseren Zeiten die wohlhabenden Leute von Constantinopel hier errichtet haben, stehen nun verlassen und verwahrlost da, und die schönen Gartenanlagen von ehedem sind in erschrecklicher Weise verwildert. Aber das Ganze ist doch so

wundervoll, daß man sich durch diese Wahrnehmungen nicht verstimmen und das wohlige Behagen, das uns die Gesammtheit bietet, nicht verkümmern läßt. Wir blicken über all die Verwahrlosungen, über die Schutt- und Trümmerhaufen hinweg und freuen uns der lachenden Häuschen, die an den sanft aufsteigenden Ufern aufgebaut sind, an dem Tiefgrün der alten Bäume, die sie beschatten, und an der Blüthenpracht ringsumher.

In das friedliche Idyll, das sich auf beiden Seiten des blauen Wassers entlang zieht, tritt plötzlich unvermittelt und trotzig die Gewalt kriegerischer Bauten.

Unwillkürlich mußte ich an die Tell-Ouverture denken: wie in das liebliche Idyll des Kuhreigens roh und jäh die kriegerischen Trompeten des brutalen Eroberers hineinbrüllen. Auf beiden Seiten des Ufers des Bosporus, der sich hier am meisten verengt, erheben sich imposante und großartig und gewaltsam wirkende Festungsbauten: zu unserer Linken die rumelische Veste, die größte und bedeutendste, zu unserer Rechten, gegenüber, die anatolische — Rumili Hissar und Anadoli Hissar — wahre Zwingburgen, die wie lauernde Ungeheuer auf der Höhe liegen, mit klotzigen, runden, ausgezackten Thürmen, die miteinander durch mächtige Mauern verbunden sind, und von denen ebensolche plumpe, schwerfällige, klotzige Mauern zum Ufer hinabführen. Die hellgrauen Steinhaufen ragen aus dunklen Cypressenhainen auf, und am Ufer sieht man unter diesen Cypressen wiederum die schmalen, willkürlich zusammengehäuften Steine, die nach allen Windrichtungen hin sich gesenkt haben, wieder einen der zahllosen Kirchhöfe. Jetzt hat sich in diese kriegerische Rauhheit die Gemächlichkeit des beschaulichen Genießens hineingefilzt. Zwischen den trotzigen Mauern sind hübsche Landhäuser angebaut, die sich um ihre mächtigen und drohenden steinernen Nachbarn nicht mehr kümmern. Man wird an das bekannte Bild von Paul Meyerheim erinnert: an das zwischen den Klauen des Löwen gemüthlich schlafende Hündchen im Zwinger. Die runden rumelischen Thürme mit ihrem Seitenstück am andern Ufer, den anatolischen, bilden einen der schönsten Punkte des Bosporus. Die Thürme sind ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Muhamed II. 1452 erbaut worden. Die alten byzantinischen Chroniken berichten in sehr beredter Sprache von der fürchterlichen Aufregung, von dem sinnlosen Schrecken, der sich der Bewohner des alten Byzanz bemächtigte, als jene kolossalen Bauten in beängstigender Nachbarschaft aus dem Boden aufwuchsen. Und die Angst war nur zu begründet.

Wir dampften frohgemuth an den Thürmen, die jetzt, da sie alles Schreckhafte verloren haben, nur noch von unbeschreiblicher decorativer Schönheit sind, vorüber und stießen erst in Therapia an's Land.

Therapia und das benachbarte Benyuk-déré sind die beliebtesten und elegantesten Sommeransiedlungen des Bosporus, in einer Lage wie man sie sich herrlicher kaum vorstellen kann. Es ist nicht blos die Vereinigung von

Naturschönheiten und Menschenwerk: das wundervolle Wasser, die malerischen Ufer mit dem dunklen Grün, die freundlichen Häuser, die herrlichen Blumen, die diesem gesegneten Fleckchen Erde seinen Hauptreiz verleihen, es ist vor Allem die köstliche Luft, eine frische Kühle, eine Reinheit und Würze, die die Brust erweitert und mit einer Genußfreudigkeit ohnegleichen erfüllt. Alle Poren öffnen sich, um diese frische freie Luft einzuziehen. Man athmet langsam und bedächtig und mit wahrem Genusse, man schlürft diese Luft wie einen Labetrunk. Selbst in den heißesten Tagen weht von der benachbarten großen Wasserfläche des Schwarzen Meeres durch den Bosporus dieser auffrischende Hauch, der mit Lebensfreudigkeit erfüllt.

In diesen beiden Flecken, die sich nur wenig voneinander unterscheiden — ob man dem reizenden Therapia oder dem ebenso lieblichen Beuyuk-déré den Vorzug giebt, ist Sache des persönlichen Geschmacks —, haben auch die Botschaften ihre Sommerresidenzen.

Das neuerrichtete Gebäude der deutschen Botschaft in Therapia hat eine prachtvolle Lage am Bosporus, in einem herrlichen alten Park, im schattigen Grün alter kräftiger Bäume, eingeschlossen von dichtbestandenen lieblichen Anhöhen. Das Gebäude ist in einem etwas willkürlichen phantastischen Villenstil ausgeführt, in dem sich die Elemente der nordischen Baukunst mit denen des Schweizerhäuschens verschwistern, und für die Ornamentik auch die Einmischung der maurischen und der orientalischen Kunst duldsam zugelassen ist. Es sieht in dieser landschaftlichen Umgebung mit seiner bräunlichen Farbe vielleicht nicht annuthig und lustig genug aus, aber immerhin ist es ein stattlicher, wohlgefälliger Bau, und die innere Einrichtung soll sehr praktisch und bequem sein. In dem Hauptgebäude sind die Gesellschafts- und Wohnzimmer des Botschafters, in dem Anbau die Geschäftsräume.

Bei Therapia bildet der Bosporus eine kleine Bucht, die als Hafen für die Vergnügungsdampfer und sonstigen Fahrzeuge benutzt wird. Längs der Ufer ist hier wie in Beuyuk-déré eine nach den Verhältnissen des Orients ungewöhnlich gutgehaltene Straße angelegt mit zum Theil recht hübschen Häusern und leidlich guten Gasthöfen. Auf diesen freundlichen Quaistraßen, die an die eleganten Promenaden unserer schönsten Seebäder, Ostendes, Scheveningens u. s. w., erinnern, ergehen sich in der Kühle, die das Wasser spendet, die Glücklichen, die der quälenden Hitze von Konstantinopel haben entrinnen dürfen. Da treiben sich auch die Verkäufer umher, die ihre Waaren schreiend feilbieten, die Vermiether von Wagen, Pferden und Eseln und die unvermeidlichen Bettler; unter diesen natürlich zerlumpte Zigeuner mit wundervollen Augen, die gezähmte täppische Bären und schäbig ausgeputzte alberne Affen herumführen und Schaulustige um sich sammeln. Die Quaistraße in Beuyuk-déré ist wohl noch eleganter als die von Therapia.

Zur Zeit, da ich die Bosporus-Ortschaften besuchte, hatte die eigent-

liche Saison noch nicht begonnen. Es hatten sich damals erst wenige Sommergäste eingefunden. Die großen Hotels, in denen man gut aufgehoben ist, waren also noch spärlich besetzt. Die Kahnführer und Pferdevermiether, die lang ausgestreckt am Boden lagen und sich die Sonne auf den Scheitel brennen ließen, betrachteten uns noch mit besonderer Aufmerksamkeit und boten uns mit der Beharrlichkeit der Orientalen ihre Dienste an. Trotz unserer Abwehr verfolgten sie uns viertelstundenlang.

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch des prächtigen Türken, der uns durchaus zwei seiner Pferde aufschwatzen wollte. Es war noch ein Türke vom alten Schlage, wie er im Buch steht: den Turban um den Kopf geschlungen, ein edelgeschnittenes Gesicht von tiefbrauner Färbung mit fast schwarzen Sommerflecken, mit großen, schwermüthig braunen Augen, schneeweißem Vollbart, in der echten orientalischen Tracht: der kurzen Jacke, der breiten, bunten Schärpe, den weiten Pluderhosen und den gestickten Saffian-Schuhen mit aufgeschwungenen Spitzen. Er hatte sein Rößlein, einen starken, silbergrauen Ponny mit langer Mähne und langem Schwanz, kokett ausgeputzt: mit Rosenknospen an den Ohren und einem großen Bouquet am Schwanz, und er wollte durch Vorführung seines hübschen Thieres in uns die Lust entfachen, mit ihm in geschäftliche Unterhandlungen zu treten. Er paradirte mit seinem stolzen kleinen Gaul vor unseren Augen in allen Gangarten. Er ließ das Pferdchen springen und pirouettiren. Und wenn wir uns nicht im Hotel zum Frühstück angesagt hätten, so hätten wir diesen Lockungen auch schwerlich widerstehen können.

In den Nachmittagsstunden machten wir von Beuyuk-déré aus einen größeren Spaziergang, der uns zunächst durch ein türkisches Dorf, das Sarijar heißt, führte.

Das Dorf ist an den Ufern eines kleinen Flusses aufgebaut, über den verschiedene elende Holzbrücken führen. Kein Mensch ließ sich in den Straßen sehen. Die vergitterten Häuser waren allesammt wie ausgestorben.

Gleich hinter dem Dorfe wird es wundervoll. Vor uns breitet sich ein liebliches, in reichster Vegetation prangendes Thal aus, das Rosenthal genannt, das langsam aufsteigt und zu einer Höhe hinanführt, auf der sich ein im ganzen Lande weit und breit berühmter Brunnen befindet. Das Quellwasser hat keine anderen Eigenschaften, als die allerdings sehr respectablen der völligen Reinheit, der Frische und des Wohlgeschmacks. Die Türken sind große Wasserfreunde und kommen aus weiter Nachbarschaft daher, um hier ihre großen Thonkrüge mit dem kühlen reinen Wasser zu füllen. Wir begegneten einem stämmigen Burschen, der so einen gewaltigen Krug schleppte, und der sich mit der Liebenswürdigkeit und Artigkeit der Türken als freiwilliger Führer und Begleiter uns anschloß. Er unterhielt sich mit Herrn Dr. Busch sehr angelegentlich und erzählte diesem Wunderdinge über die heilsame Wirkung des berühmten Wassers. Er stellte Theorien auf, denen unsere Brunnenärzte wohl nicht ohne Weiteres beipflichten werden. Er

behauptete unter Anderm, man könne ein ganzes Lamm aufessen; wenn man dann von dem Wasser nur zwei oder drei Glas trinke, so löse sich das Lamm im Magen vollständig auf und hinterlasse nicht die geringsten Beschwerden.

Da oben am Brunnen hat sich eine Wirthschaft aufgethan. Wir tranken guten türkischen Kaffee und mehrere Glas des allerdings köstlichen Wassers. Vor uns lag das schöne grüne Thal, von dichtbewachsenen Hügeln eingeschlossen, in der vollen Frische des jungen Sommers. Ein berauschender Wohlgeruch von Blüthen und Blumen dampfte zu uns auf, und Dutzende von Nachtigallen flöteten und seufzten dazu. Es waren unvergleichlich schöne Stunden, die wir da in gemächlichem Geplauder verbrachten.

Als wir den Heimweg antraten, wurden wir wiederum von Pferdeverleihern bestürmt, und nun entschlossen wir uns endlich, das sich immer wiederholende dringende Anerbieten anzunehmen. Ich habe mich niemals für einen Kunstreiter ausgegeben. Das edle Roß, das ich bestieg, war auch ein ganz vernünftiges Thier, das meine wohlmeinenden Absichten durchschaute und zu dem ich bald in ein recht gemüthliches Verhältniß trat; aber es hatte seine Mucken, es gehörte zur äußersten Linken, es hatte einen Drang, nach links hinüberzuschieben, der mir um so unangenehmer war, als gerade links vom Wege die Höhe ziemlich abschüssig und schroff abfiel. Mein Begleiter vergnügte sich königlich über meine vergeblichen Bemühungen, das Thier nach rechts zu bringen. Der Junge, der uns die Pferde gegeben hatte, trabte schweißtriefend hinter uns drein. Alles ging auch ganz gut, bis wir in das Dorf zurückkehrten. Da kam mein Pferd auf den unglücklichen Einfall, zu galoppiren. Ich bat es dringend, diese überflüssigen Scherze zu unterlassen; denn das Pflaster war miserabel, und ich wurde durchgeschüttelt wie eine Medicinflasche. Aber es half nichts. Es galoppirte nun einmal und zwar gehörig. Dabei wahrte es in Bezug auf den Weg, den es nahm, das freie Recht der Selbstbestimmung. Während Dr. Busch mit dem Jungen über eine der Brücken hinweg an der rechten Seite des Flusses entlang trabte, blieb mein Pferd, seinen politischen Ueberzeugungen treu, auf der linken Seite und galoppirte in eigenmächtiger Fröhlichkeit mit mir scharf links. Aber es giebt im Leben ein Wiedersehen, und schließlich vereinigten wir uns gemächlich am Ausgange des Dorfes.

Da trafen wir auch den alten Türken wieder, der noch immer auf seinem silbergrauen Pony renommistisch paradirte. Ein so gründlich verächtlicher Blick, wie aus den Augen dieses braven Mannes, als er mich in ungewolltem Galopp auf dem wenig reizvollen Gaule vorübersausen sah, hatte mich noch nie getroffen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir wieder an Bord unseres kleinen Dampfers stiegen. Die frische, starke Luft wurde allmählich

empfindlich kühler. Wir zogen unsere warmen Röcke an und sahen nun im goldigen Lichte der scheidenden Sonne die traumhaft schönen Ufer an uns vorüberziehen. Rechts und links von uns schwirrten noch immer in langen Ketten die kleinen Vögel, die „verdammten Seelen", neben uns her. Größere und kleinere Dampfer begegneten uns, pfeilschnelle Kaiks. Und unter dem gluthrothen Himmel sah das herrliche Konstantinopel wie in Gold getaucht aus, als wir an's Land stiegen.

Selten habe ich frohere, genußreichere und behaglichere Stunden verbracht, als an diesem unvergeßlichen Tage auf dem Bosporus in der Gesellschaft des anregendsten und liebenswürdigsten Begleiters . . .

Der einzige Zweck, den ich bei meiner Reise nach Konstantinopel verfolgt hatte, war nun erfüllt. Ich hatte das, was auf der Oberfläche liegt, das Augenfälligste, auf mich wirken lassen, ohne mir durch den unglücklichen Versuch des tieferen Eindringens die Harmlosigkeit meiner Eindrücke zu verderben. Und so durfte ich denn mit Befriedigung auf meinen Aufenthalt zurückblicken und an die Heimkehr denken.

Konstantinopel gehört nicht zu den Städten, die den Fremden durch andere Reize, als die Schönheit der Natur, des Colorits und der orientalischen Eigenart, länger festhalten. Die Stadt, selbst das von Europäern bewohnte Pera, ist nach meinem Geschmacke vollkommen reizlos. Wenn man sich nicht an eine Familie anschließt — und der Fremde, der der freie Herr seiner Bewegungen sein will, pflegt solche Anknüpfungen nicht zu suchen —, so ist man am Abend ziemlich rathlos. Sobald die Sonne untergegangen ist, weiß man nicht mehr, was man machen soll. Die beiden deutschen Clubs sind recht anständig, aber sie sind ziemlich spärlich besucht; und man geht doch nicht gerade nach Konstantinopel, um Zeitungen zu lesen oder eine Partie Scat zu spielen. Es sind auch noch einige Wirthschaften da, in denen deutsches Bier verzapft wird und unsere Landsleute sich zum abendlichen gemüthlichen Klatsch zusammenfinden. Auch das ist ja ganz nett, aber es ist doch eben ein mäßiger Genuß. Es giebt kein einigermaßen anständiges Theater, und selbst die Tingel-Tangel, die, wie man mir sagte, eigentlich nur die Vorhallen zu zweifelhaften Spielhöllen bilden, sind von einer Langweiligkeit und Ledernheit sondergleichen. Die Abendstunden, die in anderen europäischen Städten dem Fremden an Zerstreuungen und Genüssen gerade am meisten bieten, sind in Konstantinopel von fürchterlicher Oede. Hätte mir mein liebenswürdiger früherer College Julius Grosser nicht Gesellschaft geleistet, ich wäre vor Langweile krank geworden.

XIII.

Von Konstantinopel über das Schwarze Meer nach Bukarest.

An Bord der „Vesta“. — Ungemüthlichkeit auf dem Schwarzen Meer. — Ueber Varna, Rustschuk und Giurgewo nach Bukarest. — Charakter der Stadt. — Die kleinen Häuser und Gärten. — Die guten Wagen und die russischen Kutscher. — Die Chaussee Kisseleff. — Toilettenluxus der Damen. — Böse Nachrede. — Das Schminken. — Kirchen und Kapellen.

In den Nachmittagsstunden eines sonnig schönen Maitages begleiteten mich meine Freunde und Bekannten in Konstantinopel an Bord des Lloyddampfers „Vesta“. Wir verabschiedeten uns herzlich. Um drei Uhr wurden die Anker gelichtet. Das Schiff war überfüllt, und mit Mühe und Noth hatte ich in einer engen Kajüte als Dritter im Bunde ein nothdürftiges Unterkommen gefunden. Unter den Passagieren befanden sich mehrere mir bekannte Familien aus Berlin und Frankfurt und auch der alte ungarische Revolutionsgeneral Türr. Die Fahrt ließ sich gut an. Auf dem ruhigen Bosporus dampfte unser Schiff nordwärts, und noch einmal sahen wir in goldigster Beleuchtung die malerischen Ufer an uns vorüberfliegen. Aber je weiter wir fuhren, desto stumpfer wurde das Licht. Der Himmel bezog sich. Und als wir an der Ausfahrt aus dem Bosporus angelangt waren und in das Schwarze Meer einliefen, war das Wetter ungemüthlich, rauh und windig geworden.

Aus meiner Secundanerzeit, in der ich durch Ovids Tristien die erste nähere Bekanntschaft mit dem Pontus Euxinus machte, habe ich eine unüberwindliche abergläubische Antipathie gegen das Schwarze Meer beibehalten. Ich wußte, daß es mir da nicht gut gehen würde. Und ich täuschte mich nicht. Die lebhaften Unterhaltungen, die sich unter den Bekannten entsponnen hatten, verstummten allmählich. Das wirklich recht ungastlich aussehende Wasser war sehr bewegt, und unser kümmerliches Fahrzeug wurde unbarmherzig hin- und hergeschaukelt. Zuerst zeigten die Damen eine interessante Bläſſe, und eine nach der andern verschwand ganz sachte vom Deck. Bald folgten auch Widerstandskräftigere. Es wurde immer ungemüthlicher. Immer dichter und unfreundlicher zogen sich die Wolken zusammen, und lange vor der kalendermäßigen Zeit brach das Dunkel herein. Ein rauher Wind peitschte die Wellen auf, und nun unterlagen auch die Standhaftesten. Fast alle Passagiere mit nur sehr wenigen Ausnahmen wurden seekrank. Ich hielt es mit der Mehrheit. Mir war in den Abendstunden in der engen schwülen Kajüte und in der Gesellschaft von zwei mir unbekannten und noch viel kränkeren Engländern gottsjämmerlich zu Muthe. Und in diesem Zustande kaum erträglichen Unbehagens und schnödester Weltverachtung fielen mir auf einmal alle möglichen Verse von

Ovid ein, an die ich seit zwanzig Jahren und länger nicht gedacht hatte. Luft, Wasser und Land waren mir gleichermaßen abscheulich, und ich citirte in apathischer Niedergeschlagenheit:

> Nec caelum patior, nec aquis adsuevimus istis,
> Terraque nescio quo non placet ipsa modo.

Aber endlich schlief ich doch vor Ermattung ein, und ich habe nie wonniger, beseligender geträumt, mich nie freier gefühlt, als auf dem harten Nothbett in der engen Kajüte der „Vesta“ unter dem unbarmherzigen Schwanken des Schiffes und in der denkbar unangenehmsten Nachbarschaft. Der Traum hatte mir Flügel gegeben, und ich schwang mich über alles Ungemach hienieden in köstlicher Freiheit hinweg. Woraus ich schließe, daß man am Abend nicht zuviel essen soll; denn mit geleerterem Magen bin ich nie eingeschlafen, und süßer habe ich nie geträumt.

Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang. Die Krisis war vorüber, ich fühlte mich ganz vergnügt. Etwa um halb sechs Uhr Morgens sahen wir das sehr malerische Varna am Ufer aufsteigen. Die Minarehs lassen erkennen, daß in dieser wichtigen Stadt Bulgariens noch viele Türken ansässig sind. Aber neben den schlanken Thürmchen ragen auch die Kreuze auf stattlicheren Kapellen auf, und vor Allem fällt unser Blick auf eine schöne große Kirche, die Alexander von Battenberg errichtet hat — „als er noch Prinz war von Arkadien!“ Auch das Gebäude, das auf der Nordseite der Bucht unsere Blicke vor Allem fesselt, ist eine Villa des früheren bulgarischen Fürsten.

Der Dampfer kann nicht bis ans Ufer gelangen. Die Landung auf kleinen Booten ist recht schwerfällig und unbequem. Wir trafen es noch gut, denn die Fluth hatte einigermaßen nachgelassen. Aber immerhin mußten die Schiffer verzweifelte Anstrengungen machen, um uns durch die ziemlich hochgehenden Wellen glücklich ans Land zu bringen.

Man fühlt, sobald man in Varna nur einige Schritte gemacht hat, daß man sich jetzt in einem andern Lande befindet. Der Unterschied zwischen den Beamten und Soldaten in Bulgarien und in der Türkei ist augenfällig. Dort gemächliche Verlotterung, hier strammere Zucht. Die Polizisten an der Bahn, die Soldaten in ihren durchaus dem russischen Schnitte sich anschließenden Uniformen sehen sauber und ordentlich aus. Man fühlt, daß man jetzt wieder in engeren Zusammenhang mit dem übrigen Europa tritt. Die Bevölkerung freilich hat noch ganz den Charakter des Orients. Die Trachten haben die bunten Farben mit Stickereien, man sieht den Turban und die Kopfbekleidungen aus Filz und Pelz. Das Räthsel, daß man gerade da, wo die Sonne am meisten brennt, sich den Kopf mit den schwersten und wärmsten Hüten und Mützen bedeckt, habe ich bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht.

Das Stück Bulgarien, das wir nun durchfahren, ist landschaftlich sehr schön. Es ist bergiger Boden. Wir sehen interessante und absonderliche

Sandsteinformationen, üppiges Grün, dichtbewachsene Höhen und Berge. Aber das Land scheint wenig bevölkert zu sein. In großen Abständen liegt hier und da ein Weiler und Flecken mit rohgefügten Steinbauten in einfachstem Zweckmäßigkeitsstile, ohne irgend welche künstlerischen Ansprüche. Mitunter sehen wir auch Heerden von Rindern und Ziegen, und über die Sümpfe, an denen wir vorbeifahren, ziehen dichte Vogelschaaren daher.

Ohne ein besonders aufregendes Schauspiel vor Augen gehabt zu haben, gelangen wir so in kurzer Zeit nach Rustschuk, wo wieder eine Horde von Trägern, zerlumpte Kerle, schweißtriefend, in Fetzen, die zum Uebelwerden nach Knoblauch und nach Schlimmerem duften, sich auf uns stürzen und uns unser Gepäck entreißen.

Es ist eine recht lästige und beschwerliche Reise! Wir müssen jetzt über die Donau setzen. Die Ueberfahrt nach Giurgewo wird durch erbärmlich kleine und schlechte Dampfer bewerkstelligt. Da besteigen wir wieder die Bahn und fahren nun durch eine landschaftlich ziemlich reizlose Strecke bis zur Hauptstadt Rumäniens, wo wir Nachmittags gegen fünf Uhr eintreffen.

Außer Konstantinopel giebt es wohl kaum eine Stadt, über die die Urtheile weiter auseinandergingen, als über Bukarest. Die Einen nennen es ein Klein-Paris — jedenfalls mit mehr Recht als Leipzig —, rühmen den großstädtischen Anstrich der Hauptstraßen und des Straßenlebens, die Schönheit der Läden, die Eleganz der Toiletten, die Vorzüglichkeit der öffentlichen Fuhrwerke. Die Anderen schimpfen über den miserablen Zustand der Straßen, in deren Koth man bis über die Kniee versänke, den widerwärtigen Lärm, das renommistische Gehabe und Gethue. Die Beschwerden über die abscheulichen ungepflasterten Straßen mit ihren halsbrecherischen Abgründen stammen jedenfalls aus einer früheren Zeit. Jetzt wären sie durchaus unberechtigt. Und ich meine, das Urtheil überhaupt wird gewiß recht wesentlich durch den Umstand mit bestimmt, ob man aus dem Orient oder aus dem Westen nach Bukarest kommt.

Bukarest bildet in der That so ziemlich die Scheide zwischen dem Osten und Westen. Es vereinigt in sich charakteristische Merkmale des Einen und des Andern. Die vom Westen Kommenden, die hier zum ersten Mal das orientalische Straßenleben sehen, das sich in dem neuen Bukarest allerdings schon aus dem Centrum hat verdrängen lassen, sich nach den Peripherien zu verkrochen und so recht und echt eigentlich nur noch im Judenviertel und in den Vorstädten sicherhalten hat, werden sicherlich erstaunt und nicht angenehm überrascht sein von diesem unsaubern, lauten, vordringlichen Gewimmel und Gewühl, von diesen halbzerfallenen Behausungen, für deren Instandhaltung so gut wie nichts geschieht, von diesem miserablen Pflaster mit den offenen Gossen, die das Gegentheil des Wohlgeruchs verbreiten. Wer aber die entsetzlichen Gassen des alten Stambul gesehen hat, dem fallen diese Kleinigkeiten kaum noch auf, der betrachtet sie eben als berechtigte Eigenthümlichkeiten des

Orients und wundert sich nicht mehr darüber; der besitzt im Gegentheil nur das empfänglichste Auge und die vollste Dankbarkeit für das saubere, freundlich ansprechende, mitunter sogar großartige Straßenbild, wie es ihm das neue Bukarest bietet — die elegante Stadt mit ihren vortrefflich gepflasterten Fahrwegen und Fußsteigen, mit ihren bequemen und geschmackvollen Häusern —; der hat seine helle Freude an den ungewöhnlich zahlreichen und guten Wagen und Pferden, an den geschmackvollen und reichen Toiletten der Damen, an dem Stutzerthum der begünstigten Pflastertreter, an der Sauberkeit der adretten Offiziere; der fühlt hier zum ersten Male wieder, daß er sich der Heimat nähert.

Ich habe Bukarest nur von der angenehmsten Seite kennen gelernt und eine dankbare Erinnerung an die dort verbrachten Tage bewahrt.

Die Hauptstadt der Rumänen hat entschieden einen durchaus vornehmen und großstädtischen Charakter. Es nützt ihr vielleicht nicht viel, daß sie noch großstädtischer wirken möchte, als sie thatsächlich ist. Das Eigenthümliche, das jedem Fremden, der Bukarest besucht, in's Auge springt, ist die glückliche Ueberfülle an größeren und kleineren Gärten und in den Hauptvierteln die beneidenswerthe Eigenheit, daß die Wohnhäuser fast allesammt in bescheidenen Größenverhältnissen, zum Bewohnen für nur eine Familie, eingerichtet sind. Zweistöckige Häuser gehören in Bukarest schon zu den Seltenheiten. Richtige Miethskasernen giebt es so gut wie gar nicht. Viele der liebenswürdigen Häuschen, die überwiegend in einfachem Stil gehalten sind, wenn auch selbstverständlich der Wohlstand der Besitzer auf die Beschaffenheit des Materials und des künstlerischen Ausschmucks der Frontseite eingewirkt hat, liegen im Grün versteckt. Auf weite Strecken stehen diese Häuschen in ihrer grünen Umrahmung vom benachbarten Grundstück losgelöst da, und nur in den großen Verkehrsstraßen und in den ärmeren Vierteln reihen sich die Stein- und Holzbauten zu eigentlichen Straßen zusammen. Aus dieser Eigenthümlichkeit ergiebt sich, daß Bukarest einen für seine Einwohnerzahl ungewöhnlich großen Flächeninhalt beansprucht. Die Entfernungen sind größer als in irgend einer andern gleichbevölkerten Stadt.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß es an einem eigentlichen monumentalen Mittelpunkt fehlt. Das vornehme Leben concentrirt sich freilich in der Gegend vom Boulevard und der Siegesstraße bis zur Chaussee Kisseleff. In dieser Stadtgegend sind die schönsten Magazine, da rollen die vornehmsten Equipagen daher, da sieht man die bemerkenswerthesten städtischen Erscheinungen, die gute Gesellschaft und was sich dazu rechnet. Die Häuser sind wohl auch schöner als in den anderen Straßen. Aber im Uebrigen unterscheidet auch dieser reichste und eleganteste Theil der Stadt sich nicht besonders von den weniger begünstigten Vierteln.

Vergeblich späht das Auge nach einem großartigen Bau, der durch seine imposanten Verhältnisse auffiele, nach einer mächtigen Kathedrale,

nach einem gebieterischen Palaste, nach einem monumentalen Brunnen. Es sind dieselben kleinen Häuser, dieselben freundlichen Gärten wie überall. So wirkt die Stadt wie ein vornehmes Viertel zu einer gewaltigen Großstadt, die nicht vorhanden ist, etwa wie das Viertel des Thiergartens von Berlin ohne Leipzigerstraße, Linden, Schloßplatz und Königstraße, wie Londons Westend ohne Trafalgar Square und City, wie die Straßen zwischen den Champs-Elysées und dem Parc Monceaux ohne Boulevard und Notre-Dame. Aber hübsch bleibt es deswegen doch, behaglich und freundlich, und in dieser Beschränkung auch durchaus großstädtisch.

Ja, in einigen Beziehungen ist das verhältnißmäßig nicht übertrieben große Bukarest viel großartiger, als die stolzeren und mächtigeren Hauptstädte des Westens.

So ausgezeichnetes und zugleich so billiges öffentliches Fuhrwerk wie in Bukarest giebt es nirgends in der Welt. Beim strengsten Herrn können die eleganten und leichten Coupés nicht besser und sauberer gehalten sein, als diese Miethswagen. Und wie sehen die Kutscher aus! Die meisten sind Russen, die jener fanatischen Secte der Lipowaner (Skopzen) angehören, die wegen ihrer unmenschlichen Verstümmelungen aus Rußland ausgewiesen sind und in Rumänien Aufnahme gefunden haben. Sie tragen den langen, von der Hüfte an viel gefalteten russischen Sammetrock, der bis zu den Knöcheln herabfällt, gewöhnlich in dunkelgrüner, dunkelblauer oder schwarzer Farbe, mit zwei Reihen dicht aneinander stehender Metallknöpfe, die vom Kragen zur Hüfte immer weiter auseinandergehen, um den Leib eine breite seidene Schärpe, die meistens tiefroth (sang de boeuf) oder auch himmelblau ist, auf dem Kopf die breittellerige russische Mütze. Alles in tadelloser Sauberkeit und Accuratesse. Nicht ein Stäubchen ist an der Kleidung dieser Kutscher zu bemerken. Es ist mir rein unbegreiflich, wie diese Leute im öffentlichen Dienste bei Wind und Wetter ihre kleidsamen Trachten in so musterhaftem Zustande erhalten können. Sie alle wirken, als hätten sie eben ihren größten Staat angelegt.

Die russischen Kutscher sehen einander sammt und sonders zum Verwechseln ähnlich, und es ist schwer zu bestimmen, ob sie achtzehn oder fünfzig Jahr alt sind. Sie sind infolge der schauerlichen Verstümmelung bartlos. Ihre Gesichtsfarbe ist ledern galliggelb, die Augen liegen ziemlich tief in der Höhle, und die Backenknochen springen vor; das stumpfblonde starke Haar ist am Nacken in gerader Linie glatt abgeschnitten. Es sind ruhige, ordentliche, stille Leute, die in Bukarest sehr beliebt sind, und die viel Geld verdienen. Denn in keiner Stadt wird soviel gefahren wie gerade hier. Daß von Zeit zu Zeit Verbrechen aus religiösem Fanatismus vorkommen, ist bekannt; aber diese bleiben immer innerhalb der Secte selbst. Im Uebrigen sind die Lipowaner durchaus ungefährliche brave Männer, die sich nie an fremdem Eigenthum vergreifen und ruhig ihr ödes Leben für sich leben. Sie sehen ernst, ja freudlos aus, sie verkehren

und sprechen an den Halteplätzen sehr wenig miteinander. Ich habe sie nie, wie unsere Kutscher, ein Klatschkränzchen bilden, ich habe sie nie lachen sehen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Kutscher ist, daß sie die Namen selbst der wichtigsten Straßen nicht kennen. Wenn man einen Wagen besteigt, so giebt man ihnen nicht etwa, wie bei uns, die Straße und Hausnummer an — das verstehen sie nicht —; sie werden während des Fahrens vom Fahrgaste selbst dirigirt. Die Bewohner von Bukarest haben es darin zu einer Fertigkeit gebracht, die dem Fremden viel Vergnügen bereitet. Aber der Fremde, der in der Stadt selbst nicht Bescheid weiß, ist ziemlich übel mit den Leuten daran. Er kann sich nicht mit ihnen verständigen, und der Kutscher fährt einfach in gerader Richtung darauf los. Wenn er nach rechts abbiegen soll, berührt man mit dem Stock oder Regenschirm seinen rechten Arm, nach links den linken, und wenn er halten soll, fährt man ihm gerade über den Rücken. Für Ortskundige ist das ja ganz einfach, aber der Fremde ist, wie gesagt, in einer recht üblen Lage. Die leichten Wagen, die mit sehr guten kleinen Pferden bespannt sind, sind außerordentlich angenehm, und die Pferde laufen wie der Blitz.

Das Fahren in Bukarest ist ein wirkliches Vergnügen. Während der guten Zeit ist denn auch jeden Nachmittag allgemeine Spazierfahrt, ein wirklich großartiger Corso, wie ihn kaum eine andere Hauptstadt besitzt. Alles fährt nach der hübschen Chaussee Kisseleff hinaus. Ist man einmal an der Chaussee angelangt, so braucht man sich um nichts weiter zu kümmern; dann weiß der Kutscher ganz genau, was er zu thun hat. Er fährt zunächst den langen und bequemen Weg bis ans Ende. Da sieht man hunderte von eleganten Privat- und Miethswagen, die hier kaum von einander zu unterscheiden sind, mit Herren und Damen der vornehmsten Gesellschaft besetzt. Am Ende oben hält der Wagen mit den anderen an. Ich weiß nicht, weshalb, aber es geschieht immer. Nach einer Weile fährt der Kutscher wieder los, etwa bis zur Hälfte der Chaussee, da hält er in der Nähe eines Kaffeehauses und rastet wieder einige Minuten, um alsdann die Fahrt fortzusetzen. Das Vergnügen wiederholt sich, so oft man es eben wünscht.

Diese nachmittäglichen Corsos, die sich wie der „tour du lac“ im Boulogner Gehölz hier zu einer wirklichen städtischen Einrichtung ungezwungen herausgebildet und mit den kindischen und kindlichen Nachahmungen, die bei uns in regelmäßigen Abständen versucht worden sind, nicht das Geringste gemein haben, bieten den Einheimischen und Fremden dieselben Annehmlichkeiten. Auf der „Chaussee“ treffen sich Alle, die zur vornehmen Gesellschaft gehören oder gehören möchten, tauschen Grüße, treffen Verabredungen, kokettiren, bändeln an, schmollen und klatschen; und der Fremde sieht da in einer halben Stunde alle bemerkenswerthen und interessanten Persönlichkeiten der ersten Kreise von Bukarest.

Dieser arglose Fremde kommt vor Erstaunen gar nicht zu sich, wenn er seinen Blick auf die im Verhältniß zur Größe der Stadt verblüffend starke Anzahl prächtigster Wagen und Pferde und auf den Toilettenluxus der in den Coupés lässig angelehnten Damen schweifen läßt. Man sieht auf diesem Spazierwege mehr Damen in höchster und raffinirtester Pariser Eleganz, als sie eine Großstadt vom doppelten oder dreifachen Umfange unter normalen Bedingungen aufzubringen vermöchte. Man wird daher nothgedrungen zu dem Schlusse geführt, daß die Verhältnisse nicht normale sein können, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und bedauert die armen Ehemänner, von denen doch nur ein Bruchtheil im Stande sein dürfte, den fabelhaften Luxus, der hier von den gnädigen Frauen, den heranblühenden und verblühenden Töchtern zur Schau getragen wird, aus einem richtig vertheilten, wohlgeordneten Budget zu bestreiten. Denn wenn die Ausgaben der Damen für ihre Toiletten als Norm für die Einnahmen der Männer dienen sollten, so würde Bukarest von Millionären wimmeln müssen.

Es scheint aber, als ob Bukarest in Wahrheit nicht reicher sei, als eine andere Stadt, und als ob der Hang der gluthäugigen Rumäninnen zum Putz allerdings gewisse mißliche Verhältnisse herbeigeführt habe, die zum Glück nicht als normale zu bezeichnen sind. Böse Zungen und auch solche, die nicht einmal böse sind, behaupten, daß es nicht immer der Ehegemahl sei, der die Kosten für diesen übertriebenen Luxus der Frau trage. Man erzählt — man flüstert es nicht, man sagt es laut —, daß die Löwinnen der „Chaussee" zum nicht geringen Theile jener Kategorie der Evastöchter angehörten, die Emile Augier „lionnes pauvres" getauft, und von denen er in seinem ergreifenden Schauspiel ein grausiges Beispiel hingestellt hat in jener Seraphine, die es zunächst duldet, daß ihre Gewissensbisse wegen des Bruchs der ehelichen Treue durch zarte Geschenke einigermaßen beschwichtigt werden, und die schließlich solche Geschenke in weniger zarter Form, schließlich sogar in der unzartesten, nämlich in klingender Münze, in der Bezahlung von Rechnungen der Schneiderin und Modistin, fordert.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, gegen die anmuthigen Damen, die auf der „Chaussee" an mir vorübergerollt sind, und an deren Erscheinung ich meine arglose Freude gehabt habe, eine so schwere und beleidigende Anklage zu erheben. Ich habe nur zu constatiren, daß diese Anklage von den Ortskundigen, und nicht etwa von den eingewanderten Fremden, nein, von den Vollblutrumänen selbst in rücksichtslosester Weise, ohne alle Beschönigung, ja sogar ohne alle Entrüstung, wie etwas Selbstverständliches, erhoben wird. Wenn die Damen von Bukarest nicht im besten Rufe stehen, so haben sie sich lediglich bei ihresgleichen dafür zu bedanken. Ich habe nie eine Stadt gesehen, in der mit einem solchen Mangel an Respect von den bekanntesten Damen gesprochen wird, wie in Bukarest.

Und sie selbst haben sich nebenbei auch einigermaßen zu beschuldigen, daß sie durch den übertriebenen Aufwand für ihre äußere Repräsentation den Verdacht, sich zur Bestreitung ihrer kolossalen Ausgaben verborgene und nicht ganz lautere Quellen der Einnahmen zu erschließen, Raum geben. Wenn man sich nach den interessantesten und auffälligsten Erscheinungen auf der „Chaussee" erkundigt, so erhält man unter zehnmal neunmal die Antwort: Das ist Frau Soundso, die Geliebte von dem und dem! Es ist eine einfache Auskunft, die ohne alle Entrüstung gegeben und entgegengenommen wird.

Zum Theil sind die schönen Damen von Bukarest Blenderinnen. Bei der ersten flüchtigen Betrachtung wirken sie, namentlich aus einer gewissen Entfernung gesehen, wie wunderbare Schönheiten. Die großen dunklen, feurigen Augen mit den starken, schwarzen, mondsichelgeformten Brauen, das wohlgeordnete schwarze Haar, die üppige Büste, die runde Taille, die kleinen Füße, die durchaus nicht versteckt werden, und der Glanz der geschmackvollsten und reichsten Pariser Toiletten — Alles das bietet dem Auge ein wohlgefälliges, heiter schönes Bild dar. Wie sehr vornehme tugendhafte Damen sehen sie allerdings nicht aus. Wenn wir unter unserm farbenarmen Himmel im Thiergarten einer solcher weiblichen Erscheinung begegneten, wie wir deren schockweise auf der „Chaussee" in Bukarest sehen, so würden wir ihr vermuthlich in der Klassification schweres Unrecht anthun und nicht ahnen können, daß die betreffende Dame die beste Gesellschaft besucht und bei sich empfängt. Aber wie der Humor, so ist auch das, was wir im weitesten Sinne des Wortes einmal als Decenz oder Wohlanständigkeit bezeichnen wollen, doch etwas mehr oder minder Locales; und das, was hier anstößig wirken könnte, ist dort nicht blos zulässig, es ist nicht einmal auffällig. Es ist selbstverständlich.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es in dem schönen Volksschlage der Rumänen nicht auch in der großstädtischen Gesellschaft lieblichfrische, jugendliche Frauen und Mädchen gäbe, wirkliche Schönheiten, die eine aufmerksamere und sorgfältigere Betrachtung ihrer Reize vertragen. Aber bei sehr vielen dieser auf den ersten Blick so entzückenden Geschöpfe ist allerdings die Berliner Warnung angebracht: „Nich so dichte ran!" Die Rumäninnen treiben mit der Anwendung der kosmetischen Hülfsmittel zur Erhöhung der natürlichen Reize und zur Aufbesserung der Beschädigungen durch das unerbittliche Alter mitunter wirklich übertriebenen Mißbrauch. Im Vergleich zu ihnen sind sogar die Amerikanerinnen, die sich in dieser Beziehung ja auch keinen Zwang auferlegen, unbeholfene Kinder. Das Schminken ist unter den Damen Rumäniens eine fast allgemein verbreitete Unsitte. Und nicht blos das oberflächliche Schminken, das einfache Auflegen von Weiß und Roth. Mit sorgfältigster Kunst bemalen sich die Damen. In feinsten Schattirungen lagert sich ein rosiger Hauch über die Wangen. Die schwellenden Lippen erglänzen in feurigem Roth

der üppigen Jugend. Die verrätherischen Fältchen an den Augenwinkeln werden zugedeckt, und ein zartes Weiß, durch das gemalte blaue Adern liebreizend schimmern, verwischt die unnachsichtigen Eingrabungen des bitterbösen Alterns. Zarte schwarze feine Striche unter den Augen lassen dasselbe größer erscheinen und verleihen dem Blick einen vielversprechenden feurigen Glanz. Die Brauen sind schwarz nachgezogen, und die schöne Rundung ist durch kunstvolle Retouche noch interessanter geworden. Kurz und gut, sie stellen aus ihren Gesichtern vollkommene Mauvais-Genrebilder her. Die Unsitte des Schminkens ist übrigens nicht nur in der städtischen und vornehmen Gesellschaft Rumäniens verbreitet, auch die Dienstmädchen und die Bäuerinnen schminken sich.

Es fährt sich angenehm auf der „Chaussee“ und auf den guten, neugepflasterten Straßen. Aber es läßt sich auch in der Villenstadt, aus deren zahllosen Gärten im Mai, namentlich nach Sonnenuntergang, die Riechweide und der Faulbaum ihren berauschend starken, scharf süßlichen Duft ausströmen, recht behaglich schlendern; und man kam keine zwanzig Schritte machen, ohne an einer Kirche vorbeizukommen.

Auch in Bezug auf Kirchenreichthum steht Bukarest wohl ziemlich einzig da. Man behauptet, die Stadt zähle genau 365 Gotteshäuser, so daß also ein frommer Mann an jedem Tage im Jahre eine neue Betstätte besuchen könnte. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß auch die vornehmsten dieser Kirchen den rechten großartigen und weihevollen Charakter vermissen lassen. Auch die bedeutendsten sind ziemlich unansehnlich und bescheiden in den Verhältnissen, und die überwiegende Mehrheit sind einfache Kapellen und Bethäuser. Sie sind zum größten Theil unter Anlehnung an den byzantinischen Stil erbaut. mit mehreren in Kuppeln auslaufenden Thürmen, die das Kreuz als Krönung tragen. Ueber dem Hauptportal und an den Außenwänden sind grobe Malereien in kindischer Zeichnung und bunten Farben angebracht, mitunter auch Mosaikbilder. Die Dächer sind mit glattem Blech beschlagen, das im Sonnenschein freundlich leuchtet und funkelt.

XIV.

Das rumänische Königspaar.

König Carol. — Ein Attentäter. — Empfangszimmer der Königin. — Bibliothek des Königs. — Königin Elisabeth und Carmen Sylva. — Ein Bauermädchen aus Siebenbürgen. — Zigeuner. — Musik der rumänischen und ungarischen Zigeuner.

Unter den Profanbauten Bukarests fallen einige Paläste, die zum großen Theil im Besitz der Familien der früheren Hospodare sind, durch ihre vornehme Schönheit auf. Aber auch diese sind, wie alle Baulichkeiten in Bukarest, von mäßigem Format. Das gilt auch von dem freundlichen und eleganten, aber keineswegs imposanten königlichen Palaste. Die innere Einrichtung dagegen ist von wahrhaft fürstlicher Pracht und bekundet,

wie alle Werke des Königs und der Königin, den fein geläuterten künstlerischen Geschmack des rumänischen Herrscherpaares.

Ich hatte die Ehre, gleich am Tage nach meiner Ankunft von Ihrer Majestät der Königin und an den folgenden Tagen sowohl von der hohen Frau, wie von Seiner Majestät dem König zu wiederholten Malen empfangen zu werden und stundenlang in Gesellschaft der erlauchten Herrschaften verweilen zu dürfen. Ich gestehe, daß ich von Befangenheit nicht frei bin, wenn ich über diese Stunden hier sprechen soll. Wollte ich wahrheitsgemäß berichten, mit welcher unendlichen Güte und Herzlichkeit das rumänische Königspaar mich aufgenommen, wie bei ihnen das rein Menschliche die Verschiedenheit der Geburt beseitigt, wie die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung den starken Abstand überbrückt, wie man nach wenigen Augenblicken nur noch das beruhigende Bewußtsein hat, vornehm fühlenden und vornehm handelnden Naturen gegenüberzustehen — wollte ich das in dankbarer Erinnerung an Alles das, was ich empfangen und empfunden habe, hier so schildern, wie ich es möchte und müßte, so würde ich dem Vorwurfe byzantinischer Liebedienerei und höfischer Servilität kaum entgehen, so unverdient dieser Vorwurf thatsächlich auch wäre.

Den König Carol sah ich zuerst bei einem Parkfeste, das zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet worden war. Der König ist etwas über mittelgroß, von schlanker und zugleich männlich kräftiger Gestalt. Das von dem Vollbart umrahmte Gesicht hat den edlen Schnitt der fürstlichen Hohenzollern. Das dunkelgraue sinnende Auge giebt demselben einen ernsten, nachdenklichen, nicht sorgenfreien Ausdruck. Das Haupthaar ist braun und hie und da schon vor den Jahren ergraut.

Der Eindruck des Ernsten und Pflichtgetreuen, den das Aeußere macht, wird noch verstärkt, wenn man mit dem Könige spricht. Mit freiem Blick beherrscht er einen weiten Gesichtskreis. Er ist des Wortes in ungewöhnlicher Weise mächtig. Er spricht scharf, klar, und sein Ausdruck ist immer elegant. Er spricht mit großer Freiheit, immer ruhig und besonnen, aber ohne alle ängstliche Scheu, sein Urtheil durch die Rücksicht auf seine Würde einengen zu lassen. Er weiß, daß er nichts Besonderes zu thun braucht, um diese Würde ohnehin zu wahren. Er ist unbefangen und wohlwollend in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse. Jedem seiner Worte hört man an, wie ernst er seinen fürstlichen Beruf auffaßt, wie er unablässig bemüht ist, das Richtige zu erfassen, das Nützliche zu thun, die Schäden zu beseitigen. Er ist von allen Verhältnissen seines Landes genau unterrichtet, und nicht durch gefällige Zurechtmachungen, sondern durch eigene Anschauung, durch Selbststudium. In Fragen der hohen Politik, der internationalen Beziehungen zeigt er eine sehr bemerkenswerthe Schärfe der Auffassung. Er ist fest ohne Eigensinn, ein echter Hohenzoller, der keine Furcht kennt, und der sich aus seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse, wie sie sich durch die geschichtliche Entwicklung gestaltet haben, seine

bestimmten und unverrückbaren Ansichten gebildet hat über die Aufgaben, die der Gegenwart obliegen, um allen Anforderungen einer wahrscheinlichen Zukunft gegenüber gerüstet dazustehen. Ein Staatsmann ohne phantastische Ideen, ein sachlich nüchterner Realpolitiker und vortrefflicher Soldat. Dabei auch ein Freund und Förderer der Künste. Es war kein anempfundener, künstlich aufgepfropfter Enthusiasmus, es war die echte und wirkliche Freude am Schönen, mit der der König mir seine Schätze, namentlich die schönen Bilder von Greco, von Tizian und anderen alten italienischen Meistern, zeigte. Und nur ein von lauterer Begeisterung für die Kunst durchdrungener Fürst hat im Verein mit der eben so kunstbegeisterten Gemahlin jenes Karpathenwunder hervorzaubern können, das Schloß Pelesch heißt.

Als ich den König und die Königin im Parke Cismegiu, in dem alle möglichen Verkaufsbuden aufgeschlagen waren, lustwandeln sah, umringt von einer Schaar von Kindern und Neugierigen aus allen Ständen, ohne alle militairische Begleitung, ja ohne Adjutanten, mitten im Volke, da stellte sich in meinem Geiste neben die ruhig männliche Erscheinung des Königs Carol plötzlich der gewaltige Sultan. Hier der Herrscher mitten im Gewühl, in größter Gelassenheit und Ruhe, ohne auch nur von dem Gedanken an eine schnöde That behelligt zu werden, dort der Großherr aller Moslem, eingekerkert in seinem Palast, und bei der einzigen unerläßlichen Ausfahrt der Woche von tausenden bis an die Zähne Bewaffneten argwöhnisch bewacht. Und ich dachte an den Vers unserer Nationalhymne, der mit den Worten beginnt: „Nicht Roß nicht Reisige . . ."

Und eigentlich hätte König Carol doch wohl einige Veranlassung, etwas vorsichtig zu sein. Daß er sich auf einen Posten gestellt hat, der keineswegs gefahrlos ist — Niemand weiß es besser als er selbst. Daß sich in dem vom Parteihader durchwühlten, durch lange lange Mißherrschaft zerrissenen Lande, dem er mit Aufopferung aller seiner Kräfte Festigung und Ruhe geben will, auch ein durch Fanatismus, Großmannssucht oder eine sonstige Art des Wahnsinns aufgereiztes Individuum finden kann, das unter Umständen zur Waffe des Meuchelmörders greift und das Leben des Fürsten bedroht — er hatte es soeben erst erfahren müssen. Seit dem Attentat waren nur wenige Wochen vergangen. Ein Mensch, der früher Soldat gewesen, aus der Armee ausgestoßen und wegen verbrecherischer Handlungen im Zuchthause gewesen war, der sich ein halbes Jahr vor seinem Anschlage als Leibdiener beim Könige gemeldet hatte, feuerte von der Straße aus zwei wohlgezielte Schüsse durch die erleuchteten Scheiben in das Zimmer des Königs. Der König war zufälligerweise im Zimmer nebenan. Wenn der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, an seinem Arbeitstische gesessen hätte, so wäre das Schlimmste vielleicht eingetroffen. Der König sprach mit größter Ruhe und ohne die geringste Ereiferung über diesen Vorfall, dessen trauriger Held, wie es keinem Zweifel unterliegen kann, ein Wahnsinniger ist. Der Attentäter wollte um jeden

Preis berühmt werden. Er hat seinen Zweck nicht erreicht. Sein Name ist in Rumänien schon vergessen, und im Auslande erst recht.

Es existiren von diesem Menschen verschiedene Photographien, die für die Richtigkeit der Lombroso'schen These zu sprechen scheinen: daß es Menschen giebt mit einer angeborenen verbrecherischen Grundlage, die nach der Auffassung des berühmten Psychiaters nur eine Unterart jener großen Krankheit bildet, die unter dem Gesammtnamen „Wahnsinn" zusammengefaßt wird. Der Attentäter hat sich schon ein halbes Jahr vor dem Attentat als Selbstmörder photographiren lassen. Er steht da, den Revolver auf die Brust richtend, neben ihm seine Braut, die ihm in den Arm fällt und ihm den Revolver zu entreißen sucht. Ich besitze die merkwürdige Photographie, die mir der König geschenkt hat. Ein anderes Bild zeigt den Attentäter in der kokettesten rumänischen Nationaltracht, starrend im Waffenschmuck. Der Mensch hatte eine Zuchthausstrafe wegen Mordes abzubüßen und ist, wegen guter Führung an den König empfohlen, von diesem nach einigen Jahren begnadigt worden. So hat er denn seinem Wohlthäter gedankt. Er ist durch den Spruch der Sachverständigen dem Irrenhause überwiesen worden, in das er freilich etwas zu spät gekommen ist, das er nun aber hoffentlich nicht wieder verlassen wird.

Die Wohn- und Empfangsräume im königlichen Schlosse sind prachtvoll und zeugen von auserlesenem Geschmack. Der Raum, in dem ich die Ehre hatte, Ihrer Majestät der Königin Elisabeth zum ersten Mal gegenüberzutreten, ist ein großer, in anmuthiger Willkür gegliederter Saal. Er wird abgeschlossen durch ein Cabinet mit erhöhtem Podium, das im reichsten orientalischen Stil eingerichtet, mit kostbaren Stickereien, Teppichen, niedrigen Polstern u. s. w. in behaglichster Weise ausgestattet ist. Daran schließt sich ein schmaler Wintergarten mit Palmen und sonstigen großen Blattpflanzen, der den Eingang bildet. Der Hauptraum ist der Länge nach durch eine Querwand mit breiten Thüren verengt, so daß sich neben diesem noch ein langgestrecktes, sehr gemüthliches Zimmer befindet.

Auch dieser Hauptraum ist durch die verschiedene Höhe der Podien und durch eine Galerie, zu der eine Treppe von der Erhöhung hinaufführt, in seiner Monotonie in erfreulichster Weise unterbrochen. Hier stehen in der Mitte zwei gute Flügel und an der Wand eine schöne Orgel, daneben die Nürnberger Madonna in Holz. An der Hauptwand befindet sich neben sehr schönen Bildern von Rubens, van Eykens, Rosso Rossi, Dominico Veneziano, Pereida 2c. ein Meisterwerk von Rembrandt, Esther und Ahasver darstellend. Ueberall, wo irgend Platz ist, und auch da, wo erst Platz hat geschaffen werden müssen, sind Kunstwerke angebracht, unter Andern eine sehr schöne Reproduction des Moses von Michel Angelo. Die herrlichsten Stickereien und Teppiche bedecken den Boden und alle Geräthe, und das Ganze macht in seiner heitern Grundfarbe und in seiner launigen und doch so fein abgestimmten Buntheit, in seiner zwar etwas krausen, aber

dabei doch so ruhigen Anordnung mit all diesen auserlesenen Kunstschätzen und der scharfsinnigen Vertheilung des Raums, die allerorten lauschige Schmollwinkel und reizende Plauderplätzchen geschaffen hat, einen ebenso reichen wie liebenswürdig anmuthenden Eindruck. Der ganze Complex von Zimmern wird durch Oberlicht erhellt.

Hervorragende Menschen wissen ihrer Umgebung meist etwas von ihrem eigenen Wesen, den Abglanz ihrer Individualität zu verleihen. Man empfängt einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn man aus den eigenartigen Zimmern der Königin, aus dieser buntschillernden Verschwisterung von gewagten Farben und fremdartigen Linien, aus dieser reizvollen Zusammenwürfelung von Gegenständen, die ursprünglich nicht zusammengehören, die in weit auseinanderliegenden Zeiten und Räumen entstanden sind, hier aber zu einem heitern und harmonischen Ganzen zusammenfließen — wenn man aus diesen Gemächern einer für die Schönheit begeisterten hohen Frau in die nicht minder individuellen Zimmer ihres königlichen Gemahls, etwa zuerst in seine Bibliothek, tritt.

Da ist vor der strengen markigen Stilisirung alles Spielende und gefällig Willkürliche verschwunden. In dem ganzen großen Raume (es war der frühere Thronsaal) herrscht eine so einfach consequente Anordnung der architektonischen und decorativen Elemente — Alles getaucht in die ruhig dunkle Farbe des Eichenholzes, das überall wiederkehrt: in der Täfelung der Wände, in der reichgeschnitzten Treppe, die zur Galerie hinanführt, in der Balustrade dieser Galerie, in den weit vorspringenden Bücherschränken selbst und an der Decke —, daß man zuerst kaum wagt, auch nach den Einzelheiten sich umzusehen, um noch etwas mehr als nur jenen sachlich strengen, großen Gesammteindruck mit hinwegzunehmen. Und doch, wie wunderbar ist dieses Einzelne! Wie vortrefflich hat es der Meister der Schnitzkunst verstanden, bei der überall gewahrten Energie und Großlinigkeit des Ganzen doch liebevoll und discret zu sein, auf das Kleinste und Zarteste einzugehen, ohne nur ein einziges Mal durch das aufdringliche Heraustreten einer solchen Einzelheit das Auge des Beschauers zu verwirren! In dieser ernsten, fast möchte man sagen: feierlich düstern Umgebung pflegt der König mit seinen Rathgebern zu arbeiten. Es ist nichts Ablenkendes und Zerstreuendes in diesem Raume. Selbst die grelle rumänische Sonne muß ihr Licht gedämpft und abgetönt durch die mattgefärbten Scheiben ergießen, und von dem Rasseln und Lärmen der lauten Siegesstraße da unten dringt kaum ein dumpfes Rollen in diese arbeitsame Stille . . .

Die Königin ist eine wahrhaft fürstliche Erscheinung. Die hohe Gestalt ist von klassischem Ebenmaß in den Verhältnissen, ruhig, sicher und elegant in den Bewegungen. Der edelgeschnittene Kopf mit der hohen Stirn, die von üppigen, schon vorzeitig von Silbersträhnen durchzogenen Haaren umrahmt ist, mit der feingeschwungenen Nase und jenen „schön

gereimten Lippen," die man, wie Heine sagt, nur bei Dichtern findet, erhält namentlich durch die blauen glänzenden Augen, die mit wahrer Kindlichkeit um sich blicken, den charakteristischen Ausdruck von Güte und Klugheit. Eine sorgende Falte, die sich in die Stirn eingegraben hat, giebt dem Gesichte aber zugleich auch etwas schwermüthig Trauriges, Duldendes. Die deutsche Fürstentochter, die, wie ihr königlicher Gemahl, ihre Aufgabe als Fürstin auf dem Thron Rumäniens sehr ernst nimmt, hält sich von allen Staatsangelegenheiten grundsätzlich vollkommen fern. Sie sucht ihre Aufgabe nur in der Linderung der Noth und des Elends, in den Werken der Barmherzigkeit und in der Förderung alles dessen, das national schön und erhaltenswerth ist. An den Werken der rumänischen Kunst und Literatur nimmt sie das regste und fördersamste Interesse. Sie sammelt die eigenartigen Volksgesänge und sucht durch ihr Beispiel dahin zu wirken, daß die außergewöhnlich malerische, farbenprächtige, schöne rumänische Nationaltracht, die sich eigentlich nur noch auf dem platten Lande erhalten hat, in der Großstadt aber durch die fränkische Mode völlig verdrängt ist, erhalten bleibe und auch in den Kreisen der Bevorzugten wieder zu Ehren komme.

Die Königin besitzt eine durchaus ideal angelegte Natur. Sie ist völlig wahr und begreift daher auch nicht, daß man lügen könne. Wenn sie auch mitunter schmerzliche Erfahrungen hat machen müssen, so ist ihr Vertrauen zu den Menschen darum doch unerschüttert geblieben. Sie liebt das Gute und glaubt daran. Sie ist eine einfache gerade Natur, rastlos fleißig, und hat an ihren Erfolgen als Dichterin aufrichtige Freude. Sie besitzt die wärmste Empfänglichkeit für alles Schöne, eine unglaubliche Leichtigkeit in der Gestaltung, eine rege und erstaunlich fruchtbare Phantasie.

Ueber ihre schriftstellerische Befähigung, die sie als Carmen Sylva in den zahlreichen Dichtungen und in Gemeinschaft mit Frau Mite Kremnitz in den bekannten Erzählungen und Romanen von „Dito und Idem" („Aus zwei Welten", „Astra" u. s. w.) mit vollstem Gelingen bethätigt hat, steht das öffentliche Urtheil fest. Das Hauptwerk Carmen Sylvas, die Frucht von mehr als zwanzig arbeitsreichen Jahren, ist eine Sammlung von etwa vierhundert lyrischen Gedichten, die sie unter dem Titel „Meine Ruh" veröffentlicht hat.

Dieser Titel „Meine Ruh" entspringt nicht nur der pietätvollen und sehnsüchtigen Erinnerung der Königin an ihre herrliche Heimat, an den rauschenden Rhein, wo in dem Grün der schlanken Buchen das anmuthige Jagdschloß Monrepos liegt, das der Lieblingsaufenthalt der jugendlichen Prinzessin von Wied gewesen war. „Meine Ruh" offenbart den Lesern mehr als irgend ein anderes Werk der hohen Frau, wie die Poesie ihr der liebreiche und tröstende Zufluchtsort vor allem Kummer und allen Täuschungen stets gewesen ist und noch ist. Ihre ganze Lebensfreude, ihr tiefster Schmerz, ihr scharfer Spott, Alles, was ihre Seele freudig und schmerzlich

berührt hat, Mutterglück und Mutterleid, die begeisterte und tiefe Liebe zur Natur, namentlich zum deutschen Walde, aber auch die bittere Verachtung und die beißende Verhöhnung all des Niedrigen und Gemeinen, das eine Königin vielleicht noch mehr als andere Sterbliche zu schauen und zu ertragen gezwungen ist — mit einem Worte: ihr ganzes Wesen hat hier seinen beredtesten Ausdruck gefunden; und echter und wahrer, als alle biographischen Mittheilungen künden uns diese drei Bände Lieder und Satiren, wie Carmen Sylva ward, was sie liebte und litt, was sie wirkte und schaffte.

Die Königin besitzt aber auch neben ihrer allbekannten dichterischen Begabung großes Talent zum Zeichnen und Malen. Sie hat für die schönste byzantinische Kirche Rumäniens — und vielleicht der Welt —, für Curtea de Argesch, ein rumänisches Gebetbuch in reichster Ornamentik, im Geschmacke des byzantinischen Mittelalters gemalt, das von Sachkennern als ein wahres Meisterwerk gerühmt wird, und dessen Schönheit auch der Laie rückhaltlos bewundert. Auch für die Musik ist die von der Natur verschwenderisch ausgestattete Fürstin in hohem Grade veranlagt.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest wurde die Königin von einem jungen, ernsten und sehr begabten englischen Bildhauer, H. H. Kitson, modellirt. Zu diesen Sitzungen war ich gewöhnlich eingeladen, und wir unterhielten uns täglich stundenlang über alles Mögliche, namentlich über künstlerische und literarische Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Bei einer dieser Sitzungen ereignete sich nun eine wirklich rührende Scene. Eine bildhübsche und blutjunge rumänische Bäuerin aus Siebenbürgen hatte den weiten Weg von ihrer Heimat bis zur Hauptstadt Rumäniens zurückgelegt, nur um die Königin und den König zu sehen. Die Königin ließ das Mädchen, das seine kleidsamste und reichste Nationaltracht angelegt hatte, in das kleine zum Atelier hergerichtete Zimmer eintreten.

Das Mädchen blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen. Und in der That, so, genau so hatte sich in der Phantasie der Bäuerin die Vorstellung von einer richtigen Königin bilden müssen. Die Königin saß dem Künstler in großer Balltoilette. Sie trug ein tiefgelbes, goldfunkelndes Atlaskleid mit langer Schleppe und auf dem Haupte ein herrliches Diadem von selten schönen Opalen und Diamanten. Die reizende Bäuerin glaubte unzweifelhaft, daß die Herrscherin Rumäniens beständig in dieser Tracht dahergehe. So mußte es sein und anders konnte es nicht sein! Ja, das war eine rechte und echte Königin!'

Als die Fürstin dem Mädchen freundlichen Willkomm geboten und ihr die Hand entgegengestreckt hatte, trat die Bäuerin heran, verneigte sich sehr tief und küßte die Hand mit einer Grazie und einem Anstande, um die sie manche Hofdame hätte beneiden dürfen. Nun wurde das Kind vom Lande auch ganz unbefangen, wenngleich sie ihre bescheidene Haltung

nicht einen Augenblick aufgab. Auf die Fragen der Königin erzählte sie mit schlichter Anmuth, was sie nach der Hauptstadt Rumäniens geführt habe. Sie überreichte der Fürstin ein hübsches Geschenk, eine kunstvolle, von ihr selbst gefertigte Stickerei, und sagte, daß sie um die Gnade bitten möchte, immer bei Ihrer Majestät bleiben zu dürfen; ein kleines Zimmerchen werde sich in dem großen Schlosse schon finden, und sie brauche nicht viel Platz; sie möchte eben nur die Ehre haben, in der Nähe der Königin bleiben zu dürfen.

Die Königin machte das hübsche Kind lächelnd darauf aufmerksam, daß sich das doch nicht so ohne Weiteres machen lasse; wenn aber irgend eine Stelle frei werde, so werde sie sich des jungen Mädchens gern erinnern. Man sah es der Königin an, daß ihr diese Worte sehr ernst gemeint waren; denn der liebliche Ausdruck des frischen runden Gesichtes, die Artigkeit ihres Auftretens, die freundliche Naivetät ihres ganzen Wesens machten auf die Fürstin offenbar einen sehr angenehmen Eindruck. Da aber antwortete die Bäuerin: Ihre Majestät habe sie mißverstanden; sie sei nicht nach Bukarest gekommen, um eine Stelle zu suchen. „In unserer Familie dient man nicht," sagte sie mit ruhigem Stolz. Sie wollte eben nur in der Nähe der Königin bleiben, nichts weiter! Die Königin konnte nur wiederholen, daß die Gewährung dieser Bitte doch nicht ganz so einfach sei, wie es das gute Mädchen sich vorzustellen scheine. Die andere Bitte der Bäuerin aber, den König von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde ihr bereitwillig gewährt, obwohl der Fürst gerade in jenen Tagen ungemein beschäftigt und schwer zugänglich war.

Bei jenem Parkfeste in Cismegiu, das von den Majestäten und allen Vertretern der vornehmen Gesellschaft von Bukarest besucht wurde, spielten außer verschiedenen regelrechten Kapellen auch rumänische Zigeunerbanden.

Ich muß sagen: diese Zigeunermusik, von der man behauptet, es sei die ursprünglichste und allerechteste, diejenige, die von der Kultur am meisten verschont geblieben sei — mir will sie gar nicht behagen! Da mag denn meinetwegen lieber die Alles beleckende Kultur ein bischen mitmachen und die Ursprünglichkeit schädigen, wenn sie jenen einzigen Charakter, jene seltsam ergreifende Klangfarbe hervorzubringen vermag, wie sie den ungarischen Zigeunerkapellen zu eigen ist. Hier aber war nichts wahrzunehmen von jenem wundersam wehmüthigen Schluchzen, Wimmern und sinnlichen Aufjauchzen, das die ungarischen Zigeuner ihren Geigen und Cymbeln zu entlocken wissen; und mit schmerzlichem Bedauern gedachte ich der fiedelnden braunen Jungen, die ich in Pest gehört hatte, und die ich zu meiner größten Freude in Schmeks, oder Tatra-Füred, wie es jetzt heißt, wiedertreffen sollte — der echten, der wahren, der alleinigen Zigeuner, — ja, der echten, wenn sie meinetwegen auch historisch nicht so echt sind wie die Rumänen, der unvergleichlichen Czardasspieler aus Kaschau, mit ihrem eleganten Primas Racz Gyula an der Spitze. Das waren die wahren

Naturkünstler! Eljen! Und im Vergleich zu diesen Ungarn waren die rumänischen Zigeuner, die man, glaube ich, auch Lautari nennt, elende Stümper!

Hier hörte ich nur ein entsetzliches Gefiedel, tarantellenartige Tänze von ermüdender Monotonie, ein unerfreuliches Gedudel, begleitet von den schrillen Tönen der Rohrpfeife, wie wir sie nur noch an den Statuen des Pan erblicken, eines Marterinstruments, auf dessen Löchern die Lippe des braunen Jammermannes krampfhaft hin- und herrutscht, und von den dumpfen Schlägen einer erbärmlich kleinen, vor den Leib gebundenen tragbaren Cymbel, die hier blos häßlich und thöricht klingt.

Franz Liszt behauptet in seinem Buche über Zigeunermusik, daß die Czardas und Volkslieder, die die ungarischen Zigeuner aufspielen, nicht magyarischer Herkunft, sondern wirklich aus dem Zigeunerstamm herausgewachsen seien. Ich will gegenüber einem so hervorragenden Meister der Tonkunst, der über dieses Thema sicherlich eingehende Studien gemacht hat, natürlich keine widersprechende Bemerkung wagen; aber die Behauptung Liszts setzt mich doch einigermaßen in Erstaunen. Woher kommt es denn, daß die singenden Zigeuner Rußlands in ihren Gesängen starke Anklänge an die slawische Musik haben? daß ihre Lieder mit denen der ungarischen Zigeuner nicht die geringste Verwandtschaft aufweisen? Und woher kommt es, daß wiederum die rumänischen Zigeuner eine ganz besondere Musik für sich haben, die weder mit der russischen, noch mit der magyarischen Zigeunermusik gemeinsame Züge aufweist? Weshalb haben denn die spanischen Zigeuner überhaupt keine Musik? Ich glaube, daß die Zigeunermusik doch sehr stark von der Nationalität, innerhalb deren die Zigeuner leben, beeinflußt wird. Ungarische Zigeunermusik, das heißt, die charakteristischste, merkwürdigste und packendste, spielen nur die aus Ungarn stammenden Zigeuner auf. Und ich glaube, Johannes Brahms hat Recht gehabt, daß er die von ihm in Ungarn gesammelten Zigeunerweisen unter dem Namen „Ungarische Tänze" herausgegeben hat.

In Rumänien sind übrigens die Zigeuner die Maurer und Zimmerleute des Landes. Die Rumänen arbeiten nicht sehr gern, wie man sagt.

XV.

Sinaja und Schloß Pelesch.

Die früheren Minister. — Sinaja. — Das Kloster. — Das Karpathenschloß Pelesch. — Schwierigkeiten beim Bau. — Die innere Einrichtung.

Bei der Kürze meines Aufenthalts im Lande werde ich nicht so geschmacklos sein, mir ein Urtheil über die nationalen Eigenthümlichkeiten zu erlauben. Ich könnte übrigens den Rumänen nur das Beste nachsagen, denn ich bin in Bukarest vom Glück in ungewöhnlicher Weise bevorzugt

worden und habe direct, oder indirect durch die mir befreundete ungemein liebenswürdige Familie des Dr. Kremnitz und seiner Frau, der Schriftstellerin Mite Kremnitz, nur tüchtige und ausgezeichnete Männer kennen gelernt: den überaus freundlichen und gefälligen Cantacuzène, den hervorragenden Uebersetzer der Schopenhauerschen philosophischen Werke in's Französische; den damaligen Ministerpräsidenten Rosetti, der, wie seine früheren Collegen im Ministerium, deren persönliche Bekanntschaft ich ebenfalls gemacht habe, der Minister des Aeußern, Carp, und der Kultusminister Maïoresco, eine gediegene deutsche Bildung besitzt. Die drei genannten Minister haben lange Jahre auf deutschen Universitäten studirt. Carp war activer Corpsbursche in Bonn bei den Preußen, also unter Anderm auch ein Corpsbruder unseres jetzigen Staatssecretärs der Auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Herbert Bismarck. Rosetti, Carp, und Maïoresco beherrschen die deutsche Sprache vollkommen. Der Kultusminister Maïoresco spricht sogar ein auffällig elegantes Deutsch, mit subtilster Unterscheidung der verwandten sprachlichen Begriffe. Er hat auch eine philosophische Abhandlung in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Es war mir gegönnt, mit meinem lieben Freunde Dr. Kremnitz das herrliche königliche Lustschloß in Sinaja und mit dem Kultusminister Maïoresco und dessen Gesellschaft das neuerstandene Wunder der byzantinischen Baukunst, die Kirche von Argesch, zu besuchen.

Die Rumänen sind ein behendes Volk und in Bezug auf Locomotion viel weniger schwerfällig als wir. Ausflüge nach Punkten wie den eben genannten erscheinen ihnen als etwas ganz Selbstverständliches. Und doch ist der nach Sinaja, der insgesammt für hin und zurück eine Eisenbahnfahrt von neun Stunden veranlaßt, nicht ohne Anstrengung in einem Tage zu bewältigen. Der nach Curtea de Argesch erfordert zwei volle Tage.

Der Weg nach Sinaja ist zunächst ziemlich langweilig. Mit überraschender Unmittelbarkeit sind wir auf einmal mitten in den Karpathen. Der Uebergang ist verblüffend jäh. Wir durchsausen eine bergige Strecke von Schiefer, Geröll, mit kahlen Felsen, zwischen die sich ab und zu dichtbestandene anmuthige Berge in sanften Umrißlinien einkeilen. Da sehen wir denn das frische Grün des Laubholzes und das dunkle der Nadeln, namentlich mächtige Edeltannen. Die Bahn, die dem Laufe des Flusses folgt, hat viele Hindernisse mit Brücken und Tunnels zu überwinden.

Sinaja, das dem jetzigen Königspaare sein mächtiges Aufblühen verdankt, ist in herrlicher Lage eingebettet zwischen hohe Berge, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt sind. Von wundervoller Wirkung ist namentlich ein Höhenzug in bizarr zerrissenen Linien, der in dem schönen malerischen Caraiman-Felsen mit seinem smaragdgrünen Matten, die wie ein Polster in das Grau des Steines eingefügt sind, großartig abschließt. In diesem weiten Kessel sind nun in sehr kurzer Zeit eine Anzahl freundlicher Villen in meist geschmackvoller, wenn auch keineswegs stilgerechter Bauart, mit

allen möglichen Thürmen und Thürmchen, mit Zinnen und Zacken, inmitten hübscher Gartenanlagen erstanden. Aus diesen ragen einige größere Bauten auf, Hotels, Badeanstalten u. s. w. Alles macht den Eindruck des eben Fertiggewordenen, Neuen. Auf das Lebhafteste erinnerte mich der Blick auf Sinaja an die frisch erstandenen Städte des amerikanischen Westens und ganz besonders an das Luxusbad Las Vegas in Neu-Mexico. Und auch hier weht dieselbe herbe, auffrischende starke Luft, auch hier erfreut sich das Auge an demselben saftigen Grün, und Alles, was Menschenhand gemacht hat, ist auch hier so neu und frischbacken wie drüben im Westen.

Doch nicht Alles! Hier im Karpathenkessel sind doch Wahrzeichen einer alten Cultur vorhanden.

Da steht im schönsten Punkte der Landschaft das alte Kloster, das von seiner Höhe herab das weltliche Treiben der fröhlichen Sommerfrischler beherrscht. Um die klösterliche Strenge der Mönche und Nonnen soll es übrigens nicht gar so schlimm bestellt sein. Man erzählt sich über das recht weltliche Treiben der braven Klosterleute hier allerlei Wundergeschichten, die ich nicht wiederholen mag, weil ich sie eben auf ihre Glaubwürdigkeit nicht habe prüfen können. Aber es scheint: ein freies Leben führen sie! In einem Tingel-Tangel niedrigster Gattung, das ich eines schönen Abends, als ich nichts Besseres zu thun hatte, besuchte, fand ich unter den Zuhörern oder besser: Zuschauern — es war eigentlich mehr zu schauen als zu hören — auch einen ehrwürdigen Geistlichen der orthodoxen Kirche, der seine langen Haare — die griechisch-katholischen Geistlichen dürfen das Haupthaar nicht scheeren — in einen Zopf geflochten und unter dem Kragen geborgen hatte. Mein Begleiter wunderte sich darüber, das ich mich darüber wunderte, den geistlichen Herrn in dieser schnöden Weltlichkeit anzutreffen. Er fand das ganz selbstverständlich.

Das Kloster da oben, das wir besichtigten, macht einen ganz heitern Eindruck. In der kleinen Klosterkirche, auf deren getünchten Wänden sich allerlei steifbeinige Heilige und widerwärtige Fratzen, die vielleicht sehr charakteristisch sind, aber unendlich häßlich ausschauen, herumtreiben, und die Gottlob verwittern, riecht es sehr stark nach Knoblauch, und in der Zelle, in der der ehrwürdige Mönch, der uns herumführt, haust, riecht es noch viel schlimmer. Es ist kaum zum Aushalten. Aber der Blick von dieser Kapelle auf die Villenstadt und die Höhenzüge ist entzückend.

Bis jetzt läßt indessen noch nichts ahnen, welches Wunder sich in der nächsten Nähe unseren Blicken darbieten soll.

Auf schattigem Wege fahren wir kaum eine knappe Viertelstunde, durch Buchen, Kastanien und Tannen, als plötzlich wie durch einen Zauber ein herrliches Schloß, ein wahres Märchenschloß, vor uns wie aus der Versenkung aufsteigt. Ganz abgeschlossen vom Treiben des Modebades, in einem schmalen Seitenthale, das der lustige Pelesch fröhlich durchplätschert, über Kiesel rauschend und hüpfend und sich nur eine kurze Rast

gönnend, um dann in munterm Fall thalwärts weiterzuspringen — da, wie ein Kleinod in grünen Sammet eingeschachtelt, liegt es da, das unvergleichlich schöne Schloß! Eine Verwirklichung der phantastischen Künstlerträume eines Gustav Doré!

Ja, ein Märchen! Die Schöpfung eines Fürsten und einer Dichterin!

Freilich hat die Natur eine köstliche Vereinigung des Gewaltigen und Anmuthigen hier geschaffen. Aber so herrlich und gar so gütig, wie sie uns jetzt hier erscheint, ist sie von vornherein doch nicht gewesen. Man hat ihr etwas nachhelfen müssen. Der Wald, der früher bis an den Fluß hinabkletterte, hat zurückweichen und für den Bau Raum geben müssen. Und nicht in so lieblicher Senkung wie jetzt strebte die Höhe vor dem Schlosse dem Thale zu. Man hat thatsächlich Berge verpflanzt, das eine Ufer geebnet, da Höhen abgetragen, und auf dem andern, wo sich das neue Schloß erheben sollte, eine Höhe aufgethürmt. Die Schwierigkeiten bei dieser Gestaltung des widerspänstigen Bodens waren unglaubliche. Mitten in die halbfertigen Arbeiten der Grundlegung sprudelten auf einmal Quellen hinein, die Alles, was mühevoll geschaffen war, wieder zu Schanden machten, und die erst abgeleitet werden mußten. Millionen sind verschlungen worden, ehe ein fester Untergrund für den Bau hergestellt werden konnte!

Dann galt es die Erde, die zunächst eben nur ein unerfreulicher Sandhügel war, zu beleben. Da wurden weiche Rasen gelegt, Blumen gepflanzt, da wurde Gras gesät; und nun grünt und blüht Alles ringsumher; inmitten des saftig grünen Grases der Löwenzahn und all die lieblichen bunten Blumen, die blauen und gelben, die sich in Freiheit und Unbändigkeit im Grün so wohl fühlen.

So liegt denn das Schloß im Thal versteckt auf einer sanften, dichtbewachsenen grünen Anhöhe, im Rücken gedeckt vom uralten Wald mit den gesundesten, kräftigsten Bäumen, rings eingeschlossen von mächtigen Bergen, als deren stärkste steinerne Wacht jener schön zerklüftete Felsenkamm dasteht, der in dem trotzigen Caraiman endigt. So liegt das Schloß da, bespült vom Pelesch, dessen Fall stark genug ist, um einen hohen Springbrunnen vor dem Schlosse aufzujagen und die Maschinen zur elektrischen Beleuchtung zu treiben.

Das Schloß, im Stile der deutschen Burgen, wirkt in der frohen Willkür seiner Gliederung und Anordnung, mit den viereckigen und runden Thürmen, den Giebeln, Erkern und Galerien, ungemein malerisch. Aber von geradezu verblüffender Schönheit und Pracht ist die innere Einrichtung. Jede Einzelheit ist ein Meisterwerk in ihrer Art. Von vollendeter künstlerischer Meisterschaft sind vor Allem die Holzschnitzereien, die von einem vorzüglichen Künstler, M. Stöhr, herrühren, den der König eigens aus Deutschland berufen hat. Die Thüren und Fenster, die Glasmalereien, die Decken und Wände, die Möbel und all die tausend Ueberflüssigkeiten, die in geschmackvollster Anordnung zum Ausschmuck angebracht sind; dazu

die herrlichen Kunstwerke, die meisterlichen Gemälde der Alten, die Geräthschaften, Gläser, Becher und Krüge, theils aus Edelmetall getrieben, theils in Elfenbein und Holz geschnitzt, theils aus gebranntem Thon, Majolika und Terracotta geformt — alles das, all dieser seltsam schöne Wirrwarr von Wundern der Kunst ist geradezu berauschend in seiner Wirkung.

Einzelne Räume sind in dem einheitlichen Stile der Zeit oder des Landes, Anderes ist wieder ohne alle andere Rücksicht als auf die schöne Wirkung lustig aus alten und jungen Tagen und von nah und fern zusammengestellt, anscheinend rein zufällig hingeworfen. Aber ein wie feiner ästhetischer Sinn hat hier ordnend gewaltet!

Und dazu diese wahrhaft fürstliche Pracht! Es ist Alles aus dem Vollsten gegriffen und doch als oberstes Gebot die Behaglichkeit, die ruhige Vornehmheit, die Vermeidung alles Protzen- und Prunkhaften aufgestellt. Man fühlt sich in diesen Räumen wie gebannt. Und forscht man nach der Ursache dieser überwältigenden Wirkung, so ist es gerade das Wohnliche, das Gemüthliche, das Trauliche. Man sieht, Alles das ist herausgewachsen aus der innersten und wahrsten Freude am eigenen Heim. Es ist nicht da, um Anderen gezeigt zu werden, es ist da, um bewohnt zu werden. Nicht ein Schaustück für Fremde, ein freudiges Eigenthum der Insassen. Es ist ganz individuell.

Das gilt sowohl von den Gemächern des Königs, die auch in diesem Buen retiro strenger im Charakter der Arbeit angelegt sind, als von den Zimmern der Königin, die hier ein wenig ungestörter als in der Residenz ihrer Lieblingsneigung, dem Schönen schöpferisch zu dienen, nachgehen darf. Sie hat sich hier ein wunderbares Dichterheim geschaffen, zugleich Musiksaal und Malerwerkstatt. Da stehen Instrumente aller Art: der Flügel, die Orgel, die Harfe, die Cither, die Mandoline und sonstige Saiteninstrumente. Da steht auch in gutem Lichte die Staffelei, daneben auf dem Tischchen der Malkasten; und in einer Nische der kleine anspruchslose Tisch mit Schreibzeug, an dem Carmen Sylva dichtet.

Alles, Alles ist gleichermaßen schön und erfreulich in Form und Farbe. Wohin das Auge blickt, überall streift es das Reizendste und Lieblichste, was Menschenhand schaffen kann. Und schweift der Blick durch das Fenster, durch diese mächtige Oeffnung, deren bunte Flügel weit offen stehen — und das ganze Fenster wirkt, als ob es geöffnet sei, denn die große Spiegelscheibe, die außer den bemalten Flügeln die Fensteröffnung schließt, ist völlig unerkenntlich; man bemerkt sie erst, wenn man den Versuch macht, den Kopf hinauszustecken, und dann plötzlich auf den durchsichtigen Widerstand stößt —, blickt man hinüber ins Freie, dann sieht man noch Schöneres, als das gelungenste Menschenwerk; man sieht das Schönste, das die Natur schaffen kann: Wald und Berg, den blauen Himmel da oben und den lustig schäumenden Fluß im Thal.

Ich will hier nicht als Fremdenführer alle Gemächer durchwandern und auf dies und das aufmerksam machen. Ich mag mich nicht loslösen von dem Eindruck des Gesammten. Und wo war es am schönsten? Unten in den Prachträumen oder oben in den Gastzimmern oder auf der Galerie des Thurmes? Ich weiß es nicht. Aber ich hatte die Empfindung: hier läßt sich ruhen und träumen, hier läßt sich denken und planen, hier läßt sich schaffen und dichten.

XVI.

Curtea de Argesch.

Unsere Reisegesellschaft. — Der Weg nach Argesch. — Die Bischofskirche. — Der Stifter Woiwode Neagoe. — Das Baptisterion. — Das Aeußere der Kirche. — Die gewundenen Thürme. — Das Innere: Vorhalle, Mittelschiff, zweiter Hauptheil, Sanctuarium. — Die Bilder des Königs und der Königin. — Der Bischof Ghenadios. — Der bischöfliche Schatz. — Heimkehr. — Russische Propaganda. — Die Trachten der Bauern.

Mit nicht geringer Freude denke ich zurück an unsern Ausflug nach Curtea de Argesch.

Unsere kleine Gesellschaft bestand aus dem Kultusminister Maïoresco und dessen Damen, seiner Frau und Schwägerin, dem französischen Architekten Lecomte-du-Noüy, der die Bischofskirche von Argesch von Grund auf restaurirt hat, dem Abgeordneten Djuvara, einem jungen, sehr begabten und beredten Politiker, und mir.

Man braucht, um von Bukarest nach Curtea de Argesch zu kommen, gute acht Stunden: drei Stunden Bahn bis Pitesti, dort rastet man etwa anderthalb Stunden und fährt dann vier Stunden im Wagen durch eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Landschaft.

Es ist ein Vergnügen, in Rumänien zu fahren, ich muß es noch einmal sagen. Die vier Pferde, die vor unsern Wagen gespannt sind, laufen wie der Satan. Auf unserm Wege begegnen wir zahlreichen Bauern, die noch sammt und sonders die kokette, theatralisch kleidsame Nationaltracht, gewöhnlich weißer Grundstoff mit schwarzen, rothen und blauen Stickereien, tragen — fast durchweg ernste Männer mit sorgenvollen Augen. Alle zeigen eine gemessen ehrerbietige Haltung, alle sind höflich und grüßen. Auch Zigeunertrupps ziehen an uns vorüber. Das Wetter ist herrlich. Es staubt nur wenig. Von Zeit zu Zeit fällt ein bischen Regen herab, gerade genug, um das grüne Land aufzufrischen und den sandigen Weg zu besprengen. Im Hintergrunde zeigen sich die schönen Linien der Karpathen. Es geht bergauf. Die Pferde laufen im scharfen Galopp, angefeuert durch den Kutscher, der seine Peitsche von unendlicher Länge von Zeit zu Zeit aufhebt und etwa wie Theodor Wachtel als Postillon von Lonjumeau mit einer etwas affectirt graziösen Handbewegung schwingt, jedoch ohne zu knallen und ohne den Rücken der Pferde auch nur zu berühren. Aber die Thiere haben offenbar Augen auf dem Rücken;

denn sobald der Kutscher die Peitschenschnur in der Luft tanzen läßt, ziehen sie schärfer an.

Allmählich schließt sich um uns der Kreis der Berge. Wir sind in einem großen weiten Thale, das nun ringsum von Bergen in großer Peripherie umgrenzt ist. Die Chaussee ist auf der ganzen langen Strecke vorzüglich gehalten. Wir gelangen nun endlich an unser Ziel: das Landstädtchen Argesch, das mit seinen artigen Bewohnern, die allesammt respectvoll den Hut lüften, als wir vorüberfahren, einen recht freundlichen Eindruck macht. Wir fahren eine Strecke weiter, und da vor der Stadt liegt das Wunder vor uns . . .

Es wirkt gleich auf den ersten Blick entzückend. In dieser Weltabgeschiedenheit, in dieser freundlich stillen Natur, in dieser weiten grünen Ebene, ganz umrahmt von hohen Bergen, die in allen Farben schillern, liegt die Kirche da — ein wahres Juwel, nicht übertrieben groß, keineswegs gebieterisch und imposant, aber vielleicht das lieblichste Haus, das dem Dienste des Höchsten überhaupt in der Christenwelt errichtet ist. Es sieht aus wie die zarte Arbeit eines Goldschmieds. Es schillert in grüner und blauer Farbe und glitzert goldig. Der Ausschmuck ist von großartigem Reichthum und dabei doch in der Wirkung von vornehmer Discretion.

Die mäßigen Verhältnisse des Baues sind erklärlich aus seiner ursprünglichen Bestimmung. Als Votivkirche war er angelegt und ausgeführt. Ein walachischer Fürst, der Woiwode Neagoe, wie er auf den Inschriften heißt, Nogoje, Nyagon oder Nyagor, wie er auch sonst genannt und geschrieben wird, der von 1511 bis 1520 regierte, ein gar gottesfürchtiger und frommer Herr — was allerdings nicht verhinderte, daß es unter seiner Herrschaft manchmal zu einigen gelinden Morden kam, an denen er selbst vielleicht nicht ganz unbetheiligt war —, fühlte ob seiner Verworfenheit Gewissensqualen und wollte sich mit seinem Gott abfinden. In der Erkenntniß seiner schweren Missethaten, die freilich weder seine Zeitgenossen noch seine Nachkommen davon abgehalten haben, den energischen Fürsten als den edelsten und gläubigsten christlichen Herrn zu preisen und ihm ob seiner Weisheit den Beinamen des walachischen Salomo beizulegen, klagte sich Neagoe an, daß er ein Sünder sei, wie es einen größeren in der Christenheit vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne nicht gebe, daß er gearbeitet habe, mit vieler Mühe und Schweiß und Hunger und Durst und Schmach und Schande und Scheltwort, daß er ein verödeter Weinberg, ein unfruchtbarer Feigenbaum, ein in der Wüste herumirrendes Schaaf sei. Um nun die reinste Mutter Gottes zu versöhnen, errichtete er dieses Bethaus und bat sie um gütige Fürsprache bei dem Sohn, auf daß dieser am Tage des Gerichts ihm, dem verworfenen Sünder, ein milder Richter sei, und daß auch er, der sündige Knecht, der Woiwode Johann Neagoe, in Gnaden eingehe zur ewigen Seligkeit. Also nicht für eine große Gemeinde ist dies Haus gebaut, es sollte nur als Grabstätte dienen

für den frommen, bußfertigen Woiwoden und dessen Gemahlin und ein Bethaus sein für den Fürsten und die dem Fürsten Nächststehenden. Zur Zeit der Regierung dieses Herrn kamen aus Konstantinopel geflüchtete Künstler durch das Land, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Neagoe einen oder mehrere dieser künstlerischen Flüchtlinge bei sich aufgenommen und diese mit dem Bau der Kirche beauftragt hat. Das Glück hat ihn unterstützt. Es sind große Meister gewesen, die diesen Bau aufgeführt haben.

Vor der Kirche und mit dieser jetzt durch eine einheitliche Einrahmung organisch zusammengefügt, wenige Schritte von der Treppe, die zum Hauptportal führt, steht, wie dies bei den byzantinischen Kirchenbauten sehr häufig vorkommt, ein kleineres Kuppelgebäude, das den technischen Namen Kantharus, also etwa „Kanne“ oder „Humpen“, führt, das ich hier an Ort und Stelle aber „Baptisterion“ habe nennen hören. Den Namen des Humpens oder eines Wasserbehälters hat es jedenfalls von seinem ursprünglichen Zweck; denn in diesen kleinen Gebäuden wurden die vor dem Betreten des Gotteshauses vorgeschriebenen Reinigungen und Waschungen vorgenommen: des Gesichts, der Hände und der Füße. In dem Kantharus unserer Kirche aber ist von derlei Vorrichtungen zur Waschung nichts wahrzunehmen.

Ludwig Reißenberger, der im „Jahrbuch der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Bauwerke“ (Wien 1860) die bischöfliche Klosterkirche von Argesch vor ihrer Restauration zum Gegenstande eines sehr eingehenden Studiums gemacht hat (l. c. 4. Band, Seite 177—224), ist daher der Ansicht, daß das kleine Gebäude hier nur eine symbolische Bedeutung gehabt und den Zweck verfolgt haben mag, dem Gläubigen vor seinem Eintritt in die heilige Stätte zu einer geistigen Reinigung, zur Sammlung, zur Einkehr, zur Andacht zu dienen. Dieses kleine kioskartige Vorgebäude ist durchaus im Stile des Hauptgebäudes ausgeführt. Es enthält die Andeutungen jener Motive, die in dem Hauptgebäude zu großartigerer Entfaltung gelangen sollen.

Von diesem Cantharus oder Baptisterion aus betrachten wir nun die unmittelbar vor uns liegende Kirche. Sie erhebt sich auf einem ziemlich hohen, festen Fundament, so daß zum Hauptportal eine Marmortreppe von zwölf Stufen hinaufführt.

Das Gebäude ist in einen obern und untern Bau gegliedert. Der Unterbau ist in viereckige Felder eingetheilt, die in den verschiedenartigsten und reichsten farbigen Ornamenten, namentlich in golddurchzogenem mattem Blau, die Lichtöffnungen, die man kaum Fenster nennen kann, enthalten. Es sind schmale, in die Mauer vertiefte Ritzen, die mit buntem Glas, das sich in der Farbe ganz der Ornamentik anschließt, bedeckt sind, so daß man von außen eigentlich nur die reiche bunte Verzierung, den architektonischen Ausschmuck, nicht aber die Lichtöffnung, das eigentliche Fenster sieht.

Ueber diesem Unterbau zieht sich, zugleich als Scheidung vom Oberbau, ein mächtiger Wulst in Form eines großartigen Schiffstaues um das

ganze Gebäude herum, das aus vier Strähnen von verschiedener Ornamentik, bald mit Schuppen, bald mit Laubwerk, bald mit Einfurchungen, und ebenfalls in verschiedener Färbung, hellblau, hellgrün und Gold, zusammengeflochten ist. Diese architektonische kunstvolle Umschnürung ist von herrlichster Wirkung.

Der Oberbau ist ringsum mit schildartigen Verzierungen in den mannigfaltigsten und herrlichsten Mustern, zum Theil in durchbrochener Arbeit, geschmückt. Von den vierzig dieser schildartigen Verzierungen gleicht auch nicht eine der andern in ihren geschmackvollen und herrlichen Verschlingungen. Abgeschlossen wird der Oberbau durch ein prachtvolles Kranzgesimse, das mit seinen Höhlungen und Anschwellungen, mit seinen geradlinigen und krummlinigen Ausschnitten die Bewunderung aller Fachmänner hervorruft.

Den tiefsten Eindruck dieses ungemein reichen, zierlichen und zugleich würdevollen und vornehmen Baues machen die vier Kuppelthürme. Rechts und links an der Vorderseite erheben sich zwei kleinere Thürme, die aus einem niedrigen quadratischen Unterbau aufwachsen. Diese beiden Thürme haben eine Eigenthümlichkeit, die ich nirgendwo gesehen habe. Die ganz schmalen, ritzenartigen Oeffnungen, die zum Eindringen des Lichts dienen, und die auch hier, wie im Unterbau des Gebäudes, durch die reiche buntfarbige und goldige Ornamentik, von außen betrachtet, fast unerkenntlich sind, stehen schräg, so daß die Thürme mit dieser schrägen Ornamentirung also spiralförmig wirken, als ob sie gewunden oder gedreht wären. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck! Und diese beiden kleineren Thürme geben dem ganzen Gebäude etwas durchaus Originelles.

Hinter diesen, in der Mitte des Gebäudes, steigt mächtiger und großartiger der mittlere Kuppelthurm auf, der, wie alle Einzelheiten dieses Baues, mit dem prächtigsten und zierlichsten Ausschmuck versehen ist. Und hinter diesem, den mittleren Kuppelthurm noch ein wenig überragend, erhebt sich über dem großen Querschiffe, ebenfalls auf viereckigem Unterbau und in derselben reichen und prachtvollen architektonischen Dekoration, der Hauptkuppelthurm.

Die ganze Kirche hat also vier Kuppelthürme: rechts und links am Eingange die beiden gewundenen, dann einen größeren und mächtigeren über der mittleren Kuppel und, diesen noch überbietend, über dem Schiff den kuppelförmigen Hauptthurm.

Und alle Theile dieses Gebäudes, die viereckigen Felder des Unterbaues, die Schilder des Oberbaues, die Thürme, die Zwischenglieder: jener schiffstauartige Wulst zwischen Ober- und Unterbau und das Kranzgewinde, das die Scheidung des Gebäudes vom Dache bildet — Alles das ist mit der sinnreichsten, geschmackvollsten und zierlichsten Ornamentik des Orients, in saubersten Ausführung — wahrer Filigranarbeit in Stein —, in entzückender Färbung, in zartem Grün, in mattem Blau mit Gold durchwirkt, und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Motive geschmückt. Es ist von einer Sauberkeit, von einer Anmuth und Pracht und zugleich von einer

Feierlichkeit und Schönheit sondergleichen; und jetzt, in seiner wunderbaren Wiederherstellung durch den geistvollen und bedeutenden Architekten Lecomte-du-Noüy, einen der hervorragendsten Kenner der byzantinischen Baukunst, der ein Jahrzehnt eifrigsten und unablässigsten Studiums und kunstfreudigster Arbeit auf die Wiedererstehung dieses herrlichen Baues verwandt hat, vielleicht das einzige Monument, das uns die ganze Eigenart und Herrlichkeit des byzantinischen Baustils in einem seiner reizvollsten Werke in unversehrter Pracht vor die Augen zaubert.

Wir treten ein, und ein frommer Schauer überrieselt uns. Das Innere macht einen überwältigenden Eindruck, vor Allem durch die Beleuchtung.

Aus den schmalen Lichtöffnungen des Unterbaues, den durchbrochenen Arbeiten der Schilder des Oberbaues und von den Kuppeln herab fluthen durch die bunten Scheiben die farbigen Lichtwellen zu einer wundersamen geheimnißvollen Harmonie zusammen. Es ist eine unbeschreibliche Dämmerung, ein seltsam farbiges Halbdunkel in sanften Tönen, das ganz mächtig ergreift. Unwillkürlich ruft man mit Faust aus: „Willkommen süßer Dämmerschein, der du dies Heiligthum durchwebst!"

Das Gebäude ist im Innern in drei Theile geordnet. Der erste quadratische Theil ist wiederum in verschiedene Abtheilungen gegliedert. Es ist zunächst Raum für eine Art Vorhalle gelassen. Hier ruht der Begründer der Kirche, der Woiwode Neagoe und seine fromme Gemahlin Despina, die in einem kindlichen Wandgemälde mit ihren sechs Kindern dargestellt sind, die Kirche der Mutter Gottes darbringend.

Der Mittelraum dieses ersten Theils, der durch die zwölf Säulen eingefaßt wird und gewissermaßen das Mittelschiff bildet, über dem sich der erste große Kuppelthurm wölbt, hat rechts und links zwei kleine Seitenschiffe.

An diesen Haupttheil schließt sich ein zweiter an, über dem sich der Hauptkuppelthurm erhebt. Der Architekt Reißenberger hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß diese Zweitheilung ein wenig verwirrend wirkt und daß ein gemeinsamer Mittelpunkt für alle Bautheile dadurch verloren geht.

An diesen zweiten Haupttheil schließt sich das Sanctuarium, das durch einen prachtvollen Schmuckbau von den übrigen Räumen getrennt ist: Drei Thüren in wunderbarer vergoldeter Arbeit führen in diesen Bau. Ueber der mittleren, der größten Thür, ist der Kopf Jesu Christi dargestellt, und an dem reichen, herrlichen Gesims, das über dieser Thür quadratisch aufsteigt, Christus am Kreuze. Auch über den anderen Thüren sind Heiligenbilder in Medaillonform, und rechts und links von der Hauptthür in der Mitte sind wiederum Christus und die heilige Mutter Gottes mit dem Christkind dargestellt. Dieser malerische Wandschmuck ist theils in Frescofarben, theils auch in Mosaikarbeit ausgeführt und natürlich fast immer auf Goldgrund, das Ganze in frischer Farbenpracht; die Metallthüren sind in Feuer vergoldet, schöne getriebene Arbeiten mit Email und bunten Steinen besät. Durch diese Thüren blickt man also in das Sanctuarium,

in dem der herrliche Altar steht mit seinen großartigen, nach den schönsten Mustern geformten Heiligengeräthen.

In dem dem Sanctuarium nächstliegenden Raume stehen die Thronsessel für den König und die Königin und der Thronsessel für den Bischof, ebenfalls Werke der modernen Kunst, aber nach den vorzüglichsten Mustern streng im Stile der Zeit und des Landes, entweder vorliegenden Urkunden nachgebildet oder doch durch die Kunstwerke der Zeit angeregt.

Auch im Innern zeigt sich dieselbe erstaunliche Kraft in der Erfindung der decorativen Motive, die wir schon bei der Betrachtung des Aeußern angestaunt haben. Die Kapitäle der zwölf Säulen, die das Schiff einfassen, sind ganz wundervoll. In einigen der Säulen kehrt in den Schäften die schräge Ausschmückung wieder, die diese spiralförmig erscheinen läßt, und die wir in so eigenartiger Durchbildung an den beiden kleinen Kuppelthürmen zur Rechten und zur Linken des Eingangs schon draußen bewundert haben. Hier im Innern wirkt diese scheinbare Windung der Säulen im Anschluß an die gewöhnlichen womöglich noch stärker. Es kommt gewissermaßen in die steinerne Starrheit Bewegung hinein. Es wirkt wie ein Faltenwurf in einer Gewandung aus unbeweglichem Stoff. Die ganze innere Einrichtung ist ohne irgendwelche übel angebrachte Sparsamkeit aus edelstem Material mit gewissenhaftester Sorgfalt und mit großartigem Gelingen durchgeführt. Vom Mosaik des Fußbodens bis zu den Kapitälen, die die herrlichen Decken tragen, bis hinauf zu den Kuppeln, die sich da oben wölben, erstrahlt Alles in Farbenpracht und Goldesglanz.

Daß das hochherzige Fürstenpaar, das dieses Wunder vor der Mitwelt und für künftige Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus zu andächtiger Bewunderung neu hat erstehen lassen, in dieser herrlichen Kirche verewigt werden muß, daß hier den alten Darstellungen von Neagoe und Despina sich die Bilder von König Karl und Königin Elisabeth anzureihen haben, bedarf keiner Begründung. Es gebietet sich von selbst. Aber die Gemälde des Königspaares, die jetzt in der bischöflichen Klosterkirche zu Argesch angebracht sind, wollen mir gar nicht behagen. Namentlich das Bild der Königin wirkt sentimental anspruchsvoll. Diese durch und durch modernen und nicht einmal gelungenen Malereien sind durch die Zeitwidrigkeit ihres Charakters störend; und es ist zu hoffen, daß ein geschmackvoller Künstler sich finden wird, der der Aufgabe, das fürstliche Paar, das Curtea de Argesch wieder hergestellt hat, hier an Ort und Stelle bildlich darzustellen, in einer Weise sich gewachsen zeigt, die die schroffen Gegensätze zwischen der alten und neuen Zeit künstlerisch vermittelt und diesen Schmuck einheitlich in den Stil des Ganzen einfügt.

In der anregenden Gesellschaft des klugen, hochgebildeten und bestrickend liebenswürdigen Ministers Maïoresco, des ausgezeichneten Künstlers Lecomte-du-Noüy, der diese Wiederherstellung, ein Meisterwerk des Kunstverständnisses und Geschmacks, geschaffen, des lebhaften jungen Politikers und der an-

muthigen jungen Damen verbrachte ich in dem stillen Städtchen, in dem jetzt auch wegen der zahlreichen Fremden, die diese einzige Kirche heranlockt, ein recht gutes Gasthaus entstanden ist, sehr heitere und genußreiche Stunden.

Der Bischof Ghenadios, ein schöner Mann und ein heiterer Cumpan, der, wie ich höre, nebenbei auch die Interessen seines Klosters, seiner wundervollen Kirche und seiner eigenen Person mit großer Umsicht und weltlicher Klugheit wahren soll, war ungemein liebenswürdig. Da meine Reisegefährten die Rechte des hochwürdigen Herrn, an deren Zeigefinger ein mächtiger Fischerring funkelte, ehrerbietig küßten, worauf der Bischof jedem Einzelnen die beiden Wangen küßte, so machte ich es geradeso. Der Bischof in seinem langen kaftanartigen Gewande mit weiten Aermeln, auf dem von einem braunen Vollbart umrahmten Kopfe die hohe barettförmige Bekleidung, von der ein langer Tuchschleier über die Schultern den Rücken herabfällt, in der Hand einen sehr großen Stab mit kunstvoll ciselirtem goldenem Griff, immer gefolgt von einem Dutzend schwarzgekleideter Mönche, machte einen sehr feierlichen und stattlichen Eindruck. Er selbst führte uns durch seine Kirche und hatte die größte Freude daran, uns alle Herrlichkeiten im Einzelnen bewundern zu lassen. Er bedauerte nur, daß wir unsere Ankunft nicht vorher angekündigt hatten. Es war ihm daran gelegen, uns den ganzen bischöflichen Schatz zu zeigen. Diese Ausstellung ordnete er für den nächsten Morgen an. Meine Begleiter kannten die Sachen bereits.

Der Bischof holte mich also allein ab und empfand einen rührenden Stolz über all die Herrlichkeiten, die er in der Kirche selbst ausgebreitet hatte, über die prachtvollen Geräthe, Weihbecken, Taufschaalen, Kelche, Bischofsstäbe, Bischofskronen und ganz besonders über die wirklich unvergleichlich herrlichen Gewänder. Er hatte deren wohl ein paar Dutzend, das eine immer kostbarer als das andere, zum Theil alte Stickereien aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zum Theil auch moderne Arbeit, alle aus Gold- und Silberbrokatstoff, aus schwerstem Seidenzeuge in farbigen Mustern gefertigt. Von besonderer Schönheit waren einige Reliefstickereien, die die heilige Jungfrau mit dem Kinde oder Heilige darstellten. Die Gewänder waren in allen Farben. Vorwiegend waren die Stoffe auf Goldgrund mit Scharlachroth, Tiefblau, Smaragdgrün bestickt und durchwirkt, mit funkelnden Steinen und Perlen besetzt und mit lustig klappernden Schellen an den Säumen der Stola. Besondere Freude machte dem Bischof ein großer Stab aus Elfenbein, mit in Gold und Silber getriebenen Arbeiten, und die goldene Krone mit echten Edelsteinen, gekrönt von dem Kreuz in großen Brillanten. Von auserlesener Schönheit waren die zahlreichen Crucifixe. Auch die prachtvollen Einbände der heiligen Schriften und der Meßbücher hatten bedeutenden künstlerischen Werth.

Schmunzelnd hob der Bischof ein prachtvolles Gewand nach dem andern auf und zeigte es mir. Er murmelte dabei mir unverständliche Laute; aber ich hörte dem Tonfalle die behäbige Freude und den kindlichen

Stolz an. Denn unser Gespräch war naturgemäß nicht sehr geistreich. Der Bischof sprach nur rumänisch, die anderen Kultursprachen waren ihm nur dem Namen nach bekannt. Wir unterhielten uns trotzdem ganz gut. Ich verabschiedete mich von dem freundlichen Herrn mit lebhaftem Dank. Er reichte mir wieder die Hand zum Kusse dar und drückte mich dann mit zärtlichen Küssen an seine Brust.

In bester Laune traten wir den Rückweg an. Als wir in einem Dorfe zwischen Curtea de Argesch und Pitesti, um unseren Pferden Zeit zu lassen, sich ein wenig zu verschnaufen, kurze Rast machten, fiel mir in dem kleinen Gasthofe der sonderbare Zimmerschmuck auf: Bildnisse des Zaren und seiner Gemahlin und noch andere Bilder, welche den Zaren an der Spitze russischer Truppen darstellen. Es waren elende Farbendrucke in billigen Rahmen. Ich wunderte mich einigermaßen darüber, daß man hier in Rumänien bei den Bauern die Bilder des russischen Kaisers sähe, während die des rumänischen Königspaares durch ihre Abwesenheit glänzten. Man erzählte mir nun, daß die Agenten der panslawistischen Propaganda beständig das Land durchziehen und mit allen Mitteln die Bauern bearbeiten, um Stimmung für das große Zarenreich zu machen, besonders durch Vertheilung von russenfreundlichen Schriften, von russischen Heiligen- und Fürstenbildern.

Hier auf dem Lande ist die nationale Tracht noch vorherrschend. Sie ist ungemein kleidsam, aber, wie ich schon sagte, für eine Volkstracht vielleicht ein bischen zu kokett. Die Männer tragen meist Stiefel mit hohen Schäften, in die die weißen Beinkleider gesteckt sind. Die Grundfarbe der ganzen Kleidung ist fast ausnahmelos weiß. Am Beinkleide, aber noch mehr an den kurzen Jacken, sind zahlreiche Stickereien in sehr schönen Mustern, entweder schwarz oder blau oder roth, angebracht. Einige tragen auch das gestickte Hemd über den Beinkleidern, über das bisweilen noch eine kurze ärmellose Jacke gezogen wird, so daß das Hemd schurzartig herabfällt.

Noch viel reicher ist die Tracht der Weiber. Der faltenlose, aber immer reichgestickte Rock schließt sich eng an den Körper an und fällt bis zum Knie herab. Ein breiter, ebenfalls üppiggeschmückter Gurt ist um die Hüfte gewunden. Die Jacke mit ihren sehr weiten Aermeln, die bisweilen frei herabfallen und den nackten Arm sehen lassen, bisweilen auch am Handgelenk zusammengerafft getragen werden, zeigt denselben verschwenderischen Schmuck an bunten Stickereien. Um den Kopf ist ein durchsichtiger, oft stark gemusterter Schleier geschlungen, der gewöhnlich über der Brust zusammengefügt wird, so daß er das Gesicht einrahmt und über den Rücken lang herabfällt. Die ganze Tracht ist in Form und Schnitt außerordentlich malerisch, aber etwas theatralisch.

Zu vorgerückter Abendstunde, nach sechsunddreißigstündiger Abwesenheit, fuhren wir in den Bahnhof von Bukarest ein. Ich drückte meinen Reisebegleitern, vor Allem meinem liebenswürdigen Wirthe Maïoresco, mit wahrer Dankbarkeit für die herrlichen unvergeßlichen Stunden, die ich ihm verdankte, die Hand.

XVII.

Ein Kinderfest im Parke Cotroceni.

Die „kermesse d'enfants". — Der Park von Cotroceni. — Die Gesellschaft. — Die Costüme der Kinder. — Der Aufzug. — Der Wagen der Königin. — Der Markt. — Allerlei Belustigungen. — Der Eremit — Abseits vom Feste. — Das Grab der kleinen Prinzessin Maria. — Abschiedswort.

Das Wenige, das ich von Rumänien hatte sehen wollen, hatte ich nun ungefähr gesehen, und ich wäre wohl am andern Morgen davongedampft, wenn mir nicht die Königin die Ehre erwiesen hätte, mich zu einem großen Kinderfeste, das die hohe Frau im Parke ihres Sommerschlosses Cotroceni veranstaltet hatte, einzuladen.

Zu diesem Kinder-Costümfest, das die Königin selbst geplant und in allen Einzelheiten durchgeführt hatte, waren seit langen Wochen Vorbereitungen getroffen. Alle Mitglieder der ersten Gesellschaft von Bukarest waren mit ihren Kindern zu diesem ländlichen Feste geladen. Die allgemeine Vorschrift lautete: Für die Kinder die Tracht des vorigen Jahrhunderts. Auch die Einladung war nach dem Muster des königlichen Versailles im Französisch des vorigen Jahrhunderts abgefaßt.

Seit Wochen bildete dieses Fest die Qual der Eltern, das Entzücken und frohe Erwarten der Kinder und den Gegenstand der steten Beunruhigung bei der hohen Veranstalterin. Alles war auf Lustbarkeiten im Freien angelegt, und der Himmel, der während der letzten Tage recht unzuverlässig gewesen war, machte allen Betheiligten bange Sorge. Auch am Festtage selbst sah es Vormittags noch recht bedrohlich aus. Je näher aber die Festesstunde rückte, desto freundlicher wurde das Wetter. Und dieser Hauptmitarbeiter an dem Feste that schließlich seine Schuldigkeit in vollstem Maße. Es war ein warmer und sonniger Tag, von kühlen Winden aufgefrischt, ein Sommertag, wie er schöner gar nicht zu denken war.

Die Gesellschaft, die sich von halb drei Uhr Nachmittags an in dem herrlichen Parke mit seinen schattigen Laubgängen und freundlichen Wiesen, die durch Gartenanlagen und Beete hier und da anmuthig unterbrochen werden, versammelte, bot ein ganz einziges Bild dar. Alles, was in Bukarest Rang, Stellung und Namen hat, war hier in farbenlustigem Gemisch vereinigt: die höchsten Würdenträger des Staats, die Gesandten der fremden Mächte, unter diesen auch unser Gesandter, Herr Bernhard von Bülow, einer unserer tüchtigsten und zukunftsreichsten jungen Diplomaten, mit seiner entzückenden, geistvollen und kunstsinnigen Frau, geborenen Prinzessin Camporeale, der Stieftochter des italienischen Staatsmannes Minghetti, alle hohen Beamten des Civils und der Militärbehörden, die Träger der edelsten Namen des Landes, die Fürsten von Geburt, die Barone der Finanz — die Königin rief, und Alle, Alle kamen!

Von den Damen hatten allerdings sehr viele und von den Herren nahezu alle von dem Rechte der Nichtcostümirung Gebrauch gemacht.

Aber die reizenden geschmackvollen Sommertoiletten der schönen, dunkeläugigen Frauen ließen diesen Mangel kaum erkennen. Die Damen aber, die freundlich genug gewesen waren, mit den Kindern zugleich die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts anzulegen, sahen mit ihren weißgepuderten Haaren oder auch mit den weißen Perrücken in den extravagantesten Formen, mit den koketten Schönheitspflästerchen, und zeitgemäß noch ein bischen mehr als gewöhnlich geschminkt, ganz entzückend aus. Die Paniers und Cotillons und auch die Schleppkleider waren ganz richtig, zumeist aus geblümten Stoffen, in den duftigen Farben des zarten Blau und Rosa gefertigt. Darunter mischten sich aber auch Trachten in kräftigeren Farben: tiefrothe mit großen Blumen, saffrangelbe. Kurz und gut, es war ein höchst erfreuliches, buntes Bild. Zu den lieblichsten Erscheinungen gehörten die Ehrendamen der Königin: die eine mit den strengen edlen Zügen und den gedankenvollen Augen, die andere mit ihrem entzückenden feinen, lebensvollen Gesichte, „wie gemalt von Meister Greuze."

Diesmal aber hatten die Erwachsenen bescheiden in den Hintergrund zu treten, denn es war eine „kermesse d'enfants". Man kann sich nichts Herzigeres denken, als diese kleine Bande, vom zartesten Alter an bis zur Grenze des Backfischthums, Kinder von drei bis vier Jahren bis zu jener Altersgrenze, wo das Mädel beinahe schon zum Fräulein herangereift ist, und der halbwachsene Junge die ungelenken Arme und Beine für die entbehrlichsten und lästigsten Dinge der Schöpfung hält. An Geschmack und Reichthum der Costüme hatten sich die Mütter überboten. Einzelne der kleinen Puppen waren von unwillkürlich reizender Komik, und ein niedliches Kind stellte das andere immer in den Schatten. Sie waren zum Theil zum Todtlachen in ihrem feierlichen Ernste, diese jungen Marquis von sechs Jahren, mit den rothen Hacken, mit Dreimaster und Haarbeutel, den Galanteriedegen an der Seite, der unbeholfen zwischen ihren Beinchen schlotterte; diese kleinen Miniatur-Abbés-galants mit dem ganz schwarzen Mäntelchen aus starrer Seide; diese jungen Doctores mit dem hohen Hut und der großen Perrücke — Alles das in einem Duft und Hauch von Blau und Rosa.

Aber das achtzehnte Jahrhundert — die vorgeschriebene Zeit — ist lang, und wenn auch die Gepuderten und Bezopften die Mehrheit bilden, so sind doch auch aus dem Anfange des Jahrhunderts kindliche Träger der strengeren Costüme zur Stelle: mit Schnürröcken, den „Burgraves", den breiten Pluderhosen, den Hautes-chausses und Schnallenschuhen, die auf diesen Knirpsen reizend lächerlich wirken; und aus dem Ende des Jahrhunderts die Trachten des Convents: schon der hohe Hut mit extravaganter Krämpe, die lächerlichen Fräcke und hohen Hemdkragen, und die die Antike parodirenden Weibertrachten, — die Incroyables und Merveilleuses. Das Modeland Frankreich dominirt natürlich, indessen sind auch andere Länder vertreten. Da sehen wir einen florentinischen Sänger mit der Mandoline, so entzückend albern und lieb zugleich — ein Kind zum

Anbeißen. Auch exotische Erscheinungen sind da, aus dem heißen Morgenlande und aus den kalten Zonen, aus Nord und Süd, Edelleute und Bauern.

Um vier Uhr kommt in die bunt bewegte Menge eine sonderbare Bewegung. Das Orchester stimmt einen Marsch an. Der König erscheint auf der Wiese, und der Zug ordnet sich nun. Auf Wagen und Karren, auf bepackten Eseln, die programmwidrig schreien, werden die Waaren, die von Kindern an Kinder verkauft werden sollen — Alles, was so ein Kinderherz sich nur ersehnen kann: Küchen und Burgen, Möbel und Instrumente —, zu Markte gebracht. Auch für das nöthige Geld ist gesorgt. Jedes Kind bekommt ein Beutelchen mit zwei blanken Goldstücken, die eigens für das Fest geprägt sind. Es sind freilich nur Centimes, aber sie funkeln wie eitel Gold.

Während sich so der Markt bildet, darf natürlich auch der Charlatan nicht fehlen, der auf seinem Wagen Wundertränke aller Art für Erwachsene feilhält. Seine Geheimmittel heilen die bedenklichsten Schwächen: Eitelkeit und Faulheit, Verlogenheit und Neugier.

Ganz am Schlusse des Zuges kommt der prächtig ausgeschlagene Wagen, von vier isabellenfarbenen Ponnys gezogen, auf dem die Königin des Festes, die nebenbei auch die Königin des Landes ist, thront. Die edlen und reizenden Thiere, ein Geschenk des Königs von Schweden, sind mit Rosenketten geschmückt, und die Stallknechte, die auf ihrem Rücken sitzen, tragen ebenfalls die lichtfarbene Tracht des koketten Rococo. Die Königin ist unzweifelhaft in ihrer imposanten Erscheinung die großartigste Schönheit des Festes. Sie trägt ein herrliches, stilgerechtes Pompadourkleid aus goldigem Stoff, allerdings ohne die bauschigen Uebertreibungen, die unser dem Extravaganten entwöhntes Auge nicht mehr vertragen würde. Die thurmhohe Perrücke ist mit Bändern umschlungen.

Währenddem haben nun die Verkäufer ihre Stände aufgeschlagen. Die schönsten Sachen liegen zum Verkaufe da. Aber die dummen kleinen Käufer stehen schüchtern davor und glauben nicht recht, daß sie all die dargebotenen Herrlichkeiten erschwingen können. Die Königin redet den Kleinen freundlich zu. Es dauert jedoch eine ganze Weile, ehe der Markt in rechten Schwung kommt. Schließlich hilft Zureden. Allmählich legt sich die Schüchternheit, ein Jedes greift zu, und alsbald hört man die schrecklichen Laute aller möglichen Kinderinstrumente. Und sobald der Lärm da ist, ist auch die Stimmung da.

Nun entwickelt sich ein äußerst liebliches Schauspiel von Kinderlust und Kinderübermuth. Es dauert gar nicht lange, und alle Vorräthe, die zunächst unerschöpflich schienen, sind wie weggefegt. Es ist ausverkauft. Wenn sich nur nicht die Aengstlichkeit der auf die Schönheit ihrer Kinder allzu stolzen Eltern als temperirendes Element hineinmischte! Wir würden bald das ausgelassenste Treiben und die kindlichste Unbändigkeit sehen. Aber die Eltern passen auf, und die hier vereinigten Kinder haben nur

einen Fehler: sie sind zu artig. Der Anblick ist darum nicht minder entzückend. Man kann sich nichts Hübscheres denken, als dieses Gewirr und Getreibe von mehreren hundert in höchster Eleganz kokett costümirten Kindern, mit den thöricht lieben Gesichtern, die so ernst dreinschauen und dabei so lustig sind. Immer bilden sich neue Gruppen, die der Zufall in Farben und Typen köstlicher componirt, als es der größte Meister vermöchte. Das Auge schweift von einer Gruppe auf die andere. Man weiß nicht, welche die reizendste ist. Dazu ein schöner leichtbewölkter Sommerhimmel mit dem tiefsten Blau, in wechselnden Sonnenblinken, die beständig neue Farbeneffecte hervorzaubern.

Auf dem Jahrmarkte giebt's natürlich allerhand Belustigungen. Da ist ein Kasperle-Theater; da werden Bauerntänze in nationalen Costümen aufgeführt; da marschiren die Turner auf; da sieht man scherzhafte Lichtbilder. Und auch für die Großen ist gesorgt, obwohl es eigentlich gar nicht nöthig wäre, denn diese haben mit der Bewunderung des Schauspiels, das die Kleinen ihnen bieten, vollauf zu thun. Ich muß aber doch wohl annehmen, daß der weise Eremit eigentlich nur für die recht Erwachsenen da ist. Denn die Rathschläge, die dieser fromme Mann seinen Besuchern ertheilt, sind von ausgewachsenster Bosheit. Es sind die Lebensregeln des gründlichsten Pessimismus. Und die Verfasserin dieser guten Rathschläge ist wiederum Carmen Sylva. Es sind Sprüche voll Geist und Schlagfertigkeit, aber von einer recht trüben Auffassung der Menschen und Dinge.

Indessen der gute Eremit, der schrecklich umstürmt wird, ist mit seinem Latein in allzu schneller Zeit zu Ende. Er hat wohl die Empfindung, daß es ihm nicht ganz leicht werden wird, jetzt, da ihm der Souffleur fehlt, in demselben Stile seine scharfsinnigen Audienzen fortzusetzen. Er macht es sich bequem und erklärt, daß er nichts mehr weiß. Den Rathbedürftigen giebt er nun anstatt der bösen Lehren lieber ein kleines Couvert mit den wohlgetroffenen Miniaturbildnissen des Königspaares — eine liebe Erinnerung an das herrliche Fest.

Während die Kleinen sich tummeln und die Großen über die Lehren des Eremiten nachdenken, die Kapellen ihre Weisen aus dem vorigen Jahrhundert aufspielen und dazwischen die walachischen Zigeuner, die Lautari, in der alten echten Tracht, mit kaftanartigem Gewande, mit bunten Röcken darüber und sonderbarer Kopfbekleidung, einem riesigen krämpelosen Hut, der sich ungeheuerlich nach oben erweitert, auf der alten Flöte pfeifen, auf der Fiedel kratzen, die Guitarre knipsen und das Hackbrett schlagen, entfernen wir uns durch einen der schattigen Gänge ein wenig vom Schauplatz des harmlos ausgelassenen Treibens, der kindlich frohen Lust.

Es wird stiller und stiller. Von der Ferne dringt kaum noch ein dumpfer Laut des festlichen Jubels bis zu uns. Nun wird es ganz friedlich und still. Wir hören nur das sehnsüchtige Flöten der Nachtigall.

Ruthen des Gebüsches über ihm zusammenschlagen. Er könnte die mächtigen, Alles zermalmenden Läufe mit der Hand berühren!

Sehr bedeutsam sind die Urtheile Wißmanns über den Charakter der verschiedenen Negerstämme und über die Wirksamkeit der Araber im östlichen Centralafrika. Er hält es in Bezug auf diese für durchaus unrichtig, den Sklavenhandel und die Verwüstung durch die Muhammedaner nach unseren eigenen Gefühlen zu beurtheilen und zu richten; denn sowohl Sklaverei, als auch rücksichtslose Ausnutzung des tiefer stehenden Volkes vertrügen sich mit Glauben und Erziehung der Araber, ja sie würden durch beide geradezu sanctionirt. Der Strenggläubige verabscheue wohl Trunksucht, Unreinlichkeit und Feigheit, sehe aber im Sklavenhandel und in der Vernichtung tiefer stehender Ungläubigen nichts Verächtliches. Die Araber seien darum nicht als verbrecherische Räuber anzusehen. Eine ganz andere Frage freilich sei es, ob das civilisirende, tonangebende Europa mit ansehen dürfe, daß verhältnißmäßig wenige Angehörige einer nicht mehr mit den Anschauungen des Jahrhunderts in Einklang zu bringenden Religion die Allgemeinheit schädigten, die Vernichter gleichberechtigter Creaturen würden und die höchsten Güter der Menschheit mit Füßen träten, wie dies die Araber im vollsten Maße durch Sklavenjagden, Raub und rücksichtslose Verhinderung jeglicher europäischer Concurrenz thäten. Wißmann schließt diese Meditationen mit folgenden schönen Worten: „Nachdem ich jetzt sieben Jahre lang mit und unter der auf socialem Kindesstadium stehenden Neger-Rasse gelebt habe, würde es mein höchstes Ziel sein, meine Erfahrungen für die so wichtige Mission der Erziehung derselben verwenden zu können.“ Jetzt, wo er Reichscommissar für das östliche Afrika geworden ist, hat er Gelegenheit genug, seine Erfahrungen zur Geltung zu bringen.

In der Handhabung der Sprache wenig geschult, besitzt Wißmann doch ein wunderbares Erzählertalent. Er schreibt anschaulich und führt den Leser vortrefflich in das bunte Natur- und Völkerleben ein. Die Illustrationen von Rudolf Hellgrewe, der zwar das äquatoriale Afrika ebenfalls selbst besucht hat, aber die Reiseskizzen nur nach Wißmanns Angaben machen mußte, könnten besser sein; immerhin werden sie dazu beitragen, das Interesse an der Lectüre des schönen Buches zu steigern. H. J.

Bibliographische Notizen.

Indische Reiseskizzen. Von Richard Garbe. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die vorliegenden Reiseskizzen sind von ihrem Verfasser auf Grund sorgfältig geführter Tagebücher ausgearbeitet worden, welche dieser während eines nahezu anderthalbjährigen Aufenthalts zu wissenschaftlichen Zwecken in verschiedenen Orten Nordindiens, besonders in Benares, und während einer Erholungsreise in Ceylon geführt hat. Es sind im Ganzen acht früher in verschiedenen Zeitschriften erschienene Arbeiten hier — mit Aenderungen und Zusätzen, die jedoch nicht einschneidender Art sind — zu einem eindrucksvollen Ganzen vereinigt: 1) von Triest nach Bombay; 2) Bombay; 3) die indischen Prachtstädte; 4) ein Studienjahr in Benares; 5) die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches; 6) Sommerfrische im Himalaya; 7) Erholungsreise nach Ceylon; 8) Leben der Europäer in Indien (den Lesern von „Nord und Süd“ aus dem Juliheft 1888 bekannt). Diese Aufsätze gehören zu dem Besten, was über das heutige Indien geschrieben ist, und bilden eine vortreffliche Ergänzung der etwas einseitigen Reisebriefe Häckels, welcher über seinen Seethieren und Pflanzen die vieltausendjährige Vergangenheit der Menschen in Indien nahezu vergißt. Freunden der Culturgeschichte kann das frisch und lebhaft geschriebene Buch des Königsberger Sanskritprofessors aufs Wärmste empfohlen werden, da seine Darstellung den mit Indiens Vergangenheit innig vertrauten Gelehrten verräth und zugleich von Uebertreibungen jeder Art sich fern hält. Es ist schade, daß die Verlagsbuchhandlung dem Buche nicht auch einen äußeren Schmuck durch Beigabe von Illustrationen, die seinen Werth noch erhöht haben würden, verliehen hat.

—r—

dieses, den Lutherfestspielen entgegengebracht hat, ist ein Führer durch diese Literatur willkommen, welche älter und reicher ist, als den meisten bekannt sein dürfte. Schon zu Luthers Lebzeiten entstanden Dramen, die den Charakter von Kampfspielen trugen; ebenso ist das 17. Jahrhundert reich an Lutherdramen. Im rationalistischen 18. Jahrhundert ist es still davon, dagegen führt der Verfasser aus dem neunzehnten nicht weniger als dreizehn deutsche und ein italienisches auf. Die referirende Darstellung des ersten Theils geht allmählich in eine kritisirende über. Besonders eingehend wurde aus dem Anfange unseres Jahrhunderts Zacharias Werner und Klingemann, aus der Gegenwart Henzen, Devrient, Herrig und Trümpelmann behandelt, wobei Devrient der Preis zuerkannt wird. Zum Schluß hebt Verfasser die Bedeutung dieser Spiele für die Kirche und die Bühne hervor; doch kann er Herrigs Bestrebungen, soweit sie auf eine Umgestaltung des gesammten Bühnenwesens gerichtet sind, sich nicht anschließen. R. J.

Bilder aus der französischen Revolution. Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwig XVI. und seiner Familie nach gedruckten Quellen zusammengestellt von E. M. Höfler. 2 Bde. (Münster, Aschendorff).

Obwohl es nicht an Darstellungen der französischen Revolution fehlt, so müssen wir doch dem Verfasser Dank wissen, daß er hier dem gebildeten Leser ein Werk bietet, welches die Hauptepisoden dieses weltgeschichtlichen Abschnittes in angenehmer Erzählung vorführt. Der Verfasser benutzt die Werke des Royalisten Beauchesne, der Republikaner Louis Blanc und Thiers und endlich des Napoleonisten Duruy. Man merkt deshalb häufig einen gewissen Einfluß der oder jener Quelle und vermißt bisweilen das eigene Urtheil. Immerhin aber genügt das Werk den Ansprüchen desjenigen Publikums, für das es bestimmt ist; es gewährt dem verständigen Laien zugleich Belehrung und Unterhaltung. ps.

La première république française en 46 gravures. Réproduction de l'édition du commencement de ce siècle. Leipzig, A. Twietmeyer.

Zu den zahlreichen älteren und neueren Werken über die französische Revolution bildet diese Sammlung von fast gleichzeitigen Illustrationen, deren erste den Schwur im Ballhause darstellt, während die jüngste Napoleon als „ersten Consul" veranschaulicht, eine willkommene Ergänzung. Die modernen Lichtdrucke erreichen zwar nicht vollkommen die Schärfe der Kupfer, welche die erste, am Anfange dieses Jahrhunderts erschienene, Ausgabe schmückten; doch genügen sie, um ein anschauliches Bild der ergreifenden dargestellten Vorgänge zu geben, und der Preis von 2 Mark 40 Pf. ist bei der guten Ausstattung des Bändchens als ein sehr mäßiger zu bezeichnen. P.

Paris und Nordfrankreich. Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Auch dieser Theil von „Meyers Reisebüchern" ist in neuer, an Ort und Stelle umgearbeiteter Auflage erschienen und bildet ein überaus handliches, dem praktischen Reisebedürfniß genau angepaßtes Buch mit zahlreichen schönen Plänen und Karten und einem Wegweiser durch die Weltausstellung. Er gibt ein getreues Bild des heutigen Paris mit seinen Sehenswürdigkeiten, Kunstschätzen und Lustbarkeiten und ist ein zuverlässiger Führer in die prächtige Umgebung der Seinestadt und nach den besuchtesten Orten Nordfrankreichs. g.

Die beiden Schwestern und andere Novellen aus dem Neugriechischen. Von A. R. Rangabé. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender.

Keine dieser Novellen hat ihren Schauplatz in Griechenland; der Verfasser versetzt uns nach Italien, England, Amerika, kurz überall dahin, wo Andere ebenso gut zu Haus sind, als er selbst es ist. Uns wäre es interessanter, ihn Land und Leute seiner Heimat schildern zu hören. Eine der Novellen freilich erzählt er zwei jungen Griechinnen, die aber durch ihre erstaunten Zwischenfragen nach Telegraph und Eisenbahn bekunden, daß die Novellen in einer weit hinter uns liegenden Zeit entstanden sind. Daraus erklären wir es uns, daß dieselben in ihren Sujets unserer Geschmacksrichtung nicht mehr recht entsprechen; doch bekennen wir gern, daß der feinsinnige Verfasser allen seinen Motiven eine echt künstlerische Behandlung zu Theil werden läßt und ihnen dadurch werthvollen Gehalt verleiht. mz.

Vergessene Lieder von Nahida Sturmhöfel. Leipzig, Gustav Fock.

Die Dichtungen dieser sehr verehrten Dame kann man nicht ernst nehmen. Der

von ihr auf den Parnaß hinaufgequälte Pegasus muß recht unmusikalisch und auch lahm gewesen sein. Selbst die größte Naivetät in metrischen Dingen kann solche Verse nicht rechtfertigen. Auch die Ungenirtheit, mit der die Verfasserin Anleihen macht, ist rührend. Kein Dichter ist vor ihr sicher, kein Gegenstand, keine Person. Ja selbst über den todten Kaiser Friedrich macht sie ihre unpassenden Verse, bei denen man nicht weiß, ob man lachen oder sich entrüsten soll! Eingehender, als es uns der verfügbare Raum gestattet, hat sich in höchst ergötzlicher Weise, die „Deutsche Dichtung" in ihrem Aprilheft 1889 mit dieser „Dichterin der Gegenwart" beschäftigt. ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achajus, Der Werth der Berliner politischen Presse. Berlin, Brachvogel & Ranft.
Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die blonden Frauen von Ulmenried. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
Barangewitsch, K. S., Die Sklavin. Roman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
Bruhusen, Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. Hamburg, Hoffmann & Campe.
Bussler, Lexikon der musikalischen Harmonien. Hülfsbuch für Unterricht und Selbststudium. Berlin SW., C. Habel.
Conrad, M. G., Pumpanella. Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen.
— Fantasio. Geschichten und Lebensbilder. Leipzig, W. Friedrich.
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (Gemeinverständl. wissensch. Vorträge. Neue Folge Heft 72). Hamburg, Verlagsanstalt.
Dukmeyer, Fr., Joseph und Arvid. Gedichte.
— Pietro Aretino. Drama in fünf Acten.
— Spurius Carvilius Ruga. Drama in fünf Acten. Cöthen, Paul Schettler in Commission.
Ernestl, L., Aus den Fluthen des Lebens Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
Fellmann, J., Sturm und Stille. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Hasper, L., Goethe als Dramatiker. Leipzig, G. Fock.
Höffmann, H., Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Johansen, Chr., Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. 2. Aufl. Schleswig, Julius Bergas.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. Heft 1. Dresden, C. Höckner.
Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Liefrg. 64. 65. Prag und Leipzig, F. Tempsky.
Kleinschmidt, Dr. A., Charakterbilder aus der französischen Revolution. Mit 8 Portraits. Wien, A. Hartleben.
Kranichfeld-Gardner, M. v., Minnie Hartford, or „Others not self". Hamburg, Verlagsanstalt.
La première République française en 46 Gravures, Leipzig, A. Twietmeyer.
Liliencron, D. Freiherr v., Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
Mantegazza, P., Das heuchlerische Jahrhundert. Autor. Uebers. aus dem Italien. von Hulda Meister. Jena, H. Costenoble.
Meyers, „Paris und Nord-Frankreich". Leipzig, Bibliogr. Institut.
Michelis, A., (Adolf Gumprecht), Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste. 4. verb. Aufl. Leipzig, H. Hässel.
Moll, A., Der Hypnotismus. Berlin, Fischer's Medicin. Buchhandlung.
Muschi, J. B., Anhaltisches Geschichtenbuch für Jung und Alt. Bernburg, A. Mehrhardt.
Neumann, Jenny, Von aner eigenen Rass'. Wiener Bilder. Wien, A. Hartleben.
Nover, J., Richard Wagner und die deutsche Sage. (Sammlung gemeinverst. wissenschaft. Vorträge. Heft. 68.) Hamburg, Verlagsanstalt.
Orell, M. u. J. Allyn, Bruder Jonathan und sein Land. Autoris. Uebers. a. d. Franz. von E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn.
Ostwald's Klassiker der exacten Wissenschaften. Nr. 1: Helmholtz, über die Erhaltung der Kraft. Leipzig, W. Engelmann.
Paulsen, Fr., Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung).
Peschkau, E., Frau Regine. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek,19). Stuttgart, J. Engelhorn.
Pollack, E., Französische Sprachführer. Konvers.-Wörterbuch für Reise und Haus. II. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Richter, W., Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbstständiger Staaten. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F. Heft 70). Hamburg, Verlagsanstalt.
Salinger, E., Zu hässlich! Roman eines Kindes. Breslau, S. Schottlaender.
Schiller, Fr., Die Künstler. Gemeinverständlich erläutert von A. Cless. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Schlögl. Fr., Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten. Wien, A. Hartleben.
Schubin, O., Unheimliche Geschichten. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig, H. Minden.
Spielhagen, F., Ein neuer Pharao. Roman. 3. Aufl. Leipzig, L. Staackmann.
Steiner, R., Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. Wien, Pernerstorfer.
Stendhal (Henri Beyle). Lamiel. Roman inédit, publié par Casimir Stryienski. Paris, Maison Quantin.
Tausend und eine Nacht. Liefg. 11—15. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchh.
Telmann, K., Aus der Fremde. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Vischer, F. Th., Altes und Neues. Neue Folge Stuttgart, A. Bonz & Comp.
Vogt, C., Pfiffig und Genossen. Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
Voss, R., Nubia. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Walcker, K., Grundriss der Statistik der Staatenkunde. Berlin, Mayer & Müller.
Wehl, F., Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Wilda, Joh., Marine-Novellen. 2. verm. Auflage von „Auf hoher See und an der Küste." Schleswig, Julius Bergas.
Zeitschrift d. hist. Gesellschaft für die Provinz Posen. Herausg. v. R. Prümers. Jahrg. IV. Heft 3—4. Posen, Jolowicz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 50. — Heft 149.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

264-268

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — August 1889. — Heft 149.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Bastian.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Es hat so sollen sein.

Sprichwort in einem Act

Von

Hans Hopfen.

— Berlin. —

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Personen:

Martha von Strohberg. | Ein reisender Handwerksbursch.
Egon von Eichstädt. | Waldhüter Claus.
Fackelträger.

Lichtung im Walde. Links zieht sich ein Weg in die Höhe, der sich im Hintergrund unter Bäumen verliert. (Links und rechts immer vom Zuschauer zu nehmen.) Im Mittelgrund neben zwei oder drei hohen Bäumen eine alte Jagdhütte, unter deren gedecktem Vorraum in der Mitte eine in halber Mannshöhe geschlossene Bretterthür, zu deren beiden Seiten je eine Bank.

1. Scene.

Martha (einen großen Strohhut im Nacken, der ihr beim Laufen vom Scheitel gerutscht ist, Mappe, Malkasten und ein Skizzenbüchlein unterm Arm, kommt hastig, fluchtartig den Hügelweg aus dem Hintergrunde links herab, zuweilen ängstlich rückwärts sehend. Im Vorwärtseilen). Ich glaube gar, er folgt mir! . . . Der Unverschämte! . . . Wie kommt ein fremder Mann in unsern Park? . . . Er sah aus wie ein Wilddieb . . . Au! Sie ist in der Hast in Mitte der Bühne über ihr Kleid und eine Baumwurzel gestolpert, in's Knie gebrochen und hat was sie in Händen gehalten theilweise fallen lassen. Indem sie die Sachen wieder zusammenliest und sich langsam mit Zeichen des Schmerzes erhebt) Das kommt davon! Fff! Warum fürcht' ich mich auch am hellen Tag vor einem fremden Mann und laufe wie verrückt vor ihm davon! Ach, mein armer Knöchel . . . (Sich umsehend) Ich glaube gar, da ist er schon wieder! Oh! (läßt, ohne es zu merken, das Skizzenbuch an der Erde liegen, und stürmt, deutlich hin'end, rechts im Vordergrund ab).

Mein Lieblingsplatz, noch einmal, eh' ich scheide,
Will ich Dich tief in meine Augen fassen,
Den Thurm, den See, die dunklen Blättermassen
Hier festigen mit ungeschickter Kreide.

Leb' wohl, Du meiner Jugend Augenweide!
Einst warst Du mein, nun muß ich Dich verlassen
Und kann nichts thun, als einen Schurken hassen,
Den ich um meinen Lieblingsplatz beneide.

Mein Vater starb aus Gram ob dem Verluste,
Allein der Schelm, der ihn bestohlen, wußte
Den Raub zu sichern dieser Waldesgründe.

Da naht sein Erbe, daß er mir verkünde,
Wie ich für immer Dich verlieren mußte —
Verzeih' mir's Gott, ich haff' ihn, wie die Sünde!

Bravo! . . . Sie dichtet! sie malt! sie ist bildschön! sie läuft vor mir davon! Das ist ja ein unvergleichliches Geschöpf! . . . Und das muß ein ganz erbärmlicher Mensch sein, der solch einem Geschöpf solche Gefühle einflößt. „Ich haff' ihn wie die Sünde." Ich auch! (nachdenklich) . . . Wen? Den Eigenthümer ihres Lieblingsplatzes? . . . Aber der bin ja ich! Oho! . . . Wer ist denn sie? (blättert hastig vor und zurück) Kein Name! (erblickt endlich zwei Buchstaben auf dem Einband) Richtig! M. S. Will sagen Martha Strohberg! Die Tochter des früheren Besitzers dieser Gegend, meine sehr entfernte Cousine, die ich seit unserer Kinderzeit nicht mehr gesehen habe. Verwünschtes Pech! Warum gerade Die, seliger Onkel Otto? Sie gefiel mir heute so sehr! Und sie haßt mich . . . wie die Sünde? Dummes Zeug! Ihr Vater verspielt sein Geld und nach diesem ein gut Theil seines Grundbesitzes an meinen Onkel Otto. Und nun bin ich in ihren schönen Augen ein Scheusal, weil mein Onkel in „Meine Tante, Deine Tante" mehr Glück gehabt hat, als ihr höchsteigener, höchst leichtsinniger Erzeuger? Ach, was! (Steckt ärgerlich das Buch in seine Tasche und wendet sich zum Gehen).

3. Scene.

Jagdhüter Claus und der Vorige.

Claus (der schon während der letzten Worte hinter Egon getreten ist und ihm, wie dieser sich umwendet, hart gegenübersteht). Halt da! . . . Rede gestanden! Wie heißt er? Was sucht er hier? und wie kommt er hier herein?

Egon (gelassen). Bleiben wir bei der letzten Frage! Ich kam in dieses mein Revier durch meines Hauses Thüre. Versteht er? — denn wir erzen uns, wie ich eben vernommen habe — damit hollah; und wie kommt er in mein Gehege?

Claus. Sein Gehege! . . . Hehe! Die Flinte her, Wilddieb, oder! . . .

Egon. Thu' er mir den Gewehrlauf von der Nase weg, alter Erb-

förster! Nur keine tragischen Conflicte, wenn's beliebt. Ist der Grund hier Strohbergisch? . . .

Claus. Seit fünfzig Jahren bin ich . . .

Egon (ihn unterbrechend). Seit fünf Wochen bin ich hier Herr! Seit fünf Jahren war es mein Onkel! (wie oben) Gott habe Dich selig, Onkel Otto! (zu Claus) Wenn der Selige aus Gründen, die mich nichts angehen, sich ferne von seiner Besitzung hielt, . . . vielleicht um Niemand, der früher hier gebot, zu kränken, so verzichtete er darum nicht auf sein gutes Recht. Beweis dessen, daß er das Eigenthum an diesem Boden nach seinem Ableben auf mich vererbte.

Claus. Hätt' er sich hier blicken lassen, mit dieser meiner Flinte würd' ich ihm gezeigt haben, was für ein Recht ihm gebührte, . . . Standrecht!

Egon. Oho, grauer Waldmensch, er soll sich nicht versündigen!

Claus. Ich mich? An dem?! . . . Wenn er unseren alten Herrn gesehen hätte, wie ich in diesen unseligen Jahren, wie er am Herd saß und sich die Stiefel wärmte und an seinem grauen Bart kaute, weil er nicht reden, weil er den Unmuth nicht laut werden lassen wollte! Es war seine Lieblingsjagd gerade hier herum. Und das Herz hat es ihm abgedrückt, daß er hier keine Flinte mehr hat abdrücken dürfen.

Egon. Onkel Otto hätt's ihm nicht gewehrt!

Claus. Aber sein Stolz wehrt' es ihm. Er vergab es sich selbst nie, daß er den schönen Besitz in tollen Nächten verschwendet hatte. Dritthalb Jahr schleppt' er sich mit seinem Gram so herum, bis er ihm zu schwer wurde. Eines Herbstmorgens in aller Frühe . . .

Egon (abwehrend). Ich weiß, ich weiß . . .

Claus. . . . Da fand ich seine blutige Leiche. Auf dem neuen Grenzstein sitzend, hatte er sich, als der Tag aufging, mit seinem eigenen Jagdgewehr erschossen.

Egon. Der arme Herr! Das gottverdammte Spielen!

Claus. Ja, ja! Der Andere wußte wohl, warum er sich nicht hierher traute! . . .

Egon. Laffe!

Claus. Und wenn ich seinem Nachfolger rathen darf, so . . .

Egon. Der Nachfolger des Seligen bin ich. Sein Drohen macht auf mich nicht den geringsten Eindruck. Den freundlichen Nachbarn werd' ich allemal willkommen heißen. Dem Grobian weis' ich die Wege. Mach' er, daß er mir aus den Augen kommt! Marsch!

(Stummes Spiel. Claus greift noch einmal nach der Flinte, wie um anzuschlagen. Egon bleibt drohend und gelassen vor ihm stehen. Der Alte besinnt sich, wendet sich und fährt mit der Hand über die Augen).

Egon (sanfter). Er war an den alten Herrn von Strohberg wohl sehr gewöhnt?

Claus. Ja, Herr. Ich war sein Jagdgenoß von Kindesbeinen an.

Er mied in den letzten Jahren allen anderen Umgang, selbst seine Damen. Seine Hunde und ich, das waren seine beste Gesellschaft.

Egon. Nun, und die Damen des Hauses?

Claus. Die Frau weinte viel über den Verlust besserer Zeiten.

Egon. Ist nicht auch ein Fräulein da?

Claus. Gewiß. Das Fräulein war damals in Pension, dort unten wo am Genfer See. Der Herr hatte nicht viel Sinn für weiblichen Umgang. Um so mehr liebten ihn die Frauensleute. Wie's so geht . . . Seine Tochter lebt und webt im Haß gegen den schlechten Nachbarn . . . Ja so! . . . Nichts für ungut, Herr . . .

Egon (lacht). Ihr werdet Euch Alle miteinander an den schlechten Nachbar gewöhnen müssen. Mir gefällt's hier ausgezeichnet.

Claus. Das giebt ein Unglück!

Egon. Ich liebe die Jagd. Halte was auf meine Jagd. Und da er zum Unterschiede von seinem seligen Herrn die Rechte — des schlechten Nachbars — nicht anerkennt und nach wie vor seine Waldgänge auch auf mein Revier ausdehnt, so laß er sich jetzt meine Warnung gefallen. Ich will solch einen feindseligen alten Trotzkopf in meinem Revier nicht wieder begegnen, nicht mit der Flinte begegnen — bis ich ihn etwa selber dazu auffordere.

Claus. Sie mich?

Egon. Ja wohl . . . Wenn's mich vielleicht einmal gelüstet, noch mehr vom seligen Herrn und den . . . anderen lieben Nachbarn zu erfahren.

Claus. Von mir erfährt Niemand was. Und ich will, nichts für ungut, mit dem Herrn nichts zu schaffen haben, wenn's mir nicht von meiner Herrschaft geboten wird. Und davor sind wir alle Beide sicher. Wenn ich Ihnen aber als guter Nachbar gut rathen darf, so lassen Sie den Dienst, welchen ich aus dummer Gewohnheit so fort versehen habe, durch einen zuverlässigen Mann an meiner Statt versehen. Die Landstraße zieht hart an unserm . . . ach, verzeihen Sie, an Ihrem Wald vorbei, und nicht selten treibt sich darin Gesindel herum, auf das man Acht haben muß. Erst heute . . . doch genug davon! . . . Und Gott befohlen! (Wendet sich und geht langsam den Steig hinauf, ohne sich noch einmal umzukehren.)

Egon. Gleichfalls! . . . (Dem Alten nachsehend.) Bin ich beliebt hier unter den Leuten! Was? . . . Das sind ja recht gemüthliche Verhältnisse, in die ich hier arglos eintrete! Romeo unter den Capulets. Nur mit dem Unterschied, daß mich meine Julia nicht ausstehen kann. Und warum nicht? Es ist zu dumm! . . . Aber wie dem sei, bange lass' ich mir nicht machen. Auch von Dir nicht, alter Wärwolf! (Claus verschwindet oben unter den Bäumen.)

4. Scene.

Egon allein.

Egon (die Flinte beiseite stellend, die Jagdtasche in die Hütte hängend). Thun wir, wie wenn wir daheim wären! Ich habe Hunger. Und über den Wald zieht ein Gewitter herauf. Ich hatt's nicht gemerkt vor lauter Eifer im Gespräch. Aber ich werde mich hüten, in das Wetter hineinzulaufen. Es ist weit bis in's Herrenhaus zurück. (Holt etwas zu essen aus seiner Tasche und setzt sich vor die Hütte.) Mir ist alle Laune vergangen, der Aerger hat sie aufgefressen, wie dort über den Wipfeln die graue Wolke das schöne lichte Himmelblau einschluckt. (Essend.) Was sie für schöne blaue Augen hat! . . . Schade! . . . Sie ist nun wohl lange daheim und macht der Mama graulich mit dem fremden Mann im Walde, der wahrscheinlich Niemand anders ist, als . . . der schlechte Vetter und neue Nachbar. (Mit dem Jagdfläschchen in der Hand): Dank Dir, seliger Onkel Otto, auch für diese Nachbarschaft! . . . Aber was ist das? Ein Wild? (greift nach der Flinte) Ach nein! (Tritt in die Hütte zurück.)

5. Scene.

Egon in der Hütte. Martha von rechts.

Martha (hinkend, sich an den Zweigen haltend, von rechts vorn, rufend): Claus! . . . (redend) War mir doch, als hätt' ich den alten Claus reden gehört . . . Ich kann nicht weiter, der Knöchel schmerzt zu sehr. Ich kann kaum auftreten. Ich saß auf einem Baumstamm und glaubte, der Schmerz würde sich verlieren. Aber nun ich aufstand, fühlt' ich, daß ich so nicht weit gehen kann, nicht bis nach Hause . . . Und es zieht ein Wetter auf. Ach Gott! . . . Mir scheint, ich habe in der Verwirrung der Flucht den Weg verfehlt. War ich nicht schon eben hier gewesen? . . . Ja, das ist die alte Borkenhütte! . . . Also noch so weit vom Hause! . . . Immerhin ein Glück, daß ich hier mich bergen kann, wenn der Regen losbricht. (Will eintreten. Egon bemerkend, tritt sie aufschreiend zurück.) Ach!

Egon (ehrerbietig grüßend). Mein Fräulein . . .

Martha. Was wollen Sie schon wieder hier?!

Egon. Ich? . . . Ich hatte mich müde gelaufen auf den unbekannten Waldpfaden und wollte mich in diesem Hüttchen ein wenig ausruhen und stärken. Freilich nun, da das Unwetter so nahe ist, daß man es schon in den Wipfeln spürt . . . nun möcht' ich mit Ihrer Erlaubniß wohl länger hierinnen ausdauern.

Martha (ohne ihn anzusehen). Das ist sehr schade! (Versucht weiter zu schreiten).

Egon (verbeugt sich höflichst; für sich). Der Anfang ist nicht sehr aufmunternd. Aber warte! . . . (Laut) Sie hinken, Fräulein? Sie leiden Schmerzen? . . . Was geschah?

Martha. Ich ward durch einen aufdringlichen Menschen, den ich nicht kenne, beim Malen gestört; lief davon, stolperte und fiel . . .

Egon (hastig). Hier?

Martha (sich umsehend). Ich glaube: hier.

Egon (auf das Büchlein in seiner Tasche klopfend, für sich). Aha! und so verliert man Notizbücher! (Laut) Verzeihen Sie dem aufdringlichen Menschen, den Sie nicht kennen und der Sie nicht kannte, wenn er es wagt, Ihnen seine Dienste anzubieten. Sie bedürfen der Hilfe.

Martha. Leider! Leider!

Egon. Darf ich Sie nicht bitten, hier einzutreten, es sich bequem zu machen und den Regen abzuwarten, der in einer der nächsten Minuten losplatzen muß? Sie können Ihr Heimwesen, wie nah es auch vor dem Walde sein mag, also hinkenden Fußes nicht erreichen.

Martha (mit erstickten Thränen). Leider! Leider! (Für sich.) Daß der Mensch auch noch Recht haben muß!

Egon. Ihr Fuß bedarf der Schonung. Der weite Weg, die übermäßige Anstrengung könnten leicht eine gefährliche Entzündung verursachen. Und dabei würden Sie tropfnaß bis auf die Haut, und eine Erkältung wäre Ihnen sicher . . .

Martha (für sich). Er hat schon wieder Recht!

Egon. Ich bitte dringend, verzeihen Sie die Ungezogenheit vorhin . . . da droben. Treten Sie unter Dach und pflegen hier der Ruhe!

Martha (für sich). Lächerlicher Mensch! Thut er nicht, als wär er hier zu Haus und lüde mich ein, unter seinem Dache Platz zu nehmen? (Wendet sich zu Egon und sieht ihn an).

Egon (dringender). Ich bitte!

Martha (der Hütte zuhinkend, mit einem Seufzer). Ich muß wohl! Weil ich nicht anders kann! . . . Oh!

Egon (beispringend). Jeder Schritt schmerzt Sie! (Den Arm anbietend) Darf ich mir erlauben, mein Fräulein, Sie zu stützen?

Martha (zögernd, nicht ohne Hochmuth). Und mit wem hab' ich eigentlich die Ehre, hier im Walde?

Egon (für sich). Sag ich ihr, wer ich bin, so läuft sie mir trotz Regen und Schmerzen davon. (Laut) Mein Name klingt nicht schön. Thut auch nichts zur Sache. Ich bin ein lustiger, ehrlicher Kerl, ein alter Jurist, der zuweilen in seiner Menschenfreundlichkeit etwas zu weit geht . . . Sie erinnern sich, mein Fräulein, dort drüben (nach links oben deutend, von wo sie in der ersten Scene gekommen).

Martha. O ja!

Egon. Aber ich bin, genau betrachtet, ein braver Mann, und Sie dürfen meinen Arm getrost annehmen. Ich will nichts, als Ihnen behilflich sein und Sie so rasch als möglich aus dieser unangenehmen Lage befreien.

Martha. Immerhin eine seltsame Art sich vorzustellen!

Egon (sie zur Hütte geleitend). Wenn auch! . . . So, nun setzen Sie sich,

strecken sich aus, schützen sich vor dem Regen. Es findet sich auch etwas Mundvorrath da drin. Und sowie der alte Waldhüter, den das Unwetter wohl auch nach Hause treibt, wieder vorüberkommt, schicken wir ihn zu Ihrer Frau Mama und lassen den Wagen holen. Bitte einzutreten. (Beide dicht vor der Thür).

Martha (ihn scharf in's Auge fassend). Sie thun hier, als ob Sie ein Recht hätten, Jemand in diese Hütte zu laden?

Egon (etwas verlegen). Ei, die ist ja wohl für Jedermann, der vorüberkommt und ermüdet ist . . .

Martha. So lange sie meinem Vater gehörte, war das ihre Bestimmung nicht. Der neue Eigenthümer . . .

Egon. Wird sicher nichts dagegen haben!

Martha. Wissen Sie das gewiß, mein Herr?

Egon. Ich glaub' es zu wissen, mein Fräulein.

Martha. Sind Sie vielleicht selbst dieser neue Eigenthümer? Lautet der Name, den Sie mir so seltsam verheimlichen, vielleicht Egon Eichstädt?

Egon (nach kurzem Zögern). Allerdings, liebe Cousine, ich bin Egon Eichstädt in leibhaftiger Person.

Martha (sich aus seinem Arm reißend, außer sich). Und Sie wagen es, mich anzusprechen? Sie schämen sich nicht, mir in den Weg zu treten? Fort! (Das Auftreten macht ihr sichtlich Schmerz).

Egon. Fräulein Martha, Sie vergessen Ihren Schmerz! Treten Sie doch nicht so heftig auf! Ihr armer Fuß! Ich bitte Sie!

Martha. Ich bedenke nichts! Ich fühle keinen körperlichen Schmerz mehr! Ich fühle nur, daß ich das Kind meines Vaters bin. Und ich sehe den alten Mann vor mir, der den Finger über sein graues Haupt aufhebt und sagt: „Vergiß es ihnen nie! Sie haben mich arm gemacht, sie haben mir meine Lebensfreude genommen, den Grund und Boden genommen, worauf meine Väter gesessen; sie haben mich vor der Zeit in's Grab gebracht!“ Ich werd' es nicht, ich will es nicht vergessen. Herr von Eichstädt, ich bitte, gehen Sie mir aus den Augen! Oder wenn Sie nicht gehen wollen, so werde ich gehen, so hart es mich ankommt, und den Grund und Boden, der jetzt Ihnen gehört und auf dem zu wandeln ich kein Recht mehr habe, räumen. Entschuldigen Sie mich nur, wenn es so langsam geschieht. (Will ab.)

Egon (ihr den Weg vertretend). Nein, Sie bleiben, und ich werde gehen! Ich werde nach Ihrem Hause gehn und sorgen, daß man Ihnen den Wagen schickt.

Martha (kalt). Ich bitte darum.

Egon. Aber vorher lassen Sie mich ein gutes Wort reden!

Martha. Nein, kein Wort! Ich will kein Wort hören, ich will Ihre Stimme nicht hören! Sie ist die Stimme eines Feindes, meines

schlimmsten Feindes. Ihr Onkel ist todt. Sie sind gern sein Erbe. Erben Sie auch unseren Haß! Er wird Ihnen in ungebrochener Fülle zugemessen!

Egon. Und warum? Was hab ich Ihnen, was hab ich Ihrem seligen Vater gethan?

Martha. Was? Sie stehen auf diesem Boden und nennen ihn den Ihrigen!

Egon. Er ist es!

Martha (lachend). Und durch welches Recht!

Egon. Durch ein Recht, das nicht bestritten werden konnte, das, wie Ihre Familie in allen drei Instanzen erprobt hat, unanfechtbar ist.

Martha. O über das schöne Recht! Am Spieltisch, in der Weinlaune, in der Hitze thörichter Leidenschaft wird es geschaffen zwischen Nacht und Morgen, wie ein Verbrechen, das den Tag scheut. Eine vornehme Passion! Eine vornehme Sache das um so ein Recht! . . . und vornehm wahrlich, wenn man sich darauf beruft und es ausnützt!

Egon. Mein Himmel, Cousine, Sie reden, als ob ich Aermster Ihren Herrn Vater — Gott hab' ihn selig! ihn wie meinen guten Onkel Otto! — mit gebundenen Händen zum Spieltisch geschleppt und ihm allda Geld und Gut gewaltsam aus der Tasche gezogen hätte. Ich, der ich keine Karte kenne!

Martha. Ihr sauberer Herr Onkel kannte sie um so besser!

Egon. Er kannte sie nicht besser, als — verzeihen Sie der Wahrheit, die laut werden will — Onkel Otto kannte die Karten nicht besser, als Ihr eigener Herr Vater sie kannte; er liebte das Spiel nicht mehr, als eben dieser es liebte und übte.

Martha. Sagen Sie nichts gegen meinen todten Vater!

Egon. Ich denke nicht daran! Aber glauben Sie wirklich, der Selige, den Sie lieben, würde, wenn mein Onkel Geld und Gut verspielt hätte, nicht auch genommen und behalten haben, was ihm mit Fug und Recht zukam? Ei der Tausend, wer sich zum Spiel setzt, der willigt von vorn herein in den Verlust! (Es ist allmählich noch dunkler [nicht finster] geworden.)

Martha. Und grämt sich dann zu Tod vor Weib und Kind! (Verhüllt sich die Augen.)

Egon (theilnehmend). Mein Gott . . . Cousine . . . Fräulein Martha . .

Martha (ausbrechend in Heftigkeit). Ich verbitte mir, daß Sie mich bei meinem Vornamen, daß Sie mich verwandt nennen! Ich bitte Sie, daß Sie mich allein lassen und mich nicht wieder kennen, sollt' es der böse Zufall wollen, daß wir uns noch einmal begegnen.

Egon. Werden Sie doch ruhig! nehmen Sie doch Vernunft an! Ich bin wirklich nicht aufdringlich und wünsche von Herzen, Ihren Schmerz, so kränkend er sich gegen mich geberdet, zu schonen. Aber ich kann Sie doch jetzt nicht, hier im Walde nicht allein lassen! Bei diesem Wetter! Der Abend sinkt, das Wetter bricht los, und auf eine halbe Stunde ist keine Menschenwohnung zu erreichen.

Martha. Gleichviel! Ich bin vertraut mit dem Walde. Und ich bitte Sie dringend, mich zu verlassen!

Egon. Fürchten Sie sich denn nicht?

Martha. Ich fürchte nicht. Ich hasse nur.

Egon. In Gottes Namen, hassen Sie mich, aber dulden Sie mich in Ihrer Nähe, nur so lang bis andere Hilfe, andere Begleitung für Sie kommt. Ich will kein Wort mit Ihnen reden, ich will Sie nicht einmal ansehen, so leid mir's thäte, ich will nur Ihr Wächter und, wenn's sein muß, Ihr Schutz im Walde sein.

Martha. Davor sei Gott! Egon Eichstädt mein Schützer. Hahaha! (Lacht.)

Egon. Nu nu! Die Landstraße geht hart am Waldrande vorbei. Ihr Claus hat mir vor Kurzem selbst gesagt, daß sich oft recht verdächtiges Gesindel hier herumtriebe, darauf man Acht haben müßte.

Martha. Je nun, mir soll jedes Landstreichers Gesellschaft lieber sein, als die eines Menschen, der sich an unserem Unglück bereichert hat, der am Tode meines Vaters zum Mitschuldigen geworden ist.

Egon (verletzt). Brr! das ist sehr deutlich . . . Ich habe die Ehre, mich dem Fräulein von Strohberg zu empfehlen, und wünsche nur, daß Ihnen hier nichts Unerfreulicheres begegnen möge als dero ergebenster Diener. (Verbeugt sich.)

Martha (spöttisch). Das Unerfreulichste geht eben vorüber.

Egon. Ich danke verbindlichst! (Reicht ihr die Flinte hin.) Behalten Sie wenigstens mein Gewehr hier. Man kann Zudringliche damit erschrecken . . . (Stellt es, da sie nicht antwortet, in die Hütte und wendet sich dann rasch zum Abgehn nach rechts, für sich) Trotzkopf! Und sie hatte mir so verdammt gut gefallen! (Kehrt sich im Abgehn nochmals nach Martha um.) Sie ist wirklich bildhübsch!

(Während Martha unter das Vordach der Hütte links tritt und Egon abgehen will, schmettert im Hintergrund fern ein Blitz durch den Wald, und der Donner grollt langathmig darnach. Es wird noch dunkler, und man hört es deutlich regnen).

Martha (die Augen verhüllend). Ah!

Egon (sich noch, während es donnert, nach ihr umwendend) Haben Sie gerufen? . . . Ist Ihnen . . .

Martha. Nichts, nichts! . . . Adieu!

Egon (achselzuckend sie betrachtend) . . . Adieu! (Sie macht am ganzen Leibe zitternd eine heftige Bewegung, als wollte sie ihn zurückrufen, kämpft aber die Anwandlung nieder und drückt sich abgewandt in die Ecke unter dem Vordach links. Er kehrt sich, eh er abgeht, noch einmal wie fragend, wie eine bessere Regung erwartend nach ihr um und geht dann, da sie ihm starr abgewandt bleibt, rechts weiter.)

Egon. Ich meine, die Füße wurzeln mir in dem Boden, wenn ich sie noch lang ansehe. (Wie vom Regen durchschauert, nach oben blickend.) Und dieses Schandwetter! Nicht meinen Jagdhund schickt' ich vor die Thür! Nichts desto weniger Adieu! Aber weit geh ich nicht. Brr! Heiliger Onkel Otto,

hast Du nicht irgendwo im Wald einen Regenschirm stehen lassen? . . .
(Er schlägt seinen Rockkragen hoch oder nimmt sonst eine Hilfe gegen den Regen vor, steckt die Hände in die Taschen und geht mit großen Schritten links in der zweiten Coulisse ab.)

7. Scene.

Martha (allein unter dem Vordach der Hütte. Man hört es immerfort deutlich regnen, doch so, daß es während der Rede die Worte des Schauspielers nie stört, geschweige gar übertönt). Mir zittern alle Glieder . . . vor Schreck . . . vor Furcht. Pfui über das schwache Geschlecht! Wär' ich ein Mann, ich lachte der Schrecken der Nacht, des Ungewitters und der Einsamkeit, während ich hier im Regen schaudernd harre und die Hände aufheben möchte, um zu bitten: Lassen Sie mich nicht allein hier! Ich komme mir vor wie ein Kind, das seines Vaters Schwert zu führen sich vermaß — und dem die schneidige Last wider Willen aus schwächlichen Händen gleitet. So fühl ich mich zu schwächlich, den Haß meines Vaters zu halten und zu führen, und er entgleitet meinem Muth — warum? weil sich eine Wolke über dem Wald ausschüttet. Schwächling, Feigling, elendes armseliges Ding, das ich bin, und das nichts kann als weinen, weinen und sich fürchten! . . . Aber nein, ich will nicht weinen! Weint doch der Himmel gerade genug! Und ich will mich nicht fürchten, will mich nicht von mädchenhafter Angst niederdrücken lassen. Nein, ich bin eine Strohberg! Ich will nicht, will mich nicht fürchten!

8. Scene.

Martha unter Dach. Von rechts aus der ersten Coulisse kommt ein reisender Handwerksbursche. Man hört heftig regnen, und in der Ferne donnert und blitzt es zuweilen, wie in den beiden vorigen Scenen.

Handwerksbursch (recht wie ein Strolch aussehend, einen Regenschirm in der Hand, der aber die längsten Löcher hat. Im Auftreten). Nun soll mir ein ehrlicher Mensch sagen, in was für Calamitäten so ein armes Luderchen wie unsereins gerathen kann. O weh, o weh, o weh! Naß bis auf die Haut! Und kein Fach, kein Dach seit Stunden! Und dabei das Blitzen! Mitten im Wald! Wie leicht schlägts an so 'nem Baumstamm runter, der arme Mensch geht gerade daran vorbei, und futsch ist er, Gott hab ihn selig! Herr Jeses, das Regnen! Und der Schirm! (Rennt gegen einen Baum.) Au, au! Und die Finsterniß! Der Wald ist wie verhext.

Martha (für sich). Geht da nicht wer? Wagt er es zurückzukehren?

Handwerksbursch (hat sich an der rechten Ecke der Hütte gestoßen, für sich). Was ist denn das wieder für eine egyptische Plage? (Tastet die Balken entlang.) Das ist ja ein Haus oder so was dergleichen? Juchhe! Unter Dach! Geschwind!

Martha (schreiend). Wer da?

Handwerksbursch (unter dem Vordach). Gut Freund! Will sagen ein armer Reisender. (Den Hut in der Hand.) Bitte gar schön um einen Zehrpfennig. Sie dürfen sich bei der Finsterniß auch in Ihrem werthen Portemonnaie vergreifen und es mehrere Pfennige sein lassen.

Martha. Gehen Sie!

Handwerksbursch. Da müßte mein Herz ein Narr sein!

Martha. Gehn Sie! Was wollen Sie hier?

Handwerksbursch. Die Frage! Unterstehen will ich. Bei dem Hundewetter werden Sie einem armen Teufel doch soviel gönnen!

Martha (für sich). Ich fürchte mich zu Tode neben diesem unheimlichen Strolch.

Handwerksbursch (sie genauer betrachtend). Hören Sie einmal, Sie sind ja bildhübsch! und da sitzen Sie ganz mutterseelenallein im wilden Wald spazieren? Na, na, na! (Schaut sich um). Wirklich ganz allein? (Schaut in die Hütte, für sich). Wirklich allein! Ah, das ist gut!

Martha (ängstlich). Gehen Sie doch!

Handwerksbursch. Bei dem Wetter? Beileibe! . . . (freundlich) Rücken Sie lieber ein wenig. Gelegenheit macht Diebe, und es haben wohl unser zwei auf der Bank da Platz (singt)

Und neben schönen Fräulein, da sitzt sich's wunderschön!

(spricht) Schatzkind, wie haben Sie sich denn hierher verlaufen?

Martha. Stehen Sie auf! Rühren Sie mich nicht an!

Handwerksbursch (zudringlich). Nur ein ganz kleines bissel. Das Wetter macht einen gar so schaurig, und da rückt man gern näher zusammen.

Martha (springt auf, ergreift das Gewehr und schreit). Lassen Sie mich oder ich schieße! Hilfe! Claus! . . . (nach einiger Ueberwindung) Egon! Egon!

Handwerksbursch. Lächerlich! (Faßt das Gewehr, sie ringen und der Schuß geht los).

9. Scene.

Die Vorigen. Egon von rechts aus der zweiten Coulisse mit fliegendem Schritt.

Egon. Das war ja ein Schuß oder narrt mich der Donner . . . War mir's doch auch, ich hörte mich beim Namen rufen?

Handwerksbursch (hat die Waffe an sich genommen). Spiele nicht mit Schießgewehren!

Egon (vor der Hütte). Fräulein von Strohberg! . . . Sind Sie noch hier . . . und in Gesellschaft?

Martha. Um Gotteswillen, befreien Sie mich von diesem Strolch!

Handwerksbursch. Ah, ah, ah! Strolch?! Bitte sehr! Ich bin ein ehrsamer Handwerker.

Egon. Wer Sie auch sein mögen, wie kommen Sie zu meiner Flinte? Her damit!

Handwerksbursch. Sachte, Männchen! Der zweite Lauf ist noch geladen!

Egon. Her damit, sage ich! (Sie ringen um die Flinte. Egon wird einen Augenblick zurückgeworfen. Wie er wieder angreifen will):

Handwerksbursch (für sich). Halt Natur! Laß es an einem Mal genug sein! . . . Und Du, o Herr, führe uns nicht in Versuchung!

Egon (der sich während der vorigen Worte einen Baumast vom Boden aufgelesen hat und nun zum Schlagen ausholt). Her mit der Waffe! . . .

Handwerksbursch. Na, meinetwegen! Da haben Sie sie! Weil Sie gar so höflich darum bitten und weil das Wetter gar so schön ist . . . Leben Sie wohl alle Beide miteinander! Weiter um einen Wald! (Geht links ab.)

10. Scene.

Egon. Martha.

Martha (auf die Bank sinkend). Mein Gott! Ich bin mehr todt als lebendig.

Egon (dem Handwerksburschen nachsehend). Er geht (nach oben) und der Regen hat aufgehört . . . Ich habe beides nicht erwartet. Aber gut war's doch, daß ich mich nicht zu weit entfernte. (Zu Martha.) Wie ist Ihnen?

Martha. Ich danke. Der Schreck sitzt mir in allen Gliedern.

Egon. Und der Fuß?

Martha. Schmerzt . . . Ich kann nicht aufstehen . . . Aber ich möchte Ihnen danken. Es war brav von Ihnen, dem bewaffneten Mann so energisch entgegen zu treten. Sie sind ein muthiger, ritterlicher Mensch. Ich versage Ihnen Dank und Anerkennung nicht. Es braucht sonst in unseren Beziehungen nichts geändert zu werden.

Egon. Aber Sie begreifen nun doch auch, daß ich Sie hier nicht allein lassen kann. (Da Martha schweigt) Darf ich bleiben?

Martha (weinerlich). Ich kann leider nicht nein sagen. Ich muß Sie sogar bitten zu bleiben . . . aber, bitte, drüben auf der anderen Seite! Ganz weit drüben! (Egon stellt sein Gewehr in's Haus, nimmt dann am anderen Ende auf der Bank links vor der Thüre Platz.)

Martha (für sich). Courage hat er! (Blickt verstohlen nach ihm.)

Egon. Darf ich mit Ihnen reden?

Martha (schüttelt das Haupt verneinend).

Egon. Von ganz gleichgiltigen Dingen? . . . Vom Wetter?

Martha. Das Wetter wird durch Reden nicht besser gemacht.

Egon. In der That. Es tropft schon wieder! (Die Hand ausstreckend.) Es regnet.

Martha (sich einhüllend). Es gießt! Ach, Du meine Güte! Hätten wir doch den Strolch nach dem Schlosse gesandt um einen Wagen! . . .

Egon. Wir konnten ihm ja den Weg nicht angeben. Seien Sie froh, daß er fort ist.

Martha. Ob ich froh bin!

11. Scene.

Handwerksbursch kehrt zu den Vorigen von links zurück.

Handwerksbursch. Ist das die Hütte? ... Ja, Gott sei Dank!

Martha. Da ist der Mensch wieder!

Egon (aufspringend). Zurück!

Handwerksbursch. Mein gutestes Herrchen, meine verehrteste Dame, Fräulein oder Frau, nichts für ungut! Bei dem Wetter jagt man keinen Hund vor die Thür. Ich bitte, lassen Sie mich unterstehn.

Egon. Bewahre!

Handwerksbursch. Sagen Sie was Sie wollen, thun Sie was Sie mögen, schießen Sie meinetwegen ein ganzes Rottenfeuer allein ab ... ich bleibe! ... (Tritt unter Dach.)

Egon. Mein Gewehr! (Will ihm nach.)

Martha (steht auf und hält ihn am Arm fest). Lassen Sie ihn! Der arme Teufel ist tropfnaß, und der Regen schüttet so unbarmherzig herunter ...

Egon. Aber ...

Martha (setzt sich wieder). Wenn Sie hier sind, fürcht' ich mich nicht. Und genauer betrachtet, ist er wohl auch nicht so furchtbar.

Egon (ihre Hand bleibt in seiner). Wenn Sie meinen.

Handwerksbursch (den Kopf aus der Thüre streckend). Nu sehn 'Sie: jetzt vertragen wir uns alle Drei hübsch friedlich miteinander.

Martha (die Hand zurückziehend). Alle Drei?

Handwerksbursch. Ei ja! Ich mich hier drinnen unter Dach und Fach und Sie sich mit Ihrem Herrn Gemahl oder Bräutigam, was er nun eben ist!

Martha (entrüstet). Der Herr?!

Egon (leise). Aber ich bitte Sie, Fräulein, der braucht doch nicht zu wissen, daß wir uns heute zum ersten Mal sprechen. Wie soll man das solch einer Natur in Kürze erklären!

Handwerksbursch (zu Egon). Warum setzen Sie sich denn nicht näher zu Ihrem Fräulein Braut? Immer dichte ran! Thun Sie doch, wie wenn Sie hier zu Hause wären! Ich will nicht stören. Ich verschwinde. (In die Thüre der Hütte zurück.)

Martha (zu Egon, der sich näher neben sie gesetzt hat, leise). Das ist wider die Abrede, mein Herr.

Egon (leise). Dulden Sie mich doch in Ihrer Nähe! Gönnen Sie mir ein Wort im Vertrauen!

Martha (verletzend). Ich muß ja wohl!

Egon. Müssen? Nein! (Will aufstehen. Da erscheint)

Handwerksbursch (wieder über der Thür). Erlauben Sie gütigst! Hier drinnen auf dem Tisch steht so was, das sieht aus ... das duftet so, wie ... wie ein Jägerfrühstück. Ich habe seit sieben Stunden keinen

Bissen gegessen, bin seit fünf Stunden zu Fuß, seit zwei Stunden im Regen. Wenn Sie die Gastfreundschaft so weit treiben wollten, mir nur einen kleinen Happen, so'n Bemmchen mit was drauf . . .

Egon. Nehmen Sie was Sie wollen, essen Sie, soviel Ihnen beliebt, aber lassen Sie uns in Frieden!

Handwerksbursch. Mit dem denkbar größten Vergnügen! (Verschwindet).

Egon (für sich). Hoffentlich giebt er nun Ruhe! (Leise zu Martha) Cousine!

Martha. Mein Herr!

Egon (leise). Nicht so schroff! Und wär es nur des lieben Scheines willen, gönnen Sie mir freundliche Rede! Wollen Sie vor dem Menschen da mich schlecht behandeln? Was soll er denken? Und, wenn wir uns zanken, wird er für einen von uns Beiden Partei ergreifen. Wünschen Sie sich solchen Parteigänger?

Martha. Gewiß nicht!

Egon. Nun also! Denken Sie für diesen kurzen Regenabend, es wäre nichts geschehen, was uns entzweite . . .

Martha. Das denkt sich auch so leicht . . . so auf Commando!

Egon. Und ist denn wirklich etwas geschehen, was uns entzweien muß! Bin ich für den Rechtssinn meines Onkels, sind Sie für die Spielwuth Ihres Vaters verantwortlich? Wenn es der Besitz ist, der uns entzweit: ich werf' ihn von mir. Ich bin reich genug, die paar Morgen Wald und Feld zu entbehren, und bin glücklich, wenn Sie sie wieder zurücknehmen wollen, als Ihr rechtmäßiges Erbe . . .

Martha. Niemals!

Egon. Warum nicht? Ich habe keine Freude mehr an diesem Eigenthum, wenn Ihr Haß darauf wächst. Mir ist es als Besitz nur werthvoll, wenn es mich zu Ihrem lieben Nachbar macht; mir ist es ein Gräuel, wenn es mich nur von Ihnen trennt . . .

Martha. Meine Mutter würde nicht in solch ein Anerbieten willigen. Und wenn auch sie . . . ich niemals!

Egon. Aber vielleicht in ein anderes, das mir noch lieber wäre.

Martha (erhebt sich halb). Sie meinen doch nicht etwa gar? . . .

Egon. Jawohl, das mein' ich . . . Und es liegt in unserer Situation so nahe, daß selbst (nach der Hütte deutend) solch ein Rauhbein diese Lösung errathen muß.

Martha. Sie mißbrauchen meine traurige Lage!

Egon. Nicht doch! Ich verstehe sie nur, verstehe den tieferen Sinn dieser Schickung.

Martha. Schickung?!

Egon. Ja. Mir ist nicht anders zu Muth, als hätte der herbe Wille unserer verklärten Alten uns heut und so zusammengeführt. Alles, was wir seit einer Stunde erlebt haben, muthet es nicht auch Sie an

wie Schickung von oben? Zwei junge Menschen, die arglos, ohne an einander zu denken, am Morgen sich erheben und Abends an einem menschenöden Ort mitten im Walde gefangen sitzen, ohne sich trennen zu dürfen, und so zu Schutz und Trutz aufeinander angewiesen, wie wir. Ja, mein Fräulein, ich glaube fest, daß die beiden alten Freunde droben in Walhall sich gefunden, verglichen und ausgesöhnt haben und daß sie droben bei einander sitzend, wie wir hier unten, nur etwas näher, (rückt näher) beschlossen haben wie folgt: Auf streitigem Grund und Boden führen wir die unwissenden Kinder zusammen, binden dem Einen den Fuß und dem Andern den Arm und lösen sie nicht eher, denn daß auch sie dem Haß und Hader ein fröhlich Ende bereiten und sich die Hände reichen zum ewigen Bunde, den Gegenstand des Haders in gemeinsamen Besitz nehmend, damit unserer Sünde Folge vom Erdboden verschwinden und wir Beide wieder ruhig darunter schlafen können. — Martha ... Fräulein Martha, spricht in Ihrem Herzen keine solche Stimme? (Martha sieht innerlich kämpfend, stumm zu Boden).

Handwerksbursch (aus der Hütte, über der Thür erscheinend). Entschuldigen Sie, ist das Caviar?

Egon (entrüstet über die Störung). Ja! ... Und Caviar für's Volk wie mir scheint!

Handwerksbursch (nickt vergnügt und kaut, mit Zeichen des Behagens über die Halbthüre gelehnt, ruhig weiter).

Egon (der aufgesprungen ist, für sich) Gegen den muß ich einmal meine Beredsamkeit in's Gefecht führen. (Gegen den Handwerksburschen mit erhobener Stimme.) Mensch, wir haben Ihnen Obdach gewährt vor dem Unwetter, wir haben Ihnen ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Abendbrot in Gestalt von kaltem Entenbraten, Caviarschnitten und Cognac aufgetischt ... wir erwarten dafür nichts weiter, als daß es Ihnen gut schmeckt und Sie uns in unserer Unterhaltung nicht stören. Sie aber stören uns immer wieder! Wollen Sie bei den sogenannten gebildeten Ständen das Vorurtheil wachrufen, daß es dem deutschen Arbeiter an Zartgefühl, an Schicklichkeitsgefühl, an edlen Rücksichten gegen Andere gebräche ...

Handwerksbursch. Herr Jemine, die Stimme! Ja freilich! das ist ... (Verschwindet, um gleich darauf herauszukommen).

Egon (derweilen weiterperorirend). Wie soll der aufrichtige Freund der arbeitenden Klassen solch kopflosem Gebahren gegenüber ...

Handwerksbursch (sich an Egon drängend). Ja, ja, Sie sind's! ... Die Stimme in diesem Ton kenn' ich am jüngsten Tag noch aus hunderten heraus! Daß ich Sie nur nicht gleich erkannte?! Daran ist das verdammte Unwetter Schuld. Ach Gott, ach Gott!

Egon. Was hat er denn?

Handwerksbursch. Ja, kennen Sie mich denn nicht wieder?

Egon. Durchaus nicht! Sie irren sich in der Person!

Handwerksbursch. Ich mich irren?

Martha. Was soll das?

Handwerksbursch. Waren Sie nicht einmal in Zwickau beim königlichen Strafgericht?

Egon. Allerdings! Ich verdiente mir dort meine Sporen zum Assessor. Ich vertheidigte dort einige Spitzbuben . . .

Handwerksbursch. Nun sehen Sie, einer von den Spitzbuben war ich!

Martha (springt geängstigt auf). Um Gotteswillen!

Handwerksbursch (zu Martha) Ach, denken Sie nichts Böses! Nur so zwei Jährlein Zuchthaus. Ein bischen Körperverletzung ohne Ehrverlust. Es war, weiß Gott, nicht bös gemeint gewesen . . .

Martha. Ein Zuchthäusler! Ach! (schreit auf und will davonlaufen, kommt aber nicht weit und setzt sich wieder).

Egon. Fürchten Sie nichts!

Handwerksbursch. Nein, Fräulein, fürchten Sie nichts! Mein Leben für den Mann!

Martha. Sie kennen den Herrn?

Handwerksbursch. Herrn Assessor von Eichstädt? Egon von Eichstädt? Ich den nicht kennen? Oh!

Martha (für sich). Wirklich? Seltsame Begegnung!

Handwerksbursch. Wenn Sie den Mann kennten wie ich . . .

Egon (unterbrechend). Seien Sie nur ruhig! Was ist denn auch an unserer Bekanntschaft?

Martha (für sich). Die Bekanntschaft mit einem Spitzbuben! (Zuckt die Achseln).

Handwerksbursch. Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er so dastand im langen Talar wie ein schwarzer Schutzengel! Wenn Sie ihn gehört hätten, wie er sprach . . . mit der Stimme sprach: Meine Herren! sprach er, und . . . Na, ich armes Luderchen kann's ihm nicht nachmachen, ich weiß auch die Worte nicht mehr . . . Aber schön war's . . . Mir liefen die dicken Thränen über beide Backen, so gerührt war ich . . . Ich! . . . Aber die Herren Richter, die hartgesottenen Menschen, die waren nicht gerührt. Die hatten Wachs in den Ohren, von dem Wachs, woraus die Nase der Gerechtigkeit gemacht sein soll . . und sie verknurrten mich unbarmherzig, wie's der Andere, der Hetzhund der Gerechtigkeit, den Staatsanwalt mein' ich, vorgekläfft hatte. Vollgestrichene zwei Jahre mußt' ich aushalten! Zwei lange Jahre! Was für Jahre zwei! (Wischt sich die Augen).

Egon (ungeduldig). Na, also!

Martha. Und für zwei Jahre Zuchthaus, die Sie nicht einmal verdient zu haben glauben, sind Sie Ihrem ungeschickten Vertheidiger so dankbar?

Handwerksbursch. Ja! das bin ich! . . . Denn während ich mir in den zwei Jahren die Lippen abnagte vor Gram und Sorge, daß

meine alte Mutter, beschimpft und verlassen, Hungers sterben würde, gab ihr der Mann da, der ungeschickte Vertheidiger, ehrlich zu verdienen . . . Und als ich wieder an's Licht der Freiheit herauskam und nicht aus, nicht ein wußte, wie den gerechten Mitmenschen unter die Augen treten und wo einen Lebensunterhalt erarbeiten, um nicht wieder der grauen Jacke zu verfallen aus Verzweiflung: da hatte der ungeschickte Mann dafür gesorgt durch ein gutes Wort hier und dort, daß ich wieder wie ein ehrlicher Christenmensch mein Brot erwerben und mich allmählich wieder unter die Anderen einreihen durfte, meiner selbst sicher.

Martha (zu Egon). Das haben Sie gethan? Für einen fremden Menschen?

Egon. Mein Gott, was ist dabei! Er war mir ja nicht mehr fremd, und ich fühlte mich gewissermaßen verpflichtet. Bei einem gewandteren Vertheidiger wär' er unfehlbar freigesprochen worden. Ich hatt' ihm durch mein Ungeschick zwei Jahre Zuchthaus auf den Hals geredet — was Wunder, daß ich ihm dann ein wenig behilflich war, nicht ganz zu verkommen! Ist nicht des Aufhebens werth!

Martha (unwillkürlich) Herr von Eichstädt, Sie sind ein braver Mann!

Egon. Martha!

Handwerksbursch (zu Martha). Danken Sie Gott, daß Sie an den Mann gekommen sind!

Martha. Was fällt Ihnen ein?!

Handwerksbursch (ohne sich irre machen zu lassen). Ich weiß ja freilich nicht, wie lieb Sie ihn haben, Fräulein! Aber ich sag' Ihnen, Sie können ihn gar nicht lieb genug haben. Er wird Sie glücklich machen! Er ist der beste Mann unter der Sonne! Aber wenn auch Sie ihn einmal recht glücklich machen werden, . . . wenn Sie einmal seine liebe Hausfrau und die Mutter seiner schönen Kinder sein werden . . .

Martha (sich abwendend). Oh!

Handwerksbursch (fortfahrend). Dann soll er daran denken, daß ein armes, altes Mütterchen, das er vor dem ärgsten Elend bewahrt und das ihm die Rettung ihres Sohnes gedankt, fleißig für ihn gebetet hat, auf daß es ihm wohlergehe auf Erden!

Martha (sich abwendend, leise für sich). Ich kann nicht . . . Ich darf nicht!

Egon (der es bemerkt hat, zum Handwerksburschen). Sie irren sich, lieber Mann. Das Fräulein . . . ist gar nicht meine Braut . . .

Handwerksbursch. Nicht Ihre Braut? . . . Na, was denn?

Egon. Nur der Zufall . . . das Unwetter hat uns hier zusammen aufgehalten.

Handwerksbursch. Wie schade!

Egon. Sie bringen die Dame und mich selbst in Verlegenheit mit solchen Redensarten.

Handwerksbursch (bald die Eine, bald den Anderen enttäuscht anblickend). Bedaure unendlich!

Egon. Aber Sie könnten uns Beiden einen großen Gefallen thun.

Handwerksbursch. Ich . . . Ihnen? Jeden, welchen Sie befehlen, Herr Assessor.

Egon. Als Sie des Weges herkamen, bemerkten Sie da nicht nahe an der Landstraße ein Schlößchen mit vier Thürmen, in einem großen Garten gelegen?

Handwerksbursch. Jawohl! Ein breites Thor aus Schmiedeeisen und rechts und links auf einem Sandsteinpfeiler einen Löwen, der wie ein Pudelhund aufwartete und die Pfötchen gab, etwa so!

Martha. Ganz recht, das ist das Gartenthor von Strohberg.

Egon. Würden Sie den Weg zurückfinden?

Handwerksbursch. Ich glaube wohl, wenn's nicht allzu rasch finster wird.

Egon. Der Regen hat nachgelassen, und Sie haben sich gestärkt. Eilen Sie dorthin und berichten, das Fräulein von Strohberg habe sich, im Walde über eine Baumwurzel fallend, Schaden gethan und sitze hier, unfähig, mit dem Fuß aufzutreten, vor der Borkenhütte. Man solle unverzüglich anspannen und sie mit einem bequemen Wagen abholen. Wollen Sie das bestellen?

Handwerksbursch. Was Sie befehlen, Herr Assessor, schnurstracks. Nur . . . . was das Wetter anbelangt, da gucken Sie sich einmal die Wolke an, die dort heraufzieht, ein schwarzer Riesensack voll Hagel, Blitz und Schlag. Aber gleichviel, windelweich oder strohtrocken, für Sie, Herr Assessor, durch Wasser und Feuer! (Ab in die Hütte).

Martha. Köstlicher Einfall! Wenn er nur den Weg nicht verfehlt!

Egon. Wenn nur das Wetter nicht zu früh losbricht!

Handwerksbursch (erscheint wieder mit Hut und Ranzen und Schirm).

Egon. Eilen Sie!

Martha. Ja, bitte, eilen Sie.

Handwerksbursch. Was ohne Flügel an den Füßen gemacht werden kann, soll geschehn. Aber es ist weit! Lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden, und Gott befohlen, meine Herrschaften! (Ab nach rechts. Egon sieht ihm, halb in der Coulisse, nach.)

12. Scene.

Martha allein, Egon in der Coulisse.

Martha (horchend). Sein Schritt verhallt . . . Wann kommt er wieder?! Bald . . . Was hämmert das thörichte Herz so heftig? Aus Ungeduld? . . . (Schüttelt verneinend den Kopf). Nein! Weil Du wieder mit Jenem ganz allein bist! Oh!

Egon (in die Coulisse rufend): Bravo! Nur so frisch weiter! . . Hopp, hopp!

Martha (wie halblautes Denken schlicht vor sich hinzusprechen):

Mein ganzes Sein fühlt sich zu ihm getrieben.
Schön ist sein Angesicht, sein Herz voll Muth,
Und edel ist er, hilfreich, treu und gut,
Und doch . . . ich darf mich nicht in ihn verlieben!

Ich soll ihn hassen, ist mir vorgeschrieben,
Geschrieben mit des eignen Vaters Blut,
Das er vergoß in ungestillter Wuth,
Da nichts ihm als sein Haß und ich geblieben.

Wohl dünkt mich heut, er lächelt in Verklärung,
Derweil mich bange Zweifel hier beschleichen
Und Neigung kämpft mit Pflicht und mit Verehrung.

Darf Liebe jenen alten Haß begleichen?
Dann gönne, Vater, Deinem Kind Belehrung!
Ich fleh' Dich an: gieb mir ein sichtbar Zeichen!

13. Scene.

Martha. Egon (von rechts zurückkehrend).

Egon (die Hand ausstreckend und nach oben sehend). Es fängt, weiß Gott, wieder von Neuem an zu regnen und zu blasen. Puh, die schwarze Wolke! (Zu Martha tretend, sie einhüllend) Getrost, mein Fräulein, noch diesen letzten ärgsten Guß ausgehalten, noch die letzte Viertelstunde in Geduld verbracht, und die Erlösung ist da. Im bequemen Wagen sorgsam gebettet, rollen Sie dann sachte dem Heimathause zu und lächeln morgen früh über das kleine Abenteuer im Walde, das Ihnen ein Bischen bange gemacht hat.

Martha. Ein Bischen? Ich danke!

Egon. Darf ich mich morgen — oder übermorgen nach Ihrem Befinden erkundigen?

Martha. Thun Sie's lieber nicht!

Egon. Ihrer Frau Mutter wegen?

Martha (schüttelt das Haupt verneinend).

Egon. Werden wir uns nicht wiedersehen?

Martha. Nein!

Egon. Ah! (Kleine Pause). Hassen Sie mich noch immer . . . wie — die Sünde?

Martha. Nein, ich hasse Sie nicht mehr. Warum soll ich lügen? Ich habe — wider Willen, ja doch! — ich habe Sie als einen braven, vornehm denkenden, liebenswürdigen Menschen erkannt. Und — wider Willen, ja doch! — es thut immer wohl, einen guten Menschen mehr auf dieser Welt zu wissen, die von schlechten wimmelt.

Egon. Die Menschen sind gar nicht so schlecht, wie es Ihnen ein bequemer Pessimismus einredet. Glauben Sie's mir, der ich Jahrelang

Spitzbuben vertheidigt habe . . . und mit welchem Erfolg! Aber gesetzt den Fall, die Guten wären wirklich so rar, wär's nicht ein Grund mehr, daß sich die Guten enger an einander schlössen?

Martha. Ich bin nicht gut.

Egon. O ja!

Martha. Wissen Sie das so bestimmt?

Egon. Ich glaube es zu wissen. Und selbst wenn Sie nicht so ganz gut wären, wie Sie sind, (wärmer) das weiß ich bestimmt, daß ich Sie in meinem Leben nicht mehr entbehren kann.

Martha. Welche Sprache! Wollen Sie mit den letzten Augenblicken unseres Zusammenseins mir die ganze Erinnerung daran verleiden?

Egon. Im Gegentheil, ich will Sie recht oft und recht freundlich an diese wundersam schaurige Stunde erinnern, in der ich Sie wie eine Blume im wilden Walde fand, so hold erblüht und schön wie das Glück meines Lebens!

Martha. Still!

Egon. Seien Sie wahrhaft! Eine Natur wie die Ihrige kann nicht lügen. Es ist unmöglich, daß ein so heftiges Gefühl, wie es jetzt da drinnen in meiner Brust tobt, einseitig auf die Welt käme und nicht den andern mit ergriffe in zweigezüngter Flamme! Ihren alten Haß in Ehren, ich bin Ihnen so wenig gleichgiltig wie Sie mir!

Martha (springt auf, wild). Wer sagt Ihnen das?

Egon. Um Gottes willen, bleiben Sie sitzen! Sie werden sich weh thun!

Martha. Ich will mir weh thun. Ich will mir körperliche Schmerzen verursachen, um den Schmerz da drinnen zu übertäuben. Ja, Sie hellsehender Thor, ja, Sie haben Recht! Sie sind mir nicht mehr verhaßt. Sie sind mir nicht gleichgiltig. Aber Schande auf mich, wenn diese Anwandlung über meine heiligsten Erinnerungen, über meine Kindesliebe, über meine Kindespflicht Herr würde! Ich muß diesen Augenblick vergessen, und ich will und werde es! Verlassen Sie sich darauf!

Egon. Und ich sage nein! Sie werden nicht vergessen! . . Oder vielleicht einmal in späten Jahren, wenn uns süße Erinnerungen nichts mehr anhaben können. Aber so lang Ihr Herz noch schlägt in Jugendlust und Daseinsfreude, so lang die Blumen und der Wald, der sprudelnde Quell und der wolkenjagende Himmel Ihre Brust noch jauchzen und weinen lassen, so lange werden Sie meiner gedenken und dieser Stunde mit wachsendem Seelenschmerz gedenken, wenn sie die letzte bleibt zwischen Ihnen und mir.

Martha. Ich denke mir mein Leben lange schon als kein heiteres . . was thut's! (Wiederholtes, wenn auch noch leiseres Blitzen und Donnern begleitet, ohne das Sprechen zu stören die ganze Scene.)

Egon. Thörichtes Kind, das mit dem Feuer spielt und den Teufel

an die Wand malt! . . . Was ist das menschliche Leben denn? Eine Nacht im wilden Wald wie diese! Der Regen rauscht, die Blitze sprühen, und der Wind rüttelt an allen Pfosten Deines Häuschens. Weh Dir, wenn Du nicht eine Stelle hast, wo Du vor den ärgsten Unbilden Dich flüchten magst und einen treuen Genossen, der Dich, die Schaudernde, an sein sicheres Herz zieht, um mit Dir die lange gefahrumfluthete Lebensnacht zu durchwachen. Das Leben ist arm genug an sich . . man braucht's nicht noch mit Willen ärmer zu machen! Und wenn das Glück sich zeigt, faß es bei der Hand und halt es fest oder Du frevelst! . . . Martha! (er reicht ihr seine Hände hin).

Martha (ohne sie zu berühren). Zwischen Ihnen und mir steht ein Schatten, der meine Hände fesselt.

Egon. Ein Schatten? Ein Phantom, eine Einbildung, ein Nichts!

Martha. Ein furchtbares Etwas! Mein heiligstes Empfinden!

Egon. Unheilig ist der Haß, unchristlich und verwerflich!

Martha. Kindespflicht ist immer gottgeboten.

Egon. Hat Ihr Vater Ihnen geboten, mich zu hassen?

Martha. Ja!

Egon. Er hat mich nie im Leben gesehen.

Martha. Er nahm keinen aus von der ganzen Sippe!

Egon. Das war nur in einem Fieberwahn möglich.

Martha. Schmähen Sie die Todten nicht!

Egon. Todte oder Lebendige, ich trotze Allem, was mich von Ihnen trennt.

Martha. Auch meinem eigenen Empfinden, Thor?

Egon. Auch Ihrem eigenen Empfinden, Thörin! . . . (Sie bei den Händen fassend) Hassen Sie mich doch, wenn Sie können!

Martha (sich ihm mühsam und heftig entwindend). Fluch, Scham und Schande über mich, wenn ich's nicht kann! Ich hab' es doch gekonnt. Ich werd' es wieder lernen! . . . Und lernt' ich's nicht, so wollt' ich, so wahr mir Gott helfe, das Wetter, das dort oben näher und immer näher züngelt, es ballte seinen schwersten Blitz zusammen und schlüg' ihn geradewegs auf mich nieder, daß ein Ende wäre, bevor ein närrisches Herz an sich selber zum Verräther wird!

Egon. Sie freveln!

Martha. Sei's drum! Amen! . . .

(Mit heftigem Donnerschlag zuckt ein Blitz über die Bühne und zersplittert links der Hütte einen Baum, der allmählich zu glimmen beginnt).

Martha (schreit auf) Jesus! (und stürzt sich in Egons Arme, das Angesicht an seiner Brust verbergend. Pause).

Egon (sich allmählich, nachdem der Donnerschlag verhallt ist, fassend, Martha das Haar streichelnd)

Da siehst Du nun, geliebtes Menschenkind,
Wie thöricht oft der Menschen Wünsche sind,

Und wie die Gottheit, die man just verblendet
Um Unthat angefleht und Untergang,
Dir halbwillfahrend es zum Besten wendet!
Du riefst den Blitz, er kam, er schlug und schlang
Den Nachbar Baum, der nun in Flammen endet;
Dich aber warf er jählings voll Erbarmen
An meine Brust, und Du erwachst in meinen Armen!

Martha (aufblickend). O welch ein armseliges, schwächliches Geschöpf ist das Weib! . . . Oh! (Es schaudert Martha noch einmal über den ganzen Leib, und sie birgt abermals das Gesicht an Egons Brust).

Egon (ihr sanft einen Kuß in's Haar drückend). Hatten Sie nicht den Seligen um ein Zeichen gebeten?

Martha (aufblickend). Soll ich für einen Schicksalswink nehmen, was Ihnen niemals etwas Anderes als ein blinder Zufall sein wird!

Egon. Nicht so ganz Zufall . . . Sammeln Sie sich! Kommen Sie zu sich! (Er geleitet sie halb getragen zu der Bank, worauf sie sich erschöpft niederläßt. Egon neben ihr). Mir fällt ein Lied ein, das ich jüngst gelesen. Es paßt so gut hierher. Wie war's doch gleich? (Suchend.)

Ich fiel im Wald und dünkte mich verloren . . .

Martha. Ich kenn's!

Egon. So sag' es!

Martha. Schelm! (Nach kurzem Besinnen):

Ich fiel im Wald und wähnte mich verloren;
Der Götter Willkür und der Menschen Witz,
Der Wildniß Schrecken und des Himmels Blitz,
Sie schienen alle wider mich verschworen.

Da kam, ein Rosenkränzlein auf den Ohren
Und in der Hand den Pfeil, so scharf, so spitz,
Zu meinem hoffnungslosen Rasensitz
Der kleine Gott der Schwärmer und der Thoren.

(Schaudert, stockt und verbirgt das Gesicht mit den Händen).

Egon (fortfahrend, sanft ihre Hände herabziehend).

Du hältst vor seh'nden Augen eine Binde,
Sprach er, allein wie fruchtlos, schwach und klein
Ist Widerstand von einem Menschenkinde,

Wenn die Natur befahl! Ergieb Dich drein!
Thu ab all' alten Groll und Gram geschwinde
Und glaube mir: es hat so sollen sein!

(Kleine Pause, dann hört man hinter der Scene rufen und Hörner blasen).

Martha. Horch! . . . Ein Hornruf . . . Menschenstimmen!

Egon (unwillig aufstehend). Unmöglich! Der Handwerksbursch kann doch in der kurzen Zeit den Weg zum Schloß nicht hin- und zurückgelaufen sein.

(Wiederholte Rufe hinter der Scene, aber schon näher).

Martha. Hören Sie doch nur! . . . (Ruft in die Coulisse) Hier! Hier!

Stimme (hinter der Scene). Wir kommen! . . . Wo? . . . Hier!

(Hornrufe).

Martha (rufend). Zu mir! (Sprechend). Ich erkenne den alten Claus an der Stimme . . . Ist das nicht Fackellicht? Dort drüben!

Egon. Es scheint so.

Martha. Endlich!

Egon. Gott verzeih mir's: mir kommen die guten Leute viel zu früh!

Martha. Wie mögen Sie nur so reden! Ich fiebere vor Schmerzen.

Egon. Ich fiebere auch — aber nicht vor Schmerzen!

14. und letzte Scene.

Die Vorigen. Handwerksbursch und Claus treten mit Fackelträgern und einer Tragbahre, die aus Zweigen hergestellt sein mag, in hellem Haufen auf.

Claus (schier athemlos). Gott sei gelobt! Da sind Sie ja, Fräulein! . . . Wir haben Sie gesucht, wie eine Stecknadel im Hafersack . . . und verzweifelten schon Sie zu finden . . . da begegneten wir zum Glück dem Bruder Straubinger, der sich im Wald verlaufen hatte.

Egon. Verlaufen? Ich dachte, wir hätten ihn auf die richtige Fährte gewiesen!

Handwerksbursche. Nette Fährte das! Bei dieser Finsterniß! Mein Lebtag hätt' ich aus dieser Wildniß nicht herausgefunden, wenn der Waldteufel da nicht mit seiner Laterne gekommen wäre.

Martha (während man ihr auf die Tragbahre hilft). Gott sei Dank! . . . Weiß meine Mutter?

Claus. Die gnädige Frau hat sich halb todt geängstigt. Sie band uns auf die Seele, Sie zu suchen und zu finden, und wenn wir hinter jeden Baum im Walde leuchten sollten. Ich sagte ihr, daß ich . . . dem Herrn da begegnete . . .

Martha. Nun und . . .?

Claus. Das erschreckte sie in's tiefste Herz. Anfangs . . . Dann faltete die gnädige Frau die Hände, wie zum Gebet . . . und sagte nach, einer Weile . . .

Martha. Nun was denn?

Egon. Heraus damit!

Claus. Vetter Eichstädt ist ein Ehrenmann, so viel ich höre — sagte sie — Geb's Gott, daß er mein Kind finde und behüte! Daß sich die Sünden der Väter nicht auch an den Kindern rächen! Gottes Wille geschehe!

Egon (freudig). Amen! . . . (Zu Martha, die jetzt auf den Schultern der Träger erhoben und von den Fackelträgern umringt wird). Martha! . . . Darf ich Sie nunmehr wiedersehen?

Martha (ihm die Hand herabreichend) Vielleicht!

Egon. Ach was, ich geh' gleich mit. Ich muß Sie doch Ihrer Frau Mama heimbringen . . . Das ist nicht mehr als schicklich.

Claus. Vorwärts Ihr Leute! Nicht stillgestanden!

Egon (noch immer Marthas Hand haltend, während der Zug sich formt). Nun geht's wie's im Liede heißt:

Ich bringe Dich zum lieben Mütterlein
Mit Hörnerklang und Fackelschein . . .
Und will um Dich in aller Ordnung frei'n!

Was sagen denn Sie dazu?

Martha (die Achseln zuckend, lächelnd).

Fast glaub' ich selbst: es hat so sollen sein!

Egon. Du Liebe! (Für sich, den Hut lüftend gegen das Publikum) Habe Dank, seliger Onkel Otto, das hast Du schön gemacht!

Claus. Vorwärts, Ihr Leute, mit Hurrah!

Omnes. Hurrah!

(Während sie Alle, Egon dicht neben Martha, mit Hurrah und Hörnerklang über die Scene gehen, fällt der Vorhang.)



Adolf Bastian.

Von

Thomas Achelis.

— Bremen. —

Für die Geschichte der modernen Wissenschaft ist Nichts charakteristischer als das höchst veränderliche Verhältniß, in welchem etwa vom Ende des vorigen Jahrhunderts Philosophie und Naturwissenschaft zu einander gestanden haben. Immer ist es die letzte gewesen, welche ihrer älteren Schwester die unentbehrlichen Materialien für die Construction einer zusammenhängenden Weltanschauung geliefert hat, bis sie sich, in seltsamer Verkennung ihrer eigentlichen Bestimmung, zu einer Gebietsüberschreitung verleiten ließ und die Probleme der Erkenntnißtheorie oder gar der weltentrückten Metaphysik in den Kreis ihrer Untersuchung zog. Dieser Streit über Grenzverletzungen, dieser jähe Sturz der erhabenen Weltweisheit von ihrer so unnahbaren Höhe, diese Katastrophe des ebenso einseitigen und verblendeten Materialismus sind zu bekannte Epochen des logischen Processes, als daß sie hier noch weitläufig erörtert zu werden brauchen; aber es ist dem gegenüber seltsam, daß eine Wissenschaft, welche so recht das innere Verbindungsglied zwischen den beiden alten Gegnern bildet, die Ethnologie oder, mit dem geläufigeren Namen bezeichnet, die *Völkerkunde*, so wenig Gegenstand einer eingehenden Würdigung geworden ist. Freilich ist sie die jüngste Tochter der kinderreichen Naturwissenschaft; aber nicht, wie wir hinzufügen möchten, ihre unbegabteste. Ihrer überraschend schnellen Entfaltung wegen hat sie sich kaum in größeren Kreisen die erforderliche Anerkennung verschaffen können. In der Meinung der meisten Menschen figurirt die genannte Wissenschaft gewöhnlich noch als eine encyclopädische Zusammenstellung alles Wunderbaren und Merkwürdigen,

was auf unserem Erdball existirt; sie ist ein unterhaltendes Raritätencabinet ohne weiteren ernsthaften Hintergrund, höchstens eine Unterabtheilung der Geographie, auf jeden Fall aber jeder culturgeschichtlichen Forschung bei weitem untergeordnet. Daß wir es hier nur mit einem hergebrachten Vorurtheil zu thun haben; daß die Ethnologie oder psychische Anthropologie eine Wissenschaft ist, werth des allgemeinsten und ernstesten Interesses; daß erst sie die inductive Lösung aller derjenigen Räthsel ermöglicht, an welchen eine kühne, aber erfahrungsfeindliche Speculation sich so oft vergeblich versucht hat — diese Wahrheit fort und fort mit prophetischer Stimme verkündet zu haben ist das Verdienst desjenigen Mannes, der zugleich in unermüdlicher Arbeit auf seinen ausgedehnten Reisen die Bausteine zusammengetragen hat, aus denen eine künftige Generation die Wissenschaft von Menschen errichten kann, Adolf Bastians.

Das Leben eines deutschen Gelehrten, so reich es an inneren Erlebnissen und großen Erfolgen sein mag, pflegt meistens still und schlicht zu verlaufen; wenig bringt von seiner emsig schaffenden Thätigkeit an den lauten Markt des öffentlichen Lebens. Das ist auch der Fall bei unserem Forscher. Geboren am 26. Juni 1826 in Bremen, fand er seine Entwicklung in der Epoche der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaft, die sich aus den Banden der allein herrschenden Philosophie befreite und auf eigene Füsse stellte, und deshalb haftet seinem ganzen Denken die charakteristische inductive Methode und Richtung an. Nachdem er anfangs zu Heidelberg Jura studirt hatte — ein Umstand, der ihm später für die Beurtheilung verworrener Rechtsverhältnisse der Naturvölker sehr zu Statten kommen sollte —, wandte er sich in Berlin, Jena und Würzburg den Naturwissenschaften zu und vollendete als Dr. med. seine Ausbildung in Prag. Nun erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, das Wachsthum der menschlichen Gesellschaft und Gesittung an den einzelnen Vertretern auf den verschiedenen Continenten möglichst anschaulich kennen zu lernen. Somit begann er im Jahre 1851 seine weltumspannenden Reisen, die er mit einzelnen Unterbrechungen über den Zeitraum von etwa 25 Jahren ausdehnte, und zwar größtentheils auf eigene Kosten. Es würde ermüden, diese verschiedenen Etappen in topographischer Umständlichkeit genau aufzählen zu wollen; wir begnügen uns deshalb aus der ganzen Fülle nur einige bemerkenswerthe Stationen herauszugreifen, die für die Geschichte der Ethnologie überhaupt bedeutsam geworden sind. Dahin gehört der Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreich Kongo, eine Reise, die den jungen Arzt also mitten in den dunklen Erdtheil führte. Die literarische Frucht dieser sieben Jahre dauernden Fahrt um die Erde war außer einer speciellen, den afrikanischen Erforschungen gewidmeten Arbeit, ein größeres, dreibändiges Sammelwerk: Der Mensch in der Geschichte, mit dem bezeichnenden Zusatz: Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. Die zweite Expedition war dem Studium des in Europa damals noch völlig unge-

nügend bekannten Buddhismus gewidmet, und dieser Zweck wurde dadurch besonders gefördert, daß Bastian während eines sechs Monate dauernden zwangsweisen Aufenthalts in Mandalay durch buddhistische Priester in die verschlungenen Pfade dieses weitverbreitesten aller religiösen Systeme auf das gründlichste eingeführt wurde. Zugleich wurden aber auf dieser fünfjährigen Reise Japan und China durchforscht und die Ergebnisse in einem fünfbändigen Werk: Die Völker des östlichen Asiens, veröffentlicht. Nachdem Bastian 1869 im Verein mit Virchow und R. Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte gegründet (im Jahr 1868 war er mit der Verwaltung der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin betraut), und nachdem sich im folgenden Jahre, wesentlich mit auf seine Veranlassung hin, die Gesellschaft desselben Namens in der Reichshauptstadt gebildet und der kühne Entdecker sich sodann als Privatdocent der Ethnologie dort habilitirt hatte, schloß er sich schon 1873 der bekannten deutschen Expedition an die Loango-Küste an, um die westafrikanischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. Von seinen übrigen Reisen, die sich, wie schon angedeutet, auf sämmtliche Continente erstreckten, erwähnen wir nur noch die überaus fruchtbare Erforschung der polynesischen Inselwelt, wo es Bastian durch die Gunst des Königs Kalakaua gestattet war, ein für die Kenntniß der hawaiischen Mythologie und Theogonie gradezu unschätzbares Manuscript zu übersetzen und beides literarisch zu verwerthen. Neben diesen unermüdlichen Wanderungen über den ganzen Erdball und außer der völlig einzigartigen wissenschaftlichen Productivität Bastians — seine Werke füllen allein schon eine ganz ansehnliche Bibliothek — verdient noch der Umstand besonders hervorgehoben zu werden, daß Bastian mit rastlosem Eifer bestrebt war, für die reichen Schätze der ihm anvertrauten Sammlungen ein würdiges Asyl zu gewinnen. Er kann im gewissen Sinne der geistige Gründer des stolzen Museums für Völkerkunde in der Reichshauptstadt genannt werden, wie er überhaupt immerfort bemüht ist, von allen Seiten Mitarbeiter zu werben für die vielseitigen Aufgaben der umfassenden Wissenschaft vom Menschen. So ist er eine ganz eigenartige Persönlichkeit; auf der Höhe eines arbeitsvollen, immer im Dienst der hohen, ihn völlig beherrschenden Idee thätigen Lebens stehend, ein Wanderer auf unserem Planeten, wie kein Anderer je zuvor, vertraut mit den verschiedensten Idiomen der Völker, ein Schriftsteller trotz der reiferen Jahre und der vielfachen anderweitigen Berufspflichten von so erstaunlicher Schaffenskraft, dabei von äußerster Genügsamkeit in den materiellen Ansprüchen an das Dasein, ist er doch fern von jenem unliebenswürdigen Stolz, der so manche Koryphäen unserer modernen Wissenschaft für gewöhnliche Sterbliche so unnahbar macht. Und dasselbe gilt für sein literarisches Auftreten; während für manche zünftige Vertreter unserer akademischen Bildung ein gewisser rauher Brustton gradezu unentbehrlich zu sein scheint, namentlich wo es sich um sogenannte offene Fragen

handelt, verliert der Altmeister der Ethnologie trotz aller harten und ungerechten Angriffe nie die vornehme Ruhe und Gelassenheit, welche immer ein Kennzeichen einer reifen und tiefdurchdachten Lebensanschauung ist.

Um nun einen näheren Einblick in den Aufbau der modernen Völkerkunde zu gewinnen, wie sie eben hauptsächlich durch Bastian sich gestaltet hat, bedarf es vor Allem einer kurzen Darlegung der Methode, weil von dieser Vorfrage selbstredend Alles andere abhängt. Wie sich diese gleichsam erst an der Hand der leitenden Erfahrung entwickelte — trotz gewisser allgemeiner Principien —, das läßt sich am anschaulichsten an der Darstellung unseres Gewährsmannes selbst beobachten, da sich in und an ihm die Bildung seiner Wissenschaft typisch abspiegelt. Die ganze überwältigende Schwierigkeit der Ausführung des neuen, kaum erst formulirten Programms stand dem jungen Gelehrten schon klar vor Augen, als er sich zu seiner ersten großen Reise einschiffte, aber das schwächte seinen Muth nicht. „Indeß ist in allen Dingen ein erster Anfang zu machen. Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdballe zusammen leben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objectiven und so viel thunlich vorurtheilsfreien Beobachtung erwachsene Product jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie auf's Neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzulange Isoliren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamerem Ueberarbeiten gefürchtet haben, selbst in den Fehler des Theoretisirens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die immer nur falsche und unglückliche Halbheiten bleiben, wenn sie in dem Kopf eines Einzelnen, aus dem Sparren, der in dem Kopfe der Autoren steckt, zusammengezimmert werden, da sie organisch nur aus den sich rectificirenden Discussionen der Literatur erwachsen können." (Der Mensch in der Geschichte, Vorwort S. 16). Trotz dieser objectiven und subjectiven Schwierigkeiten, trotzdem es galt, die neue Wissenschaft erst kritisch zu begründen, sah Bastian sogar schon das erwünschte Ziel klar vor Augen, und das Mittel dazu war die auf naturwissenschaftlicher Basis errichtete vergleichende Psychologie. Das war der Kernpunkt der neuen Weltanschauung, und deshalb richtet unser Verfasser gleich von Anfang an darauf sein Augenmerk. „Die Psychologie" — so erklärt er — „darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung

gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Thier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirendes Bruchtheil figurirt. . . Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, so weit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwicklungsgang einzelner Kasten, statt den der Menschheit, das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit aus verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt." (a. a. O. S. 11). Die landläufige, rein individuelle Handhabung der psychologischen Untersuchung ist damit endgültig verlassen; der Mensch existirt nicht mehr, wie der Utilitarianismus immer noch behauptet, als singuläres Individuum, sondern nur als organisches Glied der gesellschaftlichen Organisation, die ihn geboren hat, und sein ganzes Wesen, alle seine verschiedenartigen Thätigkeiten sind nur die Strahlenbrechungen dieser gemeinsamen psychologischen Kraft, die sich trotz aller topographischen und etnographischen Unterschiede bis auf gewisse übereinstimmende Züge überall gleichmäßig offenbart. Diesen wahren Typus des oft fälschlich als allgemein menschlichen angegebenen Charakters hat erst die vergleichende Ethnologie, zu Folge ihres umfassenden, alle Völker des Erdballs umspannenden Materials entdecken können, obwohl ihn schon, freilich in beschränkterer Form, die Völkerpsychologie erfaßt hat. Es ist letzten Endes nur die Verwirklichung des alten aristotelischen Satzes, daß der Mensch von Natur ein geselliges Geschöpf sei, die sich in dieser Ausführung Bahn bricht; und wie die Sprache längst als ein gemeinsames Erzeugniß dieses socialen Zusammenlebens aufgefaßt wird, so galt von nun an dieser Grundsatz auch für alle anderen Manifestationen des menschlichen Geistes, für Religion, Recht, Sitte, Kunst u. s. w. „Daß nicht wir denken, sondern daß es in uns denkt, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein gewohnt ist, was in uns vorgeht. Es wäre im Grunde ein gleichgültiger Wortstreit, ob man diese unsere Gesammtheit betreffenden Processe als unsere eigene Thätigkeit bezeichnen dürfte, wenn nicht in ihnen selbst graduelle Verschiedenheiten stattfänden, die es festerer Definition wegen

wünschenswerth machten, den Begriff des selbständigen Eingreifens nur auf besondere zu beschränken. Das Naturerzeugniß ist aus der Natur erzeugt, es wächst hervor aus jenem dunklen Bythos, der nicht wegen weiterer Entfernung des Anfanges den Augen entgeht, sondern wegen der Unmöglichkeit, die dort labyrintisch verschlungenen Fäden von Ursache und Wirkung, des Entstehens, Vergehens und Wiederwerdens mit den Blicken zu entwirren; denn nur, wo sich die Wechselbeziehungen des Kreislaufes zu der Unabhängigkeit einer neuen Schöpfung gestalten, darf für diese ein relativer Anfang gesetzt werden, den als absoluten unsere auf Unendlichkeit und Ewigkeit basirte Weltanschauung nicht kennen darf." (Beiträge zur vergleichenden Psychologie, S. 1). Diese Erwägungen betreffen so sehr den ganzen Aufbau unseres modernen Empirismus, daß wir genöthigt sind, einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen; hängt doch von dieser Vorarbeit, von der Festigkeit der tragenden Fundamente die Sicherheit des stolzen Gebäudes ab, das sich die Wissenschaft vom Menschen errichtet hat! Die gesammte moderne Forschung bearbeitet ein verhältnißmäßig eng begrenztes Gebiet, das nach beiden Seiten hin (Anfang und Ende des Geschehens) von den wallenden Wogen eines undurchdringlichen Nebelmeeres den spähenden Blicken entzogen wird. Daher sind alle, häufig mit berechnetem emphatischen Nachdruck eingeführte Untersuchungen über die sogenannten Ursprünge des Seins ebenso wissenschaftlich unzulässig und unberechtigt, wie alle auf fadenscheinige Analogien gestützte Eschatologien über das Ende aller Dinge Aber wohl lassen sich von dieser so abgemessenen Sphäre der deutlichen Erkenntniß sichere Schlüsse über unsere Beziehungen zur Natur im Allgemeinen und zum Weltall überhaupt ziehen — soweit solche Probleme natürlich mit den Mitteln der exacten Kritik lösbar sind. Darüber kann man nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller competenten Instanzen kein Zweifel mehr aufkommen, daß die gäocentrische und anthropomorphe Ansicht über die bevorzugte Stellung unseres Planeten insbesondere unseres singulären Ichs eine unberechtigte und überwundene ist, vielleicht noch wirksam in den breiten Schichten der niederen Aufklärung, aber nicht mehr in der schärferen Atmosphäre der wissenschaftlichen Beurtheilung. Trotz dieser Hinfälligkeit des Individuums ist dieses aber unleugbar der einzige Träger jeder weltbewegenden Idee, jedes Fortschrittes, jeder Wahrheit; es kommt daher Alles darauf an, die Stellung eben dieses Factoren zur Umgebung, zur Welt, zum Kosmos klar zu erfassen. Diese letzte entscheidende Bezeichnung, welche unserem flüchtig verrinnenden Dasein den Stempel der Ewigkeit aufdrückt, findet Bastian in der unausgesetzten, freilich individuell höchst verschiedenartig abgestuften Wechselwirkung des Subjects mit dem harmonischen Kosmos, und dies hoch erhabene und tief ernste Bild hat er mit einer Begeisterung und Wärme entrollt, wie es nur aus einem überquellenden, sich selbst gewissen Gefühl kommt. „Wir schweben in einem unermeßlichen All, wo sich der Raum auf allen Seiten in unabsehbare Formen verliert;

wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft erlischt; wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst. Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unserem Haupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit — aber würde es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden? . . . Wohl zieht bittere Wehmuth ein, der bange Schmerz der Verzweiflung in manches Herz, wenn es plötzlich Alles so öde und leer um sich erblickt, wenn alle die heiteren Phantasiegebilde, die freundlichen Göttergestalten, an deren Munde er als Knabe so gläubig hing, die glänzenden Ideale, für die sich der Jüngling begeisterte, wenn alle wie in ein Nichts verschwinden, in leere Nebel zerfließen. Es sind die Klagen eines verzärtelten Schwächlings, der die Natur nur aus den Fenstern der Ammenstube hatte kennen lernen, der jetzt, wo man ihn hinausgetrieben, vor jedem Windstoß zittert und sich nach seinem weichen Bette zurückwünscht. Wäre unsere Generation in der Schule psychologischer Grundsätze erzogen worden, wir würden die alberne Periode des Weltschmerzes uns erspart haben. In seiner Vollkraft ausgewachsen, muß der Mann in sich die genügende Befriedigung fühlen. Wohl sehen wir rings um uns nur das Walten in ihrer letzten Ursache unverständlicher Gesetze, aber wir sehen sie zusammenwirken im harmonischen Einklang. Wir haben kein festes Ziel, dem wir entgegenstreben, aber wir haben auch die Lüge entlarvt, die uns durch Luftspiegelungen täuschen wollte; wir haben nicht die tyrannischen Launen eines eifersüchtigen Gottes zu tragen, wir fürchten nicht mehr, wenn ein mächtiger Feind unseren Schützer aus dem Himmel treibt, mit ihm in den Abgrund der Vernichtung zu versinken, wir zittern nicht mehr bei dem entsetzlichen Schauspiel, wo der Welt allmächtiger Schöpfer sich selbst zum Opfer darbringen muß, um drohende Gefahren abzuwenden . . . Und was ist, es was das Menschenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es selbst nur ein integrirender Theil ist. Kann es hoffen, dieses Ganze jemals anders zu verstehen als in dem Moment seines eigenen Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhange? Kann ihm ein sichererer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atomin der Unendlichkeit und Ewigkeit zu wissen, unendlich und ewig wie diese? . . . Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologien ist durch die Naturwissenschaften zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit — warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn Dich die Unendlichkeit umgiebt! Bald wirst Du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit

den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimilirt, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns produciren." (Der Mensch in der Geschichte I, 29).

Das mag Manchem auf den ersten Blick phantastisch und schwärmerisch vorkommen, völlig über die ängstlich gehütete Grenze der kritischen Erfahrung hinausgehend! Und dennoch hoffe ich im weiteren Verlaufe der Darstellung zu erweisen, daß wir es hier mit einer vielleicht poetisch angehauchten, aber der Begründung nach völlig wissenschaftlich exacten Auffassung der Welt zu thun haben. Vorläufig muß es genügen, wenn ich den für das Verständniß der ganzen Ethnologie maßgebenden Satz wiederhole, daß das wahre und eigentliche Object ihrer Untersuchung nicht das einzelne Individuum ist, sondern der gesellschaftliche Mensch auf den verschiedenen Stufen seiner socialen Entwickelung; und da diese verschiedenen Stadien letzten Endes wieder nur die Reflexe der geistigen Entfaltung, kurz des menschlichen Bewußtseins selbst sind, wie es sich in Recht und Sitte, Religion und Kunst bethätigt, so umfaßt unsere Wissenschaft von ihrem universellen psychologischen Standpunkt aus das psychische Wachsthum des menschlichen Geistes auf unserem Planeten. Und eben durch diese socialpsychologische Formulirung wird der unmittelbare Zusammenhang des sonst haltlos im Leben schwebenden Einzelnen zu dem, wie Bastian sich ausdrückt, harmonischen Kosmos verbürgt, als dessen integrirendes Glied sich zu fühlen freilich nur Wenigen und auch diesen nur in weihevollen Stunden beschieden sein mag.

Wenn nun auch diese psychologische Basis und Auffassung sich nicht mehr rechtskräftig anfechten läßt, so wird es sich in zweiter Linie um die Beschaffung des Materials handeln, das der weiteren sociologischen Verarbeitung harrt. Der große Schöpfer der Ethnologie in unserem Vaterlande hat nun wie kein Anderer durch eigene unermüdliche Thätigkeit die Bausteine für die künftige Wissenschaft herbeigeschafft. Rastlos bemüht auf seinen weltumspannenden Reisen die durch die verhängnißvolle Absorption der Civilisation rettungslos der Vernichtung geweihten Typen der Naturvölker in persönlicher Anschauung kennen zu lernen und von ihren etwaigen Erzeugnissen in den Museen zu bergen, was sich der Vergessenheit entreißen ließ, läßt er immerfort seinen mahnenden Ruf erschallen, nicht die Zeit zu versäumen, ehe es zu spät ist. Wie unglaublich rasch dieser nivellirende Proceß sich vollzieht, das mußte er selbst z. B. in Polynesien erleben, wo die europäische Gesittung alle originellen Blüthen der höchst interessanten Inselwelt überwuchert hat, und das haben in unserem Jahrzehnt die Erfahrungen Wißmanns in Centralafrika wiederum bestätigt. Soll die Ethnologie wirklich mit der Sicherheit der inductiven Naturwissenschaft arbeiten, soll sie frei bleiben von den verhängnißvollen speculativen Trug-

schlüssen, an denen ja die Geschichte der modernen Philosophie so reich ist, so muß selbstverständlich der Stoff schier unübersehbar vor dem Forscher aufgeschichtet sein. In der That ist das für gewisse grundlegende Fragen schon jetzt der Fall, so daß nur nach dem Bestande des bisherigen Wissens mancher Bericht eines Reisenden ohne weitere Prüfung man könnte fast sagen, aprioristisch bestätigt oder verworfen werden kann. Daß die Persönlichkeit des Berichterstatters selbst, wenigstens mittelbar, eine gewisse Rolle dabei spielt, ist zu natürlich, um weiterer Begründung zu bedürfen; aber eben deshalb ist es charakteristisch, daß man zu Folge einer zu einseitigen historischen Beurtheilung ein Verdict über einen Schriftsteller fällen konnte, dessen Glaubwürdigkeit im Uebrigen nicht bezweifelt wurde. So ist es z. B. dem Vater der Geschichte, dem alten Herodot, ergangen, der sich wegen seiner Bemerkung über die Lykier, daß sie sich nach ihrer Mutter nennten — und daß die Kinder einer Bürgerin mit einem Sclaven ebenbürtig wären, die eines Bürgers mit einer Sclavin aber nicht, die bittersten Urtheile über seine harmlose Einfalt hatte gefallen lassen müssen. Erst die comparative Behandlung dieser Streitfrage durch die Acten der Ethnologie hat die Ehre des vielverspotteten Historikers wieder hergestellt, indem sich jetzt auf einmal herausstellte, daß der fragliche Brauch thatsächlich eine weit verbreitete, bei den verschiedensten und zwar stammfremden Völkern der Erde wiederkehrende Rechtsinstitution war, nämlich ein Ausdruck eines für die primitiven Entwickelungsstufen äußerst wichtigen Princips, der Gynäkokratie. Aber diese Umwandlung der ganzen Sachlage konnte natürlich erst erfolgen, als eben Material genug vorhanden war, um die bis dahin vielleicht auch noch gebrauchte Erklärung einer seltsamen Caricatur vollständig zu beseitigen. Freilich setzt hier eine immer noch falsch verstandene Methode der Rückschlüsse ein, die nach einem, auf den verschiedensten Gebieten der modernen Naturwissenschaft geläufigen und erfolgreich angewandten biogenetischen Grundsatz es gestattet, bei gleichen Wirkungen dieselben treibenden Ursachen vorauszusetzen, einerlei ob im Uebrigen der örtliche und zeitliche Zusammenhang sich entsprechen. Diese Theorie hat ganz besonders unter der Hand des bekannten englischen Forschers Edw. Tylor sich glänzend entwickelt, speciell durch das überaus fruchtbare Mittel der von ihm so benannten survivals, d. h. der charakteristischen Ueberbleibsel eines Brauches, die eben für das Auge des kundigen Forschers dadurch die innere Geschichte der die Sitte schaffenden Idee verrathen. Diese Reconstruction ist aber nur möglich, wenigstens in der unbegrenzten Anwendung, wie sie die moderne Ethnologie kennt, wenn über die gewöhnlichen Schranken der topographischen und historischen Auffassung hinweg eine gemeinsame, allgemein menschliche Perspective sich eröffnet, jene psychische Gleichartigkeit unserer Rasse, die selbst bis auf die merkwürdigsten Abirrungen hin sich nicht verleugnet. Nur unter dieser anerkannt ersten maßgebenden Voraussetzung (zu der unter anderen die schon früher erwähnte sociale Ver-

anlagung des Menschen gehört) kann eine derartige vergleichende Zeit und Ort ignorirende Untersuchung und Combination sicher und frei von phantastischen Einfällen arbeiten, ganz nach Art einer inductiven Disciplin; aber deshalb ist um so mehr, wie bereits angedeutet, eine nüchterne Beschränkung auf die wissenschaftlich exacten Probleme erforderlich. Betrachten wir aber diese bedingt durch die allen Zweifeln entrückte sociale Natur des Menschen, so würden nach diesem Maßstab alle die jetzt vielfach so beliebten Erörterungen über die Stadien, welche vor diesem Punkte liegen, z. B. über den Urmenschen, von den Aufgaben der kritischen Forschung ausgeschlossen werden müssen. „In allen Naturgegenständen, die zum Studium gestellt sind, räthselt das Denken an sich selbst herum, an den Problemen eigener Existenz im Dasein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer solchen, menschliche Bestimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehmen, was nur nach langsam umständlich beschwerlicher Arbeit methodischen Forschers am Endziel desselben mit der Siegespalme lohnen kann und wird. So wird die Ursprungsfrage vorangestellt und dadurch in alle Systeme der Speculation ihr πρῶτον ψεῦδος eingeführt, da unendliche Reihen zu äffen haben, so lange nicht der Calcül einer Integral- und Differentialrechnung zu ihrer Bemeisterung erfunden ist." (Die Lehre von den geographischen Provinzen, Berlin 1886, S. 57). Diesen verhängnißvollen Sprung in's Metaphysische, welchen die neuere Naturwissenschaft in der That gelegentlich nicht gescheut hat, verurtheilt Bastian somit auf das Schärfste, während er im Uebrigen ein offener Anhänger des großen Darwin ist. Diesen speculativen Erdichtungen gegenüber hat er in den sogenannten „geographischen Provinzen" einen festen Ausgangspunkt für die Ethnologie geschaffen. Er versteht darunter die verschiedenen topographischen Variationen des Menschengeschlechts, wie es sich trotz seiner allgemeinen psychischen Gleichartigkeit doch unter den einzelnen Himmelsstrichen äußerlich und innerlich abweichend gestaltet hat. „Die geographischen Provinzen ergeben sich als gesetzlich umschriebene Areale, innerhalb welcher als Gesammtproduct physikalischer Agentien im gezogenen Facit ein fest geprägtes Product organischen Typus in die Erscheinung tritt, mit der Pflanze in botanischer, mit dem Thiere in zoologischer Provinz und mit dem Menschen in anthropologischer (unter der in Geschichtsbewegung gezogenen Weite ethnologischen Horizontes). (Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887, S. 101). Allerdings wird es häufig sehr schwierig sein die inneren Beziehungen zwischen dem geistigen Verhalten des Menschen und der umgebenden Natur (monde ambiante oder surrounding) zu bestimmen, und auch hierin sind früher die Versuche gerade nicht immer glücklich ausgeschlagen (so trotz aller umfangreichen Gelehrsamkeit noch bei Th. Buckle); aber diese anfängliche Schwierigkeit und Dunkelheit wird schwinden, je mehr eben das zur Vergleichung verfügbare Material zunimmt. „Als mit Beginn

ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren localen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich bald jedoch die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Coïncidenzen, und bald war, wie immer der ‚geheime Bautrieb' bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiet wie das Psychische . . . Jetzt in Folge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit . . . Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachsthumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihrem primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes, festzustellen für die religiösen ebensowohl, wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen. Also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgaben der Ethmologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen!" (Der Völkergedanke, im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen Berlin 1881 S. 8 ff). Deshalb betrachtet auch unser Forscher seine ganze riesenhafte Arbeit als Material zu einer Gedankenstatistik, im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist; als eine (freilich noch in ihren ersten Grundzügen kaum begonnene) inductive Geschichte der menschlichen Vernunft, frei von allen historischen und linguistischen Schranken, eine Entwickelung des menschlichen Geistes.

Aber wird mit dieser, wenn auch kühnen, so doch nicht unbedenklichen Gleichgiltigkeit gegen die gleichsam durch die Natur vorgeschriebenen Rubriken der geschichtlichen Betrachtung nicht ein wildes Chaos der buntesten Willkürlichkeiten und Widersprüche heraufbeschworen? Diese Befürchtung ist es namentlich, welche seitens des streng geschulten Historikers immer noch, wie schon bemerkt, eine unbefangene Würdigung der Ethnologie erschwert. Zunächst muß man sich erinnern, daß unsere Wissenschaft es in erster Linie mit den Anfängen der socialen Entwickelung zu thun hat, die eben, wie verschiedentlich hervorgehoben, durchweg eine überraschende Gleichförmigkeit zeigen, die Geschichtswissenschaft dagegen mit den complicirteren Gebilden einer besonderen völkergeschichtlichen Differenzirung; je weiter vorgeschritten diese ist, desto individueller muß sie sein und demgemäß von anderen charakteristisch abweichen. Sodann ergiebt sich ohne weiteren Beweis von selbst, daß jene vergleichende, psychologische Behandlung keines besonderen Rahmens mehr bedarf, wie ihn die Historiographie in der Chronologie besitzt; was sollte sie auch mit der Zeitbestimmung, wo es sich nur um die Feststellung allgemeiner psychologischer Gesetze handelt? „Als erste ist hier die Frage zu stellen, wie weit ein geschichtlicher Gesichtspunkt in die Ethnologie überhaupt hineingetragen werden darf oder wie weit er für dieselbe zulässig ist. Jedenfalls doch nur soweit, wie eine geschichtlich gesicherte Basis gebreitet ist als an sich erforderliche Unterlage, um überhaupt festen Fuß zu fassen. Die Geschichte hat aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichtsvölker die Documente vor sich liegen, und ihre Kunst erweist sich darin, den hier historisch verbindenden Faden für belehrende Aufklärungen weiter zu weben. Dieser ganze Apparat fällt von vorne herein aus, wenn es sich um schriftlose Naturvölker handelt. Wir treffen sie so, wie sie beim Auftauchen in der Entdeckung sich für die Darstellung gestaltet haben, vielleicht noch mit dem schwachen Nachhall einiger Traditionen in die letzt vergangenen Jahrhunderte zurück. Darüber hinaus Alles dunkle Nacht, das Rollen des Po im polynesischen Ausdruck. Was also wäre hier alt, was jung? . . . Uralt klingt meinem Ohr das, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaiis, gleich alt vielleicht mit denen Hesiods . . . Die Ethnologie hat nun aber, um ihre wissenschaftliche Behandlung durch die Induction zu ermöglichen, solche ethnische Geistesorganismen zu sammeln, typischoriginell in sämmtlichen Variationen, um dann mit den Differenzen ihre Differentialgleichungen anzusetzen. Das Entscheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verständlich darin, das Bild der Naturstämme ungetrübt zu gewinnen vor dem Contact mit unserer Civilisation oder, da dies unthunlich ist, in diesem Moment des Contactes selbst.“ (Zur Kenntniß Hawaiis, Berlin 1883, S. 125 ff). Für die Probleme der vergleichenden Ethnologie hat die Begrenzung des Stoffs nach den Tafeln der sogenannten Weltgeschichte durchaus keinen

Werth und Sinn. Handelt es sich z. B. um das Vorkommen irgend einer bedeutsamen sittlichen oder rechtlichen Institution, sagen wir des Patriarchats, so ist es offenbar ganz gleichgiltig, weil für das Wesen dieses sociologischen Begriffes nichtssagend, ob ich die einzelnen Völker, bei denen diese Structur nachweislich vorkommt, innerhalb ihrer geschichtlichen Chronologie aufführe, also die Lykier z. B. neben die heutigen Malayen auf Sumatra setze. Dagegen ist entscheidend die gleich sociale Organisationsstufe, die eben über die Rassen- und Zeitunterschiede hinweggreift und in gewissen allgemein menschlichen Anlagen biologischer und socialer Natur sich letzten Endes begründet. „Während die Ethnologie die psychischen Elementarvorgänge im Menschenleben comparativ für die einzelnen Kreisungen überblickt und in jedem derselben nach den Anlagen einwurzelnder Keime genetisch verfolgt, liegt es der concreten Geschichte ob, der aus den Resultaten geographischer Natureinflüsse für den Wildzustand sowohl, wie aus den geistigen Motoren der in Rechtswirkungen erblühenden Cultur geschürzten Knoten des Problems für jeden einzelnen Fall erklärend zu lösen." (Allg. Grundzüge der Ethnologie, Vorrede S. 11. Berlin 1884). Deshalb kann auch bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung des Thatbestandes zwischen der universellen ethnologischen und der chronologischen und topographisch bedingten historischen Auffassung kein Streit bestehen, sondern es müßte — was leider aber nicht zutrifft — das beste Einvernehmen herrschen.

Das wäre in großen Zügen die kritische Begründung der Methode der naturwissenschaftlichen, auf dem weiten Material der Vergleichungen fußenden Psychologie der Ethnologie; ihre Aufgabe aber hier auch dem ganzen Umfange nach schildern zu wollen, würde uns selbstredend viel zu weit führen. Es muß vielmehr genügen, wenn wir aus der unendlichen Fülle des Stoffs nur einige besondere interessante Capitel herausheben, um in ihnen zugleich die Bildung und Entwicklung unserer religiösen und sittlichen Ideen zu veranschaulichen. Abstrahiren wir, soweit dies eben möglich ist, von dem ganzen Gewebe unserer speculativen Begriffe, die uns fest umschlingen, suchen wir den Endpunkt dieser logischen Gebilde zu erfassen, indem wir uns die Frage vorlegen: welches sind die einfachsten Grundzüge des Weltbildes, wie es sich im Kopfe eines von der Bildung noch nicht verfälschten Naturmenschen abspiegelt? Darauf antwortet Bastian folgendermaßen: „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschlafft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugiebt und mit den zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern. Der Mensch lebt im Horizont seiner eigenen Anschauungen, innerhalb der objectiv projectirten Schöpfungen, die ihn in einer engen Kreislinie festbannen, bis

er sich aufschwingt, die Identität der subjectiven Gesetze mit denen des Alls zu erklären. Er ist stets von den Vorstellungen beherrscht, die in ihm das Uebergewicht gewinnen, in dem Studium edelster Humanitätsblüthe sowohl, wie in dem kryptogamischen der Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein X von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geistigen Berechnungen, bei jedem Abwägen neben einander schwingender Gedankenseiten für diejenigen, worin es eingeht, den Ausschlag geben, diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan rettungslos der Tyrannei dieses Unbekannten unterworfen. Er sieht es überall um sich, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend, er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebensunterhaltung nothwendig ist, darf nur unter sühnenden Cerimonien gepflückt werden." (Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 9 ff). Deshalb fühlt sich der Naturmensch auch immer unter Seinesgleichen am wohlsten, während alles Anomale — sei es übermenschlich, sei es cretinhaft verkümmert — ihm ein unbestimmtes Furchtgefühl erweckt. Daher auch der übermächtige, ergreifende Eindruck, welchen der Tod auf seine sensible Phantasie ausübt. „Wenn der Nebenmensch (mit dem er bis dahin ruhig formlos verkehrt hat) dem Tode anheim fällt, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobject, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt." Und wie der Tod dem Wilden nur erklärlich ist als ein plötzlicher Eingriff in den normalen Lauf des Lebens, so ist für ihn auch die Krankheit das Werk eines schadenfrohen Dämonen, gegen den selbst die heilkräftige Fürbitte eines Priesters oft machtlos ist. So erklärt sich unter dem Hinzutritt anderweitiger Momente (z. B. von Traumerscheinungen) oder Analogien körperlicher Art (z. B. des Athems und Blutes) der extreme Spiritualismus, vermöge dessen die regsame Einbildungskraft des Wilden die ganze ihm zugängige Welt bevölkert mit einer Schaar geistiger Wesen, von den fratzenhaft verzerrten Gestalten eines blöden Fetischismus bis zu den erhabensten, im Lichte dichterischer Verklärung hellglänzenden göttlichen Gestalten, wie sie uns in bunter Fülle die Mythologien der verschiedensten Völker aufbewahrt haben. In den Göttern lebt und spiegelt sich der Mensch, und deshalb ist die Geschichte seiner Religion zugleich auch unmittelbar ein getreues Bild seiner gesammten geistigen und sittlichen Entwickelung. Aus den ursprünglich auf einen engen Bezirk beschränkten divi manes wird dann im Laufe der Zeit, durch Verschiebung localer Beziehungen und Bildung von größeren Stammesgenossenschaften ein göttlich verehrter Heros und in noch weiterer Ausdehnung für ein ganzes Volk ein siegreicher Gott, der im Kampfe mit den

Rivalen sich als der mächtigere erweist und die alten Olympier entthront. Diese sinken dann im Volksglauben zu Potenzen zweiten und dritten Ranges herab, oder sie werden in scharf dualistischen Systemen gar zur Hölle hinabgesandt — das widerfuhr z. B. den indischen Gottheiten bei den Persern. Auf der anderen Seite entwickelt sich mit der steigenden Civilisation und der philosophischen Schulung des Glaubens der Begriff der Seele in immer neuen Formen weiter, bis er in der furchtbarsten, alle persönliche Freiheit schlechterdings ausschließenden Härte der Metempsychose (wie in den ägyptischen und indischen Systemen) gipfelt; hat doch gerade die verheißene Erlösung von diesem entsetzlichen Kreislaufe der Existenzen dem Buddhismus, der dafür die Ruhe des unpersönlichen Nirwana einsetzte, die ungezählten Schaaren seiner heilsbedürftigen Bekenner in die Arme getrieben. Und doch war in dieser ursprünglich altheidnischen Religion die alte Idee der Wiedergeburt so wirksam, daß selbst hier in der sich ewig erneuernden Person des Dalai Lama der fleischgewordene Gott den Gläubigen bis an das Ende aller Sage erscheint.

Wie so die vergleichende Ethnologie das Wachsthum der religiösen Ideen in ihren verschiedenen Entfaltungen als einen naturgesetzlichen, jeglicher individuellen Willkür entrückten Proceß kennen gelehrt hat, so eröffnet sie uns zugleich einen vollen Einblick in die Struktur des gesellschaftlichen Lebens, und damit in die Einrichtung des Rechts. Auch hier wird man sich gewöhnen müssen, von der bisherigen, nur speculativen Ableitung aus bestimmten aprioristischen Wahrheiten Abstand zu nehmen und die einzelnen Rechtsbestimmungen vielmehr als concreten Niederschlag der socialen Gesetze aufzufassen. Daher wechselt der Inhalt dieser Normen je mit dem Charakter dieser maßgebenden socialen Verhältnisse, und was der einen Stufe als heilig und billig erscheint, verfällt auf der anderen strenger Ahndung. Anfänglich auf den kleinen Bezirk der blutsverwandten Stammesgenossenschaften beschränkt, die sich, soweit eben möglich, nach Außen hermetisch abschließen, tritt mit dem Einsetzen exogamischer Ehebündnisse und dem Abschluß eines damit bedingten Handelsverkehrs eine Erweiterung dieser engbegrenzten Rechtssätze ein, bis aus den kleinen Verbänden im Laufe der Zeit sich ein Volksthum unter monarchischer Verwaltung entwickelt. „Unter Einsetzen geschichtlicher Bewegung erhält das Königthum dann eine völlig veränderte Phasenwandlung, durch Herabsinken der eingeborenen Schichtung beim Ueberschieben einer aristokratischen der Eroberung, deren siegreicher Leiter, als Fürst auf den Schild erhoben, nun die Getreuen des aus den Gleichaltrigen gebildeten Gefolges mit Landesvertheilungen belohnt und so bei der Besitzergreifung auf Terrain die Institutionen des Feudalismus auf historischen Boden verpflanzt." (Allg. Grundzüge S. 49). Und auch hier, wie in der Mythologie finden sich trotz der unendlichen Abweichungen in den einzelnen Volkstypen gewisse schlechthin universelle Bestimmungen des socialen Lebens, die sich überall wiederholen. Zu solchen primären oder Elementar-

gedanken gehört (um den Bastian'schen Ausdruck beizubehalten) z. B. die eigenthümliche matriarchale Struktur der primitiven Geschlechtsgenossenschaften mit stark ausgeprägten communistischen Zügen, die Entwicklung der Häuptlingschaft, des Feudalismus in seinen verschiedenen Verzweigungen, des Priesterkönigthums u. s. w. Rasse und Jahrhundert spielen auch hier keine Rolle; entscheidend ist nur die gleiche sociale Organisationsstufe, ob sich diese nun bei den Chinesen, Germanen, Malayen oder anderen völlig stammfremden Völkern vorfindet.

Zum Schluß noch ein Wort über den viel angefochtenen Stil Bastian's. Freilich, wer seine Schriften als bloße Unterhaltungslectüre benutzen wollte, eine bunte Folge von Reiseabenteuern erwartend, der würde sich schwer getäuscht sehen; aber auch für die Vertreter anderer wissenschaftlichen Disciplinen älteren Datums, wie Geschichte und Philologie, ist die abfällige Kritik sehr wohlfeil, da sie selbst in ausgetretenen Gleisen wandern. Anders hier in einer neuen, kaum gegründeten Forschung, wo erst die jüngste Gegenwart die Grundsätze der methodischen Untersuchung festgesetzt und begründet hat; und eben aus diesem Grunde sind diese Vorwürfe ungerechtfertigt, weil es unserem Gewährsmann in erster Linie, wie er öfter ausgesprochen, nur auf eine möglichst ausgedehnte Materialansammlung ankommt, während er die formelle Abrundung und Verarbeitung der gesammelten Schätze gern der Zukunft überläßt. Endlich darf man nicht vergessen, daß für eine so weit ausschauende Vergleichung, wie sie eben dem Altmeister der Ethnologie möglich ist, wo von allen Seiten die gleichartigen Ideen und Parallelen von selbst sich aufdrängen, die Schwierigkeiten einer klar abgegrenzten Anordnung eine unendlich viel größere ist, als für den engen Bezirk der meisten historischen und linguistischen Fächer. Ja diese Gefahr wächst um so mehr, als sich die Probleme der psychischen Anthropologie, wie wir hoffentlich erwiesen haben, auf das engste mit den dunkelsten Fragen der Erkenntnißtheorie berühren und somit geeignet sind, eine vollständige Umwälzung der ganzen Weltanschauung herbeizuführen.

Die Kelten in Süd-Oesterreich.

Ein Capitel europäischer Urgeschichte.*)

Von

Moriz Hoernes.

— *Wien.* —

I.

Für das Auge des Historikers steht hinter jeder geschichtlichen Größe eine dräuende Schattengestalt, die — Nachrichter und Erbe zugleich — sich allmählich verdichtet und riesig anschwillt, bis jene zum Falle reif und ihre eigene Zeit gekommen ist, die Zeit, in der sie, von der Weltsonne beschienen, hervortritt und in das Antlitz der Erde ihre Fußtapfen eindrückt. So stehen die Nordvölker Europas hinter jenen des classischen Alterthums. Während die altclassischen Völker zur Bewunderung aller Folgezeiten an der Erfüllung ihrer Mission arbeiteten, die edle antike Gesittung schufen, den Orient hellenisirten und Italien als den Sitz einer künftigen Weltmacht einrichteten, wetterleuchtete es schon hinter den Bergen, welche die Landfeste unseres Erdtheils von den Halbinseln im

---

*) In den Tagen vom 5. bis 10. August findet in Wien ein gemeinsamer Congreß der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft statt, welcher zugleich die XX. regelmäßige Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft bildet. Die Wahl dieses Versammlungsortes rechtfertigt sich unter Anderem durch den außerordentlichen Reichthum an urgeschichtlichen Denkmälern, welche in Wien aufgesammelt sind. Dieselben wurden größtentheils in den letzten Jahren für die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums durch umfassende Ausgrabungen im Süden der Monarchie gewonnen. An diesen Arbeiten, die von allen Urgeschichtsforschern Europas — dem Altmeister dieser Wissenschaft in Deutschland, Herrn Rudolf Virchow, voran — als epochemachend anerkannt wurden, hat der Verfasser seit einer Reihe von Jahren durch Leitung verschiedener Ausgrabungen

Süden abscheiden, wie von einem bis in die Wolken geschwungenen Richtbeil; und manchmal dröhnte ein dumpfer Donnerschlag wie zur Verkündigung, daß das Gewitter sich nicht verziehe, sondern herannahe. Ein solcher Donner, vor dem Italien erbebte, war der Einbruch der Kelten unter Brennus am Beginne des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Das junge Rom sank wie geblendet in die Kniee; aber alsbald raffte es sich wieder empor, ergriff Schild und Schwert und begann den Vernichtungskampf gegen die flachshaarigen Eindringlinge. Nicht lange nachher vernahm auch der Osten der antiken Welt ein fernes Grollen. Als Alexander, des Philippus Sohn, auf seinem Feldzuge gegen die jenseits des Balkans wohnenden Thraker weit in den Norden der Halbinsel vordrang, kamen, wie Ptolemäus-Lagi (bei Strabo Buch VII. pag. 301) berichtet, **Kelten, die um die Adria herum seßhaft waren**, zu dem Könige, um Freundschaft und Gastverbindung mit ihm zu schließen. Der große Alexander nahm sie freundlich auf und unterhielt sich mit ihnen beim Trinkgelage, wobei er unter Anderem fragte, was sie am meisten fürchteten. Er erwartete, sie würden ihn selbst als den Gegenstand ihrer größten Sorge bezeichnen. Die Kelten vom Rande der Adria anworteten jedoch: „Nichts! außer, daß etwa der Himmel einstürze.“ Doch würden sie die Freundschaft eines Mannes, wie des Königs von Macedonien, über Alles hochschätzen! Dieses Wort erinnert an den Ausspruch, welchen vor nicht langer Zeit der größte Deutsche im Hinblick auf drohende, kriegslustige Grenznachbarn gethan hat. Strabo citirt es als Beleg für die furchtlose Geradheit und derbe Unerschrockenheit der nordischen Barbaren nebst anderen Zeugnissen „einer gewissen volksthümlichen Einfalt“, wodurch sich die Nordländer nach der Meinung dieses Griechen von den Südvölkern auszeichneten. Es ist ja bekannt, daß die Hellenen in Mythen und dunklen Nachrichten seit uralter Zeit bei den Volksstämmen, die hoch oben „jenseits des Boreas“ hausten, eine Art Paradies der schlichten Biederkeit und Gerechtigkeit vermuthet haben. Und mit Recht sagt Kaspar Zeuß von der Urzeit der Kelten und Germanen: „Als Herodot am Pontus nach den Völkern der Nordwelt forschte, saßen sie, von dem wißbegierigen Wanderer nicht einmal erfragt,

---

und durch Mittheilung ihrer Ergebnisse in Fachzeitschriften theilgenommen. Hier versucht er es, eines der wichtigsten Probleme der österreichischen Prähistorie, nämlich die Ablösung des sogenannten „**Hallstätter**“ **Formenkreises** durch die **La-Tène-Cultur**“ und den Charakter der letztgenannten an der Hand der Fundthatsachen für ein größeres Publicum darzustellen. Er hofft dadurch etwas dazu beizutragen, daß die Ziele jenes Congresses in einem weiteren Kreise bekannt werden, und daß seine Früchte jene allseitige Theilnahme finden, welche sie gewiß verdienen werden. Die Resultate zahlreicher von Wien, Laibach und Triest aus unternommener Localforschungen an specifischen La-Tène-Culturstätten harren derzeit noch ihrer Publication, werden jedoch den Besuchern des Congresses durch Autopsie zugänglich sein. In den Ausstellungen und Verhandlungen desselben wird man sonach auch die Illustrationen und näheren Ausführungen des hier behandelten Gegenstandes finden.

in ruhiger Stille an den Nordküsten, ebenbürtig den gebildeten Völkern des Südens, welche ihre bewunderten Geistesdenkmäler durch die glücklich unter ihnen entwickelte Buchstabenschrift der Nachwelt überlieferten und in der üppigen belebenden Natur des Südlandes sich der Ausbildung der Rede und Kunst zuwandten, während jene im rauheren Norden, von der Vorsehung wie zum Kriegswerkzeug aufbewahrt, um eine neue Weltgestaltung herbeizuführen, als kräftige Natursöhne lebten."

Die Neuschöpfung der gealterten „classischen" Welt durch die Völker Mittel- und Nordeuropas vollzog sich unter furchtbaren Erschütterungen, nach einem Ringen Brust an Brust, aus welchem die antike Welt Anfangs siegreich hervorzugehen schien. Seit jene gallischen Kelten, wie eine erste Volkswoge, die den unbeschützten Strand überspült, in Italien und später in Griechenland eindrangen und bis nach Asien hinüberflutheten, machte die Welt des Südens immer entschiedener Front gegen den Norden und baute Damm auf Damm, schob ihre Wehren und Schutzbauten immer höher hinauf in die unwirthlichen Gebirgs- und Waldländer Mitteleuropas. Erst mußten die Alpen, dann die Donau und der Rhein als unverletzliche Grenzscheide gegen die Barbaren Italien, Hellas und alle im Kreise um das Mittelmeer gelagerten, von hellerem Sonnenstrahl beschienen Landschaften vor dem Einbruch der Nachtvölker decken. In diesem Ringen wurde die erste Schlachtenreihe der letzteren, die Kelten (sammt Dem, was sich von germanischen Stämmen gewaltsam dazwischen schob, wie die Cimbern und Teutonen) nahezu völlig aufgerieben, nicht vernichtet, aber atomisirt, seiner Selbstständigkeit beraubt, durch Kriege gebrochen, unterworfen und assimilirt. Dieser Akt des großen Dramas, mit dem die neuere Geschichte beginnt, füllt eines der ältesten, aber auch der merkwürdigsten Capitel in den Rollen, welche die Geschicke unseres Vaterlandes aufgezeichnet bewahren. Der allgemeine Hergang der Ereignisse ist längst erkannt und in den äußeren Zügen nach den Berichten alter Schriftsteller unzweifelhaft festgestellt. Die südlichsten Theile des gegenwärtigen Kaiserstaates Oesterreich, die Ostalpenländer und das Küstengebiet, waren in den ältesten Zeiten, aus welchen uns Völkernamen überliefert sind, bewohnt von Stämmen, die — den Südvölkern verwandt — gleichsam eine Vormauer derselben gegen den Norden bildeten. So saßen in Tirol und der Ostschweiz die Rhätier, ein Volk gleicher Abstammung wie die Etrusker, die auf der südlich angrenzenden Halbinsel seit unvordenklicher Zeit eine wichtige Rolle gespielt und durch Uebernahme ägyptischer und nordasiatischer (später griechischer) Culturelemente dem Einfluß des Orients auf das Abendland eine breite Bahn geöffnet haben. So dehnten sich weiter östlich von den Rhätiern, in Kärnten, Krain und auf dem Küstenlande die Illyrier aus, lange Zeit in ununterbrochenem Zusammenhange mit ihren Stammesbrüdern, welche an der Ostküste Italiens hinab bis an's Ende der Halbinsel und ebenso im Westen der Balkanhalbinsel bis zu den Grenzen der griechischen

Zunge seßhaft waren. Diesen Völkern fiel ein eigenthümliches Loos. In der Urzeit, deren Schleier durch Ausgrabungen und tiefere Quellenstudien zu lüften, erst unseren Tagen vergönnt war, befanden sie sich im Besitze gleicher Cultur mit den nachmals classischen Südvölkern. Jene alterthümlichen Lebensformen, welche in den Gesängen Homers unserer Anschauung erschlossen sind, herrschten gleichmäßig im Ursprungsgebiet dieser Lieder, wie bei den nördlichen Nachbarn der Griechen, den Thrakern und Illyriern. Der Verbreitungsbezirk dieser Cultur in Mitteleuropa scheint sich ungefähr mit dem zu decken, was man nach dem Formenschatz des reichsten urgeschichtlichen Fundplatzes in Europa als „Hallstätter Culturkreis" bezeichnet hat. Der Stil dieses Lebens und dieser Kunst, die uns auch höchst belehrende figürliche Darstellungen hinterlassen hat, ist im Vergleich zur späteren classischen Civilisation ein primitiver, archaischer. Er beruht in der Hauptsache auf einem Fortleben jener Erscheinungen, welche in einer früheren Periode der menschlichen Kraftentfaltung, der sogenannten Bronzezeit, sich ausgebildet haben, und ist bereichert durch die Aufnahme des Eisens unter die zu Waffen und Werkzeugen verarbeiteten Stoffe, sowie durch einen (namentlich in der ästhetischen Seite des Lebens) unverkennbar hervortretenden Einfluß des semitischen Orients. Diese alterthümliche Stufe wurde unter der wärmeren Sonne des Südens bald überwunden, und spät erst, in unserer überall auf den Grund eindringenden Gegenwart, sind sie, tief unter dem Schutt der späteren Cultus- und Wohnstätten in Unteritalien wie auf der Pelopsinsel wieder zu Tage gefördert worden.

Bei jenen nördlichen Stämmen, namentlich bei den Illyriern, blieb aber diese seltsam gemengte Cultur mit ihrer Technik und ihrem Stile noch lange in Geltung. Es trat hier, nachdem ein gewisser Höhepunkt der Entwicklung erreicht war, ein Stillstand ein, der für die geschichtliche Betrachtung nothwendig die Form eines Rückschrittes annimmt. Denn während die südlichen Nachbarn und Stammverwandten dem Gipfel antiker Größe zueilen, werden jene Andern arme und verachtete Barbaren. Durch die Entwickelung der griechischen Colonisation, durch das herrische Auftreten der ackerbautreibenden hochcivilisirten Hellenen an den Nordküsten der mittelländischen Gewässer bildet sich dann jener scharfe und feindselige Gegensatz heraus, der die Eingeborenen gleichsam in die Wüste zurückstieß und alle Verbindungen mit ihnen aufhob. Der nordische Bernstein, den die illyrischen Stämme sonst den Griechen zubrachten, wird nicht mehr geschätzt. Sie arbeiten noch emsig in ihrer alten vorzüglichen Metalltechnik fort, aber sie machen keine Fortschritte, keine Erfindungen mehr; selbst wo sie sich zu bildlichen Darstellungen aufschwingen, verfallen sie einer unsäglichen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. So erscheinen sie reif zum Falle; und die Geschichte säumt nicht, dieses Urtheil zu vollstrecken. Die Vormauer der Südvölker wird von zwei

Seiten unterwühlt und durchbrochen: von Norden her durch den Andrang der Kelten, von Süden durch die Machtausbreitung Roms. Die italischen Illyrier werden hellenisirt und später romanisirt, der illyrische Staat auf der Balkanhalbinsel von den Römern bezwungen; in das Gebiet der nord-illyischen Stämme sind schon früher die keltischen Eroberer zerrüttend und auflösend eingedrungen.

Dieses geschah ungefähr um dieselbe Zeit, wie jener Stoß in's Herz Italiens, vor welchem Rom betäubt hinsank. Damals hat das gallische Nordvolk in ungestümem Anprall auf weite Strecken die Schranken niedergebrochen, welche ihre Heimat von den blühenden Südländern trennten, und zum Theil von den letzteren Besitz genommen. Es war ein äußerlich sehr ähnliches Vorspiel der großen constituirenden Völkerwanderung, als deren Hauptactoren viele Jahrhunderte später die germanischen Völker auftreten. Und im Grunde ist die Aehnlichkeit der beiden Ereignisse, wie verschieden auch ihre Dimensionen, Hauptrichtungen und Consequenzen gewesen sind, nicht bloß eine äußerliche. Es ist sehr bedeutsam, daß uns von den alten Schriftstellern des Südens nahezu die gleichen anthropologischen Merkmale für Kelten und Germanen überliefert werden. Physisch von gleicher Beschaffenheit wie die Germanen, welchen sie nach den Zeugnissen des Cäsar und Tacitus ehedem überlegen waren, haben die Kelten durch ihre längere Seßhaftigkeit im milden westlichen Europa und wahrscheinlich auch durch die Herrschaft über eine dort einheimische schwächere Rasse, von der sie ihre Felder bestellen ließen, manche der strengen Tugenden abgelegt, welche die Germanen im rauhen Norddeutschland treu bewahrten. Die gleiche Wucht des Ansturms, aus dem gleichen Schooß entsprungen, fällt doch nicht mit dem gleichen Gewicht in die Wagschale, da nicht dieselben Qualitäten hinter ihr stehen. Es war zu allen Zeiten das Schicksal Frankreichs, zwei grundverschiedene Rassenelemente zu beherbergen, von welchen das eine, herrschsüchtig und kriegslustig, voll Energie, aber durch den Contact mit dem anderen Elemente moralisch geschwächt, seine Unternehmungen in die Ferne richtet und Europa erschüttert (Kelten- und Frankenzüge, Kreuzzüge, Napoleon I!), während das andere, emsig und friedfertig, die fruchtbare Scholle bebaut und die Wunden heilt, welche jenes dem Nationalwohlstande schlägt.

Die Vorläufer und prähistorischen Urbilder der Kriegsschaaren Karls des Großen, Gottfrieds von Bouillon und des corsischen Dictators zogen von ihren Sitzen am westlichen Ocean aus und schlugen verschiedene Wege ein, wie dies bei planlosen, elementaren Bewegungen fast natürlich ist. Ein Theil stieg über die grajischen Alpen in die Paduslandschaft hinab und gründete sich dort auf Kosten der Etrusker neue ausgedehnte Wohnsitze. Andere Massen wälzten sich über den Rhein, und die Donau, an deren fruchtbaren Geländen sie sich niederließen, ward ihnen, was jenen Anderen der Hauptstrom Oberitaliens. In späterer Zeit erzählte man

ihre Wanderungen in Gestalt einer Geschichte von den beiden Königsneffen Bellovesus und Sigovesus; die Historiker glaubten auf den Grund der Ereignisse zu gehen. wenn sie diese Sage verwarfen und von angeborener Abenteuerlust des keltischen Stammes sprachen. Wir erkennen auch hier jenes Naturgesetz, welches die geschichtlichen Umwälzungen beherrscht: das Gesetz, nach welchem schwächere Völker die Beute der stärkeren werden müssen, sowie sich Beziehungen zwischen ihnen anknüpfen. Genau so, wie damals die Etrusker zwischen Römern und Kelten zerquetscht wurden, sind später die Kelten selbst zwischen Römern und Germanen aufgerieben worden. Damals aber waren sie, wie bereits erwähnt, nicht nur den Germanen, sondern an Kriegskunst sogar den Römern überlegen, und die Römer selbst haben anerkannt, daß es ihnen beschieden sei mit allen anderen Völkern um Ehre und Gewinn, mit den Kelten aber um ihre Existenz unaufhörlich zu ringen.

Um wieviel mehr mußten sich die Kelten als geborene Herren und Eroberer der Barbarenländer an den Quellen der Donau und den fruchtbaren Ufern dieses Stromes betrachten! Wie sie uns von den griechischen und römischen Berichterstattern in satten Farben geschildert werden, erscheinen sie zudem so recht geschaffen, als unerbittliche und nachdrückliche Vollstrecker jenes Naturgesetzes Etruskern und Illyriern gegenüber aufzutreten. Physisch von den Südvölkern durchaus verschieden, hochgewachsen, mit weißer Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen, zeigen sie auch in ihrem Geist und Charakter eine von classischer Zucht und Sitte völlig abweichende Art. Dem stillen Treiben des Feldbaus und der ländlichen Seßhaftigkeit abhold, lieben sie die Emotion entweder in der Gestalt eines ungebundenen Hirtenlebens oder in dem turbulenten Getriebe ihrer Flecken und Städte, wo ihre Prahlsucht und Redelust ein weites Feld und reichliche Nahrung findet. Am willkommensten aber ist ihnen der Kampf, sowohl in der dem classischen Alterthum unbekannten Form des Duells, als im Ringen der ausziehenden Gewalthaufen nach neuen Wohnsitzen und ruhmvoller Bethätigung auf dem Schlachtfelde. Uebrigens gar so ausschließlich zum Unsegen und gar so ohnmächtig zu Neuschöpfungen an Stelle der von ihnen aufgelösten Ordnungen, wie manche Historiker (auch Mommsen) nach den feindseligen Berichten der altclassischen Schriftsteller die Kelten schildern, ist diese Nation nicht gewesen. Die Kelten haben thatsächlich — was man früher nicht wissen konnte, jetzt aber auf Grund tieferer durch Ausgrabungen gewonnener Einsichten aussprechen darf — eine neue, ihnen eigenthümliche Cultur in weiten Länderstrecken zur Herrschaft gebracht. Jene Culturstufe, über welche sie, lange vor der Ausbildung der provinzial-römischen Civilisation, verwüstend hingefahren sind, war die alt-mittel-europäische, in den Errungenschaften der reinen Bronzezeit wurzelnde „Hallstätter Cultur." Ihre Ueberwinderin und Nachfolgerin, zugleich die Vorstufe der provinzialrömischen Lebensformen, ist die keltische, auf einem

viel ausgedehnteren Gebrauche des Eisens beruhende, Cultur von La-Tène", so genannt nach einem berühmten Pfahlbaufundorte am Neuenburger See in der Schweiz.

Hallstatt- und La-Tène-Cultur, das sind die beiden jüngsten prähistorischen Stufen, die wir fast in dem ganzen weiten Länderkreise Oesterreich-Ungarns an überreichlichen Fundthatsachen studiren können, und welche namentlich im Südosten der Monarchie von geschichtlich bezeugten Stämmen — die erstere von den Illyriern, die letztere von den Kelten — getragen wurden. Diese beiden Culturen stehen einander im Dunkel der Wälder und Thalschluchten Mitteleuropas gegenüber wie die vordersten, dem Untergange geweihten Schlachtreihen von Süd und Nord, als deren Triarier und unsterbliche Hauptkämpfer die antike römische und die mittelalterliche germanische Cultur erst viel später zum Streit antreten. Die Hallstatt-Cultur ist zweifellos unter Einflüssen entstanden, die wir vom Orient, für Europa speciell von den südlichen Halbinseln des Balkans und des Appenins, herleiten müssen*). Ueber den ersten Ursprung der La-Tène-Cultur sind wir dagegen im Unklaren. Wir sehen nur aus den Ergebnissen der in unserer Zeit so schwunghaft betriebenen Ausgrabungsthätigkeit, daß diese Cultur in den Westländern Europas (Gallien) zu typischer Ausbildung gelangt ist und von dort, offenbar durch die keltischen Wanderzüge, nach dem Süden und Osten verbreitet wurde. Welche Einflüsse sie im keltischen Stammland in's Leben riefen, welchen glücklichen Umständen das Erwachen dieses Gebietes zu neuer, vielfach an spätere Entwicklungsstufen der Menschheit erinnernder Thatkraft und Kunstfertigkeit zuzuschreiben ist, darüber erwarten wir Aufschlüsse von der Zukunft, und sie werden nicht ausbleiben. Vorläufig hat man erkannt, daß die Kelten an der Donau und an der Adria nicht als verwüstende Barbaren, sondern als Träger einer neuen, höheren Cultur erschienen sind. Und wieviel sie sich auch von dem Besitz der unterworfenen Völkerschaften angeeignet, jedenfalls haben sie die (keineswegs unbedeutende) Entwicklungsstufe, auf welcher die Römer das Küstenland im Norden der Adria und das Ostalpengebiet antrafen, zur Vollendung gebracht. Die La-Tène-Cultur ist aber nicht nur bis hoch in den skandinavischen Norden hinauf, wohin nie eines Kelten Fuß gedrungen, als Fortschritt und Verbesserung der äußeren Lebensformen dankbar aufgenommen worden; sie hat auch, wie bereits erwähnt, der provinzialrömischen Cultur den Boden bereitet. Ja unter der Aegide

*) Aelteren Annahmen zufolge, welche gegenwärtig insbesondere von Virchow vertreten werden, hätten wir Italien als das Ursprungsgebiet den Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa anzusehen. Gegen die ausschließliche Herleitung derselben von dieser Halbinsel habe ich in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Band 18 Sitzungs-Ber. S. 58 („zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Südeuropa") die Gründe geltend gemacht, wonach auch die Balkanhalbinsel theilweise als Ausgangspunkt dieser Cultur in's Auge zu fassen wäre.

derselben lebt sie eigentlich fort, und man erkennt ihre Ausläufer noch in den Erscheinungen der Völkerwanderungszeit und in dem Culturbesitz germanischer Stämme während des neuen Zeitraums, den jene eröffnet. So laufen große geschichtliche Conflicte immer auf einen Verschmelzungsproceß hinaus, wie ja auch der Hauptkampf zwischen der antiken und der germanischen Gesittung und Weltanschauung nicht zu einer Vernichtung des unterliegenden Theiles, sondern zu einer gegenseitigen Durchdringung beider Elemente geführt hat.

Nach dieser Darlegung des Zusammenhanges, welche zwischen den prähistorischen Völkerbewegungen im Ostalpengebiete und der Culturgeschichte Gesammteuropas besteht, dürfen wir für jene Kelten, welche dem großen Alexander eine so überraschende Antwort geben, ein gewisses höheres Interesse bei unseren Lesern voraussetzen. Wir dürfen vermuthen, daß es ihnen nicht unwillkommen sein wird, eingeführt zu werden in die Hinterlassenschaft jener Männer, aus deren Worten an den größten König des Alterthums der Hauch des Weltgeistes wehte, der die Nordvölker zu furchtlosem Vordringen gegen den Süden beseelte und antrieb.

II.

Damit treten wir an den Rand zahlloser Gräber und Schutthaufen; wir überschreiten die Schwelle eines stillen ernsten Todtenreiches, dem fast zwei Jahrtausende ungestörter Ruhe vergönnt waren. Mochten die Namen der Alpenkelten, wie sie Ptolemäus, Strabo und Plinius überliefern, in den Geschichtsbüchern fortleben — ihre Asche und ihre Habe, wie sie dieselbe in Gräbern geborgen, unter Waldmoos und Ackererde zurückgelassen, blieben unberührt. Erst das letzte Jahrzehnt, ja erst das letzte Lustrum sah die Auferstehung der Documente, welchen wir die über den Wortlaut alter Schriftquellen weit hinausreichenden Einsichten, deren in den vorstehenden Zeilen gedacht ist, verdanken. Man versuchte wohl schon früher, seit den Anfängen der prähistorischen Wissenschaft, eine Verknüpfung der archäologischen Funde des Nordens mit den Zeugnissen der classischen Schriftsteller. Aber bis vor ganz kurzer Zeit führten diese Bestrebungen nur zu dem (noch heute in vielen ungründlichen Darstellungen festgehaltenen) Irrthum, Alles was sich nicht unzweideutig als römische oder germanische Hinterlassenschaft zu erkennen gab, den Kelten zuzuschreiben. Ganz abgesehen von dem Mißbrauch, der mit dem Namen und Begriff dieses alten Volkes getrieben wurde, indem man demselben eine mit den Zeugnissen der Classiker ganz unvereinbare Ausdehnung gab, war es zu einer Art von Glaubensartikel geworden, daß Bronzen mitteleuropäischer Fundorte, wenn sie nicht römisch seien, nothwendig keltisch sein müßten. Was römisch und was nicht-römisch war, unterschied man leicht. Für das Letztgenannte gab Mathias Koch in seinem Werke „über die älteste Bevölkerung Oesterreichs und Baierns" (Leipzig 1856 S. 23 f.) damals folgende bindende Anweisung: „Gräber,

deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können. Dasselbe gilt von Gräbern, deren Bestandtheile nur Stein und Bronze mit Bronzewaffen sind. Stein allein und Stein mit Eisen berechtigt zu einem giltigen Schluß auf Germanen (!), was vollends von Eisen allein sich sagen läßt. Bronze und Eisen können auf Kelten und Germanen bezogen werden; aber in solchen Fällen entscheidet die Geschichte der Gegend, wo die Fundstätte sich befindet."

Von diesen Sätzen steht heute kaum einer mehr aufrecht. Die reine Bronzeperiode hat in unseren Gegenden lange vor der keltischen Invasion ihr Ende erreicht. Aber auch Bronze und Eisen in ihrer innigen Schwesterschaft, wie sie unter der Herrschaft der Hallstatt-Cultur auftreten, gehören hier einer Völkergruppe an, die welthistorisch in einem gewissen Gegensatze zu den Kelten steht. Ueberhaupt ist man jetzt davon zurückgekommen, aus dem Materiale der Grabbeigaben allein Schlüsse auf die Nationalität der Begrabenen zu ziehen. Nicht einmal aus den Formen, welche gleichsam den Comparativ zu der in dem Materiale gegebenen ersten Vergleichungsstufe bilden, kann man die ethnologische Zugehörigkeit der einstigen Besitzer oder Fertiger des prähistorischen Hausrathes mit Sicherheit erschließen. Man kann nur mehr oder minder stichhaltige Vermuthungen aufstellen, wobei allerdings die literarisch bezeugte Vergangenheit des Gebietes, in welchem die Fundstelle liegt, ein entscheidendes Wort mitspricht. Auf diesem Wege ist man dahin gelangt, nach den letzten großen Entdeckungen archaischer Nekropolen in Oberitalien, Istrien, Krain und dem Küstenlande die hier so glänzend vertretene Hallstatt-Cultur den Illyriern zuzuschreiben. Ja, Paolo Orsi in Syrakus, welcher zuerst in diesem Sinne „sulle nuovissime scoperte nell' Istria e nelle Alpe Giulie e sulla necessità di costituire un nuovo gruppo archeologico" geschrieben hat, denkt schon daran, illyrischen Stämmen, die ja einst viel weiter nach Norden hinauf seßhaft waren, auch die hallstatt-ähnlichen Denkmäler, welche in Steiermark und Niederösterreich südlich der Donau gefunden sind, wie auch die berühmte oberösterreichische Nekropole selbst, als Eigenthum zu vindiciren.

Auf demselben Wege hat man durch Ausgrabungen in Westeuropa, namentlich in dem keltischen Stammland Gallien, den Zusammenhang der La-Tène-Formen mit diesem nordischen Volkselement festgestellt. Es hat eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, daß im Bereich der Herrschaft und der Wanderungen keltischer Stämme das stärkere Auftreten jener Formen das Erscheinen der Kelten auf der geschichtlichen Schaubühne anzeigt. Wir werden den bezüglichen Formenkreis unten, wo wir das Inventar krainischer und küstenländischer Gräber betrachten, näher kennen lernen. Hier sei nur eines Stückes gedacht, das als werthvollster Typus die Rolle einer Leitmuschel in den prähistorischen Schichten Mitteleuropas spielt — der Fibel. Die Fibel der La-Tène-Zeit unterscheidet sich auf's

Schärfste von der früheren Gestaltung dieses Toilettenstückes durch die Bildung der beiden Enden des Bügels, indem das rückwärtige, der federnde Kopf, eine in mehrfachen Windungen beiderseits nach auswärts gebogene Spirale bildet, während das vordere Ende, oder der Fuß, nachdem es den Nadelhalter gebildet, schräg nach oben emporsteigt, sich wieder der Mitte des Bügels nähert und mit demselben durch einen Knopf verbunden ist. Diese geringfügigen Details in der Formgebung eines an sich unwesentlichen Stückes unter dem Culturbesitz der nichtclassischen Völker des Alterthums sind, wie die Dinge in der prähistorischen Archäologie heute legen, von der allergrößten Wichtigkeit für die Bestimmung der chronologischen und ethnologischen Stellung eines Fundes. Aus der Gesellschaft mit so gestalteten Gewandhaften hat man erst die wahre Bedeutung anderer Typen der La-Tène-Cultur, solcher Typen, welche den Charakter der letzteren viel stärker zum Ausdruck bringen, wie der langen Eisenschwerter, der breiten eisernen Schildbuckel, gewisser schlanker Streitäxte u. s. w., erkannt und gelernt, dieselben als Illustration eines der wichtigsten Factoren der europäischen Urgeschichte zu verwenden.

Als man soweit gekommen war, zeigte sich Folgendes. Sichere Spuren der ostwärts gerichteten gallischen Wanderungen — von den nördlichen Ausstrahlungen der keltischen Cultur abgesehen — fanden sich überaus zahlreich in allen Ländern zwischen Frankreich und dem westlichen Ungarn wie auch (nur an Zahl geringer) in Oberitalien. In Oesterreich erwies sich namentlich Böhmen, das Land der keltischen Bojer, mit einigen classischen Fundplätzen (Hradište bei Stradonic, Dux u. s. w.) an solchem Material ergiebig. Allein merkwürdiger Weise wollten die österreichischen Länder südlich der Donau, wohin doch so nahmhafte keltische Stämme, wie die Taurisker und Karner, ihren Weg gefunden haben, mit spärlichen Ausnahmen (Dürenberg bei Hallein in Salzburg) zu diesem Materiale keinen Beitrag liefern. Es schien also, daß die Ostalpen und das Küstenland im Norden der Adria trotz der Schriftsteller, welche hier ein reiches Leben keltischer Volkselemente bezeugen, aus dem Herrschgebiete der La-Tène-Cultur auszuschließen seien. Noch im Jahre 1883 schrieb einer der eifrigsten Erforscher urgeschichtlicher Ueberreste in Oesterreich, Ferdinand von Hochstetter, in seiner vielangefochtenen Abhandlung über den „Culturkreis der Hallstätter Periode" (S. 42): „Wir kennen noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturperiode hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte nach Christo einschalten ließe; wohl aber Gräber, deren Inhalt den unmittelbaren Uebergang der einen Periode in die andere darstellt." Er mußte also, trotz seiner von älteren Anschauungen unabhängigen Haltung, glauben, daß wenigstens in die Ostalpen die geschichtlich bezeugten Keltenstämme völlig unter dem Einfluß der Hallstätter Cultur gestanden hätten, womit er sich noch ganz auf dem Boden des alten Mathias

Koch und seiner Lehrsätze befand. Auch Freiherr von Sacken, der allerdings sein berühmtes Buch über das Grabfeld von Hallstatt um anderthalb Jahrzehnte früher schrieb, war ja der Ansicht, daß die Begrabenen jenes oberösterreichischen Bergwinkels mit ihren Schätzen an kunstvoll gearbeiteter Bronze nichts anderes als Kelten gewesen sein könnten; und so glaubt man es in den minder unterrichteten Kreisen, welche sich für jene epochemachenden Funde interessiren, auch heute noch weit und breit. Zum Glück streckten aber die begrabenen wirklichen Kelten auch im Alpen- und Küstengebiet bald hie und da einen Finger aus der deckenden Scholle. Man wurde unter dem Eindruck der anderwärts (namentlich von O. Tischler in Königsberg) so erfolgreich betriebenen La-Tène-Studien auch bei uns auf diese Fingerzeige aufmerksam; und siehe da! das jüngste Lustrum brachte uns eine ganze Reihe der wichtigsten Entdeckungen.

Im Jahre 1885 stieß der Custos des krainischen Landesmuseums C. Deschmann zuerst auf eine Gräberstätte aus der La-Tène-Periode ober den Dörfern Slepschek und Heiligenkreuz bei Nassenfuß in Unterkrain. Dieselbe grenzte unmittelbar an eine ausgedehnte, mehrere Joch umfassende Nekropole aus der Hallstätter Periode, wovon über 400 Gräber mit ziemlich reichen Funden, theils Skelett-, theils Brandgräber mit oder ohne Urnen, aufgedeckt worden waren. „Wir hatten," erzählt Deschmann in seinem, auf der Klagenfurter Wanderversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 19. August 1885 erstatteten Berichte, „jenes große, der Hallstätter Periode angehörige Gräberfeld beinahe ganz ausgebeutet, als wir an dem über diesen Gräbern befindlichen Hügelrücken weitere Nachgrabungsversuche machten. Da überraschte uns plötzlich die eigenthümliche Art und Weise der Bestattung, die von Allem, was wir bisher in Krain gesehen hatten, vollkommen abwich. Es waren keine Skelette vorhanden, sondern zerstreut in größeren oder geringeren Entfernungen in dem Boden und zwar in dem bröckligen Dolomitfels ausgehöhlte cylindrische Gräber, beiläufig ½ m tief und im Dm. ca. 25 cm breit. Im Ganzen waren deren etliche zwanzig. Auf dem Grunde derselben befanden sich die weißen Knochen, welche aus dem Leichenbrande eigens ausgeklaubt zu sein schienen, ohne irgend eine Beigabe von Kohlen, nur mit Dolomitsand überschüttet. In diesen Gräbern oder vielmehr Löchern steckten die doppelt zusammengebogenen Schwerter und nebstdem bei einzelnen auch noch Lanzenspitzen, von denen einige ganz umgebogen waren, andere aber eine schwache Krümmung hatten; ferner Schildbuckel, große Messer, Aexte mit horizontalem Schaftloch u. a. m.

„Dort, wo Frauengräber waren, fand man schalenförmige, gegliederte Armringe, jedoch alle zerbrochen, ferner Fragmente von Bronzefibeln, aber auch einige ganze Eisen- und Bronzefibeln, einen Glasring, Reste von gläsernen Armbändern."

Bei den Schwertern der keltischen Männer fanden sich theilweise auch

noch die eisernen Ketten, woran jene getragen wurden. Sie bestehen aus zopfförmig geflochtenen Gliedern, welche mittels eines kurzen Häkchens und eines Ringes um die Mitte des Leibes befestigt waren. Dazu stimmt der Bericht des römischen Historikers Diodor von Sicilien, daß die Kelten ihre Schwerter mittels Ketten an der rechten Seite des Körpers getragen hätten. Die Schwerter selbst sind identisch mit den anerkannt keltischen Klingen der Westschweiz und Frankreichs. Sie unterscheiden sich von den Schwertern der Hallstatt-Periode durch eine viel brauchbarere, namentlich zum Fechten tauglichere Form. Vor Allem sind die Griffe länger und frei von jenem zierlichen, aber im Gebrauch sehr hinderlichen Knäufen oder geschweiften Aufsätzen, worin die Hallstatt-Schwerter (wie man sich aus Sackens Publication überzeugen kann) großen Luxus und manchmal eine wahre Pracht entwickeln, indem da Doppelspiralen oder Zierscheiben aus Bronze, Elfenbeinknäufe mit Bernstein-Einlagen und dgl. auftreten. Das Querstück zwischen Griff und Klinge ist schwach in die Höhe geschweift, und dieser Ausbiegung entspricht eine dazu passende glockenförmige Erhöhung in dem Scheidenrande. Die Schwertscheide ist sehr zierlich mit einer Randeinfassung umgeben, welche an dem unteren Ende durchbrochen ist. Die Klinge mißt ca. 1 m und hat an beiden Seiten parallele Schneiden. Sie ist von vorzüglicher Härte, Elasticität und Feinheit. Das untere Ende ist stumpf abgerundet. Das gallische Schwert war demnach mehr eine Hau- als eine Stichwaffe. Die Form desselben ist übrigens nicht ganz constant, sondern erfuhr im Laufe der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt verschiedene kleine Modificationen, wie Otto Tischler in seinem Vortrage „über die Gliederung der La-Tène-Periode und über die Decorirung der Eisenwaffen in dieser Zeit“ (auf der Karlsruher Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1885) des Näheren zeigte. Dieser treffliche Gelehrte unterscheidet in der keltischen Culturperiode drei Altersstufen, welche sich äußerlich durch die Wandlungen der für uns wichtigsten Typen jener Periode, der Schwert- und Fibeltypen, charakterisiren.

Wie lange hat die Erzählung vom Schwert des Brennus und von dem Uebermuth, mit welchem der gallische Heerkönig sein Eisen in die Wagschale der ängstlichen römischen Stadtbürger warf, in Geschichtsbüchern und Anekdotensammlungen ihren Platz behauptet, bis es endlich gelang, den Wald von Eisen, der damals auf Rom heranrückte, in weiter Zerstreuung wieder aufzufinden und damit allenfalls auch der Illustration jenes Vorganges unter die Arme zu greifen! Aber dieses abgedroschene Geschichtchen — ob nun Fabel oder Wahrheit — hat jedenfalls einen historischen Sinn, und in nackter Kürze hat ihn Sallust ausgesprochen, wenn er der keltischen Nation den Vorzug im Waffenwerk vor den Römern zugesteht. Das Brennusschwert als halbmythische Verkörperung oder die seit wenigen Jahren an so vielen Orten ausgegrabenen keltischen Klingen von formidabler Länge und Qualität — das sind Stücke jenes langverborgenen Kriegswerk-

zeuges, als welches der deutsche Historiker die Nordvölker in ihrer ersten Erscheinung auffaßt. Aber das keltische Schwert zersplitterte an dem mit Gold verzierten Stahlpanzer der antiken Cultur, und erst der germanische Speer vermochte dessen brüchig gewordene Flanken zu durchdringen.

Die merkwürdige Fundstelle bei Nassenfuß liegt ungefährt in der Mitte zwischen Laibach und Agram, nur wenig südlich von der allen Reisenden bekannten Eisenbahnstation Steinbrück an der Save, wo die Südbahnlinie sich gabelt und einerseits nach der Hauptstadt Kroatiens, andererseits nach Laibach und Triest weiterführt. Die Nachgrabungen wurden mit andauernden Erfolgen, an denen auch das Wiener Hofmuseum participirte, fortgesetzt. Es zeigte sich, daß die Localität, ähnlich jener von Watsch und von St. Michael, mehrere größere und kleinere Nekropolen umfaßte, welche die Hügellandschaft zwischen drei Dörfern einnehmen und hauptsächlich der Hallstattperiode angehören. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nekropolen liegt auf erhöhter Stelle das Brandgräberfeld der keltischen Conquistadoren. Eine zweite Begräbnißstätte dieser erobernd Eingedrungenen wurde alsbald in demselben Bergland, in dem weiter südlich gelegenen Gerichtsbezirke Seisenberg, bei Wallitschendorf aufgefunden. Auch hier kamen gallische Schwerter, Lanzenspitzen mit besonders breitem Blatt, riesige Messer und schlanke Streitärte vor. Das schönste Fundstück war ein vorzüglich erhaltener gegliederter Bronzegürtel mit einem schön gearbeiteten Pferdekopf als Haken.

Nunmehr reihten sich die Entdeckungen keltischer Grabstätten in den Ostalpen, wo man sie so lange vermißt hatte, in ununterbrochener Folge an einander, und auch an Siedelstätten, von welchen man annehmen darf, daß ihr ethnologischer Grundcharakter durch die keltische Invasion — sowie später durch die römische Occupation des Landes keine Veränderung erlitt, wurde die La-Tène-Periode als Mittelglied zwischen der Hallstätter und der römischen Culturstufe nachgewiesen. Solche Ansiedlungen von sehr langer Lebensdauer sind in Süd-Tirol (bei Cles), im Kärnten (auf der Gurina bei Dellach im Gailthale) und in Kroatien (bei Prozor im Otocaner Regimentsbezirk) constatirt und durch ausgedehnte Nachgrabungen für die Museen in Trient, Wien und Agram ausgebeutet worden. Schon auf der Klagenfurter Versammlung geschah auch des merkwürdigen Fundplatzes von St. Michael bei Adelsberg im südwestlichen Krain Erwähnung, welcher unmittelbar nachher (1885 und 1886) für die Anthropologische Gesellschaft systematisch untersucht wurde.

Der Fundort von St. Michael besteht in einem von Erdwällen und Felsabhängen umgebenen natürlichen Kastell und in Begräbnißplätzen, die auf mehreren sanftgeneigten Flächen in der Umgebung des letzteren angelegt sind. Dieser aussichtreiche und doch gut verborgene „Grad" occupirt eine Vorstufe des steilen Nanos, des Wetterpropheten der Schiffer im Golfe von Triest, und beherrscht die fruchtbare Thalflur der Poik, durch

welche jetzt die Eisenbahn der nahen Seeküste zueilt. Es war für Barbaren, die, ohne selbst Seefahrt zu treiben, von der Nähe des länderverbindenden Meeres gerne Nutzen ziehen, ein sehr günstig gelegener Punkt, nicht unähnlich jenem uralten Mykenä „im Winkel der rossenährenden Argos." Die Nekropolen dieser Wallburg, die vielleicht als Raubnest noch zu Cäsars Zeiten eine Rolle gespielt hat, als Illyrier und Kelten, wie Appian berichtet, Tergeste und Aquileja mit Plünderung bedrohten, können sich allerdings mit den Burggräbern der „goldgeschmückten Herrscherstadt" Altgriechenlands nicht entfernt messen. Doch boten sie des Interessanten immerhin übergenug. Namentlich war ihr Inhalt typologisch lehrreich für den Uebergang der Culturformen aus der spät-hallstättischen in die volle La-Tène-Periode. In einer großen Anzahl von Brandgräbern treten nämlich Typen dieser beiden Perioden neben einander auf und illustriren so eine Mischcultur, welche auch der Geograph Strabo andeutet, wenn er bis an den Okra (Birnbaumer Wald, im Rücken des Nanos) ein illyrisch-keltisches Mischvolk wohnen läßt, das sich tätowirte und auch sonst illyrische Sitten beibehalten, aber die keltische Bewaffnung angenommen hatte. Archaische Typen von diesem Fundorte sind die großen bronzenen „Certosa-Fibeln," die schmalen Lanzenspitzen mit starkem Grat und kurzer Dülle, sowie die einschneidigen langen Dolchmesser oder Krummschwerter, welche die Griechen unter dem Namen „Machaira" oder „Kopis" theils selbst im Gebrauche hatten, theils bei barbarischen Völkern als Nationalwaffe beobachteten. Jüngere Formen zeigen die geraden breiten Schwerter, schlanke Streitäxte, breite Lanzenspitzen, Wurfspeere mit kleinem Blatt und langem Eisenstab zwischen Schaftdülle und Spitze, ferner La-Tène-Fibeln, Schwertketten, Messer und dgl. Auch in St. Michael lag unfern der Grabstätten aus der Keltenperiode ein Leichenfeld aus der Hallstätter Zeit, in welchem theils unverbrannte, theils verbrannte menschliche Reste (die letzten entweder in Urnen oder in der bloßen Erde) beigesetzt waren. Die Formen der Grabbeigaben in dieser letzteren Nekropole sind von dem Inventar der ersteren durchaus verschieden und bezeugen eine ganz erheblich ältere Culturstufe, für welche insbesondere die aus Bronzedraht zierlich gewundenen Doppelspiral-Fibeln und allerlei Schmuckanhängsel charakteristisch sind.

Gegenüber den Keltengräbern von Nassenfuß vertritt der verwandte Begräbnißplatz von St. Michael ein früheres Entwicklungsstadium der La-Tène-Cultur in den Ostalpen. Dasselbe ist bezeichnet durch das Fortleben einiger Hallstatt-Typen, ferner durch das Ueberwiegen der Streitäxte über die Schwerter und durch das Fehlen der großen eisernen Schildbuckel. An beiden Orten hat man überdies eine Wahrnehmung gemacht, deren geschichtlicher Sinn noch festzustellen sein wird. Die Fibeln vom La-Tène-Typus zeigen nämlich ausnahmelos nicht die von Tischler in westlichen und östlichen Grabfeldern dieser Periode als ältere Form erkannte Bildung „mit unverbundenen Schlußstück," sondern sind sämmtlich so gestaltet, wie

sie der genannte Forscher für das mittlere und spätere Stadium der keltischen Cultur charakteristisch findet. Hierin offenbart sich ein wesentlicher Unterschied der gallischen Hinterlassenschaft in den Ostalpen von den Depôts, welche die Herrschaft jener Cultur in nördlicheren Gebieten Oesterreichs, namentlich in Böhmen, bezeugen. Während dort, im Reiche der keltischen Bojer, alle drei Phasen der jüngeren vorrömischen Eisenzeit vertreten sind, fehlt die Früh-La-Tène-Stufe im südöstlichen Theile der Monarchie völlig, oder richtiger: sie erscheint nur in einzelnen kleinen Proben (Fibeln) auf Grabfeldern, welche sonst den vollen Charakter der archaischen Periode an sich tragen (Hallstatt, Watsch.) Es scheint sonach, daß, während in nördlicheren Gebieten bereits die Früh-La-Tène-Cultur herrschte, hier die Hallstatt-Cultur noch in voller Geltung war und erst nach der Ausbildung jener zu ihrer mittleren Stufe von derselben abgelöst wurde. In den Ostalpen hat ja die Hallstatt-Cultur ihre festeste Burg, hier entwickelte sie ihr zähestes Leben, und wir dürfen annehmen, daß sie nicht vor dem Beginn der Römerherrschaft gänzlich und auf allen Punkten aus dem Felde geschlagen worden sei.

Außer den bereits genannten Grabstätten hat Krain noch an mehreren Orten — Weißkirchen, St. Marein, Podzemelj, Altenmarkt und Planina im Wippachthale — La-Tène-Fundsachen geliefert, so daß es jetzt unter den Ländern, welche das Studium dieser Cultur ermöglichen und fördern, in erster Reihe steht. Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte konnte sich von dieser Thatsache überzeugen, als ihr vor etwa einem Jahre Virchow — nachdem er kurz zuvor einen sehr inhaltsreichen Bericht über seine Wanderung durch die Museen Südösterreichs gegeben — das photographische Album der archäologischen Schätze des Laibacher Museums vorlegte. An den Schluß unserer Gräberschau stellen wir — gerade weil sie eine der allerbedeutsamsten Nekropolen der keltischen Culturperiode in den Ostalpen ist — die Gräberstätte von Idria di Bača im Litorale. Dieser Fundort liegt an der Idria, vier Kilometer aufwärts von deren Mündung in den Isonzo. An der letzteren erhebt sich das Dorf Sta. Lucia, und unfern derselben birgt ein schräggeneigter Feld- und Wiesenplan eine der ausgedehntesten Gräberstätten aus der Hallstatt-Periode. An diesem Ort sind in den letzten Jahren tausende und abertausende von letzten Ruhestätten einer illyrischen (venetischen) Bevölkerung mit dem Spaten geöffnet und deren in Bronze und Thongefäßen sowie in Schmucksachen — fast niemals in Waffen — bestehender Inhalt theils nach Wien, theils nach Triest befördert worden. Die Zahl der Gräber von Idria, die wir nach der Lage dieses Fundortes den keltischen Karnern zuschreiben müssen, ist dagegen sehr gering, doch die Menge der Beigaben im Durchschnitt größer und das Ensemble individueller, charakteristischer. Das Inventar dieser Gräber steht hinsichtlich seiner Zusammensetzung unter Allem, was uns prähistorische Generationen von ihrem

Culturbesitz hinterlassen haben, ganz einzig da. Nicht der Reichthum an vollendet gearbeiteten papierdünnen Bronzegefäßen — Eimern, Cisten, Kesseln, Töpfen, Schalen, Bechern und Sieben —, nicht die verschiedenen Formen eherner und eiserner Helme, Schilde und Trutzwaffen, noch die barocke Gestaltung der Schmucksachen, selbst nicht die auf Bronzen gravirten „nordetruskischen" und römischen Inschriften, die sich in diesen Gräbern fanden, begründen den eigenthümlichen Werth derselben. Dieser ist vielmehr hauptsächlich bestimmt durch das massenhafte, in der Nachbarschaft jener herkömmlichen Beigaben doppelt befremdliche Vorkommen solcher Dinge, die man am allerwenigsten in Gräbern vermuthen würde: eiserner Pflugschaaren und Pflugmesser, Sensen, Schaufeln, Hacken und Beile, Schöpflöffel, Feuerzangen u. s. w., kurz einer langen Formenreihe von Gegenständen des Hausrathes und der Landwirthschaft, die, ebenso neu als nüchtern, uns einen höchst belehrenden Einblick in das Leben der Männer gewähren, die vor dem Beginn der Römerherrschaft das östliche Alpenland und das adriatische Küstengebiet im Nordosten Italiens bewohnten.

Aus diesen wenigen Gräbern taucht in plastischer Fülle das eisenreiche, kriegerische und übervölkerte, das Bergbau und Landwirthschaft treibende Noricum, wie es die Römer gekannt, gefürchtet, ausgebeutet — und erobert haben, empor und ragt mit bedeutsamen Ueberresten in unseren Denkmälerbesitz herein. So unscheinbar diese plumpen verrosteten Waffen und Werkzeuge, Haus- und Ackergeräthschaften sein mögen, — für die nur auf archäologischem Wege zu erwerbende tiefere Kenntniß von dem Werth und dem Wesen unserer keltischen Ahnen sind sie ebenso wichtig, wie die Entdeckung des pergamenischen Gigantenfrieses für unsere Einsicht in eine lang verkannte Periode griechischer Kunstgeschichte. Man muß nur abstrahiren von gewissen uns in der Schule anerzogenen Begriffen über Glanz und Größe, Ziel und Bestimmung der Völker dieser Erde. Wir sind kein Kunstvolk wie die Griechen; an Bergbau, Landwirthschaft und Industrie rankt sich das Bäumchen der modernen Cultur schon in seinen Jugendtagen mühsam aber sicher empor. Nichts ist daher berechtigter, als daß wir diese ältesten Zeugnisse einer rationellen Bewirthschaftung unseres heimatlichen Bodens durch tüchtige Menschen, deren Blut aus unseren Adern noch nicht geschwunden ist, sorgfältig sammeln und mit Fleiß studiren.

Was für Indien das Elfenbein, für Arabien der Weihrauch, für Chios der Wein und für Paros der Marmor, das war für unser Noricum Eisen und Stahl. Das norische Schwert stellt der römische Dichter als Schreckenswerkzeug dicht neben die Sturmbrandung des Meeres, neben Blitz und Donnerschlag. Das Schwert der Westkelten war schlecht gestählt, norisches Eisen dagegen nach Ovid „härter als unerwiderte Liebe." Um den Beginn unserer Zeitrechnung genügten die Schmelzhütten und Schmiedeöfen Norejas und der einsamen Alpenthäler nicht mehr, den steigenden

Bedarf der Römer zu decken; eine Kette berühmter Waffenfabriken spann sich von Carnuntum über Aquincum (Alt-Ofen) und Syrmium bis Verona, Mantua, Cremona u. s. w. im Kreise um Noricum, dessen Berge ihnen das metallene Lebensblut in reichen Strömen zuführten. Wie zähe manche Formen festgehalten wurden, welche norische Schmiede ihren Werken gaben, sehen wir daraus, daß die schwere vorrömische Pflugschar, wie wir sie in den Gräbern von Idria und auf der Gurina im nahen Gailthale vorfinden, in einigen Theilen Krains und des Küstenlandes noch heute im Gebrauche steht. Für die Technologie der landwirthschaftlichen Geräthe liefert der Fund von Idria eine Reihe der belehrendsten Illustrationen.

Das kleine Gräberfeld liegt an einer von Mauern gestützten Fahrstraße und war durch die Anlage der letzteren theilweise zerstört. Die Entdeckung geschah 1886 durch den Custos der prähistorischen Hofsammlung in Wien, Herrn J. Szombathy, zu der Zeit, als derselbe auf dem nahen Fundplatze von Sta Lucia mit der Aufdeckung von Gräbern aus der Hallstätter Periode beschäftigt war. Zuerst wurden 21, im nächsten Jahre fernere 25 Gräber geöffnet. Als Proben dieser unschätzbar werthvollen Depôts führen wir den Inhalt einiger Gräber an. Das erste enthielt: zwei Bronzefibeln (eine davon mit 9 Ringen als Anhängseln), einen Bronze-Halsring aus schraubenförmig zusammengewundenen Drähten („torquis"), 2 einschneidige nach abwärts gekrümmte Dolche oder Gürtelschwerter aus Eisen (1 davon in bronzener Scheide) ähnlich den Machairen von St. Michael, 2 kurze Krummmesser, eine Lanzenspitze, 1 Schwertkette, 1 Sensenklinge, 1 Baumsichel, 1 Spitzhaue, 3 große Schaftkelte (Beile) mit glockenförmig geschwungenenen Klingen, 2 Meißel, ein Reifeisen und diverse Eisenstäbe und Bleche (Beschläge oder Bruchstücke von Werkzeugen). Das fünfte Grab enthielt mehrere Bronzegefäße, als: 1 großen Kessel, 1 Topf, 1 Eimer, 1 Henkelschale, 1 Sieb, 1 Becher, 1 Schöpfbecherchen (von der klassischen Form des Kalathus der Griechen), dann aus Eisen: 1 großen Schöpflöffel, 1 Helm von der typischen Form des römischen Soldatenhelms mit runder Kappe, Nackenschutz und beweglichen Backenschirmen, ferner 1 Lanzenspitze, 1 Streitart, 3 Feldharken, 1 Meißel, 1 Sensenklinge, 1 Pflugschar, 1 Pflugmesser, 1 Feuerzange, Eisenstäbe, sodann 9—10 Fibeln zum Theil vorrömischen Charakters, zum Theil vom Typus der provinzialrömischen, in Noricum und Pannonien gebräuchlichen Gewandnadeln. Eine der ersteren ist mit einem originellen Aufsatz von (eine Schlingenreihe bildendem) Bronzedraht geschmückt, welcher fünf am Bügel aufgezapfte Paare von Bernsteinperlen festhält. Diese eigenthümliche Fibeldecoration ist bisher nur von diesem Grabfelde bekannt, hier aber in mehreren Exemplaren vertreten. Außerdem enthielt dieses Grab noch: 1 Schnalle, Ohrringe, Anhängsel aus Bronze, Fragmente einer Torquis, Beschlagstückchen von Bronze und Eisenblech, Holzreste, Nägel, 1 Messerchen und Fragmente von 2 Thongefäßen. In dem achtzehnten

Grabe fanden sich vor: 1 Bronzehelm der bekannten Form, wie sie in Grabfeldern der Hallstatt-Periode (Watsch, Hallstatt) und in dem Depôtfund von Negau (Steiermark) schon wiederholt beobachtet wurde, hier mit frührömischer Kratzinschrift („Protemus"), verzinnte Bronzeblechstreifen von einem Gürtel, 1 Lanzenspitze, 3 Messer, 1 Hohlmeißel, 1 Baumsichel, 1 Pflugschar und 1 Pflugmesser, 1 Schaufel, 1 Sense, 2 Feldharken, 1 Schwert mit verzinntem und gravirtem kreisrundem Stichblatt, 1 Bronzesieb von feinster Ausführung, 2 La-Tène-Fibeln, 1 kreisrunde Bronzeschnalle, 1 Stück Holz mit Eisenrost. Dies waren einige der reicheren Gräber. Eines der ärmeren (Nr. 4) enthielt nur: Schwert sammt Scheide und Kette, Lanzenspitze, Bronzefibel. Andre, in welchen keine Waffen und Werkzeuge gefunden wurden, sind wohl Frauengräber, so Nr. 2 mit folgendem Inhalt: Bronzetopf, Halsring, Ohrringe, 2 bronzene und 1 eiserne Fibel, Bronzeringelchen. Mehrere Gräber enthielten nur Thongefäße und zwar je 2 Stück, zumeist rothgelbe zweihenklige Krüge, auf der Drehscheibe geformt und römischem Geschirr sehr ähnlich.

Die im Jahre 1887 geöffneten Gräber erwiesen sich dadurch wieder besonders lehrreich, daß sie theilweise eine ältere Culturstufe, auf welcher noch einige Ausläufer der Hallstattperiode Platz fanden, erkennen ließen. Dies wären sonach Analoge zu den jüngeren Grabfunden von St. Michael. Eines dieser Gräber (29) zeigt folgende Ausstattung: Lanzenspitze und Streitart, 1 Certosa- und 1 Armbrustfibel, Ohr- und Fingerringe. An zwei kleineren Bronzegefäßen und einem Beschlagfragment fanden sich Kratzinschriften in vorrömischen Charakteren, die mit den sogenanten nordetruskischen Alphabeten der Alpenvölker in eine (zuletzt von Carl Pauli in Leipzig behandelte) Gruppe gehören. Eines der wichtigsten Fundstücke ist ein alterthümliches Bronzefigürchen, einen behelmten Krieger darstellend, der eine ärmellose Tunica trägt und mit Ringen an Arm und Bein geschmückt ist. Die Haltung ist die eines Schützen; doch paßt sie genau weder zur Führung des Bogens, noch zur Entsendung des Wurfspeers. Ich vermuthe in dem Figürchen einen Schleuderer, also eine Waffengattung, die auch im römischen Heere fast ausschließlich aus Barbaren bestand.

Wie der Leser sieht, stammen diese Funde schon aus einer Periode, wo die römische Cultur Einfluß auf die Lebensformen der Alpenvölker gewonnen hatte. Wir betreten damit einen Zeitabschnitt, über welchen die römischen Historiker theilweise bereits näheren Aufschluß geben, und der nicht mehr ausschließlich der Vorgeschichte Europas angehört. Die Republik hat sich um das Treiben der nordöstlichen Grenznachbarn Italiens im Ganzen sehr wenig bekümmert. Zwar wurde Istrien bezwungen, Aquileja angelegt, selbst friedliche Einwandererschaaren aus Noricum in's Küstengebiet nicht zugelassen und in Verhandlungen zwischen dem Senat und den Fürsten der Alpenstämme der Grundsatz proclamirt, daß die Alpen als unverletzliche Markscheide zwischen Kelten und Italikern zu gelten hätten.

Allein im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lagen die Verhältnisse so im Argen, daß während das keltische Stammland Gallien durch Cäsar erobert, Germanien und Britannien von römischen Heerschaaren zuerst betreten wurden — die nordöstliche Thorschwelle Italiens von den räuberischen und kriegslustigen Anwohnern unausgesetzt bedroht und erschüttert wurde. Die Einfälle der Karner und Taurisker haben viel Aehnlichkeit mit dem, was in unseren Tagen von Albanesen und Montenegrinern häufig berichtet wird. Nur manchmal gönnten sie, wie Strabo erzählt, den Bewohnern der Ebenen Ruhe, um von ihnen Bodenproducte zu erhalten. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, wovon sie Ueberfluß hatten. Die Dolche der Cäsarmörder haben den Plan abgeschnitten, hier Ordnung zu schaffen und das Küstenland von diesen unruhigen Gästen zu befreien. Augustus nahm ihn wieder auf, und seine Stiefsöhne haben ihn durchgeführt. Die römischen Adler drangen auf allen Wegen über die besiegten Alpen gegen den Rhein und die Donau vor. Der erste Act in dem großen geschichtlichen Drama, dem unsere moderne Cultur ihre Entstehung verdankt, war abgeschlossen.

Hier beginnt erst die unmittelbare, durch Schriftquellen vermittelte Berichterstattung über die Völkerverhältnisse Central-Europas. Für unsere Väter (wie noch heute für die Anhänger veralteter Anschauungen) steht hier erst das Portal zur Geschichte unserer Heimat. Was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man sich so wenig, wie Kaiser Tiberius um die Mutter der Hekuba. Seither ist mit den geschilderten Ausgrabungen eine Fülle von Erkenntniß auf uns eingedrungen. Das positive Wissen eines Mannes, wie Aristoteles, von den Völkern Mitteleuropas reichte nicht weiter, als bis zu den illyrischen Triballern an der unteren Donau. Diesen Strom läßt er noch — gleich allen antiken Geographen vor ihm — sich gabeln und mit einem Arm in den Pontus, mit dem andern in die Adria sich ergießen. Philipp und Alexander sind eben nicht weiter nach Norden vorgedrungen, als bis zu den Triballern, und so bezeichnet dieses Volk mit dem Ister die Grenze der geographischen Einsichten nach dieser Richtung. Das ist ein höchst dürftiges Wissen, namentlich im Vergleiche zu der großartigen Entschleierung der Orients, welche der Alexanderzug nach Persien und Indien den Griechen gebracht hat. Die antike Welt hat unserem armen Norden einfach den Rücken gezeigt und hier eine Lücke gelassen, die wir auf's Schmerzlichste empfinden. In diese Lücke ist seit relativ kurzer Zeit die prähistorische Forschung ergänzend eingetreten. Sie, nicht die alte Literatur in ihren flüchtigen und schwankenden Bildern, liefert die große Einleitung zur Geschichte des Nordens. Hier ist nur ein kleiner Ausschnitt dieser Einleitung gegeben; doch hat uns schon dieses Capitel Ausblicke nach den verschiedensten Richtungen gestattet.

Will nun Jemand, die geschilderten Wendungen überschauend, den tieferen Sinn derselben berühren, so wird er vielleicht fragen: Warum mußten

die Kelten so spurlos verschwinden, ein großes mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstetes, den Germanen nahe verwandtes Volk? Darauf erwiedern wir mit einer Gegenfrage die etwas seltsam klingt: Wozu sind die Slaven da? Etwa um der germanischen Welt unthätig drohend im Rücken zu stehen? Gewiß nicht. Und doch ist dies ihre weltgeschichtliche Positur. Hinsichtlich der Ablösung der Antike durch eine neue Weltordnung sind die Einen zu früh, die Anderen zu spät gekommen. Darum sind jene aufgerieben, diese zurückgestaut worden. Dabei gewahrt man eine gewisse Gegensätzlichkeit in dem Wesen dieser Frühlings- und jener Herbstkinder des Nordens. Die Kelten waren äußerlich brillant veranlagt, eine ritterliche, aber unstete Nation, schlechte Ackerbauer und schlechte Staatsbürger. Gerade das Umgekehrte gilt von den Slaven. Ursprünglich gewiß von gleicher Art, erfuhren sie durch ihre Geschicke eine so verschiedene Erziehung. Wenn aber die Kelten auf freier Bahn gescheitert sind, während den Slaven der Weg verrammelt wurde, so erkennt man darin abermals, wie die Natur ihre großen Aufgaben löst. Sie spart nicht mit ihren Kräften, sie verschwendet sie. Ungleich dem mühebeladenen Sterblichen, drängt sie mit den unerschöpflichen Mitteln, die ihr Haushalt darbietet, den Zielen zu und erreicht sie über den Grabhügeln und Leichenfeldern ungezählter Generationen. Und endlich sind die verschollenen ruhelosen Kelten ja nicht so spurlos verschwunden, wie Schnee in der Lenzsonne: sie bilden ein gutes Stück der ethnologischen Basis der gegenwärtigen Bevölkerung Süddeutschlands und Oesterreichs. Mehr als einem rührigen Stamme der Einwohnerschaft Europas ist keltisches Blut beigemengt, und ihm kann zum Theile die Gemeinsamkeit des Charakters, welche diese Stämme verbindet und von anderen im Norden des Erdtheiles trennt, zugeschrieben werden.

Holger Drachmann.

Ein dänischer Dichter.

Von

Heinrich Zschalig.

— Dresden. —

— — „Seit Chaucer froh gelebt,
Zog durch die Straßen uns kein Mann, des Schritt
So emsig, dessen Aug' so forschend war.
Des Zunge so gewandt." — —

Diese Ruhmeszeilen, welche Savage Landor, der Denker- und Dichtereinsiedler von Fiesole, seinem Zeitgenossen Robert Browning in etwas übertriebener Begeisterung widmete, wüßte ich aus Holger Danskes rastlos ringendem Vikinger- und Skaldengeschlechte auf keinen Würdigeren anzuwenden, als auf Holger Drachmann, der den Lesern dieser Monatsschrift schon aus dem Juliheste als Sänger des Meeres bekannt ist.

Die dänischen Kritiker und Literarhistoriker feiern Drachmann als einen der hervorragendsten und glänzendsten Vertreter des jüngeren Dichtergeschlechtes in ihrem Lande. „Kein dänischer Dichter, mit Ausnahme Blichers," schreibt Winkel Horn in seinem mustergiltigen Handbuch der dänischen Literatur, „hat das dänische Volksleben mit solcher Wahrheit und solcher poetischen Wirkung geschildert, wie Drachmann in seinen Bildern aus dem Fischer- und Seemannsleben. Seine stärkste Seite zeigt er jedoch als Lyriker." Aehnlich urtheilt Georg Brandes. „Er (Drachmann) erfaßt die dänische Waldlandschaft, wie wenig Andere, und eine dänische Küstenlandschaft wie kein Anderer. Alles, was zur See gehört, versteht er besser zu schildern, als es je einer vor ihm in dänischer Sprache gethan hat."

Vodskov, auf dessen vortreffliche Abhandlung über Holger Drachmann (vgl. Spredte Studier, wohl das Beste, was dänisch über Drachmann geschrieben ist!) nicht weniger Werth zu legen ist, weil er sich nicht scheut, auch Schwächen rückhaltlos zu tadeln, weiß doch so viel an Holger Drachmann zu rühmen, daß alle Mängel daneben verschwinden, wie die Unregelmäßigkeiten an einem geistvoll schönen Charakterkopf. Die Hauptsache, meint er hinsichtlich seiner Lyrik, sei Allen klar: „frische Jugendlichkeit, die ihres Weges dahinschlendert und über Alles singt, was ihr vorkommt; die reich genug an Stimmung ist, um es selbst mit dürftigen und zufälligen Stoffen aufzunehmen. — Das klassische Joch, d. h. das Bewußtsein, daß alle nächstliegenden und besten Stoffe schon längst von großen Dichtern aufgenommen seien, ein Joch, das so manchen zeitgenössischen Dichter so hart drückt, fühlt Drachmann kaum. So scheint er berufen zu sein der Held des Tages zu werden, der ewig junge Dichter, der mit reicher Hand kühne Genrebilder und prachtvolle Stimmungslyrik nach allen Seiten ausstreut."

Ohne Uebertreibung kann daher auch J. C. Poestion, der treffliche Kenner und Uebersetzer auf dem Gebiete der nordischen Literaturen, von Drachmann sagen: „Er ist nicht nur der productivste, sondern ohne Zweifel auch der begabteste unter den zeitgenössischen Dichtern Dänemarks. Gleichwohl ist er außerhalb des Nordens viel weniger bekannt, als z. B. seine norwegischen Dichterbrüder Björnson, Ibsen, Lie, Kielland oder der Schwede Strindberg, ja selbst als so manche seiner älteren und jüngeren dichtenden Landsleute, die, was Begabung betrifft, weit hinter Drachmann zurückstehen." *)

Der Leser verzeihe die vielen Citate. Sie sollten nur dazu dienen, Drachmanns literarisches Ansehen in seinem Vaterlande und bei uns zu vergleichen und die Frage zu rechtfertigen, ob dieser Dichter in Deutschland nicht doch vielleicht ein wenig mehr bekannt und gelesen zu werden verdient.

Den Grund dafür, daß ihm noch so wenig Beachtung zu Theil geworden ist, erblickt Poestion in dem Umstande, daß seine Hauptbedeutung in der Lyrik liegt und daß seine virtuose Sprachkunst einer dem Originale auch nur nahe kommenden Uebersetzung fast unbesiegbare Schwierigkeiten darbietet. Daher kommt es wohl auch, daß er bisher noch keinen poetischen Uebersetzer gefunden hat. Und wenn ich es im Folgenden wage, den schon im Julihefte gegebenen Uebertragungen noch einige neue Proben anzureihen, so hoffe ich, daß der Leser dieselbe Nachsicht üben werde, wie sie der liebenswürdige Dichter selbst geübt hat.

Aber der Hauptgrund, weshalb Drachmann dem deutschen Publikum

*) Vgl. Dr. Schweitzer's eben erschienene „Geschichte der Skandinavischen Literatur", Theil III. S. 358, wo wir Drachmann wegen seiner Bedeutung gleichfalls an die Spitze des jüngern Dichtergeschlechts in Dänemark gestellt finden, wenngleich auch hier gewisse Mängel nicht verschwiegen werden.

noch fremd geblieben ist, mag doch viel tiefer liegen. Ich finde ihn in des Dichters eignem Wesen. Er ist ein Magnet, der auf die Ferne keine Anziehungskraft ausübt, der aber Jeden fest an sich schließt und Keinen wieder losläßt, der ihm näher tritt. Fern von dilettantischer Gefallsucht oder von Liebäugelei mit der Gunst seiner Hörer, bringt er als echter großer Dichter nur das, was seine Phantasie anregt und was sein Innerstes bewegt. Wie verächtlich ihm daher jene süßliche Modelyrik ist, der wir — ach, schon so viele! — „Knospen, Blätter, Blüthen und Blumensträuße" verdanken, das geht aus seinen eignen Worten hervor:

„Wohl könnt' ich mich lispeln gar leicht und gelind
In manche gefühlvolle Herzen
Mit Bitten und sanften Tönen:
Ich lernte das Singen bei starkem Wind,
Aus der Wogen Freuden und Schmerzen!"

Wie sehr er es ferner verschmäht, sich den Zuspruch des großen Publikums durch wohlfeile Lockmittel und Schnurrpfeifereien zu erkaufen, das spricht er mit stolzer Bescheidenheit in seinem liebenswürdig humorvollen Gedichte: „Ad libitum" aus:

„Ich zieh' nicht mit wiegendem Spiel einher
Mit sinnreichen Flötenfiguren,
Den Mund gespitzt, die Nase quer
Und wirbelnden Koloraturen.
Mein Spiel ist nur schlicht, vielleicht allzu schlicht;
Doch will es euch so nicht behagen,
Nun wohl, so bezahlt nur den Eintritt erst nicht,
Mögt, Freunde, zur Seite euch schlagen!

Ich geh' meinen Weg, und biete mein Mahl
Und flöte gemach meine Weisen,
Und seh', wie das Publikum klein wird an Zahl,
Um Andre zu suchen und preisen;
Doch ist noch geblieben ein kleiner Kreis,
Dem ich trau', es werd' ihm behagen;
Ihm verbeug' ich mich höflich und rufe leis:
Auf die Seite laßt, Freunde, uns schlagen!

Auf die Seite ein wenig, und hört meinen Sang;
Im Stillen die Töne erklingen,
So voll und so stark, aus so ehrlichem Drang,
Wie wem nur vergönnt ist zu singen!
Ja, ehrlich der Drang, dem Herzen entstammt;
Doch will es euch nimmer behagen —
Nun wohl, so ist der Sänger verdammt,
Sich selbst auf die Seite zu schlagen!"

Ebenso wenig wie um die große, urtheilslose Menge, kümmert er sich jedoch auch um das kleinlich mäkelnde „Gemerke" gegnerischer Kritikaster und besteht ihnen gegenüber fest, ja herausfordernd, auf seiner Eigenart.

Ich trage den Hut, wie ich will,
Ich singe mein Lied, wie ich will
Und wie ich kann;

Ich stehle nimmer aus Andrer Werke.
Bin ich drum ein verfehmter Mann?
Soll mich drum schelten das „Gemerke"?
Die Sängerzunft sei, was sie will,
Ich bin, der ich bin, aus eigner Stärke!

Um aber Drachmanns Eigenart richtig zu würdigen, muß man sie vor Allem richtig verstehen. Versuchen wir daher, so gut es bei der gebotenen Kürze möglich, zu zeigen oder wenigstens anzudeuten, worin diese Eigenart besteht.

Ein Hauptzug, den auch Bergsöe ebenso wie Brandes einmüthig hervorhebt, ist zunächst eine gewisse Unbeständigkeit des Dichters. „Die 23 Bände, die wir bis jetzt von ihm besitzen," schreibt Vodskov im Jahre 1884 (nunmehr sind es schon über 30!), „zerfallen in 8 oder 10 weit abweichende Gruppen, die sich nicht nur im Stoff, sondern auch in der Tonart unterscheiden; und zwar ist es nicht nur die Stimmung, sondern die Lebensanschauung selbst, die zu wechseln scheint." Demnach könnte man die Eigenart des Dichters oder wenigstens einen wesentlichen Zug derselben, in einer wechselreichen Vielartigkeit erblicken. Näher betrachtet lassen sich jedoch in seinem dichterischen Schaffen zwei Grundelemente erkennen, von denen das eine ihm selbst, das andere dem Zeitgeist und seiner Umgebung entstammt, was der geistreiche dänische Kritiker durch einen Vergleich ausdrückt: „Der Webstuhl mit seinen vielen ungleichen Fäden war bereits vorgerichtet zu einem reichen und bunten Muster, als der Kampf des Tages das Schiffchen erfaßte und bald mit der Begeisterung Roth, bald mit des Zweifels und Gedankens Grau seine Leidenschaften und Launen hineinverwebte."

Als Drachmann im Jahre 1872 sein erstes Bändchen „Gedichte" herausgab, hatte Brandes, dem dasselbe gewidmet ist, eben seine „Revolution der Geister" begonnen, die der bis dahin herrschenden alten Steffens-Oehlenschlägerschen oder deutsch-idealen Literaturrichtung die neue französisch-realistische Auffassung entgegenstellte. War es ein Wunder, wenn der von gährender Jugendbegeisterung erfüllte Dichter sich dieser mächtigen Strömung, welche die heimische Poesie zu verjüngen verhieß und die ihn sogleich zu ihrem poetischen Mittelpunkte machte, voll und ganz überließ?

Bald jedoch, und im Grunde schon an seinen ersten Gedichten, konnte man merken, daß der ungeläuterte sinnliche Realismus, dem nicht der Adel eines sittlich fühlenden und zugleich phantasiebegabten Geistes aufgeprägt ist*), nicht seine Eigenart war. Es ging ihm, wie André Chénier, Wordsworth u. A. mit der ersten französischen Revolution: er zog sich später verstimmt zurück.

Dem ersten Ausbruch einer stürmischen Dichternatur folgten bereits

*) Vgl. Dr. Klenckes Gedanken zur Reform unserer Literatur in seinem geistvollen Buche: „Am Webstuhl der Zeit," II. Theil.

1875 „gedämpfte Melodien" (Dämpede Melodier); darauf 1877 seine herrlichen „Meeresgesänge" (Sange ved Havet), in denen gleichsam seine eigenste Natur zum Durchbruch kam und die fast nur Geklärtes enthalten; dann „Ranken und Rosen," worin er das Höchste, wenigstens hinsichtlich des Wohllautes z. B. in „Sakuntala" erreicht hat, und endlich die, seine ganze Jugendperiode gleichsam abschließende Sammlung „Jugend in Dichtung und Sang!"

Der ideale Grundzug seines Wesens, der sich selbst in den Dichtungen nicht ganz verleugnet, in denen er uns als „Vollblutrealist" entgegentritt, äußert sich besonders in seiner Liebe zur traumhaften Vergangenheit, die ihn zum Sagen- und Märchendichter macht. Als solcher hat er sich nicht nur vortrefflich als poetischer Erzähler, z. B. in den Reimdichtungen: „die Prinzessin und das halbe Königreich," der Osten für die Sonne, der Westen für den Mond" u. A., sondern auch als ausgezeichneter Dramatiker bewährt. Der glänzende Erfolg seiner Märchenkomödie: „Es war einmal" erwarb ihm 1886 den Danebrogritterorden. Und seine neuesten dramatischen Arbeiten, zugleich die zuletzt erschienenen des Dichters: („Tyrkisk Rococo" und „Esther" 1888, sowie „Tusind og en Nat", Mitte Mai dieses Jahres) werden, soweit sie aufführbar sind, gewiß auch außergewöhnlichen Beifall erringen, besonders „Tausend und eine Nacht" mit der herrlichen Sagengestalt Harun al Raschids.

Als Märchendichter bietet Drachmann überraschende Vergleichspunkte mit unserem ihm auch persönlich befreundeten R. Baumbach. In einer Anmerkung zu „Esther" äußert er sich über die Verwandtschaft ihrer Stoffe selbst so: „Ein Zusammentreffen mit Baumbach — tief im deutschen Binnenlande — überzeugte mich auf das klarste, in welch naher Verwandtschaft unsere skandinavische Romantik zur germanischen steht. Wir schöpfen aus derselben Quelle — der Eine in den blauenden thüringischen Bergen, der andere an der schwermüthigen Nordsee."

Nicht mit Unrecht wird er daher von Poestion als „Träger der Neu-Romantik in der skandinavischen Literatur", auch in Hinsicht auf seine gleichzeitig meisterhaften naturalistischen Schilderungen als eine „Doppelnatur" hingestellt. Da jedoch ein wirklicher Ausgleich beider Naturen, ein harmonisches „Vereinwesen" noch nicht zu Stande gekommen ist, so möchte ich ihn lieber zugleich mit Beziehung auf sein gesammtes menschliches Denken und Fühlen und Wollen, wovon alle seine Dichtungen stets nur der künstlerische Ausdruck sind, als eine Zweiseelen- oder Faustnatur bezeichnen. Die eine Seele will sich fortwährend von der anderen trennen; an die sinnliche Wirklichkeit klammert sich die eine, zu einer reineren Ideen- und Traumwelt strebt die andere empor. Und dieses Ringen, dieser innere Kampf wiederholt sich daher in gewissem Sinne auch in jedem seiner Werke. Daraus erklärt sich seine ewige Unruhe, sein fortwährendes Aufhören und Wiederanfangen, seine immer wechselnde Stellung zu den

literarischen und politisch-socialen Strömungen seiner Zeit, das Hereinziehen so verschiedenartiger Elemente in seine dichterische Stoffwelt, alle die äußeren und inneren Kämpfe, an denen sein Leben so reich ist, und, da er bei alledem eine leidenschaftliche Natur ist, auch einerseits die zaghafte Selbstverzweiflung, die ihn, wie wir wissen, wiederholt schon bei seinem Streben nach Vollkommenheit, nach der denkbar höchsten Vollkommenheit, erfaßt hat, andrerseits das starke Selbstbewußtsein, welches er zuweilen zeigt. Mag aber der Drang nach Vorwärts oft auch ein dunkeler sein, der gute Mensch und der große Dichter ist sich des rechten Weges doch bewußt!

So viel über Drachmanns Dichterpersönlichkeit im Allgemeinen. Um die hier nur in groben Strichen angedeuteten charakteristischen Züge noch sprechender hervorzuheben, müßten wir freilich etwas mehr nach dem Leben malen können. Leider waren die wenigen, in Gesellschaft des Dichters verlebten schönen Sommertage des vorigen Jahres zu schnell verrauscht, als daß wir aus seinem eigenen Munde Alles dazu Wissenswerthe hätten erfahren können; und eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters dürfte erst nach Erscheinen seines bereits angekündigten größeren Romanes zu erwarten sein, der, falls wir die bei unserem Besuch vernommenen Andeutungen nicht mißverstanden haben, eine Art Selbstbiographie enthalten soll. Die daraus in der dänischen Zeitschrift „Literatur og Kritik“ im März dieses Jahres abgedruckten Gedichte („Ulf Brynjultens Digte og Sange“) scheinen für die Richtigkeit unserer Annahme zu sprechen.

Eine auf persönlichen Mittheilungen beruhende, zuverlässige und mit liebevollem Verständniß verfaßte kurze Skizze von Drachmanns Lebensgange giebt Poestion in seiner von uns bereits mehrfach stillschweigend benutzten, lesenswerthen Einleitung zu den von ihm trefflich übersetzten „See- und Strandgeschichten“ (Universalbibliothek 2478 und 79). Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur diejenigen Momente aus seinem äußeren Leben hervorzuheben, die unserem flüchtig entworfenen Bilde theils zur Umrahmung, theils vielleicht auch noch zur Hinzufügung einiger gelegentlicher Lichter und Schatten, einiger noch scheinbar vergessenen Züge dienen können.

Die im Julihefte veröffentlichten Dichtungen sollten, so weit dies einige kurze Proben eben vermögen, zeigen, welche Meisterschaft Drachmann als Meeresdichter besitzt. Ein Meeresdichter sollte eigentlich für ein Land, das rings vom Meer umwogt ist und das schon so manchen vortrefflichen Seemaler hervorgebracht hat, kein allzu großes Wunder sein, wie es denn auch in der That der dänischen Literatur nicht an Gedichten und Geschichten über das Meer fehlt. Und doch bilden Drachmanns Meeresgesänge eine ganz neue Erscheinung, ja eine ganz neue lyrisch-epische Gattung; denn er schildert uns darin nicht nur, was an und auf dem Meere zu sehen ist, sondern enthüllt uns vor Allem auch die geheime

Sprache, gleichsam die gewaltige Seele, die große Philosophie des Meeres. Die Natur selbst scheint ihn zum Dolmetsch ihrer gewaltigsten Erscheinungsform, des Oceans, bestimmt zu haben; denn seine meerblauen Augen, sein krausgelocktes, gleichsam von zitternden Wellen umwogtes Haupt und seine an die Meeresriesen der Vorzeit erinnernde Gestalt scheinen dem Meere zu entstammen. Was aber der göttliche Geist der Natur beschlossen hat, das können Menschen nicht hindern. Der Vater Drachmanns, ein verdienter Marinearzt und späterer Professor der Orthopädie in Kopenhagen, wollte zwar anfangs den am 9. October 1846 geborenen Holger zur See senden, nahm ihn aber doch bald aus der zu diesem Zwecke besuchten Schule, um ihn für seinen eigenen Beruf ausbilden zu lassen. So wurde Holger 1865 Student der Medicin. Allein die Liebe zur Kunst überwog bei ihm die Liebe zur Wissenschaft, und bald sehen wir ihn (als eifrigen Kunstjünger und Schüler des bekannten Marinemalers Sörensen), wohin sein Herz ihn zog, am Meere!

Dann begab er sich zur weiteren Ausbildung auf längere Reisen nach der Nordsee und dem mittelländischen Meere und verbrachte ein halbes Jahr auf Sicilien. Entscheidend ward für ihn ein Aufenthalt in London, wo er längere Zeit als Illustrator und Maler oft gar kümmerlich sein Brot verdiente. Daneben trieb er mit fast gleichem Eifer Musik, Aesthetik und Poesie. Hier war es auch, wo er 1871 die Flüchtlinge der Pariser Commune und die wichtigen socialen Wandlungen kennen lernte, welche der Krieg in Frankreich mit sich gebracht hatte. Was er hier schaute und hörte, mit dem Pinsel zu malen, vermochte er nicht; da versuchte er es mit Worten, und so entstand sein berühmtes Gedicht, das noch jetzt zu seinen Lieblingsgedichten gehört: „Die englischen Socialisten". Und wie er sie zu malen verstand, mögen folgende Zeilen zeigen:

Geschützt vor dem Wind und kalten Nebeln,
Um des Kohlenbeckens qualmende Gluten —
Die Kohlen sind vom Strande gestohlen,
Wo der Kaufmann löscht die beladenen Schuten —
Sitzt eine Schaar. Bedeckt sind mit Ruße,
Die knotigen Arme in schmutziger Bluse;
Wohl vierzehn sind's, sie löschten die Schute,
Die Haut zeugt von Angelsachsenblute.

Sie murmeln und saugen die thönernen Pfeifen,
Das Ale geht herum in klappernden Kannen;
Man hat etwas vor, möcht' etwas ergreifen,
Man will aus der Noth und möchte sie bannen;
Die Arme erbeben, wie Fieberkranken;
Die Worte fehlen den vielen Gedanken!
Doch ohne System muß Alles ersticken.
Da erhebt sich ein Mann mit funkelnden Blicken u. s. w.

Der Erfolg seiner ersten, 1872 erschienenen „Gedichte" und mehr

noch der einer bald darauf unter dem Titel „Von jenseits der Grenze“ (Derovre fra Graensen) herausgegebenen Sammlung von Skizzen, in denen er beredt und ergreifend die heroische Ausdauer der dänischen Soldaten in der Düppelstellung schilderte, ließen endlich nach längerem Schwanken den Dichter über den Maler siegen; und nun schuf er mit rastlosem Fleiße arbeitend, die ganze stattliche Reihe von Gedichtsammlungen, Novellen, Romanen und Dramen, die wir jetzt von ihm besitzen und die seine vielseitige Begabung in so bewunderungswürdiger Weise offenbaren.

Größere Reisen, meist veranlaßt durch innere und äußere (namentlich auch politische) Kämpfe im Vaterlande, unternahm er dann noch 1876 bis 78, besonders nach den europäischen Hauptstädten.

Immer wieder aber war es die Sehnsucht zum Vaterlande und besonders zum heimischen Meere, die ihn der Heimat zurückgab. Ein tiefempfundenes poetisches Zeugniß für diese Sehnsucht ist sein, gleichzeitig von Kampfesmuth erfülltes Gedicht: „Vogelschau“ (im Juliheft S. 62). Welche hohen Ziele er sich als „Meeresdichter“ stellt, wie er ringt und strebt, „die Größe und Macht des Meeres zu erfassen und sich aus seiner Sturmmelodie die Töne ureigner Poesie zu schaffen“, das ließ uns die vorhergehende Dichtung erkennen. Daß er sich jedoch auch vortrefflich auf „Genrebilder“, die das Strandleben darbietet, versteht, hat das kleine anmuthige Bild bewiesen, das er „Bernstein“ betitelte (ebenda S. 60).

Die Liebe zum Meere wie zur Natur im Allgemeinen hat ihn zum vertrauten Freunde der Fischer und Seeleute gemacht, zu denen er sich stets flüchtet, wenn er sich von allzu angestrengtem Arbeiten erholen will, oder wenn er es unter den „Menschen“ wegen etwa zu offen geäußerter, freier Ansichten einmal nicht mehr aushält. So lebt er auch gegenwärtig mit seiner vortrefflichen Gattin und seinen „süßen vier Kindern“ an einem kleinen Stranborte nördlich von Helsingör, nach seinem eigenen Ausdruck „zwischen Wäldern, Möven, Fischern und Seekapitänen.“ Dafür wird er aber auch von den Fischern geliebt und verehrt, wie nicht leicht ein anderer Dichter vom Volke geliebt werden kann. Man braucht nur seinen Namen zu nennen und zu sagen, daß man ihn gern hat, so ist man auch ihr Freund. Besonders bewundern sie seinen Fleiß. „Han er meget flittig“ sagen sie. „Wenn wir Abends aus dem Krug, wo wir miteinander trinken, rauchen und uns Geschichten erzählen, nach Hause schlafen gehen, dann setzt er sich noch hin und schreibt und schreibt.“ Was er dann wohl schreibt, was er uns sozusagen „frisch vom Faß“ giebt, ist leicht zu errathen. Besonders ist er ein unübertrefflicher Meister kurzer Bilder und Geschichten aus dem Leben und Treiben der Fischer und Seeleute. Er versteht, wie Poestion treffend sagt, „die schwere Kunst, von einer Person in wenigen Zügen ein abgerundetes Bild zu geben, das dem Leser unvergeßlich bleibt,“ und das er lieb gewinnt, fügen wir hinzu. Das ist denn auch die einzige Seite, von welcher Drachmann dem deutschen

Leser schon einigermaßen bekannt ist. Deutsche Uebersetzungen Drachmannscher Seegeschichten sind außer Poestions bereits erwähnten prächtigen See- und Strandgeschichten erschienen von A. Strodtmann: Aus den Sandregionen und anderen Erzählungen von H. Drachmann und S. P. Jacobsen; ferner zwei größere, fesselnde Strandnovellen („Paul und Virginie unter nördlichen Breiten" und „Aus der Familiengeschichte des Björngeschlechtes") von E. v. Engelhardt, Leipzig 1881.

Was endlich Drachmanns erzählende Meeresgedichte anlangt, so sei nur kurz noch erwähnt, daß sich in ihnen besonders das Heldenhafte seiner Natur kundgiebt. Schiffbrüche, kühne Rettungsversuche, Frauen die mit dem Rettungstau um den Leib sich in die Wogen stürzen, um den Geliebten zu retten, Kapitäne, die das sinkende Schiff nicht verlassen, versteht er uns so ergreifend und schauervoll vor die Seele zu zaubern, daß wir meinen könnten, wir wären selbst zugegen und nähmen Theil. Eines der bekanntesten Gedichte dieser Art ist das großartig dramatisch aufgebaute und gewaltig ergreifende Gedicht „Von der Düne."

Es ist, als ob man die furchtbare Brandung des sturmerregten Meeres selbst vernähme, wenn man die Worte vortragen hört:

Stürme heulen, Wogen brüllen,
Sand und Salzfluthtropfen füllen
Zitternd bange Luftbereiche — —
— — — — — —
Nirgends Widerstand noch Wehr.
Wo der Uferwall geschwunden,
Bahnt sich machtvoll ungebunden
Seinen wilden Weg das Meer.

Schwere Wogenmassen schießen
Und verfließen,
Uebergießen
Weithin sich mit weißem Schaum;
Rings im Raum
Keine noch so kleine Stelle,
Bietet sich dem Fuß als Schwelle,
Wo du trotzen kannst mit Muth
Brandungsdonnerwirbelfluth!

Wie fesselnd ist nicht die Schilderung der von der Düne athemlos ausspähenden Geliebten:

Und inzwischen ganz dort oben
Auf der Düne windumwoben,
Vor den Augenbrau'n die Hand,
Spähend, spannend, starrend stand
Sie, des Räthsels Löserin.
Bang der Athem, blaß die Lippen,
Immer starrend nach den Klippen,
Nach dem schwarzen Punkte hin

Wie ein Standbild, ausgehauen
Stumm in Stein, folgt sie dem Boot,
Seufzend in des Sturmes Grauen,
Zitternd, bebend wie ein Laub.

Und dann wieder das Meer:

Und Licht und Schatten
Wechseln
Ueber dem Meere.
Wie jagende Hunde,
Die wüthend sich beißen,
Kommen eilend die Wogen;
Und es bellt aus der Tiefe
Rauh, brüllend. — — —

Dieser Gattung gehört auch das im Juliheft Seite 58 abgedruckte schöne Gedicht „Allein auf dem Deck“ an. Auf eine andere nicht minder dramatisch ergreifende Dichtung: „Die letzte Parade“ (deutsch erschienen im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes,“ 1889, Nr. 6) sei hier nur kurz hingewiesen.

Diesen Gedichten, wie allen seinen Erzählungen und ebenso seinen Dramen, gereicht es zu unvergleichlichem Vortheil, daß er als Dichter doch stets zugleich geblieben ist, was er von Haus aus war, ein genialer Maler. Möchte es uns gelungen sein, durch unsere noch lückenhaft gebliebene Skizze die in mancher Hinsicht ganz eigenartige Dichtergestalt Drachmanns der deutschen Lesewelt näher zu bringen! Wäre er derselben schon vertrauter gewesen, so hätte er auch zu einer ausgeführten vergleichend-kritischen Betrachtung reichen Stoff und fruchtbare Anregung bieten können.

Der Musik-Winter 1888—1889.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Es ist undenkbar, daß im politischen und socialen Leben starke Gegensätze, verschiedenartigste Bestrebungen sich entwickelten und zur Geltung gelangten, und daß im Kunstleben Alles recht ruhig und glatt vor sich ginge, von allen Vorgängen in anderen Regionen unberührt bliebe; als ob Dichter und Musiker und bildende Künstler auf einem anderen Planeten hausten und von dort herab ihre Werke in die irdischen Theater, Verlagsbuchhandlungen, Concertsäle und Kunstausstellungen sendeten!

Es wäre vielmehr nicht schwer zu beweisen, daß alle Bewegungen, die im öffentlichen Leben durch höhere Ideen oder niedere Gedanken hervorgerufen wurden, im Kunstleben Ausdruck — nicht etwa Darstellung! — erhalten. Der Geist des Künstlers ist eine Art von Brennspiegel, der die verschiedenartigen vereinzelten Ideenstrahlen (oder auch niedere Gedanken) in sich zusammenfaßt und auf einen Punkt leitet. Doch nochmals sei es festgestellt: das Kunstwerk ist Ausdruck verschiedenartiger Bewegungen, nicht etwa Darstellung von Ideen. Es wäre ein Unsinn zu behaupten, daß die Beethoven'schen Symphonien vor dem ungeheuren Umschwunge in der deutschen Dichtkunst und vor der französischen Revolution hätten entstehen können; ein noch größerer Unsinn aber wäre es, sie als die Darstellung der Sturm- und Drang- und der Revolutionsideen zu bezeichnen. Und wenn Richard Wagner einerseits „mit Entzücken" die deutsche Mythe preiset, in welcher ihm der wahrhaftige „natürliche Mensch" in seiner ganzen Schöne entgegentrat, andererseits bewundernd von der Schopen-

hauer'schen Weltanschauung spricht, nach welcher gerade das Natürliche im Menschen aus dem Willen zum Leben entsteht, der nur Leiden und Elend bringt und in der Befriedigung sich selbst zerstört, so ist das der beste Beweis, wie viel unversöhnliche Widersprüche im Geiste des Künstlers sich kreuzen und dennoch zum Schaffen eines großartigen Kunstwerks beitragen können.

Nun haben die letzten Jahre so viel Gewaltiges und Gewaltsames, Hochstrebendes und Streberisches, allgemein Anregendes und gemeinen Regungen Dienendes gebracht: und die Kunst sollte von all Dem unberührt geblieben sein? und gar die Tonkunst, diese verbreiteste, so zu sagen gesellschaftlichste aller Künste?

Auf dem Felde der Oper konnten die starken Gegensätze der verschiedenartigen neueren Grundsätze nicht zur Geltung gebracht werden, denn in ihr erscheinen Wagners Musikdramen noch immer allein gegenüber den älteren klassischen. Seine deutschen Zeitgenossen haben nichts hervorgebracht, was ihnen entgegen gestellt werden könnte. Und selbst die Anhänger italienischer Opernmusik müssen gestehen, daß Verdi's letztes Werk „Othello" gar Vieles enthält, das nicht gerade eine Nachahmung Wagners zu nennen ist, aber ganz bestimmt ohne den durch ihn gegebenen Impuls nicht bestände. Diese Art der Harmonisation, der Declamation, der Instrumentation hätte Verdi niemals angewendet, wären nicht die Wagner'schen Grundsätze auch so tief in das Bewußtsein sehr vieler italienischen Musiker und Musikfreunde gedrungen. Die Bemerkung soll durchaus nicht die Anerkennung der großen Begabung des Mannes beeinträchtigen, der den „ballo in maschera", den dritten Act des „Ernani", die erste Hälfte des zweiten Actes in „Rigoletto" und die „Aïda" componirt hat*); sie soll nur darthun, daß eben gewisse Ideen nach den entferntesten Regionen ausstrahlen. Die Meinungen über den Kunstwerth der Wagner'schen Schöpfungen mögen sehr verschieden sein; daß sie aber die deutschen Bühnen beherrschen, daß sie die größten Einnahmen bringen, ist eine feststehende Thatsache. Und wenn — nicht mit Unrecht — behauptet wird, daß ihr Erfolg nicht durch Das allein bestimmt wird, was sie als Kunstwerk sind, sondern in nicht geringem Grade durch durch das von Richard Wagner selbst angeregte Hineinziehen leidenschaftlicher Streitigkeiten und Voranstellen von Nebenfragen, die zur Kunst selbst in oft sehr entfernter Beziehung stehen: so bietet diese Behauptung nur einen neuen starken Beweis, wie das Kunstleben heute in noch viel stärkerem Maße als ehedem von allen geistigen Regungen berührt wird, und wie jetzt auch die unhaltbarste Zusammenstellung philosophischer Systeme mit künstlerischen Erzeugnissen gläubige Anhänger findet. Ueber Musik philosophiren

*) Jeder, der Webers „Euryanthe" hört, muß erkennen, daß in ihr die Grundlage der ersten Opern R. Wagners (Holländer, Tannhäuser, Lohengrin) ruhte; erscheint darum das kolossale Genie des Dichter-Componisten als ein geringeres?

ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der gebildeten Gesellschaft, und selbst ernsthafte Gelehrte leisten der Schönrednerei Vorschub. Als Mozart die „Zauberflöte", als Beethoven die unermeßliche „Neunte" schuf, fiel es keinem Menschen ein, die ganz sicheren Beziehungen der ersten zur Freimauerei darzulegen, oder aus dem Goethe'schen „Faust" ein Programm für das Riesenwerk zusammenzusetzen. Progamme, d. h. Ueberschriften, und mitunter die sonderbarsten, hat es von jeher gegeben: aber die Auslegerei ist erst in der Neuzeit zur vollen Reife gebracht worden. Wir sind jetzt so weit gekommen, daß bei Beurtheilung von Kunstwerken eine Masse Vorfragen zu gründlicher Besprechung gelangen, die Hauptsache aber: wie denn das Werk geschaffen, gedichtet, componirt, gemalt ist, fast nebenher behandelt wird.

Und wenn man die verschiedenen Concertprogramme des verflossenen Winters prüft, so möchte man fast behaupten, daß selbst im Geiste manches Componisten nicht das Musikalische als das Wichtigste waltete, sondern das Bestreben, Ereignisse und Handlungen durch Töne darzustellen, die der beschreibenden Dichtkunst unbedingt angehören, der Malerei in nur bedingtem Maße zugänglich sind, der Instrumental-Musik aber entschieden ganz ferne liegen. Es sind im letzten Winter zwei „Symphonische Dichtungen" mit demselben Titel „Francesca da Rimini" aufgeführt worden, die eine von Bazzini in Mailand, die andere von Tschaikowsky in Petersburg. Bazzini (geb. 1818), ehemals ein berühmter Geigenkünstler, dessen edler Ton und schöner Vortrag ihm besonders in Deutschland allgemeine Sympathieen erworben hat, ist jetzt Director des Mailänder Conservatoriums und in seinen Compositionen ein Anhänger der neudeutschen Schule. Tschaikowsky (geb. 1840), zuerst Jurist, dann Musiker und Lehrer am Petersburger Conservatorium, ein ungemein geistreicher Componist, gehört der jungrussischen Schule*) an, die kein anderes Kunstgesetz anerkennt, als die eigene Willkür. Er ist allerdings der bei weitem bedeutendste dieser Schule, denn er hat auch ernsten Studien obgelegen, viel gelernt und sehr geschickte Handhabung der Formen erworben. In einer Suite von ihm befindet sich ein Präludium und Fuge, die zu den geistreichst erfundenen und trefflichst gearbeiteten Werken der Neuzeit gehören. Aber das Streben nach Originellstem, Niedagewesenem führt auch ihn manchmal zu Experimenten und Combinationen, bei denen jede Musik aufhört. Die Episode aus Dantes Inferno, die Erscheinung und Erzählung der Francesca da Rimini als Vorwurf einer Instrumentalcomposition zu wählen, war schon von vornherein ein verfehlter Versuch. Was der Dichter in Worten anschaulich beschreibt, kann der Musiker nicht wiedergeben, denn jener hat das bestimmte Wort für sich, dieser kann nur Zusammenstellung von Einzeltönen in Accorden bieten. Was der Dichter

*) Die ältere russische Musikschule, deren bedeutendsten Männer Lwoff und Glinka waren, fußte ganz auf deutscher Tradition, mit nationalen Wendungen.

dem Leser in drei Versen*) erzählt, muß der Musiker dem Hörer in einer langen Reihe von Tacten begreiflich zu machen suchen. Die Qualen der armen vom Sturme gejagten Geister muß der Musiker durch eine Reihe von Dissonanzen zu versinnlichen trachten, bei denen zuletzt der musikalische Hörer ein Gequälter wird. Poetische Vergleiche, wie die von den Staaren, die mit breitem Flügel im kalten Winter dahin fliegen, oder von den klagenden Kranichen (V. 40—50) kann die Musik nicht wiedergeben. Die wunderbare Schönheit der Ansprache Dantes und der Antwort Francescas ist ein Eigenstes der Dichtkunst; vielleicht wäre es möglich, durch den Gesang eine ähnliche Wirkung zu erzeugen. Aber was soll die Instrumentalmusik damit beginnen? Die beiden erwähnten „Symphonischen Dichtungen" (der Titel ist das Schönste an dem Dinge!) konnten einen ungetheilten Erfolg nicht erringen; doch fand die Bazzinis jedenfalls noch mehr Theilnahme, weil in ihr doch der italienische Musiker die Melodie nicht so ganz verbannte, wie der geniale Russe. Noch weniger Eindruck als die beiden Francescas erzeugte ein Musikstück von St. Saëns „Phaeton", in welchem nur die musikalischen Irrbahnen erkennbar waren, auf welchen der (sehr geistreiche, aber offenbar eine Zeit lang überschätzte) Componist sich herumtreibt. Es erscheint mir nothwendig, hier meine Ueberzeugung gegenüber der Programm-Musik auszusprechen. Jedes wahre Tonkunstwerk, auch das kleinste, ist Programmmusik, d. h. es muß im gebildeten Hörer Empfindungen erwecken, die er mit gewissen Vorstellungen in Verbindung bringt und so zu sagen zum Programm ausbildet. Die Musik, die solche Empfindungen und Vorstellungen nicht hervorruft, taugt wenig. Aber noch weniger taugt die Musik, zu deren Verständniß der gebildete Hörer erst einer Vorschrift für seine Empfindungen, sozusagen eines ästhetischen Receptes bedarf. Enthielten des hochgenialen Berlioz Symphonieen „Episoden aus dem Künstlerleben", „Harold" u. s. w. nicht so viel echt musikalische Schönheiten in Melodie, rhythmischer Eigenthümlichkeit und Tonfärbungen, sie wären schon lange der Vergessenheit anheimgefallen. Die Ouvertüre „Carneval Romain" wird bei guter Aufführung immer zündend wirken, ohne daß die Hörer bei jeder Phrase daran dächten, was sie bedeuten soll.

Gute Aufführungen Berlioz'scher Werke haben wir nur dem unvergleichlichen Hans von Bülow zu danken, dessen Leitung die Philharmonischen Concerte zu höchstem Glanze und zu großartigster Wirkung gebracht hat. Als diese Concerte noch unter der Verwaltung einer Gesellschaft und unter künstlerischer Führung des Herrn Professor Dr. Joachim und Herrn Klindworth standen, da brachten sie nur jährliche Ausfälle, welche die reicheren Mitglieder der Gesellschaft deckten, bis sie es bequemer fanden, sie nicht mehr

*) J' venni in loco d'ogni luce muto
Che mugghia come fa mar per tempesta
Se da contrari venti é combattuto.

zu decken, und zurücktraten, worauf die Auflösung der ganzen Verbindung nothwendig erfolgen mußte. Jetzt sind diese Concerte Privatunternehmungen des „Concertdirector" Herrn Wolf und die bei weitem einträglichsten — selbstverständlich durch Bülows Zauber-Tactstab. Wie er begeisternd, fortreißend, elektrisirend auf das Orchester und das Publikum wirkt, das kann nur gehört, nicht beschrieben werden. „Altclassische" Beurtheiler und Liebhaber meinen hie und da, er tüftle zu viel, er suche so viel einzelne interessante Züge hervor, daß der Eindruck des Ganzen beeinträchtigt werde. Es ist das der sonderbarste Vorwurf in einer Zeit, da so viele gelehrte und geistreiche Männer an jedem Verse von Goethe und Shakespeare herumstudiren, bis sie irgend eine neue Bedeutung, eine Beziehung herausfinden, an die bisher kein Mensch gedacht hat, vielleicht der Dichter selbst am wenigsten*). Wer aber Beethovens A-dur-Symphonie, die so oft gehörte A-moll („Schottische") von Mendelssohn, ja selbst die schon abgeleiert zu nennenden Ouvertüre zum „Tannhäuser" unter Bülows Leitung gehört hat, der mußte gestehen, daß da neue ungeahnte Wirkungen herausgeholt, nicht etwa hineingethan waren, daß die thematischen Durchführungen, die rhythmischen Gliederungen, die Tonfärbungen in einzelnen Instrumentalgruppen**) noch niemals in solcher Klarheit, in solch künstlerisch vollendeter Ausführung hervorgetreten waren. Und hat er nicht das voraus viel besprochene, spöttisch angezweifelte Wunder vollführt und die „Neunte" am selben Abende zweimal aufgeführt, wobei die übergroße Mehrzahl des Publikums bis an das letzte Ende verweilte, ohne Ermüdung zu zeigen? Und welche Mittel standen ihm hierbei eigentlich zu Gebote? Das Philharmonische Orchester war seiner Leitung gewohnt, aber der Chor (der von Herrn Ochs gegründete sogenannte „Philharmonische") existirte kaum seit drei Jahren und hatte unter Bülow noch nie gesungen, auch die Solisten wirkten zum ersten Mal; und gerade die Leistung der beiden letztgenannten Factoren erregten Enthusiasmus. Das so schwere, fast unüberwindliche Quartett-Solo war noch nie so schön, so sicher und frei ausgeführt worden. Wenige Wochen vorher hatte der neue Capellmeister der Hofoper, Herr Sucher, dasselbe Riesenwerk vorgeführt mit der königlichen Capelle, mit den ersten Sängern der Hofoper; aber die Wirkung war nicht annähernd zu vergleichen.

In der Königlichen Oper bewegt man sich seit zwei Jahren in allerhand Versuchen, ohne zu jener einheitlichen Festigkeit der Leistungen zu gelangen,

---

*) Sag' deutlicher wie und wenn,
Du bist uns nicht immer klar;
Gute Leute, wißt Ihr denn,
Ob ich mir's selber war?" — Goethe.

Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt Ihr nicht aus, so legt was unter. — Derselbe.

**) So z. B. die Figur des Basses am Ende des ersten Satzes der Beethovenschen A-dur-Symphonie.

die zu gleicher Zeit als erstes Vorrecht und erste Pflicht der größten und reichst unterstützten Bühne der deutschen Reichshauptstadt gelten müßte. Herr Deppe, der erste neue Capellmeister an dessen Berufung die neue Generalintendenz die größten zuversichtlichsten Hoffnungen knüpfte, erwies sich als ein Musiker von feiner Auffassung, der aber gänzlich der Sicherheit und des Ueberblicks ermangelte, die allein durch langjährige Uebung und Gewohnheit am Pulte erworben werden, und die keine noch so bedeutende Begabung zu ersetzen vermag. Er war 57 Jahre alt geworden, ohne jemals eine Oper einstudirt und geführt zu haben, und sollte das nun mit einem Male an der Königl. Hofoper in Berlin zu Stande bringen! Kein Wunder, daß die Vorstellungen sehr ungleich wurden, daß manche Scene ganz gut von Statten ging, andere wieder in Verwirrung geriethen. Herr Deppe mußte zuletzt den Irrthum einsehen, den er bei der Annahme solch schwieriger Stellung begangen, und trat zurück. Nun wurde Herr Sucher berufen, der bisher am Hamburger Stadttheater gewirkt hatte, der Gemahl der berühmten Sängerin, die ebenfalls in den Verband der Königlichen Oper trat. Er ist ein sehr tüchtiger, so zu sagen, sattelfester Capellmeister, den keine Unsicherheit der Sänger, kein Schwanken des Chores in Unruhe bringen kann, der Alles zusammenhält, und auch feurig leitet. Aber tieferes Eindringen in die Schöpfungen der großen Meister, poetische Auffassung liegt nicht in seiner Wesenheit, das hat seine Vorführung der „Neunten" sattsam bewiesen. Seine Gemahlin ist noch immer eine sehr bedeutende Sängerin; in früheren Jahren entzückte sie durch den herrlichen Wohllaut der Stimme und die Schönheit ihrer Bewegungen; in neuerer Zeit, da die Fülle der Stimme ein wenig ab-, die des Körpers zunimmt, läßt sie sich in bedenklicher Weise zu Uebertreibungen in Gesang und Spiel hinreißen. Neben ihr sind zwei neue männliche Sterne in die Bahnen der Königlichen Oper geleitet worden. Der Tenorist Herr Sylva, der eine sehr schöne Stimme besitzt, aber der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, und daher oft mit Starrheit des Ausdruckes singt; und der Sächsische Kammersänger Herr Bulß, der herrliche Stimme mit feurigem Vortrage und lebhaftem Spiele vereinigt, aber nicht selten die höhere künstlerische Auffassung den augenblicklichen Theatereffecten opfert. Daß die größten Wirkungen und edelste Wiedergabe des Kunstwerkes sich ganz gut vertragen, hat der große Künstler Gura aus München, von dem noch später die Rede sein wird, siegreich bewiesen.

Wie ich schon bemerkt habe: es fehlt den Vorstellungen der Königlichen Hofoper die künstlerische Einheitlichkeit. Die Wiedergabe des „Tristan" im Mai dieses Jahres war die wenigst befriedigende unter allen bisherigen. Frau Sucher schrie im zweiten Akte, wo Isolde nicht mehr als die heftig Erregte, den Tod Suchende, sondern als die in befriedigter Liebe Schwelgende erscheint, gerade so wie im ersten Acte, wo die Handlung ein Uebermaß der Leidenschaft einigermaßen rechtfertigt. Herr Stritt, aus Hamburg für den

einen Abend hierherberufen, ein sehr schätzbarer Sänger, ist der Tristan-Aufgabe nicht gewachsen; und Herr Bulß gab den Kurvenal, den treuen, alten, düstern Diener und Gefährten des Helden mit schneidiger Lebhaftigkeit des Ausdruckes als wär' er ein junger Leutenant, der auf Avancement singt. Hier sei noch bemerkt, daß die neue Oberleitung, die im Anfange ganz besonderes Gewicht auf die Stärkung der rein klassischen Opernwahl legte und dem Wagnercultus ein Gegengewicht zu bieten gewillt schien, in allerneuester Zeit nur noch Wagner-Cyclen mit kleinen Opern zweiten Ranges abwechseln ließ. Vor dieser Wandlung wurde in Königl. Opernhause Wildenbruchs Drama „Die Quitzow's" gegeben, weil die Räume des Schauspielhauses dem Andrange der Besucher nicht genügte: dagegen bekam Beethovens „Fidelio" Quartier im kleineren Schauspielhause. An neuen Opern erschienen „Turandot" von Theob. Rehbaum, die in Text wie in Musik kaum den Namen einer mißlungenen Operette verdiente, und „Loreley" von dem verstorbenen Prof. Emil Naumann, die nach wenigen Aufführungen in das Nichts zurückkehrte, aus dem sie gekommen war.

Es muß allerdings zugestanden werden, daß bei dem jetzigen Mangel an guten Textbüchern und Operncomponisten jeder Theaterleitung bei der Suche nach Neuigkeiten eine sehr schwere Aufgabe zufällt. Aber sie wird nicht erleichtert, wenn man ein unbezeichenbares Ding vorführt, das gar nicht in den Rahmen der Königlichen Oper gehört, oder eine Oper die bei Lebzeiten des Componisten nirgends Annahme finden konnte. So erscheint es denn leicht erklärlich, wenn die Theilnahme des Publikums sich der Kroll'schen Oper zuwandte, in welcher zuerst eine Italienische Operngesellschaft, dann im Mai die herrliche Marcella Sembrich, dann Marianne Brandt, Etelka Gerster, endlich der berühmte Baritonist Reichmann auftraten. Die italienische Gesellschaft zeichnete sich schon dadurch aus, daß kein einziges bedeutendes Mitglied Italiener war: die Primadonna von Zandt entstammt den vereinigten Staaten von Nordamerika, der Tenorist Ravelli heißt eigentlich Ravel und ist Franzose, des Baritonisten d'Andrade Eltern sind Portugiesen. Die Männer haben uns wahrhaft entzückt, weil sie wahrhaft schön sangen; der Primadonna ungemeine Kehlengeläufigkeit hat uns Verwunderung erregt, aber uns kalt gelassen. Sonderbar genug erschien es auch, daß diese „Italiener" mit einer französischen Oper „Lackme" begannen. Sänger und Oper waren also eigentlich nur in's Italienische übersetzt.

Was soll man nun von Marcella Sembrich sagen? Diese große Künstlerin ist in stetem Wachsen begriffen; und keine lebende Sängerin kann sich rühmen gleich ihr die vollendetste italienische Gesangschule mit der innigsten deutschen Vortragsweise zu vereinigen. Mit Wehmuth erfüllte uns dagegen die einst so gefeierte Etelka Gerster. Nur wenige Momente gab es, welche die süße Stimme, den natürlichen Liebreiz des Vortrages

in das Gedächtniß zurückriefen; die meisten zeigten nur verblaßten Glanz einer auf Theatereffecte zielenden Primadonna! Marianne Brandt ist noch immer die erste dramatische Sängerin, sie singt schöner, maßvoller denn je, ist noch immer an der Hofoper unersetzt; daß man sie nicht zurückruft, gehört zu den vielen unerklärlichen Internis der Verwaltung*).

Der größte deutsche Gesangskünstler ist Gura; er hat zwei Liederconcerte gegeben, und die Hörer durch den Vortrag der schwersten Schubertschen, Schumannschen und Löweschen Gesänge in die größte Begeisterung versetzt. Und dabei singt er mit der anscheinend größten Ruhe, ohne irgendwelchen Aufwand von besonderen Effektmitteln! Und wie packt er den Hörer! „Prometheus“ und „Griechengesang“ von Schubert, der „Nöck“ von Löwe werden Jedem unvergeßlich bleiben! Er ist aber nicht etwa nur als Liedersänger so groß! Ich habe ihn vor einem Jahre in München den „Jago“ in Verdis Othello**) singen hören und spielen sehen, und kann versichern, er überragte den Italienischen Jago der ersten Mailänder Vorstellung, der ich beigewohnt habe, geistig um Haupteslänge.

Bei dieser Gelegenheit sei einer verwunderlichen Erscheinung im Concertleben gedacht, die ein Erzeugniß der Neuzeit, aus den allgemeinen Verhältnissen zu erklären ist. In früheren Zeiten war das Lied eine Beigabe der Instrumentalconcerte, der lyrische Ruhepunkt zwischen brillanten Bravourstücken, das seelische Moment zwischen den großen technischen Leistungen. Heute sind die Liederabende Mode, in welchen der Sänger oder die Sängerin ohne irgend welche andere musikalische Beihilfe ganz allein wirkt, 15 bis 20, wohl auch noch mehr Lieder und Arietten, (hie und da ein Duett mit einem Collegen) vorträgt. Der verflossene Winter hat 16 derartige Liederabende gebracht. Daß hierbei das seelische Moment zuletzt in den Hintergrund gedrängt werden muß, liegt klar. Wer soll eine solche Masse von Liedern mit gleicher Stimmung und Sammlung anhören?

Aber das ganze Leben ist jetzt auf die Aeußerung von großer Kraft und Energie gerichtet, ohne viele Rücksicht auf Anderes. Von dieser Richtung geben auch die Concertprogramme Zeugniß, die der Virtuosen wie der Sänger. Und so wäre ich auf Umwegen auf den Punkt zurückgelangt, von dem ich ausgegangen bin, und kann schließen.

*) Man sagte, sie habe vor Jahren irgendwelche Formenfehler begangen. Nun, schlimmer mit Publikum und Intendanz umspringen, als Frau Lucca gethan, dürfte wohl keiner möglich sein. Und wie wurde sie empfangen! Das Hoforchester blies einen Tusch, wie nur beim Erscheinen der allerhöchsten Herrschaften in Gala-Opern!

**) Der überall in Deutschland gegeben worden ist und in Berlin zu den „erwarteten“ Neuheiten gehört. — Dafür haben wir aber „Turandot“ und „Loreley“ gehabt!

Eine Idylle während der Belagerung.

Von

François Coppée.*)

— Paris. —

Gegen Mitte des Jahres 1870 bewohnte eine alte Dame mit ihrem Sohne ein bescheidenes Quartier im fünften Stock eines Hauses des Quai Saint-Michel.

Frau Fontaine hatte ihren Gatten, der als Professor am Lyceum Louis-le-Grand angestellt war, verloren. Ihr Sohn Gabriel besaß ein gediegenes Wissen und wollte sich gerade im Augenblick, wo der Vater starb, zur Aufnahmeprüfung an der Ecole normale melden. Der Tod ihres Ernährers war ein furchtbarer Schlag für die Familie. Herr Fontaine hatte weder das Alter noch die Dienstjahre, die ihn zur Pensionirung berechtigten; seine Wittwe erhielt daher von der Regierung nur eine ganz unbedeutende Unterstützung. Gabriel mußte auf die höhere Unterrichtscarrière verzichten und auf augenblicklichen Verdienst bedacht sein, nur um seine Mutter zu erhalten. Der Director des Lyceums, ein freundlicher, wohlwollender Herr, setzte es durch, daß der junge Mann im Unterrichtsministerium mit einem Gehalt von 1500 Francs jährlich angestellt wurde; und dieses Sümmchen, verbunden mit der kleinen Pension, die Frau Fontaine erhielt, und einigen kleinen, bei Lebzeiten des Vaters gemachten Ersparnissen reichte für den täglichen Unterhalt beider aus.

Ihre bescheidene Wohnung bestand aus drei kleinen Stuben und einer Küche. Das Speisezimmer trug mit seiner unvermeidlichen, eichenfarbenen Tapete und dem rothbraun gestrichenen Fußboden einen unendlich banalen Charakter. Es enthielt ganz vorschriftsmäßig ein Mahagoni-

*) Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Emil Burger.

buffet, einen mit Wachsleinwand überzogenen Tisch und sechs Rohrstühle nebst den üblichen Strohtellern. Die weißen, an Stangen befestigten Gardinen und der Kachelofen mit grüner Schildpattfärbung waren ebenfalls vertreten, und der einzige Schmuck der Wände bestand in eingerahmten Schmetterlingssammlungen, die Zeugniß ablegten von den entomologischen Liebhabereien des seligen Herrn Fontaine. Das Schlafzimmer der Wittwe diente zugleich als Empfangssalon. Den größten Platz nahm hier das frühere Ehebett ein, das unter grünen Damastvorhängen versteckt war. Die Gardinen waren aus demselben Stoff; grauleinene Ueberzüge bedeckten die Stühle und die zu beiden Seiten des Kamins stehenden Lehnsessel. Zwei Bouquets künstlicher Blumen, unter Glasglocken stehend, sowie eine alabasterne Stutzuhr, Stil Empire, schmückten den Kaminaufsatz. Darüber hing der Spiegel, in welchen gerade gegenüber das Portrait des verstorbenen Herrn Fontaine hineinschaute. Ein pietätloser Sausewind vom Fach hätte diesem sogenannten Kunstwerk das energische Epitheton „Sudelei" wohl kaum erspart. Es stellte den würdigen Professor in schwarzer Amtstracht dar, wie er mit dem Barett auf dem Haupte vor einem cylinderförmigen Arbeitstisch sitzend, dessen Original übrigens unter dem Gemälde stand, gerade einen Vers aus Virgil mit einer Gänsefeder niederschrieb. Wenn der Maler in einer, wahrhaft künstlerisches Empfinden äußerst verletzenden, Weise den grellen Contrast zwischen dem sehr weißen Haar und der sehr rothen Gesichtsfarbe des Herrn Fontaine markirt hatte, so zeigten sich doch wenigstens sein guter Wille und seine Gewissenhaftigkeit in der Genauigkeit, mit der die Fauteuilnägel, das Tintenfaß und die Goldverbrämung der Toga wiedergegeben waren.

Wenn wir noch hinzufügen, daß ein schmaler Teppich einen Theil des stets mit Sägespänen bestreuten Fliesenfußbodens bedeckte, daß zwei Kupferstiche nach Delaroche, Abonnementsprämien irgend einer Zeitschrift, neben dem nichtssagenden Bilde des verstorbenen Familienvaters die ganze künstlerische Ausschmückung des Zimmers ausmachten, daß auf einem runden Tischchen neben dem einen Lehnsessel, auf dem Frau Fontaine gewöhnlich saß, ein angefangener Strumpf, eine silberne Brille und ein „Christliches Tagewerk" lagen, und endlich, daß Alles in einer zwar schmucklosen, aber bis auf's Kleinste sich erstreckenden Reinlichkeit funkelte, so wird der Leser einsehen, wie deutlich sich in dieser freudlosen, stillen Häuslichkeit das tugendhafte, anspruchslose, des eigenen Werthes fast unbewußte Leben der Wittwe und ihres Sohnes wiederspiegelte.

Das dritte Zimmer, welches noch kleiner war, als die beiden andern, diente Gabriel zum Aufenthalt. Es war mit einer unschönen Tapete bekleidet, blaue Blumen auf weißem Grunde. Ein sehr niedriger Fayenceofen, dessen schwarzes Rohr an der Stelle, wo es die Mauer durchbrach, eine Biegung machte, diente zu seiner Heizung. Das Gesammtmobiliar bestand aus zwei Strohstühlen, einem kurzen, schmalen, eisernen Bett ohne

Vorhänge, von fast spartanischer Einfachheit, einem kleinen Tisch mit Decke, einer Commode, die Wäsche und Kleidungsstücke enthielt und auf der ein Waschbecken stand, und endlich aus einer die Bibliothek des jungen Mannes einschließenden Etagère. Hier befanden sich Klassiker und Wörterbücher in Leinwand gebunden neben einer Anzahl von Bänden in Goldschnitt, Zeugen der Auszeichnungen und Prämien, welche Gabriel auf dem Gymnasium bei verschiedenen Gelegenheiten erhalten. Am Kopf des Bettes hing das Portrait seiner Mutter, eine jener alten Daguerrotypien, die man bei voller Beleuchtung nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden.

Dieses Cabinet war noch ärmlicher und trauriger, als der übrige Theil der Wohnung; aber man durfte nur das Fenster öffnen, um eine wundervolle Aussicht vor sich zu haben. Wenn sich der Bewohner dieses hohen Zimmers an einem hellen Morgen zum Fenster hinauslehnte, so konnte er eines der erhabensten Schauspiele genießen, die Paris zu bieten vermag, denn diese Stadt ist in ihrer rein landschaftlichen Schönheit von Schriftstellern und Dichtern noch lange nicht genug gewürdigt worden. Der Ringblick umfaßte den ganzen Lauf der Seine, ihre von Menschen wimmelnden Quais und Brücken, die aus dem Gewirr der Dächer emporsteigenden monumentalen Kunstwerke. Zur Rechten, ganz in der Nähe, der imponirende, massige Bau der Kirche Notre-Dame, vor ihm die Thürmchen des Justizpalastes und der vergoldete Knopf der Sainte-Chapelle; weiter unten zur Linken, erglänzte in der Ferne durch die Morgennebel hindurch jenseits der anmuthigen Biegung des Flusses und der Statue Heinrich des Vierten, die harmonische Linie der Paläste des Louvre, in der wundervollen Umrahmung der Cité und der Häuser des Quai des Augustins. Von allen Seiten stiegen, verstärkt durch den machtvollen Wiederhall des Stroms, die tausend und tausend Lebenslaute der erwachenden Stadt zu ihm empor, die keuchenden Stoßseufzer der Dampfschiffe, das Rollen der Omnibusse und Wagen, der Ruf der Grünzeug- und Obsthändler und das Trompetengeschmetter der aufziehenden Wache. Er konnte sich lange an diesem intensiven Leben, an diesem blendenden Bilde, an diesem zauberhaften Echo berauschen und mit vollen Lungen die freie, reine Luft dieses weiten, von Schwalben durchzogenen Himmelsraumes einathmen.

Gabriel Fontaine war darnach angelegt, so großartige Empfindungen in sich aufzunehmen, obgleich das Leben, das er bis dahin geführt, nicht dazu angethan schien, sie in ihm zu entwickeln.

Im Augenblick, wo diese Erzählung beginnt, war unser Held ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, von mittlerem Wuchs und zarter Gesichtsfarbe, immer schwarz gekleidet und bis obenhin zugeknöpft. Hand und Fuß verriethen Race. Er hatte volles, kastanienbraunes, welliges Haar und große, braune, leidenschaftsglühende und doch dabei schüchterne Augen. Sein Gesicht von matter, heißer Blässe zeigte eine entfernte Aehn-

lichkeit mit dem Francia'schen „Homme noir“ im Louvre, nur mit dem Unterschied, daß er selbst jünger war.

Sein Leben war einförmig. Er stand früh auf, trank seinen Kaffee, steckte ein mit Wurst oder Schinken belegtes Brötchen zu sich und begab sich auf sein Bureau. Er ging langsam dahinschlendernd an der Brustwehr der Quais entlang, betrachtete das Leben auf den Schiffen, sah den Anglern zu und blätterte wohl auch bisweilen in einem alten Buche der dort ihre Waare feilbietenden Antiquare. Gern las er ein Gedicht; aber er kaufte nie etwas, denn er war sehr arm und hörte oft, wie seine Mutter, eine ängstliche, sparsame Frau, von Wirthschaftssorgen sprach.

„Res angusta domi,“ wie sein Vater, der selige Professor zu sagen pflegte. Bei seinen Amtsbrüdern im Ministerium war er beliebt. Er nahm scheinbar Antheil an ihren Gesprächen, lächelte über ihre Witze und verrichtete gern die Arbeit eines Abwesenden. Abends kehrte er langsam und auf Umwegen nach dem Quai Saint-Michel zurück, nahm in Gesellschaft seiner Mutter ein bescheidenes, frugales Abendbrot, die reine Puppenmahlzeit, zu sich. Wenn dann die Wittwe, die vom Lande war und gewisse Gewohnheiten des Landlebens beibehalten hatte, sich um acht Uhr zu Bett gelegt, zog er sich auf sein Zimmer zurück, um zu lesen oder zu träumen; oder er ging, wenn auch ziemlich selten, noch einmal fort und besuchte irgend einen Gymnasialfreund, der Jura oder Medicin studirte.

Sonntags führte er seine Mutter in's Hochamt, in die Saint-Severin-Kirche. Dort erschien die kleine, magere, alte Frau, die unter ihrem Wittwenschleier noch den ländlichen Kopfputz und die altmodische Haarfrisur des heimatlichen Dorfes trug, mit ihrem langen, ranziggelben Gesicht, ihrer hohen, andachtsvollen Stirn und ihren ausdrucksvollen Augen wie eine jener mystischen Gestalten, welche der Pinsel Holbeins verewigt hat. Sie folgte dem Amt nach den Angaben eines dicken Meßbuches, dessen Einband in schwarzes Tuch eingewickelt war, und sang, wie in einer Dorfkirche, die Antworten auf den Gesang des Priesters laut lateinisch mit. Gabriel, der als Kind sehr fromm gewesen, in dessen Seele jedoch der Zweifel längst eingezogen war, hatte die unbeutliche Empfindung, als müsse er sich seiner Mutter schämen; aber aus Achtung vor ihr hatte er es nie gewagt, ihr den Rath zu geben, auf diese echt bäuerische Sitte zu verzichten.

Nach der Messe machten sie einen Spaziergang in den Anlagen des Luxembourg oder des Jardin des Plantes. Gabriel zog den letzten wegen seiner fremdartigen, duftausströmenden Bäume und seiner langen, melancholischen Alleen ganz besonders vor.

Um es mit einem Wort zu sagen, Gabriel war ein sanftes, ruhiges, stilles Wesen mit angeborener Neigung zur Träumerei. Er betrat nie ein Café und war allem Anschein nach immer keusch gewesen.

Niemand hatte ihn je eine politische Ansicht äußern hören.

II.

Dem Gesetze folgend, welches die Extreme zusammenführt, hatte Gabriel zum speciellen Freunde einen Studenten der Medicin, mit dem er auf dem Gymnasium zusammen gewesen, und dessen Wesen das gerade Gegentheil von dem seinigen war.

Er hieß Marius Cazaban und war aus Valence-d'Agen gebürtig. Klein, vierschrötig, mit wüthend rollenden, feurigen Augen, hatte er einen sein ganzes Gesicht überwuchernden Bart. Obgleich kaum majorenn, schien er doch schon 35 Jahre alt, in Folge jenes eigenthümlichen Vorrechts der Südländer, die zwar nie jung aussehen, bei denen sich aber dafür die Kennzeichen des Alters erst spät einstellen. Mit einem weichen Filz auf dem Kopfe, fiel er durch sein grellrothes Halstuch und sein stets zu kurzes Jaquet auf; sein Hemd kam vor zwischen einer bis auf die Brust hinaufgerutschten Weste und einem hellen, so enganliegenden Beinkleid, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, es werde platzen und irgend ein schamhaftes Auge beleidigen.

Marius Cazaban war Atheist, Materialist und ein Unversöhnlicher. Das Wort war damals Mode. Im Café des Boulevard Saint-Michel, auf dessen gepolsterten Bänken er sich so recht breit machen konnte, hielt er mit jenem schrecklichen Accent des Südfranzosen die reinen Brandreden. Er hatte beim Begräbniß Victor Noirs: „Es lebe die Republik!“ gerufen, und war der festen Ueberzeugung, er werde von der Polizei im Geheimen beobachtet. Er ging oft des Nachts, mit einem ungeheuren Knüppel bewaffnet, auf den einsamsten Straßen der Stadt spazieren, in der übrigens nicht ganz ernst gemeinten Hoffnung, von einem Polizeibeamten abgefaßt zu werden. Und die wüthenden Hiebe, die er bei diesem Gedanken nach allen Seiten führte, trieben die verspäteten Passanten in die Flucht.

Er bewohnte ein Zimmer in einem Hotel der Rue de l'Ecole-de-Médecine. Der enge Hausflur wurde durch eine schmale Thür geschlossen, über welcher man auf durchsichtigem Glase die Aufschrift las: Hôtel du Progrès et du Tarn-et-Garonne meublé. Es verkehrte darin meist jene Sorte von Damen, welche sich ungekämmt und in der Nachtjacke über das Treppengeländer lehnten und nach dem Kellner riefen. Marius besuchte den Ball Bullier und wußte längst, was Liebe heißt. Er sagte: „le quartier“, wenn er vom Quartier latin sprach, und hatte er eine Geliebte, so nannte er sie nachdrucksvoll: „meine Frau“.

Er war sonst gutmüthig und besaß jene leicht erregbare Stimmung und jene Allerweltherzlichkeit, wie sie den Südfranzosen eigen ist. Auf dem Secirboden rauchte er seine Pfeife, deren Kopf die damals so allgemein beliebten Gesichtszüge des Journalisten Henri Rochefort trug. Alles in Allem genommen war Cazaban unausstehlich.

Es war daher auch nicht eine wahre, innere Zuneigung, welche Gabriel zu ihm hinzog, sondern vielmehr eine unklare Bewunderung, die bei einem

unerfahrenen jungen Manne leicht erklärlich ist. Ja, wir müssen es aussprechen: Gabriel konnte sich sogar nicht eines gewissen Neides erwehren, wenn er das unerschütterliche Selbstvertrauen und das wunderbare zuversichtliche Auftreten des Südfranzosen so täglich vor Augen sah.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die geordnete, sittenreine Lebensweise Gabriels seinem Freunde unerschöpflichen Stoff zu spöttischen Randglossen und schlechten Witzen bot.

III.

An einem der letzten Juliabende, einige Tage also nach der Kriegserklärung, ging Gabriel um die Dämmerungsstunde aus.

Er war mißgestimmt. Beim Essen hatte seine Mutter verschiedenemal die Befürchtung geäußert, er könne ihr durch den Krieg entrissen werden, und er hatte ihr nachdrücklich und wiederholt die Versicherung geben müssen, daß er als einziger Sohn einer Wittwe keine Gefahr liefe, eingestellt zu werden.

Aber in dieser jugendlichen, nach wechselnden Eindrücken dürstenden Seele, der das Bewußtsein des täglich abgewickelten Pensums nicht genügte, grollte der Sturm der Empörung.

Das stand ja allerdings fest, Soldat wie die Anderen konnte er nicht werden, das durfte er schon seiner Mutter nicht anthun. Aber er sagte sich, daß ihm das Geschick doch einen sehr beengten und wenig erfreulichen Wirkungskreis angewiesen habe. Und erdachte an die langen Nachmittage auf seinem mit vergilbten Actenstücken vollgepfropften Bureau, an den Ekel erregenden Geruch der alten Papiere, an die beständige, nahe Berührung mit Collegen, mit denen kein Gedankenaustausch möglich war, an die Straße voll Freude und Sonnenschein, der er jeden Morgen den Rücken kehren mußte, um in den langen, feuchten Corridors des Ministeriums zu verschwinden. Er sah sich schon im Geiste als alten, schrullenhaften, verdummten Beamten, seine Rockärmel mit Glanzkittei umhüllt und mit Baumwolle in den Ohren.

Gabriel stellte diese traurigen Betrachtungen bei seinem Spaziergange auf dem Boulevard Sebastopol an, auf dessen Trottoirs sich eine dichtgedrängte Menschenmenge fortschob. Der Abend war sehr heiß. Eben hatte man die Gaslaternen angesteckt. Die Leute saßen vor den lichtstrahlenden Cafés, Bier trinkend und lebhaft debattirend. Jeden Augenblick vernahm das Ohr Gabriels kurz abgerissene Sätze wie: „Der Kaiser hat sich gestern auf den Kriegsschauplatz begeben . . . Sie können sich darauf verlassen, Le Boeuf ist ernannt.“ Ungeheure Menschenmassen umlagerten die Kioske, und diejenigen, welche sich dem dunklen Knäul mühsam entwanden, schwenkten über ihrem Kopfe eine entfaltete, noch nasse Zeitung. Heulend und johlend zogen dann und wann ganze Schaaren von Straßenjungen und Blousenhelden vorüber, wüthend und in monotonem Tonfall

den Schrei ausstoßend: „Nach Berlin!“ Dann übertönte plötzlich lauter Trommelwirbel den ganzen Lärm. Es waren die Garderegimenter, welche nach dem Ostbahnhof zogen, und Gabriel bemerkte auf dem Fahrdamm, über den Köpfen der Neugierigen, in dem Wirrwarr der schwarzen Schakos der Chasseurs de Vincennes und der Bärenmützen der Grenadiere den goldenen Adler einer Fahne oder den Helmbusch eines Obersten zu Pferde.

Diese kriegerische Stimmung, dieses militärische Schauspiel weckten in dem Geiste des jungen Mannes Träume von Kampf und Ruhm. Er sieht am Morgen der Schlacht die dunklen Truppenmassen sich endlos dahinziehen und die Adjutanten, dem Auge kaum erkennbar, die Ebene im Carrière durchstürmen. Auch er steht dort, Gewehr bei Fuß, im ersten Gliede der Angriffskolonne. Er vernimmt den dumpfen Donner der Kanonen, hört den schmetternden Schall der Trompeten; mit gefälltem Bajonnet geht's auf den Feind los, Heldenstücklein nach alter Zouavenart werden vollbracht. Und siehe! dort am äußersten Ende, hoch oben auf dem Hügel, neben einer vom Kartätschenfeuer zerschmetterten Mühle, inmitten der bei ihren Geschützen im Todeskampf röchelnden Kanoniere, erkennt er sich wieder in jenem gemeinen Soldaten, der, von Pulverdampf geschwärzt, im hellen Sonnenschein eine Fahne aufpflanzt!

So dahinschlendernd, gelangte er zum Straßburger Bahnhof; aber ein Umhergehen war hier fast unmöglich geworden. Die Soldaten hatten sich unter die Menge vertheilt, begeistert reichte man ihnen Cigarren und Geld, und in allen Kneipen sah man sie, das Gewehr an der Seite und den Tornister auf dem Rücken, den Civilisten zutrinken.

Gabriel machte es wie alle Anderen, er blieb auf dem Trottoir stehen und sah zu.

Truppen, Munitionswagen, Kanonen drängten sich hier zusammen und versperrten einander den Weg. Pferde bäumten sich, Offiziere fluchten. Nur mühsam vermochten die Polizeisergeanten die Reihen der Neugierigen zu beiden Seiten der Straßen zurückzudrängen. Gassenbuben begrüßten jauchzend eine vorüberfahrende Mitrailleusenbatterie und riefen: „Da kommen die Kaffeemühlen!“ Der Zeiger der Bahnhofsuhr wies auf neun Uhr.

In diesem Augenblick fühlte Gabriel, daß Jemand seinen Arm berührte, und hörte, wie eine weibliche Stimme zu ihm sagte: „Ach, bitte mein Herr, lassen Sie uns vor, damit wir auch etwas sehen.“

Und in der That drängten sich zwei jugendliche Gestalten in hellen Kleidern vor ihn.

Die größere, eine Brünette mit keckem Gesichtsausdruck, wandte sich um, ein Lächeln des Dankes auf den Lippen; dann neigte sie sich zu ihrer Gefährtin, um ihr etwas in's Ohr zu sagen. Sie schmiegten sich eng aneinander, wie erschreckt darüber, daß sie sich aus ihrer stillen einfachen Häuslichkeit in dieses Getümmel gewagt hatten.

Gabriel beachtete sie anfangs gar nicht; aber der hinter ihm anwachsende Menschenstrom drängte ihn nach vorn und zwang seinen zerstreuten Blick, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie unterhielten sich leise und lachten. Das Gesicht der Kleineren, welche schüchterner schien, als ihre Freundin, war durch einen Schleier verhüllt. Gabriel stand ganz nahe neben ihr, und bei jeder Bewegung, die sie machte, wurde er von ihrem Kleide berührt.

In diesem Augenblick, als gerade ein Zug schwerer Trainwagen im Trabe vorüberkam, drängten die hinten Stehenden ungestüm nach vorn und die kleinere Frau, die vor Gabriel stand, wurde mit Gewalt auf den Fahrdamm geschleudert. Mit einem Aufschrei sank sie zu Boden und wäre vielleicht unter die Räder gerathen, wenn der junge Mann, der gleichfalls vom Trottoir heruntergestoßen worden war, sie nicht aufgefangen hätte.

Sie ruhte lautlos und wie vergangen vor Angst drei oder vier Secunden in seinen Armen, dann raffte sie sich plötzlich auf; aber Gabriel, der bei dem Unfall ihre Hand ergriffen hatte, behielt sie in der seinen und nahm mechanisch ihren Arm, wie von dem instinctiven Verlangen geleitet, sie noch weiter zu beschützen.

„Meinen Sie nicht auch, Eugenie, daß wir von Glück sagen können, daß der Herr gerade hier gestanden hat? Was hätte Ihr Mann wohl gesagt, der Ihnen verboten hatte, auszugehen? Der hätte mich heut Abend gut angesehn! Aber nicht wahr, lieber Herr, Sie werden uns hier nicht im Stich lassen? Sie müssen uns aus dem Gedränge forthelfen. Es ist heut ganz wie neulich am 15. August, wo ich beim Feuerwerk beinahe erdrückt worden wäre. Ach, hab' ich 'ne Angst gehabt! . . . Sie wissen wohl gar nicht, Eugenie, daß der Herr uns das Leben gerettet hat? — Ist das hübsch! Ganz wie in einem Roman."

Die zusammenhangslosen Worte sprach die große Brünette. Sie hatte den anderen Arm ihrer Freundin genommen und begleitete ihre Rede mit leisem Kichern.

„Ja wohl, meine Damen," sagte Gabriel mit zitternder Stimme, „wir müssen zunächst sehen, wie wir aus dem Gedränge herauskommen."

Sie standen wieder auf dem Trottoir und Gabriel fühlte immer noch auf seinem Arm die Hand derjenigen, welche ihre Freundin Eugenie genannt. Er war im höchsten Grade aufgeregt. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte eine Frau an seiner Brust geruht.

Sie brachen sich mühsam durch das Volksgetümmel Bahn, bald aufgehalten von einer Familie, die in Thränen aufgelöst einen Voltigeur zum Abschied umarmte, bald bei Seite geschoben von einem Zouaven, der aus einem Café herauskommend seiner Compagnie mit klirrendem Kochgeschirr und klappernder Feldflasche nachjagte.

Als sie auf dem Boulevard Magenta, an einer Stelle, wo das Gedränge weniger dicht war, angekommen waren, fühlte Gabriel, wie die

junge Frau ihren Arm freimachte. Diese Trennung verursachte ihm ein seltsames Unbehagen.

„Jetzt, mein Herr," sagte sie zu ihm, „haben wir Ihnen noch unseren Dank, unsern großen Dank auszusprechen."

Ihre Stimme klang sanft, etwas gedämpft, vielleicht wegen des Schreckens, der ihr noch in allen Gliedern lag. Sie stand unbeweglich vor Gabriel, der sie betrachtete. Es war ein ungefähr zwanzig Jahr altes Frauchen von zarter, wohlgebildeter Gestalt. Sie trug ein vollständiges Kostüm aus hellgrauem Stoff und einen etwas koketten Hut mit einer Fasanenfeder. Unter dem Schleier, der nur einen kleinen, feingeschnittenen Mund, sowie ein hübsches, wohlgenährtes Kinn sehen ließ, strahlten ihre zu Gabriel emporblickenden Augen. In dem rings herrschenden Halbdunkel schien es ihm, als wären sie sehr groß und voller Glanz.

Noch einmal legte sich die große Brünette in's Mittel.

„Wie Eugenie, Sie wollen den Herrn so fortschicken? Im Gegentheil, da er so freundlich ist, will ich ihn bitten, uns auf unseren Weg zurückzubringen. Ueberhaupt finde ich mich in diesem Viertel auch gar nicht zurecht. Vielleicht können Sie uns sagen, mein Herr, wo der Omnibus de la Glacière vorüberkommt? Wir wohnen in jener Gegend."

„Aber liebste Frau Henry, wir dürfen doch die Güte des Herrn nicht so sehr in Anspruch nehmen," sagte Eugenie mit leisem Nachdruck.

Da ermannte sich Gabriel zu einer bei ihm ungewöhnlich kühnen Aeußerung. Er betonte, daß er die Damen zunächst in Sicherheit bringen und sie, wenn sie es gestattten, zu dem Omnibus führen wolle, der dort ganz in der Nähe, Rue Rochechouart, vorüberkam.

Frau Henry nahm sofort an, und sie machten sich auf den Weg, alle drei in einer Reihe, die beiden Frauen Arm in Arm.

Die Nacht war prachtvoll. Nicht eine Seele war auf diesem langen Boulevard zu sehen. Kein Mondschein, aber ein milchblauer, mit Sternen übersäeter Himmel. Das Gas leuchtete sehr hell. Gabriel ging neben der großen Brünette; er hatte es nicht gewagt, sich der Anderen anzuschließen. Noch nie hatte er sich in Gesellschaft unbekannter Frauen befunden; sein Herz pochte heftig. Er hörte, wie die Stiefeletten auf dem Asphalt des Trottoirs knackten. Ein leiser, kühler Nachtwind erhob sich und bewegte sanft die Kleider und Mäntel der beiden Frauen.

„Sie dürfen ja nicht etwa glauben," nahm Frau Henry das Gespräch in jenem familiären, etwas gewöhnlichen Tone wieder auf, der Gabriel so sehr in Erstaunen versetzte, „daß meine Freundin undankbar ist und vergessen könnte, was Sie für sie gethan; aber etwas scheu ist meine kleine Eugenie. Ist sie doch erst seit vorigem Jahre in Paris, und ihr Mann läßt sie nicht von Hause fort. Sie ist noch nicht an das gesellschaftliche Leben gewöhnt."

Gabriel sah, wie Eugenie bei diesen Worten ihre Freundin zum

Zeichen, daß sie schweigen möchte, am Aermel zupfte; und Frau Henry, welcher die Kunst, einen passenden Uebergang zu einem andern Gesprächsthema zu finden, unbekannt zu sein schien, fragte Gabriel urplötzlich, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen:

„Wie alt sind Sie denn eigentlich? Sie müssen doch noch ganz jung sein — zwanzig, einundzwanzig Jahr höchstens, nicht wahr? Wie schön das ist, erst zwanzig Jahr alt zu sein! Warum lassen Sie sich keinen Bart stehen? Ach so, Sie sind vielleicht Schauspieler. Doch nein, Bühnenkünstler tragen längere Haare. Lassen Sie mich mal rathen. Commis in einem Modewaarengeschäft sind Sie doch auch nicht, dazu sehen Sie zu fein aus . . . Aha, jetzt glaub' ich, habe ich es . . . es brennt! . . . Sie sind im Ministerium angestellt."

Es ist das eine allgemein gültige Regel: dem Manne aus dem Volke, dem Bürger in bescheidenen Verhältnissen, sowie allen mit Verwaltungssachen unbekannten Personen schwebt nur ein einziges Ministerium als unklarer, unbestimmter Begriff vor.

Gabriel gab zu, daß er in der That Staatsbeamter sei.

Frau Henry fuhr fort:

„Das sind gute Stellen, weil man ein Fixum hat. Sie haben ja gar, wie ich sehe, einen Trauerflor an Ihrem Hute. Armer junger Mann, trauern Sie um Ihre Frau Mama? Nein. Dann wohnen Sie jedenfalls bei ihr. Das sieht man sofort, daß Sie bei Ihren Angehörigen leben. Sie sind wirklich sehr liebenswürdig gegen uns! . . . Wie heißen Sie mit Ihrem Vornamen?"

„Gabriel."

„Gabriel. Der Name gefällt mir sehr gut. Und Ihnen, Eugenie? Ich würde jedoch Leo vorziehen. Nur ja nicht Victor! So heißt nämlich mein Scheusal von Mann. Na, Gott sei Dank, den bin ich los, er ist mir durchgebrannt, jedenfalls das Beste, was er thun konnte . . . Nun, Herr Gabriel, was meinen Sie zu dem Kriege? Ich glaube, wir werden gewinnen. Freilich werden gar manche von den armen Soldaten, die hier vor unseren Augen abmarschirt sind, todtgeschossen werden. Wissen Sie, beim bloßen Gedanken daran thut mir das Herz weh. Schließlich aber war der Kaiser doch gezwungen, den Krieg zu erklären! Sie haben ihn mit dem Plebiscit gerade genug gekränkt."

Bei solchen Reden vergaß Gabriel seine Schüchternheit; er gab schließlich Antwort und so wurden der junge Mann und Frau Henry mit einander bekannt. Doch führte eine geheimnißvolle Anziehungskraft immer wieder seine Gedanken zu der stillen jungen Frau zurück, welche sie begleitete.

In seiner Schüchternheit ging Gabriel einen oder zwei Schritt von den beiden Freundinnen, und seine und Eugeniens Blicke begegneten sich von Zeit zu Zeit. Aber dann schlug er unwillkürlich die Augen nieder,

und nicht ein einziges Mal wagte er es, sie anzureden. Frau Henry schien das Wohlgefallen, welches Gabriel an ihrer Freundin fand, recht gut zu bemerken; aber sie war weit entfernt davon, sich irgendwie ungehalten darüber zu zeigen. Nein, ganz im Gegentheil, wenn sie ihn inmitten ihres Geschwätzes unaufmerksam und mit ihrer Freundin beschäftigt sah, ließ sie jenes muntere, scheinbar grundlose Lachen hören, das ihren rosigen, von Perlenzähnen blitzenden Mund so gut kleidete.

Endlich waren sie auf der Rue Rochechouart angelangt. Der Omnibus kam gerade, und man sah in der Ferne seine beiden großen rothglühenden Augen.

„Herr Gabriel," sagte jetzt Frau Henry mit ihrer gewöhnlichen Unverfrorenheit, „ich weiß bestimmt, daß Sie gern wissen möchten, ob die kleine Eugenie sich von ihrem Schrecken erholt hat. Damit Sie's wissen, ich wohne Faubourg Saint-Jacques Nr. 17. Sie werden stets willkommen sein."

Gabriel, von dieser unverhofften Einladung ganz entzückt, wollte antworten, aber der Omnibus stand vor ihnen und Frau Henry hatte dem Kutscher gewinkt. Sie reichte dem jungen Manne die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen, nicht wahr?"

Gabriel gab ihr die Hand, die sie kameradschaftlich schüttelte. Vielleicht hätte er sich zu dem Entschlusse aufgerafft, auch Eugenie die seine zu bieten; aber sie sagte zu ihm schnell, mit einem letzten Blick sich annuthsvoll verneigend: „Adieu, mein Herr, nochmals meinen besten Dank!" und eilte ihrer Freundin nach.

Gabriel sah sie in den Omnibus einsteigen, der sich von Neuem in Bewegung setzte. Er hörte den zweimaligen, kurzen Klingelton des Conducteurs und blieb unbeweglich auf einer Stelle stehen, dem schwerfällig dahinrollenden Wagen nachschauend, wie er den steilen Abhang hinunterfuhr und endlich an der Straßenbiegung verschwand.

Er kehrte in schnellem Lauf nach Hause zurück. Eine seltsame Aufregung hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Die kleinsten Einzelheiten seines Abenteuers standen ihm klar vor der Seele. Er erbebte bei dem Gedanken, daß die Haare der jungen Frau sein Gesicht fast gestreift hatten, als sie in seine Arme gesunken war; noch fühlte er auf seiner Hand den Druck von Eugeniens Hand; er erinnerte sich, daß ihre Handschuhe aus schwedischem Leder waren. Er sagte sich, daß er sie wiedersehen werde; er sprach laut zusammenhangslose Worte. Er wiederholte sich wohl hundertmal Frau Henrys Adresse, Faubourg Saint-Jacques, Nr. 17, als fürchte er, sie zu vergessen. Er kam sich stärker, geschmeidiger und leichter vor wie gewöhnlich; ja, sein Blut schien ihm feuriger in den Adern zu kreisen.

Als er über die Brücke Saint-Michel ging, sah er auf der Mitte des Fahrdammes eine Schaar Studenten daherkommen, unter denen er

in der Ferne seinen Freund Cazaban erkannte. Alle brüllten die Marseillaise.

„Ach, s'ist ja wahr, s'ist Krieg; das hatt' ich ganz vergessen."

IV.

Erst nach drei Tagen entschloß sich Gabriel zu einem Besuch bei Frau Henry.

Es erschien ihm dies als ein äußerst gewagtes und sehr schwieriges Unternehmen. Seine Gedanken weilten beständig bei den beiden Freundinnen. Die Erinnerung an das verschleierte, schweigsame Frauchen, mit der er nur einige schüchterne Blicke gewechselt, hatte seine Seele ganz gefangen genommen. Er wußte, daß sie verheirathet, daß sie scheu und unerfahren war; er ahnte, daß sie sich unglücklich fühlte. Er wollte sie wiedersehen und sagte sich, daß es dazu kein anderes Mittel gäbe, als Frau Henry einen Besuch abzustatten. Aber das Bild der schönen Brünette mit den feurigen Augen, die so ungezwungen in ihrer Ausdrucksweise war, deren kirschrothe Lippen beim Lachen so weiße Perlenzähne zeigten, rief in seinem Geiste eine Unruhe hervor, die fast an Angst grenzte.

Eines Tages jedoch ging er, geleitet von der Erwägung, daß sein ganzes bisheriges Verhalten eigentlich kein besonderes Interesse verrieth, und daß seine Aufnahme eine um so kühlere sein mußte, je länger er seinen Besuch hinausschob, etwas früher aus seinem Büreau fort und lenkte seine Schritte nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Wie jeder Feigling, der einer Gefahr entgegengeht, hatte er den längsten Weg gewählt und machte immer langsamere Schritte, je näher er seinem Ziele kam.

Auf dem Boulevard Montparnasse blieb er fünf Minuten vor einem Trödlerladen stehn und unterwarf eine Lithographie des Generals Athalin, des früheren Hofcavaliers der Königin Adelaïde, einer näheren Betrachtung.

Um seine Gedanken von dem Schritt, den er zu thun im Begriff stand, abzulenken, vertiefte er sich in das Anschauen dieses Militairs und versetzte sich im Geiste in die gemüthliche, spießbürgerliche Zeit Louis Philipps. Alle Holzschnitte, die er je aus dieser Zeit gesehn, standen klar vor seinem geistigen Auge. Er sah den König, einen grauen Hut in der Hand haltend, die Königin nach englischer Mode frisirt, mit langen Hängelocken zu beiden Seiten des Gesichts, die Prinzen in altmodischen Uniformen, und Herrn Guizot auf der Rednertribüne, die Linke in der Brusttasche des Fracks versenkt.

An der Ecke des Boulevard d'Enfer, wo an jenem Tage grade der Pferdemarkt abgehalten wurde, blieb er von Neuem stehn. Hier trieben Straßenjungen ganze Gespanne schöner weißer Percherons vorbei, deren Schweif mit Strohbündeln aufgebunden war. Auch sah er, wie zwei Roßtäuscher in sehr langen Blousen und mit hochaufgebauschten Mützen

vor der Thür einer Branntweinschenke über den Preis einer alten Schindmähre mit einander verhandelten und abwechselnd ihre Gangart probirten.

Selbst auf dem Place de l'Observatoire konnte er noch zu keinem Entschlusse kommen und umkreiste zweck- und ziellos die Seiltänzerbuden.

Nachdem er so viel Zeit vergeudet, setzte er sich, ganz wieder wie der richtige Hasenfuß, in schnelle Bewegung und blieb, nachdem er fast rennend auf dem Faubourg Saint-Jacques angelangt war, genau vor jener Nummer 17 stehen, deren beide Ziffern ihm im Traume so oft in feurigen Zügen vorgeschwebt hatten.

Es war ein altes, schmal gebautes Haus, frisch gestrichen und mit einer widerwärtigen, gelblichen Wasserfarbe bemalt. Es hatte nur drei, wenn gleich sehr hohe Stockwerke, und zwei Fenster Vorderfront. Oben auf dem Ziegeldache sah man eine Bodenluke mit einer eisernen Querstange und einem herabhängenden Flaschenzuge. Unten befand sich neben der Hausthür, die zu einem sehr dunklen Gange führte, eine Speisewirthschaft, in deren Schaufenster sich die unvermeidliche, aus Zuckerstücken aufgebaute Pyramide zwischen zwei großen, mit Reis und Chocolade angefüllten Untersätzen präsentirte. Die melancholische, den Anstrich des Gewöhnlichen tragende Physiognomie des Hauses, bei der man unwillkürlich an das Gesicht eines armen Handwerkers dachte, gab unserem Gabriel Muth. Mit heftig pochendem Herzen stürzte er hinein und eilte im Finstern zur Portierloge, zu der ihm der durchdringende Geruch einer Zwiebelsuppe den Weg wies.

„Wohnt hier Frau Henry?“ murmelte er leise zum Guckloch hinein.

„Wie?“

„Wohnt hier Frau Henry?“ fragte er etwas lauter.

„Im zweiten Stock, gerade aus,“ antwortete die Stimme einer alten Frau.

Und bei jeder Stufe der dunklen Treppe stolpernd, tastete er sich im Finstern an dem alterthümlichen, plumpen Holzgeländer in die Höhe und kam endlich vor der bezeichneten Thür an, blieb hier klopfenden Herzens stehn und zog dann mit zitternder Hand die Klingel, nachdem er noch einmal so recht tief Athem geschöpft hatte.

Frau Henry öffnete sofort.

„Ach, Herr Gabriel!“ sagte sie. „Aber bitte, treten Sie doch näher, bitte, setzen Sie sich! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie noch an mich gedacht haben!“

Das Zimmer bildete einen ebenso glücklichen wie unerwarteten Gegensatz zum Hausflur und der Treppe. Es machte mit seinen hohen Fenstern einen äußerst freundlichen Eindruck, und Licht und Sonne drangen in breitem Strome herein. Die Tapeten bestanden aus gelbem, mit kleinen Bouquets übersäeten Zitz. Das Zimmer hatte einen Teppich, niedrige Sessel, einen Divan und einen bis auf die Erde reichenden Spiegel, in

dem man sich in voller Figur sehen konnte. Unter den zurückgeschobenen Gardinen des Alkovens bemerkte man das hohe, breite Bett, und an seinen Enden eine mit seidenen Fransen besetzte Fußdecke. Weibliche Putzgegenstände lagen überall in malerischer Unordnung umher, auf dem runden Nipptischchen, den ein duftendes Rosenbouquet zierte, auf dem Kamine, dem eine schöne, vergoldete Uhr Glanz verlieh. Gabriels Aufmerksamkeit entgingen auch nicht die bläulichen Kerzen der Candelaber, sowie ein bemalter kleiner Porzellanpantoffel, der mit Streichhölzern gefüllt war.

„Sie sehen, ich war gerade im Begriff, meinen Vögeln Grünes zu geben,“ sagte Frau Henry, als Gabriel auf einem Fauteuil Platz genommen hatte. „Sie gestatten, daß ich zu Ende füttere.“

Der Käfig, in welchem ein Zeisig und ein Dompfaff herumhüpften, stand auf dem Tische, und Frau Henry mußte, um die dünnen Halme zwischen den Stäben hindurchschieben zu können, stehen, wobei sie ihr Profil halb abgewendet zeigte, denn sie kehrte Gabriel den Rücken. In ihrem langen Hauskleide aus feinem rothen Tuch, das kaum ihre Taille erkennen ließ und etwas auf der Erde nachschleppte, erschien sie sehr groß. Ihr prachtvolles schwarzes Haar war heraufgenommen und bildete auf dem Scheitel einen Chignon, welcher durch einen großen Schildpattkamm festgehalten wurde. Am Ohrläppchen hing eine kleine goldene Kugel.

„Das schmeckt mal prächtig, das ist doch was Feines! nicht wahr, ihr süßen Täubchen?“ flüsterte die schlanke Brünette in schmeichelndem Tone, beugte sich über den Käfig und ahmte mit den Lippen das Schmatzen eines herzhaften Kusses nach.

Gabriel war geblendet. Die Nähe dieser schönen jungen Frau im Negligé hielt ihn wie mit einem Zauber gefangen. Gedankenlos hafteten seine Blicke an der goldglänzenden Haut ihres Nackens und an den kleinen rebellischen Haarlocken.

Obgleich sie nichts sah, ahnte sie mit dem wunderbaren Instinkt der Frauen diese stumme Bewunderung, fühlte sich angenehm geschmeichelt und beeilte sich nicht, sich umzuwenden.

Plötzlich trat Eugeniens Bild vor den Geist Gabriels. Er erinnerte sich, daß er um ihretwillen gekommen, und warf es sich seltsamerweise wie eine Sünde vor, daß er sich einen Augenblick vergessen und seine Sinne so gefangen nehmen lassen konnte, nach dem Besitz einer Anderen zu verlangen.

„Und hat sich denn Ihre Freundin,“ fragte er, „von ihrem neulichen Schrecken schon erholt?“

Frau Henry wandte sich lachend um. „Eugenie?“ sagte sie. „Aha, ich sehe schon, das junge Herrchen haben nur an sie gedacht. Sie meinen's sehr gut, Herr Gabriel; aber Eugenie ist verheirathet und tugendhaft . . . So etwas müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen.“

„Aber ich versichere Sie, Frau Henry —“

„Schon gut, schon gut. Als ob ich neulich gar nichts bemerkt hätte! Sie haben ja die ganze Zeit über, wo wir den Boulevard Magenta entlang gingen, kein Auge von ihr verwandt. Aber es ist so, wie ich Ihnen sage . . . sittsam wie ein Heiligenbild! Und offen gestanden, das will viel sagen in ihrer Lage. Ein netter Bursche, dieser Clement. Wundert mich übrigens gar nicht. Er ist mit meinem Manne befreundet gewesen."

„Ist sie unglücklich?" fragte Gabriel mit theilnehmender Stimme.

„Zum Steinerbarmen! Armes Frauchen! Auf dem Lande bei ihren Eltern, reichen Gutspächtern, groß geworden, ist das arme Ding von allen Seiten gehätschelt und auf Händen getragen worden. Und da kommt so ein langer Kerl — er war aus ihrem Dorfe und hatte sich in Paris als Zimmermeister niedergelassen, Sie wissen schon, auf dem Boulevard d'Italie — heirathet sie, bekommt natürlich eine ganz hübsche Mitgift mit, und nun sind sie schon über anderthalb Jahr hier. Es hat aber gar nicht lange gedauert. Er hat schon fast Alles durchgebracht, und ich fürchte, er macht keine guten Geschäfte. Und dabei will's mit dem Bauen auch nicht vorwärts. — Wenn er noch wenigstens zu seiner Frau nett wäre! Aber er denkt gar nicht daran. Der reine Fleischer, dieser Clement, und brutal und grob dabei, und alle Abende in der Kneipe . . . Wenn sie mich nicht hätte und bei mir ihre Abende zubringen könnte, sie stürbe vor Langeweile, die arme Seele! Noch ein wahres Glück, daß er ihr erlaubt, mich zu besuchen, wenn er zu Mittag gespeist hat. Sie bringt sich dann ihre Arbeit mit, wir kochen uns Kaffee und plaudern. Sie erzählt mir, was sie Alles zu leiden hat. So was thut einem immer wohl, nicht wahr? Es wäre doch sehr hübsch von Ihnen, Herr Gabriel, wollten Sie manchmal ein Stündchen zu uns kommen. Sie könnten uns immer das Petit Journal vorlesen. Das wird jetzt sehr interessant werden wegen des Krieges. Ich weiß ja, der kann nicht lange dauern, wir sind in vierzehn Tagen mit unseren Turkos in Berlin. Die Preußen haben doch keine Mitrailleusen."

Und so schwatzte Frau Henry unaufhörlich in einem Athemzuge weiter und entfernte sich zu Gabriels großem Leidwesen von dem einzigen Gegenstande, der den naiven Jüngling so sehr interessirte. Kunst und Logik waren ihr unbekannte Begriffe, und die Einzelnheiten ihres eigenen leichtsinnigen, mit Nichtsthun zugebrachten Lebens standen unvermittelt neben den seltsamsten Ansichten über Literatur, Religion, Krieg und Politik. In wenigen Augenblicken erfuhr Gabriel, daß sie in Clignancourt geboren sei und für den Schauspieler Mélingue schwärme; ihr Mann habe sie wegen einer Herumtreiberin verlassen; sie verrichte regelmäßig Morgens und Abends ihr Gebet; die Wäsche koste sie ein schweres Geld; sie sei der Ansicht, die Rheinufer müßten von Frankreich annektirt werden; ihre Mahlzeiten lasse sie sich hier unten aus der Speisewirthschaft holen; sie

lese die Werke Heinrich Murgers leidenschaftlich gern, sei eine glühende Verehrerin Garibaldis und habe der Hinrichtung Troppmanns beigewohnt.

Sie saß auf einem Fauteuil, Gabriel gegenüber. Ihre Ellbogen ruhten auf den Knieen, mit den Händen stützte sie ihr Kinn, und in dieser Stellung sprach sie zu Gabriel und sah ihn dabei unverwandt an wie ein Mann.

Seinen ganzen Muth aufbietend, machte Gabriel noch einen schwachen Versuch, das Gespräch auf Eugenie zu bringen; aber Frau Henry ließ ihrer Heiterkeit so ungehindert die Zügel schießen, sie brach in ein so lautes, spöttisches Lachen aus und machte so boshafte Bemerkungen über seine Beharrlichkeit, immer wieder dasselbe Thema anzuregen, daß Gabriel fühlte, wie ihm das Roth in's Gesicht stieg und seine Ohren brannten. Daher gab er selbst dem Gespräch eine andere Wendung und stand einige Minuten nachher auf, um sich zu verabschieden.

Er mußte jedoch vorher versprechen, daß er am nächsten Abend seinen Besuch wiederholen würde; dagegen versprach ihm Frau Henry, als er schon an der Thürschwelle stand, daß er dann auch Eugenie antreffen werde. Sie begleitete diese Bemerkung mit einem so bezeichnenden Lächeln, daß er beim Abschiednehmen vor lauter Verlegenheit fast die finstere Treppe hinuntergefallen wäre.

Aber kaum war er auf der Straße, so durchdrang bei dem Gedanken, daß er Eugenie wiedersehen solle, ein unbeschreibliches Wonnegefühl sein ganzes Herz. Er beglückwünschte sich zu seinem Besuch bei Frau Henry, als hätte er eine Heldenthat vollbracht. Mit hoch erhobenem Haupte, mit schnellem, stolzem Schritt durchmaß er beim Nachhausegehen den Luxemburger Park, über und über bestaubt und in Schweiß gebadet in Folge der Gluthhitze der Hundstagssonne.

Unter den schönen Platanen der Fontaine Medicis, in jener Allee, wo Bonnen und Mütter, unter Bäumen gelagert, eifrig stricken und die auf dem Sande hingekauerten, spielenden Kinder bewachen, traf Gabriel seinen Freund Cazaban in düsterer Stimmung, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

Gabriel war in so froher Stimmung, daß er die ganze Welt hätte umarmen können. Er drückte dem Manne des Südens die Hand und erkundigte sich mit zärtlichem Interesse nach der Ursache seiner Traurigkeit.

„Und Du fragst noch?" sagte Cazaban unwillig. „Doch 's ist ja wahr, Du bist kein Republikaner! Hast Du denn nicht die Depesche gelesen . . . von dem Jungen, und daß er die Kugel aufgehoben hat . . . Wenn nämlich Badinguet*) siegt, Dummkopf, so ist seine Dynastie begründet, und dann hat er Frankreich so gut wie in der Tasche."

Gabriel lag dieser Ideenkreis so fern, daß er zunächst gar nicht daran

*) Spottname Napoleons.

dachte, wie wenig patriotisch die Befürchtung Cazabans war. Nur daran, daß Krieg war, erinnerte ihn die Aeußerung des Südfranzosen. Doch war in Beziehung hierauf Frau Henrys frohe Zuversicht auch auf ihn übergegangen.

„Um so schlimmer für die Republik," sagte er heiter. „Ich bin sicher, daß wir auf der ganzen Linie siegen werden."

V.

Am nächsten Tage war Gabriel pünktlich an Ort und Stelle.

Er fand Frau Henry damit beschäftigt, Kaffee zu kochen, und der Anblick dreier Porzellantassen, die auf einem kleinen Präsentirteller standen, versetzte ihn in nicht gelinde Aufregung, denn sie waren ein Beweis dafür, daß Eugenie kommen würde.

Frau Henry schien sehr erregt, und als Gabriel sich höflich nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie ihm:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht. Der Gedanke läßt mir keine Ruhe, daß vielleicht gerade in diesem Augenblicke unsere Soldaten sich mit diesen abscheulichen Preußen herumschlagen. Ach, es giebt Momente, in denen ich es als ein Unglück empfinde, kein Mann zu sein!"

Diese Worte klangen Gabriel wie ein Vorwurf. Seit gestern lebte er nur in der fieberhaften Erwartung des gegenwärtigen Augenblicks, und er mußte sich sagen, daß er auch keine Secunde an das Schicksal unseres Heeres gedacht hatte. Der Gedanke, daß ihm eine Frau, ohne es zu ahnen, seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber so vor Augen führte, hatte etwas ungemein Beschämendes für ihn. Halb seitwärts an die Brüstung des Fensters gelehnt, blieb er eine Zeit lang in Stillschweigen versunken und betrachtete die von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kuppel der Sternwarte, sowie die Gipfel der Bäume, welche über die hohe Mauer auf der gegenüberliegenden Seite der Straße hinausragten.

Aber plötzlich öffnete sich die Thür, und Eugenie trat in's Zimmer, genau so gekleidet wie an dem Abend, wo er sie zum ersten Mal gesehen. Als sie Gabriel erkannte, blieb sie ganz bestürzt stehn.

„Da sind Sie ja, mein Herzchen!" rief Frau Henry der jungen Frau zu, küßte sie und nahm ihr Hut und Mantel ab. „Sie sind doch hoffentlich mit meiner Ueberraschung zufrieden. Erkennen Sie den Herrn nicht wieder? Es ist ja unser kleiner Beschützer von neulich. Ist er nicht nett?"

Dann sagte sie, in scherzhafter Weise die verbindlichen Formen einer Dame der vornehmen Welt übertreibend und ihren Mund zum anmuthvollsten Lächeln, über das sie gebieten konnte, zuspitzend:

„Frau Clement . . . . Herr Gabriel — Herr Gabriel . . . . Frau Clement"; und brach schließlich in lautes Lachen aus.

Gabriel machte eine linkische Verbeugung. Frau Clement stammelte kaum vernehmbar einige Worte.

Der Jüngling sah sie an, aber er erkannte sie nicht; er hörte sie sprechen, aber er verstand sie nicht. Ihn quälte ein unerträglicher Durst; er wußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Wie durch einen Nebel hindurch sah er die kleine, zierliche Gestalt vor sich stehn. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt. Ihr graues Kleid hatte einen allerliebsten, mit Musselin besetzten Miederausschnitt. In den Händen trug sie ein Arbeitstäschchen aus schwarzem Leder.

Da machte Gabriel eine ungeheure Anstrengung, fuhr sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, und fragte sie, noch ganz fassungslos vor Aufregung, ob sie nicht auch fände, daß es sehr heiß sei?

Frau Henrys lautes Lachen übte auf Beide eine erlösende Wirkung.

„Na, setzt euch, Kinderchens, der Kaffee wird sonst kalt. Sie müssen sich mehr Zucker hineinthun, Herr Gabriel . . . Nun, mein Schätzchen, schon wieder mit der Stickerei beschäftigt? Sind Sie fleißig! Wo mag ich nur mein Nadeletui hingesteckt haben? Ach so! da hab' ich's in der Tasche. Ich bin doch zu vergeßlich . . . Das hat mir schon tausenderlei Unannehmlichkeiten bereitet. Zum Beispiel gestern früh, wo ich mich mit dem Omibinus-Controleur auf dem Place Saint-Michel herumgezankt habe, weil ich dachte, ich hätte ihm mein Billet schon gegeben."

Sie war wieder einmal im Zuge und sprang in ihrem Geplauder von einem Gegenstande zum andern über. Sie beschrieb bis auf die kleinsten Einzelnheiten die Ausstattung einer Cousine, deren Vater, Holzhändler in la Chapelle, sich sein Bein nicht um zweimalhunderttausend Francs hätte abnehmen lassen; oder gerieth ganz außer sich vor Zorn bei der Erinnerung an die Begegnung, die sie neulich auf der Treppe gehabt, wo ein Hausbewohner im zweiten Stock, Unterarzt in der geburtshilflichen Klinik, sie im Finstern hatte küssen wollen.

Sie saßen alle drei an einem runden Tische. Frau Henry hatte ihren Platz in der Mitte und schnitt sich, ohne ihre Plauderei zu unterbrechen, nach den Zeichnungen einer alten Modezeitung die verschiedenen Theile eines Merinokleides zurecht. Eugenie stickte krampfhaft weiter und verwandte kein Auge von ihrer Arbeit. Gabriel war vor lauter Schüchternheit noch immer nicht so recht zu sich gekommen und studirte die Malereien auf seiner Kaffeetasse. Wenn er ja die Augen aufschlug, so wagte er es nicht, sie auf Eugenie zu richten, sondern betrachtete das von den Fenstern eingerahmte Blau des Himmels, an dem leichte, goldig schimmernde Wölkchen dahinschwebten als letzte Erinnerung an die zu Rüste gegangene Sonne.

Als ihm Frau Henry das Petit Journal reichte mit der Bitte, etwas vorzulesen, glaubte er nicht, daß er jemals damit zu Stande kommen könnte. Es schien ihm, als ob sich die Zeilen in schlangenartigen Windungen

vor ihm bewegten, und als ob die Buchstaben fortwährend ihre Farbe veränderten. Gleichwohl brachte er es fertig; aber die Worte, welche er aussprach, kamen ihm nicht so recht klar zum Bewußtsein. Er hatte eine undeutliche Vorstellung davon, daß von einem französischen Marschall die Rede war, der ein Commando bei der Rhein-Armee erhalten hatte. Aus der Lebensbeschreibung dieses Offiziers wurde eine heldenmüthige That berichtet, als er noch Major in Afrika war und irgend einen Sturm mit dem Spazierstock in der Hand und der Cigarre im Munde mitmachte.

Die Nacht brach allmählich herein, und ihre Schatten füllten nach und nach das Zimmer. Frau Henry stand auf, um die Lampe anzuzünden.

Erst jetzt sahen Gabriel und Eugenie einander an, einem inneren Drange folgend, der mächtiger war, als ihr Wille.

Nur eine Secunde, eine einzige nur, trafen sich ihre Blicke; dann senkte die junge Frau sofort wieder ihr Haupt auf ihre Stickerei, obgleich fast nichts mehr zu sehen war. Aber Gabriel hatte ihre Augen wiedererkannt, jene großen, im Halbdunkel leuchtenden Augen. Ganz so hatten sie ihn einst auf dem Boulevard Magenta beim Schimmer des Gaslichtes angeschaut, und er fühlte, wie sein Blut machtvoll dem Herzen zuströmte.

Nachdem Frau Henry die Lampe angezündet, setzte sie sich wieder hin und plauderte mit ihrer Freundin. Sie fragte sie um Rath, wie sie ihr Kleid zuschneiden solle; und Eugenie gab Antwort, legte ihre Arbeit bei Seite und zeichnete mit ihrem Finger, auf dem ein kleiner Fingerhut saß, Striche auf dem Stoffe des Kleides. Dabei sah sie Gabriel nicht ein einziges Mal an; aber man fühlte, daß es ihr Ueberwindung kostete, so beharrlich seinem Blick auszuweichen. Er dagegen wurde dreister. Ja, einmal trieb er die Kühnheit soweit, das Wort an sie zu richten. Sie beantwortete seine Bemerkung nur mit wenigen Worten; dabei blieb jedoch ihre Stimme, die kühl und abweisend klingen sollte, sanft und mild. Dann und wann sah Frau Henry das Pärchen mit einem langen, vielsagenden Blicke an, und ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen.

Endlich verkündeten die vier oder fünf Kirchthürme des Viertels die zehnte Stunde. Es war eine sternenhelle, warme Nacht. Kein Windhauch war bemerkbar. Ein großer Nachtschmetterling war aus den Gärten der Sternwarte zum Fenster hereingeflogen und flatterte in dem Lichtkreise über der Lampe an der Decke umher.

Eugenie legte ihre Stickerei in das lederne Täschchen und stand auf, um nach Hause zu gehn; aber Frau Henry sagte zu ihr mit halblauter Stimme, als sie ihr die Mantille anziehen half:

„Was meinen Sie, Eugenie? Es ist so einsam auf den äußeren Boulevards . . . Wenn Sie's wünschen, kann Herr Gabriel Sie begleiten.“

„O nein, Frau Henry, das ist unmöglich. Was würde mein Mann sagen, wenn er mich träfe?“

„Der? Sie wissen doch ganz genau, daß er nie vor zwölf Uhr aus

der Kneipe kommt . . . An Ihrer Stelle würde ich mich fürchten, so allein zu gehen . . . Die Zeitungen bringen alle Tage lange Mordgeschichten!"

„Lassen Sie mich, beste Freundin . . . es geht nicht."

Und Frau Clement gab ihrer Freundin einen Abschiedskuß, nickte Gabriel zu und war verschwunden.

Gleich nachher empfahl sich auch Gabriel bei Frau Henry, die, vor dem Kamin stehend, eine Melodie trällerte und sich dehnte, wie Jemand, der so recht schläfrig ist. Hierauf begab er sich über den einsamen, von den Strahlen des Mondes taghell erleuchteten Boulevard Saint-Michel auf den Heimweg zu seiner Mutter.

Da überkam ihn plötzlich eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er war mit sich unzufrieden. Er fand Eugeniens Benehmen kalt und zurückweisend, und sich machte er Vorwürfe, daß er sich dumm benommen: er hätte am liebsten weinen mögen.

In der Nähe des Cluny-Museums sah er dichte Menschenschaaren, deren Aussehen ihm unheilverkündend erschien. Bürger, Studenten und Leute aus dem Volk sprachen leise mit einander. Tiefe Trauer lag in ihren Mienen. Mechanisch blieb er stehn, um ihnen zuzuhören.

Weißenburg! General Douay überfallen und getödtet! Die Turkos nach Wundern der Tapferkeit aufgerieben! Der Feind im Lande! Das erfuhr Gabriel in wenigen, mit verbissenem Grimm hingeworfenen Sätzen.

Er war kein Egoist; er liebte sein Vaterland nicht weniger, als irgend ein Anderer, und diese schreckliche Nachricht hatte zunächst die Wirkung, sein Liebessehnen zurückzudrängen. Aber als er wieder zu Haus war, das Licht ausgeblasen hatte und in seinem kleinen Bette lag, in jenem Augenblicke, wo alle anderen Pariser an die Niedermetzelung einer ganzen Division, an das dahinströmende Blut so vieler Franzosen dachten, schaute Gabriel, dessen Geist sich von dem Bilde der heißbegehrten Frau nicht losmachen konnte, nur die holde Gestalt Eugeniens, wie sie in dem Zimmer des Faubourg Saint-Jacques ihrer Stickerei oblag, und Thränen kindlicher Rührung traten in seine Augen, wenn er sich noch einmal vergegenwärtigte, wie sie sich in ihr Fingerchen stach, es behutsam zwischen ihre Perlenzähne preßte, und auf ihrem weißen Grunde ein einziger, ganz kleiner Tropfen Blut zum Vorschein kam!

VI.

Und nun nahmen jene langen, schmerzensreichen Augusttage ihren Anfang, wo die Sonne, wie zum Hohn in beständiger Pracht erglänzend, ihre glühend heißen Strahlen auf die geängstete, entsetzte Stadt herabsandte.

Zunächst wurde Paris mit einer Unzahl unheilvoller Nachrichten überschwemmt. Die Niederlage bei Reichshofen*) wurde bekannt, jenes entsetzliche

*) So benennen französische Militärschriftsteller die Schlacht bei Wörth. Anm. d. Uebers.

Unglück, das der Patriotismus des Spießbürgers durch die Legende von dem todesmuthigen Ritt der stolzen Garde-Kürassiere zu beschönigen suchte. Dann kamen in schneller Aufeinanderfolge, Schrecken verbreitend, unklare Telegramme: Keine Nachricht von Frossard. Alles kann noch gut werden. Paris ist schleunigst in Vertheidigungszustand zu setzen. Und Forbach! Allgemeiner Rückzug der Unsrigen! Straßburg belagert! Metz eingeschlossen! Schon werden die Lanzen der ersten Ulanen sichtbar, an allen Punkten rings im Kreise tauchen sie auf, in immer größerer Nähe. Die Kammern erklären sich in Permanenz, das Ministerium fällt der allgemeinen Wuth zum Opfer, die Linke hebt drohend und gebieterisch ihre Stimme, Nothgesetze werden geschaffen, Maueranschläge verkünden den Belagerungszustand. Dann plötzliche Stille, das Ausbleiben jeder Nachricht, beängstigender als die schlimmsten Nachrichten. Die Häuslichkeit wird auf die Straße verlegt; dort werden die Zeitungen vorgelesen, lange Reden gehalten, Debatten aller Art geführt. Die große Masse, von Leichtgläubigkeit und Hoffnung bethört, nimmt alle Märchen von Siegen vor Metz und in den Steinbrüchen von Jaumont für baare Münze. Paris erhält jeden Tag ein anderes Aussehen. Noch gestern sah man überall die lächerlichen Uniformen der Feuerwehrleute aus der Provinz. Die Regierung, welche vollständig den Kopf verloren hat, hat sie herbeigerufen, um einen möglicherweise ausbrechenden Aufstand zu unterdrücken. Heute sind die Straßen gedrängt voll von schmutzbedeckten, unvollständig ausgerüsteten früheren Soldaten und Reservisten in meist betrunkenem Zustande. Morgen begleiten Lieder und rasende Hurrahs die Abfahrt der noch unbewaffneten Mobilgarden. Heute hat Paris, durch eine falsche Siegesnachricht betrogen, einen Tag lang geflaggt; morgen strömt es in hellen Schaaren zu den Festungswerken. Bis dahin waren sie nur Zeugen der Schäferstunden des Rekruten und seiner Liebsten, oder dienten den Vorstadtsbewohnern als Tummelplatz ihrer Sonntagsvergnügungen. Heute sind sie durch die Schaufel der Erdarbeiter aufgewühlt, mit Pferden und Arbeitern bedeckt. Ringsum hört man die von den Abtheilungsführern gegebenen Befehle, hie und da funkelt im Grase der Böschungen die Bronze der großen Belagerungsgeschütze. Vom Kriegsfieber erfaßt, lernen die Bürger in den Kasernenhöfen exercieren; sie sind rottenweise aufgestellt und ihre Gewehrkolben erdröhnen auf dem Pflaster. Aus den Thüren der Mairien, an denen die dichtgeschaarte Menge die noch feuchten Anschlagzettel liest, treten Bürger heraus. Jeder trägt ein Gewehr auf der Schulter, aber er hält das Bajonett verkehrt. Schon treibt die Furcht vor der Invasion die Bewohner der Umgegend stromweis zu den Faubourgs herein. Ihr armseliges Mobiliar befindet sich auf einem Handwagen, der Mann hat sich vorn eingespannt, die Frau stößt von hinten, die Kinder sind mit Packeten beladen. Und als letztes Symptom der nahenden Belagerung sieht man zahlreiche Heerden magerer abgehetzter Ochsen und staubbedeckter Schafe in Umzäunungen eingepfercht,

die in aller Eile inmitten der öffentlichen Gärten und auf den vorstädtischen Boulevards angelegt worden sind.

Aber derjenige Pariser, der sich am wenigsten um diese rasende Aufregung, diese schmerzvollen Befürchtungen, diese thörichten Hoffnungen bekümmerte, war ganz bestimmt unser Gabriel.

Er hatte Frau Henry wieder besucht, Eugenie wiedergesehen. Anfangs war er alle drei oder vier Tage hingegangen, dann öfter, dann alle Abende, und jetzt lebte er nur noch für die zwei Stunden, die er in jenem Zimmer des Faubourg, an der Seite der beiden bei Lampenschein arbeitenden Frauen zubrachte, während zu den offenen Fenstern der würzige Duft des Laubes hereinströmte, und am Himmel die Sterne der schönen Sommernächte funkelten.

In der ersten Zeit schien es, als sei die Gegenwart des jungen Mannes Eugenien unbequem, denn sie hatte sich ihm gegenüber stets äußerst kühl und zurückhaltend gezeigt; aber da sie wie er naiv und schüchtern war, hatte sie sein stilles, sanftes Wesen zuletzt gerührt, und einige alltägliche Redensarten, die er mit einer vor tiefer Aufregung zitternden Stimme vorzubringen gewagt hatte, waren von ihr mit größerem Zutrauen beantwortet worden. Bisweilen ruhte ihr Blick voller Sympathie auf dem Gesichte Gabriels. Eines Abends richtete sie sogar zuerst das Wort an ihn, und unwillkürlich glitt ein trauriges Lächeln über ihre Lippen, als sie die unaussprechliche Freude bemerkte, welche in diesem Augenblicke in seinen Augen aufleuchtete.

Gabriel war augenscheinlich Frau Henrys Schützling. Diese Frau ohne Erziehung und von vielleicht nicht ganz vorwurfsfreien Sitten konnte in Liebesangelegenheiten unmöglich ein allzu strenges Richteramt üben. Sie hätte vielleicht ihrer Freundin gerade keinen schlechten Rath gegeben; aber es machte ihr Vergnügen, zu sehen, wie die Liebe im Herzen des jungen Mannes keimte und wuchs, und in ihrer unbewußten Unmoralität hegte sie fast den stillen Wunsch, daß diese Liebe getheilt würde.

Gabriel liebte mit jener leidenschaftlichen Gluth, welche die erste Liebe kennzeichnet, und die, ach leider! nur einmal im Leben unser Herz entzündet. Was ihm Frau Henry von ihrer Freundin erzählt, was ihm Eugenie von ihrem Wesen und ihrem Leben in ihren Abendunterhaltungen offenbart hatte, dies Alles hatte in seiner Brust ein glühendes Feuer der Zärtlichkeit und des Mitleids entflammt. Er ahnte jetzt, welch trauriges, qualvolles Dasein die kleine Frau in der Ehe führte. Einfachen Herzens, von zarter, liebevoller Naturanlage, war sie mit einem Arbeiter verbunden worden, der sich zwar über seinen Stand erhoben, aber, von Hause aus roh und heftig, jetzt noch durch die schlechten Zeitverhältnisse verbittert war. Unser Held fühlte wie elend und verlassen sie sich in der unermeßlich großen Stadt, in der sie Niemand kannte, vorkommen mußte. Sein geistiges Auge folgte ihr in ihre Häuslichkeit; er sah, wie sie einsam und allein, ohne Dienstmädchen

Alles besorgte und ihrem Manne das Essen kochte. Im Arbeitsrock kam er aus der Werkstatt herüber, blieb oft noch an der Thürschwelle stehen, um irgend einem seiner Leute einen Verweis zu ertheilen, und verzehrte dann in aller Eile sein Mittagbrot. Seine ganze Unterhaltung bestand in einigen kurzen, mit rauher Stimme an seine Frau gerichteten Worten, wobei seine umdüsterte Stirn nicht einen Augenblick heiter wurde, denn er hatte beständig Angst um einen fälligen Wechsel. Gabriel kannte die unendlich langen Abende, welche Eugenie vor ihrer Bekanntschaft mit Frau Henry in dem dürftig ausgestatteten Hochzeitszimmer zugebracht, beim Licht einer Kerze nähend und die Mitternachtsstunde erwartend, wo ihr Mann endlich aus dem Wirthshaus kam. Seine Blouse trug dann gewöhnlich weiße Kreideflecke vom Billardspiel, sein Athem roch nach Glühwein, und vor dem Schlafengehn klopfte er die Asche seiner letzten Pfeife auf dem Marmor des Kamins aus. Im Lauf der mit Eugenie gepflogenen Unterhaltungen hatte Gabriel oft nur durch einen Seufzer, durch einen zum Himmel empor gerichteten Blick, durch ein schmerzlich ironisches Lächeln erfahren, welche Leiden sie erduldet, welch' bittere Thränen sie im Geheimen schon vergossen. Welch Marter für den armen Verliebten, der sich noch dazu sagen mußte, daß es daraus keine Rettung gab, daß sie verheirathet und mithin alles Mitleid vergeblich, aller Zorn ohnmächtig war.

Einen Trost jedoch hatte er: er bemerkte, daß jene Stunden harmloser Plauderei, die sie alle drei bei Frau Henry vereinten, einen gewissen Zauber auf Eugenie ausübten. Er hatte in seiner Herzenseinfalt keine Ahnung und Eugenie hatte sicherlich selbst keine so rechte Vorstellung davon, welch tief inneres Glück sie bei dem Gedanken empfand, von diesem Jüngling geliebt und bewundert zu werden. Sein sanftes, stilles Wesen, seine Zurückhaltung, seine zu Herzen gehende Stimme, seine schöne weiße Hand, die zum Streicheln und Liebkosen wie geschaffen schien, sein träumerisches, ausdrucksvolles schwarzes Auge hatten ihr's angethan. In seiner Unschuld sah er nicht, welche Fortschritte die Liebe schon in dem Herzen der jungen Frau gemacht hatte; aber soviel war ihm klar geworden, daß sie bei ihren traulichen Zusammenkünften auf dem Zimmer des Faubourg Saint-Jacques gar schnell ihr schwermüthiges, trauriges Wesen ablegte, ja, daß sie sogar manchmal ganz fröhlich und vergnügt lachte, was ihn ungemein beglückte.

Jeden Abend las er den beiden Freundinnen das Petit Journal vor. Es war dies allen Dreien schon zur lieben Gewohnheit geworden, und für Frau Henry, die nach den ersten Niederlagen aufgehört hatte, Bonapartistin zu sein, eine Gelegenheit, die Republik zu predigen, und das Massenaufgebot und den Sieg bei den Klängen der Marseillaise zu fordern. Gabriel freute sich, wenn sich die schöne Brünette diesen patriotischen Herzensergüssen hingab; nicht als ob er ihnen sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt hätte, sondern weil er dann seine Lektüre unterbrechen und sich

so recht in den Anblick Eugeniens vertiefen konnte. Bisweilen brachte er auch, um die Sitzung zu verlängern, ein Buch mit und würzte die tägliche Zeitungskost durch den Vortrag einiger Verse oder eines fesselnden Romans. So machte er die beiden Frauen mit den unsterblichen Erzählungen des Abbé Prevost und einigen der leidenschaftlichsten Dichtungen Alfred de Mussets bekannt; und wieder einmal dienten die schönen Bücher, die von Liebe sprechen, zwei schüchternen Liebenden als Vermittler.

VII.

An einem der letzten Augustabende hatte die Lektüre länger als gewöhnlich gedauert, und auf Frau Henrys eindringliches Bitten gab Eugenie schließlich ihre Einwilligung dazu, daß Gabriel sie nach Hause begleitete. Ihr Mann war nicht in Paris, er hatte sich in geschäftlichen Angelegenheiten auf kurze Zeit nach Chartres begeben, und die Gefahr einer Begegnung war daher ausgeschlossen.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Gabriel, wie der Arm der jungen Frau sich vertrauensvoll in den seinen legte, während sie Beide langsamen Schritts und schweigend den einsamen Faubourg entlang gingen, wo ihre Schritte in der stillen Sommernacht auf dem über die Katakomben führenden Wege einen dumpfen Wiederhall fanden.

So gelangten sie, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, auf den breiten, schönen Boulevard de la Glacière, dessen hohe, heut verschwundene Bäume ihre dunklen Wipfel zur Pracht des Sternenhimmels emporstreckten. In der Mitte der Allee bemerkte man eine sich weit hinziehende, aus schlechten Brettern zusammengefügte Verzäunung, über welche die schwarzfarbenen Hörner der hier wegen der drohenden Belagerung zusammengepferchten Rinder hinausragten.

Als sie sich im Schatten des Boulevard befanden, mäßigte Eugenie plötzlich ihren Schritt und sprach mit bebender Stimme:

„Herr Gabriel, ich muß Ihnen etwas sagen, das Sie mir hoffentlich nicht übel nehmen werden. Ich sehe, daß Sie mir seit einiger Zeit zu große Aufmerksamkeit widmen, und das macht mir viele Sorge. Nur um mich mit Ihnen darüber in aller Offenheit auszusprechen, habe ich Ihre Begleitung angenommen. Ich will nicht, daß Sie sich um meinethalben Kummer machen. Wissen Sie, was Sie thun müßten, wenn Sie verständig wären? Frau Henry nicht mehr besuchen. Wohin sollte es uns führen, wenn wir einander gut würden? Sie würden darunter leiden, und auch ich bin so schon unglücklich genug. Dabei ist's gar nicht recht von mir, daß ich klage . . . denn das Leben ist nun einmal so.“

Sie war stehen geblieben, sie sprach schnell, in größter Aufregung, und hatte nicht bemerkt, daß ihre Hände schon in denen des jungen Mannes ruhten. Aber plötzlich hörte sie ein Schluchzen, und sie fühlte, wie ein glühendheißer Tropfen auf ihre Hand fiel. Gabriel weinte.

Was sprachen sie da miteinander? Ach, ihr wißt es, die ihr einst im Dunklen am Busen eines Weibes geweint, die ihr einst das Wort „auf ewig" mit tiefster Ueberzeugung ausgesprochen, die ihr den wonnigen Schmerz der Liebe kennt! Ihr allein wißt es, die ihr durch einen vorwurfsvollen Blick theurer Augen bestimmt, die heiligsten Schwüre, fest und tugendhaft zu bleiben, verrathen habt! Naive, erhabene Herzen, die ihr, in einer einzigen Stunde eurer Jugend das ganze Ideal eures Lebens verwirklicht zu sehen geglaubt; die ihr mit jenem göttlichen Traum das Glück eures Daseins begraben, deren Aug' seit jener Stunde erloschen, deren Stirn seit jenem Moment gebleicht ist — ihr allein werdet Mitleid haben mit den beiden armen Wesen, denen das Geschick so wenig Trost und Freude gegeben, und die, verloren in der Einsamkeit jener heißen, von Wohlgerüchen durchwürzten Sommernacht, bei dem milden Licht der Sterne die Pflichten der Gesellschaft vergaßen und ganz in der Unendlichkeit der Liebe aufgingen.

Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt, Gabriel weinte bitterlich. Eugenie suchte ihn zu beruhigen, zu trösten; sie trocknete seine Thränen mit ihrem Taschentuche und flehte ihn an, ihr ein Lächeln zu schenken.

Dann standen sie auf, liefen Hand in Hand, dicht an einander gepreßt, unter den Bäumen umher und plauderten mit leiser Stimme. Sie erzählte ihm ihre ganze Lebensgeschichte: wie sie als Kind bei ihren Eltern auf dem Lande gelebt, wie man sie zu jung verheirathet, und wie sie sich vor der rauhen Stimme und dem struppigen Barte ihres Mannes gefürchtet habe. Paris sei ihr verhaßt, es sei zu groß. Und auch manchen kindlichen Zug verflocht sie in ihre Rede, und berichtete ihm, daß der große Wachhund zu Hause sie nie erkenne, und daß er, wenn sie in der Nacht heimkehre, an der Kette reißend ihr nachbelle.

Gabriel hörte ihr zu wie im Traum; er blickte sie an, das Auge umflort von Thränen. Dann überschüttete er sie plötzlich mit Fragen; er wollte ihr ganzes Schicksal erfahren, die unbedeutendsten Einzelheiten ihres Lebens, die geheimsten Gedanken ihrer Seele.

Keiner sprach zum andern von Liebe; sie bedurften dessen nicht. Eugeniens gefaltete Hände hielten Gabriels Arm fest umschlossen, und so sahen sie einander in die Augen.

Sie blieben in dem Theile des Boulevards, welcher über die Bièvre führt, am Rande der steinernen Brustwehr stehen und schauten einen Augenblick hin auf die in der finsteren Nacht nur noch schwer erkennbare, düstere Landschaft, auf das dunkle, schmale Bett des Flusses, die unbeweglichen, hochragenden, den Fernblick beschränkenden Pappeln und die freien Plätze, wo an Schnuren Wäsche zum Trocknen aufgehängt war.

Langsam ertönten Glockenschläge in der Ferne, es war Mitternacht.

„Ach, ist das spät geworden!" rief Eugenie erschrocken; „ich sollte schon längst zu Haus sein. Schnell, schnell!"

Sie beeilten ihre Schritte und befanden sich in wenigen Minuten auf dem Boulevard d'Italie, vor der Wohnung Eugeniens.

Beim Schein einer Gaslaterne bemerkte Gabriel inmitten einer halb zerfallenen Mauer eine große, roh gearbeitete hölzerne Thür. Ueber derselben war ein weiß gestrichenes Brett angebracht, auf welchem sich in schwarzen Lettern folgende Worte befanden, die der Liebende nur mit gepreßtem Herzen zu lesen vermochte: „Clement, Zimmermeister." Als sie dann ganz nahe an dieser Thür standen, unterschied Gabriel undeutlich durch die auseinanderstehenden Bretter, aus denen sie gezimmert war, einen ziemlich großen Bauhof, in welchem eine Unzahl Balken und Bohlen aufgeschichtet lag, und wo ein wüthendes Hundegebell erscholl. Am äußersten Ende des Hofes sah man das niedrige, flache Dach der Werkstätte, und zur Linken endlich das kleine, im regelmäßigen Viereck erbaute Wohnhaus, das nur einen Stock hoch war. Es war noch ganz neu, und machte mit seinen symmetrischen Fenstern und seiner schmucklosen, jeder Verzierung entbehrenden Façade einen trübseligen Eindruck. Hier also, in so nichtssagender, reizloser Umgebung lebte Eugenie mit dem Andern zusammen; und bei diesem Gedanken konnte sich Gabriel eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren. Eugenie hatte schon den Schlüssel in's Schloß gesteckt.

„Sehen wir uns morgen?" fragte der junge Mann und seine Stimme flehte um Erhörung.

Sie hatte seine Begleitung nur angenommen, um ihn zu bitten, auf ein Wiedersehen zu verzichten; aber jetzt, im entscheidenden Augenblicke, ließ sie ihr Muth vollständig im Stich.

„Ja, morgen!" antwortete sie, indem sie mit der einen Hand die schwere Thür öffnete, und die andere ihm entgegenstreckte.

Er ergriff die dargereichte Hand; und plötzlich, einem inneren, unwiderstehlichen Drange nachgebend, sanken die Liebenden einander in die Arme, und von leidenschaftlichem Sehnen erfaßt, seiner Sinne kaum mächtig, preßte Gabriel seine heißen Lippen auf Eugeniens Stirn, ihre gesenkten Augenlider, ihren halbgeöffneten Mund.

„Das ist Unrecht! Lassen Sie mich, Herr Gabriel! Das ist sehr Unrecht!" murmelte Eugenie, am ganzen Leibe erbebend; sich den Armen des jungen Mannes entwindend, stürzte sie in den Hof und schlug die Thür heftig hinter sich zu. Mit lautem Krach fiel diese in's Schloß und zitterte noch lange nachher.

Gabriel sah sie entfliehen und in dem Häuschen verschwinden. Festgebannt blieb er vor dem düsteren, abgelegenen Bauhofe stehen, in welchem man das Heulen eines im Dunkel verborgenen Hundes vernahm. Sein Auge richtete sich empor zum Himmelszelt, an welchem unzählige Sterne funkelten. Seine Hände zitterten wie die eines Greises. Ihm jauchzte das Herz laut auf in der Brust. Er hätte am liebsten sterben mögen.

VIII.

Eines Tages ging Gabriel gegen drei Uhr Nachmittags den Quai d'Orsay, der sich am Garten des Corps Legislatif entlang zieht und im Bogen um das Eingangsthor des Ministeriums des Auswärtigen wendet, langsam auf und nieder.

Es war ein sehr schöner, aber dabei sehr heißer Tag. Man merkte es dem jungen Manne an, daß er auf seine Toilette die möglichste Sorgfalt verwendet hatte. Er trug ein graues, elegantes Sommerbeinkleid und einen Hut von imitirtem Panama. Er wartete auf Eugenie.

Am Tage nach dem von uns beschriebenen nächtlichen Spaziergange kehrte ihr Mann von seiner Reise zurück, und Gabriel durfte in Folge dessen die junge Frau nicht mehr bis nach Hause begleiten. Aber seit der Liebende die Wonne des Zusammenseins zu Zweien kennen gelernt, genügten ihm die Besuche bei Frau Henry nicht mehr. Jeden Abend verabschiedete er sich zugleich mit Eugenie von der schlanken Brünette, ging einige Schritte mit und bat so lange und so dringend, bis sie ihm eingestand, sie gehe manchmal allein aus. „Vielleicht können wir uns sogar gleich morgen treffen; ich habe gerade eine Besorgung auf dem Gros-Caillou. Ist sie erledigt, dann gehe ich über den Quai d'Orsay nach Hause." Und an dieser Stelle ist es, wo wir unsern Freund, gepeinigt von allen Qualen der Erwartung, wiederfinden.

Obgleich die Stunde des Rendezvous noch nicht geschlagen hatte, konnte sich Gabriel vor Ungeduld kaum fassen. Den heißen Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben, ging er unruhig auf dem Asphaltpflaster hin und her. Die glühende Hitze hatte es erweicht, so daß der Abdruck jedes Fußes, der es betreten, deutlich erkennbar war, von den schmalen, dicht neben einander hinlaufenden Spuren niedlicher Damenschuhe bis zu den breiten Sohlen schwerer Reiterstiefel, deren Nägel man hätte zählen können. Gabriel hatte schon alles Mögliche versucht, um die Zeit hinzubringen und seinen Geist zu beschäftigen. Er wußte die Zahl der eisernen Stäbe auswendig, welche das Gitterthor des Ministeriums bildeten, er konnte genau angeben, wie viel Bäumchen auf dem Trottoir gegenüber, die Brustwehr entlang zwischen dem Pont de la Concorde und dem Pont des Invalides standen. Ein oder zweimal war er sogar schon über den Fahrdamm gegangen und hatte seine Augen an den mit Annoncen bemalten Glaswänden der Zeitungs-Kioske auf- und niedergleiten lassen, ohne sich in seiner Gedankenlosigkeit über ihren Sinn klar zu werden. Aufmerksam hatte er die Profile aller gekrönter Häupter auf den Preismedaillen betrachtet, welche der Colonial-Gesellschaft auf den verschiedensten Ausstellungen für Herstellung vorzüglicher Chokolade zuerkannt worden waren, und mit starrem Blick den Mann mit dem struppigen Haupthaar gemessen, der die Nacktheit seines Torso hinter einem Hute verbirgt.

Er dachte an die Möglichkeit, daß sie nicht kommen könnte; vielleicht

hatte sie irgend eine Abhaltung gehabt, das wäre doch schließlich ganz natürlich. Gleich darauf schien es ihm wieder, als müßte er bei dem bloßen Gedanken hieran vor Schmerz vergehen, und er sagte sich, daß sie damit eine unglaubliche Herzlosigkeit an den Tag legen würde.

Plötzlich sah er sie unter den Bäumen der Esplanade im schnellen Laufe auf sich zukommen. Er eilte ihr entgegen, sie schon von fern mit freudigem Lächeln begrüßend. Bald standen sie bei einander, noch ganz außer Athem. Eugenie nahm seinen Arm, und voll Glückseligkeit blickten sich die Liebenden in's Auge.

Sie trug ihr graues Kostüm und ihren Fasanenfederhut. Die Hitze und das schnelle Laufen hatten ihr Gesicht leicht geröthet. Schweißtropfen perlten auf ihrem Nacken. Der gestärkte Halskragen hatte dort eine zarte, rosige Linie gezeichnet. Ihre Augen strahlten, der duftige Hauch ihres Athems streifte Gabriels Gesicht.

„Ach Gott," sagte sie, „ich hab' solche Angst. Wenn uns Jemand begegnete . . ."

„Ich dächte," sagte Gabriel, „wir gingen über die Brücke und setzten uns in den Dampfer. Mit diesem fahren wir bis zum Point-du-Jour, steigen dort in die Gürteleisenbahn, und kommen so bequem bis zur Porte d'Italie, ganz in die Nähe Ihrer Wohnung. — Undenkbar, daß wir Jemanden treffen . . . Wollen Sie?"

Sie nickte ihm zu, und als sie zum Landungsplatz heruntergegangen waren, blieben sie vor dem Stege, der zur Dampferstation führte, stehn. Der Dampfer war eben fort, und sie sahen ihn auf der Seine in vollem Laufe dahinjagen, seine lustig wirbelnden Rauchwölkchen zum Lichte emporschleudernd.

Beruhigt blickte Eugenie um sich. Niemand war auf der sich sanft hin und her wiegenden Schiffsbrücke zu sehn. Leis rauschend strömten die Wogen heran, welche die Fahrspur des Dampfers begleiteten. Auch auf dem langen, schmalen Fußwege den Fluß entlang zeigte sich keine Seele.

„Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?" fragte Gabriel, den Wunsch seiner Freundin ahnend, „wir können ja am Pont d'Alma einsteigen."

Sie machten sich auf den Weg. Zur Rechten ragte die hohe, massive Quaimauer mit ihren runden Ausgußthüren und ihren großen, eisernen, in gleichmäßigen Zwischenräumen in das Mauerwerk eingelassenen Ringen empor. Oben am Rande der steinernen Brustwehr waren Baumspitzen sichtbar, auch dann und wann ein über die Brüstung gelehnter Spaziergänger. Zur Linken floß in der Richtung ihres Weges die Seine. Von ihren frischen, reinen, in munterem Laufe dahinströmenden Gewässern wehte ein erquickender Lufthauch herüber. Die Hitze war nicht mehr so drückend. Ein leiser Wind hatte sich erhoben, und weiße Wölkchen bildeten sich am Himmel, der ein weniger tiefes Blau zeigte. Im August herrscht schon in den späten Nachmittagstunden eine herbstlich milde Temperatur.

Auf der andern Seite des Flusses sahen sie Männer damit beschäftigt, die langen Kähne auszuladen, die auf Kanälen aus Flandern angekommnen waren, und auf dem Quai d'Orsay, hinter dem Vorhange der ihres Blätterschmucks schon halb beraubten Linden erschienen die langen Dächerreihen der Tabaks-Factorei und der kaiserlichen Ställe.

„Denken Sie auch manchmal an mich?" fragte Gabriel die junge Frau, und drückte ihr die Hände. Eugenie, die ihre Handschuhe ausgezogen hatte, erwiderte diese Frage durch einen leichten Händedruck.

Auf ihrem Wege kamen sie bei einem Angler vorüber, der, am Uferrande sitzend, seine Beine zum Wasser herunterhängen ließ. Der Mann drehte sich um und warf ihnen einen zerstreuten Blick zu. Gabriel mußte Eugeniens Hand loslassen. Sie selbst erröthete tief und schlug die Augen nieder.

Als sie die zum Pont d'Alma sanft emporsteigende Böschung hinaufgingen, fiel ihr Blick zufällig auf die dort zum Schmuck der Brückenpfeiler aufgestellten steinernen Figuren des Chasseurs und des Zouaven.

„Wie groß sind sie doch, in der Nähe gesehn!" sagte Eugenie, und zeigte mit ihrem Sonnenschirm auf die beiden Kolossalstatuen.

Gabriel antwortete: „Gleich das erstemal, als ich Sie bei Frau Henry sah, hatte ich die Empfindung, daß ich Sie auf ewig lieben müßte."

Und die junge Frau senkte das Haupt und seufzte.

Als sie wieder auf der andern Seite des Pont d'Alma, am Flusse unten standen, hielt der Dampfer gerade an der Landungsbrücke. Sie war gedrängt voll.

„Wollen wir mitfahren?" fragte Gabriel eingeschüchtert.

„Nein!" antwortete Eugenie, „gehen wir lieber."

Sie setzten ihren Spaziergang längs des Ufers fort. Zur Rechten hatten sie jetzt den schönen, mit Bäumen besetzten Quai vor dem Garde-Meuble. Vor ihnen lag der Pont d'Jena, auf welchem vier stolz einherschreitende Rosse ihre weißen Silhouetten am Himmel abzeichneten.

Sie gingen sehr langsam. Eugenie, nach vorn gebeugt, schien die Steine zu zählen. Gabriel preßte ihren Arm sanft an den seinigen und betrachtete ihr Profil. Mit zärtlicher Rührung haftete sein Auge auf einem flatternden Löckchen, das, vom Winde bewegt, an Eugeniens Ohr erzitterte.

„Es ist also wahr, daß Sie mir ein wenig gut sind?" fragte er. Ein so inniger Blick traf ihn aus ihren schönen großen Augen, daß jede andere Antwort überflüssig war.

„Weshalb sprechen Sie so zu mir, trotzdem Sie ganz gut wissen, daß dies nicht sein darf?"

Sie traten unter die niedrigen, finsteren Bogen des Pont d'Jena, wo das Wasser lauter rauschte und der Charakter der Landschaft sich vollständig änderte. Alles hatte schon einen mehr ländlichen Anstrich. Vor ihnen lag, mitten im Flusse hingestreckt, die lange, schmale Gestalt der

Schwaneninsel, prangend im schönsten Grün; graue, nach Süden zu sich neigende Wolkensäulen entstiegen den vielen Schornsteinen der Fabriken in Grenelle, und in blauer Ferne, weit jenseits der Holzbrücke und des hellschimmernden Viaducts zeigten sich die undeutlichen Umrisse der Hügelketten von Meudon, umkränzt von heißem goldigen Nebel.

„Es war mir ein wahres Herzensbedürfniß, Sie einmal zu sprechen," sagte Gabriel. „Wenn ich allein bin, so lege ich mir Alles, was ich Ihnen sagen möchte, in Gedanken zurecht; aber wenn ich dann bei Ihnen bin, habe ich Alles wieder vergessen, ich kann mir Nichts behalten. Und doch sind Sie das einzige Wesen, in dessen Gesellschaft ich nicht schüchtern bin. Es liegt etwas so Herzliches in Ihrem Blick. Sie können sich gar nicht denken, wie glücklich ich bin, daß Sie heute gekommen sind. Vor vier Wochen habe ich Sie zum ersten Mal gesehn, und dabei bilde ich mir ein, ich hätte Sie schon immer gekannt. Ach, jeder einzige Tag, an dem ich mit Ihnen zusammen war, bleibt mir fest im Gedächtniß, Alles ist mir noch gegenwärtig . . . Wissen Sie noch den Abend, wo das Singen vorüberziehender Mobilgarden Frau Henry an's Fenster lockte? Sie sahen mich an, als wir im Finstern allein waren! . . . Ich zitterte wie Espenlaub . . . Und wie Sie sich in den Finger stachen und ihn zwischen die Zähne preßten . . . Und dann auch das blauseidene Halstüchlein, das Sie nur einmal umhatten, und das Sie so gut kleidete . . . Wo ist's denn hingekommen, daß Sie es nicht mehr tragen? Ach, ahnten Sie, wie heiß ich Sie liebe!"

Eugenie antwortete: „Wie leicht könnten wir einmal Bekannten begegnen!"

Die Brücke von Grenelle lag schon hinter ihnen. Die Quais hatten aufgehört. Spärliche, sonnenverbrannte Grashalme bedeckten die von den Wogen bespülte Böschung. Zur Rechten sahen sie Bauhöfe und von Gärten umgebene Landhäuschen, am andern Ufer des Flusses die Fabrikanlagen Javels, und unmittelbar vor ihnen, jetzt schon in größerer Nähe, stiegen die mächtigen, zwei Stockwerk hohen Bogengänge des Viaducts empor.

Gabriel und Eugenie blieben vor einer Gitterthür stehen, die zu einem schmucken Schweizerhäuschen führte. Mit seinen Paar Bäumlein, seinen großen Glaskugeln und Springbrunnen sah es aus, als käme es direct aus der Spielschachtel. In seinem Gesammteindruck bildete es das zur Wirklichkeit gewordene Ideal des für Landeinsamkeit schwärmenden Spießbürgers. Aber sie sahen darin nur den Lieblingstraum aller Verliebten, ein Nest im Grünen. Mit sehnsüchtigem Verlangen schauten sie auf die hohen Pappeln, die Ebereschen, in deren Blattwerk die rothen Trauben schimmerten, die reiche Pracht der Astern und Herbstrosen.

Und leise flüsterte Gabriel der Geliebten in's Ohr: „Dies Alles besitzen . . . unser eigen nennen . . . unser Liebesglück drin bergen . . . hier leben . . . auf immer, auf ewig . . . welch seliges Entzücken!" Sie

erwiderte nichts; aber sie lehnte sich beim Weitergehen mit hingebungsvoller Zärtlichkeit auf seinen Arm.

So gelangten sie bis zum Point-du-Jour, am Fuße des Viaducts. Von hier ab jedoch sollte der Spaziergang jeden Reiz für sie verlieren. Die Nähe der Eisenbahnstation hat am Ufer der Seine eine Unzahl Vergnügungs-Etablissements, Cafés und Kneipen in's Leben gerufen. Auch Caroussels finden sich unter den Akazien, und russische Schaukeln, kurz, das Land wird hier zur Vorstadt. Sich nicht mehr so ganz sicher fühlend, eilten sie schnell weiter. Heftig schraken sie zusammen, als plötzlich auf einem Scheibenstande ein Schuß abgegeben wurde. Sie gingen die Holztreppe hinauf, in den Bahnhof hinein, und Gabriel löste zwei Billets zweiter Klasse. Dann setzten sich Beide auf eine Bank des Wartesaals und starrten gedankenlos auf die Placate.

„Gürtelbahn, einsteigen, Grenelle, Vaugirard, Montrouge, Porte d'Italie!" Sie traten auf den Perron hinaus, gingen an der laut zischenden, dampfenden Locomotive vorüber und stiegen in ein leeres Coupé. Ein Pfiff, ein plötzlicher Ruck, ein lautes Rasseln und Klirren, und heidi, fort! Da umschlang Gabriel seine Geliebte mit beiden Armen, drückte sie fest an seine Brust, und die Lippen der Liebenden fanden sich in einem langen, süßen Kusse.

„Grenelle!" rief der Schaffner mit gellender Stimme und riß die Thür heftig auf. Und ein Mann mit rothem Vollmondsgesicht, dem man den Viehhändler auf den ersten Blick ansah, stieg in den Waggon und ließ sich schwerfällig auf der Bank den Liebenden gegenüber nieder. Er trug über seinem Rocke eine ganz neue, kurze blaue Blouse, ein hoher Hut bedeckte seinen Kopf, in der Hand hielt er eine Peitsche und in dem einen Mundwinkel steckte ein schwarzer Pfeifenkopf.

„Ich hab' wahrhaftig geglaubt, ich würde den Zug verpassen," sagte er vergnügt zu Gabriel, wobei sein Athem einen starken Weingeruch verbreitete. „So ein dummer Conducteur! will mein Hündchen mit einer Bulldogge zusammen in ein Coupé stecken! So unvorsichtig zu sein . . . der Kerl ist verdreht . . . Prachtvolles Wetter übrigens zum Reisen . . . nicht wahr, Herr Nachbar?"

Eugenie hatte ihren Schleier heruntergelassen und verwandte kein Auge von dem Fenster. Gabriel beobachtete die äußerste Zurückhaltung und that wie Einer, den man anborgen will.

Glücklicherweise fuhren sie gleich wieder weiter, und zwar kamen sie jetzt durch einen langen Tunnel, wo das Getöse des Zuges dem widerwärtigen Reisegefährten das Wort abschnitt. Bis auf das schwache Licht, welches seine glimmende Pfeife verbreitete, war es dunkel im Waggon, da man die Nachtlampe an der Decke anzustecken vergessen hatte; und im Finstern hörte man die schweren Athemzüge des Trunkenen. Gabriel benutzte die Gelegenheit, Eugeniens Hand zu erfassen; aber er war doch

über diesen Zwischenfall im höchsten Grade erbittert, namentlich wenn er an die vielen leeren Coupés erster Klasse dachte, die er beim Einsteigen bemerkt hatte.

Als sie wieder an's Tageslicht kamen, hatte der Viehhändler seine Augen geschlossen, aber er rauchte immer noch seine abscheuliche Pfeife, und die Liebenden wagten kaum, sich in Gegenwart des fremden, im Halbschlummer ruhenden Mannes einen Blick zuzuwerfen. Als sie an der Station Porte d'Italie ankamen, empfand sie es als eine Art Erlösung.

Und doch mußten sie sich hier trennen, noch bevor sie den Bahnhof verließen, denn sie waren ganz nahe bei der Wohnung Clements, des gefürchteten Gatten. Eugenie ging daher voraus und eilte die Straße entlang, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Gabriel folgte ihr langsamen Schrittes von fern, beglückt durch die Geständnisse, die sie ihm gemacht, und beseligt durch die Erinnerung an die Liebkosungen, die sie gestattet und erwidert hatte. Er sah, wie sie sich in der Menge verlor und schließlich an der Ecke, wo das alte Zollhaus stand, verschwand, um nach dem äußeren Boulevard einzubiegen.

Und dann hatten sie ja auch mit einander die Verabredung getroffen, sich übermorgen um ein Uhr Nachmittags an derselben Stelle zu treffen!

IX.

Nun trug aber der Tag, an dem ihr Rendezvous stattfinden sollte, das Datum des 4. Septembers 1870!

Frau Fontaine hatte ihrem Sohne beim Frühstück die unheilvolle Katastrophe, die sie durch die Milchfrau erfahren, mitgetheilt: die Capitulation von Sedan, die Verwundung Mac-Mahons, die Gefangennahme des Kaisers mit 80000 Mann! Wie sehr auch Gabriel durch den Gedanken an sein bevorstehendes Rendezvous in Anspruch genommen war, so hatte ihn diese schreckliche Nachricht doch in ungeheure Aufregung versetzt.

Als er die Quais entlang wanderte, sah er nichts, als bestürzte Gesichter; an den Straßenecken sammelten sich Schaaren Nationalgarden; ein Hauch der Revolution ging durch die Stadt.

Nachdem Gabriel den festen Entschluß gefaßt, sich auch ein Gewehr zu holen, seine Pflicht wie alle Anderen zu erfüllen und für die Vertheidigung des Vaterlandes und der Hauptstadt einzutreten, kehrte sein Geist zur Geliebten zurück. Er dachte an die Freude des Wiedersehns, an das bezaubernde Glück, mit ihr auf dem einsamen Trottoir des Quai d'Orsay zusammenzutreffen und wieder einen Spaziergang an den Ufern der Seine zu unternehmen. Und machte ihm die Stimme des Gewissens Vorwürfe, daß er sich zu wenig um die dem Vaterlande drohenden Gefahren bekümmere, so brachte er sie durch die bei einem Liebenden erklärliche Erwägung zum Schweigen, daß er als Einzelner doch nichts weiter zu thun vermöchte.

Gegen halb ein Uhr ging er, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Geliebte seiner Seele, den Quai d'Orsay entlang, als er am äußersten Ende des Boulevard Saint-Germain Bajonette blitzen sah, welche das Corps Legislatif zu umringen schienen.

Angstvoll beflügelte er seine Schritte, und mit einem einzigen Blicke übersah er das für ihn so schreckliche Schauspiel. Eine dichte, tobende Menge hielt alle Zugänge zu den Räumen, in denen die Volksvertretung tagte, besetzt. Sie bestand aus Männern aller Gesellschaftsklassen, und Bürger im eleganten Rock wie Handwerker in einfacher Arbeitsblouse waren vermengt mit Schaaren zwar ungeordneter, aber bewaffneter Nationalgarden, die theils noch die alte Uniform mit den weißen Epauletten und der Patrontasche, theils als einziges militärisches Abzeichen nur das Kepi trugen. Auch Franctireurs in dunklen Anzügen mit amerikanischen Mützen und den Beinkleidern in den Gamaschen befanden sich darunter. Der Pont Royal, der Boulevard Saint-Germain und der ganze, am Corps Legislatif liegende Theil des Quais wimmelten von Leuten und starrten von blitzenden Gewehrläufen. Kecke Straßenjungen waren an den in der Nähe befindlichen Laternen hinaufgeklettert, andere hatten sich auf den Sockeln der vier großen Bildsäulen vor dem Gebäude eingenistet. Einen langgedehnten, immer wieder von Neuem ertönenden Zornesruf ließ diese Menge hören. Gabriel's Ohr hatte bald diesen aus Aller Munde dringenden Schrei unterschieden: „Abdanken! Abdanken!"

Der Aufstand hatte, um mich der unübertrefflich schönen parlamentarischen Ausdrucksweise zu bedienen, das Heiligthum des Gesetzes offenbar schon verletzt; denn die breiten Aufgangstreppen des Palais waren unter dem Strom der Eindringlinge verschwunden, und Gabriel sah, daß oben in der Colonnade eine große Aufregung herrschte. Plötzlich hörte er einen machtvollen Ruf erschallen, der sich blitzschnell verbreitend bis zu den unten dicht zusammengedrängten Schaaren gelangte, unter denen er sich einen Weg zu bahnen versuchte. Sie riefen Alle:

„Es lebe die Republik!"

Gabriel sah dem ganzen Schauspiel voll Schrecken und Bestürzung zu. An der Stelle, wo er Eugenie treffen sollte, und die er erst entdecken konnte, nachdem er auf eine Bank des Quais gestiegen war, bemerkte er ein wildes Durcheinander von Hüten, Kepis und Bajonetten. Die schreckliche Gewißheit trat vor seine Seele, daß, selbst wenn sich die junge Frau in dieses Gedränge gewagt hätte, es ihm unmöglich gewesen wäre, sie herauszufinden. Er stieg von der Bank wieder herunter und ließ sich in seiner Verzweiflung und Wuth willenlos vom Strom der Menge forttragen, ohne sich weiter um die große historische Thatsache, die sich vor seinen Augen vollzog, zu bekümmern.

„Nun haben wir doch endlich die längst ersehnte Republik!" ließ sich die durchdringende Stimme Cazabans vernehmen, der eine Secunde vor-

her Gabriel am Arm gepackt hatte, „und Du bist auch dabei, bei der Revolution nämlich! . . . So mußte es kommen! . . . Raus mit dem Bonapartistengeschmeiß! . . . Ein herrlicher Tag! Ach Freund, ich bin außer mir vor Glück. Den ganzen gestrigen Abend habe ich weiter nichts gethan, als Wappenschilder heruntergerissen und kaiserliche Adler zerbrochen . . . Diesmal ist's die wahre, richtige Republik wie im Jahre 93 . . . und man soll uns nicht um sie betrügen . . . Sieh mal oben in der Säulenhalle den Gambetta, wie er durch seine Rede alles begeistert . . . Bravo! Es lebe Gambetta! . . . Weißt Du, welcher es ist? Der mit dem Barte und den hohen Schultern . . . Meinst Du vielleicht, ich werde Dich loslassen? Denk' gar nicht dran, wir gehen zusammen nach dem Hôtel de Ville."

Gabriel sah ihn an mit schmerzerfülltem Blicke. Aufregung und Trunkenheit prägten sich in den Zügen Cazabans aus, der buchstäblich von Schweiß triefte, und dessen weicher Filzhut durch einen Faustschlag eingedrückt war.

Widerstandsunfähig überließ sich Gabriel dem Manne des Südens, der fortwährend brüllte und sich vergebens abmühte, vorwärts zu kommen und sich mit seinen Ellbogen einen Weg zum Eingangsthor der gesetzgebenden Versammlung zu bahnen. Gabriel folgte ihm ganz zu Boden geschmettert und ließ seine Blicke sehnsuchtsvoll über die Menge schweifen, da er auf die unbestimmte, wenn auch unter solchen Umständen thörichte Hoffnung nicht verzichten mochte, Eugenie herauszufinden.

Die Stunde des Rendezvous war längst vorüber. Gabriel hatte sich durch die schon gelichteten Schaaren hindurch mehr als hundert Mal davon überzeugen können, daß sich die junge Frau nicht an der verabredeten Stelle vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befand. Trotzdem wurde es ihm unendlich schwer, von dort fortzugehen, als Cazaban ihn mit sich schleppte und über den Pont Royal führte, damit sie, wie er sich ausdrückte, Gelegenheit hätten, sich an dem erhabenen Anblick des befreiten Paris zu erfreuen. Nur mit dem äußersten Widerstreben folgte Gabriel seinem Freunde, obgleich er wohl einsah, daß ein längeres Verweilen an jener Stelle keinen Sinn hatte. In düsteres Schweigen versunken, schritt er neben Cazaban dahin, der in seinem revolutionären Taumel gar nicht bemerkte, wie schmerzlich bewegt das Antlitz seines Freundes war.

„Was kann sie wohl abgehalten haben?" fragte sich der Liebende voll Angst. Wahrscheinlich hat sie sich gefürchtet, das Gedränge war zu groß, sie konnte überhaupt nicht hin . . . Oder sollte sie vielleicht gar nicht gekommen sein? Sie kam mir gestern Abend bei ihrer Freundin so verlegen vor . . . Ob ich zurückgehe? Möglicherweise ist sie jetzt gekommen, wo sich die Menge verlaufen hat. Doch nein, das ist nicht denkbar, es ist ja schon zwei Uhr."

Und es stand für ihn fest, daß nur ihm so etwas passiren könne, und daß er ein ausgemachter Pechvogel sei.

Sie gingen über die Place de la Concorde und die Rivolistraße entlang.

Cazaban hatte seinem Freunde ein großartiges Schauspiel versprochen, aber Gabriel konnte davon nichts entdecken. Er fand im Gegentheil die Freudensausbrüche des Pöbels für sein Gefühl höchst verletzend in einem Augenblicke, wo ein so entsetzliches Unglück über das Land hereinbrach und so furchtbare Gefahren es bedrohten. Das festliche Aussehen der prachtvollen Straße wurde noch erhöht durch den im schönsten Blau strahlenden Himmel und den herrlichen Sonnenschein, dessen reicher Glanz sich über die weißschimmernden Gebäude des Tuileriengartens und seine im frischen Grün prangenden Parkanlagen ergoß. Nationalgarden, theils truppweise marschirend, theils einzeln ihren Weg verfolgend, begegneten ihnen in großer Zahl. Sie wanderten heim, getragen von dem stolzen Bewußtsein, die neueste Revolution zu Stande gebracht zu haben. Diejenigen unter ihnen, welche zu den Bataillonen der Vorstadtsviertel gehörten, und die neben der Blouse oder dem Arbeitskittel ein nagelneues Kepi und ein Percussionsgewehr trugen, zeigten in ihrer aufrichtigen Freude über die wiedergewonnene Republik doch wenigstens einen gewissen Grad von Naivetät. Denn gerade sie hatten ja von jeher bei allen Aufständen die Kohlen aus dem Feuer geholt, und berauscht durch die Legende von 92 lebten sie der frohen Zuversicht, das Vaterland noch retten zu können. Aber ein ruhiger Beobachter hätte über die Wichtigthuerei der in Epauletten einherstolzirenden Spießbürger gelächelt. Diese Nichtsthuer, welche sich an jenem Tage als Helden aufspielten, marschirten mit würdevollem, abgemessenem Schritt in der Mitte des Fahrdammes, mit wohlgefälligem Auge von der großen Masse betrachtet, die in ihrem befriedigten Rachegefühl die tiefe Trauer des Vaterlandes vergaß. Denn schon hatte die blinde Zerstörungswuth, die unvermeidliche Begleiterin aller Volksaufstände, ihr sinnloses Werk begonnen. Viele tausend Hände waren damit beschäftigt, alle äußeren Zeichen, welche an die kaiserliche Regierung erinnerten, Adler und Wappenschilder aus Erz oder aus Stein gebildet, zu vernichten, und so verlor man drei kostbare Tage in einem Augenblicke, wo noch nicht einmal die Wälle armirt waren. An den Mauern der Tuilerien konnte man neben obscönen, auf die kaiserliche Familie bezüglichen Randglossen und Beleidigungen mit Kohle geschrieben auch das berüchtigte Wort: „Tod den Dieben!“ lesen. Es sprach diesmal wenigstens, das muß zugestanden werden, nicht allen Thatsachen derartig Hohn, wie im Jahre 1848, wo ein paar arme Kerle von Spitzbuben ohne Urtel und Recht füsilirt wurden, nachdem der Palast vom Pöbel schon vollständig ausgeplündert worden war.

Marius Cazaban, den unglücklichen Gabriel immer hinter sich her schleppend, raste wie ein Toller durch die Straßen. Sein Wahnwitz hatte den Gipfelpunkt erreicht, und sein Ruf: „Es lebe die Republik!“ war

schon mehr ein Gebrüll zu nennen. Alle zwanzig Schritt stieß er ihn aus und erweckte damit regelmäßig ein wunderbares Echo bei den Nationalgarden, welche in der Mitte der Straße mit ihren Tambours an der Spitze marschirten. Als sie in die Nähe des Louvre gekommen waren, ritt General Trochu, über und über mit Orden bedeckt, mit einem glänzenden Generalstabe im Galopp vorüber, und Cazabans Hurrah trug ihm einen dankenden Blick des berühmten Bretagners ein. Den ganzen Weg entlang begegneten Marius schwarzbärtige junge Männer, die, wie er aus dem Süden stammend und in demselben Freudentaumel befangen, jubelnd seine Umarmungen erwiderten.

Gabriel sah dies Alles wie im Traum. Das alte Hôtel de Ville, der von Menschen wimmelnde Platz vor demselben, die Erscheinungen auf dem Balcon, das goldene Kepi Trochus, der halsbandförmige Bart Jules Favres, die Proklamirung der Republik, der im Triumph herumgetragene Rochefort, nichts konnte ihn von der fixen Idee abbringen: er hatte sein Rendezvous verfehlt! Als Gabriel, immer hinter Cazaban herziehend, in das Hôtel de Ville getreten war, und ihn dieser einem Mitgliede der neuen Regierung, einem Manne mit ungeheurem Backenbart und einer Habichtsnase, vorstellte, dachte er im Augenblicke, wo er seine Verbeugung machte, an eine junge Platane des Quai d'Orsay. Eine Stange diente als Stütze für ihren zarten Stamm, und ihr Fuß war von einem runden eisernen Gitter umgeben. An der Stelle stand er neulich, als er Eugenie unter den Bäumen der Esplanade auf sich zueilen sah, und es kostete ihn ungemeine Selbstüberwindung, auf das zu hören, was ihm der Staatsmann mit dem dichten Backenbarte sagte, und ihn zu verhindern, augenblicklich seine Ernennung zum Souspräfekten zu unterzeichnen.

Endlich gelang es ihm, die lästige Gesellschaft Cazabans loszuwerden. Vorher mußte er ihn jedoch noch nach dem Quartier Latin begleiten, die frohe Nachricht dort in drei bis vier Kneipen verkünden und verschiedene Schnäpse mit ihm vertilgen. Halb todt vor Mattigkeit, gequält von Unruhe und Langeweile, kam er zu Hause an. Beim Abendbrot, das ihm zur Ewigkeit wurde, weil seine Mutter ihm alles Mögliche von dem Heranrücken der Feinde und den drohenden Gefahren vorjammerte, nahm er nur einige Bissen zu sich und eilte dann sofort nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Frau Henry war ausgegangen. Nichts war selbstverständlicher, als die Abwesenheit der schönen Brünette, die jedenfalls durch das dramatische Interesse, welches das Straßenleben in diesem Augenblicke darbot, vom Hause fortgelockt worden war; aber die Phantasie eines Liebenden ist nur zu leicht geneigt, sich Truggebilde zu schaffen, und so sah auch Gabriel darin eine schlimme Vorbedeutung für seine Liebe. Wohl sagte er sich, daß Eugenie Kenntniß davon haben müßte, daß Frau Henry sie heut Abend nicht erwarten würde; aber der Gedanke, er solle sich bis zum nächsten Tage gedulden, wenn er seine Geliebte wiedersehen wollte, war

ihm unerträglich. So irrte er denn bis tief in die Nacht hinein auf den belebten, von aufgeregten Volksmassen durchwogten Straßen umher und glaubte in jeder vorübergehenden Frau Eugenie zu erkennen.

Doch mußte er, als es auf dem Thurm der Kirche Saint-Jacques du Haut-Pas zehn Uhr schlug, auch auf die letzte Hoffnung verzichten und wohl oder übel den Weg nach Hause einschlagen.

Die Nacht wurde ihm entsetzlich lang, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, noch vor seiner Büreaustunde, eilte er zu Frau Henry, denn er fühlte das unabweisbare Bedürfniß, etwas Näheres über das Schicksal Eugeniens zu erfahren.

Als er den ihm wohlbekannten Klingelzug in Bewegung gesetzt, wurde es plötzlich im Zimmer lebendig, und ganz gegen ihre Gewohnheit ließ ihn Frau Henry einige Zeit lang warten. Als sie endlich in der halbgeöffneten Thür, mit ungekämmtem Haar und einem in aller Eile übergeworfenen Morgenkleide erschien, entfloh ein leiser Ausruf des Erstaunens ihren Lippen.

„Wie, Sie sind's, Herr Gabriel? . . . und zu so früher Stunde?" rief sie voller Verlegenheit. . . . „Ich habe nämlich Besuch . . . Aber das thut nichts, bitte, treten Sie näher . . . Sie können gleich die Bekanntschaft meines Vetters Robert machen, da ist weiter nichts dabei."

Als Gabriel in das Zimmer trat, fand er es in größter Unordnung. Auf einem Lehnstuhl hingegossen lag ein bildhübscher junger Blondin, der soeben mit seinem Frühstück fertig war und in aller Gemüthlichkeit eine Cigarette rauchte. Er war Secondelieutenant bei der Mobilgarde, denn er trug auf den Aermeln seiner aufgeknöpften Uniform die goldenen Tressen. Ein Offizierkepi, darunter ein Säbel, lag neben ihm in der Ecke zwischen dem Kamin und der Wand.

Die schlanke Brünette zog in aller Eile ihr Morgenkleid über der Brust zusammen, strich mit beiden Händen ihr zerzaustes Haar glatt und sagte mit lebhafter Stimme:

„Robert, ich stelle Dir hier Herrn Gabriel Fontaine vor."

Dann neigte sie sich zum Ohr des Offiziers nieder, dem Gabriels Ankunft eine sehr unangenehme Ueberraschung zu bereiten schien, und fügte mit halblauter Stimme hinzu:

„Dir kann ich's ja sagen, er kommt wegen meiner Freundin."

Der Angeredete war aufgestanden, verneigte sich leicht und setzte sich sofort wieder, nachdem er dem Ankömmling einen äußerst mißtrauischen Blick zugeworfen.

Gabriel wußte vor lauter Verlegenheit nicht aus noch ein. Er war zwar sehr naiv, aber die Verwandtschaft Frau Henrys und des Offiziers erschien ihm doch mehr als zweifelhaft. Er sah die von Speiseresten bedeckten Teller, die geleerten Weinflaschen, untrügliche Zeichen eines vor Kurzem stattgefundenen Festmahles, das ungeordnete, mit Gardinen nur

schlecht verdeckte Bett in dem Alkoven, das halbnackte Weib, den jungen Mann, der hier so gemüthlich rauchte und sich so zwanglos benahm, als wäre er bei sich zu Hause, und ein unnennbares Gefühl des Ekels überkam ihn bei dem Gedanken, daß er die Bekanntschaft Eugeniens in solcher Umgebung gemacht. Der Gegensatz zwischen dem zarten, unschuldigen jungen Wesen und dieser Scene grob gemeiner Sinnlichkeit rief in seinem Geiste tief schmerzliche Gedanken wach. Er hatte Platz genommen, aber er saß auf dem äußersten Rande des Stuhles und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Aermster Herr Gabriel," sagte Frau Henry plötzlich, „ich habe Ihnen eine traurige Nachricht mitzutheilen. Ich habe unsere kleine Freundin gestern um vier Uhr gesprochen . . . Wie sie mir sagte, ist sie gestern früh mit in das Getümmel am Corps Legislatif gerathen und hat dabei eine wahre Todesangst ausgestanden . . . Sie können sich ja denken, Leute vom Lande . . . Dann noch etwas . . . Ihr Mann hat ihr erklärt, er könne sich nicht während der Belagerung mit einem Weibe befassen und wolle sie noch heut Abend nach der Bahn bringen, um sie zu ihren Eltern zu schicken. Aber was fehlt Ihnen denn? Sie sind ja ganz blaß geworden."

Gabriel wäre wirklich beinahe in Ohnmacht gesunken. Der Gedanke, von Eugenie getrennt zu sein, lähmte den Pulsschlag seines Herzens. Pessimist wie alle Liebenden, nahm er das erst drohende Unglück als schon geschehen entgegen.

Er fühlte das Bedürfniß, hinauszueilen, aufzuathmen. Zum großen Erstaunen des Offiziers, dem der ganze Vorgang unverständlich blieb, stand er auf, wankte zur Thür, verabschiedete sich mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme, drückte Frau Henry die Hand, und floh, den Tod im Herzen, die hervorbrechenden Thränen nur mühsam unterdrückend, durch die frohbelebten, im goldigen Sonnenschein blinkenden Straßen.

X.

Gabriel hatte gar nicht einmal erfahren können, ob Eugenie auch wirklich Paris verlassen hatte. Den nächsten und die folgenden Tage versuchte er verschiedene Male, aber immer vergeblich, bei Frau Henry vorzusprechen. Der Portier theilte ihm mit, daß sie fast nie zu Hause wäre, seit ihr Vetter mit seinem Mobilgarden-Bataillon nach Paris gekommen, und daß daher auch Frau Clement nicht mehr anzutreffen sei.

Er war in Verzweiflung. Die ganze Natur, welche ihm die Zauberkraft der Liebe während des schönen Augustmonats mit neuer, ungeahnter Farbenpracht ausgestattet hatte, erschien ihm nun in ein Trauergewand gehüllt. Uebrigens übte der Schmerz auf ihn die Wirkung, die er nur bei vornehmen Naturen hervorzubringen pflegt: er stimmte ihn noch sanfter. Die Liebe zu seiner Mutter verlangte nach lebhafterer, äußerer Bethätigung. Nur auf dem Büreau, seinen Collegen gegenüber war er stiller, zurückhaltender geworden.

Unterdessen belagerten die Preußen Paris, und Gabriel war dem Beispiel der Uebrigen gefolgt und bei der Nationalgarde eingetreten. In einer Ecke des Speisezimmers, dessen sämmtliche verschließbare Räume Frau Fontaine mit Töpfen eingemachter Früchte und Sardinenbüchsen vollgepfropft hatte, funkelte der Lauf eines Hinterladers. Gabriel exercierte täglich im Luxemburger Park und zog mit seinem Bataillon zwei bis dreimal wöchentlich auf Vorposten. Den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, rückten sie von dem Pantheonplatze nach der Porte d'Italie und versahen hier ihren Dienst. Er stand bei einem gleich zu Anfang des Krieges formirten Bataillon, das sich fast nur aus Professoren und hervorragenden, decorirten Persönlichkeiten zusammensetzte. Es kannte nur einen Schlachtruf: „Es lebe Frankreich!" und stand daher im Rufe reactionärer Gesinnung. Sein Nebenmann im Gliede war sein früherer Philosophielehrer am Lyceum Louis-le-Grand, ein harmloses Männchen, das in den dienstfreien Stunden, auf dem Festungswalle sitzend, seinen Seneca studirte. Gabriel war am liebsten in Gesellschaft dieses Wackeren, denn er zog sie bei weitem dem kindischen Zeitvertreib der Pariser Spießbürger vor und hatte auch nicht immer Lust, den fabelhaften Kriegsabenteuern seines rothbärtigen Instructions-Unteroffiziers zuzuhören, der mit seinem Gewehr alle möglichen Akrobatenkunststücke ausführte und gern auf Unkosten Anderer einen Schnaps trank.

Der Weg, welchen die Nationalgarde einschlug, um zur Bastion zu gelangen, war für Gabriel voll schmerzlicher Erinnerungen. Wenn sie die Rue Monge entlang gegangen waren, kamen sie über den Boulevard d'Italie, und von hier aus konnte Gabriel, in Reih' und Glied marschirend, hinter einer halbverfallenen Mauer das Dach jenes Hauses sehen, wo seiner Ansicht nach Eugenie nicht mehr sein konnte, und er las von Weitem auf dem Schilde über der Thür jene Worte, die ihm so sehr wehthaten: Clement, Zimmermeister. Etwas weiter oben, im Faubourg, defilirte dann das Bataillon an der Ringbahnstation vorüber, wo sich Gabriel einst von seiner Freundin getrennt, nachdem sie den denkwürdigen Spaziergang in der Umgegend von Paris unternommen! Ach, wie laut schlug jedesmal sein Herz, wenn er dort vorbeikam!

Und doch hatte dieses ungebundene Leben unter freiem Himmel auf den Wällen einen eigenen Reiz für Gabriel, denn er konnte sich so ganz seinen Träumereien hingeben. Wie viele Stunden lang stand er nicht hier auf seine Büchse gelehnt und betrachtete die stille Herbstlandschaft ringsumher, in der auf allen Seiten Tod und Verderben lauerte, während der unglücklich Liebende in den dunklen Umrissen der fernen Hügelreihen und der blassen Färbung des Himmels nur einen Wiederschein der eigenen traurigen Stimmung sah! Wie oft vertiefte sich Gabriel, wenn schwere, von Feuersbrünsten herrührende Rauchmassen über den Wäldern lagerten, wenn das Grollen des Kanonendonners von Echo zu Echo getragen wurde, und

rings um ihn das wilde Lagerleben tobte, in eine köstliche und doch dabei schmerzvolle Erinnerung, versunken im Anschauen der Feuergrotten der untergehenden Sonne!

Auch des Nachts stand er gern auf Posten, wenn er mutterseelenallein bei einem ungeheuren Belagerungsgeschütz, welches der Wind mit schauerlichen Klagetönen erfüllte, zurückblieb, und seine Augen sich an der Pracht des gestirnten Himmels weideten. Bisweilen schwieg die Stimme der Forts, und es herrschte dann eine so tiefe Stille, daß Gabriel ganz deutlich den schweren, gleichmäßigen Schritt der die Ronde machenden Patrouille und den Anruf der Schildwache: Halt, wer da? vernehmen konnte. Geradezu entzückend war es bei Mondschein. Auf der einen Seite verlor die sich in bläulichen, durchsichtigen Dunst getauchte Landschaft in unermeßlichen Fernen, auf der andern sah er die Dächer des Faubourg Saint-Marceau und des Berges Sainte-Geneviève gleich unzähligen Silberstufen zum Dom des Pantheon emporsteigen. Angesichts dieses zauberhaften Bildes, in diesen Stunden nächtlicher Einsamkeit, wo die frische, gewissermaßen gereinigte Luft Phantasie und Sinne schärft und ihnen eine höhere Macht verleiht, drängten sich die in der Trunkenheit der ersten Liebe empfangenen Eindrücke massenweise im Geiste Gabriels zusammen. Noch einmal durchlebte er all die wonnigen Stunden, die er in Eugeniens Nähe zugebracht. Er brauchte nur die Augen zu schließen, um sie bei Frau Henry wiederzusehn, im Lichtkreis der Lampe mit Stickerei beschäftigt. Das Köpfchen war vornüber geneigt, der Körper im Lehnstuhl etwas eingesunken, so daß das Kinn fast den Busen berührte. Er hörte ihre Stimme wieder, ihren frischen hellen Klang verstärkt durch die Bogengewölbe der Brücken, unter denen sie durchgegangen waren, als sie den Spaziergang die Seine entlang machten. Er fühlte den sanften Druck von Eugeniens Arm auf dem seinen, und auf den Lippen die Wonne der beiden einzigen Küsse, die sie ihm hatte geben können. Von Kummer verzehrt, glühende Sehnsucht im Herzen, richtete er dann wohl zum Firmament empor den erhabenen Blick der Verzweifelten, als ob er den Himmel zum Zeugen seines Schmerzes anrufen wollte, lehnte sich an die Erdsäcke des Walles, barg sein Haupt in den Händen, und weinte heiße Thränen.

Mochte auch die Allgewalt der Liebe den Sinn des jungen Mannes immer mehr ablenken von den um ihn herum sich abspielenden Ereignissen, so ging das doch nicht so weit, daß er nicht offenes Aug' und Ohr für sie bewahrt hätte. Bisweilen erschien ihm seine Gleichgültigkeit gegen die Gefahren des Vaterlandes sogar äußerst verwerflich und er machte sich die bittersten Vorwürfe. Einmal ganz besonders trat ihm das allen drohende Verderben in ergreifender, ja entsetzenerregender Gestalt entgegen, und da er eine edel beanlagte Natur war, so empfand er fast vor sich selbst Abscheu, wenn er bedachte, wie wenig er sich bisher darum bekümmert hatte.

An jenem Tage stand er an der Zugbrücke der Porte d'Italie auf

Vorposten, als die Trümmer unseres unglücklichen, wieder einmal bei Villejuif, Chevilly oder sonst wo geschlagenen Heeres aus dem Kampfe zurückkehrten.

Mit Koth bedeckt, abgehetzt, bestaubt, durcheinanderlaufend wie eine Hammelheerde, zusammenbrechend unter der Last ihrer Chassepots und Tornister, so kamen sie an, und boten mit ihren, in Folge der Anstrengungen fieberhaft gerötheten Wangen, ihren beschmutzten Gamaschen, und ihren alten auf den mageren Rücken klebenden Mänteln einen erschreckenden Anblick.

Liniensoldaten, Chasseurs zu Fuß, Turkos, Cavalleristen ohne Pferde, das Alles hielt hier im bunten Gewirr mit Munitionswagen und Gespannen jeder Art seinen Einzug. Die Artilleristen, finster dreinschauend, saßen mit verschränkten Armen auf ihrem Kasten, die Fahrer, halb eingeschlafen auf ihren zottigen abgetriebenen Pferden. Offiziere hinkten, auf Stöcke gestützt, vorbei.

Ein General ritt langsam auf seinem Braunen vorüber, den Menschenstrom beherrschend und doch von ihm fortgerissen. Er trug einen grauen Schnurrbart und hatte ein ächtes Soldatengesicht, streng aber ehrlich und im harten Kriegsdienst alt geworden. Das Kepi war ihm über die Augen gerückt, seine Haltung gebeugt, gedrückt durch das Bewußtsein der Niederlage. Nur wenige Stabsoffiziere in schmutzigen Uniformen folgten ihm, sowie einige rothe Spahis, deren schöne, von der Heimat träumende Augen sehnsuchtsvoll zum herbstlich bewölkten Himmel emporblickten.

Der Nordwestwind trieb die großen grauen Wolken vor sich her. Von Zeit zu Zeit feuerte das ganz in der Nähe liegende Fort Bicêtr einen Schuß ab, um den Rückzug zu decken.

Endlich kamen die Krankenwagen. Hingestreckt auf die Leinwand der Tragbahre oder auf das Stroh der Karren, zusammengesunken auf den Sesseln der Tragkörbe, zogen die Verwundeten, von der Menge begrüßt, vorüber. Manche stießen Schmerzenslaute aus; die ganz jungen weinten.

Manche waren auch auf Omnibusse gepackt worden, auf denen neben dem Kutscher die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz wehte. Wie zum Hohn trugen diese Gefährte an den Seitenwänden die Namen der Vergnügungsorte im Umkreise der Stadt, welche damals für die Pariser zu ihrem großen Schmerz die Grenzen Frankreichs geworden waren . . . Gewehrläufe ragten zu den Thüren heraus, und alle Köpfe wackelten beim geringsten Stoße.

Einer dieser unheimlichen Wagen hielt gerade vor Gabriel. Ein Verwundeter, ein armer, kleiner Liniensoldat, dem ein Granatsplitter den Leib aufgerissen hatte, war ohnmächtig geworden, und man schaffte ihn heraus, um ihn dort auf der Straße, bei strömendem Regen, verscheiden zu lassen. Ein geradezu entsetzenerregender Umstand ist hierbei zu erwähnen. Als die Krankenwärter diese leblose Masse aufhoben, ging der

in der Eile angelegte Verband los, und ein großer, über und über blutiger Knäuel Charpie fiel auf das Pflaster.

Kaum lag er ausgestreckt auf einer Matratze in einer Mauerecke, wo die Nationalgarden in der Nacht geschlafen hatten, so zuckte er zum letzten Mal zusammen und verschied. Es war das der gemeine Mann, am Abend vorher Rekrut, gestern noch Bauer. Er hatte das biedere Gesicht des Landmanns, in's Röthliche hinüberspielende Haare, Sommersprossen auf der Stirn und Schwielen auf den Händen in Folge der schweren Feldarbeit.

Lange ruhte Gabriels Blick auf dem Leichnam des bescheidenen Soldaten, der in einem unbedeutenden Treffen gefallen war und nach einem freudlosen Leben einen ruhmlosen Tod gefunden hatte. Er überlegte bei sich, daß Hunderttausende wie dieser hingeopfert worden seien; und wenn er sein eigenes, inhaltloses, in sehnsuchtsvollem Verlangen sich verzehrendes Sein mit dem Geschick dieses armen Märtyrers des Gehorsams und der Aufopferung verglich, stieg ihm die Röthe der Scham in die Wangen, und er fragte sich allen Ernstes, ob er nicht ein Ungeheuer sei.

Der arme Junge war ganz einfach verliebt und trotz aller Vorwürfe, die er sich im Stillen machte, außer Stande, sich der Tyrannei dieser, sein ganzes Wesen erfüllenden Empfindung zu entziehen, die man so richtig die Selbstsucht zu Zweien genannt hat. Die Erinnerung an Eugenie ließ ihm keine Ruh'. Manchmal verstieg er sich sogar zur thörichten Hoffnung, daß er sie wiederfinden werde, und daß sie vielleicht in Paris geblieben sei. Aber er wagte es nicht, zu Frau Henry zurückzukehren, um nähere Auskunft darüber zu erlangen. Ein eigenthümliches Gefühl des Unbehagens überschlich ihn, wenn er sich vorstellte, wie der junge Offizier, an der gedeckten Tafel sitzend, der schönen Brünette den Rauch in's Gesicht blies, an derselben Stelle, wo seine junge schüchterne Liebe entstanden war.

Sein Leben floß daher ziemlich einförmig dahin, getheilt zwischen der Erfüllung seiner militärischen und amtlichen Obliegenheiten. Oft mußte er auch die Klagen seiner Mutter anhören, die mit Schrecken bemerkte, wie ihre Vorräthe abnahmen. Seine Abende verbrachte er meist in Gesellschaft Cazabans.

Die Begeisterung, mit welcher der Mann des Südens den vierten September begrüßt, hatte nicht lange vorgehalten und schien mit dem Luftballon, welcher Gambetta entführte, verflogen zu sein. Nachdem er vergeblich die strengsten Maßregeln gefordert, wie zum Beispiel die Massenhinrichtung der Flüchtlinge von Châtillon, fing er an, die Regierung der Schlaffheit zu bezichtigen, ganz besonders aber Trochu, den er Lump und Feigling titulirte. Er wurde von Tag zu Tag energischer in seiner Ausdrucksweise und konnte keine zehn Worte mehr hervorbringen, ohne sie mit den gröbsten Flüchen und jenen berüchtigten Kraftworten zu würzen, welche bald darauf im Père Duchesne verewigt werden sollten. Seine demagogische

Richtung trat immer schärfer hervor. Er las die von Blanqui redigirte Zeitung und verlangte den Krieg bis auf's Messer. Jeder waffenfähige Mann sollte zum Kriegsdienst herangezogen, Massenausfälle unternommen, und Torpedos in den Abzugskanälen gelegt werden.

Dabei ging er selbst immer nur in Civil. Als einziges Abzeichen trug er das Kepi der Militärärzte, da er jeder Möglichkeit einer Gefahr entrückt, in irgend einem Lazareth mitten in der Stadt beschäftigt war, wo es nach seinem eigenen Zugeständniß noch manchen fetten Bissen gab.

XI.

Seit Wochen belagerten nun schon die Preußen Paris, und der Monat October nahte seinem Ende. Diejenigen, welche sich inmitten der allgemeinen Aufregung so viel Ueberlegung bewahrt hatten, um die Verhältnisse sachgemäß zu beurtheilen, ließen die Hoffnung sinken, und trotz aller begeisterten Ansprachen, trotz aller Prahlereien am Biertisch sah gar mancher ruhig Denkende mit Schrecken in die Zukunft. Die Physiognomie der Hauptstadt nahm allmählich einen immer düstereren Charakter an, der mehr im Einklang stand mit der so zu sagen in der Luft schwebenden Unruhe, mit dem plötzlich finster gewordenen Himmel der letzten Herbsttage. Im Gegensatz zu den polizeilichen Verfügungen sahen die Straßen unordentlich und schmutzig aus, und die allgemeine Noth gab sich in tausend beunruhigenden Anzeichen kund. Buntfarbige Zettel aller Art entstellten die Façaden der Häuser, nur selten begegnete man einem Wagen; ein Hauch der Trauer und des Elends schien durch jene schlecht gekleidete Menge zu gehen; fast alle Männer trugen die Uniform der Nationalgarde, aber sie war immer sehr nachlässig gehalten und in den meisten Fällen beschmutzt. Noch ganz neue, schöne Häuser wurden den vor den Feinden geflohenen Landleuten eingeräumt, und diese ließen in den kostbar ausgestatteten Zimmern ganz gemüthlich Kaninchen und Hühner herumlaufen. An gar vielen Punkten der Stadt standen in endlosen Reihen Dienstmädchen und Frauen aus dem Volke auf den Trottoirs und warteten an den Thüren der städtischen Schlachthäuser auf die für sie bestimmte Ration Pferdefleisch. Nachts wurde der Aufenthalt in Paris geradezu unheimlich. Ausgenommen die Cafés und die Apotheken wurden sämmtliche Läden sehr zeitig geschlossen. Die Hälfte der Gasflammen blieb unangezündet, und nichts war schauerlicher, als in dieser halb erleuchteten Finsterniß einzelne Schatten verspäteter Passanten herumirren zu sehen.

Die Sonntage aber waren während dieser Zeit der Belagerung ausnahmsweise schön, und die Pariser suchten massenweise ihre Lieblingsspaziergänge auf. Auch Gabriel hatte einen dieser hellen, von mildem Sonnenlicht verklärten Nachmittage benützt, um mit seinem Freunde Cazaban auf den großen Boulevards herumzuschlendern, als er ein ganz unerwartetes, ja schier unglaubliches Erlebniß hatte.

Seit einiger Zeit war Eugeniens Bild der Erinnerung des Jünglings schon etwas entschwunden, und gerade an jenem Tage hatte er noch keinen Augenblick an sie gedacht. Cazaban hatte ihn nach dem Frühstück von Hause abgeholt, und Gabriel war mit seinem Freunde fortgegangen. Mit wahrer Wonne überließ er sich dem Gefühl der Freiheit. Er durfte gemüthlich plaudern, die Hände in den Blousentaschen behalten, und zwanglos umherspazieren; er konnte sich die Sonnenseite der Straßen und Quais aufsuchen, es war ihm gestattet, aufzuathmen, Menschen zu sehen. So kamen die beiden Freunde bis zum Boulevard Montmartre und schritten langsam durch die Menge, die immer dicht gedrängt die Zugänge der Passage Jouffroy belagerte.

Cazaban war eben im Begriff, seinem Freunde die wunderbare Erfindung eines Arztes des Quartier Latin zu erklären, dem es gelungen war, eine Typhus- und Cholera-Essenz herzustellen. Ein kleines Fläschchen davon genügte, diese Epidemien unter den Preußen zu verbreiten, und er erging sich gerade in den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen die unpatriotische Weigerung der Regierung dieses energische Vertheidigungsmittel zur Anwendung zu bringen, als Gabriel plötzlich in einer Entfernung von fünfzehn Schritt Eugenie am Eingange der Passage erblickte. Sie ging am Arme eines hochgewachsenen Mannes, der gleichfalls der Nationalgarde angehörte. Er trug auf den Aermeln seines Mantels die Fourrier-Unteroffiziertressen und war allem Anschein nach ihr Gatte.

Gabriel blieb plötzlich stehn. Er hatte die Empfindung, als wäre ihm von Jemandem ein heftiger Schlag auf den Magen versetzt worden, eine Erscheinung, die durch starke nervöse Aufregungen hervorgerufen zu werden pflegt. Sofort, wie in Folge höherer Eingebung, war ihm klar, daß die junge Frau Paris vom Moment der Einschließung an nicht verlassen, und daß sie während der sechs Wochen, wo sich seine Gedanken unablässig mit ihr beschäftigt, in derselben Stadt wie er, ja, in seiner nächsten Nähe gelebt hatte. Im Augenblicke, wo ihm das unverhoffte Glück zu Theil wurde, sie wiederzufinden, durfte er nicht auf sie zueilen; es war ihm versagt, ihre Hand zu fassen, sie in der Nähe zu betrachten, sie zu berühren, ihr Alles, Alles zu sagen; und zum ersten Mal traf er sie am Arme desjenigen, der sich ihres Besitzes im Namen des Gesetzes und der Gesellschaft rühmen durfte, jenes von ihr so sehr gefürchteten, von ihm so sehr verabscheuten Gatten!

Gabriel hatte in dem großen, kräftigen Manne, dessen kalte, herzlose Augen unter dem Schilde seines Kepi hervorblitzten, und der sich in seinem schweren Mantel von grobem, blauem Tuch so breit machte, augenblicklich den Zimmermeister Clement erkannt, und in den Augen des Liebenden bildete die liebliche, zarte, durch die Entbehrungen der Belagerung schon etwas abgemagerte Gestalt Eugeniens in ihrer dunklen, enganliegenden Kleidung neben diesem Koloß einen schmerzlichen Gegensatz. Auch Eugenie

erkannte Gabriel, als sie, von ihrem Gatten geleitet, an ihm vorüberkam. Wie festgebannt blieb sie stehn, ihr Gesicht wurde todtenblaß, und ihre Augen öffneten sich weit vor Erstaunen und Aufregung. Die ganze Scene dauerte kaum eine Secunde. Dann wandte sie mit einer plötzlichen Bewegung ihr Haupt zur Seite und verschwand, von ihrem ahnungslosen Manne fortgezogen, in der Menge.

„Was ist Dir denn?" wandte sich der Mann des Südens an Gabriel, der noch wie versteinert dastand, „Du siehst ja ganz merkwürdig aus."

„Nichts," brachte Gabriel, der nicht von der Stelle konnte, hervor, „ich bin müde, komm mit in's Café."

„Sehr gern," sagte Cazaban, der eine solche Einladung niemals ablehnte.

Aber der Spaziergang fand so einen für unseren Helden äußerst widerwärtigen Abschluß. Kaum athmete er die heiße Luft des Wirthshauses; so fühlte er, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, und er wollte wieder fort. Cazabans Geschwätz betäubte ihn; er hörte wohl Worte, aber er verstand ihren Sinn nicht. Denn sein Geist ging ganz und gar in dem einen Gedanken auf, daß Eugenie in Paris war, und er sann schon auf Mittel und Wege, sie wiederzusehen. Todtmüde kam er bei seiner Mutter an.

Die Mahlzeit war nur kurz, sie waren es alle zu jener Zeit, und sobald Frau Fontaine das Tischgebet gesprochen, verließ Gabriel sie und eilte instinctiv nach dem Faubourg Saint-Jacques. Fast hätte er laut aufgeschrieen vor Freude, als er Licht an Frau Henrys Fenster bemerkte. Er kam erst gar nicht auf den Gedanken, daß sein Besuch ihr unbequem sein und er möglicherweise wie neulich ein trauliches Zusammensein mit dem Mobilgarden-Offizier stören könne; ohne lange über eine Entschuldigung wegen seines Ausbleibens nachzudenken, flog er in langen Sätzen die Treppe hinauf.

„Wie? Sie sind's, abscheulicher Mensch?" rief Frau Henry, die glücklicherweise allein war, beim Empfange aus. „Ich dachte schon, es wäre Ihr Geist. In meiner Herzenseinfalt bildete ich mir ein, Sie wären vielleicht gar zu den Franctireurs gegangen, und hätten bei denen was abgekriegt. 'S ist recht nett von Ihnen, daß Sie Ihre Freunde so im Stich lassen! Was haben Sie wohl zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, Herr Undankbarer? Wo haben Sie so lange gesteckt?"

Aber Gabriel war viel zu glücklich beim Anblick dieser Frau und dieses Zimmers, die so viele köstliche Erinnerungen in seinem Geiste wachriefen, die frohe Hoffnung, Eugeniens Spur gefunden zu haben, ja, sie vielleicht in Bälde wiederzusehen, lebte zu mächtig in seiner Seele, als daß ihm eine passende Antwort auf die Vorwürfe eingefallen wäre, die ihm Frau Henry mit erheucheltem Zorne machte.

„Aber Frau Henry," gab er endlich etwas unbesonnen zur Antwort,

„ich habe Sie schon verschiedene Mal vergeblich aufgesucht, und dann habe ich auch, offen gestanden, gefürchtet, Sie zu stören, da ich Sie neulich so . . . in Familie traf."

Die schöne Brünette lachte laut auf.

„Na, na," sagte sie, „ich sehe schon, Sie sind ebenso boshaft wie alle Anderen. Man darf also keinen Cousin mehr haben? Armer Robert! was hab' ich um den ausstehen müssen . . . Und dabei kommen wir gar nicht mehr zusammen, denn sein Bataillon steht im Moulin-Saquet*). Sie sind gerade wie diese häßliche Eugenie, die nicht mehr wiederkommen wollte, weil sie ihn zwei- bis dreimal bei mir getroffen hatte. Es ist Ihnen schon ganz Recht, warum haben Sie sich so lange nicht sehen lassen! Eugenie ist nämlich in Paris geblieben, und fast acht Wochen sind Sie mit ihr nicht zusammengekommen. Eigentlich verdienen Sie gar nicht, daß ich Ihnen sage, wie oft sie Ihrer gedacht, und wie traurig sie war, wenn wir nach dem Grunde Ihres Fortbleibens forschten. Oh, diese Männer! Wie wollen Sie sich denn entschuldigen, sie muß jeden Augenblick kommen!"

Ein unendliches Wonnegefühl durchbebte Gabriels Herz. Der eine Gedanke beherrschte ihn: Eugenie hatte ihn nicht vergessen, die Trennung war auch für sie schmerzlich gewesen! Einem unwiderstehlichen Drange folgend, seinen Gefühlen in irgend einer Weise Luft zu machen, faßte er Frau Henrys Hand und sah ihr in's Gesicht mit Augen, in denen Thränen tiefinnerster Glückseligkeit glänzten. So sehr rührte die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Empfindung die schöne Brünette, daß sie sich veranlaßt fühlte, ihm Muth zuzusprechen mit den Worten:

„Seien Sie doch kein Kind, sie liebt Sie, sie wird Ihnen verzeihen." Und in diesem Augenblicke trat Eugenie zur Thür herein.

Die beiden Liebenden standen, nur durch wenige Schritte getrennt, unbeweglich einander gegenüber, zitternd, blaß, keines Wortes vor Aufregung mächtig. Sie waren Beide zu vornehm angelegt, als daß sie ihrer Zärtlichkeit vor Zeugen freien Lauf gelassen hätten, und es trat daher ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Frau Henry hatte die ganze Sachlage sofort überschaut und trat, geleitet von jenem Tactgefühl, der nicht selten den Frauen selbst der niedrigsten Volksklassen eigen ist, auf Eugenie zu, nahm ihr Hut und Mantel ab und lud sie ein, am Tische Platz zu nehmen. Dann machte sie sich's selbst bequem, bot Gabriel einen Stuhl an und sagte lächelnd:

„Nun, Herr Gabriel, bitte, lesen Sie uns wie sonst etwas aus dem Petit-Journal vor."

*) Redoute beim Fort Villejuif, südlich von Paris.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman u. A. Berlin, H. Reuthers Verlag. In 12 bis 14 Lieferungen zu 1,50 Mark.

Den „blassen Menschen allerorten“, welche über die Schalheit des Thuns der Gegenwart klagen, räth der „stille Mann“ in Scheffels waldfrohem Trompeter, zum Jungbrunnen des Gebirgwaldes zu wandern, um hier alle Gebrechen und Kümmernisse gründlich los zu werden.

Dort, versteckt von Stein und Moose,
Rauschet frisch und hell die Welle,
Dort entströmt der Erde Schooße
Ewig jung die Wunderquelle.

Dort, umrauscht von Waldesfrieden,
Mag der kranke Sinn gesunden,
Und des Lenzes junge Blüthen
Sprossen über alten Wunden!

Dieser Mahnruf ist glücklicherweise nicht ungehört verhallt. Wir kennen sie noch, die Heilquelle für alle quälenden Leiden der Großstadt; wem die Frische und Marschfähigkeit noch nicht ganz abhanden gekommen ist, der benutzt die geschäfts- und sorgenfreien Tage, um sich in fröhlicher Wanderung den Staub des Berufs abzuschütteln und wegzubaden!

Schaaren von fröhlichen Touristen durchziehen auch zur schönen Sommerszeit die Krone der deutschen Mittelgebirge, den herrlichen Schwarzwald. Unter anderem sorgt ein stattlicher „Verein“ mit zahlreichen Sectionen, vier umliegende Universitäten und viele einzelne Persönlichkeiten, die aus dem Bergsteigen eine Gewohnheit, ja ein Nebenamt gemacht haben, dafür, daß es nicht menschenleer wird auf diesen waldumkränzten

Gleichheit aller Bürger soll eine Berücksichtigung der Alters-, Bildungs- und Besitzesunterschiede und der militärischen Leistungen, sowie eine Repräsentation der Frauen und unselbständigen Kinder durch ihren Gewalthaber eingeführt werden, und zwar indem der Urstimme jedes Wählers Zusatzstimmen hinzutreten. Vorderhand dürfte dieses Project wohl ebenso geringen Anspruch auf praktische Bedeutung erheben, wie der Vorschlag, die Berathung und Redaction volkswirthschaftlicher Gesetze einem aus Fachleuten und der Elite der Interessenten zu bildenden Volks- bezw. Reichswirthschaftsrath zuzuweisen und dem Parlament lediglich die Annahme oder Ablehnung en bloc mit Ausschluß jeder Amendirung zu belassen.

Alles in Allem wird auch derjenige, der mit Hartmanns Ansichten nicht übereinstimmt, einen warmen, bisweilen selbst etwas chauvinistisch angehauchten Patriotismus, lebhaftes Interesse und eindringendes Verständniß für alle zeitbewegenden politischen Fragen, gesunden Sinn und nüchternes Urtheil ihm sicherlich nicht absprechen. Auch die äußere Form der Darstellung spiegelt den Charakter des Autors. Sein Stil hat nichts Glänzendes, Bestechendes, Hinreißendes; aber er ist klar, durchsichtig und prägnant. Er geht seinem Gegenstand energisch, man möchte sagen, soldatisch derb zu Leibe und findet für alles treffenden, anschaulichen, unzweideutigen Ausdruck. Und so wird wohl kaum Jemand das Buch lesen, ohne vielseitig gefördert oder zum mindesten doch angeregt zu werden. Dr. H.

Geschichtliche Literatur.

Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. Von Carl Bezold. Virchow-Holtzendorff, Vorträge N. F. III, Heft 65. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Obwohl die erst junge Wissenschaft der Assyriologie gerade in den letzten Jahren große Erfolge zu verzeichnen hat, ist doch die Kenntniß dieser Errungenschaften noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Deshalb ist die vorliegende kleine Schrift recht dankenswerth. Sie giebt einen knappen, aber klaren und faßlichen Ueberblick über die seit 1878 auf dem Wege der Ausgrabung seitens Deutschland, England und Frankreich erzielten Fortschritte der Keilschriftforschung. Es giebt dreierlei Quellen, welche uns die Kunde von uralter Geschichte und Cultur der Tigris-Euphrat-Länder übermitteln: zunächst die auf Thonprismen und Thoncylindern angezeichneten Staatsdocumente; zweitens die Thontafeln der wohlgeordneten babylonisch-assyrischen Bibliotheken mit ihrem mannigfaltigen Inhalte. Diese umfassen Sagen und Legenden in Vers und Prosa, liturgische, astrologische und Omensammlungen, grammatische und andere rein didaktische Schriften, historiographische und chronologische Aufzeichnungen, durch welche es gelungen ist, die babylonisch-assyrische Chronologie bis ungefähr in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückzuführen. Nicht geringe Bedeutung hat endlich auch die dritte Klasse der Entdeckungen: die in Trümmern von Königspalästen, Tempeln und Grabanlagen gefundenen Kunstgegenstände, namentlich lebensgroße, mit Inschriften versehene Statuen von Königen und Fürsten. Diese führen uns in eine noch weit ältere Zeit, nämlich bis in den Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr., wo in Mesopotamien noch nicht die Monarchie bestand, sondern ein Feudalwesen in seinen frühesten Anfängen herrschte. Am Schluß des Werkes sind die zahlreichen Thontafeln erwähnt, welche Briefe mesopotamischer Könige an den Hof zu Aegypten aus dem 15. Jahrh. v. Chr. enthalten und somit den frühzeitigen Verkehr beider Länder bezeugen. sb.

Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. Von Reinhold Röhricht. Gotha, F. A. Perthes.

Vor einem Jahrzehnt hat Reinhold Röhricht in Verbindung mit Heinrich Meißner schon ein größeres Werk unter gleichem Titel veröffentlicht. Den Kern desselben bildeten bisher ungedruckte Pilgerschriften in mittelhochdeutscher Sprache und sehr werthvolle bibliographische Beiträge zur Geographie Palästinas. Da diese Abschnitte hauptsächlich für wissenschaftliche Kreise Interesse hatten, so kamen andere Theile des Buches, welche für die größere Menge der Gebildeten bestimmt waren, nicht recht zur Geltung. Deshalb entschloß sich der Verfasser, eine kleinere Ausgabe zu veranstalten, in welche nur die historische Darstellung der Pilgerreisen,

das Pilgerreisenverzeichniß und einiges andere aufgenommen wurde. Jedoch handelt es sich nicht um eine bloße Wiederholung der älteren Arbeiten; das frühere Material ist bedeutend erweitert, und neu berücksichtigt ist Alles, was die rastlose Palästinaforschung in dem letzten Jahrzehnt geleistet hat.

Schon lange, bevor die Kreuzzüge begonnen, und noch lange, nachdem sie aufgehört haben, sind Tausende und aber Tausende über's Meer gezogen, um die Stätten zu schauen, wo Christus gelebt und gelitten hatte und wo durch eine immer weiter sich ausdehnende Tradition die Spuren seines Erdenwallens befestigt waren. Das Motiv zur Reise war bald fromme Sehnsucht, bald die Hoffnung auf Vergebung der Sünden, bald der Dank für eine Rettung aus Todesgefahr, bald die Ablösung einer auferlegten Strafe, oder das Verlangen Reliquien zu erwerben; zu diesen religiösen Beweggründen aber traten namentlich in späterer Zeit oft genug rein weltliche Rücksichten, und so findet man denn unter den Pilgern auch militärische Berichterstatter und politische Agenten, Vergnügungs- und Forschungsreisende, Abenteurer, Ritter, welche auf Wunsch einer launenhaften Geliebten über's Meer fahren, Kaufleute, Alchymisten, welche bei den Weisen des Morgenlandes ihre Kenntnisse bereichern wollten. Ebenso mannigfaltig ist auch die Art des Reisens. Man kann es bei Röhricht selbst nachlesen, wie die Pilger sich ausrüsteten, verproviantirten, wo sie Herberge nahmen, wie sie, gewöhnlich in Venedig, sich einen Schiffsplatz mietheten, und was sie während der sechs bis acht Wochen langen Fahrt auszustehen hatten; wie sie endlich in Palästina selbst herumgeführt und manchmal auch nasgeführt wurden, um schließlich nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückzukehren, wo man sie schon als verschollen oder gar gestorben betrauerte! Röhricht theilt auch eine Anzahl Pilgerlieder mit, deutsche und lateinische, nebst der musikalischen Notation. Die deutschen Pilger sangen gewöhnlich sehr ernste Lieder, in denen Gottes Beistand erfleht wird, die französischen, aber sehr lascive. Nicht ohne Interesse vernimmt man eine Mahnung Stephans von Bourbon aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, an seine Landsleute, sie sollten es auf den Reisen wie die Deutschen machen. — Den größten Theil des Buches nimmt das Verzeichniß sämmtlicher nachgewiesenen Pilger vom Jahre 1300—1699 ein, mit größter Sorgfalt zusammengestellt und aus einer Literaturkenntniß hervorgegangen, wie sie auf diesem Gebiete außer Röhricht kein Gelehrter in Deutschland besitzt. l.

Geschichte der Normannen in Sicilien. Von A. F. Graf von Schack. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zum ersten Male tritt uns der gefeierte Dichter als Geschichtschreiber entgegen, und zwar mit einer Arbeit, welche die ausgereifte Frucht jahrzehntelanger Studien und Forschungen ist. Die erste Geschichte der Normannen in Sicilien bildet einen der interessantesten Abschnitte der mittelalterlichen Geschichte, das bisher nur stiefmütterlich von der Forschung behandelt, ist. Der Verfasser giebt in einer Einleitung zunächst die Geschichte der Normannen im Norden, die Wikingerzüge, die Niederlassungen der Normannen in England, Island und der Normandie und dann die Geschichte der Normannen von Robert Guiscard bis zu Tankred und dem Untergange des Normannenreiches in Sicilien. Die Vorstudien sind zum Theil in Sicilien selbst gemacht, auch Literatur-, Sitten- und Culturgeschichte berücksichtigt. Das (IV.) Capitel über geistige Bildung, Wissenschaft und Literatur auf Sicilien zur Normannenzeit ist etwas mager gerathen. Ferner wäre eine größere Ausführlichkeit und Sorgfalt der Quellennachweise erwünscht gewesen. — Eine Reihe glänzender und farbenreicher Bilder entrollt sich vor unseren Augen. In edelster Sprache, frei von hohlem Pathos, mit sicherem Tacte und ruhiger Objectivität leitet der Verfasser den Leser. Das Buch ist Freunden guter historischer Lectüre dringend anzuempfehlen. ss.

Deutsche Geschichte. Von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Heft I. Dresden. Carl Höckner.

Das genannte Werk wird in etwa 10 Heften zu 1 Mark erscheinen. Im Gegensatze zu wissenschaftlichen Werken, die ihren Werth und ihre Berechtigung in sich selbst tragen, hängen populärwissenschaftliche Darstellungen zunächst von der Bedürfnißfrage ab; und gewiß ist der Wunsch vorhanden, auf gesicherter, wissenschaftlicher Grundlage ein Buch zu haben, das den Stoff übersichtlich zusammenstellt und denselben in einer Form vorträgt, die Herz, Geist und Sinn gleichmäßig befriedigt und anregt. Sicherlich eine nicht

leichte Aufgabe! Ob dieselbe in dem Werke gelöst werden wird, ist eine Frage der Zukunft. Jedenfalls berechtigt das erste Heft zu den besten Hoffnungen. Die Sprache zeigt bemerkenswerthe Fülle und Kraft des Ausdrucks. Die Forschungsresultate scheinen umsichtig verwerthet zu sein.

Dr. Wd.

Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848 bis 1888). Von Dr C. Godt. Mit einer Karte und 7 Plänen. Altona, A. C. Reher.

Vorliegende Geschichte der „meerumschlungenen“ Halbinsel ist die dritte Abtheilung der von Cajus Möller und Dr. C. Godt herausgegebenen Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Die Darstellung beruht auf dem vorhandenen gedruckten Material, Benutzung der Archive ist unterblieben. Der Verfasser wollte ein treues Bild der genannten Periode in allgemein verständlicher Form geben. Die Darstellung wird durch Karten und Pläne veranschaulicht. Im Anhang sind zum Vortheil des Buches aus der „Allg. Deutsch. Biographie“ und anderen Werken biographische Notizen über berühmte Schleswig-Holsteiner zusammengetragen.

ln

Aus meinem Kriegstagebuche. Erinnerungen an Schleswig-Holstein (1864) von C. Bunge. Rathenow, Babenzien.

Das Buch wird nicht nur die Aelteren fesseln, die jene Zeit mit Bewußtsein durchlebt haben, sondern es ist auch denen sehr zu empfehlen, die noch in jüngerem Alter stehn, namentlich angehenden Soldaten. Es giebt die Eindrücke des Feldzuges und der ganzen bewegten Zeit so unmittelbar wieder, daß jedem ein lebendiges Bild vor die Seele tritt.

rj.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rodgero Prümers. Jahrgang IV. Posen, Joseph Jolowicz.

Ein mannigfaltiger Inhalt wird uns in dem vorliegenden Hefte geboten; aber es ist eine Mannigfaltigkeit, die Einheit gewinnt unter dem Gesichtspunkte, daß alle Einzelforschungen dazu beitragen uns die Vergangenheit und damit auch die Gegenwart des Grenzlandes Posen verstehen zu lehren. Die Zeitschrift will nicht in erster Linie Vergnügen bereiten, sondern sie will bilden und zu weiterem Studium anregen. Daher ist auch die Form der einzelnen Artikel rein wissenschaftlich im wohlthuenden Gegensatze zu anderen Provinzialzeitschriften, wie sie hie und da als Ablagerungsstätte populären Mischmasches benutzt werden. Die kleinen Mittheilungen und Fundberichte, ebenso die Literaturberichte befriedigen die Wißbegierde und selbst die Neugier vollauf; die umfangreichen Sitzungsberichte mannigfachen Inhalts zeugen von reger Wirksamkeit durch das lebendige Wort besonders solchen Mitgliedern gegenüber, die etwa in dem rein wissenschaftlichen Theil nicht volle Befriedigung finden sollten.

Dr. Wd.

Bibliographische Notizen.

Das heuchlerische Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. Jena, Hermann Costenoble.

Was Max Nordau in seinen „conventionellen Lügen“ mit wissenschaftlichem Ernste und einer gewissen Gründlichkeit versucht hat, nämlich den Nachweis der Verlogenheit und Unwahrhaftigkeit unserer modernen Verhältnisse zu liefern; was nordische Dichter uns in dramatischen Gebilden mit großem Aufwande von sittlichem Pathos von der Höhe der weltbedeutenden Bretter herab verkünden: das wiederholt der Italiener Mantegazza in der Form einer liebenswürdigen, unterhaltenden Plauderei. Ob unser so stark verleumdetes Jahrhundert in der That das Jahrhundert der Lüge und Heuchelei par excellence ist, wie man uns glauben machen will, oder ob man ihm nicht mit größerem Rechte ein anderes weniger discreditirendes Charakteristikum beilegen könnte, können wir hier nicht entscheiden; vielleicht aber urtheilen spätere Jahrhunderte günstiger und richtiger, als manche Schriftsteller des gegenwärtigen mit ihrer allzuscharfen Selbstkritik.

Der Verfasser stellt übrigens das zu allen Zeiten vorkommende Auftreten der Lüge und Heuchelei nicht in Abrede und giebt einige Beispiele von ihrem Vorkommen sogar in der Thierwelt. Den Anfang der menschlichen Heuchelei

sieht er schon in der Benutzung von Feigenblättern durch das sich seiner Nacktheit schämenden ersten Menschenpaars! Diese Angabe genügt wohl, um das Wesen des Werkchens zu kennzeichnen; eine methodische, wissenschaftliche Behandlung der Frage hat der Verf. weder versucht noch beabsichtigt. Er hat eine Reihe von glänzenden, unterhaltenden Feuilletons schreiben wollen und hat diese Aufgabe stilistisch meisterhaft gelöst. Der rein praktische Anhang, welcher einen Katalog der bekanntesten Schönheitsmittel mit der Bezeichnung ihres hygienischen Werthes giebt, nimmt sich an dieser Stelle etwas wunderlich aus. Die Uebersetzung liest sich glatt; nur das Adjectiv „vergeben" (S. 37: „meine vergebenen Versuche") statt „vergeblich" dürfte nicht statthaft sein.

ow.

Heimg'funden! Wiener Weihnachts-Comödie in 3 Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden, E. Pierson.

Der Titel des Dramas giebt in einem Worte treffend das Ziel der Handlung an. Der an große Verhältnisse gewöhnte Advokat Dr. Hammer hat gerade am Vorabend des Weihnachtsfestes erkannt, daß er durch sein großartiges Auftreten und die verschwenderische Wirthschaft seiner Gattin und seiner 16 jährigen Tochter zum Bettler geworden ist. Beim Herannahen der noch zum Feste geladenen Gäste stürmt er, den Seinigen wenige Zeilen des Geständnisses zurücklassend, aus dem Hause, um seinem Leben draußen ein Ende zu machen. Zufällig begegnet ihm sein Bruder, ein gar einfacher, kreuzbraver Spielwaarenhändler, den er, ebenso wie die alte Mutter daheim seit Jahren nicht mehr aufgesucht hat, da sie unter seinem Stande waren. Dem treuen Bruder gelingt es den Advocaten von seinem düstern Vorhaben abzubringen und ihn heimzuführen nach dem bescheidenen Häuschen an das Herz der Mutter; hier soll er im ersten Stock der bescheidenen Wohnung sich eine kleine Kanzlei einrichten und von Neuem ein Leben friedlichen Strebens beginnen. Jetzt hat sich der leichtfertige Flüchtling „heimgefunden", und nur den einen Wunsch trägt er noch im Herzen, seine Gattin und seine hochfahrende Tochter möchten sich bewegen lassen, dieses bescheidene Glück mit ihm zu theilen. Der Bruder Thomas wird abgesandt, und es gelingt ihm auch die beiden Familien, die sich bisher feindlich gegenübergestanden, unter den Kerzen des Weihnachtsbaums am treuen Mutterherzen zu vereinen

Das ist in Kürze der Inhalt der Anzengruberschen Weihnachts-Comödie. Die Gestalten des biederen Spielwaarenhändlers Thomos Hammer und seiner braven Mutter sind meisterhaft gezeichnet; die Tiefe der Empfindung und Wahrheit der Darstellung werden gewiß keinen Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen lassen. Auch auf der Bühne muß die Comödie, der es bei allem Ernst auch an Humor nicht fehlt, von großer Wirkung sein.

1s.

Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der liebenswürdige Humor des Verfassers, der für die Leser von „Nord und Süd" kein Unbekannter ist, durchwärmt auch diesen Roman und macht ihn zu einer höchst erfreulichen Gabe. Das Lehrerleben, das viel zu oft in aschgrauem Colorit erscheint, kann diesen Sonnenschein brauchen. Die Hauptpersonen sind mit liebevoller Miniaturmalerei ausgeführt. Neben dem nur scheinbar so schrecklichen jungen Schultyrannen des kleinstädtischen Gymnasiums erscheint auf der einen Seite die vortrefflich gezeichnete Mädchengestalt Helene, welche sich im Besitze eines beliebig anzuwendenden Heiligenscheines befindet und, seitdem ein Strahl der Leutnantssonne auf sie fiel, eine Zeitlang Entsagungsgedanken hegt; auf der anderen Seite, die mit allen Glücksgütern verschwenderisch ausgestattete Commerzienrathstochter Alma. Der Abschluß, welchem die recht bewegte Handlung zugeführt wird, ist der angenommenen Grundlage der Verhältnisse und Charaktere völlig entsprechend. Auch unter den zahlreichen Nebenpersonen sind einige, wie der „leidlich humane" Gymnasialdirector vortrefflich gezeichnet. Ist es erlaubt, an einem so durchdachten und abgerundeten Kunstwerke eine Ausstellung zu machen, so möchten wir behaupten, daß im Charakter der Alma die Farben einige Male zu stark aufgetragen seien. So wie sie im Arbeitszimmer zu ihrem Vater, und besonders in seiner Abwesenheit von ihm spricht, dürfte sich doch auch das verwöhnteste Erbtöchterlein nicht äußern.

Allen Freunden gesunder Lektüre, besonders solchen, die als Eltern, Lehrer oder Schwestern mit Tertianern zu thun und unter ihnen zu leiden haben, sei das Büchlein bestens empfohlen! M.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).

Der mit Recht gefeierte österreichische Dichter läßt uns in höchst anziehender Weise Einblicke in die wichtigsten „Stationen" seines wechselvollen Lebenslaufes thun, von der Kindheit an durch das „Kriegsjahr im Dienste der Freiheit", durch die „Lehrjahre" und „Wandertage" hindurch bis zu der reifsten Zeit seines Schaffens. Es ist ebenso interessant, den Menschen Hamerling seine persönlichen Erlebnisse darstellen zu hören, als es anregend und belehrend ist, wenn der Dichter Hamerling seine eigene Stellung gegenüber jedem seiner größeren Werke klar und offen ausspricht.

Neue Auflagen von Hamerling's „Schwanenlied der Romantik", sowie von „Venus im Exil" sind in gleichem Verlage hübsch ausgestattet erschienen. O.

Furchen. Neue Novellen von Herrm. Lingg. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Das Beste an dieser hübsch ausgestatteten Sammlung von Novellen ist der gute Klang, den der Name des Autors hat. Wer sich aber von den Novellen mehr als Mittelgut verspricht, der dürfte wohl enttäuscht werden. Man könnte diese Novellen besser Skizzen nennen, denn es fehlt ihnen die innerliche Ausgestaltung eines Problems, die folgerichtige Entwickelung der Handlung, die Abrundung und vor Allem die seelische Vertiefung. Das sind nicht Charaktere, nicht Wesen von Fleisch und Blut, sondern nur Ansätze zu solchen. Der Ton ist oft chronikenartig und ermüdend. ss.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebr. Paetel.

Diese in Petersburg spielende Geschichte erzählt uns ein Herzenserlebniß eines jungen Deutschen mit tragischem Ausgange. Das von ihm geliebte Mädchen, welches der Verführungskunst ihres früheren Bräutigams, eines gewissenlosen Schwindlers, erlegen ist, sucht und findet, im Bewußtsein des geliebten Mannes unwürdig zu sein, den Tod auf den Schienen der Eisenbahn. Der junge Deutsche kehrt, nachdem er die Folgen eines Duells mit einem Nebenbuhler und eine darauf folgende, heftige Krankheit überwunden hat, gebrochenen Herzens in die Heimat zurück. Ueberall zeigt Zabel ein nicht unbedeutendes Erzählertalent, das sich erfolgreich an russischen Mustern geschult zu haben scheint. Aber dennoch vermag uns das Schicksal des Liebespaares nicht bis in's Innerste zu ergreifen, weil die Motivirung nicht sorgfältig und klar genug und die Zeichnung der Charakter nicht frei von Widersprüchen ist. Namentlich ist es dem Verfasser nicht gelungen, die heterogenen Elemente im Wesen der Heldin Natalie zu einem glaubhaften Ganzen zu verschmelzen. An einzelnen glänzend geschriebenen Stellen fehlt es der Novelle nicht. Die genaue und lebhafte Schilderung des Lebens in Petersburg und die mit wenigen Strichen hingeworfenen Umrisse russischer Gesellschaftstypen erwecken, wenn sie auch die Schärfe Turgenjew'scher Zeichnung nicht erreichen, den Eindruck des Selbstgeschauten und Selbsterlebten und machen die Lectüre des Buches zu einer fesselnden. ow.

Aus Alt-Ansbacher Zeit. Erzählung von Friedrich Lampert. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.

Die Erzählung gruppirt sich um die trefflich geschilderte Gestalt des Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach-Bayreuth und seine Umgebung. Zwei Liebespaare, von denen das eine nach schwerer Probe vereint, das andere durch Tyrannenfaust und Mädchenschwachheit getrennt wird, führt uns der Dichter vor.

Die Erzählung hätte durch knappere Zusammenfassung gewonnen; die Sprache könnte hier und da etwas durchsichtiger und geschmeidiger sein. Doch ist die Entwickelung der Handlung interessant und der Ausdruck durch dichterisches Empfinden belebt. Die Zustände sind lebendig und anschaulich geschildert, die Figuren markig und lebenswahr, psychologisch vertieft. Man kann das Buch mit Vergnügen lesen. ss.

Novellen von Hans Arnold. 2 Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Die Verfasserin wagt sich nicht an hohe Probleme und giebt keine ausgereiften Kunstwerke; es sind eigentlich nicht Novellen, sondern flüchtige Zeichnungen, aber liebenswürdig und anmuthig. In frischem Tone sind sie flott und keck hingeworfen; der Humor wird bisweilen possenhaft und die Unwahrscheinlichkeiten überwiegen allzustark. Aber man lacht dabei, und weiß der Verfasserin für eine fröhliche Stunde herzlichen Dank! ss.

Frühe Gräber. Von Oskar Ebensee. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Acht Erzählungen, die alle mit dem Tode des Helden enden: traurig, aber ab-

wechselungsreich. Dem Verfasser, einem österreichischen Offizier, gelingen Erlebnisse aus dem Feldzuge am besten; sein Erzählungstalent ist anzuerkennen, da es ihm sogar gelingt in den „Töchtern des Bürgermeisters" einen ganz abgedroschenen Stoff wirklich spannend zu behandeln. Auch die Intriguen der Diplomatie sind treffend geschildert. Der Stil ist im Allgemeinen gut; nur wo der Verfasser seiner Neigung zum komischen Vergleiche fröhnt, zeigt sich Unlogik und unfreiwillige Komik. Er vergleicht z. B. das Erröthen des weiblichen Halses und das Alpenglühen; das Durcheinanderwirbeln der Tauben in einem Taubenschlage, wenn der Geier sich naht, und das Durcheinanderwogen in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, der sich die Aussicht auf schöne, glänzende Offiziere eröffnet! Dergleichen ist wenig geschmackvoll. Im Uebrigen sei das Werk empfohlen. x.

Zwei Erzählungen von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. Berlin, S. Fischer.

Bei der Ueberproduction auf dem Gebiet des Romans und der Novelle in Deutschland ist ein Zurückgreifen auf fremde Literaturen nur dann begreiflich, wenn es gilt eine hervorragende dichterische Kraft durch die Uebertragung dem deutschen Publikum zum Verständniß zu bringen und dasselbe dadurch mit dem Culturleben eines anderen Volkes im Spiegel der Dichtung bekannt zu machen. Elise Orzeszko ist eine talentvolle Schriftstellerin, wir selbst haben schon Gutes von ihr gelesen; aber es hätte keine Schmälerung ihres Ruhmes zu bedeuten gehabt und ebenso wenig einen Verlust für die deutsche Leserwelt, wenn diese beiden Novellen nicht übersetzt worden wären. mz.

Unsere Toten. Deutsche Lieder und Romanzen von Gustav Weck. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Die Gedichte sind dem Andenken der Fürsten und Helden aus Deutschlands jüngster großer Zeit geweiht. In allen spricht sich ein warmes vaterländisches Gefühl aus, einige, namentlich die des Anhangs, empfehlen sich durch Schönheit der Sprache und geschickten Bau der Verse. Andere freilich sinken zur Prosa herab, ja hin und wieder (z. B. S. 31, 39, 74!) stößt man auf Stellen, denen man selbst in Prosa nicht gern begegnen würde. R. J.

Vindobona's Rose. Im Hochzeitsreise-Brevier des Vaters Danubius gefunden. Von Anton Breitner. München. J. Schweitzer.

In doppelter Ausstattung wird dem Leser diese Gabe geboten, sowohl in Buchform auf unbeschnittenem Lumpenpapier in Antiqua gedruckt, als auch in Form einer altrömischen Bücherschachtel (capsa), jedes Gedicht auf besonderem zusammengerollten Blatt. Es sind ganz nette Gedichte, meist rein lyrisch gehalten, entstanden auf der Hochzeitsreise des Verfassers durch Italien, angeregt theils durch antike Erinnerungen, theils durch höchst moderne Herzens- und Reiseerlebnisse, alle aber durchzogen von anhänglichen Gedanken an die Kaiserstadt an der Donau. Wohlwollende Beurtheiler werden sich an dem Büchlein erfreuen, das als Präsent jedenfalls den Reiz der höchst originellen Ausstattung für sich hat. Kühlere Beurtheiler, die etwa finden könnten, daß die Gefühle und Empfindungen nicht alle neu und die Gedanken und Bilder nicht alle klar und scharf sind, oder daß z. B. unter vierfüßigen Trochäen sich die Zeile „Hoch im Hôtel de Genève" (S. 112) etwas vereinsamt vorkommen muß, werden besser thun, das Büchlein ungelesen zu lassen. O.

Lieder und Bilder vom Deutschen Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden, H. Fischer Nachf.

Eine schöne und reichhaltige Sammlung von Gedichten über das Meer, hauptsächlich aus neuester Zeit. Die Auswahl ist mit Geschmack und Bedacht geschehen; nur ist zu bedauern, daß der Herausgeber nicht etwas weiter zurückgegriffen hat. Daß eine solche Sammlung, trotz aller Vorsicht in der Auswahl, Stücke von ungleichem Werth enthält, liegt in der Natur der Sache, und wer nach Minderwerthigem suchen wollte, würde es auch finden. Doch ist das gebotene Gute bei Weitem überwiegend, und jeder Freund des Meeres wird sich der sinnigen Gabe freuen. ss.

Marina. Ein Lied vom Nordseestrand. in 12 Gesängen. Von Chr. Benkard. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Dieses kleine Epos, ein Gruß des Verfassers an Theodor Storm, schildert eine Episode aus der Geschichte der Dithmarschen Ende des 15. Jahrhunderts. Eine Liebesgeschichte ist eingewoben. Die poetische Sprache ist glatt und abgerundet; das ist aber auch der größte Vorzug des

kleinen Liedes, da die Charakteristik wenig gelungen und die eingestreuten Lieder farblos und matt sind. Das Epos erwärmt den Leser nicht, es klingt Alles so ausgeleiert, und die Handlung schleppt sich nur mit Mühe bis zum Schlusse fort. ss.

Bruder Jonathan und sein Land. Die amerikanische Gesellschaft. Von Max O'rell und Jack Allyn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn.

Amerikanische Reiseeindrücke, im leichten journalistischen Plaudertone wiedergegeben. Die stellenweise eingemengten sehr oberflächlichen Bemerkungen über politische und religiöse Fragen hätten, wenn der Verfasser auch vielleicht bei seinen Landsleuten dadurch Eindruck zu machen gehofft hat, wenigstens in der deutschen Uebersetzung fortbleiben sollen. P.

Von aner eigenen Raff'. Wiener Bilder von Jenny Neumann. Mit einem Vorworte von V. Chiavacci. Wien, A. Hartleben.

In lebenswahren und von Frohsinn durchzogenen Skizzen zeichnet die Verfasserin, welche den ersten Schritt als Schriftstellerin thut, das Leben und Treiben in Wien, das Gehaben der „eigenen Raff'", von welcher das Wiener Volkslied erzählt. Jenny Neumann besitzt eine Eigenschaft, die bei schreibenden Frauen recht selten hervortritt: feinen Humor in Beobachtungen und Schilderungen. Kein Besserer konnte die Verfasserin literarisch einführen als Vincenz Chiavacci, ein unbestrittener Meister auf dem Gebiete des Wiener Dialekts und der Wiener Charakterzeichnung. Wenn dieser einer neuen Localschriftstellerin seine Anerkennung bezeugt, so darf man sicher sein, daß es gilt, ein wirkliches Talent zu fördern. o.

Jungbrunnen. Gedichte von O. F. Gensichen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ein rechter Name für diese schöne Sammlung von Dichtungen! Hier quillt echte Poesie, die in allen Farben der Empfindung schillert. Die heiteren wie die ernsten Lieder zeichnen sich durch künstlerische Abrundung und Formvollendung aus. Das Bändchen wird dem Leser Freude machen. ss.

Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder die Ehebeichten. An Tag geben durch Franz Held. In Truck gefertigt bei dem Verleger Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Es giebt viele Bücher, welche nur von dem geduldigen unglücklichen Recensenten gelesen werden — aus Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit. Zu denen gehört wohl auch das vorliegende.

Plattheit hält der Verfasser für Poesie; die Sprache ist derbrealistisch und oft unschön, voller Härten und Mängel und ohne Abrundung des Ausdrucks. Das Buch wimmelt von Geschmacklosigkeiten und Verirrungen. Vom Realismus zum Schmutz ist noch ein weiter Weg, und den hat der Verfasser oft und gern zurückgelegt. ss.

Papa Hamlet. Von B. P. Holmsen. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzius. Leipzig, Carl Reißner.

Das Buch enthält mehr als der Titel verspricht. Außer „Papa Hamlet" ist noch darin: „Der erste Schultag" und „Ein Tod". Wenn wir auch diesen kleinen Genrebildern eine unbestreitbare Originalität zugestehen müssen, so sind sie doch noch zu unreife Werkchen eines ringenden, wenn auch begabten Dichters, als daß sie zu einer Uebersetzung berechtigten. Die vor keiner Consequenz zurückschreckende Energie seiner Darstellungsweise, welche der Uebersetzer hervorhebt, artet allzuoft in unschöne Gespreiztheit und Geschmacklosigkeit aus. Die scharfe Beobachtungsgabe verfehlt das würdige Object, der hie und da aufleuchtende Humor wird durch Maßlosigkeit des Ausdrucks erstickt.

ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allerneueste Königinhofer Handschriften. Tschechische Geschichten aus 1001 Nacht. Düsseldorf, F. Bagel.

Birkhof, W., Im Spiel der Wogen. Leipzig, W. Friedrich.

Bliemchen, Der lustige Bädeker. II: Dresden. IV: Stuttgart. Stuttgart, Levy u. Müller.

Bode, Dr. W., Barnardos Liebeswerke in London (Volkswohlschriften Heft 3). Leipzig, Duncker & Humblot.

Brassey, Annie, Letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschn. und 20 Einzeldrucken. Leipzig, Hirt & Sohn.

Cornet, G., Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht? (Sammlung gemeinverständl. Vorträge N. F. IV, 77). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. Richter).

Der Stein der Weisen. Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Wien, A. Hartleben.

Deutsche Encyklopädie. Lief. 30—32. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Die Nordseebäder auf Sylt. Herausg. von der Seebadedirection. Hamburg, O. Meissner.

Die preussische Ader in der deutschen Literatur. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Eden, J. v., Lord Byrons Don Juan übersetzt. Frankfurt a. M., M. Schauenburg.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines Preussischen Officiers aus den Jahren 1876—1887. Breslau, J. U. Kern (M. Müller).

Ernst, P., Leo Tolstoi und der slavische Roman (Deutsche Literarische Volkshefte 1.) Berlin Brachvogel & Ranft.

Felix, G., Die französische Revolution 1789 bis 1795. Mit 15 Abbildungen. Leipzig, O. Spamer. [Klar geschriebene populäre Darstellung vom conservativen Standpunkt.]

Fischer, Kuno, Ueber den Witz, 2. Aufl.. — Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. 2. Ausg. — Die Erklärungsversuche des Goethe'schen „Faust" Heidelberg, C. Winter.

Friedlaender, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. 6 neu bearb. Auflage. Leipzig, S. Hirzel.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. Neu herausgegeben zur 800 jährigen Jubelfeier des Hauses Wettin. Bremen, M. Heinsius. [Populäre, pietätvolle und klare Darstellung.]

Gerstäcker, Fr., Ausgewählte Werke. Volks- u. Familien-Ausgabe, herausg. v. D. Theden. Liefrg. 3—12. Jena, H. Costenoble.

Geschichte der deutschen Kunst. Liefrg. 23—28. Berlin, G. Grote.

Grey, R., Jacobs Letter and other stories. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hahn, W., Kriemhild. Volksgesang der Deutschen. a. d. 12. Jahrh. (Deutscher Bücherschatz. Band 4). Eisenach, J. Bacmeister. (Neue Uebersetzung des Nibelungenliedes, in frei behandelten Versen).

Heigel, Karl v. Der Weg zum Himmel. Roman München, Fr Bassermann.

Hecker, Carl, Casino-Geschichten. Illustrirt von H. Schlittgen. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hepp, G., Wegweiser auf Sylt. Tondern, Dröhse.

Heyden, A. v., Die Tracht der Kulturvölker Europas. (Seemanns Kunsthandbücher IV.) Leipzig. E. A. Seemann.

Hochstädt, Max, Buch der Liebe. Berlin. NW., Kempners Kommissionsverlag.

Jaenicke, P., Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. Berlin W. Rosenbaum & Hart.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1888—1889. Herausg. von M. Wildermann. Freiburg i./B. Herder.

Jansen, K., Deutsche Schlachtendenkmäler. Wie sie sind und wie sie sein sollen. Deutsche Zeit- und Streit-Fragen IV, 59. 51.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. Richter).

Jensen, W., Jahreszeiten. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Israels, L. V., „Wat de Kiewit sprok." Oldenburg, G. Stalling.

Kilian, E., Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" vom Jahre 1786. Mannheim, J. Bensheimer.

Kniest, Ph., Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder a. d. See- und Kaufmannsleben. Oldenburg, G. Stalling.

Knortz, Karl, Amerikanische Dichtungen der Neuzeit. Frei übertragen. Leipzig, E. Wartig.

Kohler, A., Aesthetische Streifereien. Mannheim, J. Bensheimer.

Land, Hans, Die am Wege sterben. Sechs Erzählungen. Berlin, Alfred H. Fried & Cie.

Lange, Fr. Lothar. Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt.

Lichtenow, W. v., Die Ahnen. Dichtung zu einem Cyclus lebender Bilder nach Freytags Romane. Leipzig, O. Teich.

Litzmann, B., Schiller in Jena. Festgabe zum 26. Mai 1889. Jena, Fr. Mauke.

Maupassant, G. de., Zwei Brüder. A. d. Französ. (Engelhorns. allg. Roman-Bibl. V, 120) Stuttgart, J. Engelhorn.

Möser, A., Deutsche Kaiserlieder. Dresden und Leipzig, H. Klemm.

Münsterberg, H., Gedankenübertragung. Freiburg J. C. B. Mohr.

Mauthner, Fr., Der Pegasus. Tragikomische Geschichte. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden.

Mylius, O., Die rothe Gräfin. Roman in drei Bänden. Leipzig, W. Friedrich.

Nathusius, M., Ausgewählte Schriften. Volks-Ausg. Leipzig, G. Fock.

Opitz, R., Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer. Mit Illustr. Leipzig, Arthur Seemann.

Paulsen, Prof., Dr. Fr., Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin. W. Hertz.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. Livraisons de juin. Paris, 2 et. 5 rue St. Simon.

Post, J., Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Bd. 1: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildgn. Berlin, R. Oppenheim.

Salinger, E., Vor Tagesanbruch. Roman. 3 Bände Berlin, O. Janke.

Schmidt-Cabanis, R., Nervöse Humoresken. Illustr. von Wilhelm Sprenger. Berlin, Herrmann Lazarus

Spielberg, Hans v., Gräfin Langeweile. Ihr Bild. Berlin, Rudolf Mückenberger.

Spielhagen, Fr., Ein neuer Pharao. Leipzig, L. Staackmann.

Strnadt, J., Der Kirnberg bei Linz, und der Kürenberg-Mythus. Linz, E. J. Ebenhöch.

Tausend und eine Nacht. Liefg. 16—20. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung.

Theinert-Mickley, E., Die Schauspielkunst. Ein Capitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer in Comm.

Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. XVI, 4 und 5. Berlin. D. Reimer.

Zobeltitz, F. v., In der Welt verloren. Roman 2 Bde. Jena, H. Costenoble.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 50. — Heft 150.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band L (Juli bis September 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — September 1889. — Heft 150.

(Mit einem Portrait in Radirung: Martin Greif.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Jakobäus Mayer.

Novelle.

Von

H. Dillinger.

— Karlsruhe. —

Wie Herr Jakobäus Mayer zu seinem Gehülfen Malchus kam, geschah folgendermaßen. Der stramme, dürre, stets mit Sorgfalt gekleidete Herr stand vor seiner Ladenthüre und blickte die Gasse des kleinen Städtchens entlang, das, wenn nicht Markt- oder Sonntag war, den Eindruck machte, als läge es im Schlaf. Da erschien plötzlich die schwarze langaufgeschossene Gestalt eines heulenden Schusterjungen auf dem Platz, und Herr Jakobäus Mayer riß die funkelnden Augen weit auf, legte die Hände auf den Rücken und rief dem Burschen ein barsches „Her da!" entgegen. Er kam schlotternd und schluchzend, sich vor Hochachtung beinahe krümmend, herbei.

„Was hat's gegeben?"

„Ja — ach Gott — der Meister — fortgejagt hat er mich."

„Warum?"

„O Herr Jakobäus Mayer, weil ich noch das andere Butterbrot gegessen — zu meinem hin, als sich der Meister drehte."

„Natürlich," brauste Herr Jakobäus auf, „da haben wir ihn, den Hauptpunkt — so ist's mit Eurer Religion — wenn Ihr wo ein Butterbrot seht, das Ihr nicht haben sollt, gleich freßt Ihr's auf."

Malchus schüttelte den Kopf: „Ich gewiß nicht mehr."

„Warum nicht, ich will wissen warum?"

Der Bursche schaute ihn ganz verwundert an: „Weil mir's so schlecht gegangen ist."

„Also darum!" Kirschröthe färbte die Wangen des alten Herrn. „So

unbesetzt, sein Geschäft während des Gottesdienstes offen. Dies Alles datirte von dem Zeitpunkte, da Jakobäus mit Hülfe seiner philosophischen Werke und seines Verstandes herausgebracht hatte, daß es keinen lieben Gott im Himmel gäbe.

Aber der Mensch muß etwas haben — eine höchste Instanz, vor der er sich beugt; darüber sann nun der Mann unverdrossenen Gemüthes Jahr aus, Jahr ein nach. Zur Zeit als er den Malchus aufnahm, war er gerade mit seinem Hauptpunkt im Reinen, und nun sollte es beginnen, das Werk der Verbreitung, und Malchus war ausersehen die Vermittelung zu bilden zwischen der Welt und der neuen Lehre.

Allein über des Burschen struppiges Haupt waren bereits viele Semester gezogen, und er wußte noch immer nicht, was sein Herr eigentlich wollte. Er besorgte dessen Geschäft mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, führte Buch, und nur das Verkaufen ließ sich Herr Jakobäus Mayer nicht nehmen. Des Nachmittags schritt er, die lange Pfeife im Munde, vor dem Ladentisch auf und ab und docirte. Zu Anfang saß Malchus mit offenem Munde auf seinem Drehstühlchen und machte keinen Hehl von der Unzulänglichkeit seines Verständnisses. Aber dann wurde der Alte wüthend, seine großen blauen Kinderaugen kamen in's Rollen, er fuhr sich mit beiden Händen in das schneeweiße lockige Haar, das wie ein Heiligenschein sein jugendlich gefärbtes Antlitz umgab, und schrie, daß man's bis über die Gasse hören konnte:

„Du Esel — Du Maulaff' — Du hirn- und gedankenlose Creatur! willst Du aufpassen, soll ich Dir den Kopf zwischen die Ohren setzen — giebt's denn etwas auf der Welt, das sonnenklarer wäre; Gott ist nicht — aber der Hauptpunkt, das Gewissen ist! Denke Dir, auf dem Thron der Ewigkeit, das Gewissen, jene Macht, die nicht belohnt und nicht bestraft und nicht beweihräuchert wird und sein will, mit der wir aber wie mit einem Draht zusammenhängen durch unser eigenes Gewissen, das, wie ein Soldat seinem Obersten, dem Weltgewissen unterthan ist; so daß, wenn wir eine schlechte That gethan, etwas Schimpfliches vollbracht, wodurch unser Gewissen im Zustand des Beschmutztseins sich befindet, dies unwiderruflich einen trüben Schein des allgemeinen Weltgewissens verursacht und bildlich genommen eine Art Zerschmetterung unserer Seelen in Folge hat, da wir, durch den Draht, zusammenhängen. — Hast Du mich jetzt verstanden? — giebt's denn auf der Welt etwas, was sonnenklarer ist? oder bist Du vielleicht ein Simpel, und ich alter Mann red' in ein leeres Loch hinein?"

Darauf vermochte Malchus nicht mit einem „Ja" zu antworten; er war dankbaren Gemüthes und erachtete es für seine Hauptpflicht, es seinem gütigen Wohlthäter in allen Dingen recht zu machen. So ließ er denn in Gottes Namen die wunderlichen Reden, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen, über sich ergehen; und wenn ihm der Alte mit der Schlußfrage auf den Leib rückte:

„Nun, wie ist's, capirt der Kerl — ist ihm der Hauptpunkt endlich klar?" — so erwiderte Malchus, ohne sich weiter ein Gewissen daraus zu machen, mit einem Ausdruck unvergleichlicher Selbstverständlichkeit:

„Sonnenklar!"

Aber seine Lüge brachte ihm böse Früchte.

„Was gehst Du denn noch in die Kirche," fuhr ihn Jakobäus eines Sonntags Morgens an, „wo Dir der Hauptpunkt klar ist — und das Zusammenstehen mit den Lümmeln, die wie Vierbeinige in den Tag leben — was hast Du bei diesen noch zu suchen? Was hilft mir all Dein Verständniß, wenn Du nicht bekennst — und was heißt bekennen anders, als nach seiner Gesinnung leben? Ich hoffe, es ist Dir klar, Kerl, daß Du nach nichts zu fragen hast auf der Welt, als nach dem Hauptpunkt."

„Sonnenklar," murmelte Malchus, dem immer gleich der Schrecken in die Glieder fuhr, sobald der Alte mit den Augen rollte. Er blieb von der Kirche weg und rauchte des Nachmittags sein Pfeifchen einsam auf der Bodentreppe. Aber es schmeckte ihm nicht; das Geschrei und Gelärm seiner Altersgenossen, die Kegel schoben, tönte ihm an's Ohr, und er sprach manchmal im Tone tiefster Erbitterung:

„Der Teufel hol' den Hauptpunkt!" —

„Das ist ein Kerl, mein Malchus," erzählte Jakobäus Meyer des Abends im Sternen; ein eminenter Kopf — Ihr Herren — so zu sagen einer, der mir meine zukünftige Gemeinde gründen wird —"

„Also, eine sogenannte Hauptpunktgemeinde," sagte der Sternenwirth, ein ungemein dicker Mann, den man nie anders als in Hemdärmeln sah — außer er ging zur Kirche, aber dann keuchte er daher, als habe er die Lasten des ganzen Kirchspiels zu schleppen.

„Ja," schrie Jakobäus, „ja wohl, eine Hauptpunktgemeinde, was da heißt, eine Gemeinde der Gewissenhaftigkeit, in der keine —"

„Ruhig, ruhig," legte sich der Müller in's Mittel, „alter Hitzkopf, es wird doch heut nicht wieder gleich beim ersten Glas losgehen."

„Also ich mein's auch," sagte der Sternenwirth, „also wir kriegen eine Hauptpunktgemeinde, die Gemeinde der sieben mageren Kühe; denn wenn sie Dir das Fasten also Alle nachmachen, so ist nicht viel an Euch zu verdienen."

Schon wieder schnellte Jakobäus in die Höhe, obwohl ihn rechts der Lederhändler und links der Müller festhielt.

„Fast' ich? — ich ess' mich redlich satt — ich thu's nur nicht für zehne wie ein gewisser Kerl, der auf der Welt nichts Höheres leistet, außerdem daß er alle Fingerslang ‚also' sagt —"

„Also ich — ich soll immer ‚also' sagen," fiel ihm der Sternenwirth mit seinem gewaltigen Baß in's Wort; „nein, das ist mir doch zu dumm — also einer, der in Einem fort Hauptpunkt —"

„Ich bringe meinen Hauptpunkt nur da an, wo er hingehört", überschrie ihn Jakobäus, „schlimm genug, daß ihr ihn noch immer nicht capirt!"

„Also freilich capiren wir," erklärte der Sternenwirth, „also was ist da lang zu capiren, als daß Du uns unserm Herrgott abspenstig machen willst."

„Dankt Euerm Schöpfer, daß es keinen giebt," ereiferte sich Jakobäus, denn sonst käm' er herunter Euch eigenhändig durchzuprügeln, dafür, daß ihr meint, wenn ihr des Sonntags ein Kirchenlied brüllt, müßt' Euch eine ewige Glückseligkeit zum Lohn werden. Aber Euren Gelüsten leben, Euren Nächsten übervortheilen, thun als gäb's keinen Hauptpunkt, kein Gewissen — jene Macht —"

„Um Gotteswillen," fuhr der Müller auf, „einmal in der Woch' könntest Du uns wenigstens mit der Gewissensgeschicht' verschonen —"

„Gut! Herr Jakobäus Mayer knüpfte seinen Rock zu, „an Euch sind Hopfen und Malz verloren! Da ist mein Malchus ein Anderer, der macht Euch Alle zu Schanden mit seinem Verstand."

„Also das glaub' ich meiner Lebtag nicht," erklärte der Sternenwirth; „der Kerl hat ja Augen im Kopf wie ein verschlafener Mops."

„Mein Malchus! Sternenwirth, das war unsere letzte Unterhaltung!" sprach's, riß seinen Hut vom Nagel und stürmte davon.

Da sitzen wir nun wieder," sagte der Müller; „was soll man jetzt reden, der Sternenwirth hat keine Ruhe, bis er davon läuft."

Der dicke Mann schlug auf den Tisch.

„Also diesmal freut mich's; also was braucht er zu behaupten, ich sag' immer ‚also'!"

Malchus merkte eines Tages, daß ihn die Leute mit einer gewissen Scheu betrachteten, und daß ihm sogar das Xaverle aus dem Wege ging. Sie besorgte seit ihrem fünfzehnten Jahr den Haushalt des alten Herrn und zählte jetzt zweiundzwanzig. Des Abends ging sie nach Hause zu ihrer Mutter, der Lenderin; und da sie noch außerdem für das halbe Städtchen Botendienste zu verrichten hatte, so sah man sie nie anders als im Zustande der Athemlosigkeit, mit fliegendem Rock und halbwegs herabfallenden Zöpfen.

Jakobäus Mayer war in Verhältnissen, die ihm alle möglichen Bequemlichkeiten gestattet hätten, auch das Halten einer tüchtigen Magd; allein bei dem alten Herrn kam die Bequemlichkeit immer erst lange nach dem Wohle der Hülfbedürftigen. Die alte Lenderin nun war eine Frau, die er für's Leben gern unterstützt hätte, aber sie nahm keine Almosen; ihr Mann war Maurermeister gewesen, und sie glaubte in guten Verhältnissen zu leben, während er Schulden machte und Alles vertrank. Nun war sie lahm, saß den ganzen Tag in ihrem Lehnstuhl und hielt Kleinkinderschule. Xaverle kleidete sie des Morgens an, gab ihr des Mittags zu Essen und brachte sie des Abends zu Bett.

Die Lenderin sagte: So lang leb' ich, bis ich die Schulden meines Mannes abgezahlt hab', und dann leg' ich mich hin und sterb'."

Und Jedermann war überzeugt, daß sie's am Schnürchen hatte.

Herr Jakobäus Mayer aber konnte zu seinem großen Aerger nichts Anderes für sie thun, als ihre Tochter in's Haus nehmen und dafür sorgen, daß sie nebenher noch Einiges zu verdienen vermochte. Und es war im ganzen Städtchen ein Gereiße um das Xaverle, denn seine Hände waren eben so flink als sein allezeit frohgemuthes Mundwerk. Nur einen schwarzen Punkt gab's in ihrer Seele — sie konnte nicht lesen. Als Kind durfte sie eines langwierigen Hüftenleidens wegen die Schule nicht besuchen; später schämte sie sich als aufgeschossenes Mädchen in der Klasse der Kleinen zu sitzen, der Tod des Vaters und die Entdeckung seiner Schulden warf die Mutter auf's Krankenlager — so konnte von Nachholen des Versäumten nicht mehr die Rede sein. Der Kummer über ihre Unwissenheit drückte das Xaverle aber erst von dem Augenblick an, als sie hörte, daß Malchus ganz auf seinen Herrn herauskomme und schon bald schier so gescheidt sei wie dieser.

„Nein," seufzte es, „daß er das so heimlich vor mir hat halten können — da verlass' sich einer auf die Menschen!"

Und wenn's nun wie der Blitz in den Stuben oder im Laden des Herrn Jakobäus herumhantirte, so flog wohl zuweilen ein Blick zu dem rechnenden oder schreibenden Malchus hinüber; aber mit ihrem frohen, unbefangenen Geplauder war's aus. Einmal aber nahm sie all ihren Muth zusammen, um ihn zu fragen, was in dem Buche stehe, das er immer neben sich liegen habe. Er antwortete: „Philosophie". Sie war ganz erschrocken über das Wort, das sie nie gehört, nun aber immerfort vor sich hin sagen mußte — wie behext.

„Was murmelt sie denn da," dachte Malchus, „ihr Gered' war ja noch's Einzig', was ich auf dieser Welt gehabt hab'.

Er verfolgte ihre behende Gestalt, die bald hoch oben auf einer Leiter stand, bald in's letzte Winkelchen des Ladens kroch; nur vor dem Bücherschaff stockte ihre Behendigkeit. Ach immer die halbe Woche nach der großen Räumerei steckte ihr die Angst in den Gliedern, ob die Bücher, deren Aufschrift sie nicht zu lesen vermochte, auch so standen, wie sie stehen mußten!

„Denn," seufzte das Xaverle, „wenn er, der die Philosophie liest, wüßte, daß ich nicht einmal s' Natürliche lesen kann."

In der Angst ihres Herzens fing sie dann jedesmal von diesen Büchern an:

„Ach Gott, Malchus, da schau her, mit den Büchern ist's nicht richtig, beim Studiren hab' ich mich verwechselt — ja, wenn man aber auch gar so wunderfitzig ist und immer Alles wissen muß, was drin steht!"

„Aber es steht ja alles ganz recht," erklärte der ahnungslose Malchus jedes Mal, worauf das Xaverle erleichtert aufathmete.

Es ahnte freilich nicht, daß es der Herr Jakobäus Mayer selber war, welcher die verkehrt und bunt durcheinander stehenden Bücher allemal in Ordnung brachte; denn Xaverles Unwissenheit war ihm kein Geheimniß, aber er respektirte sie.

Eben das war's, warum jeder den alten Hitzkopf, der immerfort auf den lieben Gott schalt, lieb hatte. Da war keiner, dem er nicht schon durch Rath und That geholfen und beigestanden hätte; aber das geschah immer in aller Heimlichkeit, und schon im nächsten Augenblick that der alte Herr, als wüßte er nichts mehr davon. Und also beurtheilte ihn jeder nach seinem heimlichen Thun und war überzeugt, der Himmel machte es auch so, und nahm in Gottesnamen die schlimmen Reden in den Kauf. Nur der Herr Pfarrer wich dem Herr Jakobäus Mayer mit einiger Vorsicht aus, denn es war geschehen, daß bei einem Bittgang, als die Bauern betend über die Felder zogen, der alte Herr ihnen krebsroth vor Zorn nachrief: „Geht heim und holt Mist und haltet's Maul."

Der Herr Pfarrer, ein untersetzter Mann mit etwas rother Nasenspitze, hielt es für nöthig, nach diesem Vorgang dem Herrn Jakobäus Mayer einen Besuch abzustatten. Der alte Herr, welcher viel zu oft in Eifer gerieth, als daß ihm die Veranlassung dazu jedesmal im Gedächtniß hätte bleiben können, empfing den Herrn Pfarrer mit dem neugierigsten Ausdruck seiner blauen Augen und fragte mit lebhafter Beflissenheit, woran's fehle, und ob er helfen könne. Der Geistliche saß auf einmal vor einem guten Glas Wein und fand sich in ein Gespräch verwickelt über die Lenderin. Jakobäus Mayer, der immer so aufrecht saß, daß man, ob man wollte oder nicht, zu ihn aufschauen mußte, erklärte mit der ganzen Wärme seines Herzens:

„Das ist eine Frau, Hut ab! ein eminent eigensinniges Weib! Wenn ich sie so unter dem Kindervolk sitzen sehe, mit dem unbeweglichen Gesicht, auf dem geschrieben steht: ‚ich thu' meine Pflicht' — Teufel noch einmal, aus der Haut könnt' ich fahren, daß man ihr nicht helfen darf! Und doch! Was meinen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich denke, ich habe ihr so zu Gewissen geredet, daß sie mürbe ist — was sagt sie? ‚Alter Mensch, schämt Euch, daß Ihr mich dasselbe Fingerzucken spüren macht wie die Kinder, wenn sie nicht begreifen wollen' — und dabei zähle ich zufällig heute achtundsechszig — denken Sie!"

„Gratulire," sagte der Geistliche.

„Danke." Jakobäus rückte ihm näher. „Nach jahrelangem Kampfe, nach jahrelangem Aerger muß ich mein gutes Stück Fleisch täglich mit dem Gedanken genießen: Und dieses kranke Weib hat nichts als eine Schüssel Kaffee! Ich frage Sie, Herr Pfarrer, kann Einem das anschlagen — einem Menschen anschlagen, bei dem das Gewissen der Hauptpunkt —"

Der Herr Pfarrer erhob sich; der Sprung von der Lenderin zum Hauptpunkt versetzte ihn in Schrecken. Er trank sein Glas aus, wollte endlich mit seiner Bittgangangelegenheit herausrücken; aber da legte ihm der wunderliche Mensch beide Hände auf die Schultern, schaute ihn mit einer Treuherzigkeit an, daß dem Geistlichen ganz weich zu Gemüth wurde, und begann in einem Ton, der so kindlich und schmeichelnd klang, daß man gar nichts Schlimmes hätte dahinter vermuthen können:

„Sagen Sie doch, lieber Herr Pfarrer, könnten Sie denn nicht in des Teufels Namen einmal von Ihrer Kanzel herunter predigen, daß das Gewissen wirklich der Hauptpunkt ist?"

Der Geistliche suchte sich von den eisernen Händen, die seine Schultern umklammerten, loszuwinden; Herr Jakobäus hielt ihn fest: „Denken Sie sich die vollkommene Welt, wenn jeder auf die Stimme seines Gewissens hörte; wenn in der Schule gelehrt würde: Du Lümmel, es giebt nur eine Nummer: der Hauptpunkt, welcher ist das Gewissen — nur eine Todsünde: sein Gewissen beleidigen — und nur eine Belohnung: selig sind die reinen Gewissens sind, denn sie tragen zum Glanze des Weltgewissens bei!" Die Augen des Sprechers leuchteten in seltsamen Glanze auf der geistlichen Herrn herab, der sich endlich losriß und im nächsten Augenblick die Ladentreppe hinunterflog, dabei ein paar Worte murmelnd, die nicht gerade wie ein Segenswunsch lauteten.

„Ha," freute sich Jakobäus und rieb sich die Hände, „da geht er hin im Zorn und kömmt' mich steinigen! Darauf muß sich jeder, der eine neue Idee in die Welt bringt, gefaßt machen."

„Malchus", sagte er ein paar Tage später zu seinem Gehülfen, den man hinter dem Comptoirtisch kaum sah, so hoch waren die Bücher vor ihm aufgepflanzt, „Du bist doch der wirkliche Bücherwurm — Du —"

Malchus nickte; er war nun völlig zum Lügner geworden und fühlte sich in seiner Haut so unbehaglich, daß er sich schon eine ganze Weile nicht mehr unter die Menschen traute. Er sah wirklich aus wie ein Mops, mit seiner runden Nase und dem gutmüthigen Mund, und es gehörten schon ganz merkwürdige Augen dazu, um einen Denker in diesen Zügen zu entdecken.

Herr Jakobäus Mayer hatte aber in diesem Augenblick noch etwas Anderes auf dem Herzen als seinen Hauptpunkt. Als er Tags zuvor Malchus in seiner Stube hatte aufsuchen wollen, fand er den Gehülfen nicht, wie er erwartet, hinter seinen Büchern, sondern über den kleinen Käfig gebeugt, in dem ein Kanarienvogel zwitscherte. Und Herr Jakobäus Mayer blieb ganz verwundert über das Gebahren des sonst so stummen Burschen unter der Thüre stehen.

„Ja, Du mein kleiner Spatz," flötete Malchus in den zartesten Tönen seiner Kehle, „Du Schatzele Du — willst mich beißen — ja wart', gelt, thät Dir gefallen, so eine Unterhaltung den ganzen Tag — ja wohl —

hi hi —" und er kicherte und schwatzte, steckte die Finger zwischen die Drähte, blies den Vogel an und lachte, daß die Stube dröhnte.

Herr Jakobäus schloß leise die Thüre, trat seinen Spaziergang an und versank in Gedanken. Plötzlich schlug er sich gegen die Stirne:

„Ich Esel — ja natürlich! ich alter Kerl — der Malchus ist ja in den Jahren der zärtlichen Gefühle —"

Und nun wollte sich der alte Herr, mit seinem Gehülfen über diese Entdeckung verständigen. Noch nie war er so umständlich gewesen; die Sonne, die er sonst liebte, und die den ganzen Laden füllte, genirte ihn heute; er vergaß seine Pfeife mit Tabak zu füllen, wollte sie anstecken und wurde ganz wüthend über die Schwefelhölzer, die nicht zündeten. Endlich setzte er sich in Trab, paffte in seine leere Pfeife, daß es pfiff, und begann mit einem Gesicht wie das einer verschämten alten Jungfer:

„Ja, mein lieber Malchus, auch ich habe einst geliebt —"

Der Gehülfe horchte auf; das war ein ganz neuer Anfang, und er kam ihm sehr wunderlich vor.

„Es war zu Freiburg, und sie wohnte in der Salzgasse," fuhr Jakobäus zu sprechen fort; „wenn eine Stirne im Stande war den Hauptpunkt in seiner ganzen Tragweite zu begreifen, so war es die ihre. Mein lieber Malchus, die Liebe soll eine heilige Seite im Leben des Menschen bleiben — schlagen wir sie mit Andacht um. Ich fühlte mich als Träger einer Idee und wagte nicht eine zarte Frauenseele in meinen Kampf hineinzuziehen. Du aber, Malchus —"

In diesem Augenblick erschien ein kleiner Käufer unter der offenen Ladenthür und verlangte für drei Pfennige Zuckererbsen. Herr Jakobäus riß eine Düte aus der Lade, stopfte eine Handvoll des Verlangten hinein, strich dem Buben über's Haar und drückte ihm die Düte in die Hand.

„Halt, der Hauptpunkt, Kerl?"

„'s Gewissen!" schrie der Bengel und war schon auf der Treppe, als Malchus hinter dem Comtoirtisch hervorschoß, ihn beim Ohr packte und ihm die drei Pfennige abforderte.

„Der hat's nun!" freute sich unterdessen Herr Jakobäus; „ja, die Kinder, mit denen ist noch was anzufangen."

Aber auch Malchus hatte es inne, daß die Kinder gar zu gern den Augenblick abpaßten, Herrn Jakobäus allein im Laden zu treffen. Darum die vielen Bücher, welche er vor sich aufgepflanzt hatte; von diesem Hinterhalt aus konnte er den zerstreuten Verkäufer und die gewissenlosen Rangen scharf im Auge behalten. Manchmal mußte er sogar ganz biedere Bäuerlein an den Geldbeutel mahnen.

„Potz Blitz!" wunderte sich Herr Jakobäus Mayer, „da habe ich schon meinen ganzen Tabak aufgeraucht; ich werde mir aber noch eine Hand voll gönnen, denn es ist eine zu ernste Sache auf dem Tapet — ja, mein lieber Malchus" — der alte Herr wurde förmlich affectirt vor Verlegenheit

— „Malchuslein, ei, ei! nun ja, auch Du bist in dem Alter der zärtlichen Gefühle angelangt.“

Der junge Mensch fuhr in hellem Entsetzen mit der Nase bis auf seine Zahlen herab, so daß nur noch ein paar hochrothe Ohrenspitzen von ihm zu sehen waren.

„Ach Gott, ach Gott, Herr Jakobäus Mayer,“ jammerte es in diesem Augenblick unter der Ladenthüre, und eine Gestalt mit erhobener Küchenschürze stolperte unter herzbrechendem Geschluchze über die Schwelle. „Aber Bine,“ ärgerte sich Herr Jakobäus, „schon wieder!“ „Ach Gott, ja, — sie war halt wieder so grob — und ich bin doch siebenundzwanzig Jahre alt und hab' auf Freiburg gedient, wo man weiß, was der Brauch ist — und die Frau ist doch erst sechsundzwanzig und will mich Anstand lehren und sauere Bratenbrüh: Frau Apothekern, hab' ich gesagt — und nichts weiter auf meine Ehr' — Sie kommen mir vor wie eine geschossene Spargel — und wer gleich schon wieder kündigt, ist sie — und zwar auf der Stell' — o und mir ist die Frau so an's Herz gewachsen, und die Kinder, und eine Spargel ist doch kein Thier, und bringen Sie's doch wieder in Ordnung, lieber guter Herr Jakobäus Mayer, 's soll gewiß nimmer vorkommen — auf Ehr' und Seligkeit — ich will sagen, auf mein Gewissen — verbesserte sie sich.“

„Daß Dich!“ murmelte der alte Herr und langte nach seiner Mütze. „Aber Bine, dieses Mal noch, und dann nie wieder.“

Sie rannte voraus, immer noch die Schürze vor dem Gesicht, und er folgte bedächtig und langsam, einen dicken Qualm vor sich hinblasend.

„Aha,“ sagte der Apotheker, „da kommt er mit der Friedenspfeif'!“

Im nächsten Augenblick stürzten die zwei Söhnlein des Hauses auf den alten Herrn los, und er bückte sich und nahm sie auf den Arm. Da saßen sie nun und lachten und husteten in den Qualm, und der Apothekerin oben am Fenster, welche sich diesmal fest vorgenommen, sich nicht erweichen zu lassen, war es schon ganz versöhnlich zu Muthe.

Malchus aber schüttelte sein trauriges Gesicht, den Blick trübselig auf ein kleines Spinngewebe heftend, in dem eine eingesponnene Fliege zitterte.

„Nun wird gleich die Spinne über dich herfallen“, sprach er leise, „und so geht mir's — alle Tag', jeden Augenblick kann's entdeckt werden, daß ich ein Esel bin und ein Lügner — den Spott der Leute wollt' ich noch ertragen, aber ihn kränkt's und das hat er nicht um mich verdient — das Beste wär' ein früher Tod!“

„Vöglein im hohen Baum
Klein ist's, ihr seht es kaum“ —

sang's mit heller Stimme aus der hinteren Stube — klitsch — klatsch —

„Singt doch so schön“ —

fiel Malchus mit zittrigem Baß ein. Ach, wie mit Macht riß es ihn zu dem Geschöpf hin, das seine Sprache sprach! Sie stand mit ihren runden Füßchen bis an die Knöchel im Wasser, denn es war Samstagabend, und ihre Wangen glühten von der doppelten Anstrengung des Bürstens und Singens.

„Du bist aber vergnügt, Xaverle!" seufzte er.

„Ich — da hab' ich's ganz vergessen, denn eigentlich bin ich traurig —"

„Es wird Dir halt ein wenig viel werden mit dem Schaffen; man sieh Dich ja nie anders als im Schuß."

„Nein, das ist's nicht" — sie biß in ihr Butterbrot, das auf dem Tisch lag und fuhr alsbald mit ihren beiden Armen in den Kübel Wasser.

„Aber so setz' Dich doch ein wenig zum Vespern —"

Nun mußte sie lachen. „Das wär' schön, ich bin in meinem ganzen Leben nicht zum Essen gesessen — aber Du bist ja jetzt ein ganzer Herr Gelehrter worden — darf man denn noch in seiner Dummheit mit Dir reden?"

„Ach, hast Du vielleicht darum nicht mehr mit mir gesprochen?" fragte er ganz erstaunt.

„Freilich, denn wenn ich les' wie gedruckt, die Philosophie ist mir halt doch nicht handlich —"

Er hätte so gern gesagt „Mir auch nicht!" — statt dessen erklärte aber er mit einem Gesicht, als verküude er eine Todesnachricht:

„'s ist eben der Hauptpunkt —"

In Xaverle stieg ein Gefühl der Trostlosigkeit auf, sie nahm ihren Kübel und schüttete das Wasser mit einer solchen Gewalt über die Dielen hin, daß Malchus sich schleunigst von der Thüre zurückziehen mußte. Als er wieder erschien, erklärte sie unter Schluchzen, Bürsten und Essen: „Wenn eine fließend lesen kann, braucht sie sich noch lang' nicht zu schämen; und die Leut' sagen alle, und der Herr Pfarrer selber, daß das mit dem Hauptpunkt Unsinn ist. Daß aber Du Dich auch darein mengst, das hätt' ich nimmermehr gedacht von Dir, und daß ich's nur gerad' sag' — darum bin ich traurig. Aber denke nir nicht, daß ich mich verachten lasse — wo ich den ganzen Bücherschaff auswendig kann und nur nicht davon red', weil ich zu nobel bin; aber das sag' ich Dir, Malchus, wenn Du wirst wie der Herr Jakobäus und den lieben Gott verleugnest, das übersteh' ich nicht — denn Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß die Philosophie ein Wort ist, das vom lieben Gott stammt — wenn ich auch nichts von ihr weiß, so viel versteh' ich doch, denn wenn ich auch nicht gescheidt bin, so ist's wenigstens meine Mutter, da sie den ganzen Tag sitzt und ihre Gedanken beisammen halten kann — aber ich werd', so Gott will, auch endlich einmal zum Sitzen kommen — und dann! ja dann werd' ich

Dir's beweisen — dann soll Dir's kurios gehen — dann wirst Du mich um Verzeihung bitten wegen Deiner Verächtlichkeit, und es soll Dich gereuen, daß Dir der Hauptpunkt über jede menschliche Creatur ging. — So, und jetzt ist's sechse, wo mich die Apothekerin erwartet" — schwub, flog noch eine Handvoll weißen Sandes über den Boden — im nächsten Augenblick war die behende Gestalt auf der Gasse.

„Die," sagte Malchus, ihr voll Bewunderung nachblickend, „die spricht sich aus — wenn ich nur auch so einer wär'!"

Der arme Sünder schnarchte längst mit einem Behagen, um das ihn ein Gerechter hätte beneiden können, als er plötzlich mitten in der Nacht laut angerufen und kräftig geschüttelt wurde. Schlaftrunken sperrte er die Augen auf; da stand sein Herr in der Zipfelkappe, das Licht in der Hand, am Fußende des Bettes.

„Mein lieber Malchus," sprach er, „in Anbetracht unserer heutigen Unterredung erfahre folgende Idee: Du mußt heirathen! Aber mit den hiesigen Mädchen ist nichts; ich kenne keines, das im Stande wäre, unsere Lehre zu begreifen. In Deiner Ehe aber muß natürlich der Hauptpunkt die Hauptsache sein, und Du mußt Kinder erziehen, die schon in der Wiege die Gewissenhaftigkeit selber sind. O Malchus, Du glaubst nicht, was für eine wundervolle Idee ich habe! Ich fahre nämlich auf Freiburg und hole Dir die Braut — ich hole sie aus der Salzgasse — denn sicherlich hat jenes herrliche Mädchen geheirathet und Töchter bekommen mit eben solchen klugen Stirnen. Uebermorgen reise ich; denke Dir, was für eine Zukunft sich vor uns aufthut! Träume von ihr — träume von ihr, mein Sohn!" sprach Herr Jakobäus Meyer mit aufgehobenem Zeigefinger und schlurfte in seinen Schlappen von dannen.

Malchus aber ließ das Träumen bleiben; das Kinn auf die emporgezogenen Kniee gestützt, sann er über die Zukunft nach, welche ihm sein Herr in Aussicht stellte, und kam zu dem Schluß, daß sie nicht nur nichts Verlockendes, sondern geradezu etwas Abschreckendes für ihn hatte.

„Nein," erklärte er, „nein, ich halt' diese Verlogenheit nicht länger aus — es ist mir Alles eins — Alles eins — ob's einen Teufel giebt oder keinen — ob ich in der Hölle braten muß, oder von dem Weltgewissen zerschmettert werde — jeder Zustand ist mir angenehmer, als der meiner Verlogenheit."

Er wollte in der Morgenfrühe das Haus verlassen; allein Herr Jakobäus Meyer hielt ihn am Rockschoß fest. Der alte Herr war schon mit dem ersten Grauen des Tages aufgestanden. Was er an Wäsche besaß, lag in seinen beiden Stuben auf Tischen, Stühlen und Comoden ausgebreitet; vier verstaubte Holztruhen hatte er im Schweiße seines Angesichts vom Boden herunter geschleppt.

„Wo willst Du denn hin," fuhr er Malchus im aufgeregtesten Tone an, „wir haben ja alle Hände voll zu thun mit dem Packen! Zwei weiße

Westen sind noch bei der Wäscherin, ich habe nur vier; wie soll ich mit vier weißen Westen in Freiburg auskommen. Es ist entsetzlich! Wenn nur endlich das Xaverle käm'! Es müßte gleich zur Wäscherin rennen. Auch mit den Stiefeln ist's fatal; stelle sie einmal in Reih und Glied hier mitten in die Stube — die, welche mir am bequemsten waren, hab' ich neulich so einem verfluchten Kerl geschenkt — sie wittern's aber auch immer; ich brauch' nur ein Paar gut ausgetragene Stiefel zu haben, gleich steht einer da und hat keine."

Mit dem Schlage fünf erschien das Xaverle.

„Na, was giebt's denn da!" schrie's auf beim Anblick der Unordnung und des aufgeregten Herrn Jakobäus.

„Du mußt gleich fort," rief dieser, „zur Wäscherin, ich müßt' die zwei weißen Westen haben — 's pressirt — ich fahr' auf Freiburg — ich hol' dem Kerl dort die Braut."

„Da haben wir's," seufzte Xaverle und sank auf den nächsten besten Stuhl.

„Jetzt macht sich's die Creatur noch lange bequem," entsetzte sich Herr Jakobäus; „hab' ich nicht gesagt, 's pressirt?"

Xaverle schnellte auf und fuhr wie der Blitz zur Thüre hinaus. Malchus stand immer da, die Hände in den Taschen und starrte auf die Stiefel. Plötzlich hörte er's im Laden draußen „pst, pst!" rufen.

Er ging hinaus.

„Ich weiß ja gar nicht," schluchzte ihm Xaverle händeringend entgegen, „weiß ja gar nicht, was ich bei der Wäscherin soll."

„Zwei Westen!" würgte er heraus, und nun heulten sie miteinander ein herzbrechendes Duett und schauten sich durch ihre Thränen an, und ihre ganze Liebes- nnd Schmerzensgeschichte fand ihren Ausdruck in einer Bewegung des Daumens, womit Malchus nach der Stube zeigte, und einem Nicken des Mädchens, das genau begriff: hier bleibt nichts Anderes übrig als gehorchen.

Des Nachmittags entfernte sich Herr Jakobäus Mayer, um sich, wie er sagte, einen neuen Hut für das Abenteuer zu kaufen. Unterwegs begegnete ihm ein Holzfäller, den er gut kannte — die Armen waren alle seine guten Bekannten — und also sah er's dem Mann gleich an, daß er was auf dem Herzen hatte.

„Was giebt's?" fragte er stehen bleibend, „Ihr schaut ja drein wie ein verdrießlicher Regentag."

„Der Mann zuckte die Achseln: „Ich hab' halt schon wieder eine Leich' — das Sterben frißt mir meinen ganzen Verdienst auf — erst legt sich der Vater hin, dann die Mutter, hernach die Schwester und jetzt — 's Kind; die Armuth macht Einen so hart, daß man nimmer heulen kann über dem Gedanken: wie soll ich's zahlen?"

„Jakobäus, und Du willst Dir einen neuen Hut kaufen, wo's gar nicht nöthig ist!" sprach des alten Herrn Gewissen, und er zog den Beutel.

„Heult, guter Freund, hier ist's Geld für die Leich' — wie alt war das Kind?"

„Erst zwei Jahr," erwiderte der Mann, „ein herzig Ding, 's hat sich so gefreut, wenn ich heimgekommen bin" — er wischte sich mit dem Aermel über's Gesicht — „ich dank' Ihnen auch, Herr Jakobäus Mayer, ich hab' schon geglaubt, ich bin ein Unmensch."

Der alte Herr ging weiter; er kam immer daher wie aus einer Welt der Ordnung und Sauberkeit, der Pünktlichkeit und des Wohlwollens, und jeder Vorübergehende grüßte ihn mit einem komischen Gemisch von Hochachtung und Vertraulichkeit. Er trat in eine Hintergasse und von da in ein keines Häuschen, aus dem ihm der fröhliche Gesang höchst ungeschulter Kinderstimmen entgegentönte, die aber augenblicklich verstummten, als Jakobäus Mayer gebückten Hauptes über die Schwelle trat. Diese kleine Schaar behandelte ihn ganz als ihresgleichen, oder vielmehr als eine wandelnde Düte, denn in seine Rock- und Hosentaschen fuhren sofort ein Dutzend kleiner Hände, und heiter lachende Augen strahlten zu ihm empor. „Man ist seines Lebens nicht mehr sicher," brummte Jakobäus und streute einen Regen von Zuckererbsen über die Häupter der Kleinen hin, „so — und damit Ihr seht, daß es fertig ist —" er zog alle Taschen heraus, sogar die der Weste, und trat dann, Uhr und Schnupftuch in der Hand, vor die Lenderin hin.

„Nämlich, ich habe eine Idee, ich reise in Herzenssachen, und Ihr werdet mich ein paar Tage nicht sehen, Xaverle hat's Euch wohl schon erzählt."

„Kein Wort," erwiderte die Frau, „'s war heut' besonders eilig."

„Es handelt sich um Malchus, ich will dem Malchus eine Frau holen."

„Ihr?"

„Ja, ich! weil ich am besten weiß, was er für eine braucht," ereiferte sich der alte Herr und fing an durch die Stube zu rennen, wobei er alle Augenblick über ein Kind stolperte; „er braucht eine, die meinen und seinen Grundsätzen entspricht, die im Stande ist uns zu verstehen, die denkt, wie wir denken, und handelt, wie wir handeln — jawohl Lenderin!"

„Hab' ich Euch denn widersprochen, daß Ihr so schreit?" fragte sie.

„Natürlich habt Ihr — Eure Augen — als ob die jemals zu einer meiner Ideen ‚ja' gesagt hätten — wenn einer den heiligen Thomas malen will — empfehl' ich ihm Eure Augen."

„Jakobäus, so setzt Euch doch," unterbrach sie ihn, „seht Ihr denn nicht, daß die Kinder sich einen Spaß daraus machen, Euch unter die Beine zu rennen?"

„Ja richtig," meinte er, sie wie abbittend anschauend, „ich habe ja nur einen herzlichen Abschied von Euch nehmen wollen."

Sie schüttelte den Kopf. „Der Malchus kommt mir aber gar nicht vor, als wollt' er eine Frau von so weit her; den schraubt Ihr hinauf, dem ist's gar nicht wohl in seiner Haut, das seh' ich durch's Fenster."

„Dem Malchus," schrie der alte Herr, „durch's Fenster — wenn etwas sicher ist auf dieser Welt, ist es das: der und ich sind eins — der nimmt die Frau, die ich ihm vorschlag' — er nimmt sie, weil er weiß, mich bestimmt nichts Anderes als der Hauptpunkt."

„Der ist noch Euer Unglück," erklärte die Lenderin, „er macht Euch blind und taub; Gott steh' mir bei, wenn ich den Hauptpunkt aus Euerm Leben wegputzen könnt'."

„Meine Idee aus meinem Dasein wegputzen!" kreischte der alte Herr, kirschroth vor Zorn, „wißt Ihr denn, was Ihr sagt? — begreift Ihr denn — nichts begreift Ihr — aber eines Tages, es kommt der Tag, da wird sie triumphiren, meine Idee — und Ihr werdet — werdet's hoffentlich erleben."

Er rannte davon, und die Lenderin schickte ihm einen Buben nach, der ihm die heraushängenden Taschen in den Rock stecken mußte.

Herr Jakobäus wandte den Schritt zur Allee, welche hinter dem Städtchen den Rhein entlang führte; hier war es einsam, still und luftig. Kaum sah ihn jedoch der Sternenwirth, dessen Hinterhaus auf die Allee mündete, als er, wie immer unterhaltungsbedürftig und hemdsärmelig, dem Herrn Jakobäus nachgekeucht kam.

„Du kommst zur guten Stunde," brummte der Philosoph, „ich bin geladen."

„Also ich war krank," verkündete der Sternenwirth, „und wer mich kein einziges Mal besucht hat, das warst Du."

„Und wer am Charfreitag fastet zum Umsinken," erwiderte Jakobäus, „und am Ostersonntag sich's schmecken läßt, daß er fast dran stirbt, der ist in meinen Augen ein Mensch, dessen Krankheit mich nicht interessirt."

„Also es ist mir nur ein Stückchen Lachs in der Kehle sitzen geblieben," erklärte der Sternenwirth.

„In der Kehle!" schrie Jakobäus, „Dir wird ein ganzer Lachs im Magen gesessen haben! Pfui Teufel, Sternenwirth, wie muß es in Deinem Gewissen aussehen, das nie im Einklang steht mit den Anforderungen des Hauptpunktes, das nicht weiß, was frohlocken ist."

„Also wer sagt das," ereiferte sich der Sternenwirth; „in mir frohlockt's freilich — also wenn mir's schmeckt, oder wenn der Wein gedeiht — und oder auch zum Beispiel —"

Herr Jakobäus hatte, während der Sternenwirth sprach, auf den Rheinstrom hingeschaut, der sonnenbeschienen dahin glitt. Plötzlich stieß der alte Herr einen Schrei des Schreckens aus, mit beiden Händen auf

die Wellen zeigend, aus denen ein geisterhaftes Antlitz auftauchte und eben so schnell wieder verschwand. Im nächsten Augenblick hatte sich Jakobäus seines Rockes entledigt und war mit einem Satz im Wasser.

„Im Namen Gottes," brüllte der Sternenwirth und plumpste ihm nach.

Eine Weile kämpfte ein verworrener Menschenknäul in den Wellen, dann zogen diese allein weiter, und das weiße Haupt des Herrn Jakobäus Mayer tauchte aus dem Wasser auf und that einen tiefen Athemzug: gleich darauf erschienen die beiden Anderen auf der Oberfläche: eine Sandbank war ihre Rettung gewesen.

Das Wasser ging aber immer noch hoch genug, und nur Jakobäus vermochte bequem darüber weg zu sehen; der Gerettete war halb bewußtlos, und der unglückliche Sternenwirth vermochte seiner Dicke wegen nicht festen Fuß zu fassen.

Wie mit Klammern hielt Jabokäus die Beiden fest.

„Zum Teufel, was springst Du denn in's Wasser, wenn Du nicht schwimmen kannst," fuhr er, sobald er wieder sprechen konnte, den pustenden Sternenwirth an.

„Also bildest Du Dir vielleicht ein, Du grober Mensch, ich lasse Dich vor meinen Augen ersaufen," keuchte dieser, „also Hülfe, Hülfe, das Wasser nimmt mich — o lieber Jakobäus, halte mich fest — also im Mai im Wasser bis an den Hals, und Niemand, der uns sieht — also wer ist denn der Kerl, der verfluchte, der uns das eingebrockt —"

„Richtig," sagte Jakobäus und wandte sich links, „wer ist's?"

„Ach ich, Herr Jakobäus Mayer," greinte Malchus; „ich bitt' sehr um Entschuldigung, Herr Jakobäus Mayer —"

„Was," fuhr dieser auf, „und der Laden — und keiner auf seinem Posten, ja, das sind mir ja schöne Geschichten — das" —

„Also ich bin schon ganz steif, und der Mensch jammert um seinen Laden, Hülfe — Hülfe — also Vaterunser —" ächzte der Sternenwirth.

Jakobäus ließ ein wenig los und der dicke Mann schnellte erst ein Stück in die Höhe und versank gleich darauf unter Wasser.

„Hülfe, Hülfe," heulte er, „also — Gott, mein Leben steht in Deiner Hand —"

„Entschuldige, in meiner," erklärte Jakobäus, „ich brauch' Dich nur los zu lassen, und Dein Fett treibt Dich den Rhein hinunter —"

„Also ja," pflichtete ihm der Sternenwirth bei; „also ich bin ein unmäßiger Mann, und ich will gleich ersaufen, wenn ich mich nicht bessere — o Du Muster von Mäßigkeit, lieber Jakobäus, also hilf mir schreien um des Himmelswillen, denn ich halt' nimmer länger aus —"

Alsbald fingen sie alle Drei an ihre Stimmen zu erheben und zwar mit der ganzen Kraft ihrer Kehlen und hörten nicht auf bis endlich ein Mensch die Köpfe über der Wasserfläche entdeckte.

Das Rettungswerk ging vor sich; das halbe Städtchen stand am Ufer, als der Fischerkahn mit den Dreien landete.

„Nur gleich einen heißen Grog für den Sternenwirth," sagte Jakobäus zu der Frau des Letzteren, die ihren triefenden Gatten heulend umschlang — „marsch vorwärts, es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen jetzt — in's Bett mit Dir, Malchus, ich komme gleich nach —"

Er selbst ging mit in den Sternen, deckte den Wirth bis an die Nase zu, reichte ihm den Grog und schied mit den Worten:

„Nun schwitz', Alter; wenn's Dich aber doch nehmen sollte, so kannst Du wenigstens mit dem Bewußtsein hinfahren, mit dieser einen That das Weltgewissen versöhnt zu haben."

Mitten in der Nacht, — Herr Jakobäus hatte ein paar Stunden eines erquickenden Schlafes genossen — fiel ihm plötzlich ein: Ja, wie zum Kuckuck kam denn eigentlich der Kerl in's Wasser?

Er stand auf, zündete sein Licht an und wanderte hinüber; schon betrat sein Fuß die Schwelle von Malchus' Schlafkammer, als ein lautes Schluchzen des alten Herrn Ohr traf: Er blieb stehen: Hat er am End' ein Fieber —

„O Xaverle, hieß es drinnen, nicht einmal sterben soll ich — nun holt er mich gar aus dem Wasser — und jetzt ist Alles aus zwischen uns — o Xaverle, Xaverle, alles ist aus!"

Leise auftretend verfügte sich Herr Jakobäus in sein Schlafzimmer zurück.

„Hm, hm, kenn' einer die Welt und die Menschen aus — hm, hm — ein so eminenter Kopf und schnurstracks in's Wasser aus Liebe zum Xaverle — Teufel noch einmal — ja Himmeldonnerwetter, wer hat ihn denn eigentlich hineingejagt — du Jakobäus — ja ja, nur hübsch eingestanden — in Deiner Blindheit, Trübheit und Verranntheit — und willst was Besseres sein als Deine Widersacher!"

Und Herr Jakobäus blies sein Licht aus, denn er konnte die Helle nicht mehr vertragen.

Am folgenden Tag zeigte er sich über alle Begriffe zerstreut, daß Malchus zu seinen eigenen Sorgen hin noch die heimliche Angst überkam, der alte Herr habe am End' bei dem unfreiwilligen Bad den Verstand verloren. Mindestens zwanzig Mal im Laufe des Vormittags sah man ihn im Sturmschritt zum Sternen eilen, von wo er lächelnd und händereibend zurückkam, lauter confuse Dinge redend. Des Abends fuhr er gar mit dem Braunen des Sternenwirths bei der Lenderin vor.

Die alte Frau war allein und wendete ihr geduldig ernstes Gesicht dem Eintretenden entgegen.

„Ihr führt wieder was im Schild, Jakobäus."

Er nickte: „Ihr seid eine große Menschenkennerin."

„Wißt Ihr auch, daß ich meine Gedanken über den Malchus habe."

„Ja, das ist ein Kerl!“ unterbrach sie Jakobäus. „Nimmt da ein Bad im hellen Mai — Jugend hat keine Tugend“ —

„Ach geht mir doch, den hat was ganz Anderes in's Wasser getrieben — so ist's, wenn man den Menschen die Religion raubt — so weit habt Ihr's gebracht mit Eurem Hauptpunkt.“

„Und werd's hoffentlich noch weiter bringen, liebe Lenderin“, sagte Jakobäus, bückte sich, hob die sprachlose Frau vom Stuhl und trug sie vor's Haus. Im nächsten Augenblick saß sie neben dem lustig darauf los kutschierenden Jakobäus.

„O wie zuckt mir's jetzt wieder in den Fingern,“ knirschte die Frau. „Ist das eine Art eine lahme alte Frau zu behandeln?“

„Bin ich vielleicht nicht auch alt, und Ihr wollt mich immer ohrfeigen. — übrigens seid ruhig, es geschieht Euch nichts, ich hol' Euch nur in die Visite.“

Sie hielten vor dem Laden.

Wenige Minuten später saß eine höchst verwunderte Gesellschaft um den festlich gedeckten Tisch im Staatszimmer des Herrn Jakobäus Mayer. Malchus wußte nicht, was er denken sollte; Xaverle, welches ganz ahnungslos gekommen war die Abendgeschäfte zu besorgen, saß nun vor Staunen und Unbehagen so tief gebückt am Tisch, als wollte es alle Augenblicke darunter verschwinden. Die Lenderin aber hielt Herrn Jakobäus fest im Auge, als suche sie ihm bis in's Innerste der Seele zu dringen; er ließ sie ruhig schauen, lächelte bloß geheimnißvoll und trieb den Sternenwirth, der mit wichtiger Miene einen Braten zerlegte, zur Eile an.

„Ja, nun werdet Ihr bald erfahren, warum ich Euch geladen,“ sagte der boshafte alte Herr, sich die Hände reibend; „eßt nur recht, damit Ihr einen Puff vertragen könnt — schenk' die Gläser voll, Malchus, und schau nicht aus wie eine Trauerweide; und Du, Xaverle, sitz' um Gottes Willen einmal richtig — heut' füttere ich die Mutter — und mir dünkt — nicht zum letzten Mal.“

„Daraus wird nichts,“ wollte die Lenderin protestiren; allein schon hatte ihr Herr Jakobäus mit großer Fürsorge und Zärtlichkeit einen Bissen in den Mund gesteckt, daß sie vollauf zu thun hatte.

„Kinder,“ sprach er, „die Sache ist nämlich die: ich habe eine Idee —“

„Also 'raus damit,“ schrie der Sternenwirth, mitten in seinem Vertilgungseifer, „also wär's denn zum Aushalten vor Langerweil', wenn dieser Mensch keine Ideen hätt'!“

Jakobäus räusperte sich, nahm sein Glas und hielt's gegen's Fenster. „Schaut her! dieser Wein hat lang im Keller gelegen, drum ist er so klar; auch der Mensch klärt sich! In dem Augenblick, als der Sternenwirth im Namen Gottes hinter mir in's Wasser plumpste, fiel mir's wie eine Binde von den Augen: Jakobäus, ist diese That weniger gut, da sie

im Namen Gottes geschah, als wenn sie im Namen des Hauptpunktes geschehen wäre? — Wir müssen mit ‚Nein‘ antworten, mein lieber Malchus, es hilft Dir alles Sträuben nichts — und also mäßigen wir unseren Eifer — beruhige Dich, nicht indem wir unsere Verehrung für den Hauptpunkt einschränken, sondern insofern als wir unsere Waffen strecken, mit denen wir gegen Gott kämpften, um fürderhin als sanfte Verbreiter des Lichtes zu wirken, das endlich siegen muß!

„Dies Aergerniß aufgehoben, welches wir durch unsere Intoleranz den Menschen gegeben, wird hoffentlich dem Wunsche Deines Herzens, den ich erlauscht, kein weiteres Hinderniß im Wege stehen — und also schlage ich feierlichst die Verlobung meines lieben Malchus mit der hier anwesenden Xaverl Lender, meinen lieben Gästen vor, falls die Betreffende die zärtlichen Gefühle des Obigen theilen sollte.“

Jakobäus erhob sein Glas; es stieß aber Niemand mit ihm an, als der Sternenwirth. Xaverle war verschwunden; sie rutschte unter dem Tisch zu ihrer Mutter hin, in deren Schooß sie das purpurrothe Gesicht barg.

Malchus hatte sich erhoben; er war sehr blaß, und schaute zum ersten Mal wie völlig erwacht aus den Augen.

„Herr Jakobäus Mayer,“ begann er, „es ist nicht Alles Gold, was glänzt, und der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht! Ich muß Ihnen einen Kummer bereiten, Herr Jakobäus Mayer, aber ich kann nicht anders. Ich habe Sie immerfort belogen, denn ich habe Sie nicht verstanden; ich habe mich im Anfang vor Ihrem Zorn gefürchtet, und mit Leichtigkeit die Lüge auf mich genommen. Dann aber saß ich drinnen, und es wurde mir schwerer und schwerer, denn ich habe keine Ahnung von der Philosophie und keine vom Weltgewissen; ich bin ein dummer Mensch, Herr Jakobäus Mayer, und wenn ich mich auch nicht mehr vor Ihrem Zorn fürchtete, so fürchtete ich mich, Sie mit dem Geständniß meiner Dummheit zu kränken. Ich lebte wie in der Hölle, und als Sie mir gar wollten eine gescheite Frau holen, da verlor ich den Kopf und sprang in's Wasser. Sie haben mich wieder herausgeholt, Herr Jakobäus Mayer, und ich kann nun nicht länger leben ohne mein Geständniß und Ihre Wohlthaten annehmen: es ist möglich, daß Sie mich fortjagen, verachten und beschimpfen, und daß dann das ganze Städtchen auf mich zeigt als auf einen Lügner, und ich nirgends eine Stellung mehr bekomme im Leben; aber wenn ich auf offenem Felde, von allen Menschen verlassen, sterben müßte — mein Gewissen läßt mir keine Ruhe mehr, und also bekenne ich: ich habe Sie nie verstanden, Herr Jakobäus Mayer!“

Dem alten Herrn zuckten die Mundwinkel, in seinen Augen blinkte es feucht.

„O Du vollkommener Esel!“ rief er aus. „Der ganze Kerl ist zum Märtyrer seines Gewissens geworden und will mich nicht verstanden haben. Was habe ich denn Anderes gewollt, Malchus, als daß Du lernst dieser

Deiner inneren Stimme folgen, durch Dick und Dünn, was auch daraus entstehe? Daß Du's sogar ohne die Philosophen begriffen, durch die ich's gelernt, das beweist mir eben von Neuem, daß Du ein eminenter Kopf bist — ja wohl, Sternenwirth, ja wohl Lenderin, es bleibt dabei, mein Malchus ist ein eminenter Kopf! So, und jetzt hol' Deine Braut unter dem Tisch hervor, falls deren Mutter, die Frau Lenderin nichts dagegen einzuwenden hat."

„Ist's denn möglich?" stammelte diese, „mein Xaverle und so eine Heirath."

„Halt," sprach's, das dunkelrothe, ganz von Thränen überfluthete Gesicht von der Mutter Schooß erhebend, „ich — ich bin nicht würdig den Malchus zu heirathen, obgleich ich gestorben wär', wenn er eine Andere genommen hätte."

„Du," unterbrach sie die Mutter, „und davon sagst Du mir kein Wort?"

„Weil Du schon Kummer genug hast, und ich hätt's auch verschluckt, und Zeit zum Sterben hätt' ich auch keine gehabt; aber daß ich's nur gerad' sag', ich kann nicht lesen, ich hab' nie lesen können — aber ich hab's immer behauptet."

Und die Sünderin tauchte wieder unter.

Herr Jakobäus Mayer aber lächelte mit boshafter Seligkeit!

„Da haben wir's, liebe Lenderin, auch Nummer zwei capirt den Hauptpunkt. Nehmt mir's nicht übel, aber seine Idee triumphiren sehen, ist ein zu großes Plaisir, als daß man den Mund halten könnte — hoch lebe das Brautpaar, aber hoch lebe auch der Hauptpunkt!"

Und die Lenderin mußte trinken, ob sie wollte oder nicht, fast daß sie sich verschluckte.

„Ihr seid und bleibt doch ein alter Kindskopf," schalt sie mit seltsam unruhigen Augen, „schon wieder zuckt mir's in den Fingern; diesmal aber, weil ich Euch die Hand drücken möcht' und nicht kann. Was meint Ihr, Sternenwirth, wenn er sich mit unserm Herrgott vertragt, wollen wir uns in Gottesnamen auch mit seinem Hauptpunkt versöhnen, er lebe hoch!"

„Also Amen, Amen, mir kommt's nicht darauf an," schrie der Sternenwirth; „also ich stift' einen Lachs zur Hochzeit."

„Mensch," fuhr Jakobäus auf, „mußt Du denn in dem erhabensten Augenblick an's Fressen denken!" Da besann er sich plötzlich und sprach, den Finger an die Nase legend: „Auch so ein Kerl kann gelegentlich zum Glanze des Weltgewissens beitragen!"

Drei Herbstgedichte.

Von

Martin Greif

— München —

Erinnerung an den Sommer.

Rosenwolken zieh'n im Blauen,
Während schon der Winter nah',
Und die Zeit, da Nebel brauen
Und sich Flocken tummeln, da.

Aber um so mehr gerühret,
Schauen wir die Himmelspracht,
Bis sie eilend sich verlieret,
Denn schon frühe kommt die Nacht.

Hoffnung im Herbst.

Noch liegt ein grüner Schimmer
Auf Wiesen und auf Au'n,
Läßt sich auch nirgend nimmer
Ein blühend Hälmlein schau'n.

Und trägt des Herbstes Farben
Auch schon des Waldes Laub —
Nicht alle Blätter starben
Dem ersten Frost zum Raub!

Genug sind noch geblieben,
Um mählich zu vergeh'n;
Und, wenn sie auch zerstieben,
Die Hoffnung bleibt besteh'n!

Zu Allerseelen.

Nicht läßt sich für die Todten viel mehr thun:
Ihr Tagewerk ist um, sie dürfen ruh'n.
Doch schläft Dir unter einem Hügel nah'
Ein Herz, durch das Dir Liebes nur geschah,
Und das, um Dich besorgt bei Tag und Nacht,
Allein an Dich, an Dich allein gedacht,
Dagegen Du den Dank ihm oft entzogst
Und es um seine Zärtlichkeit betrogst:
Dann geh' hinaus und wirf Dich auf sein Grab
Und bitte ihm im Staub die Schuld noch ab!

Martin Greif.

Von

Karl Schiffner.

— Graz. —

Wohl selten ist in unseren Tagen über den Werth und das Talent eines noch lebenden Dichters ein so heftiger Streit entbrannt, wie bei Martin Greif. Auf beiden Seiten finden wir bedeutende Männer, welchen weder blindes Vorurtheil, noch leichtfertiges Urtheil vorgeworfen werden kann. Wir wollen hier diesen Streit keineswegs schlichten, sondern versuchen, den Dichter auf neuen Wegen zu verstehen.

Martin Greif ist am 18. Juni 1839 als der Sohn eines höheren Regierungsbeamten zu Speyer geboren. Von früher Zeit beherrschte ihn nur eine Neigung — Soldat zu werden, die mit der Uebersiedelung seiner Eltern nach München neue Nahrung bekam. 1857 wurde er Artilleriecadett in dem baierischen Heere, 1859 Lieutenant. Zeitweilig trat er in Disponibilität zurück, um sich humanistischen Studien zu widmen; 1865 unternahm er jene kühne und abenteuerliche Reise nach Spanien, um das dort spurlos verschwundene Ehepaar Hoffmann aus Nürnberg zu suchen, und wurde dadurch für einige Zeit der Held des Tages. 1866 stand er im baierischen Heere gegen Preußen und nahm ein Jahr später den Abschied, um ganz dem neuen Berufe zu leben, den er erst spät als seinen wahren erkannt hatte. Allmählich nämlich war in seinem Wesen ein völliger Umschwung eingetreten: er war zum Träumer, zum Dichter geworden, und dadurch oft genug mit seiner äußeren Stellung in Zwiespalt gerathen; endlich reifte in ihm der Entschluß, nur als Schriftsteller wirken zu wollen. Oldenbourg in München war bereit, seine Gedichte zu ver-

legen, wofern Geibel sie günstig beurtheile. Greif legte sie dem Gefeierten vor. „Ihre Verse sind recht nett," sagte dieser, „und werden gewiß in Freundeskreisen ganz gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik . . ." Greif wußte genug, wollte aber ein ganz bestimmtes Urtheil. Da wies Geibel auf die flackernden Flammen im Ofen und sprach: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das Beste, Sie werfen dieselben da hinein: dann haben Sie die Sache hinter sich."

Kein Wunder, daß Greif an seinem Können irre ward. Erst Adolf Bayersdorfer, der feinsinnige Kunsthistoriker, erkannte sein großes Talent im vollem Umfange und nannte ihn einen „elementaren Lyriker," also ursprünglich und frei von Anempfindung. Er munterte ihn auf, es bei Cotta zu versuchen. Greif reiste selbst nach Stuttgart, wo Eduard Mörike sein Talent selbst gerne anerkannte. Nun galt es noch Cottas Hauptbeirath Klaiber, den Schrecken aller jüngeren Versemacher, zu gewinnen. Als dieser erfuhr, um was es sich handle, nahm er Greif sehr kühl und zurückhaltend auf; aber, als er mehrere Lieder gelesen hatte, war er gewonnen und verkündigte dem harrenden Dichter sein Glück mit den Worten: „Sie kommen zu Cotta".

So erschienen 1868 die ‚Gedichte von Martin Greif', aber sie konnten lange keinen Erfolg erringen. Erst 1881 wurde eine zweite Auflage nöthig; jetzt liegen sie bereits in der fünften, bedeutend vermehrten, vor.

Viele Beurtheiler fanden die Gedichte schwach, alltäglich, kunstlos in der Form und fehlerhaft in der Sprache und begriffen nicht, wie andere von diesem „Gestammel" doch so viel Wesens machen konnten. Wer sie aber mit unbefangener Seele liest, zu dem reden sie eine wunderbare Sprache. Greifs Stoffe sind vielfach alltäglich, aber nicht seine Art, sie anzuschauen. Er vermeidet fast immer Reflexionen, nur manchmal knüpft er solche an Naturerscheinungen auf dem dichterischen Wege des Vergleiches. Der unendliche Himmelsraum über uns mit seinen wandelnden Wolkengebilden, mit seinen Gestirnen; die allbelebende Sonne, welche die Tages- und Jahreszeiten bestimmt und beeinflußt; der wechselnde Mond und die Sterne, welche das schaurige oder heimliche Dunkel der Nacht erhellen; das Walten und die Pracht der Natur, die uns umgiebt, die Elemente in ihrer Größe, die unser Dasein freundlich oder feindlich bestimmen, endlich das kleine Menschenherz mit seinen dunklen Gemüthstiefen mit seinen Leidenschaften und seiner Liebe — das sind die Hauptstoffe seiner Lyrik. Ihre Darstellung ist frisch und farbenreich, dabei schlicht und maßvoll; viele seiner Lieder schließen mit einer ahnungsvollen Andeutung, die mächtig wirkt, weil sie kräftig angeschlagen in der Seele des Lesers voll austönt. Uebermüthiger und feuchtfröhlicher Humor ist ihm ebenso fremd, wie strafende Satyre; Liebe und Naturbetrachtung walten vor. Manchmal findet er für heiteren Lebensgenuß ein beredtes Wort, öfter aber für stille Wehmuth, die gestaltlos aus dunklen Seelentiefen auftaucht; sein Schmerz

gibt sich nicht leidenschaftlich, sondern er dämpft ihn gerne herab zu leis' verhallendem Klagelaut. Trotzdem ist er kein Weltflüchtling. Für ihn besteht zwischen Natur und Menschen kein schroffer Gegensatz; er empfindet kein Sehnen nach ihr, wie der sentimentalische, sondern er lebt und webt ganz in ihr, wie der naive Dichter.

Seine Phantasie umfaßt also zunächst das gesammte Naturleben an sich, oder in Beziehung zu seinem Gemüthsleben im besonderen, oder zum Menschenleben in objectiver Allgemeinheit. Zur ersten Gruppe gehören die trefflichen „Naturbilder", die größtentheils ein ganz allgemeines Gepräge, oder das unserer süddeutschen Heimat tragen; einige weisen auf die spanischen und italienischen Fahrten hin. Seine Person tritt meist ganz zurück, das Stumme und Unbewußte bekommen Leben und Gefühl, seine mächtige Einbildungskraft verwandelt Zustände in Handlung, Anschauung in Andacht.

Viel subjectiver ist M. Greif in seinen „Liedern". Hier tritt sein Gefühl oft stark hervor, Inneres und Aeußeres, Seelenleben und Landschaft klingen zusammen, Natur und Liebesgefühl verketten sich. Noch lieber scheint er aber fremde Gefühle zu begreifen und zu gestalten, oft sogar die mehrerer Personen zugleich. Solche Lieder sind dann dramatisch der Form, lyrisch dem Inhalt nach. Diese Art pflegt er besonders in seinen „Romanzen", in welche er fast immer aus fremden Personen herausspricht. Dann versenkt er sich tief in das Leben nicht reflectirender Naturmenschen. Der Bauer, der Hirte, der Jäger, der Handwerksbursche, der Soldat, das Matrosenliebchen, die Soldatenbraut, ahnungsvoll liebende, abergläubische Mädchen, die Treue, die Hingebende, die Gefallene, die Verlassene, sie alle stehen mit greifbarer Deutlichkeit in ihrer ganzen Eigenart vor uns.

Hier wollen wir dem einen oft gehörten Vorwurf begegnen, daß die äußere Form seiner Gedichte mangelhaft sei. Greif hat ein reines Sprach- und Formgefühl, das sich überall in seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen zeigt. Dies wird aber zum Theil anders in jenen Liedern, wo er aus einer fremden Rolle heraus spricht. Da hört der schöne Fluß der Verse auf, der Ausdruck wird holperig, der Inhalt oft hausbacken und läppisch, auch mundartliche Wendungen schleichen sich ein. Das beruht nun keineswegs auf dichterischem Unvermögen, sondern vielmehr auf dem Streben, seine Menschen genau so sprechen zu lassen wie sie denken und fühlen.

Wie geläufig ihm übrigens verschiedene Formen sind, das erkennt man auch aus seinen „Balladen", „Sinngedichten" und „Widmungen". Nur orientalische Formen fehlen, wie ihm überhaupt die halb betrachtende, halb beschauliche Lyrik fremd ist. Wohl aber finden wir schön gebaute Sonette, auch fließende Hexameter und Distichen; Vorzügliches leistet er auch in freien Rhythmen, in welchen er prächtige Hymnen geschaffen hat. Religiöse oder philosophische Gedankenlyrik pflegt er nirgends; er ist fromm, aber nicht kirchengläubig. Bei ihm hört eben das Lied niemals auf, Selbst-

zweck zu sein; daher verschmäht er wohl die politische, aber nicht jene Lyrik, die einer kräftigen und warmen nationalen Gesinnung Ausdruck verleiht. Seine „Deutschen Gedenkblätter“ bieten dafür den besten Beweis; sie sind seinem tiefsten nationalen Empfinden entquollen.

Wir haben bei der Betrachtung der Gedichte Greifs gefunden, daß in ihm der Drang nach objectiver Ablösung seiner Gestalten von seinem Ich zeitweilig sehr rege wird. Bei einer solchen Richtung seines Talentes mußte neben dem Lyriker auch der Dramatiker zur Geltung kommen, wofern sich eben seine Bildnerkraft mächtig genug erwies. Und dies war der Fall, freilich nicht in frühester Zeit, aus der wir nur ein lyrisch-dramatisches Gedicht „Hans Sachs“ (1866) besitzen. Dieses sollte bei der Preisbewerbung, die das Münchner Volkstheater ausgeschrieben hatte, den ersten Preis erhalten. Ein Beisitzer jedoch erhob Einsprache dagegen, weil ihm Deinhardsteins „Hans Sachs“ dabei stark benutzt schien, den Greif gar nicht kannte. Beide Dichter hatten nur zufällig aus derselben Quelle geschöpft.

Erst in den siebenziger Jahren trat Greif mit vollen Dramen hervor, deren Bedeutung der selten irrende, feinfühlige Laube sofort erkannte. Es waren drei Trauerspiele, die in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen an's Licht traten: „Marino Falieri“ wurde 1873, „Corfiz Ulfeldt“ 1875, „Nero“ 1876 am Wiener Stadtheater wiederholt und mit großem Beifalle aufgeführt. Das Publikum lernte hier Greif auf einmal von einer ganz neuen Seite kennen und suchte begierig in den Dramen nach dem — Lyriker; jedoch ziemlich vergebens, denn er ist mit sogenannten lyrischen Stellen im Drama sehr sparsam gewesen. Man hört wohl sonst häufig die Meinung, daß ein ausgesprochen lyrisches Talent im Drama an der verschwommenen Charakteristik der Personen erkannt werde; aber dies war hier nicht der Fall. Greifs Gestalten, sowohl Männer als Frauen, Haupt- und Nebenfiguren finden wir mit großer Sorgfalt und Menschenkenntniß, anschaulich und lebenvoll gebildet. Auch ein anderer Vorwurf, den man gegen Dramatiker mit ausgesprochen lyrischem Talente erhebt, daß ihnen nämlich eine größere Handlung unter den Fingern zerfließe, trifft hier nicht zu, denn seine Dramen zeigen meist streng geschlossene Einheit im Aufbau und in der Entwickelung.

Diese und ähnliche Beobachtungen, drängen zu einem Ergebniß, das mit der verbreiteten Ansicht stark im Widerspruch stehen dürfte: Greif besitzt eine vorwiegend dramatische Kraft. Prüfen wir auf die Richtigkeit dieser Annahme hin seine Lyrik. Diese erscheint oft karg bis zur Trockenheit, knapp bis zur Dunkelheit; Gefühl und Empfindung finden sich meist nur kurz angedeutet; es läßt viel errathen, verschweigt vieles ganz, weil es eben unsagbar ist und durch keine Sprachmusik auch nur annähernd so ausgedrückt werden kann. Gerade darum bewegen aber viele seiner Lieder so tief. Auf den Dramatiker weist auch das Zurücktreten seiner Person in

den Naturbildern und besonders jene Lieder, in welchen er aus fremden Rollen heraus spricht.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreifen wir auch das harte Urtheil Geibels vollkommen. Diesen zog vor allem das subjective Element, die lyrische Beichte, der Ausdruck des Empfindungslebens an. Daher mußte ihn eine so ganz andere Natur fremd berühren. Uns zeigt jenes Erlebniß aber deutlich, welche feinen, aber doch völlig trennenden Unterschiede innerhalb derselben Dichtungsgattung vorhanden sein können, ohne daß darum die Größe des einen Dichters auf Kosten des anderen geschmälert zu werden brauchte.

Geibel trat als Schüler Platens hervor; beide hatten unendlich viel von der Antike gelernt. Greif dagegen ging von Goethe, Uhland, Mörike aus; diese hatten aus dem Urquell des Volksliedes geschöpft. Als Dramatiker hat er manches mit Grillparzer gemeinsam, der als eine ebenfalls nicht reflectirende Natur seinem Wesen innig verwandt war. Während seiner mehrmaliger längeren Wiener Besuche fand er in Laube einen wahrhaft väterlichen Freund und treuen Berather, dem er auch ein dankbares Andenken bewahrt.

Wir wollen hier noch auf ein Merkmal in den Dramen Greifs verweisen, das er mit Grillparzer theilt. Wie dieser sieht auch er während des Dichtens genau seine Gestalten auf der Bühne handeln und unterläßt deshalb manches zu sagen, was die Gebärde des Schauspielers einfacher ausdrücken kann. Daher rührt auch die oft gerügte Magerkeit seiner drei ersten Dramen, die eben nur als Bühnendramen gedacht und geschaffen sind. Mit Grillparzer theilt er auch das Schicksal, daß ihm die norddeutschen Bühnen bisher verschlossen blieben, während Wien, München, Prag und Brünn seinem Talente gerecht wurden. Greif ist zwar eine ausgesprochene süddeutsche Natur; aber sollen sich heute Nord und Süd noch immer so schroff gegenüber stehen, wie vor einem halben Jahrhunderte? Wir glauben eher an die Ungunst anderer Verhältnisse.

Mit seinem Trauerspiele „Marino Falieri“ hat er einen oft verwertheten Stoff von manchen neuen geschichtlichen, künstlerischen und sittlichen Gesichtspunkten glücklich wiederbehandelt. Um die Gestalt des greisen aber noch immer jugendfrischen, leidenschaftlichen und dennoch würdevollen Dogen gruppirt Greif mit fester Hand die übrigen Personen. Spiel und Gegenspiel messen in lebendigen Kampfe ihre lange fast gleichen Kräfte; endlich bewirkt ein Zufall den Umschwung und den Untergang des Helden, der eine doppelte Aufgabe zu lösen sucht: Die übergreifende Macht der ihm feindlich gesinnten Inquisitoren zu brechen und die Ungebühr eines verrotteten Adels zu bestrafen, dem selbst die Familie nicht mehr heilig ist. Das Hauptgewicht liegt unstreitig auf der Sühnung der Ehre des Hauses und der Familiensitte. Dreimal wird dieses Motiv bedeutsam verwendet: Steno hat die Frau des Dogen beleidigt und diesem den entehrendsten

Schimpf angethan; Dandolo hat dem Weibe des Arsenalmeisters Isarel nachgestellt und ein anderer Adeliger die Tochter des Bildhauers Calendaro zerstört und in den Tod getrieben. Die Inquisitoren sind auf Seite des Adels und gegen diesen ungerecht milde. Deshalb schafft der Doge sich und seinen Bürgern Sühne im offenen Kampfe. Hierin liegt zugleich seine Schuld, daß er das Recht in der Bekämpfung des einen Theils seiner Unterthanen durch den anderen sucht und sich an die Spitze der Verschwörung stellt. Um das düstere Bild durch ein lichteres Gegenstück zu erhellen, zeichnet Greif das traute Familienleben des Dogen mit großer Gemüthswärme und hat mit besonderer Feinheit das Verhältniß der kindlich reinen Dogaressa zu ihrem alternden Gemahle behandelt. Der Umschwung tritt durch einen Zufall ein, aber durch einen tief tragischen. Des Dogen eigene Tochter verräth die Verschwörung, indem sie den vermeintlichen Liebhaber ihrer Schwester warnen will; zu spät sieht sie ihren Irrthum ein. Diese Tragik des Zufalls wird von Greif oft und gerne verwendet; man kann sie auch nicht aus dem Drama verbannen, da sie im Menschen und Völkerleben eine so große Rolle spielt. Daß er sie verwendet, kann man ihm also nicht zum Vorwürfe machen, sondern nur, daß sich der Umschwung nicht im Inneren des Helden vollzieht. Trotzdem ist dieses Werk bedeutend und bühnenwirksam.

Anders verhält er sich mit seinem nächsten Trauerspiele, dessen Stoff der dänischen Geschichte entnommen ist: „Corfiz Ulfeldt.“ Dieser ist ein großartig angelegter Mensch mit wenig einnehmenden Eigenschaften. Bei Marino Falieri wird mehr die Gemüths-, bei Ulfeldt mehr die Willensseite betont. Der Dichter stellt ihn getreu der geschichtlichen Ueberlieferung als hochfahrend, rücksichtslos und selbstisch hin. Die Tragik seines Lebens besteht darin, daß er der Tücke und Kleinlichkeit von Menschen unterliegt, die nicht entfernt an ihn heranragen. Sein Streben ist im Grunde edel, was Greif stellenweise durchblicken läßt: Er will sein Vaterland groß und stark machen. Er thut es aber nicht in so selbstloser Weise, wie etwa Marino Falieri, sondern um zugleich seinem Ehrgeize zu genügen, der sich bald zur verzehrenden Leidenschaft entwickelt, daß er sein Ziel auch dann noch verfolgt, als es bereits nur mehr durch den verzweifelten Kampf gegen sein Vaterland erreicht werden kann. Obgleich die geschichtlichen Ereignisse im Vordergrunde stehen, ist doch der Charakteristik der Personen, besonders des Helden große Sorgfalt zugewandt. Der Dichter arbeitet wie sonst, auch hier gern mit großen Gegensätzen; schon Ulfeldts Leben ist reich an solchen. Als Schöpfer des Bündnisses mit Holland steht er zu Anfang des Stückes auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, dann wird er durch die Ränke des erbärmlichen Sehstedt allmählich dazu gedrängt, seine Stelle als Reichshofmeister niederzulegen und wird dadurch jedes Einflusses beraubt. In diesem Zustande tiefster Erniedrigung willigt er, von Ehrgeiz getrieben, in den Vorschlag des schlau

berechnenden schwedischen Gesandten ein und führt als Oberbefehlshaber das schwedische Heer siegreich nach Dänemark. Die Schweden mißtrauen ihm aber, schließen einen günstigen Frieden und geben ihn preis. Von beiden Theilen geächtet, flüchtig, schutzlos und vogelfrei endet er durch Selbstmord. — Der Stoff ist also, wie der Held einer dramatischen Gestaltung sehr günstig. Um Ulfeldt aber nicht allein als Staatsmann und Feldherrn sondern auch als Menschen uns näher zu bringen, hat Greif auf seine Beziehungen zu Weib und Kind Gewicht gelegt. Leonore, seine stolze, aber edle und aufopfernde Gattin, welche zur herrschsüchtigen und niedrig denkenden Königin Sophie Amalie in lichtem Gegensatze steht, tritt dreimal bedeutsam und mithandelnd in den Vordergrund: zuerst, um ihren Gatten zu warnen vor einem Bündnisse mit den Schweden; dann, als dieses geschlossen und eine Umkehr unmöglich ist, um seinem Willen zu gehorchen und ihm ohne Wanken zu folgen, endlich nachdem alles verloren ist, um als Gefangene den Flüchtigen zu vertheidigen. — Greif läßt, abweichend von der geschichtlichen Ueberlieferung, den Helden durch einen Zufall enden. In der finsteren Nacht hält er die zu seiner Rettung heranziehenden Söhne für Häscher und um diesen nicht in die Hände zu fallen, erdolcht er sich. Also wieder ein Zufall, aber gewiß tragisch und sehr bühnenwirksam.

In dem dritten Trauerspiele „Nero“ behandelt Greif einen Stoff, der einer dramatischen Gestaltung weniger günstig ist, als einer epischen, und einen Charakter, welcher weder groß im Guten, noch imponirend im Schlechten ist. Daß Greif einer der seltenen Dichter ist, die sich mit einer oft peinlichen Genauigkeit an die Geschichte halten, erschwerte ihm gerade bei diesem Werke seine Arbeit besonders. Aber wie fast durchweg, so ist es ihm auch hier gelungen, den Stoff so zu bilden, daß er geschichtlich wahr blieb und zugleich dichterisch wirksam wurde. Auch die in dem „Nero“-Stoffe besonders naheliegende Gefahr der Effecthascherei, der andere nicht ganz entgangen sind, suchte Greif zu vermeiden, begab sich aber dabei mancher Vortheile. Sein Nero ist nicht der willensstarke, treibende Held, dessen grauenhafte Größe zugleich Abscheu und Verwunderung einflößt, sondern der maßlos begehrende zügellose Mensch, wie ihn Tacitus geschildert hat. Er steht zwar in der Mitte der Handlung, aber die treibenden Gewalten sind auf der einen Seite die dämonische, schöne Verbrecherin Poppäa und ihr cynischer Helfershelfer Tigellin, auf der anderen Seite die herrschbegierige, aber hoheitsvolle Agrippina, die ihre größten Verbrechen aus blinder Mutterliebe beging. Neben diesen Personen wird dieser Nero ohne einnehmende und imponirende Eigenschaften stark gedrückt. Leidenschaftlich, rasch gereizt, blind entschlossen, und doch bald wieder wankend ist er ein Mensch, auf den selbst nur die Hälfte seiner Schuld fällt, unter deren Last er im Wahnsinne zusammenbricht. Um diesem Werke also völlig gerecht zu werden, müssen wir die

ersten drei Aufzüge als „Kampf um Nero“ betrachten, erst in den letzten zwei Aufzügen nehmen wir größeren Antheil an dem Helden und seinem Geschicke. Von gewaltiger Wirkung ist z. B. der Ausbruch seines Wahnsinns im vierten Aufzuge; persönlich näher tritt er uns im fünften, als er von seinen „Freunden“ verlassen, flüchtend vor dem heranziehenden Galba, bei klarem Bewußtsein ohne Zagen den Tod sucht.

Mächtig wirkt unter andern die Stelle, wo der einst allgewaltige Nero auf den Leichnam eines Sklaven stößt und diesen um den Frieden des Todes beneidet. Ein Meisterstück wirksam verwendeter Gegensätze und einer wahrhaft tragischen Ironie bleibt aber der dritte Aufzug: Zuerst ein lieblich ausgeführtes Idyll glücklichen Zusammenseins von Mutter und Sohn, dann der tragische Untergang Agrippinens, die noch kurz vorher voll Wonne über die vermeintliche Besiegung ihrer Gegner und voll Hoffnung auf ihre glänzende Zukunft war.

Nero führt seine Rolle mit vollendeter Heuchelei durch. Nur beim Abschiede von der Mutter fühlt er einen Augenblick die furchtbare Last seiner Unthat und die letzte Regung kindlicher Liebe. Diese Stelle giebt in ihrer schneidenden Kürze ein gutes Bild der Dichtweise Greifs. Hier kann ein guter Schauspieler die ganze Größe seines Talentes zeigen.

Agrippina: Auf Wiedersehen, mein Theuerer, lebe wohl!
Nero: O Mutter! (Er umarmt Agrippina und küßt sie wiederholt.)
Agrippina: Was bewegt Dich plötzlich so?
Nero: Nichts. — Anicet!
Tigellinus: Er ist schon fort zum Strand.
Nero: (Agrippinens Hand umfassend) Leb' wohl! In Dir nur lebe und regier' ich.
Agrippina: An Deine Liebe glaubt mein Herz so gern.
Nero: (verstört) O Mutter!
Tigellinus: (heimlich zu Nero) Fassung! Du verräthst Dich, Caesar.
Nero: (sich beherrschend) Nach Bauli lad' ich mich zu Dir auf morgen.
Agrippina: Wär' es schon morgen, und Du wärst bei mir! —

Man hat Greif öfter vorgeworfen, daß seinen Trauerspielen der dramatische Nerv fehle. Die Ursache dieser Meinung liegt zum Theil darin, daß bei ihm, entgegen dem gewöhnlichen Herkommen, die Gegensätze nicht mit ihrer ganzen Schroffheit aufeinanderprallen und seine Helden sich auch nicht in leidenschaftlichem Gefühlsausbruche Luft machen. Er legt auch überall auf innere Vorgänge das Schwergewicht und kommt dadurch in Nachtheil einem Publikum gegenüber, das durch die großen Fortschritte unserer Bühnentechnik verwöhnt, fast immer mehr auf äußere Wirkung sieht. Da es auch gerne unaufhaltsam fortgerissen werden will, so findet es an kleinen Auftritten, die Greif mit großer künstlerischer Sorgfalt herausarbeitet, weniger Gefallen. Diese (zum größten Theil scheinbaren) Fehler mußten verschwinden, als sich Greif dem Schauspiele zuwandte.

Das erste „Prinz Eugen“ wurde 1880 zum ersten Male am Wiener Hofburgtheater glänzend ausgestattet und mit großem Beifalle aufgeführt

und hierauf in Prag, Brünn und München mit gleichem Erfolge wiederholt gegeben. Trotzdem es ein Zugstück zu werden versprach, setzte es Dingelstedt und nach ihm noch hartnäckiger Wilbrandt vom Spielplane des Burgtheaters ab.

Dieses Schauspiel behandelt den glänzenden Sieg, den Prinz Eugen gegen den Befehl des Kaisers errungen hat und dessen Folgen. Karl VI. hätte als Mensch dem Freunde zwar gern verziehen, als Kaiser durfte er aber dem eigenwilligen Unterthanen einen so offenkundigen Ungehorsam nicht hingehen lassen. Die dem Prinzen feindliche Partei möchte die Freunde gern entzweien, bei dem „Kaiser" Karl fällt Eugen in Ungnade, der „Mensch" Karl reicht dem langjährigen Freunde aber die Hand zur Versöhnung und gewinnt den trotzigen Feldherrn in einem künstlerisch und seelisch sehr bedeutenden Auftritte so sehr, daß dieser dem Kaiser öffentlich Abbitte leistet. — Dieses Schauspiel ragt nicht nur durch einen echt dramatischen Inhalt, sondern auch durch seiner trefflichen Charakteristik weit hervor. Gleich vollendet sind der geniale Feldherr und der mildverständige Kaiser geschildert. Um sie gruppiren sich zwanglos die anderen Personen. Obwohl Greif überall die Gemüthsseite des Feldherrn hervorleuchten läßt, so betont er doch auch ganz besonders dessen Genie, das der Gegenpartei ein Dorn im Auge ist.

Nicht weniger als drei Personen stehen zu dieser Seite seines Wesens im Gegensatz: die alten und pedantischen Generale Schlick und Starhemberg, die das Genie hassen, weil sie es nicht begreifen können und General Heister, welcher die klägliche Rolle des verkannten Genies spielt. Dieser ist übrigens die einzige Figur in Greifs Bühnenwerken die mit einem gewissen herben Humor gezeichnet ist, wenn man von dem gemüthlich-komischen Sergeant ‚Eichenauer' und dem mehr tragi-komischen ‚Otho' im „Nero" absieht. — Reizvoll ist die Beibehaltung der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren oft ungelenken Wendungen und ihrer schrecklichen Durchsetzung mit Fremdwörtern. Einen ähnlichen gelungenen Versuch, die Zeitfarbe auch durch die Sprache täuschend wiederzugeben, hatte Greif bereits im „Hans Sachs" gemacht.

Auch im nächsten Schauspiele „Heinrich der Löwe" (1887) bilden Freundschaft und Vasallentreue die Hauptmotive der Handlung. Dort werden diese nur einen Augenblick getrübt, um aber sofort in hellerem Lichte aufzustrahlen; hier werden sie zerstört, weil der ungemeine Ehrgeiz und die zügellose Herrschbegier Heinrich des Löwen zum Treubruche und Verrathe gegen seinen Herrn und Freund Friedrich Barbarossa verführen.

Die Handlung reicht vom Bamberger Reichstage, wo der Lombarden-Krieg angesagt und Friedrichs fünfjähriger Sohn Heinrich zum römischen Könige erwählt wird, bis zur endlichen Demüthigung des Löwen und der Belehnung Ottos von Wittelsbach mit dem Herzogthume Baiern. Im Mittelpunkte steht der Fußfall des Kaisers vor der Schlacht bei Legnano;

der stolze Welfe bleibt aber unerbittlich und führt dadurch die Niederlage des Kaisers und jene weltgeschichtliche Wendung, aber auch dessen Versöhnung mit Pabst Alexander III. und seinen eigenen Sturz herbei. In diesem Schauspiele nimmt die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten naturgemäß einen bedeutenden Raum ein; dem entsprechend ist auch die Exposition sehr breit angelegt. Greif exponirt überhaupt sehr klar und genau; die „stimmenden Accorde" sind glücklich gewählt, und die „ersten erregenden Momente" von sehr starker Wirkung. Das Interesse vertheilt sich in diesem Stücke auf viele Personen. Gleichwohl treten die Hauptgestalten des Kaisers und seines großen Gegners überall in den Vordergrund. Diese stehen bereits in der Geschichte als fast gleichwerthige Doppelhelden da, ein Umstand, der die Dichtung gleichwohl nicht geschädigt hat. Obwohl das Schauspiel den Titel „Heinrich der Löwe" trägt, so erscheint doch der gewaltige Staufenkaiser als der bedeutendere, und der Welf trotz mancher großen Eigenschaften als der geringere. Dieser handelt oft nicht einmal selbständig, sondern von seinem verderblichen Berather, Jordan von Blankenburg beeinflußt, wodurch auch die Hälfte seiner Schuld auf fremde Schultern abgewälzt erscheint. Anziehend ist aber der Vorgang des Dichters für die beiden Hauptheldenein fast gleiches, aber doch verschiedenes Interesse zu erwecken. Das geschieht im letzten Auftritt. Der Kaiser, obgleich im vollen Rechte strenge zu strafen behandelt den schwer verschuldeten Feind in Erinnerung an frühere Tage mild und versöhnlich, der gedemüthigte stolze Welfe macht durch seinen schmerzlichen Abschied vom einstigen Freunde und vom Vaterlande unsere Theilnahme rege. Der Sieger erweckt also unsere Bewunderung, der Unterliegende unseren Antheil; damit hat der Dichter die Doppelheldenfrage hier glücklich gelöst.

Mit großer Sorgfalt hat er nebenbei das Verhältniß Mechthilds zu ihrem Gatten Heinrich gezeichnet. Greif verherrlicht überhaupt mit Vorliebe Gattentreue. In solchen Scenen treten uns eben die geschichtlichen Helden menschlich näher. Wie rührend schildert er die fast kindliche Liebe und Treue der jugendlichen Annunziate zu ihrem alternden Gatten Marino Falieri, oder die Treue der starkmüthigen Leonore zu Corfiz Ulfeldt. Mit dieser hat Mechthild die größte Aehnlichkeit: Beide warnen zuerst ihre Gatten vor verderblichen Schritten; als aber diese geschehen sind, theilen sie deren Loos und vertheidigen deren Rechte.

Zu diesem düster großartigen Schauspiele bildet das nächste: „Die Pfalz im Rhein" (1887) ein heiter-versöhnendes Gegenstück. Obgleich jedes der beiden Dramen — die schon im Heft 129 von „Nord und Süd" eingehender gewürdigt sind — für sich ein streng geschlossenes Ganzes darstellt, so schließen sie doch zu einer höheren Einheit zusammen. Es handelt sich hier weniger um geschichtliche Begebenheiten, obschon auch diese nicht vernachlässigt werden. Die Charakteristik der Personen ist auch diesmal sehr sorgfältig und gelungen. Im Vordergrunde stehen der junge Kaiser Heinrich VI., gewaltig

und heftig, Heinrich der Löwe, alt und gebrochen, mild und versöhnlich, Konrad, der Pfalzgraf bei Rhein stark und gewaltthätig und seine Gattin, die liebevoll einsichtige Irmengard. Die Hauptpersonen sind jedoch ein Liebespaar: Die innig zarte Pfalzgrafentochter Agnes und der edle muthige Sohn Heinrichs des Löwen. Als Kinder bereits für einander bestimmt von den noch nicht verfeindeten Familien, sehen sie sich nach langen Jahren wieder zum ersten Male als Jüngling und Jungfrau. Gegen ihre mächtig hervorbrechende Liebe sind natürlich Haus- und Staatspolitik, aber ihr treues Zusammenhalten besiegt endlich alle Hindernisse und führt die Versöhnung der Welfen mit dem Waiblingen herbei. — Hier tritt zum ersten Male in Greifs Werken eine Liebesgeschichte an die erste Stelle. Bisher hatte er solche nur als Episoden in die Handlung eingeflochten, die aber erkennen ließen, daß sein Talent in dieser Richtung besonders Ersprießliches leisten werde. Dies bestätigte sich hier vorzüglich, wo der Dichter auf einem breiteren Raume seine ganze Kraft entfalten konnte. Dieses Liebespaar hat er mit einem wunderbaren Zauber umgossen. Seine Stärke ruht eben hauptsächlich in der Schilderung des Gemüthslebens und je einfachere Mittel er dazu verwendet, desto glücklicher ist er. Er versteht in gleicher Weise das von Leidenschaften durchwühlte Gemüth des ehrgeizigen, willensstarken Mannes zu schildern, wie das traumhafte Herzensleben junger Mädchenknospen, die im ersten Sonnenstrahle der Liebe zu neuem Leben erblühen. Neben diesen stehen die unendlich rührenden Gestalten der verlassenen Geliebten, wie die Sclavin Akte oder der verlassenen Gattin, z. B. Octavia oder Irmengard.

Gleichwohl dürfen wir bei Anerkennung der hohen Schönheiten dieses Schauspiels gegen seine Fehler nicht blind sein: Der Umschwung in der Gesinnung des Pfalzgrafen, der am meisten gegen die Verbindung der Liebenden ist, wird dadurch hervorgebracht, daß ihn Heinrich von Braunschweig in einer stürmischer Nacht aus den Fluthen des Rheins errettet. Noch weniger befreunden können wir uns aber mit dem (übrigens leicht zu tilgenden) Operneffect am Schluß des vierten Aufzuges, mit welchem der Dichter der baierisch-dynastischen Tendenz des Stückes ein Opfer bringt. Bei der Darstellung hat man diese Schwächen freilich nicht sehr stark empfunden und so errang dieses Schauspiel, wie das vorige bei jeder Aufführung am Münchener Hoftheater einen vollen Erfolg.

Bedeutender noch erscheint uns des Dichters jüngstes Werk, das Trauerspiel: „Konradin, der letzte Hohenstaufe" (1889). An Größe der Handlung und Gewalt der Wirkung überragt es die Vorgänger gewiß. Schon der erste Aufzug ist voll Leben und Bewegung. Der jugendliche Konradin will die Pläne seiner Ahnen wieder aufnehmen; um aber in Deutschland machtvoll herrschen zu können, muß er zunächst sein altes Erbe in Italien wieder erobern. Die eben aus Italien kommenden ghibellinischen Gesandten bestärken ihn in seinem Vorhaben und stellen ihm

den sicheren Sieg in Aussicht; die besorgte Mutter warnt ihn vor allzufrühen Schritten und vermag ihn mit dem Aufgebote aller Beredsamkeit umzustimmen. Ein Spottlied der davonrudernden Schiffer jedoch verwundet sein Ehrgefühl so tief, daß er aller Warnungen ungeachtet den Italienern seinen Römerzug verspricht. Die Handlung nimmt nun ihren geschichtlichen Verlauf. Dabei flicht Greif die sehr wirksame Liebesepisode Konradins mit Violante ein, der Tochter des Verräthers Frangipane. Als sie den jungen König zum ersten Male sah, verwandelte sich ihr heißer Haß gegen ihn plötzlich in heiße Liebe; um derentwillen verfeindet sie sich mit ihrem Vater, durch dessen Verrätherei der junge Staufe geschlagen wird; dem flüchtigen Geliebten bietet Violante Schutz und Mittel zur Rettung. Als sie aber erfährt, daß er ihre Liebe nicht erwidern könne, erfaßt sie neuerdings leidenschaftlicher Haß und sie liefert ihn den heranziehenden Feinden aus. Der fünfte Aufzug enthält wieder Auftritte von erschütternder Wirkung: Konradin und seinem Freunde Friedrich wird das Todesurtheil verkündet; dann die Mutter Konradins an der Bahre ihres Sohnes. So ergiebt sich naturgemäß eine großartige Steigerung für dieses Werk, das außer einer fesselnden und ergreifenden Handlung noch eine reiche Entfaltung und sichere Beherrschung der Massen zeigt. Darin offenbart sich oft die Größe eines dramatischen Talentes. Fast jedes Stück Greifs besitzt eine oder mehrere solcher Massenscenen, die mit großer Klarheit gebildet sind, so z. B. in „Corfiz Ulfeldt“ die Versammlung im Haag, der dänische Reichstag und das Lager der Schweden oder im „Prinz Eugen“ das Volksfest im Prater, die Schlacht Belgrad, im „Konradin“ der Einzug des jungen Königs in Rom und die Schlacht bei Tagliacazzo u. s. w.

Greif arbeitet hier so genau, daß selbst die letzten Rollen von ihm noch flüchtig zwar aber doch deutlich charakterisirt werden. Seine Art zu schaffen zeigt aber nichts besser, als der Umstand, daß er alle Oertlichkeiten in seinen Stücken (mit Ausnahme von Belgrad) aus eigener Anschauung nachgebildet hat und damit auch die Localfarbe genau trifft, die man in Dramen wenigstens sonst gern vernachlässigt. Die Charaktere sind hier wieder mit großem Fleiße herausgebildet und abgerundet. Zunächst tritt uns natürlich Konradin entgegen, der uns unendlich sympathisch berührt. Seine tragische Schuld liegt vor allem darin, daß er in leidenschaftlich jugendlicher Hast erreichen will, was nicht einmal die gereifte Kraft erfahrener Männer vermochte. Aber er hat keine andere Wahl. Der Ruhm seiner Ahnen und der eigene Ehrgeiz verpflichten ihn zu jenem Kampf auf Sieg oder Tod. Unerfahren und vertrauensvoll tritt er einer Welt voll feiger Grausamkeit entgegen. Der eigentliche Urheber seines Unglücks, Karl von Anjou geht im Drama straflos aus, aber wir scheiden mit der Zuversicht, daß sich der Fluch der Mutter Konradins an ihm erfüllen werde; wir haben hier einen ähnlichen Fall, wie in Goethes' Egmont. Neben Konradin stehen besonders hervorragend die hoheitsvolle Gestalt

seiner Mutter Elisabeth, der leidenschaftlichen dämonischen Violante und seines treu ergebenen Freundes Friedrich von Baden. Greif hat das Motiv der Freundestreue in jedem seiner Stücke bald in der Haupt- bald in der Nebenhandlung in allen Variationen glücklich verwendet. Am schönsten ausgeprägt erscheint in „Prinz Eugen" das Bild treuer Freundschaft zwischen gereiften Männern, hier zwischen zwei aufstrebenden Jünglingen, das durch ihr gemeinsames tragisches Geschick nur noch mehr verklärt wird. Als dunkle Gegenbilder wirken vor allem der habgierige Verräther Frangipani und der grausame Karl von Anjou. An diese, wie an jene schließen sich eine Reihe der verschiedensten Charaktere, so daß auch hier Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt erscheinen. Auf die Bühnenwirkung ist überall genau bedacht genommen, daher kann diesem Werke bei einer Aufführung auch ein voller Erfolg nicht fehlen.

Mit den angeführten Dramen ist jedoch der Kreis von Greifs dichterischer Thätigkeit nur zum Theil umschrieben. Wir haben noch zu erwähnen das Festspiel zum 70. Geburtstage Laubes (1876) „Ein Ehrentag," das aber nicht aufgeführt wurde, weil sich dieser die ihm zugedachte und bereits bis in's Kleinste vorbereitete Huldigung im „eigenen Hause," wie er sich ausdrückte, aus Bescheidenheit verbat. Die schöne Dichtung wurde einige Jahre später in Monatsschrift „Von Pol zu Pol" abgedruckt.

Ein anderes Festspiel schrieb Greif zu Gunsten des Walther-Denkmals in Innsbruck: „Walthers Rückkehr in die Heimath". Es wurde zu Innsbruck und Brünn mehrmals gegeben. Es wirkt bei aller Kürze sehr stimmungsvoll, besonders durch die glückliche Verwendung der berühmten Elegie Walthers ô wê war sint verswunden . . . —

Außerdem wissen wir noch von zwei bisher weder aufgeführten noch gedruckten Trauerspielen. Das eine stammt aus den letzten sechziger Jahren und behandelt einen romantischen Stoff: „Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel." Das andere behandelt die Geschichte der „Franciska von Rimini." Wie wir erfahren, hat der Dichter das Werk nur deshalb zurückgehalten, weil er unsere Bühnenverhältnisse aus Erfahrung zur Genüge kennt und sich unverdienten und kränkenden Zurückweisungen nicht aussetzen will.

Wir wollen nur noch kurz den Dichter und Menschen aus seinen Werken zu begreifen suchen. Seine Dichtungen tragen ein sehr bestimmtes Gepräge; Schlichtheit und Gemüthswärme finden sich mit künstlerischer Feinheit und Sicherheit gepaart, wie sie eben nur bei einem wirklichen, instinktiv schaffenden Dichter möglich ist, den ein mächtiger innerer Drang zur Gestaltung treibt. Aus seinen Dramen und vielen Liedern ist für die Erkenntniß seiner Persönlichkeit direct wenig zu gewinnen, da er hinter den Stoff ganz und gar zurücktritt. Uns bleiben daher nur wenige subjective Lieder. Aus diesen erkennen wir eine vornehme Natur voll männlichen Selbstbewußtseins, aber mit einem weichen, zarten Gemüthe

und diese Eigenschaften seines Wesen bestätigen indirect auch alle übrigen mehr objectiv gehaltenen Werke. Er kennt das Treiben der großen Welt, ihn lockt es aber viel mehr, sich in die geheimnißvollen Tiefen des eigenen oder fremden Wesens zu versenken; scheu, aber nicht menschenfeindlich zieht er sich gern in die Einsamkeit zurück, um den Widerstreit seiner Gefühle zu schlichten, oder unverdiente Kränkungen und Bitterkeiten, die ihm das Leben zur Genüge brachte, zu verwinden. Daher kommt aber auch zum Theil die ungenügende Anerkennung seines Wirkens, da heute der Dichter oder seine Freunde am lauten Markte stehen müssen, um rasch und weit bekannt zu werden. Gleichwohl haben sich Greifs Werke langsam aber mit immer wachsendem Erfolge Bahn gebrochen, und das spricht gewiß entscheidend für ihren wirklichen inneren Werth.

Im Juni 1889 feierte der Dichter sein fünfzigstes Geburtsfest. Möchte unser Volk einem so eigenartigen Talente die verdiente Anerkennung fürderhin nicht versagen; ihm selbst aber rufen wir für sein ferneres Wirken seine eigenen schönen Worte zu:

Sing nur stets aus voller Brust
Dein Bedrängniß, Deine Lust!
Machst Du Innerstes offenbar,
Ist es das Rechte, glaub' fürwahr.
Sing nur herzlich für und für!
Die Getröſten bleiben stehn;
Die Anderen laß vorübergehn.

Rio de Janeiro.

Von

Hermann von Ihering.

— Rio Grande do Sul, Südbrasilien. —

Rio de Janeiro, die größte und stolzeste unter den Städten Südamerikas, die „Weltstadt unter den Tropen," wie sie H. Zöller nannte, gilt durch seine unvergleichlich schöne Lage und den Liebreiz seiner Vorstädte und Landsitze seit lange mit Recht für eine der schönstgelegenen Städte der Erde. Wer selbst nach monotoner Seefahrt, an üppig überwachsenen Felseneilanden und an den Batterien der die Bucht völlig sichernden Forts vorbei, in den Hafen eingefahren ist, wird Rio die Anerkennung nicht versagen, daß es mit Neapel und Konstantinopel um die Palme der Schönheit ringen kann.

Es ist vielleicht ein müßiger Streit, über das Mehr oder Minder in der Großartigkeit verschiedener malerisch gelegener Orte streiten zu wollen. Wir sind uns wohl oft selbst nicht recht dessen bewußt, wie viel Umstände bei der Beurtheilung romantischer Gegenden unser Urtheil beeinflussen, denen im Grunde genommen kein Gehör geschenkt werden dürfte. Wir können z. B. den Golf von Neapel nicht überschauen, ohne mit dem Blick auf den schlummernden Vulkan unsere Phantasie mit Bildern der Vergangenheit zu erfüllen. Wir schweifen dann vielleicht in's ferne Alterthum zurück, erinnern uns der Schilderungen des Plinius über den Untergang der blühenden Städte, die durch Asche und Lava getilgt wurden, sehen unglaubliche Rauchmassen von Feuerschein durchdrungen höher und immer höher sich thürmen — und wenn die Ruhe, die über die Landschaft hingegossen ist, unsere Gedanken hemmt, so läßt uns doch unsere Ueberlegung die Möglichkeit eines neuen Ausbruches nicht leugnen. Die an und für sich malerischen Contouren des Vesuvs würden uns minder ansprechen,

wenn nicht die Erinnerung an eines der großartigsten Naturphänomene mit ihnen verknüpft wäre. Und wenn solche Erwägungen auch nicht jederzeit sich uns aufdrängen, so wirken sie doch unbewußt auf uns ein. Welch anderen Charakter leiht schon eine Ruine dem Flußthale, auf das sie seit Jahrhunderten hinabschaut, als etwa eine moderne Badeanstalt oder ein Hotel! Und solche Erinnerungen mögen wohl auch mit im Spiele sein, wenn mir, nachdem ich auch Konstantinopel und Rio de Janeiro kennen gelernt, doch immer das göttliche Napoli als die kostbarste Perle aller vergleichbaren Landschaftsbilder erscheinen will.

Was aber der Lage von Rio besonderen Reiz verleiht, sind die in grotesken Formen zum Theil unmittelbar aus dem Meere emporsteigenden Granitkegel; die Gebirgsketten, die zum Theil, wie das Orgelgebirge, in den bizarrsten Gestalten erscheinen; die wunderbar lieblichen Vorstädte, die sich den umliegenden Höhenzügen anschmiegen und mit ihren Ausläufern in alle Nebenthäler und Schluchten hineinklettern; endlich der warme Hauch der gemäßigten Tropenregion, der in all den wunderbaren, dem Nordländer neuen und ewig reizvollen Pflanzengestalten der Tropen sich beständig zur Geltung bringt.

Ueber die Stadt und ihre Umgebungen ist so viel von älteren Reisenden berichtet worden, daß eine neue Beschreibung überflüssig erscheinen könnte. Allein das Rio de Janeiro, welches Prinz Neuwied sah, und jenes, welches uns Burmeister und K. von Scherzer schildern, hat so wenig Aehnlichkeit mehr mit der heutigen Weltstadt, daß eine Schilderung derselben gerade mit Rücksicht auf die jüngsten Fortschritte in vieler Hinsicht von Interesse sein dürfte. Auch weiß wohl das Auge des Naturforschers und Arztes manches der Beachtuug Werthe aufzufinden, über das Andere hinwegblicken. So sollen denn auf den folgenden Blättern zumal die Errungenschaften des modernen Rio auf den Gebieten der Verkehrsanstalten, der Hygiene, des Unterrichtes u. s. w. den Gegenstand der Betrachtungen bilden. Sie können in dieser Beziehung gewissermaßen eine Ergänzung bilden zu den überaus frischen und lebensvollen Schilderungen des heutigen Rio de Janeiro, welche C. von Koseritz 1885 in seinen „Bildern aus Brasilien“ veröffentlichte.

Rio de Janeiro galt früher, noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, für eine der schmutzigsten Städte der Erde. Die eigentliche Stadt ist eng gebaut und die Straßen müssen früher bodenlos gewesen sein. Als man damit begann, dieselben zu pflastern, und zwar zunächst die breitere Rua direita, ließ man das Material dazu aus England kommen, trotzdem es aus den Granitbergen der unmittelbaren Umgebung viel billiger und bequemer würde zu haben gewesen sein. Ebenso versichert Burmeister, daß man noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts Mauerziegeln aus Europa kommen ließ. Die Straßen der City sind dabei durchweg sehr eng gebaut; und erwägt man, daß früher keinerlei regelrechte Fortschaffung

des Kehrichtes und Unrathes stattfand, so kann man es leicht begreifen, daß ältere Reisende über den Schmutz und Gestank der Stadt sich entsetzten.

In den letzten Decennien hat sich das Alles vollkommen geändert, und man kann den Leistungen auf dem Gebiete der Stadtverschönerung, der Verkehrsverhältnisse und der öffentlichen Gesundheitspflege, welche man in Rio de Janeiro heute begegnet, die größte Anerkennung nicht versagen. Die Straßen selbst sind alle gut gepflastert, und der Verkehr in denselben wird durch das sehr entwickelte System von Tramways, den sog. Bonds, bedeutend erleichtert. Die Maulthiere, welche die Wagen auf den meist nur eingleisigen Schienenwegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahinziehen, sind für diesen Zweck unübertrefflich. Die Tramways mögen aber auch an wenigen Orten ein so eminent wichtiges und vielbenutztes Institut sein wie in Rio. Wurden doch schon im Jahre 1872 über 10 Millionen Personen mit ihnen befördert, obwohl das Bondsnetz noch nicht die Hälfte seiner jetzigen Ausdehnung erreicht hatte. Man fährt in demselben Wagen mit dem Staatsrathe und Senator wie mit der schwarzen Gemüsehändlerin. Der Umstand jedoch, daß auf vielen Linien auch Wagen zweiter Klasse zu halbem Preise gehen oder nebenher noch Omnibusse als ein billigeres Beförderungsmittel existiren, hält wenigstens die dunkleren Nuancen des colored people den meistbenutzten Bondswagen fern. Die Taxe, welche auf den größeren Linien durchweg 10 Vintem (ca. 40 Pfennige) beträgt, ist ziemlich hoch bemessen. Das war wohl auch der Hauptgrund des Fiaskos der berühmten Vintem-Steuer, mit welcher sich die Regierung 1880 eine moralische und finanzielle empfindliche Niederlage bereitete. Der damalige Finanzminister Alfonso Celso hatte eine von Herrn Buarque vorgeschlagene neue Steuer von 1 Vintem (4 Pfennig) pro Billet der Bondsfahrt eingeführt; das Publikum aber widersetzte sich der Einziehung der Steuer. Kein bayerisches Publikum kann sich der Erhöhung des Bierpreises energischer widersetzen, als es die Bevölkerung Rios der Vintem-Steuer gegenüber durchführte. Am 1. Januar 1880 kam es zu einem bedauerlichen Straßenkrawall. Viele Wagen und anderes Eigenthum der Bondslinien wurde zerstört; und als die Behörden mit bewaffneter Macht einschritten, kam es zur Erschießung von Bürgern — ein bedauerlicher Vorfall, den die Regierung die Tactlosigkeit hatte noch gehässiger zu machen durch öffentliche Belobigung des befehlführenden Offizieres. Zwar wurde die Ruhe weiter nicht gestört, aber die Einziehung der Steuer bildete eine stete Quelle der Unzufriedenheit. Als Anfang September die Angelegenheit im Parlamente zur Sprache kam, verurtheilte der Minister-Präsident Saraiva die Vintem-Steuer als uneinziehbar, da er nicht wisse, wie er die in den Bonds sitzenden Passagiere zur Zahlung zwingen könne. Am Tage darauf verweigerte das gesammte Publikum die Zahlung der Steuer. Die Polizei, welche von einer Bondsgesellschaft requirirt wurde, verweigerte jegliche Einmischung, und die Regierung hob einige Tage darauf die

uneinziehbare Steuer auf. Statt einer neuen Einnahmequelle hatte die Regierung sich eine Extra-Ausgabe von 593,699 Milreis (à 2 Mark) geschaffen, da sie den Bondsgesellschaften den erlittenen Schaden ersetzen mußten.

Wenn wir mit der Schilderung dieses Bonds-Skandales von unserem Thema etwas abgeschweift sind, so ist das Vergehen wohl kein unverzeihliches, da es ein Schlaglicht wirft auf die Finanzverwaltung, wie sie unter vielen Ministerien in Brasilien schwunghaft betrieben worden. Bei besserer Würdigung der Eigenthümlichkeiten des Publikums, sowie der besonderen Zeitumstände hätten diese zur Blamirung der Regierung führenden Vorgänge vermieden werden müssen. Der damalige Finanzminister aber, Alfonzo Celso, war keinesfalls der richtige Mann für diesen verantwortungsvollen Posten. War er doch derselbe Finanzminister, welcher sich mit Staatsgeldern in gewagte Kaffeespeculationen einließ und mit diesen Kaffeegeschäften statt des erhofften Gewinnes einen Verlust von ca. 800,000 Mark für die Staatskasse erzielte! Es ist überhaupt ein Unglück für Brasilien, daß für die Administration die politischen Parteiverhältnisse allein bestimmend sind und die Minister aus der Reihe der maßgebenden Persönlichkeiten der herrschenden Partei erwählt werde, einfach nach dem Principe: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und zwar wird mit dem Wechsel der Partei in Brasilien auch das ganze Heer der Beamten gewechselt und damit auch die in diesen verkörperte Tradition und Routine in administrativen Fragen beseitigt. Daher auch wohl die bedauerliche Systemlosigkeit der Regierung, namentlich in Colonisations-Angelegenheiten, wodurch beim besten Willen und trotz Opfern, wie sie kein zweiter Staat gebracht hat, Brasilien die Einwanderungsfrage bisher nicht definitiv hat regeln können.

Die City von Rio de Janeiro hat noch keinem der Reisenden und fremden Besucher, welche von ihr berichteten, einen andern als einen unfreundlichen, ja selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen. Die Straßen sind fast alle sehr eng und dadurch etwas dumpf. Die Häuser selbst sind nichts weniger als freundlich; stolze Paläste oder monumentale öffentliche Bauten fehlen oder kommen doch durch die Ungunst ihrer Umgebung nicht zur Geltung. Ueberraschend ist dies nur für den, welcher nicht weiß, daß die vornehmen Kreise die Stadt für gewöhnlich meiden, und daß selbst die Kaufleute und Beamten sie nur während der Geschäftszeit besuchen, sich aber nachher mit Tramway oder Dampfer nach ihren in den gärtenreichen Vorstädten gelegenen Landsitzen zurückbegeben. So bleibt denn in der Mehrzahl der schmalen Straßen, unter deren kleinen Kaufläden fast nur die Schaufenster der zahllosen Juweliere die Aufmerksamkeit auf sich lenken, der Verkehr ein wenig gefälliger; unter den Fußgängern wiegt das farbige Element sehr vor. Wagen und Droschken werden ihres hohen Preises halber in Rio wenig benutzt; für Equipagen existirt kein Corso oder eine dafür geeignete Anlage. In der elegantesten und belebtesten Straße Rios

dürfen überhaupt keinerlei Fuhrwerke passiren, da die Straße zu eng ist. So findet man die Rua do Ouvidor, in welcher die Reihe eleganter Magazine und Schaufenster nur durch Cafés unterbrochen wird, jeder Zeit von eleganten Müßiggängern gefüllt oder von Leuten, welche an einer der einmündenden Querstraßen auf das Eintreffen der rasch vorübereilenden Bonds warten. An besonderen Tagen der Woche ist der Verkehr ein besonders starker und dann ist es wirklich ein fesselndes Bild, das sich entrollt. Ueberall stehen Gruppen von feingekleideten Herren in lebhafter Conversation, die Magazine sind überfüllt, Damen in glänzenden Toiletten ziehen vorüber, und in den spiegelüberladenen Cafés ist kein Sitz frei. Unter den Herren, die sich überwiegend im schwarzen Rock und Cylinder präsentiren, sehen wir dann viele der bekannteren Deputirten, Senatoren und sonstige bemerkenswerthe Persönlichkeiten. Am meisten Abbruch erleidet noch die Herrschaft des Cylinders, während der schwarze schwere Rock, trotz seiner Unzweckmäßigkeit in diesem Klima, unvermeidlich ist. Uebrigens ist die Hitze weder in Rio noch im nördlichen Brasilien so drückend und unerträglich, wie in Indien oder im malayischen Inselgebiet — Einen Vortheil hat sich die Herrenwelt in Brasilien übrigens dem Klima gegenüber errungen: den Handschuhzwang läßt sie nicht gelten. Weder auf der Straße, noch in Gesellschaft, bei Besuch, oder im Ministerium bedarf es für die Herren der Glacéhandschuhe.

Die Rua do Ouvidor erhält durch dieses Alles einen vornehmeren Anstrich, und sie ladet zum Umherschlendern auch besonders dadurch ein, daß sie nur den Fußgängern geöffnet ist. Eine städtische Verordnung verbietet für diese Straße das Durchfahren von Wagen bei Strafe von 10 Milreïs (20 Mark). Vor einigen Jahren befahl der Kaiser Dom Pedro II., wohl in Unkenntniß dieser Bestimmung, seinem Kutscher, durch die Rua do Ouvidor zu fahren, was einem übereifrigen Polizeibeamten den Anlaß zur Anzeige gab, auf welche hin der Kaiser zur Zahlung der Strafe verurtheilt wurde. Das Oberhof-Amt zahlte den Betrag aus. Man wird dabei unwillkürlich an das geflügelte Wort jenes Müllers von Sanssouci zur Zeit Friedrichs des Großen erinnert: „Es giebt noch Richter in Berlin.“ Gleichwohl war eigentlich die Strafe ungesetzlich, da der Kaiser für seine Person über den Gesetzen und Verordnungen steht und nach der Verfassung „inviolavel“ ist.

Die öffentlichen Gebäude Rio's sind ziemlich unscheinbar, wo nicht unschön. Das gilt auch von dem am Largo do Paço gelegenen Palast des Kaisers, einem unscheinbaren einstöckigen Bauwerke, welches schon seit lange für vollkommen baufällig gilt. Der Kaiser bewohnt ihn auch nicht und benutzt ihn nur zuweilen für feierliche Audienzen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers ist ein Palais in der Vorstadt S. Christovao, das freier und freundlich gelegen, nur wegen der Nähe des großen Schlachthofes keine besonders günstige Lage besitzt. Während der heißeren Monate

weilt der Monarch nur vorübergehend hier, indem er für gewöhnlich den Sommeraufenthalt in dem höher gelegenen schönen Petropolis vorzieht.

Während so die öffentlichen Bauten, vielleicht mit Ausnahme des Ackerbau-Ministeriums, sich wenig stattlich ausnehmen, ist für die Verschönerung der Plätze viel geschehen. Eine der freundlichsten und besuchtesten Anlagen ist der Passeio publico, die öffentliche Promenade. Wer, aus der Stadt kommend, sich nach der aristokratischen Vorstadt Catete oder nach der reizenden, von lieblichen Villen umsäumten, vornehmen Vorstadt Botafogo begiebt, fährt an dieser schon lange bestehenden Straße und dem Meere sich hinziehenden Anlage vorüber. Wer dann aussteigt und sich nach wenigen Schritten im Schatten mannigfacher Tropengewächse auf einer Bank niedergelassen hat, der möchte kaum glauben, daß sich dies lauschige Plätzchen kaum einen Steinwurf weit von einer der belebtesten Verkehrsadern entfernt befindet. Die Anlagen sind, wie jetzt fast durchweg alle in Rio, im englischen Stil gehalten, namentlich versteht man sich im heutigen Rio gut auf die Pflege des englischen Rasens. Unser Auge schweift über üppig grünende Rasenteppiche hin, weilt auf einer Fontaine oder heftet sich auf eine oder die andere der herrlichen Pflanzengruppen, welche eine Zierde dieser Anlagen bilden. Besonders reizvoll sind dem Auge die einfachen eleganten Formen der Palmen, von denen im Passeio publico namentlich die Fächerpalme, Latania borbonica, in herrlichen großen Exemplaren steht. Eine andere besondere Zierde sind riesige Exemplare der Urania speciosa, einer Musacee, welche auf ziemlich hohem Stamm eine zweitheilige Krone riesiger breiter Blätter trägt, welche sämmtlich in zwei entgegengesetzten Reihen angeordnet sind. Diese aus Madagaskar eingeführte Pflanze ist übrigens ebenso ein Eindringling in die brasilianische Flora wie die genannte Palme.

Das als „botanischer Garten" bezeichnete Etablissement entspricht durchaus nicht dem, was man gewöhnlich darunter versteht, so wenig wie etwa der Berliner Thiergarten einem zoologischen Garten. Es ist eine öffentliche Anlage mit schönen Alleen und prächtigen Bambusdickichten, in der aber von wissenschaftlicher Leitung bis vor Kurzem nur wenig zu merken war.

Als Scherzer einmal einen Brasilianer fragte, wie lange der botanische Garten von Rio schon bestehe, erhielt er die treffende Antwort: seit Erschaffung der Welt. Die Hauptzierde des Gartens sind die prächtigen Alleen der Königspalme, deren mächtige gerade Stämme gleich Säulen zum Himmel hoch emporstreben, durch die Laubkrone wie mit dem Capitäl abschließend. Diese Palmen gehören zu dem monumental oder architektonisch Bemerkenswerthesten, was das Pflanzenreich darbietet; sie drängen den Gedanken auf, daß für die historische Ausbildung des Säulencapitäles gerade die Palme ein maßgebender Factor gewesen sein müsse. Diese Palmenallee ist eine der größten Sehenswürdigkeiten von Rio, einzig in ihrer Art; ihre bildliche Darstellung auf den Brasilianischen Banknoten bildet daher eine sehr passende Verzierung derselben.

An einer Seite des Passeio publico ist ein Theil für Restaurationszwecke reservirt. Hier pflegte, als ich im Monat April in Rio weilte, allabendlich eine deutsche Musikcapelle zu concertiren. Deutsche Musikcorps scheinen jetzt in Südamerika beliebt zu werden. Auch die Köppelmann'sche Capelle, welche während der Ausstellungen des Jahres 1881 in Porto Alegre und in Buenos Ayres concertirte, errang sich großen Beifall, woran zum großen Theile auch das gediegenere Programm Schuld gewesen sein mag. Die Capelle in Rio de Janeiro übrigens, von welcher wir sprachen, hatte sich dem Geschmacke des brasilianischen Publicums bereits bedenklich accomodirt. Der Musikkenner kann das nur für einen Rückschritt halten, wobei natürlich eine besondere Ausnahme zu statuiren ist für die Compositionen des talentvollen brasilianischen Componisten Carlos Gomes, von dessen Opern namentlich „Guarany" auch in Europa, zumal in Italien, gut aufgenommen worden ist. Der Fremde, der sich in Rio vorübergehend aufhält, wird sicher mit diesen Gartenconcerten sich befreunden. Nach des Tages Last und Hitze in einer eleganten Gartenwirthschaft den Tönen einer guten Capelle zu lauschen, die milde würzige Luft des Südens zu genießen, während der Blick mit Befriedigung von den schlanken Formen des illuminirten Wirthschaftspavillons zu dem Kranze von Sträuchern und Bäumen schweift, die ringsum den Platz umgeben, an den zierlichen Wedeln einzelner über das Unterholz emporragender Palmkronen haftet und sich schließlich in träumerischem Selbstvergessen in dem sternbesäeten Firmamente verliert — das ist ein Genuß, den der Reisende doppelt zu schätzen weiß. Ihm bietet ja Rio, zumal bei Abend, sonst wenig. Die kleinen Theater, deren Aufführungen schon der Sprache wegen nicht lange Reiz für ihn haben, gestatten erst nach Mitternacht die Heimkehr durch die unheimlich todten Straßen. Ein flotteres Leben in Gastwirthschaften und größeren Restaurants kennt man nicht. Die eleganten Pariser Cafés mit ihren kleinen Marmortischen, in denen das fast ausschließlich aus jungen Leuten und einigen Fremden bestehende Publicum sich zeitungslesend oder in Unterhaltung begriffen aufhält, sind mindestens keine behaglichen Orte. Im Wesentlichen trifft das Bild noch beinahe zu, welches Burmeister vor dreißig Jahren von Rio zeichnete. „Wandelt man," so meint er, „am Nachmittag durch die Straßen, so sieht man wohl hier und da Damen auf dem Balcon; man begegnet indessen weit mehr Reitern und Equipagen, welche, die Stadt verlassend, auf's Land eilen, um daselbst im Kreise ihrer Familien der Erholung zu pflegen. Endlich gar am Abend, wenn es dunkel geworden, erscheint die Stadt völlig wie von aller anständigen Welt verlassen; nur schwarze und weiße Bummler beiderlei Geschlechts lagern auf den Straßen oder an den Ecken, und nirgends bietet sich eine Scene dar, die Lustwandelnde hervorlocken, anziehen und unterhalten könnte. Ein eigentliches öffentliches Leben existirt nicht. Will man sich ohne nähere Bekanntschaften in Rio amüsiren, so bleibt wahrlich nichts anderes

übrig, als die Einkehr in sich selbst oder die Beschäftigung mit der Natur."

Neuerdings ist jedoch eine Neuerung hinzugekommen, die Vielen der fremden Besucher nicht unlieb sein mag. Es ist die Eröffnung der trefflichen Bierhalle des Herrn Petzold, gerade der Post gegenüber, wo jeden Vormittag und Mittag frisches Culmbacher Bier vom Faß verzapft wird. Das Bier kommt auf Eis per Steamer und wird auch in Rio auf Eis gehalten, so daß man sich keinen besseren Frühschoppen wünschen kann.

Außer einer und der anderen deutschen Gesellschaft, welche hier jeden Mittag am Stammtisch zum Frühstück sich zusammenfindet, sieht man hier viele Fremde verkehren, zu denen deutsche Schiffscapitaine ein stets vertretenes Contingent stellen, sowie neuerdings in steigendem Maße auch Brasilianer.

Einer der schönsten Punkte in Rio de Janeiro ist die Terrasse, welche sich hinter dem Passeio publico hart am Meere erhebt. Hier liegt die ganze weite Bucht als ein entzückendes Panorama vor. Am Fuße der großen Terrasse, zu der man an einem mächtigen Springbrunnen vorbei durch breite Treppen emporsteigt und die nach jeder Seite hin durch einen kleinen Pavillon geziert ist, brechen sich die hier natürlich schon gemäßigten Wogen des Meeres. Ringsum gleitet der Blick an den Uferbergen der Bucht an Stadttheilen und kleinen Inseln hin; und wenn bei Nacht tausende und abertausende von Flammen die Contouren der Küste und der sie überziehenden Vorstädte scharf aus dem Halbdunkel hervorheben und die Reflexe des Lichtmeeres sich auf den Wogen mit dem matten Silberschein des Mondes begegnen, so wird man gestehen, daß mit diesem Anblicke sich nichts Aehnliches in anderen Städten messen kann. Nach rechts hin besonders wird der Blick durch freundliche Bilder gefesselt. Im Vordergrunde steht hier der etwas vorspringende Morro da Gloria, dessen übereinanderstehende Häuser- und Gartenmauern durch zwischendurch lugende Palmen- und Bananengruppen zu einem malerischen Bilde vereint werden, über dem sich, dem Namen zur Rechtfertigung, stolz thronend die hübsche, mit einem Thurm gezierte Gloria-Kirche erhebt. Weiterhin schließen sich die zur Bucht von Botafogo führenden Stadttheile an, und den Abschluß bildet jener sonderbare Felskegel, der unter dem Namen des Zuckerhutes (Paõ de assucar) bekannt ist. Auf einer vielzackigen Landzunge erhebt sich der 1212 Fuß hohe Granitkegel mit seinen kahlen, unbewachsenen düstern Wänden steil aus dem Meer empor, nach allen Seiten hin scharf gegen den blauen Himmel sich abzeichnend.

Der „Zuckerhut" ist schwer zu ersteigen und auch nur selten erklettert worden. Es lohnt auch jedenfalls schon um deshalb wenig der Mühe, weil der bedeutend höhere Corcovado sehr leicht zn ersteigen ist. Gegenwärtig gelangt man leicht und rasch auf den Gipfel des Corcovado durch die cr. 4 Kilom. lange Zahnradbahn, welche in überaus malerischer Fahrt mit Steigung von oft 30% bald auf kühnen Bogen Schluchten überschreitet,

bald mitten durch den üppigsten Urwald hindurch führt nach dem 710 m hohen Gipfel, dessen schmale Krone ein Aussichtstempel ziert, von welchem man ein großartiges entzückendes Panorama genießt. Im Südosten gewahrt man die Gávia, eine ungeführ 1000 Meter hohe, einem Mastkorb gleichende, Erhebung, und etwas näher im üppigsten Grün ein Stück des botanischen Gartens; nach Süden aber durch eine schmale niedrige Küstenstrecke von einem kleinen See abgeschlossen, dehnt sich das Meer unabsehbar aus, und aus ihm tauchen in allmählich weiter gerückten Entfernungen die vielen Inseln hervor, welche gerade vom Corcovado aus übersehen werden können. Weiter rechts erscheint das annuthige Clemente-Thal mit der großartigen Irrenanstalt Dom Pedros II. und dem Fort von Praya vermelha; hierauf die liebliche villengesäumte Botafogo-Bucht, und hinter derselben der unmittelbar aus der Meeresfluth kühn aufsteigende Zuckerhut, der aber jetzt wie ein Zwerg erscheint. Völlig klar überblickt man den Eingang in die Bai mit dem Fort von S. João am Fuße des Zuckerhuts und dem großartigen Fort von Santa Cruz am gegenüberliegenden Ufer. Die Entfernung beider Festungen beträgt nur 5000 Fuß, und die dadurch bedingte Sicherung des Einganges der Bucht wird noch durch eine in der Mitte zwischengelagerte Felseninsel erhöht. Zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt Rio selbst ausgebreitet nebst ihren Vorstädten in den Thälern von Larangeiras und Catumby, und dahinter die herrliche Bai, in welcher man bei klarem Wetter sämmtliche größeren wie kleineren Inseln scharf unterscheidet. Am jenseitigen Ufer, Rio gegenüber erblickt man Nictheroy oder Praya grande, die durch große Dampffähren in beständigem lebhaftem Verkehr mit Rio stehende Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro; und endlich gegen Norden, in weitem Bogen die Bai umfassend, die geisterhaft aufsteigende Gebirgskette der Orgelberge, welche durch ihre blauen, wie Orgelpfeifen an einander sich reihende Felsspitzen so leicht erkenntlich sind. „Kaum scheint es denkbar," so äußert sich Scherzer, „daß das Auge von einem Standpunkte aus ein großartigeres, mannigfaltigeres Bild überschauen könne. Wir verweilten stundenlang auf dem Gipfel des Corcovado und vermochten uns doch nicht satt zu sehen an allen den Herrlichkeiten, welche die Natur mit verschwenderischer Hand über diese Stelle ausgegossen hat."

Der größte Platz Rio de Janeiros ist der ziemlich im Mittelpunkt der Stadt gelegene Campo de Santa Anna, nach der gleichnamigen, an der Nordseite des Platzes gelegenen Pfarrkirche so benannt. Officiell führt der ca. 600 Meter lange und halb so breite Platz die Bezeichnung Praça d'acclamçao. zum Andenken an die hier am 12. October 1822 von Dom Pedro I. verkündete Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens. Bis in die neuste Zeit war dieser Platz ein wüstes Feld, das fast nur den zahlreichen schwarzen Wäscherinnen zu Statten kam, die hier ein großes gemauertes Bassin als gemeinschaftlichen Waschtrog benutzten und dann auf dem Rasen des Platzes

die Wäsche zum Trockenen auslegten. Als Burmeister vor mehr als dreißig Jahren Rio besuchte, entwarf er von diesem Platze folgende Schilderung: „Hier sieht man neben den ungepflasterten kothigen Fahr- und Fußwegen allerdings Kehrichthaufen, alte Lumpen, zerrissene Schuhe in Masse, zerfetzte Hüte und stellenweise noch viel undelikatere Gegenstände herumliegen; aber der Platz ist außerhalb des besseren Stadttheils, hat nur wenig gute Häuser, obgleich das Senats- und Museums-Gebäude seine beiden langen Seiten zieren, und gleicht mehr einem abgelegenen Felde als dem Centrum einer großen Hauptstadt, wofür er doch in mancher Beziehung gelten soll, denn hier werden die großen Paraden zur Feier der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens und der Annahme des constitutionellen Regiments abgehalten."

Schon Wappäus meinte, daß dieser verwahrloste und durch den darauf angehäuften Unrath wahrhaft ekelhafte Platz nach seiner Lage und Ausdehnung ganz dazu angethan wäre, zum herrlichen Park umgewandelt zu werden, welcher der Stadt nicht allein zur Zierde, sondern auch in hygieinischer Beziehung zu großem Vortheil gereichen würde. Diese Umwandlung hat sich nun in den letzten Jahren in überraschend gelungener Weise vollzogen. Der ganze durch ein elegantes Gitter umfriedigte Platz ist in eine herrliche frische Anlage verwandelt, von Wasser durchzogen, mit hübschen Kunstbauten, Brücken und Grotten und mit der allermannigfachsten Vegetation geziert. Tadelloser englischer Rasen überkleidet als saftig grüner Teppich das leicht wellig erhobene Terrain, und die Bosquets, welche die Wege begrenzen, sind trotz ihres kurzen Bestandes hoch und kräftig. Mit wirklichem Geschmack sind namentlich die verschiedenen kleinen Brücken ausgeführt, indem sie, obwohl durchaus mit Stein und Cement hergestellt, Holzbauten aus unbehauenen Stämmen imitiren. Wenn man diese schweren Baumstämme, welche den Brücken als Brüstung dienen, nicht ganz genau betrachtet, so glaubt man nicht, daß es dem Künstler habe gelingen können den Stamm bis auf die Kleinigkeiten, wie den Querschnitt der abgehauenen Aeste, so täuschend nachzuahmen. Die Anordnung der Bäume und Sträucher in Bosquets die Vertheilung der auffälligeren großblätterigen Pflanzen, wie namentlich der in vielen Arten vertretenen Palmen, über die Rasenfläche ist sehr geschmackvoll; den Campo de Santa Anna halte ich für einen der schönsten Plätze, den es im Inneren größerer Städte geben mag. Und dieser Eindruck wird um so mehr hervortreten, je höher die Zahl der größeren öffentlichen Bauten steigt, welche den Platz umgeben, und welche besonders in's Auge fallen, wenn man einen höheren Standpunkt wählt, wie z. B. jene sehr kunstvoll errichtete Felsenpartie, in deren Innerem sich die Grotte befindet, während außen kleine Cascaden über die Vorsprünge und Absätze der Felsblöcke hinabstürzen. Der Platz würde in Bezug auf seine Umgebung mehr zur Wirkung kommen, wenn die öffentlichen Bauten, die ihn umgeben, wie das Museum, das Senatsgebäude, das Kriegsministerium, der Bahnhof u. s. w., stattlichere Façaden aufwiesen. Indessen mag auch

das immer mehr sich ändern; z. B. wird das neue Gebäude der Municipalkammer nicht minder wie die Kirche Santa Anna mit ihrem schlanken Thurme zu einer Zierde des Platzes.

Fraglich bleibt freilich, ob es praktisch war, diese Anlagen so ganz offen und relativ schattenlos zu halten. Die Ausbildung wenigstens eines Theiles der Anlage in einen dichten, kühlen, schattenspendenden Park würde für die heiße Tageszeit sicher zweckentsprechender gewesen sein. Vielleicht ist auch dieser Umstand ein Grund für den verhältnißmäßig unbedeutenden Besuch der schönen Promenade. Im Uebrigen sind schöne Parkanlagen, in denen man Schatten und erquickende Kühle finden und das Auge an schönen Naturbildern und köstlichen Pflanzengruppen weiden kann, für die Bevölkerung Rios wie wohl überhaupt für die Brasilianer weniger Bedürfniß wie für Europäer. Einer meiner Bekannten, der vor einigen Jahren von einer halbjährigen Reise nach Brasilien nach Deutschland zurückkehrte, konnte nicht genug seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß von den vielen Naturschönheiten, die er in sich aufgenommen, so wenige für ihn durch gute Photographien zu einem bleibenden Andenken sich gestalten ließen. Von einer an Naturschönheiten überreichen Gegend, welche durch die Eisenbahn zugänglich geworden, war nichts an Photographien zu haben, als das noch dazu völlig einfache und unschöne Stationsgebäude. Will man von der Großartigkeit der Tropenvegetation, von den entzückenden Bildern, wie sie die Waldungen selbst noch in unmittelbarer Nähe von Rio auf der Tijuca, am Corcovado oder bei Petropolis darbieten, irgend welche bildlichen Darstellungen haben, so muß man auf die Werke älterer deutscher Reisenden zurückgreifen, nicht aber sich einbilden, in den Kunsthandlungen und unter den dürftigen, aber theueren Photographien, die in Rio käuflich sind, das finden zu können, was man sucht. Wie anders kommt in dieser Hinsicht in Italien die Photographie den Wünschen des Reisenden und Naturfreundes entgegen!

Das, was wir im Vorausgehenden vorgeführt, dürfte genügen, um den Eindruck zu hinterlassen, daß das moderne Rio in Bezug auf seine Verkehrsmittel es mit jeder anderen Stadt ähnlicher Größe aufnehmen kann, und daß für die Verschönerung der Stadt, zumal ihrer öffentlichen Plätze, in den letzten Jahren viel, sehr viel geschehen ist. Diese Verschönerungen sind aber auch eben so viele Fortschritte in Bezug auf die Gesundheitspflege.

Eben diese Beziehungen zu prüfen und zu untersuchen, was in Rio in hygienischer Beziehung geschehen oder unterlassen ist, möge im Folgenden unsere besondere Aufgabe sein. Zuvor aber muß die Frage erörtert und klargestellt sein, was denn in dieser Richtung von Großstädten im Allgemeinen und von Rio de Janeiro im Speciellen erwartet und verlangt werden kann. In dieser Hinsicht wird man, meine ich, erwarten können, daß die Straßen gut gereinigt, gepflastert und beleuchtet sind, daß für

gutes Wasser gesorgt, der Abfluß regulirt, die Entfernung des Inhaltes der Senkgruben auf gemessene Weise geordnet ist, die erforderliche Ueberwachung hinsichtlich des Verkaufes der Lebensmittel nicht fehle, bei herrschenden Epidemien alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden und für genügende Pflege und Behandlung der Erkrankten vorgesorgt sei. Dagegen wäre es ein offenbar thörichtes Verlangen, wollte man die sämmtlichen engen Straßen, d. h. also die ganze innere Stadt, umgebaut wissen. Ebensowenig lassen sich die niedrige Lage der Stadt und die daraus resultirenden Verhältnisse des Grundwassers ändern. Gerade dieser Umstand aber, die Lage der Stadt an der niederen Küste und die gleichfalls nicht zu ändernden Einflüsse des Klimas, bringen es mit sich, daß Rio nicht nur denselben Epidemien, denen die Bevölkerung jeder großen Stadt ausgesetzt zu sein pflegt, sondern besonders auch dem gelben Fieber leicht zugänglich ist. Ja dieses Verhältniß würde sich auch dann nicht ändern, wenn an Stelle der heutigen engen Straßen breite luftige träten. Die Gesundheitsbedingungen einer Stadt sind das Resultat zweier Gruppen von Factoren, solcher, die in den natürlichen Verhältnissen der Lage des Ortes und seines Klimas gegeben sind, und solcher, welche durch die Thätigkeit des Menschen regulirt werden. Es ist begreiflich, daß eine Kritik der Leistungen Rios auf dem Gebiete der Hygiene es nur mit der letzten Kategorie zu thun hat; und behält man das im Auge, so kann man der Stadtbehörde das Lob nicht versagen, daß sie wahrhaft großartige und höchst anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht hat, um die Stadt zu einem den Verhältnissen nach gesunden Orte zu gestalten.

Bei allen Erörterungen über Rio sollte man nie vergessen, daß die City von Rio das Geschäftsviertel ist und auch für Fremde nichts anderes sein sollte, nicht aber der Wohnort. Wozu sind denn alle die zahllosen Bondslinien da, wozu alle die herrlichen gesunderen Vorstädte, wenn der Fremde, der nicht einmal die Absicht hat, sich zu acclimatisiren, nicht im Interesse seiner Gesundheit und seines Wohlbefindens in ihnen sein Domicil aufschlagen sollte? Die innere Stadt ist einmal ein niedrig an der Küste gelegener Ort, mit engen dumpfen Straßen und unfreundlichen alten verwohnten Häusern, der noch keinem der vielen Reisenden, die über sie berichtet, einen anderen als einen unfreundlichen oder selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen hat. Dieser unbehagliche Eindruck aber ist Folge der Lage und Bauart der Stadt, nicht aber der Ausdruck vernachlässigter Reinhaltung. Früher, wie schon erwähnt, muß Rio eine der schmutzigsten, unsaubersten Städte gewesen sein; aber das ist längst anders geworden, und in den letzten Decennien ist zum Theil unter Darbringung enormer Opfer Alles geschehen, was zur Rein- und Gesundhaltung einer Großstadt nur geschehen kann. Werfen wir in Folgenden auf diese Maßregeln einen Blick.

In Bezug auf reichlichste Versorgung mit vorzüglichem Wasser ist Rio eine der günstigst situirten Städte. Die bewaldeten wasserreichen

Höhenzüge, welche Rio umschießen, stellen sehr ergiebige Quellgebiete dar. Schon Scherzer, der im Allgemeinen über Rio als Stadt sehr abfällig urtheilt, konnte doch nicht umhin, zweien der öffentlichen Einrichtungen die verdiente Anerkennung zu zollen: der Gasbeleuchtung und der Wasserleitung. Er rühmt die großen, stattlichen Brunnen, welche die öffentlichen Plätze schmücken. Fast an jede Straßenecke sprudelt aus zierlichem Metallhahne frisches Quellwasser, das auf großartigen Aquäducten zehn bis zwölf englische Meilen weit aus den benachbarten Gneiß- und Granit-Bergen der Tijuca-Kette hergeleitet wird. „Mit Ausnahme der Triton-Wasserleitung in der Umgebung von New-York," bemerkt Scherzer, „welche diese herrliche Stadt täglich mit 40 Millionen Gallonen Wasser zu versehen im Stande ist, erinnern wir uns nicht, in irgend einem Theile der Erde eine derartige Einrichtung von größerer Ausdehnung gesehen zu haben."

Die Versorgung mit Wasser ist in Rio auf drei große Leitungen vertheilt, welche eine Gesammtausdehuung von über 36 deutschen Meilen oder 260 Kilometer besitzen und in 24 Stunden 36 Millionen Liter Wasser liefern. Die älteste der drei Leitungen ist diejenige der Carioca, welche bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch ist. Diese großartige Leitung führt das Wasser vom Corcovado in einem überwölbten Canale von behauenen Granitquadern an den Abhängen des Theresienberges hin und überschreitet das Thal zwischen diesem Berge und dem Morre de Santo Antonio auf einem 18 Meter hohen aus zwei übereinander stehenden Bogenreihen gebildeten Aquäducte. Das Wasser, welches der Aquäduct nach der Stadt führt, stürzt am Corcovado auf seiner halben Höhe, ungefähr eine Stunde von der Stadt, aus einer großen Menge von Quellen als reiner dicker Wasserstrahl in schönen Cascaden über die Granitfelsen hinab und bildet einen mit der herrlichsten Tropenvegetation umgebenen Bach, nachdem noch eine bedeutende Anzahl von Quellen durch ebenso viele den Bergabhang entlang sich windende Canäle damit vereinigt worden. Eine zweite Leitung bezieht ihr Wasser aus dem kleinen auf der Serra da Tijuca entspringenden Maracaná-Flusse. Sie zieht sich am nördlichen Abfall des Theresienberges hin und versorgt den westlichen Theil der Stadt mit Wasser. Eine dritte und neueste Wasserleitung endlich, deren stetige Erweiterung und Verbesserung noch fortdauernd einen Gegenstand eifriger Fürsorge seitens der Regierung bildet, ist diejenige der Tijuca, welche das Wasser nach einem riesigen Reservoire in S. Christovão führt. Diese Leitung und die riesigen gemauerten und cementirten Reservoire für dieselbe auf der Tijuca sind eine ebenso stattliche wie sehenswerthe Leistung. Die Erkenntniß der Wichtigkeit des Waldbestandes der Tijucaberge für die Ergiebigkeit der Quellen hat die Regierung veranlaßt, das ganze in Betracht kommende Gebiet zu erwerben und die Vegetation desselben zu hegen. Ausgezeichnete Fahrstraßen führen nach den Tijucabergen hinauf, an einem herrlichen, in üppigsten Tropenwald eingefaßten

Wasserfall vorüber und nach den als Floresta bezeichneten neuen Anlagen. Der Wald selbst wird nachgepflanzt, und zwar als erster Versuch zu einer rationellen Forstwirthschaft in Brasilien mit wirklich nützlichen und werthvollen Baumsorten und unter Heranziehung von Baumschulen. Eine Fahrt und resp. ein Spaziergang in diesen Anlagen gehört für den Naturfreund zu dem Genußreichsten, was nur freundliche Gebirgsscenerie und üppigste Tropenvegetation im Verein mit einander bieten können. Es ist gar nicht zu beschreiben, welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vegetation hier die Natur auf den kleinsten Raum zusammendrängt. Immer von Neuem stößt das Auge auf unbekannte Formen. Lianen, die Seilen gleich vom Boden zur Krone und sich spaltend von Baum zu Baum zu erstrecken, Rohrgras und haushohe Bambusstangen, Parasiten, die dicht gedrängt gleich Teppichen die dicksten Aeste überziehen, breitblättrige Feigen, blühende lorbeerartige Bäume oder feingefiederte Mimosengewächse, die großen schönen Blüthen einer Schlingpflanze hoch oben im Laubwerk eines Baumes oder die mehrere Meter langen Reiser einer Palmenkrone lenken die Aufmerksamkeit auf immer neue Gruppe und Prachtexemplare hin. Und so viel man davon in sich aufnimmt, nirgends kehrt doch genau das Gleiche wieder.

Wenn schon am Gestade des Meeres das ewig sich erneuernde Schauspiel der anstürmenden, sich überstürzenden und schäumend zurückrollenden Wogen uns immer neue und fesselnde Anblicke gewährt, wie viel mehr erst der Urwald mit seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Pflanzengestalten. Während im deutschen Walde Buche oder Tanne und hinsichtlich des Unterholzes einige wenige Sorten von Büschen und Ranken sich immer wiederholen, so scheint hier jeder Baum, jeder Strauch einer anderen Art anzugehören. Nach hunderten zählt die Menge der Baumsorten, welche im Urwalde vertreten sind, und nie trifft man ungemischte, Bestände irgend eines Laubwaldes an. Es gilt vom brasilianischen Walde was Goethe von der Natur sagt: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte.“ Und so wird man dem deutsch-brasilianischen Dichter W. Bauer*) beistimmen, wenn er diese Eindrücke in die Verse kleidet:

So hab ich, schönes Land, dich erblickt,
Das in Jugendträumen mich schon entzückt,
Dich, blauer Himmel der ewig lacht,
Dich Freiheit, die's Leben uns heiter macht!
Wo die Palme hoch in den Wolken schwankt,
Wo am starken Baume die Schlingpflanze rankt,
Wo nimmer die Axt der Pflanzer schwang
Und nie des Menschen Stimme erklang,

*) Unter diesem Pseudonym hat ein angesehener deutscher, in der Provinz Rio Grande lebender Ingenieur eine Reihe sehr gelungener Dichtungen veröffentlicht, deren einer aus der „Deutschen Zeitung“ von 1880 Nr. 61 wir die folgenden Strophen entnehmen.

Wo nicht der Hunger Almosen fleht,
Bei jedem Schritt neues Wunder ersteht —
Da geht er still und ganz allein,
Und Andacht dringt ihm in's Herz hinein!

Die herrlichen Waldungen der Tijuca-Berge, die schöne Gebirgsscenerie, die vielen zum Theil außerordentlich reizvollen Wasserfälle der Umgebung machen die Tijuca zu einem ganz besonders freundlichen und durch die vorzüglichen Straßen auch zu Excursionen einladenden Aufenthaltsorte. Der Fremde, sofern er nicht gerade beständig in Rio beschäftigt ist, wird daher weit angenehmer und gesunder wohnen, wenn er eines der guten Hotels der Tijuca aufsucht. Post und Pferdebahn ermöglichen es, schon früh in Rio zu sein und Abends zurückzukehren.

Das, was wir hier von den Wasserleitungen Rios, von den großen Reservoiren, der Pflege der Waldungen, aus denen die Quellen hervorkommen, gesagt haben, zeugt gewiß für volles Verständniß für eine der wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege. Obwohl bereits vor Jahren über 70 Liter Wasser auf den Kopf der Bevölkerung täglich entfielen, fährt die Regierung doch fort, die Wasserbezugsquellen zu vermehren. Hier ist wirklich Tüchtiges geleistet, allerdings wie fast immer unter Aufwendung unverhältnismäßig hoher Kosten. Es ist einmal in Brasilien Tradition, die vom Staate ausgeschriebenen öffentlichen Arbeiten als bequemes Mittel zu rascher und enormer Bereicherung zu benutzen. Unter solchen Umständen pflegt die Ueberweisung bedeutender Aufträge nicht an die Tüchtigsten und an die geeignetsten Unternehmer zu gelangen, sondern an diejenigen, welche den zweckmäßigsten Weg einzuschlagen verstanden. So ist denn auch das riesige neue Wasserreservoir, welches für die Tijuca-Leitung in Pedregulho ganz in der Nähe des kaiserlichen Palais vor einigen Jahren erbaut wurde und viele Millionen Mark verschlungen hat, gleich nach der ersten Benutzung geborsten. Wieder geflickt, zeigt es bald neue Risse, die den Wasserstand nur auf drei Meter Höhe kommen ließen und die enormsten neuen Ausgaben verursachten. Ein mit solchen Arbeiten vertrauter gewissenhafter Ingenieur würde mit der Hälfte der verwendeten Millionen Besseres geleistet haben.

Auf diese Weise baut der Staat in Brasilien enorm theuer und muß noch froh sein, wenn überhaupt etwas Brauchbares dabei entsteht. So wurde Ende der siebziger Jahre in Rio Grande für Millionen ein neues Zoll-Gebäude errichtet. 1880 mußte bereits ein Theil, weil er im Einstürzen war, wieder eingerissen werden. Der Unternehmer aber soll bei dem Contracte die Kleinigkeit von 60 pCt. für sich gerettet haben. Das ist nun an und für sich nicht zum Verwundern, wohl aber die Fiscalisation des Staates, die das Gebäude als contractgemäß hergestellt abnahm.

Außer für die Wasserleitungen hat die brasilianische Regierung in den letzten Jahren auch enorme Opfer gebracht für die Canalisation der

Stadt Rio de Janeiro und ihrer Vorstädte. Früher war dieser Punkt ein besonders dunkler. Die Entleerung der Aborte erfolgte durch die Neger mittelst hölzerner Kübel, die sie Abends auf dem Kopf zum Strand trugen.

Dies ist auch in den anderen brasilianischen Küstenstädten noch heute das übliche System. Man kann sich leicht denken, daß die abendliche Wanderung der Neger mit den „Tigres" auf dem Kopf für die Straßenpassage keine angenehme Zuthat ist, namentlich wenn die Schwarzen zu früh damit beginnen. In Porto Alegre wird die Verordnung, welche den Negern die Entleerung der Kübel am frühen Abend verbietet, durch gelegentliche polizeiliche Abfassungen aufrecht erhalten, wobei dann sämmtliche Delinquenten mit dem Corpus delicti über Nacht in's Polizeigefängniß wandern. In Rio de Janeiro ist man seit 1867 zur Canalisation übergegangen, indem durch eine englische Gesellschaft Sielbauten (Esgotos) zur Abführung des Unrathes aus den Aborten und zur Ableitung des Regenwassers ausgeführt wurden. Diese nach dem System von Leicester ausgeführten Canalisationsarbeiten sind gleichfalls als eine große Verbesserung anzusehen. Im Zusammenhange damit ist an vielen Stellen der seicht auslaufende Strand durch vorgeschobene Quaibauten verbessert worden, indem dadurch die seicht auslaufenden Uferstrecken, welche besonders zur Fäulniß hingeworfener oder angespülter thierischer Stoffe geeignet sind, beseitigt wurden. Alle diese Arbeiten waren besonders deshalb schwierig durchzuführen, weil die inneren Stadttheile wie z. B. jene am Campo de Santa Anna nur um etwa 3 Meter über den normalen Wasserstand sich erheben.

Die Sielbauten bilden jedoch nur einen, wenn auch besonders wichtigen Theil der zur Entfernung des Unrathes bestimmten Einrichtungen. Sie werden ergänzt durch die Wirksamkeit der Straßenreinigungsgesellschaft. Dieser Compagnie liegt es ob, die vielerlei Küchenabfälle, Kehricht und allen auf die Straße geworfenen oder zur Abholung hingestellten Unrath, sowie endlich die Cadaver der gefallenen Thiere, als Hunde, Katzen, Ratten rc., zu entfernen. Es klingt fast unglaublich, wenn man die Berichte über die Thätigkeit dieser Gesellschaft liest, welche 1881 zur Einrichtung von Oefen behufs Verbrennung thierischer Leichen verpflichtet wurde und täglich per Dampfer die Objecte ihres Sammeleifers von Rio de Janeiro nach der Insel Sapucaia fortschafft. Die Straßenreinigungsgesellschaft hat beispielsweise im August 1878: $3^1/_{10}$ Millionen Kilogramm Schmutz und Abfälle, sowie 2237 todte Thiere fortgeschafft, welche an der Küste umher lagen. Im October desselben Jahres wurden 5 Millionen Kilogramm Schmutz und 3664 todte Thiere, im April 1880 $5^7/_8$ Millionen Kilogramm Schmutz und 3850 todte Thiere abgeführt.

Daß die Reinlichkeitsverhältnisse von Rio sich seit der Wirksamkeit dieser Compagnie und seit der Einrichtung der Canalisation ganz wesentlich verändert haben müssen, ist ohne Weiteres klar. Dabei wird in Rio das Pflaster nicht nur von Schmutz gereinigt, sondern auch durch an den

Wasserleitungsröhren angebrachte Schläuche vor dem Fegen gespült. Kurz, man vermißt keine der modernen Errungenschaften zur Reinhaltung der Straßen, und wenn bei alledem die City von Rio de Janeiro als Wohnort weder angenehm noch empfehlenswerth erscheint, so liegt das in der Lage und Bauart der Stadt begründet, nicht aber in Versäumniß der durch die öffentlichen Gesundheitspflege erheischten Maßnahmen.

Auch in anderen die Sicherheit des Lebens wie des Eigenthumes der Bewohner betreffenden Beziehungen steht Rio hinter den europäischen Großstädten nicht zurück. Für Schlächtereizwecke ist ein besonderes in San Christovão gelegenes Etablissement vorhanden. Die zahlreichen Aasgeier, welche sich daselbst aufhalten und den Platz beständig umkreisen, verrathen die Bestimmung desselben schon von Weitem. Daß nach brasilianischer Sitte die Abfälle des geschlachteten Viehes den Aasgeiern zugewendet werden, ist wohl des unvermeidlichen Gestankes halber in sanitärer Beziehung nicht zu billigen, aber eine in ganz Brasilien übliche Einrichtung. Nur in der durch ihre vielen Schlachtereien, Xarqueadas, bekannten Stadt Pelotas im äußersten Süden des Kaiserreiches verwerthet ein deutscher Fabrikant, Herr H. Elste, die sonst unbrauchbaren Abfälle zur Herstellung eines künstlichen Guano-Mehles und anderer einschlägiger Producte.

Ganz auf der Höhe der Zeit stehen in Rio die Löschanstalten, so daß nur relativ wenige und geringfügige Brände vorfallen. Dasselbe gilt auch von der Gasbeleuchtung, die schon vor mehr als zwei Decennien von Scherzer sehr gerühmt wurde. „So unschön Rio bei Tage ist,“ sagte er, „ebenso herrlich und strahlend nimmt es sich des Nachts bei Gasbeleuchtung besonders vom Hafen gesehen aus. Als wir am Abende nach unserer Ankunft die hell funkelnde Stadt vor uns liegen sahen, glaubten wir, es fände aus irgend welcher feierlichen Veranlassung eine besondere Beleuchtung statt, und bemerkten erst später, daß Rio jede Nacht ebenso feenhaft, als bei Tage grauenhaft aussieht.“ Eins wie das Andere ist übertrieben, wiewohl namentlich der imposante Anblick des beleuchteten Rio von der Bai aus gesehen nicht in Abrede zu stellen ist. Der Blick ist ähnlich jenem, welchen in Hamburg des Nachts das Alster-Bassin gewährt, und wird nur noch großartiger durch die Ausdehnung der Straßenbeleuchtung bis auf die Höhen und die fernsten Ausläufer der Vorstädte. Die Gasgesellschaft ist ein englisches Unternehmen, welches mit der Regierung einen von dieser seit langer Zeit unbequem empfundenen Contract besitzt. Es scheint das nationle Selbstgefühl schwer zu verletzen, daß bei so vielen großartigen öffentlichen Unternehmungen die Engländer den Rahm abschöpfen. So ist außer der Gascompagnie die Küstenreinigungsgesellschaft eine englische, und wieder Engländer haben die Bondslinien in Rio eingeführt, die enormen Canalisations-Arbeiten übernommen und ausgeführt, viele Eisenbahnen gebaut und auch die Küstendampfschiffahrt lange mit großer Subvention in den Händen gehabt. Das mag denn wohl auch einer der Gründe gewesen

sein, weshalb die Regierung vor fünf Jahren den abgelaufenen Contract mit der Gas-Compagnie nicht gleich erneuerte. Darauf hin schraubte die Compagnie ihre Preise in die Höhe, was eine mächtige Aufregung im Publikum zur Folge hatte, deren Spitze sich theils gegen die Regierung, theils gegen die Gas-Gesellschaft richtete. In einer Volksversammlung beschloß man, den Privat-Consum von Gas einzustellen. Mit Einbruch der Nacht schloßen viele Kaufläden die Thüre, andere beleuchteten mit Petroleum. Die Menge, welche die Straßen durchzog, zertrümmerte die Gaslaternen, die Straßen blieben in Finsterniß. Truppen wurden in den Kasernen consignirt. Patrouillen durchzogen die Stadt, der Kaiser, der aus dem Theater heimkehrte, ließ seine Begleitmannschaft besonders verstärken und eine unheilverkündende Stimmung beherrschte das Volk. Am anderen Tage trat die Regierung mit der Gas-Gesellschaft wieder in Unterhandlung

Man sollte meinen, die Erfahrungen, welche bei Einführung der Vintem-Steuer für die Bonds-Linie gemacht worden, hätte die Regierung vorsichtiger machen müssen — indeß waren ja seit jener Zeit schon zweimal die Ministerien von der Bühne abgetreten. Im Uebrigen muß man einräumen, daß die Regierung sich dem Volke und resp. dem Pöbel von Rio de Janeiro gegenüber in einer mißlichen Lage befindet. Die Republikaner machen sich bei allen Wahlen breit, erringen auch namentlich bei den Wahlen zu den Provinziallandtagen immer bedeutendere Erfolge; ihre Zeitungen treten für die Republik, andere für die Revolution ein. Eine Revolver- und Schmutz-Presse explorirt in infamster Weise den Skandal und gefällt sich namentlich darin, die ehrwürdige Person des Kaisers zum Gegenstande des Gespötts zu machen. Ja — Freiheit, die ich meine! Wer diese Sorte Freiheit sein Ideal nennt, der kann das monarchische Brasilien als Muster für Preßfreiheit hinstellen. Bei irgendwie drückenden oder unbequemen Neuerungen entsteht unter dem Druck der Hetz-Presse eine zu den gröbsten Excessen führende Aufregung. Tritt die Regierung fest auf, so schreit das vergossene Bürgerblut zum Himmel um Rache; giebt sie nach, so gilt sie für blamirt und die Nachgiebigkeit erscheint als Schwäche. Einer solchen, ohnehin so leicht erregbaren Volksmasse gegenüber ist die Aufgabe der Regierung keine leichte.

Höchst interessant ist die oben berührte Thatsache des Vorwiegens der Engländer bei allen großen Unternehmungen und Capitalanlagen. Dabei ist nach der in Brasilien üblichen Praxis auch nach der finanziellen Seite kein Risico für sie vorhanden, da die Regierung 7 oder 6 Procent Zinsen des fixirten Capitales garantirt. So war die erste Eisenbahn, welche in der Provinz Rio Grande do Sul erbaut wurde, ein englisches Unternehmen, welches seit Jahren der Provinz durch das große jährliche Deficit enorme Kosten verursacht. Die Direction nimmt auf die Bedürfnisse des Verkehrs nicht gebührend Rücksicht. So ist eine zu niedrig gelegte Eisenbahnbrücke bei S. Leopoldo ein schweres Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Rio dos Sinos. Es wäre leicht zwischen zwei Pfeilern eine Einrichtung zum

Durchlassen der Schiffe einzurichten, allein das liegt ja nicht im Interesse der Bahn und darum widersetzt sie sich. Auch die Franzosen treten in Südamerika namentlich in neuerer Zeit als Bauunternehmer 2c. auf. Das deutsche Capitel aber, das wenigstens für Südbrasilien am meisten Grund hätte einzutreten, zeigt keine Initiative. Und geht ja von einer großen deutschen Firma oder Gesellschaft ein großes Unternehmen aus, wie z. B. die Ausbeutung der Kohlenbecken in der Provinz Rio Grande do Sul, so weiß Mißgunst und Neid nicht, wie sie sich aufblasen und dagegen intriguiren sollen. Und dabei ist es Thatsache, daß der Importhandel von Rio Grande fast ganz in deutschen Händen ist: daß die deutschen Colonien der Provinz prosperiren, das Deutschthum sich noch nirgends so sehr eine geachtete und seinen Verhältnissen angemessene Stellung errungen hat, als eben in dieser, durch ihr mildes Klima dem Deutschen besonders zusagenden Provinz; daß endlich der Export deutscher Industrieproducte nach Rio Grande ein sehr bedeutender ist und es noch mehr sein würde, wenn es noch eine deutsche Einwanderung nach dieser Provinz gäbe. Eine starke deutsche Einwanderung nach Südbrasilien schafft der deutschen Industrie ein bedeutendes und immer wachsendes Absatzgebiet, indeß die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten Concurrenten großzieht. So wäre es unbedingt die Aufgabe der deutschen Wirthschaftspolitik, der deutschen Colonisation Südbrasiliens allen möglichen Vorschub zu leisten. Statt dessen hat die deutsche Regierung der Ausstellung deutscher Industrieproducte in Porto Alegre keine Theilnahme geschenkt und statt die Einwanderung nach Südbrasilien zu begünstigen, hält sie das Auswanderungsverbot nach Brasilien aufrecht, was ungerecht deutschen Elementen in Südbrasilien gegenüber und unklug zugleich ist im Interesse der deutschen Wirthschaftspolitik.

Unter denjenigen Neuerungen, durch welche Rio de Janeiro im Laufe der letzten Jahre den an moderne Großstädte zu stellenden Anforderungen zu entsprechen sich bestrebt hat, ist auch die für ein heißes Klima doppelt wichtige Frage der Eisversorgung nicht zu vergessen. Das Eis spielte bis in die letzte Zeit eine untergeordnete Rolle in den brasilianischen Küstenstädten, woran vor Allem sein hoher Preis schuld war. Man hat vielfach nordamerikanisches Eis importirt. Noch bis in die neueste Zeit bezog Porto Alegre nordamerikanisches Eis vom La Plata her, wobei denn der Preis pro Kilo auf 2—3 Mark zu stehen kam. Erst in neuester Zeit hat man in S. Paulo, Rio de Janeiro und Porto Alegre große mit Dampf betriebene Maschinen eingeführt, welche auf künstlichem Wege Eis herstellen. Die in Rio thätige Eismaschine ist eine der größten, welche existiren; sie vermag in der Stunde 1500 Kilogramm Eis zu erzeugen und das Kilo zu 8 Pfennigen zu verkaufen. Seit dieser Zeit ist die Verwendung von Eis natürlich sehr gestiegen. Man stellt sich schwer vor, wie empfindlich der Mangel von Eis, namentlich auch für ärztliche Zwecke, dem daran Gewöhnten wird. Auf der deutschen Colonie, wo der Verfasser

dieses Aufsatzes lebte, ist natürliches Eis nie zu haben, es sei denn einmal in besonders kalten Wintern in aller Frühe auf den Wasserpfützen.

Vorzüglich sind in Rio die für die Behandlung der Kranken getroffenen Vorkehrungen. Es existirt eine größere Anzahl von Hospitälern, u. a. ein portugiesisches, wie denn ein solches auch in Porto Alegre besteht. Die Deutschen dagegen, die in Chile und Argentinien je ein eigenes Krankenhaus geschaffen haben, sind in Brasilien trotz ihrer numerisch stärkeren Entfaltung noch nirgends zur Begründung eines deutschen Krankenhauses gekommen; doch mag dieses Bedürfniß wohl gerade in Rio weniger empfunden werden, weil dort die Krankenflege im Allgemeinen sehr gut geordnet ist. Namentlich das große, 180 Meter lange Krankenhaus der Santa Casa de Misericordia mit einem Krankenbestande von über 1000 Personen entspricht seiner Bestimmung in trefflicher Weise. Die Säle sind hoch, geräumig und luftig, und die Pflege und Behandlung läßt nichts zu wünschen übrig. Ein junger deutscher Kaufmann, welcher einige Zeit daselbst in Behandlung gewesen, wußte mir die aufmerksame Pflege und Bedienung seitens der Schwestern nicht genug zu rühmen. Der junge Mann stammte aus guter Familie und war als Kaufmann namentlich auch in Sprachen wohl ausgebildet. Irgend ein dummer Streich hatte ihn über den Ocean geworfen, er hoffte auf Anstellung als Commis in einem deutschen Geschäfte. In Bahia fand er das nicht, und nachdem er durch einen improvisirten Hausirhandel mit lebenden Vögeln sich wieder etwas Reisegeld erworben, ging er nach Rio de Janeiro. Vergebens wandte er sich an viele der angeseheneren deutschen Kaufleute und das Consulat — er fand keine Beschäftigung und wurde endlich, halb verhungert und krank, auf der Straße aufgelesen und in's Hospital geschafft. Daraufhin nahm man sich in deutschen Kreisen doch etwas seiner an und schaffte ihm die Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit. Ich habe seit der Zeit noch manche Beispiele derart erlebt und erfahren, wie gewagt und bedenklich es ist, wenn gebildete Leute, Ingenieure, Lehrer, Kaufleute ohne Aussicht auf feste Stellung nach Brasilien auswandern. Auch in den Vereinigten Staaten geht es darin kaum anders. Günstige Chancen bieten sich lediglich dem Ackerbauer und allenfalls dem Handwerker.

Das große erwähnte Hospital dient ganz in der gleichen Weise wie ähnliche Etablissements an den deutschen Universitäten zugleich dem akademischen Unterrichte. Die Studenten begleiten den Professor bei der Visite durch die Krankensäle und hören Vorträge über wichtige Fälle an. Im Erdgeschoß befindet sich für Sectionen ein geräumiger, luxuriös ausgestatteter Saal. Nicht weit vom Krankenhause entfernt ist das Gebäude der medicinischen Facultät, wo sich die verschiedenen Hörsäle, Laboratorien und Sammlungen befinden. Alles hier ist neu und elegant hergerichtet. Besonders interessirte es mich, die naturwissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien kennen zu lernen. Den günstigsten Eindruck machte das

chemische Laboratorium, das ganz in der für denselben Zweck in Deutschland üblichen Weise eingerichtet war. Hier ist wenigstens der Apparat völlig in Ordnung, um bei tüchtiger Leitung eine gute praktische Ausbildung der Schüler zu ermöglichen. Ob diese vorhanden ist, weiß ich nicht; auf den anderen Gebieten ist sie offenbar nicht hinreichend. Das botanische Institut wenigstens war weder gut geordnet noch hinreichend wissenschaftlich durchgearbeitet. Dasselbe machte sich namentlich auch im zoologischen Cabinet empfindlich geltend. Die ausgestopften Thiere und Präparate waren fast alle aus Europa bezogen, konnten mithin für die Kenntniß der heimischen Thierwelt keinen besonderen Werth haben. Außerdem aber trugen sie Nummern, zu welchen die zugehörigen Etiquetten wohl noch geschrieben werden sollen, sofern der Katalog nicht unterdessen verlegt worden ist. Eine vergleichende anatomische Sammlung zumal auch von Skeletten fehlte ganz. Freilich ist ja Rio auch in Bezug auf Zoologie schlecht bestellt, indem der Vertreter des Faches wohl alles Andere eher sein mag als ein Zoologe. Eine von demselben im Archiv des Museums publicirte Abhandlung über eine große Froschlarve, die unter dem Namen „Batrachychthys" — wenn es nur wenigstens richtig Batrachichthys hieße! — als ein fabelhafter Uebergang zwischen Fisch und Frosch beschrieben und natürlich als Belegstück für den Darwinismus ausgebeutet wurde, gehört zu dem Curiosesten, was die neuere zoologische Literatur aufzuweisen hat. Sehr vortheilhaft sticht dagegen die Botanik von Dr. Caminhoa ab, wohl das beste Buch, welches bis jetzt in Brasilien dem naturwissenschaftlichen Unterrichte zu Hilfe kommt. Einen vortheilhaften Eindruck machte auch die pathologisch-anatomische Sammlung, die instructiv aufgestellt ist und in zahlreichen guten Wachspräparaten ein werthvolles Lehrmaterial besitzt.

Im Allgemeinen muß man anerkennen, daß in neuerer Zeit wesentliche Fortschritte in der Organisation des medicinischen Unterrichtes gemacht sind. Wenn es auch nicht angeht, den Stand des medicinischen Unterrichtes in Rio jenem der europäischen und zumal deutschen Hochschulen zur Seite zu setzen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß jetzt Denjenigen, welche ein ernstes Streben bekunden, die Möglichkeit geboten ist, sich tüchtig auszubilden. Freilich wollte es mir scheinen, als ob die Zahl derer, welche mit wirklichem Eifer und gutem Erfolge die gebotene Gelegenheit benutzen, eine geringe sei, und als ob seitens der Studenten zu viel Werth auf ihre Bücher, zu wenig auf die practischen Uebungen und Curse gelegt würde.

Die Gesundheits-Verhältnisse von Rio de Janeiro sind nicht ungünstig, nur das gelbe Fieber hat dieselben in letztere Zeit mißlicher gestaltet. Während an und für sich die Sterblichkeit in Rio keine ungünstige ist, so haben Blattern und gelbes Fieber viele Todesfälle zur Folge gehabt. Weniger verheerend trat die Cholera auf. Unter 90,814 Sterbefällen, welche in den Jahren 1862—1872 stattfanden, unter denen über 6000 Todtgeborene sich befanden, entfielen 9625 auf epidemische Krankheiten.

Am schlimmsten hat in Rio das gelbe Fieber gewüthet, welches dort zuerst im Jahre 1850 erschien. Diese heftig auftretende ansteckende Krankheit führt unter Erbrechen und Durchfällen zur Gelbsucht und bewirkt unter Erbrechen schwarzer Massen, oft auch Blutaustritten aus den Gefäßen, häufig rasch die Auflösung des Körpers. Ihr erliegt ein Viertel bis ein Drittel der Erkrankten, und in ganz besonders hohem Grade diejenigen, welche an den betreffenden Ort nicht acclimatisirt sind, Fremde sowohl wie Brasilianer aus dem Innern. In das Innere des Landes nämlich dringt das gelbe Fieber nicht vor; es beschränkt sich auf die Küsten, wo es von den Südstädten der vereinigten Staaten an bis nach Buenos Ayres hin die Hafenorte heimgesucht hat. In den fünfziger und sechsziger Jahren trat es in Rio nur zwei oder dreimal auf; nach der heftigen Epidemie von 1872 und 1873 aber ist es fast jedes Jahr erschienen und scheint jetzt aus dem epidemischen in den endemischen Charakter überzugehen. Die Gefahr des gelben Fiebers ist für Rio de Janeiro zumal auch wegen der durch den riesigen Schiffsverkehr bedingten Verschleppung eine stets drohende. Die Hafengegend und die innere Stadt sind daher auch in besonderem Grade den Erkrankungen ausgesetzt. Die Bewohner der Vorstädte, zumal der etwas höher gelegenen, und alle Diejenigen, denen es ihre Verhältnisse gestatten, etwas weiter ab von Rio zu wohnen, sind der Gefahr der Erkrankung relativ wenig ausgesetzt. Es entspricht das ganz den auch anderweitig gemachten Erfahrungen. So haben z. B. die Franzosen auf Guadeloupe die Erfahrung gemacht, daß bei Ausbruch der Epidemie die Entfernung der Garnison nach dem fünf Kilometer vom Meere entfernten und 550 Meter über dem Meere gelegenen Etablissement „du camp Jacob" vollkommen dem gewünschten Zwecke entsprach.

Unter diesen Umständen war es sehr anerkennenswerth, daß die brasilianische Regierung bei der heftigen Epidemie der Jahre 1872 und 1873 die anlangenden Einwanderer gar nicht in Rio ausschiffte, sondern sie sogleich per Bahn nach der drei Stunden von der Residenz entfernten Station Barra de Pirahy transportiren ließ. Die so beförderten 2600 Einwanderer blieben vor der Erkrankung am gelben Fieber bewahrt, welches unter anderen Umständen unter ihnen als nicht Acclimatisirten besonders stark aufgeräumt haben würde. Ob die Hoffnungen, denen man sich in Rio bezüglich einer Verbesserung der sanitären Verhältnisse in Folge der vielen Verbesserungen auf hygienischem Gebiete hingeben zu dürfen glaubt, sich realisiren werden, bleibt der Zukunft anheimgegeben. Jedenfalls hat die Regierung jederzeit die erforderlichen Maßregeln, zumal auch durch die Gründung besonderer Lazarethe für Gelbfieberkranke, Cholerakranke u. s. w. ergriffen.

Es ist außerordentlich schwierig zu ermitteln, in welcher Weise sich statistisch die Sterblichkeits-Verhältnisse in Rio darstellen. Kein Gebiet der Wissenschaft oder der Administration liegt in Brasilien wohl noch so sehr im

Argen, als eben dasjenige der Statistik. Wohl sind neuerdings wieder die Beamten der Provinzial-Präsidenturen zur Anstellung statistischer Erhebungen angewiesen worden — allein solche nebenher betriebenen, der systematischen und verständnißvollen Leitung und Durchführung entbehrender Aufnahmen können nur sehr geringen Werth beanspruchen. Nicht einmal die selten vorgenommenen Volkszählungen sind einigermaßen zuverlässig. So ist denn auch der jeweilige Stand der Einwohnerzahl der Residenz nicht genauer bekannt. Die verschiedenen Angaben variiren zwischen 250,000 oder 300,000 bis 450,000. Die letzte wohl zu hoch gegriffene Zahl legte 1874 M. M. da Silva Alcanan in seiner zu Bahia erschienenen Doctor-Dissertation einer Berechnung zu Grunde, der zu Folge er die Sterblichkeit von Rio de Janeiro außerordentlich günstig findet, nämlich zu 23 : 1000 pro Jahr. Das sei ein noch günstigeres Verhältniß, als es London mit 25 : 1000 aufzuweisen habe. Es ist aber klar, daß das Verhältniß sich sofort ändert, wenn es sich herausstellt, daß die Einwohnerzahl erheblich geringer ist. Im Jahre 1872 hatte Rio 10,065 Todesfälle. Bei einer Bevölkerung von 450,000 Seelen würde das allerdings nur 22,4 auf Tausend betragen. Einer Bevölkerungszahl von nur 300,000 würden aber 33,5 Sterbefälle auf 1000 Bewohner entsprechen. Schon Wappäus hob diese Unsicherheit der statistischen Daten und Berechnungen hervor und führte gegen die Annahme einer hohen Bevölkerungszahl den Umstand an, daß die Zahl der Geburten in Rio so enorm hinter jener der Todesfälle zurückstehe. Ich glaube, daß Wappäus hier auf einem Irrwege sich befand, indem er die Zahl der Geburten mit der Zahl der Getauften identificirte. Es ist in Brasilien durchaus nichts seltenes, daß die Taufe erst sehr spät erfolgt. Es sind mir gar manche Fälle bekannt geworden, wo halbwüchsige Jungen bei der Taufe dem Geistlichen, als dieser sie mit Wasser besprengte, ein landesübliches, höchst gemeines Schimpfwort an den Kopf warfen. Vermuthlich wird in Rio die lange Hinausschiebung der Taufe, zumal wohl bei der farbigen Bevölkerung, sehr Mode sein; viele Kinder mögen dann ungetauft sterben, und jedenfalls ist die Zahl der Getauften kein zuverlässiger Maßstab für die Zahl der Geburten.

Die Abhandlung über Mortalitätsverhältnisse, welche oben angeführt wurde, ist daher noch weniger wie ältere Publicationen eine sichere Basis für die bezüglichen Ermittelungen. Sie ist ohnehin nicht aus Quellenwerken geschöpft, wie schon daraus hervorgeht, daß sie die Sterblichkeit von New-York zu 70 von Tausend angiebt, während diese doch 1881 in einem ungünstigen Jahre sich nur wenig über 31 erhob, und andererseits der deutschen Colonie am Mucury, die keineswegs zu den günstigstsituirten gehört eine Sterblichkeit von nur 2,8 auf Tausend andichtet. Natürlich liegt die Schuld davon an der Unbrauchbarkeit der benutzten Notizen, die ja natürlich nicht sammt und sonders und ohne Kritik benutzt werden durften.

Wer in Rio sich vorübergehend aufhält, thut am besten seinen Aufent-

halt auf der Tijuca zu wählen, wohin wohl bald schon die Eisenbahn führen wird.

Auf einer ausgezeichneten Fahrstraße geht es bergan, die Felsen, zum Theil von kleinen Wasserfällen gebadet, treten näher, und der Blick erweitert, sich bis endlich ein großer Theil von Rio und der Bai vor uns ausgebreitet liegt. Nachdem die Höhe erklommen ist, senkt sich der Weg wieder etwas, und an freundlichen zum Theil sehr luxuriös ausgestatteten und als Sommerfrischen benutzten Villen vorüber strebt der Wagen dem Ziele zu, dem in einem kleinen von klarem Wasser durchrauschten Seitenthale idyllisch gelegenen Hotel.

Wer die lange Fahrt scheut und höher an den Bergen wohnen möchte, wird am Theresienberge wohl leicht das finden, was er sucht. Am Passeio publico zweigt sich die Bondslinie ab, welche dorthin führt und unter den hohen Bogengängen des mächtigen, das Thal überbrückenden Aquäduct hindurch zur Station der Drahtseilbahn befördert. In leichtem Wagen, geräuschlos und der treibenden Kraft uns kaum bewußt, erheben wir uns auf dem „Plano inclinado“. Auf dem Nebengeleise kommt uns ein zweiter Wagen entgegen, fast als solle er mit dem unsrigen zusammenstoßen, und nach wenigen Minuten sind wir oben, wo schon der Bondswagen zur Weiterbeförderung bis zu der Caixa d'agua, einem Reservoir der Wasserleitung, bereit steht. Oben genießt man eine schöne Aussicht auf einen Theil von Rio und seinen Vorstädten, zumal Catumby, und auf die in fünf bis sechs Linien sich übereinander schiebenden Conturen der verschiedenen dem Küstengebirge angehörenden Bergketten. Der Theresienberg ist nur stellenweise dichter bebaut. Die Straße führt an zwei Hotels vorüber, von denen namentlich das zuerst kommende schöne gelegen, sauber und bequem eingerichtet ist.

Und so wird Rio de Janeiro jedem Geschmack und jedem Bedürfnisse durch sein mildes Klima, die Anmuth und Lieblichkeit seiner Vorstädte und die Großartigkeit seiner herrlichen Umgebungen Rechnung tragen können. Wenn der Italiener in seiner feurigen zur Uebertreibung geneigten Ausdrucksweise Neapel als die Perle des Schönen preist, als die Realisirung des Höchsten und Großartigsten, was die Phantasie auszumalen vermag, nach dessen Genuß keine Steigerung mehr möglich sei und daher nichts übrig bleibe als der Tod — so wird von Rio de Janeiro wenigstens das ohne Uebertreibung gesagt werden müssen, daß sich hier das Herrlichste vereint, was landschaftliche Schönheit und üppigste Fülle der Natur zu bieten im Stande sind, und daß auch dem Vielgereisten im reichen Kranze der Erinnerungsblätter dasjenige eines der strahlendsten bleiben wird, welches die Aufschrift trägt: Rio de Janeiro.

Sealsfield Postl.

Von

Fr. Hemmann.

— Herrliberg am Zürichsee. —

Als ich, von der Redaction der „Gegenwart“ dazu eingeladen, in „Nord und Süd“ (September 1879) meine Erinnerungen an Ch. Sealsfield zusammengefaßt hatte, war es für mich ein angenehmer Gedanke, dieses Gegenstandes für immer entledigt zu sein. Nur wenige mir damals bekannte Umstände, welche über das Leben des Mannes in der Schweiz ein Licht zu verbreiten vermochten, waren in jenem Aufsatze unerwähnt geblieben, so daß ich annehmen konnte, das Wesentliche sei erschöpft. Gleichwohl ließ mich die Sache nicht ruhen. Einmal eingetreten in das nicht gerade kurzweilige Geschäft, ein Geheimniß zu bebrüten, wird man von der magischen Kraft desselben festgehalten; und der geduldige Eifer, der dabei entwickelt werden mußte, läßt eine gewisse Wärme zurück. Auch hatte ich die Arbeit mit dem Gefühl verlassen, die vom Sand zugewehte Sphinx nur zum Theil ausgegraben zu haben. Als daher die Anschauung der offen gelegten Gliedmaßen die Umrisse der noch verdeckten zur Ahnung brachte, erwachte auch der Trieb, noch einmal in die Tiefe und seitwärts zu schaufeln.

Gleichzeitig, aber unabhängig von meiner Arbeit, war von Dr. Victor Hamburger eine inhaltreiche Schrift über Sealsfield mit einer Reihe von Briefen desselben an Brockhaus, Cotta und Erhard herausgegeben worden, aus denen mir das gleiche Bild, das ich schon von der persönlichen Bekanntschaft her in mir trug, wieder entgegentrat. Dieser Schriftsteller, der mit kritischerem Blick als die früheren in den Gegenstand eingedrungen war, stellte brieflich einige Fragen an mich, über welche er entweder in besonderer

Beantwortung an ihn oder in einem zweiten Aufsatze Auskunft zu erhalten wünschte.

Die erste betraf die beiden Buchstaben C. P., welche nach Sealsfields Anordnung über seinem Schriftstellernamen auf dem Grabsteine stehen. In Folge einer mir unerklärlichen Künstelei sind in Hamburgers Schrift diese Anfangsbuchstaben des wirklichen Namens in der Weise zu einem einzigen verbunden worden, daß durch Versetzung der inneren Wölbung des C auf die erste Hälfte des zweiten Buchstabens ein P entstanden ist, während Sealsfield in der an mich gerichteten Weisung einfach ein C (Ssi) und dahinter ein P (Pi) gewünscht hatte. Der Auftrag lautete ohne weitere Erklärung: Lassen Sie ein Ssi Pi über meinem Namen einmeißeln! Ich kann nicht einsehen, was zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben hat, wenn ich es nicht damit erklären darf, daß man häufig ohne besonderen Grund das Einfache übersieht, um zu irgend etwas Verwickelterem zu gelangen.

Die zweite Frage berührte die Zwischenstation Zürich auf Sealsfields Flucht: Graz, Zürich, New-Orleans. Ich hatte von dieser Zwischenstation nur vermuthungsweise gesprochen und wage auch jetzt noch nicht, bestimmtere Angaben zu machen. Ohne meine Schuld haben andere Darsteller diese Vermuthung aufgegriffen und darin eine feststehende Thatsache gesehen. Der Umstand, daß Sealsfield schon im Anfang seines späteren Auftretens in der Schweiz mit den hervorragendsten Mitgliedern der Züricher Loge in Verbindung stand, und mehrere Andeutungen, über die ich mich nicht äußern will, brachten mich auf den Gedanken, daß er schon im Mai oder Juni 1823 in Zürich kurze Zeit verweilt habe, um dann weiter nach New-Orleans zu reisen. In dem Bestreben, diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, stieß ich auf so eigenthümliche und hartnäckige Schwierigkeiten, daß ich diese Frage auf sich beruhen lassen muß. Wurde doch von berufener Seite die falsche Behauptung aufgestellt, Sealsfield sei gar nicht Freimaurer gewesen! Auch von anderer Seite wurde mir in Allem, was die Loge betreffe, Vorsicht empfohlen und diese Mahnung mit der Furcht begründet, daß zu weit getriebene Wißbegierde die Vernichtung der noch vorhandenen Quellen zur Folge haben könnte. Obwohl ich nur für Oesterreich, sonst aber nicht begreifen kann, welche Bedenken der Nachforschung in dieser Richtung vor Anbruch des nächsten Jahrhunderts entgegenstehen können, würde ich es sehr bedauern, durch Mittheilung meiner Erfahrungen einem Bruder den Schimmel scheu zu machen, um so mehr, als mir versichert wird, daß das unkluge Weiterspinnen durch einen anderen Forscher bereits geschadet hat. Es wurde dadurch der einzige Kanal, in welchem die Identität von Karl Postl und Charles Sealsfield gerichtlich bewiesen werden konnte, zugemauert.

Dagegen kann ich auf die dritte Frage Hamburgers eintreten, welche darin besteht, daß er nicht begreifen kann, „wie Sealsfield sich so lange

in Brugg aufhalten konnte (1844 und 45), da eine Anzahl von Briefen, die er theils mittheilte, theils nicht, aus der Zeit seines Brugger Aufenthaltes immer von anderen Orten datirt seien." In seiner Schrift „Sealsfield-Postl, bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie, Wien, L. Rosner 1879" findet sich aber gerade aus der Zeit des Brugger Aufenthaltes kein einziger. Von dem am 16. Mai 1842 von Tägerweilen datirten Brief an Erhard in Stuttgart ist eine Lücke bis zum 9. Juli 1846, unter welchem Datum Sealsfield wieder von Feuerthalen aus schreibt. Eben in diese Lücke fällt der bezweifelte Aufenthalt in Brugg. In einem von der eigenen Hand geschriebenen Briefe macht Sealsfield am 16. August 1845 in seiner Wohnung zu Brugg die Mittheilung an Regierungsrath Eßlinger in Zürich, daß er vorgestern nach einer Kur von 89 Tagen in der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwylersee in seiner Behausung in Brugg wieder angelangt sei. Er sagt in diesem Briefe, den die Nachkommen des Adressaten als Autograph aufbewahrt haben, ausdrücklich, die Kur habe nur 89 Tage gedauert, nicht wie echte Wasserkuristen wollen 9 oder gar 18 Monate. Er sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem durch Eßlinger vermittelten Wunsch Freiligraths, mit ihm zusammenzutreffen, zu entsprechen und schlägt für dieses Rendezvous Baden oder Schinznach vor. „Will mir hingegen Herr Freiligrath das Vergnügen erweisen, mich in Brugg als ein werther Gast zu besuchen, so ist er herzlich zu Allem, was meine oder vielmehr meiner Hausfrau Küche und mein Keller darbieten, willkommen. Haben Sie selbst einen Tag Zeit und eine mäßige Dosis Lust mitzukommen, so versteht sich von selbst, daß Sie gleichfalls herzlich willkommen sind. Sie kennen zwar Brugg, Schinznach, Habsburg 2c. bereits; aber diese Stellen abermals zu sehen und sich von ihren (sic) gewiß nicht sehr erwünschten Regentensorgen ein oder zwey (sic) Tage zu erhohlen (sic), kann jedenfalls auch nicht schaden. Auch bemerke ich, daß wir in Brugg nebst tolerablem Wein, von dem Sie wie ich weiß kein großer Liebhaber sind, excellentes Wasser haben." Neben diesem directen Beweis seines längeren Aufenthaltes in dem sogenannten Prophetenstädtchen kann angeführt werden, daß dort noch immer Personen leben, welche mit ihm verkehrt haben, Herren, die er zum Abendessen in seiner Wohnung einlud und die daran Theil nahmen, Frauen, die ihn bewirtheten. Die beiden nun verstorbenen Zeugen seines mit Erhard von Stuttgart in Brugg abgeschlossenen und dort geschriebenen Vertrages, die Herren Dr. Alphons Rohr und Bezirksverwalter Keller, der Hausbesitzer, würden einzig genügen, seine Niederlassung in Brugg außer Zweifel zu stellen. Andere schriftliche Spuren konnte ich allerdings nicht finden. Im polizeilichen Fremdenverzeichniß ist sein Name nicht eingetragen, und es läßt sich annehmen, daß sein Hausherr, dessen Beamtung zum Bezirksamtmann in naher Beziehung steht, diese Meldung vielleicht auf seine Bitte unterließ. Sealsfield ist auch an andern Orten

nicht ohne Absicht diesen schriftlichen Einträgen so viel als möglich ausgewichen. Aber auch im Gasthause, wo er den Mittagstisch hatte, findet sich kein Nachweis einer Bezahlung desselben. Die Wirthin erklärte diesen Mangel damit, daß er, wie sie sich genau erinnere, jedes Essen sofort baar bezahlte, womit seine Zehrung unter den andern nicht specificirten Tageseinnahmen verschwunden ist. Wenn nun aber die Tochter des damaligen Hausherrn heute noch die von Sealsfield bewohnten Zimmer zeigt; wenn der Sohn des Bauers im benachbarten Dorfe Rynikon, den er sehr oft besuchte, Joh. Obrist, Müller in Schinznach, in einem Briefe mittheilt, „Herr Sealsfield, nach seinen Angaben ein Amerikaner, aber dessenungeachtet ein geborener Deutschländer, der sich Tag und Nacht mit dem Studium von neuen Büchern bemüht habe, sei in seinen Jünglingsjahren oft von Brugg zu seinem Vater hinausgekommen"; wenn endlich die Hausgenossen der Apotheke Stockar sagen, er habe nach dem Essen den Kaffee bei ihnen getrunken und mit seinem rechthaberischen Politisiren den Vater und sie geärgert: so kann meine Angabe gar nicht mehr besser beglaubigt werden. Sind gleichwohl aus dieser Zeit Briefe von ihm aus anderen Orten datirt, so ist dies nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß er Wochen lang abwesend sein konnte, wie jener lange Kuraufenthalt im Brestenberg beweist.

Hamburgers vierte Frage betrifft die Geschichte des Bankerotts seines Geschäftsfreundes in New-Orleans. Diese könne sich nicht so zugetragen haben, wie er sie mir erzählt hat. Da ich für die Wahrheit dieser und noch vieler anderer Erzählungen aus seinem Munde nie eingestanden bin, vielmehr die meisten von Anfang an nur als seine Darstellung gegeben habe, so kann ich auch hier nichts weiter verbürgen. Seine Angabe, er habe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz die deutsche Sprache nur mangelhaft geschrieben und gesprochen, während doch mein Ohr einen so naturwüchsigen Dialekt erkannte, daß diese Behauptung sofort verdächtig war, machte mich gegen alle seine Erzählungen mißtrauisch. Er sprach „Sigsde" statt Siehst Du, „fihren" statt führen, „Minze" statt Münze. Es kann ja ebenfalls nicht wahr sein, was er von seinen beiden in Westpoint studirenden Söhnen und vom Cedernsplitter, an dem seine Braut gestorben sei, erzählt hat. Als er von der Wirthin in Brugg gefragt wurde, warum er an einem Freitag nie zum Essen komme, antwortete er: „Der Freitag ist für mich ein verworfener Tag; denn an einem Freitag habe ich meine Frau, mein einziges Kind und mein Vermögen verloren, an einem Freitag habe ich Schiffbruch gelitten." War es ihm zuerst nur darum zu thun, mit solchen außerordentlichen Antworten die Neugierde abzuspeisen, so gab er zuletzt die erstaunlichen Dichtungen auch unaufgefordert zum Besten. Da die kühnsten Erzählungen dem Zuhörer keine Löcher in den Kopf schlagen, so gab sich auch Niemand Mühe, sie zu bestreiten. Wenn dagegen Anderes, das er nicht erzählt hat, wahr sein sollte, so kann er bei jenem Banquier in New-Orleans ganz wohl eine bedeutende Summe deponirt

haben, und in diesem Falle giebt die Thatsache, daß er sich am 29. Januar 1827 in London in äußerster Geldnoth befand, der Erzählung von dem plötzlichen Verlust durch den Bankerott seines Geschäftsfreundes einige Wahrscheinlichkeit. Es ist aber auch möglich, daß die ganze Geschichte nur seinem Bestreben, sich in den Augen Anderer ein Ansehen zu geben, dienen sollte, indem er es dem Zuhörer überließ, darüber nachzudenken, wie Vieles er zu verlieren gehabt habe. Der Eine schneidet auf mit Summen, die er besitze, der Andere mit solchen, die er zu verlieren im Stande gewesen sei, und beide wollen damit den gleichen Eindruck machen.

Von jeher reizte mich die Aufgabe, welche das innere Lebensbild Sealsfields dem Beobachter gestellt hat, mehr, als die Verfolgung seines äußeren Lebenslaufes; ich glaube, den Schlüssel zur Lösung der Widersprüche in jenem Aufsatze im Septemberheft von „Nord und Süd" 1879 geboten zu haben. Es war mir darum zu thun, denen, die das wechselnde Spiel von Offenheit und Verschlossenheit, Weichheit und Härte, Freigebigkeit und Geiz nicht begreifen konnten, einen Einblick in dieses von kaum geahnten inneren Kämpfen zerrissene Herz zu verschaffen. Dazu bewog mich besonders der 31. Psalm, den er zuerst zu seiner Grabschrift wählte, nachher aber wieder fallen ließ, als er den Vers aus dem 143. gefunden hatte: „Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knechte; denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht." Jener 31. Psalm, der also mit Unrecht auf seinem Grabstein steht, ist doch eine Zeit lang von ihm festgehalten worden, bis er die zusagendere Stelle fand. Er hat an den Worten eine schmerzliche Genugthuung gefunden: „Mein Leben hat abgenommen vor Betrübniß und meine Jahre vor Seufzen; meine Kraft ist zerfallen vor meiner Missethat, und meine Gebeine sind verschmachtet. Vor all meinen Drängern bin ich eine große Schmach geworden, auch meinen Nachbaren, und eine Scheu meinen Verwandten; die mich sehen auf der Gasse, fliehen vor mir. Mein ist vergessen im Herzen wie eines Todten; ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß. Denn ich höre Vieler heimlich Schelten; Furcht ist rings umher." Diese Worte, auf denen sein Auge geruht hat, bezeichneten mir die Aufgabe, die ich zu lösen hatte. Daher legte ich weniger Gewicht auf die strenge Folge seines äußeren Lebensganges.

Als aber jene Zweifel über seinen Aufenthalt in Brugg auftauchten, wandte ich mich auch diesen Fragen zu. Es war nach so langer Zeit nicht mehr leicht, als Pfadfinder den Fußspuren zu folgen, die der leise auftretende Gast in der Schweiz zurückgelassen hat. Indessen ist es gelungen, ein weniger lückenhaftes Bild seines schweizerischen Domicils herzustellen. Bei dieser Arbeit hatte ich die Freude, eine Reihe neuer Thatsachen in Erfahrung zu bringen, welche wiederum zur Kennzeichnung seines Innern beitragen; und nicht ohne Befriedigung wird man erkennen, daß auch diese Züge mit den bereits entworfenen übereinstimmen. So

viele Zeugen ich auch vernommen habe: in keiner Aussage begegnete mir ein Strich, der von den früheren abweicht.

Höchst wahrscheinlich hat Karl Postl den Namen Sealsfield erst in Amerika angenommen, wo er im August 1823 landete. Nachdem er dieses und das folgende Jahr theils in Louisiana, theils in den mittleren Staaten langsam reisend und beobachtend zugebracht hatte, machte er in der nördlich von Pittsburgh gelegenen Stadt Kittaning unter deutschen Farmern einen längeren Aufenthalt. Im October 1825 reiste er wieder in den Süden und hielt sich bis zum Mai 1826 in Louisiana auf. In der Absicht, seine Beobachtungen zu veröffentlichen, kam er nach Deutschland zurück und bot im September 1826 von Frankfurt aus dem Freiherrn von Cotta eine in zwei Theilen bestehende Reisebeschreibung an, welche mit dem Verfassernamen Charles Sidons wirklich erschienen ist. Zugleich stellte ihn Cotta als amerikanischen Correspondenten für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und für das „Morgenblatt" an. Nach Abschluß dieses Geschäftes reiste er nach London, wo er das Reisewerk in englicher Sprache und eine zweite Schrift über Oesterreich herausgab. Hier gerieth er in Geldnoth, welche einzugestehen den stolzen Mann gewiß große Selbstüberwindung gekostet hat. Nachdem er seinen Vertrag mit Murray, dem englischen Verleger, als Pfand an Cotta gesandt hatte, half ihm dieser mit einem Vorschuß von 40 Pf. St. aus der Verlegenheit. Im Juni 1827 reiste er, wieder neue Arbeiten für Cotta in's Auge fassend, nach New-York, begab sich nach kurzem Aufenthalt von da nach Philadelphia, wo er sieben Wochen lang angestrengt arbeitete. Da er hier wieder in Geldnoth kam, ging er nach Kittaning zurück, welche Stadt er seine Heimat nennt. Hier vollendete er seinen ersten Roman, den er anfänglich „Canondah", dann „Tokeah oder die weiße Rose" nannte, den er aber später in veränderter Form und unter dem Titel „Der Legitime und die Republikaner" auch deutsch herausgab. 1828 reiste er noch einmal in den Süden und kam bis nach Mexiko. 1829 trat er in die Redaction des bonapartistischen Blattes „Le courrier des états unis", welches der in New Jersey lebende Exkönig Joseph angekauft hatte. Doch bald gab er diese Stellung wieder auf. Denn 1831 begab er sich mit bonapartistischen Aufträgen nach dem Süden, hielt sich am Red River in Louisiana auf, wo er sein entbehrliches Geld anlegte, und kam endlich als Agent Josephs und als Correspondent der New-Yorker Zeitung „The morning Courier and Enquirer" nach Europa. Nachdem er abwechselnd in Paris und London, wo er auch mit dem Monthly Review „The Englishman" in Verbindung stand, ein Jahr lang gearbeitet hatte, kam er 1832 in die Schweiz und setzte hier in größerem Maßstab und in Aufsehen erregender Weise seine literarische Thätigkeit fort.

Der erste Punkt, auf dem er in der Schweiz auftauchte, war Aarau, und zwar im Winter 1832/33. Niemand wußte, daß er der Verfasser des

eben anonym erscheinenden Werkes „Der Legitime und die Republikaner" und der schnell auf einander folgenden „Der Virey und die Aristokraten," „Transatlantische Reiseskizzen," „Lebensbilder aus beiden Hämisphären" sei. Der bei Orell, Füßli u. Cie 1835 herausgekommenen „Brautfahrt Ralph Doughby's, III. Theil der Transatlantischen Reiseskizzen" ist eine Reihe von Rezensionen aus deutschen Zeitschriften vorgedruckt, welche sich in der Bewunderung dieser glänzenden Schilderungen überbieten. Als Sealsfield an einem Regensonntag des Sommers 1833 einer Gesellschaft in Aarau von Amerika erzählte, fiel einer Dame, welche das erste Werk gelesen hatte, Wort und Wendung der mündlichen Schilderung so auf, daß sie nachher sagte: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist dieser Herr der große Unbekannte selbst". Diese Bemerkung wurde ihm scherzweise mitgetheilt und verstimmte ihn sehr. Das Versteck hinter seinem amerikanischen Namen war ihm nicht genug; gleichsam als wollte er sein Dasein auch noch hinter einem zweiten Verhau sichern, fürchtete er auch als Schriftsteller bekannt zu werden. In Aarau hatte er einige Freunde, mit denen er sich regelmäßig zu einem Whistabend zusammenfand. Dieses Spiel betrieb er mit einer solchen Meisterschaft, daß Dr. Joh. Scherr, der ihn später beobachtete, die Vermuthung ausgesprochen hat, er könne von Prag, wo man in den höheren Kreisen hoch spielte, aus seinem Gewinn sehr wohl eine beträchtliche Summe für seine Flucht gesammelt haben. Er wohnte im letzten Hause der neuen Vorstadt bei Bierbrauer Ernst und hatte seinen Tisch im Gasthof zur Krone. Nachher kam er noch oft zu einer befreundeten Familie auf Besuche von acht Tagen nach Aarau.

Im Sommer 1833 zog er nach Stein am Rhein. Hier begegnet uns zum ersten Mal eine Achillesferse des Helden, der sich grollend mit der Menschheit und mißtrauisch gegen alle Sterblichen in sein Zelt zurückgezogen hatte. Denn die stolze Einsamkeit drückt sein Wesen nicht vollständig aus. Dreimal versuchte er, aus derselben herauszutreten und den Zauberring, in den ihn der Bruch mit seiner Heimat und die Verleugnung seines Familiennamens gebannt hatte, zu durchbrechen. Der natürliche Drang nach einem vertrauten Herzen, den ein starker Wille wohl gewaltsam unterdrücken, dessen aber auch der Stärkste sich nicht gänzlich entledigen kann, riß ihn zu einem Schritt hin, dessen Mißlingen unser Mitleid verdient, obwohl dabei die unbändige Art seines Temperaments beinahe komisch zu Tage trat. Die folgende Episode stammt aus der persönlichen Mittheilung der noch lebenden Frau, welcher darin eine Hauptrolle zugefallen ist.

Sealsfield wohnte in Stein im Hause des Herrn Präceptor Böschenstein. Es waren alte Leute, die ihm Kost und Logis gaben. In dem gegenüberliegenden Hause „zum Roseneck" befand sich ein Spezereigeschäft, dessen Detailverkauf die zwanzigjährige Tochter der Famile, die älteste unter eilf Geschwistern, besorgte. Sealsfield kam häufig in den Laden

um Cigarren zu kaufen, ohne bei diesen Besuchen mehr zu sprechen als nöthig war. Wenn aber die Tochter Abends mit ihrem vierjährigen Schwesterchen auf der Brücke spazierte, verließ er ebenfalls seine Wohnung und näherte sich ihr. Lange ging er mit ihr hin und her, wobei er mit dem Magdalenchen äußerst liebenswürdig that. Auf diesen Spaziergängen gab er sich als Amerikaner zu erkennen, erzählte von seinem Besitzthum in Louisiana, von seiner dortigen Haushälterin, einem alten Negerweib, und berichtete einmal mit Vergnügen, man habe ihm geschrieben, daß ihm im vergangenen Jahre so und so viele Neger geboren worden seien. Wenn er diese Bemerkung in der Voraussetzung fallen ließ, daß sie ihn unwiderstehlich mache, so hatte er sich vollkommen getäuscht. Eine Ausdrucksweise, die sich für einen Schafhirten schickt, welcher dem Heerdenbesitzer berichtet, daß ihm seine Lämmer so und so viele Junge geworfen haben, konnte einer Brautwerbung in der Schweiz kaum zur Empfehlung dienen. Zur Unterstützung seiner Ansichten richtete er an die Eltern seiner Auserkorenen die Einladung zu einem Nachtessen, die sie aber ausschlugen. Als sich hierauf die Tochter zurückhaltender benahm, rückte er offener heraus und versprach ihr für das Jawort als Brautgeschenk das Schloß Castell am Untersee. Diese Besitzung, das Eigenthum der Familie von Scherrer, hatte schon damals einen Werth von 200,000 Gulden, eine Summe, welche Sealsfields Vermögen bei weitem überstieg. Es ist auch fraglich, ob das Gut überhaupt verkäuflich war. Aber es begegnet uns hier wieder die Großsprecherei, zu der ihn seine Neigung, zu imponiren, öfters verleitet hat. Sie machte abermals einen dem beabsichtigten entgegengesetzten Eindruck. Die Tochter erklärte den Eltern bestimmt, sie möchte nicht um Millionen die Frau dieses unheimlichen Mannes werden.

Auf der Bleiche, einer vielbesuchten Sommerwirthschaft am Klingenberg, wohin Sealsfield am Sonntag Abend spazierte, traf er mit ihr wieder zusammen. Als schweigsamer Beobachter sah er, daß ein junger Herr ihr jene harmlosen Huldigungen darbrachte, bei denen Niemand an etwas Böses denkt. Da dieselben freundlich aufgenommen wurden, so erhob sich Sealsfield auf einmal in großer Aufregung und stürmte nach Hause. Dort tobte er wie ein Unsinniger, stieß die heftigsten Verwünschungen aus und drohte, diesen Menschen, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, zu erstechen. Doch über Nacht besann er sich anders. Denn am Morgen hatte er seine Habseligkeiten zusammengepackt und verließ Stein für immer.

In Stein hatte er sonst keine Bekannte, und obwohl er den ganzen Tag fast unausgesetzt schrieb, wußte Niemand, daß er Schriftsteller sei. Seine Kostfrau schilderte ihn als geizig; er habe spärlich gelebt und nur sehr viel Milch und Butterbrot verlangt, das er immer sofort bezahlte. Seine Kleidung war fast schäbig, so daß die Leute fanden, dieses Aussehen reime sich gar nicht mit seinen Mittheilungen und Versprechungen. Von Stein

ging er wieder nach Baden und wohnte im darauf folgenden Winter 1833/34 im Gasthof zum Engel in Ennetbaden. Da er während des Meditirens hin- und hergehen mußte, so waren ihm die von der Quelle erwärmten Corridore angenehm, so daß er auch in der Folge noch oft die kältesten Monate hier zubrachte. Die Hausgenossen berichten, übereinstimmend mit den früheren und späteren, von seiner großen Sparsamkeit.

1834 und 1835 verlegte er seinen Wohnsitz in das Haus „zum Steinbock" in Unterstraß bei Zürich, welches Herrn Gemeindammann Bär gehörte. Hier arbeitete er wieder auf's Strengste an den Werken, die im Verlag von Orell, Füßli & Cie. gedruckt wurden. Der zweite Versuch, innigere Bande zu knüpfen, fällt in diese Periode. Nicht weit vom „Steinbock" wohnte ein bei genannter Firma angestellter Schriftsetzer, dessen Sohn, Schüler des unteren Gymnasiums, die Correcturbogen vom Elsasser zu Sealsfield hin- und zurücktragen mußte. Dieser Knabe zog die Zuneigung des einsamen Mannes auf sich, und wir glauben der Darstellung des jetzt noch lebenden einstigen Gymnasiasten gerne, daß er von ihm freundlich behandelt wurde. Denn überall, wo Sealsfield zur Hütung seines Geheimnisses und zur Abweisung forschender Neugierde nicht gleichsam auf der Wacht stehen mußte, also gegenüber Kindern, Landleuten und Bürgern, die mit ahnungsloser Unbefangenheit vor ihn traten, ließ die Spannung seines Wesens nach und er konnte eine ungewohnte Liebenswürdigkeit entfalten. Nachdem der Knabe eine Zeit lang seinen Dienst verrichtet hatte, sprach sein Gönner dem Vater den Wunsch aus, den Karl zu adoptiren. Aber der Schriftsetzer nahm, wie er seinem Sohn die ganze Unterhandlung erst an dessen Hochzeitstage mittheilte, dieses Ansinnen zuerst als Scherz auf. Als Sealsfield dringender wurde, antwortete er mit einer entschiedenen Ablehnung; doch jener ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Sein Andringen wurde nur ungestümer und zuletzt warf er dem Vater vor, daß er seinem Sohne in der Sonne stehe. Da verlor der Mann die Geduld und erklärte rund heraus, daß er seinen Sohn nicht verkaufe. Dieser Ausdruck, der Sealsfield gewissermaßen in den Ruf stellte, als sei er ein Sklavenhändler, erbitterte ihn so sehr, daß er nicht nur jede Verbindung mit Vater und Sohn abbrach, sondern auch Unterstraß ganz verließ, weil er sich mit noch anderen Familien überwarf, die auf des Schriftsetzers Seite standen.

Um den dritten Versuch dieser Art anzufügen, müssen wir eine spätere Periode seines Lebens vorausnehmen. Im Jahre 1855 schrieb er von Amerika aus an den Küfermeister Schenkel in Schaffhausen, bei dem er mehrere Jahre gewohnt hatte, einen Brief, dessen Hauptinhalt die Bitte war, ihm seine zwei Töchterchen hinüberzusenden; er werde für sie sorgen wie ein Vater. Die Kinder, die den einstigen Hausgenossen wegen seiner Freigebigkeit in gutem Andenken behalten hatten, wären sehr gern gegangen. Allein der Vater gerieth in heftigen Zorn und würdigte die Anfrage keiner

Antwort. Diese Bemühungen lassen ahnen, welche Sehnsucht nach Anschließung das Herz dieses abstoßenden Mannes bewegt hat, und wie seine Schroffheit nur die Maske war, unter der er sein Elend verbarg. Indem wir uns dieser Vorstellung hingeben, erfaßt uns wieder das Mitleid mit einem Schicksal, aus dem er die richtige Lösung, die Verbindung mit seiner eigenen Familie, nicht finden konnte!

Man hat gefragt, warum er diese Verbindung nie mehr gesucht, warum er überhaupt sein Geheimniß, dessen Bekanntwerden ihm gewiß nicht mehr gefährlich werden konnte, mit sich in's Grab genommen hat. Vergegenwärtigen wir uns aber, wie empfindlich sein stolzes Selbstgefühl war, so liegt die Erklärung nahe. Recensionen auszuhalten, verursacht einem Schriftsteller gewiß kein behagliches Gefühl. Was ist aber erst eine Vivisection des persönlichen Lebens, welche mit der Oeffnung des Visirs unfehlbar an ihm vorgenommen worden wäre! Auch genügte einem solchen Charakter schon der Gedanke, vom interessanten Amerikaner zum simpeln Oesterreicher herabzusinken und damit auf den Vorsprung zu verzichten, den ihm der bloße Name verlieh. Ich glaube, er hätte das Bekanntwerden seiner Vergangenheit nicht ertragen.

Von Unterstraß zog er in die Stadt Zürich. Dort wohnte er vom 27. October 1836 bis zum 17. Mai 1837 bei Landjägerhauptmann Fehr in der kleinen Stadt. 1837 reiste er in Privatangelegenheiten nach Nord-Amerika, traf aber am 18. November 1837 wieder in Zürich ein und blieb hier bis zum 15. December bei Nordorfs Erben in der großen Stadt. Den Winter 1837/38 brachte er in Baden zu, von wo aus er jenen Besuch in Aarau machte, bei dem er mit Herrn Professor Rochholz zusammenkam. Den Auftritt habe ich in „Nord und Süd" September 1879, S. 326 erzählt. Im Sommer 1838 wohnte er in Feuerthalen, im Winter in Baden, 1839 in Feuerthalen. Er erhielt in diesem Sommer einen Besuch von der befreundeten Aarauer Familie. Sie holte ihn in einem Wagen ab, besuchte in seiner Gesellschaft den Arenenberg, Konstanz und Ueberlingen, wo sie sich etwas länger aufhielt. Zuerst war er ihr Gast, nachher wollte er sie frei halten, aber unter seiner Leitung ging es schmaler zu. Vom 24. September bis zum 30. November 1839 wohnte er wieder in Zürich bei Georg von Escher in der kleinen Stadt. In diesen Jahren, welche auf seine Rückkehr aus Amerika folgten, arbeitete er wieder unausgesetzt an den „Neuen Land- und Seebildern (1838), die bei Fr. Schultheß herauskamen, zu welchem Verlag er sich schon mit dem „Pflanzerleben" und mit „Nathan der Squatter-regulator" gewandt hatte, dann am „Kajütenbuch" (1840). 1841/1842 war er in Tägerweilen, von wo er mit der Buchhandlung in Stuttgart, die später die Gesammtausgabe übernahm, correspondirte. Hier verfaßte er sein letztes Werk, das veröffentlicht wurde, „Süden und Norden". Er lebte still für sich, spazierte viel, am liebsten am Wasser oder im Walde, und war freundlich, ohne gerade gesprächig zu

sein. Hin und wieder besuchte er den im nahen Kreuzlingen wohnenden Seminardirector Th. Scherr. In den Wintern 1841, 1842 und 1843 war er wieder in Baden, wo ihm Frau Küpfer ermäßigte Preise bewilligte. Sein Intimus in Baden war der damalige Professor und spätere Redacteur Nepomuk Schleuniger. Gerne besuchte er die dortigen Maskenbälle, um, wie er sagte, die Sitten zu studiren. In Baden lernte er den Arzt Dr. Alphons Rohr aus dem nahen Brugg kennen, den er wegen seiner Augen consultirte. Im Juni 1844 zog er dann nach Brugg und blieb dort auch im folgenden Jahre. Von da wandte er sich wieder nach Feuerthalen, hierauf nach Schaffhausen (1847—53). Er wohnte theils im benachbarten Hotel Weber, theils in der Stadt selbst, hier zuerst im Hause der Familie Meyer, dann in dem neu hergerichteten des Küfermeisters Schenkel. Im Hotel Weber traf er mit der inzwischen verheiratheten Tochter von Stein zusammen, die seine Werbung ausgeschlagen hatte. Sie saß mit einer Gesellschaft an der Tafel, als er eintrat, auf sie zukam, sie freundlich grüßte und fragte: Sind Sie nun glücklich? 1853 reiste er nach Amerika, verweilte zuerst in Louisiana, dann in New-York und Brooklyn, bis er 1858 durch Herrn Nationalrath Gutzwiller das Haus in Solothurn kaufte, in welchem er am 26. Mai 1864 starb.

Zu diesen Aufenthaltsangaben ist zu bemerken, daß Sealsfield zahlreiche Abstecher machte, besonders in die Wasserkuranstalten, auf die er großen Werth legte. Auch zu Hause setzte er, so weit möglich, die Wasserkur fort. Er stand in Schaffhausen bei Herrn Schenkel des Sommers um vier Uhr auf, ging vor das Thor, trank von einem bestimmten Brunnen, nahm zwei Flaschen davon mit sich heim, badete daheim, wickelte sich in wollene Decken und legte sich wieder in's Bett bis acht Uhr. In Albisbrunn bei Hausen Kt. Zürich war er als Kurgast von 1846—52 eilfmal. 1852 im Juni traf er in der neu errichteten Anstalt Wolfsberg im Thurgau ein. Einem Kurgast, der dort mit ihm verkehrte, ist noch deutlich in Erinnerung, wie er im Tone absoluter Gewißheit von der schon eingetretenen oder noch werdenden Nichtigkeit der meisten Großmächte im Vergleich zu der Alles überflügelnden nordamerikanischen Union sprach, neben der er nur noch Rußland gelten ließ. Dabei gab er zu verstehen, daß er diese Urtheile nicht aus der Luft gegriffen, sondern unmittelbar aus dem Rath der politischen Halbgötter, zu dem er sich auch rechnete, geschöpft habe. Seine nächste Umgebung, die Schweiz, kam dabei nicht am besten weg. Obwohl er sie jedem andern Aufenthalt vorzog, hatte er an ihren Einrichtungen mehr zu tadeln als zu billigen. Die Bewegung vor und während des Sonderbundskrieges war ihm unbehaglich und des Spottes konnte er sich nicht immer enthalten. Es ist der gleiche Zug, der ihm schon die Unzufriedenheit des Großmeisters seines Ordens zugezogen hatte, welcher sich nach seinem Verschwinden folgendermaßen über ihn vernehmen ließ: Ich muß der Wahrheit gemäß beifügen, daß ich seit beinahe zwei

Jahren mit diesem Ordensmitgliede unzufrieden zu sein gerechte Ursache hatte und ihm seine Lauigkeit und Kälte in geistlichen Functionen, sein keckes Eindringen in höhere Familienkreise, sein stolzes Benehmen gegen die Brüder, sein anmaßendes Urtheil über private und öffentliche Angelegenheiten wiederholt und streng verwiesen habe und zwar mit dem Beisatze, daß ich einem anderen Ordensbruder die Secretariatsgeschäfte anvertrauen müßte, falls in seinem Betragen keine wesentliche Aenderung erfolgen sollte." Aber dieser Zug erhielt eine noch gesteigerte Schärfe, als er, losgerissen von jedem Verband, an dem der Mensch seinen natürlichen Halt findet, diesen Mangel auf andere Weise zu verdecken und zugleich die Unwahrheit, die seinem ganzen gesellschaftlichen Dasein zu Grunde lag, mit einer Zuversicht, die Andere verblüffen sollte, zu verhüllen suchen mußte. Für Andere unerklärlich und ihm selbst nicht immer bewußt befand er sich eigentlich in einem fortwährenden Kriegszustand. Mir kamen diese grellen Behauptungen, mit denen er so Viele vor den Kopf stieß, oft wie das Pfeifen eines Menschen vor, der sich im Dunkeln fürchtet. Er fühlte sich auch in der Gesellschaft wissenschaftlich und harmonisch gebildeter Männer nicht behaglich. Viel mehr sagte ihm diejenige von Beamten, Kaufleuten und einfachen Bürgern zu, wo die Gefahr, sich auf den Zahn fühlen zu lassen, nicht so groß ist. Hier kehrte er mit Vorliebe den Besitzer amerikanischer Werthpapiere hervor und suchte Alle, die dafür Sinn hatten, zur Anlage ihres Geldes in diesen damals noch weniger bekannten Unternehmungen zu bewegen. Von der deutschen Literatur wußte er so wenig, daß insofern sein amerikanisches Bürgerthum glaubwürdig erschien. Sein ganzes Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht war der oft wiederholte Satz: „Goethe ist der einzige Gentleman unter den deutschen Autoren." Hingegen wenn Sealsfield eine Zeitung in die Hand nahm, so las er zwischen den Zeilen mehr als zehn andere.

Alle diesen Eigenheiten lassen sich erklären theils aus seinem früheren Leben, in dem sich seine herrische Natur erfolglos gegen die Fesseln der Subordination aufgebäumt hatte, theils aus dem fortwährenden Streben, durch schroffes Auftreten jeden Versuch eines Einblickes in sein Geheimniß zum Voraus zu entmuthigen. Dazu kamen aber einige Bizarrerien. Von seiner abergläubischen Abneigung gegen „Menschen, die Gott gezeichnet hat," ist schon die Rede gewesen. Es genügte auch, daß er auf seinen frühen Ausgängen einer alten Frau begegnete, um sofort gänzlich verstimmt nach Hause zurückzukehren. Irgend eine andere Schrulle konnte ihm den ganzen Tag verderben. Niemals, sagt eine seiner besten Bekannten, ist mir ein Mann begegnet, der seine bösen Launen weniger zu zügeln wußte, als Sealsfield. In dieser Beziehung verdienen einige sprechende obwohl lächerliche Auftritte erzählt zu werden.

Als Sealsfield bei Hauptmann Fehr in Zürich wohnte, wurden einem anderen Pensionär, der unwohl war, gekochte Zwetschgen auf das

Zimmer gebracht. Bald darauf mußte Sealsfield das Zimmer hüten und erhielt gekochte Aepfel. Wahrscheinlich weil er der Meinung war, Zwetschgen seien feiner oder nobler als Aepfel, schlug er Lärm und beklagte sich so heftig über die vermeintliche Zurücksetzung, daß ihm Hauptmann Fehr die Wohnung kündigte. Ein ähnliches Zusammentreffen kam in Solothurn vor. Sealsfield begegnete eines Morgens seinem Nachbar, Herrn Goldschmied Graf, und klagte ihm, was er von einem andern Nachbar zu leiden habe. Herr Graf wollte ihn beruhigen und sagte: „Das ist eben ein sonderbarer Apostel, Sie sollten sich dies nicht so anfechten lassen.“ Die letzten Worte aber konnte er Sealsfield nur noch nachrufen. Denn kaum war das Wort „Apostel“ heraus (Postl!), so wandte ihm dieser den Rücken und eilte ohne Abschiedsgruß und ohne das Ende der Erwiederung abzuwarten, davon. Von da an wich er Herrn Graf, der sich gar nicht erklären konnte, worin er gefehlt habe, immer aus. — Als er in Schaffhausen bei Küfermeister Schenkel wohnte, durfte zum Aufräumen Niemand das Zimmer betreten als Frau Schenkel, die sich durch ihre Schweigsamkeit sein besonders Vertrauen erworben hatte. Es fiel ihr auf, daß sie unter dem Tisch oder in den Winkeln häufig Goldstücke liegen sah, welche sie aufhob und auf den Tisch legte. Ueber diese Funde wurde zwischen ihr und ihm nie ein Wort gewechselt. Aber der Mann nahm dieses von ihm als Ehrlichkeitsprobe empfundene Legen einer Falle übel und schlug, wenn er daran dachte, den Hammer mit doppelter Kraft auf seine Fässer. — Als man Sealsfield während seines Aufenthalts in Aarau den Genfersee und das Berner Oberland anpries, weigerte er sich, diese Gegenden zu besuchen, weil er sich die aus Amerika mitgebrachten Bilder nicht durch andere Naturerscheinungen verwischen lassen wolle. In Baden sagte er einmal, die größte Gefahr, die einem einzeln stehenden Schriftsteller drohe, sei die, sich dem Trunk zu ergeben. „Ich halte mir deshalb halbe Champagnerflaschen; sie wecken beim Componiren meine Einbildungskraft, ohne sie zu betäuben.“ „Wenn es nur auf diese Einschränkung ankäme, würde noch Mancher unter die Schriftsteller gehen,“ erhielt er zur Antwort.

So vorsichtig Sealsfield in der mündlichen Unterhaltung war, noch viel zurückhaltender waren seine Briefe. Man sucht in ihnen umsonst die Spuren des Geistes, der in den Schriften pulsirt. Auch diejenigen an Cotta und Erhard legt man nicht ohne Enttäuschung aus der Hand. Denn sehr selten sind die Stellen, die sich von trivialen Dingen oder Geschäftsfragen zu einem allgemeinen Interesse erheben. Diejenigen, die mir als Manuscript zu Gesicht gekommen sind, machten den Eindruck, daß der Schreiber absichtlich eine möglichst geschwätzige Fülle von Worten auf möglichst nichtssagende Gegenstände habe verwenden wollen. Als ich mich bemühte, die Briefe, die Sealsfield an Nationalrath Gutzwiller geschrieben hat, zur Einsicht zu bekommen, traf von dem Herrn, der Gutzwillers

Papiere zur Sichtung erhalten hatte, folgende Antwort ein, die noch für viele andere gelten mag: „Die Sealsfield'schen Briefe ließ ich mir seiner Zeit nicht um des Schreibers, sondern um des Adressaten St. Gutzwillers willen mittheilen. Ich sammelte nämlich von jeher Alles, was mir zu einem Strich an die Biographie Gutzwillers irgend einen Beitrag giebt. Die Briefe Sealsfields, ihrer vier an Zahl, haben mir eine große Täuschung bereitet. Nicht ein Wort konnte ich excerpiren; über die gewöhnlichsten conventionellen Bemerkungen von Wetter, Gesundheit oder der Freude über neuliches Zusammentreffen u. dgl. hinaus enthielten sie keinen Laut einer gebildeten oder fühlenden Seele. Ich sandte sie auch sofort wieder zurück. Mit großer Erwartung hatte ich den Zeugnissen eines Austausches der Beiden entgegengesehen. Aber als ich die Briefe in den Händen hatte, erschienen sie inhaltlich als nichts. Darum habe ich sie auch nicht copirt." Gewiß steht auch dieser erzwungene Wortreichthum seiner bedeutungslosen Briefe im Zusammenhang mit seinem Bestreben, über seine Spuren Sand aufzuwirbeln. Wir müssen daher dem Verhalten seiner Umgebung gegen ihn noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Als Heinrich Zschokke mit Sealsfield in Ueberlingen zusammentraf, sagte er zu ihm: „Wir Schriftsteller sollten leben wie die Götter und uns nur selten den Sterblichen zeigen." Damit ist der große Unterschied zwischen dem Schriftsteller Sealsfield und seiner persönlichen Erscheinung gekennzeichnet; ein Abstand, so auffallend für die Urtheilsfähigen, daß es nicht an Zweifeln fehlte, ob Sealsfield wirklich der Verfasser oder nur der Uebersetzer der Schriften sei, die unter seinen Namen bekannt sind. Schon das gänzliche Versiegen seiner Schaffenskraft in einem sonst noch fähigen Alter befremdet. Er hat freilich selbst bei jenem Zusammentreffen mit Zschokke geäußert: „Man sollte mit dem fünfzigsten Jahre aufhören zu produciren; mit fünfzig Jahren steht man auf der Lebenshöhe, und nachher gehen leibliche und geistige Kräfte schnell abwärts." Räthselhaft bleibt aber die Frage, was mit seinem letzten Werke vorgegangen ist. Karl Morell stud. jur., der spätere schweizerische Dichter und Geschichtschreiber, den Sealsfield 1847 in Albisbrunn kennen gelernt hatte, besuchte ihn auf der Rückreise von Heidelberg in Schaffhausen und kam begeistert von seiner Aufnahme nach Hause. Sealsfield hatte ihm aus dem Manuscript seines neuen Romans vorgelesen. Es muß derjenige gewesen sein, von dem er in seinen Briefen an Erhard immer spricht und der nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte. Ich habe früher mitgetheilt, warum ich nicht glaube, daß er dieses Manuscript in Solothurn noch besaß. Nicht nur von diesem, sondern überhaupt von allen seinen Werken sprach er stets mit sichtlichem Widerwillen. Warum aber soll ein Schriftsteller der Besprechung seiner Werke so ängstlich ausweichen, wie Sealsfield es gewöhnlich that?

Das Volk, durch welches Sealsfield während 31 Jahren unerkannt gewandert ist, leidet im Allgemeinen nicht an dem Fehler, durch allzu

lebhafte Theilnahme an schriftstellerischen Erzeugnissen, die aus seiner Mitte hervorgehen, sein Nervensystem herunterzubringen. Wenn Sealsfield fürchtete, daß beim Bekanntwerden seiner Verfasserschaft ein belästigendes Nachfragen entstehen und ihm Gefahren auf den Hals ziehen werde, so war seine Unruhe unbegründet. Die Leute, an deren Tisch er saß, haben ihrer Gesundheit durch Bücherlesen so wenig geschadet, daß er Jahre lang unter ihrem Dache wohnen konnte, ohne sich über aufgeregte literarische Zudringlichkeit beklagen zu müssen. Eine angesehene Wirthstochter, welcher er eines seiner Bücher schenkte, hat es heute noch nicht gelesen. „Hätten wir geahnt," schreibt ein anderes Familienglied, „welchen bedeutenden Schriftsteller wir beherbergten, so würde er mehr Interesse bei uns erregt haben." Wie sich das Volk zu dieser Thätigkeit verhält, zeigt eine Erzählung, die Sealsfield selbst mit Behagen vortrug. „Ich saß in einer Wirthschaft bei Tägerweilen. An einem zweiten Tisch unterhielten sich halblaut zwei Bauern. „Du, sagte der eine zum andern, „was ist wohl das für Einer dort drüben mit dem Spiegel auf der Nase?" „Der?" entgegnete der Gefragte, „ich meine, das ist Einer, der Geschichten schreibt; weißt Du, solche Geschichten, wie sie im Kalender stehen." „Solche?" erwiderte der Erste und schenkte die Gläser bis zum Rand voll — „dann wollen wir schnell austrinken und machen, daß wir fortkommen, sonst kommen wir auch noch hinein."

Es ist richtig, daß Sealsfield seinen Anschluß überall nach oben suchte und auf eine für Fernerstehende unerklärliche Weise auch fand. Die Spitzen der Gesellschaft fühlten sich, so wenig sie sich auch in seiner Persönlichkeit zurechtfanden, von seinem Umgang geehrt. Aber wahre Freunde konnte er deshalb nicht finden, weil über seinem Haupte stets die Wolke des Argwohns ruhte. Zunächst galt er als Freimaurer. Bringt man das Vorurtheil, das damals noch vielfach gegen diesen Orden im Volke herrschte, in Verbindung mit den ungenügenden Aussagen über seine persönlichen Verhältnisse, so begreift man, daß seine Worte mit Zweifel aufgenommen wurden. Nicht einmal sein Augenleiden fand Glauben, sondern man nahm lieber an, er trage die blaue Brille nur zu dem Zweck, damit er desto sicherer vor Ueberwachung seine Umgebung beobachten könne. Im Schatten dieses Mißtrauens wuchsen absonderliche Verdächtigungen. Die Goldstücke auf seinem Zimmer hießen einfach Sündengeld, womit man die im Sklavenhandel erworbenen Reichthümer bezeichnen wollte. Dem Volke, das ja überhaupt den Zweck regelmäßiger Spaziergänge nicht einsieht und von der Welt, die einen Schriftsteller bewegt, nur unklare Vorstellungen hat, schienen auch seine einsamen Gänge in Wald und Feld verdächtig. Da er sich nach der Rückkehr sofort zum Schreiben niedersetzte, so kam er bald auch in den Ruf eines bezahlten Spions. Die ohne Zweckangabe gemachten Reisen bestärkten diese Muthmaßung, da man sich darunter nichts anderes denken konnte, als die Berichterstattung alles dessen,

was er wieder gesammelt hatte. In der aufgeregten Zeit von 1848 reichte Sealsfield dem Zunftgericht Benken-Laufen eine Klageschrift gegen Herrn Med. Pract. Friedrich Schiel ein, weil ihn dieser am 13. October beschimpft und durch Beißen und Schlagen körperlich verletzt habe. Ich hätte diesen Zusammenstoß, den schon Joh. Scherr kurz erwähnt hat, übergangen, wenn er nicht ein Zeichen der Stimmung wäre, welche an vielen Orten gegen den räthselhaften Mann herrschte.

Ein wirklich gutes Andenken hat er nur in jenen Kreisen hinterlassen, wo weder die Menschenkenntniß noch das Bedürfniß nach Beobachtung bedeutender Erscheinungen lebhaft genug entwickelt ist, um das Vorhandensein unausgesprochener Fragen zum Bewußtsein zu bringen. Dem Nachfragenden begegnete daher unter diesen Leuten vorwiegend Lob und freundliche Erinnerung, bei allen anderen lauter Kopfschütteln und ausweichende Antwort. Mit den meisten urtheilsfähigen Personen, die ihm einst nahe traten, hat er sich in der Folge überworfen. Am wenigsten aber gelang es ihm, mit fein gebildeten Frauen in jenes Verhältniß eines herzlichen Verkehrs zu treten, das gewiß auch ihm erwünscht war. Mit dem weiblichen Scharfblick, der keiner langen Untersuchung bedarf, erkannten sie den Schatten seiner Existenz und wichen schon bei der ersten Berührung scheu vor ihm zurück.

Ihm selbst war und blieb es unmöglich, über seinen eigenen Schatten zu springen. So wird es psychologisch begreiflich, daß er, von den Menschen immer mehr gemieden, von der Welt vergessen, in dem Hause, in dem er sich zuletzt verschanzt hatte, noch einen Versuch machte, frische Luft zu schöpfen, und dann schweigend dahinsank, wie es in meinem früheren Aufsatz erzählt worden ist. Sein Name wird da, wo er so lange geweilt hat, kaum noch genannt. Nur die Zöglinge der drei Waisenhäuser Schaffhausen, Zürich und Solothurn, zu deren Erziehung er Legate gestiftet hat, erfahren bei der Prämirung ihrer Leistungen, daß Einer ihrer gedacht hat, der, selbst unglücklicher als sie, unbeklagt und doch mitfühlend sein schweres Loos zu tragen vermochte, das Loos der Verwaisung.

Der Berliner Dom.

Von

Ober-Regierungsrath Todt.

— Köln. —

Fast zwei Jahrhunderte sind seit dem ersten Entwurf zur Gestaltung eines großen und würdigen evangelischen Domes in Berlin verflossen. Kein geringerer als Schlüter, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten und des vornehmsten und schönsten Theiles des Königlichen Schlosses, der Mitarbeiter am Zeughause, hatte Anfangs des vorigen Jahrhunderts einen Plan für den Dom gezeichnet und als Standort den westlichen Theil des Schloßplatzes in Aussicht genommen. Die Kirche hätte darnach die Form eines griechischen (gleichschenkligen) Kreuzes mit einer Kuppel über der Vierung und einem mächtigen Portal an dem Schloßplatz gegenüber der Langen Brücke erhalten. Die Verlängerung des Schlosses bis zur Schloßfreiheit machte die Ausführung des Planes, von dem nicht feststeht, ob er überhaupt ernsthaft gemeint war, ohnehin unmöglich. — Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dann der gegenwärtige Dom im Lustgarten errichtet, ein Rechteck von 70 Meter Länge und 20 Meter Tiefe, mit der in diesem Jahrhundert durch Schinkel zugefügten Vorhalle und kleineren Ausbauten am Ostende einen Flächenraum von etwa 1800 Quadratmetern bedeckend. Das Innere, durch eingebaute Emporen dreischiffig gestaltet, zeigt ein 10 Meter breites Mittelschiff und je 5 Meter breite Seitenschiffe und enthält 1100 Sitzplätze, davon 600 im Mittelraum, 500 auf den Emporen, außerdem 900 Stehplätze.

Die Größen-Abmessungen sind für Berliner Kirchenverhältnisse nicht eben gering. Wenn man berücksichtigt, daß sämmtliche 45 evangelische Kirchen Berlins etwa 46 000 Sitzplätze enthalten (daneben sind noch eine Anzahl von Kapellen mit einigen tausend Sitzen in Anstalten, Gefängnissen

vorhanden) und daß also auf jede Gemeinde von durchschnittlich 27 000 Seelen etwa 1000 Sitzplätze entfallen, so ist die nur 10 000 Seelen umfassende Domgemeinde mit ihrem Kirchenraum schon jetzt sehr günstig bedacht. Gleichwohl haben die Bestrebungen, an die Stelle des gegenwärtigen Gotteshauses ein räumlich und künstlerisch größeren Ansprüchen genügendes Gebäude zu setzen, seit 70 Jahren zu wiederholten Entwürfen geführt. Die künstlerische Armseligkeit des vorhandenen Baues, welcher mit seiner Eigenschaft als Haupt- und Hofkirche Berlins in so unerquicklichem Gegensatz steht, fordern zu Versuchen einer würdigeren und angemessneren Gestaltung, wobei auch die gesteigerten Raumansprüche nicht unberücksichtigt bleiben können, zu sehr heraus. Schinkel, Stier und Stüler beschäftigten sich mit mehr oder minder großartigen Plänen, bis es endlich dem letzten vergönnt zu sein schien, den gewaltigen Baugedanken König Friedrich Wilhelm IV., dieses ebenso tief religiösen wie kunstbegeisterten Herrschers, die zur Ausführung geeignete künstlerische Form zu geben. Der erste aus dem Anfang der vierziger Jahre stammende Entwurf Stülers zeigt einen etwa 70 Meter im Geviert fassenden fünfschiffigen Kirchenraum, dessen Mittelschiff 25 Meter breit und 45 Meter hoch mit gerader Balkendecke überspannt war. Mit der tiefen Vorhalle umfaßte der in den Formen altchristlichen Basilikenstiles geplante Bau eine Fläche von 6700 Quadratmetern, wozu die Herrschergruft (campo santo) mit 60 Metern im Geviert kam, im Ganzen 10 000—11 000 Quadratmeter Baufläche. Die noch vorhandenen Mauern und Fundamente gehören diesem Bauwerk an.

Nachdem die politischen Ereignisse die Förderung desselben gehemmt hatten, entwarf Stüler 1855 für den Dom selbst einen anderen Plan. Ein mit Emporen ausgestattetes Quadrat von 70 Meter Seite umfaßt ein mit mächtiger Kuppel überdecktes Geviert von 50 Meter lichter Weite. Die Kuppel auf acht Pfeilern ruhend hat 50 Meter äußeren und 42 Meter inneren Durchmesser und bis zum Fuß der Laterne 100, bis zur Kreuzspitze 140 Meter Höhe. Einschließlich der Vorhalle bedeckt das Gebäude eine Fläche von 6500 Quadratmetern. Die Bauformen zeigen eine mit romanischen Anklängen gemischte Renaissance.

Der Bau gelangte in Folge des Ablebens Königs Friedrich Wilhelm IV. nicht zur Ausführung. Als nach dem politischen Erfolge des Jahres 1866 die Dombau-Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gesetzt wurde, ließ man den Stülerschen Entwurf fallen und schrieb einen allgemeinen Wettbewerb aus. Es wurden die Pläne für einen evangelischen Dom in Berlin verlangt, als Bauplatz der Raum zwischen campo santo und der jetzigen Kaiser Wilhelmsbrücke mit der Maßgabe bestimmt, daß die Umfassungsmauern des campo santo nicht angetastet werden dürften. Das campo santo sollte also nach den ursprünglichen Plänen vollendet werden. Im Uebrigen enthielt sich das Ausschreiben jeglicher Andeutung über Größe, Zweck, Anordnung, Stil, überließ Alles den Bewerbern und brachte durch diese

Programmlosigkeit von vorn herein ein solche Unklarheit in die ganze Angelegenheit, daß ihr ergebnißloser Verlauf mit Sicherheit vorauszusehen war. Wenn man bauen will, so muß man vor allen Dingen wissen, was man mit dem geplanten Bauwerk bezweckt. Ein möglichst klar, scharf und erschöpfend abgefaßtes Bauprogramm ist der erste und nothwendigste Schritt zur Verwirklichung des Vorhabens. Eine solche Formulirung der Baugedanken fehlte hier vollständig. Gleichwohl betheiligten sich 50 Architekten an dem Wettstreit — ein Beweis, welche Anziehungskraft der Gegenstand hatte und wie sehr man trotz der Unklarheit der Ausschreibung von dem Vertrauen beseelt war, daß es diesmal Ernst werden würde. Die Hälfte der eingereichten Entwürfe hatte Berliner Architekten zu Verfassern.

Das nachträglich eingesetzte Beurtheilungsgericht erkannte an, daß zehn Entwürfe als bedeutende Kunstleistungen anzusprechen seien. Es befanden sich darunter 8 von Berliner Architekten herrührende, deren Verfasser zum großen Theil noch heute thätig sind und in der Vollkraft ihres Schaffens stehen. Das weitere greifbare Ergebniß des Bewerbes bestand darin, daß das Beurtheilungsgericht nachträglich dasjenige that, was vor der Ausschreibung hätte geschehen müssen, nämlich ein Bauprogramm aufzustellen. Dasselbe fiel im Sinne der Herstellung einer für die Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes brauchbaren Hof- und Hauptkirche aus: eines Gebäudes von immerhin stattlicher Abmessung mit 1600 Sitzplätzen im Hauptraum und 200 Plätzen auf den Emporen für die fürstlichen Personen, den Hof, hohe Staatsbeamte, und mit den nöthigen Nebenräumlichkeiten. Die Mehrheit des Gerichts hielt außerdem ein Gebäude im Spitzbogenstil an der bestimmten Stelle nicht für zulässig und als Baumaterial die Verwendung von Ziegelsteinen für ausgeschlossen, diejenige von Haustein für erforderlich.

Das nachträgliche Programm stand in schroffem Gegensatz zu dem, was die große Mehrzahl der Bewerber, namentlich die durch besondere Anerkennung ausgezeichneten, als Zweck des Wettstreites aufgefaßt hatten und nach Lage der Umstände wohl auch hatten annehmen müssen. Die nunmehr geforderte Gemeindekirche, welche lediglich wegen ihrer gleichzeitigen Eigenschaft als Hofkirche in etwas stattlicheren Abmessungen und mit größerem Aufwande, besonders im Nebenraume, gedacht war, als sonst in Berlin üblich, wäre mit einer Grundfläche von 2000—2500 Quadratmeter und einem Kostenaufwande von einigen Millionen Mark sehr gut zu gewinnen. Geschickt entworfen hätte sie sich immerhin leidlich in die Umgebung einfügen lassen, auf einen monumentalen Abschluß des Platzes hätte man dann aber ein für allemal Verzicht geleistet.

Im Gegensatz hierzu hatten sich die Bewerber an die Stülersche Auffassung angelehnt und eine große Festkirche, meist mit hoher Kuppel, entworfen. Wie bei Stüler mußte die praktische Brauchbarkeit der Kirche für die Zwecke des Gemeindegottesdienstes unter einer solchen Auffassung natürlich leiden. Räume von 3000 bis 4000 Quadratmeter Grundfläche

(fünf bis sieben Mal so groß als der weiße Saal des Königlichen Schlosses) mit der entsprechenden Höhe und Kuppeln von 40—50 Meter Durchmesser und 60—80 Meter innerer Höhe sind für die Predigt schlechterdings nicht zu gebrauchen; es giebt keine menschliche Stimme, welche sich in solchen Hallen verständlich machen könnte. Auch im Aufbau beherrschten die Stülerschen Gedanken so sehr das Feld, daß die Mehrzahl der Entwürfe sich als mehr oder weniger gelungene Variationen derselben darstellten. Die Abweichungen bestanden, abgesehen von Stilfragen, vornehmlich in der Verschiedenheit der Kuppel-Entwickelung und der Kuppel-Abmessungen. Ein Theil suchte an Stelle des einfachen Quadrats, Achtecks, Kreises eine organische Gliederung und Entwickelung zu setzen, was bei einigen Entwürfen zu einer Theilung des Raumes in eine Fest- und eine Predigtkirche führte. So bildete Orth die erstere als Vorkirche und die letztere als eigentliche Hauptkirche aus, was zur Folge hatte, daß seine Kuppel mäßige Dimensionen (35 Meter äußerer, 30 Meter innerer Durchmesser, Höhe bis zur Laterne 80 Meter) zeigte und sich bei schlanken Umrißlinien besonders glücklich in die Umgebung hineinfügte. Andererseits fügten Ende und Boeckmann der großen, als Festkirche gedachten Kuppelkirche nach der Spree zu eine Predigtkirche von mäßigen Abmessungen an, welche mit ersterer ein einheitliches Ganzes und gleichsam den Chor des Hauptraumes bilden sollte. Heyden und Kyllmann schlossen sich wieder der Orth'schen Stilauffassung an, machten aber die Vorkirche zur Predigtkirche, welche sie mit Flachkugeln überdeckten, während die die Festkirche überragende Hauptkuppel gleichfalls nur mäßige Abmessungen (30 Meter innerer Durchmesser, 40 Meter äußerer, 70 Meter innere Höhe) zeigte. Diese und andere Entwürfe wiesen eine Fülle von Schönheiten neben mannigfachen Schwächen auf; in der Stilfassung folgte die Mehrzahl einer durch romanische Anklänge constructiv etwas straffer erfaßten Renaissance. Doch fand auch ein gotischer Kuppelbau (Klingenberg) den Beifall des Beurtheilungsgerichts.

Abgesehen von diesen Versuchen, den verfügbaren Raum in Fest- und Predigtkirche zu zerlegen und dadurch einerseits dem praktischen Gemeindebedürfniß, andererseits den Anforderungen an einen großen monumentalen Bau und an eine mächtige Raumwirkung zu genügen, hatte der Wettstreit kein Ergebniß, welches man als einen besonderen Fortschritt über die Stüler'schen Baugedanken und ihre Verkörperung durch dessen Entwurf vom Jahre 1855 bezeichnen konnte. Es ist dies jedoch, wie bemerkt, in erster Linie der mangelhaften Vorbereitung des Bewerbes, dem Mangel an einem klaren Programm zuzuschreiben. Keiner der Entwürfe entsprach dem nachträglich aufgestellten Programm, welches sich auf den einfachen Nützlichkeitsstandpunkt stellte und dadurch in ausgesprochenem Gegensatz zu der seit den vierziger Jahren maßgebenden Auffassung gerieth, welche den Stüler'schen Projecten zu Grunde lag.

Die politischen Ereignisse, welche bald nach Beendigung des Wett-

streites folgten, waren der weiteren Förderung der Angelegenheiten nicht günstig; und als der glorreiche Frieden und der wachsende Wohlstand des glücklich geeinigten deutschen Volkes den Gedanken an die Ausführung wieder nahe legten, da mochten die Erfahrungen, welche mit dem mißglückten Anlauf des Jahres 1869 gemacht waren, zunächst davon abhalten an einen erneuten Versuch zu gehen. Dem bescheidenen und schlichten Sinn Kaiser Wilhelms I. war vielleicht der Gedanke der Herstellung einer großen und prunkvollen evangelischen Hofkirche an sich nicht besonders zusagend; er wollte bei seinem hohen Alter die Ausführung seinem Nachfolger um so lieber überlassen, als ihm dessen reges Interesse für die schwierige Frage die sicherste Gewähr für eine befriedigende Lösung der gegensätzlichen Auffassungen zu bieten geeignet war.

Die erschütternden Ereignisse des Jahres 1888 erst gaben den Dombauplänen neue Förderung. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt erließ Kaiser Friedrich folgenden Charlottenburg den 29. März datirten Kabinets-Befehl, welcher für den weiteren Verlauf der Angelegenheit von maßgebender Bedeutung bleiben wird:

„Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Domes in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeinde-Mitglieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann."

Eine Immediatcommission, bestehend aus drei Geistlichen, vier Architekten und Ingenieuren, drei Kunstverständigen und zwei Verwaltungsbeamten wurde gebildet. In der kurzen Zeit, welche Kaiser Friedrich zu regieren vergönnt war, konnte eine sichtbare Förderung der so bestimmt zu erkennen gegebenen Absichten zwar nicht hervortreten. Sein Nachfolger indeß ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Regierungswechsel die Bauabsichten des verewigten Herrschers nicht störend beeinflußen sollte. Bereits unter dem 9. Juli 1888 erging folgender Allerhöchster Befehl an den Minister der geistlichen Angelegenheiten:

„Es ist Mein Wille, daß das Project der Errichtung eines Domes in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches durch den Allerhöchsten Erlaß Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters vom 29. März dieses Jahres von Neuem angeregt worden ist, mit allem Nachdruck gefördert werde. Die Ausführung dieses Planes nach den Absichten des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrich ist Mir ein heiliges Vermächtniß. Ich wünsche, daß das Werk die Arbeit kröne, welche des verewigten Kaisers und Königs Majestät seit Jahren auf das Dombauproject verwandt hat. Ich genehmige hiernach, daß die auf Befehl Meines Herrn Vaters gebildete Immediatcommission unverzüglich ihre Arbeiten beginnt."

Als erstes Ergebniß der Thätigkeit der Commission ist wohl die an den Landtag der Monarchie gelangten Vorlage zu betrachten, nach welcher von der Königlichen Staatsregierung als erster Beitrag zum Neubau eines Domes in Berlin und einer Gruft für das Preußische Königshaus die Summe von 600,000 Mk. gefordert wurde. Das Abgeordnetenhaus und ihm folgend das Herrenhaus sprachen die Bewilligung aus, jedoch in folgender Fassung: „zur Aufstellung von Plänen und zu Vorarbeiten zum Neubau eines Domes zu Berlin und einer Gruft für das preußische Königshaus."

Nach einer so langen und wechselvollen Vorgeschichte steht der beabsichtigte Bau wieder einmal an einem entscheidenden Wendepunkt. Nach den wiederholten ergebnißlosen Anläufen kann bei der Willenskraft unseres Allerhöchsten Herrn und nach den von Ihm so feierlich und bestimmt ausgesprochenen Absichten kein Zweifel darüber aufkommen, daß die nächste Zeit eine endgültige Entscheidung bringen wird, daß an Stelle der unschlüssigen Ueberlegung Thaten treten werden. Da in Berlin ohnehin eine Reihe von großen staatlichen Monumentalbauten — Museen, Bibliotheken, Landtagsgebäude — für welche ein dringendes Bedürfniß bereits seit Jahren besteht und anerkannt ist, ihrer endlichen Ausführung harrt, so kann es nur freudig begrüßt werden, daß die ohne dauernden Nachtheil nicht allzulange hinaus zu schiebende Bauaera mit dem idealsten und am langwierigsten behandelten, vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt aus aber vielleicht am wenigsten eiligen Projecte begonnen werden soll.

Die Vergangenheit lehrt eindringlich, um eine wie außerordentlich schwierige Aufgabe es sich gerade bei dem Dombau handelt und wie schwer eine Befriedigung der gegenüberstehenden Anforderungen — praktische Brauchbarkeit, künstlerische Großartigkeit und Schönheit der Erscheinung, harmonische Einfügung in die Umgebung — zu erzielen ist. Die zahlreichen Entwürfe, welche seit 70 Jahren von den hervorragendsten Künstlern angefertigt sind, haben zu keinem Ergebniß geführt; und man muß es heute als ein Glück ansehen, daß es so gekommen ist. Wäre der am Weitesten gediehene Stülersche Entwurf zur Ausführung gelangt, so hätte Berlin zwar ein mächtiges Bauwerk von großen Schönheiten im Einzelnen gewonnen, welches sich jedoch in die Umgebung nicht passend eingefügt und überdies eine etwas kostspielige Lehre dafür geboten hätte, wie man eine brauchbare evangelische Kirche *nicht* bauen soll. In demselben Geleise bewegten sich die Entwürfe des Wettstreites von 1869, ohne daß darum den Bewerbern der geringste Vorwurf zu machen wäre. Erfahrungen wie man es *nicht* zu machen hat, um den zunächst angestrebten Zweck — Herstellung einer der Reichshauptstadt würdigen Hofkirche — zu errichten, liegen also zur Genüge vor. Sie nutzbar zu machen nach der positiven Seite: diese Aufgabe wäre zunächst Sache der zur Förderung des Dombaues berufenen Immediatcommission gewesen.

Inzwischen ist ein Ereigniß eingetreten, welches dazu bestimmt erscheint, dem weiteren Verlauf der Angelegenheit eine entscheidende Wendung zu

geben. Unter dem Titel „Ein Entwurf Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III. zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Königlichen Schlosses in Berlin. Mit Allerhöchster Genehmigung herausgegeben" hat der Geheime Regierungsrath Raschdorff, hervorragender Lehrer für Architektur an der technischen Hochschule in Charlottenburg und ausgezeichneter Architekt, der seine künstlerische Meisterschaft bereits in einer Reihe von ausgeführten Werken bekundet hat, ein Werk herausgegeben, welches mehrere Skizzen für den Dom und zwar in Verbindung mit einem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. und mit Denkmälern für andere Herrscher und um den Staat verdiente Männer, sowie Zeichnungen für einen partiellen Ausbau des Königlichen Schlosses enthält. In wie weit der Herausgeber berechtigt war den Dombauentwurf als solchen des verewigten Kaisers zu bezeichnen, ist aus der von Herrn Raschdorff verfaßten sehr ausführlichen Vorrede nicht klar zu entnehmen. Die Bemerkungen, daß dem Verfasser das hohe Glück zu Theil geworden sei an den Erörterungen über die — vorher näher auseinander gesetzten — Bauideen theilnehmen zu dürfen und dieselben baukünstlerisch umzugestalten, ergeben nur soviel, daß Kaiser Friedrich die Grundgedanken des Baues bestimmt hat, daß die Ausarbeitung desselben im Einzelnen, die Gestaltung und künstlerische Fassung aber das geistige Eigenthum des Herausgebers des Entwurfes sind. Wie weit ferner der verewigte Herrscher die von Herrn Raschdorff entworfenen Pläne ausdrücklich gutgeheißen hat, ist aus der nach dieser Richtung an Klarheit und Bestimmtheit viel zu wünschen zu lassenden Vorrede nicht zu ersehen. Da die ersten Skizzen schon im Jahre 1885 entstanden sind, so haben jene Erörungen in einer ziemlich weit zurückliegenden Zeit stattgefunden. Es scheinen dann allerdings später weitere Besprechungen gepflogen zu sein, indem ein zweiter Entwurf mit nicht unerheblichen Abänderungen der ersten Skizze als „zur Darstellung einer weiteren Allerhöchsten Bauidee aus dem Jahre 1888" bezeichnet wird. Ob der zweite und ungleich reifere Entwurf, welcher augenscheinlich erst in den letzten Lebensmonaten des Kaiser Friedrich entstanden ist, dem hohen Herrn überhaupt noch vorgelegt werden konnte, geht aus der Vorrede nicht hervor. — Alle diese Entwürfe, sagt der Verfasser zum Schlusse, sind als Skizzen und Beiträge zur Entwicklung der Bauideen entstanden und als solche zu beurtheilen. Hiermit ist von dem Verfasser selbst zugestanden, daß es sich nicht um wirklich fertige und reife, von dem verewigten Kaiser gebilligte Projecte und Ausarbeitungen, sondern nur und die skizzenhafte Aufzeichnung von Baugedanken des Herrschers handelt. Diese sind das Bleibende, Feststehende in den Skizzen; ihre Ausarbeitung durch Herrn Raschdorff bedeutete augenscheinlich den Versuch festzustellen, in welcher zweckmäßigsten und besten Weise sich die Gedanken verwirklichen ließen. Die Versuche waren augenscheinlich noch nicht abgeschlossen, die künstlerische Ausgestaltung war noch in der Schwebe, als der kaiserliche Dulder sein Leben ausathmete.

Einen Theil des baulichen Grundgedankens, nämlich die Verbindung des Domes mit einem Denkmal für Kaiser Wilhelm I., hat man insofern bereits fallen gelassen, als bekanntlich bezüglich des Kaiser-Monuments ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben ist, welcher den Zusammenhang zwischen Dom und Denkmal keineswegs zur Bedingung stellt, die Platzfrage vielmehr offen läßt und gerade zum Hauptgegenstande des Bewerbes macht. Soweit ferner die Skizzen des Herrn Raschdorff den partiellen Umbau des Schlosses betreffen, scheiden dieselben von dieser Betrachtung aus; es handelt sich hier vielmehr nur um die Dombau-Entwürfe selbst, Eine Kritik derselben kann um so weniger unstatthaft erscheinen, als die ihnen zu Grunde liegenden Baugedanken Kaiser Friedrichs, also das eigentliche Eigenthum des Herrschers, aus den Skizzen unschwer zu erkennen sind und, wie die nächstfolgenden Erörterungen darthun werden — nur rückhaltlose Billigung finden können. Der Kritik unterworfen wird mithin hier lediglich die von Herrn Raschdorff seiner eigenen Angabe gemäß vorgenommene künstlerische Ausgestaltung, welche als sein Eigenthum der öffentlichen Beurtheilung nicht wohl entzogen zu werden vermag. Und dies um so weniger, als in künstlerischen Kreisen augenscheinlich die Auffassung weit verbreitet ist, daß die Raschdorff'schen Skizzen der Ausführung demnächst zu Grunde gelegt werden sollen, die Frage der künstlerischen Gestaltung somit bereits entschieden und der von den berufenen Architekten augenscheinlich lieber gesehene Weg der Ermittelung durch einen Wettbewerb ausgeschlossen wäre. Mag diese Meinung begründet sein oder nicht, jedenfalls fordert die Vorgeschichte des Baues zu der Beurtheilung eines wenn auch skizzenhaften Planes heraus, der bei der weiteren Behandlung der Frage unzweifelhaft eine wichtige Rolle spielen wird.

Der Raschdorff'sche Dom der zweiten Skizze, welche als die entschieden reifere anzusehen ist, dem letzten Baugedanken des verewigten Kaisers entspricht und daher ausschließlich der Beurtheilung unterworfen werden soll, stellt im Grundriß eine rechteckige Hauptmasse von 105 Meter Länge und 55 Meter Tiefe mit einer Grundfläche von 6000 Quadratmetern dar. Die Längsseite erstreckt sich parallel dem Lustgarten und der Spree, die Schmalseite ist senkrecht zum Platz und zum Schloß gerichtet. An der nach dem Lustgarten schauenden Vorderseite befindet sich ein 85 Meter langer und 10—12 Meter tiefer Vorbau; kleinere mehr quadratische Bauten sind den Schmalseiten vorgelegt. Mit denselben erreicht die größte Länge 140 Meter, die größte Tiefe 75 Meter; das ganze Bauwerk bedeckt einen Flächenraum von 8—9000 Quadratmeter. Zum Vergleiche sei bemerkt, daß das alte Museum etwa 80 Meter Frontlänge, 50 Meter Tiefe und — einschließlich der beiden Höfe — einen Flächeninhalt von 4000 Quadratmeter hat; das Schloß nach dem Lustgarten ist 180 Meter lang und bedeckt mit den Höfen etwa 18000 Quadratmeter.

Durch diesen Grundriß wird der ganze verfügbare Raum zwischen

Kaiser Wilhelmsbrücke und der verlängerten Fluchtlinie des Museums einerseits, zwischen der verlängerten Mittelaxe der Nationalgallerie und dem eingeengten Spreebett andererseits ausgenutzt. Der von den Ruinen des campo santo eingenommene Platz ist in die Bebauung mit hinein gezogen, die alte Börse muß gleichfalls beseitigt werden. Das Innere zerfällt in drei Haupttheile: die Predigtkirche in dem südlichen dem Schloß gegenüberliegenden Flügel, die Festkirche in der Mitte, die Grabkirche in dem nördlichen Flügel am Museum. Die drei Kirchen stehen durch mächtige etwa 18 Meter im Lichten weite Bogen miteinander in Verbindung und bilden zusammen einen Raum von 100 Meter Länge und durchschnittlich 35 Meter Tiefe. Ihr gesammter Flächeninhalt wird etwa 3800 Quadratmeter betragen, wovon auf die Festkirche gegen 1800, auf jede der Seitenkirchen 1000 Quadratmeter, entfallen. Die Festkirche bildet ein Quadrat von 35 Meter lichter Seite, mit einer im Aeußeren 50 Meter haltenden Kuppel überdeckt. Predigt- und Grabkirche, von gleicher Größe und Form, entsprechen in ihrer Langseite der Schmalseite der Gesammtanlage; ihre größte Länge ist 47, die größte Breite 22 Meter. Die übrigen Räume werden von einer Nebenkirche neben der Predigtkirche (180 Quadratmeter), Sakristeien, Vorhallen, Verbindungsgängen eingenommen. Gottesdienstlichen Zwecken dient also etwa die Hälfte der ganzen Anlage; ein Viertel nehmen Vorhallen, und Gänge, den Rest Mauer, Pfeiler, Nischen ein. Die Gesammtfläche würde etwa derjenigen des Kölner Domes entsprechen, wogegen der innere Kirchenraum bei diesem viel beträchtlicher ist.

Bestimmend für den äußeren Anblick ist die Kuppel, welche sich über der Festkirche in folgenden Abmessungen erhebt: Höhe des Hauptgesimses des Gebändes 30 Meter (Schloß 32 Meter), des Hauptgesimses des Kuppelringes 55 Meter (Schloßkuppel 43 Meter), Ende der Kuppelwölbung beziehungsweise Fuß der Laterne 85 Meter (Schloßkuppel 60 Meter), Spitze des Kreuzes 110 Meter (Schloßkuppel 66 Meter). Der äußere Durchmesser von 50 Metern ist doppelt so groß als der der Schloßkuppel. Die beiden Nebenkuppeln haben unbedeutende Abmessungen; sie liegen in der Mitte der Längsachsen der Predigt- und Grabkirche, überdecken aber untergeordnete Räume, die Eckfelder der westlichen Vorhalle am Lustgarten.

Der Stil der Zeichnung zeigt eine Hochrenaissance von sehr schweren Formen mit leisen Anklängen einerseits an den Barokko des Jesuitenstils, andererseits an die akademische Nüchternheit der Paulskirche in London. Dies und der Umstand, daß der Verfasser den in der Vorrede sehr nachdrücklich betonten Gedanken eines Pantheons, einer nationalen Fest- und Ruhmeshalle im Aeußeren auch durch zahlreiche Denkmäler, von denen zwei am Lustgarten und an der nördlichen Schmalseite in gewaltigen von Säulen flankirten und triumphbogenartig überwölbten Nischen stehen sollen, zur Erscheinung zu bringen sucht, giebt der gesammten äußeren Architektur einen ausgesprochen weltlichen Charakter. Die Schauseite am Lustgarten stellt

sich wie eine massige und schwere Palastarchitektur dar; die wuchtige Kuppel allein vermag das kirchliche Gleichgewicht nicht herzustellen.

Vergleicht man den Entwurf mit den früheren Plänen von Stüler und den Bewerbern im Jahre 1869, so ist der Unterschied in der Gesammtanlage in die Augen springend. Es ist bei Raschdorff:

1. der Rest des campo santo gefallen;

2. aus der Zweitheilung in campo santo und Dom die Dreitheilung in Fest-, Predigt- und Grabkirche geworden.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man die hierdurch gewonnene Lösung der Schwierigkeiten, welche sich den Stülerschen und den späteren Entwürfen entgegenstellten, recht eigentlich auf die Bestimmung des Kaisers Friedrich zurückführt. Es sind dies die eigentlich grundlegenden Baugedanken des Herrschers, welche ihn augenscheinlich seit vielen Jahren beschäftigt haben. Und diese Baugedanken wurzeln ganz offenbar in den Erfahrungen des Wettstreits von 1869. Indem dieser klar machte, daß das Bestehenlassen und der Ausbau des campo santo eine befriedigende Lösung der Aufgabe nicht gestattete, und daß die unmittelbare Vereinigung und Zusammenfassung von Predigt- und Fest-Kirche zu praktischen Unmöglichkeiten führten, reifte je länger je mehr in dem kunstsinnigen Fürsten die Ansicht, daß es eine falsche Pietät gegen die in ihrem ganzen Umfange doch nicht mehr ausführbaren Pläne Friedrich Wilhelm IV. sein würde, wenn man einen Theil derselben, das campo santo beibehielte. In einem früheren Stadium der Entwickelung glaubte der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, daß die gesonderte Behandlung der Herrschergruft empfehlenswerth wäre. In den siebziger Jahren wurden vom Landtage die ersten Mittel, welche die Regierung zum Ausbau des campo santo forderten, bewilligt. Nach einigen Versuchen nahm man jedoch von einer weiteren Verfolgung Abstand, und der Bau unterblieb. Augenscheinlich hatte sich der hohe Herr von der Unzweckmäßigkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, überzeugt und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, das campo santo ganz fallen zu lassen und den dadurch verfügbar werdenden Raum zu der Dom-Anlage hinzuzuziehen. So entstanden allmählich die Baugedanken, denen Herr Raschdorff die künstlerische Fassung gegeben hat — die dreitheilige Anlage mit Fest-, Predigt- und Grabkirche. Hierdurch wird es möglich die praktischen Bedürfnisse der Domgemeinde zu befriedigen, einen mächtigen und würdigen Raum für große kirchliche Feierlichkeiten zu gewinnen, die über den Bereich der Domgemeinde weit hinausgehen, und endlich eine angemessene Gruft für das Herrscherhaus in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Dom herzustellen.

Die Tragweite der genialen Bauabsichten Kaiser Friedrichs ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein Rückblick auf den Wettstreit von 1869, die programmlose Unklarheit, welche ihm zur Unterlage diente, die programmmäßige Dürftigkeit, welche sein Ergebniß war, genügt, um den Fortschritt

zu erkennen. Ein vollkommen klares Programm liegt nunmehr vor, welches allen Anforderungen Rechnung trägt; die Möglichkeit, etwas wahrhaft Großes, Zweckmäßiges und Schönes zu schaffen, ist geboten. Um dies aber zu erreichen, kommt es darauf an, daß den ebenso großen und klaren wie zweckmäßigen Gedanken der entsprechende künstlerische Ausdruck gegeben wird, daß der Entwurf Zweckmäßigkeit in der Anlage der Predigtkirche mit Großartigkeit und Feierlichkeit der Fest- und Grabkirche verbindet, daß er die verschiedenen Theile zu angemessener Erscheinung bringt, dieselben aber gleichzeitig zu einer harmonischen Einheit zusammenfaßt und in die Umgebung passend hineinfügt. Das ist die von Kaiser Friedrich dem Verfasser des vorliegenden Entwurfs gestellte Aufgabe gewesen; betrachten wir näher, wie er sie gelöst hat!

Zunächst eine Bemerkung über die Herrn Raschdorff speciell gegebenen Weisungen. Da der Verfasser in seiner Vorrede umständlich auseinandersetzt, welche Gedanken maßgebend für die Ausarbeitung waren, jegliche bestimmte Andeutung aber über die seiner künstlerischen Gestaltungskraft durch die erhaltenen Weisungen gezogenen Grenzen vermeidet, so ist der Beurtheiler natürlich nur auf Muthmaßungen angewiesen, welche jedoch zum erheblichen Theil unmittelbar aus dem Entwurf selbst zu entnehmen sind. Hierhin gehört vor Allem die Verbindung der Anlage mit den Denkmalsprojecten, welche zum Theil bestimmend für die äußere Gestaltung durch die Einfügung der großen Nischen gewesen sind. Ob der Gedanke von dem hohen Bauherrn festgehalten wäre, nachdem für das Hauptdenkmal Kaiser Wilhelms so viel weitergehende Pläne aufgetaucht sind, muß mindestens zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ist Herr Raschdorff für die Gestaltung dieses Theiles seines Entwurfs, welcher die äußere Architektur in maßgebender Weise beeinflußt haben mag, nicht verantwortlich zu machen. Auch erübrigt sich hier jede weitere Kritik, da schon mit Rücksicht auf das für Kaiser Wilhelm geplante Denkmal bezüglich dieses Punktes das letzte Wort jedenfalls noch nicht gesprochen ist. Ferner ist hervorzuheben die innere Verbindung der drei Kirchen zu einem großen Raum. Wahrscheinlich handelt es sich auch hierbei um einen Wunsch des hohen Bauherrn, dem der Verfasser des Entwurfs gerecht zu werden suchte. Inwieweit es ihm gelungen, ist noch weiter zu erörtern. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß der Gedanke an sich keineswegs von der Hand zu weisen ist, indem er, richtig ausgeführt, zu einer großartigen Raumwirkung führen wird. Es kommt aber eben auf die Ausführung an; und wenn die Versuche ergeben, daß ohne empfindliche Beeinträchtigung wichtiger praktischer Bedürfnisse eine zweckmäßige Lösung der gestellten Aufgabe nicht zu erreichen ist, so hätte Kaiser Friedrich bei seinem klaren Blick und Verständniß gewiß keinen Anstand genommen, den Gedanken zu Gunsten der praktischen Brauchbarkeit fallen zu lassen.

Faßt man zunächst die Zweckmäßigkeit des Entwurfs in's Auge, so

fällt alsbald das ungünstige Verhältniß zwischen der gesammten Baufläche und den zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Räumen auf. Die drei Kirchen von zusammen etwa 4000 Quadratmetern Fläche erreichen eben den Umfang eines großen katholischen Gotteshauses (Dom in Köln 6300, Münster in Ulm 5100, Straßburger Münster 4100, St. Stephan in Wien 3200, Münster in Freiburg, 3000 Quadratmeter lichte Weite im Innern) und nehmen nur die Hälfte der gesammten Baufläche ein. Vorhallen, Gänge, Nebenräume sind dagegen sehr reichlich bemessen und würden eine Verkleinerung sehr wohl erfahren können. Die Predigtkirche zumal mit ihren etwa 1000 Quadratmetern Fläche weist nicht mehr Raum für die Gemeinde auf als der gegenwärtige Dom. Wie bei so bescheidenen Räumen dem vorhandenen kirchlichen Bedürfniß genügt werden soll, ist nicht recht klar. Der jetzige Dom faßt 1100 Sitzplätze und ist nicht ausreichend. Die Predigtkirche des Entwurfs würde auch bei sehr guter Raumausnutzung wenig mehr Plätze gewinnen lassen. Die Beurtheilungscommission von 1869 erkennt bereits ein Bedürfniß zu 1600 Sitzplätzen an, Herr Raschdorff beziffert dasselbe auf 1600—2000. Bei der Skizzenhaftigkeit der Zeichnungen läßt sich nicht erkennen, wo die fehlenden 600—800 Plätze stecken.

Ein fernerer Mangel der Predigtkirche ist die Art und Weise ihrer Verbindung mit der Festkirche. Mitten in dem kleinen Raume öffnet sich ein kolossaler Bogen, 18 Meter im Lichten breit, fast doppelt so hoch, nach der Festkirche. Er nimmt über 2/5 des nördlichen Wandraumes fort, welcher sonst zu Emporen zweckmäßig hätte ausgenutzt werden können. Es ist nicht abzusehen, wie die massige Architektur dieses Bogens mit den bescheidene Abmessungen der Predigtkirche in Einklang gebracht werden soll; noch viel weniger aber, wie eine nachtheilige Beeinflussung der Akustik des Raumes vermieden werden kann. In der Predigtkirche muß den Anforderungen der leichten Vernehmbarkeit der Stimme des Predigers unter allen Umständen Rechnung getragen werden; die gewaltige Bogenöffnung nach dem weiten Raume der Festkirche hebt die Möglichkeit der Verständlichkeit wahrscheinlich ganz auf. Oder sollte auf eine Schließung der Oeffnung während des Gottesdienstes durch Vorhänge gerechnet sein? Das wäre ein Aushülfsmittel, welches mit der architektonischen Bedeutung des Hauses wohl kaum im Einklang zu bringen wäre. Die Grabkirche entspricht im Grundriß und Aufbau genau der Predigtkirche — ein Zugeständniß an die äußere Symmetrie, welches im schroffen Widerspruch mit den verschiedenen Zwecken der Räume steht. Die Vorrede enthält keine näheren Andeutungen über die Art und Weise der Benutzung der Grabkirche, die Einrichtung der Gruft u. s. w. In der Zeichnung macht sie den Eindruck, als ob sie hauptsächlich den Zweck der symmetrischen Ausfüllung des Platzes hätte. Irgend welche charakteristische ihrer Bestimmung entsprechende Gestaltung fehlt.

Die Festkirche, der beherrschende Mittelpunkt der Anlagen, bildet ein abgestumpftes Quadrat von 35 Meter lichter Seite = 1225 Quadratmeter

Flächeninhalt. Die Verbindungshallen nach den Seitenkirchen, die Altarnische (eine nach der Spree gewendete halbkreisförmige Apsis; ebensolche Apsiden, aber von kleinerem Halbmesser besitzen die Seitennischen), der der letzteren gegenüberliegende mit Emporen ausgestattete Raum erhöhen die verwendbare Fläche auf 1800 Quadratmeter. 2500 Personen können bequem darin untergebracht werden, namentlich wenn Sitzplätze in beschränkter Zahl aufgestellt werden. Bis zu welcher innern lichten Höhe die Kuppel aufsteigen soll, ist aus den Zeichnungen nicht zu ersehen; doch muß eine Mindesthöhe von 60—70 Meter als wahrscheinlich angenommen werden, wenn anders die Kuppel mit ihren gewaltigen Abmessungen nicht als bloße Maske erscheinen soll. Bei solcher Höhe ist die Kuppel für den evangelischen Gottesdienst nicht zu verwerthen. Die wirkliche Gebrauchsfähigkeit des Raumes wäre jedenfalls auf einen sehr engen Kreis von Feierlichkeiten beschränkt. — Das Verhältniß des Kuppelraumes zu dem Gesammtraume der Festkirche ist nicht günstig (35 zu höchstens 50); ersterer nimmt einen zu großen Theil der Fläche ein. Man tritt fast unvermittelt unter die hohe Kuppel, der Sehwinkel ist zu kurz und steil, um die Höhe ohne Emporrecken des Kopfes auf sich wirken lassen zu können, das Ebenmaß zwischen Höhe und Breite des Raumes fehlt. Es ist das ein Mangel, welcher mehr oder minder allen Centralbauten anhaftet, welche aus dem Quadrat oder sonstigen Vieleck construirt ohne weitere Gliederung und Theilung in Schiffe, Langhaus, Kreuzarme einen einheitlichen mit hoher Kuppel überspannten Raum darstellen. Herr Raschdorff weist in seiner Vorrede sehr richtig auf eine seltene Ausnahme hin, das Pantheon in Rom, welches allerdings keinen Kuppelbau im Sinne der Renaissance bildet, und seine günstige Wirkung durch die verhältnißmäßig geringe Höhe erzielt, die sich zur Breite wie 1:1 verhält. — Wenn aber, wie in dem Raschdorffschen Entwurfe, die Höhe zur Breite sich wie 1:2 stellt, dann liegt um so dringendere Nothwendigkeit vor den Kuppelraum durch niedrigere Anbauten von ausgiebiger Länge zu vergrößern.

Das Aeußere wird durch die Kuppel beherrscht, welche ziemlich die Hälfte der Vorderansicht einnimmt. Gänzlich vermißt wird eine äußere Andeutung der Dreitheiligkeit des Inneren; die niedrigen Seitenkuppeln genügen um so weniger, als sie lediglich Decorations-Zuthaten sind und nur als Glockenthürme verwendet werden können. Die gesammte Baumasse, welche die drei Kirchen enthält, erhebt sich nach Außen zu einheitlicher Höhe. Hierdurch und durch die kolossale Weite der Kuppel wird der Eindruck des Schweren hervorgerufen. Die Skizzenhaftigkeit des Entwurfs tritt dadurch am meisten zu Tage. Eine Gliederung des Aeußeren nach den drei Kirchen, eine Einschränkung des äußeren Kuppeldurchmessers liegt mit Rücksicht auf die Umgebung schon so nahe, daß die Außerachtlassung dessen nur etwa durch die Eile zu erklären ist, mit welcher der Verfasser — vielleicht durch die Umstände veranlaßt — seine Arbeit zu einem vorläufigen Abschluß bringen mußte.

In seiner gegenwärtigen Gestalt würde der Dom des Herrn Raschdorff das unmittelbar dabei gelegene Museum vollständig in Grund und Boden schlagen. Die den Entwürfen beigefügte Ansicht giebt ein höchst unvollkommenes Bild von den Verhältnissen des Domes zu der Umgebung. Sie macht den Eindruck, als ob zwischen beiden Gebäuden ein erheblicher Zwischenraum verbleibe, während derselbe thatsächlich nur 40—50 Meter betragen würde. Bei solcher Nähe ist eine gebührende Rücksichtnahme um so nothwendiger. Schöne Verhältnisse zwischen Gebäuden und den Plätzen, auf und an welchen sie stehen, herzustellen, ist eine ebenso schwierige wie dankbare Kunst. Noch schwieriger wird sie, wenn der Rahmen durch andere Monumentalbauten zum großen Theil bereits gegeben ist und es nur auf die vollständige Ausfüllung ankommt. In Berlin hat man von jeher ein feines Verständniß für diese Kunstübung gehabt. Keiner hat sie mit größerer Meisterschaft bethätigt, als Schinkel. Seine neue Wache, Schauspielhaus, Museum sind Muster des Geschicks Monumentalbauten des verschiedensten Umfanges in eine bestimmte Umgebung mit voller Harmonie hineinzucomponiren und nicht nur den hinzugefügten Bauten selbst, sondern auch den bereits vorhandenen den ihnen gebührenden Eindruck zu sichern. Von den Architekten hat auch die monumentale Plastik Berlins jenen Vorzug überkommen, und das an und für sich tüchtige, aber durch originelle Erfindung keineswegs hervorragende Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, in welchem Maße ein solches Bildwerk durch glücklich getroffene Verhältnisse und guten Aufbau sich selbst und seine Umgebung hebt.

Schinkel hat es verstanden seinem neuen Museum trotz des gegenüberliegenden Colossalbaues des Schlosses eine hervorragende monumentale Wirkung zu sichern; Wolff sein Königsdenkmal mit Geschick und Geschmack in die mächtige Umgebung hineingesetzt — ob beide nicht aus ihren wohlerworbenen Rechten durch den massigen Dombau des Herrn Raschdorf vertrieben werden würden, das bedürfte sicherlich einer sehr ernsten und jedenfalls zuverlässigeren Prüfung, als sie durch die wenig glückliche Ansicht des Entwurfes ermöglicht wird.

Die Bedenken gegen denselben würden sich in folgenden Sätzen zu sammenfassen lassen:

1. Trotz des beträchtlichen Umfanges der Gesammtlage erscheinen die Abmessungen der inneren Kirchenräume, namentlich der Predigtkirche nicht zureichend;
2. Die Predigtkirche genügt den praktischen Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes nicht;
3. Die Bauformen zeigen einen zu wenig ausgeprägten kirchlichen Charakter;
4. Die Anlage würde sich in die Umgebung nicht harmonisch einfügen, das jetzt vorhandene Ebenmaß vielmehr empfindlich beeinträchtigen.

Es fragt sich, ob diese Bedenken durch die noch ausstehende Durcharbeitung des Entwurfs, der nur eine Skizze darstellt, beseitigt werden

könnten. Die Bedenken richten sich gegen die Eintheilung, also den Grundriß, gegen den Aufbau, gegen die Bauformen, d. h. so ziemlich gegen die ganze, wenn auch skizzenhafte Ausgestaltung der Baugedanken des verewigten Kaisers. Sollten die Bedenken gehoben werden, so müßte eine vollständige Neubearbeitung erfolgen, welche die Grundgedanken, das Bauprogramm in allen wesentlichen Theilen festhält, in der Ausgestaltung desselben aber dem Architekten freie Hand läßt.

Ein Vergleich dessen, was in dem vorliegenden Entwurf geschaffen ist, mit den bereits früher entstandenen Plänen eines Stüler und des Wettstreits von 1869 dürfte solche Auffassung bestätigen. Zwar kann der Vergleich nur in beschränktem Maße stattfinden, weil das Stülersche campo santo nunmehr beseitigt und die Theilung in Fest- und Predigtkirche als feststehend anzunehmen ist. Wohl aber erscheint es durchaus zulässig Parallelen zwischen der Festkirche des Herrn Raschdorff und den früheren Dombau-Entwürfen zu ziehen, da diese thatsächlich auf dasselbe hinausliefen, was mit der jetzigen Festkirche beabsichtigt wird. Auch der Hauptunterschied, daß in Folge der Dreitheilung nunmehr für die Festkirche ein geringerer Raum zur Verfügung steht, als für die frühen Dombau-Projecte allein unter Erhaltung des campo santo, ist von keiner erheblichen Bedeutung, weil bei geschickter Raumausnützung für die Festkirche sich nicht viel geringerer Platz verwendbar machen läßt. Mit den hierdurch von selbst gegebenen Einschränkungen wird man nicht behaupten können, daß die Raschdorffsche Gestaltung einen Fortschritt über die bereits von Stüler und den besseren 1869er Entwürfen gebotenen Anregungen hinaus darstellte. Im Gegentheil, die Mehrzahl derselben trifft den specifisch kirchlichen Charakter des Bauwerks durch eine strengere Formengebung besser, einige fügen sich durch eine maßvollere und schlankere Ausbildung der Kuppel ungleich flüssiger in die Umgebung ein. Dabei hatten die Bewerber von 1869 mit dem durchaus unklaren programmlosen Zustande des damaligen Ausschreibens zu kämpfen. Man kann daher die Vermuthung nicht von der Hand weisen, daß dieselben Künstler, unter den jetzigen so wesentlich veränderten und geklärten Verhältnissen zu einem erneuten Wettbewerbe auf Grund eines bestimmt formulirten Programms aufgefordert, zu sehr viel günstigeren und brauchbareren Ergebnissen gelangen würden. Wurden damals schon von Einzelnen Versuche gemacht Dom und campo santo zu einem wirksamen Gruppenbau zu gestalten, so liegt es auf der Hand, daß die Mehrzahl jetzt sich nicht den Vortheil entgehen lassen würde die drei Theile auch im Aeußeren in möglichst charakteristischer Gruppe erscheinen zu lassen — eine wenn auch schwierige, doch so dankbare Aufgabe, daß es gar nicht zu verstehen ist, weshalb Raschdorff statt dessen die Eintönigkeit langgestreckter horizontaler Linien und die zusammengedrängte Massenhaftigkeit vorgezogen hat. Der gegliederte Gruppenbau führt von selbst zu einem wohlthuenden Gegensatz gegen die zusammenge-

faßten Massen des Schlosses und des Museums, zu schlanken Kuppel-Umrißlinien im Gegensatz zu der breit gelagerten Schloßkuppel. Gerade hierdurch kann ein wohlthuender Abschluß des Platzes erreicht und die Gefahr der Umgebung zu nahe zu treten, sie zu erdrücken, leicht vermieden werden.

Zweierlei ist als Ergebniß vorstehender Untersuchungen zu betrachten:

1. die von Herrn Raschdorff versuchte künstlerische Ausgestaltung der Baugedanken Kaiser Friedrichs steht nicht auf der Höhe dieser Gedanken selbst:

2. die Aussichten durch einen erneuten Bewerb besonders berufener Architekten zu einem nach allen Richtungen hin brauchbaren Entwurfe zu gelangen, sind derart günstige, daß ein Mißlingen nahezu ausgeschlossen erscheint. Voraussetzung wäre nur klare und bestimmte Formulirung der Baugedanken des verewigten Kaisers und richtige Auswahl der zum Wettbewerb aufzufordernden Künstler; beides wäre Sache der Immediatcommission. Ein solches Vorgehen würde die denkbar beste Gewähr dafür bieten, daß den Pflichten der Pietät gegen den hochseligen Kaiser und die von Ihm lange Jahre gehegten und gepflegten und schließlich zu voller Klarheit durchgereiften Baugedanken volle Rechnung getragen wird; daß aber auch ein Bauwerk zur Ausführung gelangt, welches nach dem Wunsch des hohen Herrn der Haupt- und Residenzstadt Berlin zur Zierde gereicht. Das Andenken an den kunstsinnigen Fürsten und seine hochherzigen Bestrebungen könnte nicht glücklicher der Nachwelt überliefert werden, als durch einen, in seinem Sinne geplanten, zweckmäßig und großartig gestalteten, das Schönheitsgefühl befriedigenden und in die Umgebung sich ebenso zwanglos wie eigenartig einfügenden Dom.

Juni 1889.

Nachschrift.

Als vorstehende Aufzeichnungen bereits dem Druck übergeben waren, beachten die öffentlichen Blätter Berlins mehrfach Bemerkungen über den weiteren Verlauf der Dombau-Angelegenheit. Die Akademie des Bauwesens, zu einem Gutachten über den Raschdorff'schen Entwurf aufgefordert, soll sich gegen denselben ausgesprochen, Herr Raschdorff gleichwohl den Auftrag zur endgültigen Ausarbeitung der Pläne, theilweise unter Abänderung seiner Skizzen, erhalten haben. Was namentlich der letzten Angabe Thatsächliches zu Grunde liegt, entzieht sich völlig der Beurtheilung des Verfassers dieser Zeilen. Aber auch unter der Voraussetzung der Richtigkeit möchte es keineswegs überflüssig erscheinen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den bisherigen Verlauf der Angelegenheit und ihre gegenwärtige Lage zu lenken. Klarheit in einer die baukünstlerischen Interessen der Reichshauptstadt so tief berührenden Frage zu gewinnen ist jedenfalls ein Vortheil und ein Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung derselben am meisten geeignet jener Absicht näher zu kommen.

August 1889.

Hermann Kunibert Neumann.

Von

Fedor von Köppen.

— Berlin. —

„— — Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!"
Goethe.

Es giebt Dichter, deren Namen bei Lebzeiten kaum über gewisse begrenzte Kreise hinaus gedrungen, deren Werke nur von Wenige gekannt und gelesen sind; nicht nur solche Dichter, welche das Recht sich so zu nennen nur von einzelnen gelungenen Erzeugnissen herleiteten, deren dichterische Kraft aber ermattete und erlosch, als die Schwierigkeiten der Außenwelt ihrem Streben hemmend in den Weg traten, sondern auch Dichter von Gottes Gnaden, die das Ideal tief und wahr in der Brust getragen und ihr Lebelang treu und redlich danach gerungen haben, es zu verwirklichen. Pflicht der Ueberlebenden ist es, auch auf diese hinzuweisen, damit der Gottesfunke, der in ihnen geglimmt hat, nicht verloren gehe, sondern anch noch anderen Geistern leuchte und andere Herzen erwärme. Zu ihnen gehört der Dichter, dessen Leben und Wirken wir hier im engen Rahmen unseren Lesern vorzuführen gedenken.

Hermann Kunibert Neumann hatte zeitlebens mit der Ungunst der realen Verhältnisse zu kämpfen; aber dasselbe Loos haben andere deutsche Dichter mit ihm getheilt, deren Namen dennoch berühmt geworden, zu Ehren und Ansehen gekommen sind. Wenn H. K. Neumann, trotzdem er ein geborener und echter Dichter war, die verdiente Anerkennung bei der Mitwelt nicht gefunden hat, so müssen hierfür noch besondere Gründe obgewaltet haben, die sich aus der Betrachtung seines Lebensbildes ergeben werden.

Hermann Kunibert wurde am 12. November 1808 als Sohn des Regierungsrathes und Forstmeisters Neumann in Marienwerder zugleich mit einem Zwillingsbruder geboren. Die beiden Brüder waren vollständig verschieden. Hermann war der schwächlichere und zartere, und wunderbarer Weise wandte sich das Herz der Mutter mehr dem gesunden, munteren Bruder zu. Die geringe Zuneigung der Mutter mochte neben der schwächlichen Gesundheit des Knaben die Eltern dazu bestimmen, ihn schon in seinem vierten Jahre aus dem Hause und zu alten Förstersleuten, Untergebenen des Vaters, in Pflege zu geben. Die einsame Waldesstille, in der er aufwuchs, und das Heimweh, das sein junges Herz erfüllte, weckten in ihm den Hang zur Schwermuth, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete und auch durch seine Dichtungen hindurchklingt.

In seinem zwölften Jahre ward er in das Elternhaus zurückgenommen und lernte jetzt erst lesen und schreiben. Er entwickelte sich aber schnell und glücklich, besuchte das Gymnasium zu Marienwerder und scheint ein geweckter und fleißiger Schüler gewesen zu sein. Gegen seine Neigung, die ihn zum Studirtische hinzog, ward er auf den Rath eines Verwandten, eines hochgestellten Militärs, für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat mit achtzehn Jahren in die Armee und stand als junger Offizier bei dem 17. Infanterieregiment in Wesel.

Die einförmige Alltagsbeschäftigung der Friedensgarnison konnte ihm bei seinem reichen inneren Leben keine Befriedigung gewähren, ebenso wenig die geselligen Freuden im Umgange mit den Kameraden. Die Träume der Kinderzeit klangen in der reinen Jünglingsseele nach und führten ihn zur Dichtkunst. So entstand seine Dichtung: „Des Dichters Herz" (Wesel 1836, 3. Aufl. Neisse 1859), welche dem Dichter A. von Chamisso gewidmet war und an dessen Leben anknüpfte. Es ist das Traumleben des Kindes, das sich in dieser rührenden Dichtung spiegelt. Sehr zart und innig klingen die Erinnerungen an die früh verstorbene Mutter. Die Zurücksetzung, die er als Kind neben dem älteren Zwillingsbruder erfahren, hatte in seinem Herzen keine Bitterkeit erweckt und der Reinheit der Kindesliebe keinen Eintrag gethan.

„Es war ein lichter, goldner Frühlingsmorgen,
Als ich ein Knabe durch den Garten lief,
Mich fröhlich tummelnd, wo noch ohne Sorgen
Zu neuer Freude jede Stunde rief.
Und schau', es nascht' im Blüthenschooß geborgen
Ein Schmetterling aus süßem Kelche tief;
Ich wollt' ihn fangen, doch er flog von dannen
Und setzte fern sich auf die hohen Tannen.

Und als ich nun mit Thränen in den Blicken
Verlangend nach dem bunten Vogel schau',
Da fühl' ich's sanft auf meine Schulter drücken,
Und neben mir steht eine bleiche Frau;
Ich seh' sie freundlich sich hernieder bücken,
Seh' noch der Augen wundertiefes Blau:
„Wein' nicht, mein Kind, denn jede Deiner Thränen
Muß mühsam ja Dein lieber Engel zählen."

„Hat auch mein Engel hübsche bunte Flügel?
Kann er auch fliegen bis auf unser Haus?"
„Ach, liebes Kind, wohl über Thal und Hügel
Fliegt einst Dein Engel weit mit Dir hinaus,
Dann klopft er an ein Thor mit goldnem Riegel
Und führet Dich in seines Vaters Haus;
Doch darfst Du Deinen Engel nie betrüben
Und sollst vor Allem seinen Vater lieben."

Das Bild der bleichen Frau mit dem sanften blauen Auge und dem segnenden Blicke, welches den Knaben seitdem im Wachen und im Traume begleitet, wird diesem später durch den Vater gedeutet.

O Vaterherz! — Es war nach jenem Traume,
Mich rief hinaus der warme Sonnenschein,
Da fand beim Spiel ich unter meinem Baume,
Gelbschnäblig noch, ein artig Vögelein;
Aus warmem Nest, vertrauend seinem Flaume,
Schwang er in's Leben fröhlich sich hinein,
Und mußte, müde bald von kurzem Fliegen,
Nun ohne Schutz auf harter Erde liegen.

Ich hob es auf und legt' es an die Wangen
Und wärmte es mit meines Mundes Hauch,
Schon lange war ein Vöglein mein Verlangen,
Nach ihm durchsuchte ich schon manchen Strauch,
Und gleich erzählte, wie ich es gefangen,
Dem Vater jubelnd ich nach Kindesbrauch.
„Wir dürfen nicht das arme Vöglein nehmen,
Es würde dann sich seine Mutter grämen."

Er hob es in das Nest. Die Mutter eilte
Vom nächsten Baum mit hellem Gruß herbei,
Das Vöglein unter ihrem Flügel weilte
Und hob den Kopf mit Zwitschern und Geschrei.
Da, als ich jubelnd seine Freude theilte,
Rief's plötzlich mir, wo meine Mutter sei.
„Ach, Vater, sag', warum ich armer Knabe,
Nicht wie das Vöglein eine Mutter habe?"

Der Vater aber sah ihn mit ernstem Blicke und überthauenden Augen an —

Und wie ein Seufzer klang es: „Armer Knabe,
Dir ruht die Mutter lange schon im Grabe!"

Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn schweigend in sein Schlafgemach hinauf, wo dichtverschleiert drei Bilder hingen. Von einem nahm er den Vorhang ab, und der Knabe erkennt entzückt — die bleiche Frau.

„Weißt Du, mein Kind, warum Dir immer bange,
Siehst Du im Mondenlicht die bleiche Frau?
Die Mutter ist es, und in lichten Höhen
Dort werden wir sie ewig wiedersehen."

Auch der Engel sollte für ihn kein Traumbild bleiben, sondern er nahm die Gestalt der lieblichen Gespielin an, die sich zu ihm gesellte und ihm seine Kindheit verklärte.

„Nicht fern vom Hause blühte weißer Flieder,
Und auf dem Strauche saß ein Vögelein,
Das sang so helle, wunderbare Lieder
Von Blumenduft und goldnem Sonnenschein.
Und jeden Morgen kam der Sänger wieder
Und rief mich lockend in den Wald hinein,
Doch folgte ich, durchschnitt er schnell die Räume
Und ließ sich nieder auf die nächsten Bäume.

Doch plötzlich war verstummt und auch entschwunden
Der kleine Sänger von dem nächsten Baum,
Und horchend stand ich, sinnend, wie umwunden
Nach dem Erwachen noch vom schönen Traum,
Doch keine Töne, Sänge gaben Kunden
Von dem Entfloh'nen in dem weiten Raum;
Da schaut' ich traurig, ach mir war so bange
Auf nie betret'nem, waldesdunkelm Gange.

Der Wald umlag, ein farbenreicher Hügel,
Den schönen See im grünen Blätterkranz,
Und aus krystallnem, wunderbarem Spiegel
Stieg auf sein Bild im lichten Wellentanz,
Und jenes große Thor mit gold'nem Riegel,
Es winkte mir aus Abendrothes Glanz,
Doch wie ich's schimmern sah aus Seees Tiefe,
War's mir, als ob mein lieber Engel riefe.

Ich stand und sah und schaute immer wieder,
Nicht fassen konnt' ich dieses Wunderbild,
Ich sah die Wellen wallen auf und nieder
Und hörte wie im Traume freundlich mild
Die oft geahnten, langersehnten Lieder,
Von ihnen war die Tiefe klangerfüllt.
Doch horch! Es rauschten noch des Wassers Bogen,
Zwei weiße Schwäne kamen angezogen.

Und wieder hört' ich's rufen, leise tönen,
Ich schaute um, und ach, mein Engel stand,
Mein Engel neben mir, der meine Thränen
So lang gezählt; ein weißes Lichtgewand
Umgab die Glieder ihm, die himmlisch schönen,
Und mit der kleinen, wunderzarten Hand
Warf in das Wasser er den Schwänen Speise
Und lockte sie bei ihren Namen leise.

„Du, lieber Engel, kommst mir Grüße bringen
Von Deinem Vater, von der bleichen Frau:
Doch ach, Dir fehlen ja die weißen Schwingen,
Hinabzusinken in des Himmels Blau?" —
So schnell Gedanken in Gedanken ringen,
Doch in die Augen tritt mir süßer Thau,
Als wir jetzt Beide, bebend in Entzücken,
Uns lang und tief bis in die Seele blicken.

Das Mädchen strich zurück die blonden Locken
Sah bald' den Boden, bald den Knaben an,
Den Schwänen warf sie hin die weißen Brocken
Und stand dann wieder lange da und sann:
Sie sprach und schwieg und fragte dann mit Stocken;
„Wie heißt Du?" — „Gustav". — „Ach den Namen kann
Ich schon behalten; Gustav, komm' zum Garten,
Du sollst mir helfen meine Blumen warten."

Die Jahre schwanden. Der Knabe reifte heran. Es kam die Abschiedsstunde mit dem Segenswunsche des Vaters, mit dem Abschiedsgruß der holden Jugendgespielin. Er stürmte voll Thatendrang in die Welt hinaus, doch „im Busen klangen die Töne, die von Gott und Engeln sangen." Als der Jüngling wiederkehrt auf wohlbekannten Wegen zu dem stillen Vaterhause im Walde, auch vorüber an dem von Busch und Hügel umrahmten See und in den Garten eintritt, wo er mit der Gespielin Blumen pflückte und Kränze flocht, da sieht er im Mondenscheine — „ein frisches Grab mit bleichem Leichensteine". Es war das Grab seiner Jugendgespielin, seines schönsten Kindertraums. Aber der Dichter steht nicht

klagend und zagend vor den Stätten der Vergänglichkeit. Er sieht aus dem Blüthenstaube neuen Frühling erblühen, über Gräbern neues Leben sich entfalten und er rettet aus dem entfliehenden Jugendtraum ewige Wahrheit für das Leben. So konnte denn auch unser Dichter, der (i. J. 1836) dem Dichter von Chamisso sein Erstlingswerk „Des Dichters Herz“ widmete, noch dreiundzwanzig Jahre später (bei der dritten Auflage 1859) sagen:

„Ob auch das Leid mir bleichte Stirn und Wangen,
Tönt's doch im Herzen fort wie damals klar:
Drei Klänge sind durch's Leben mir geblieben:
Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben!“

Mit seiner Dichtung „Des Dichters Herz“ trat der Dichter aus dem Traumleben, dem er sich gern hingab, offenen Blickes und entschiedenen Willens in die wirkliche Welt. Ein Cyclus von Gedichten, den er im folgenden Jahre (1837) unter dem Titel „Erz und Marmor“ herausgab, erscheint uns als ein Versuch, sich seinen Beruf vor sich selbst zu verklären und sich an den Gestalten des „eisernen Reiters“ auf der langen Brücke, des frommen Königs mit dem eisernen Kreuze von 1813, 14 und 15 aufzurichten und über den Jammer einer nüchternen, prosaischen Zeit zu erheben; aber das kriegerische Rüstzeug wird zu schwer in der Hand des Dichters, der Gott und Liebe singt. H. Neumann hatte sich nicht aus Neigung für den kriegerischen Beruf entschieden. Nachdem er in Wesel die Geliebte des Herzens gefunden, nahm er, um seinen Wunsch nach Vereinigung mit ihr und nach Gründung eines eigenen Herdes verwirklichen zu können, seinen Abschied aus dem Militärdienst und trat zur Militärverwaltung über. Er erhielt 1840 eine Anstellung als Inspector der Garnisonverwaltung in Düsseldorf.

Das rege geistige Leben in der rheinischen Künstlerstadt behagte dem Dichter sehr wohl. Im Hause des Directors der Malerakademie von Schadow war er ein gern gesehener Gast und trat in lebhaften Verkehr mit Düsseldorfer Künstlern, sowie anderen geistvollen Männern. In seinem Tagebuche finden sich interessante Urtheile über einige derselben. Achenbach erscheint ihm als der rechte Repräsentant des leichtlebigen, „immer beweglichen, vom Geiste des Rebenblutes durchdrungenen, jeden Kastengeist verachtenden Rheinländers.“ Bei Deger verehrt er den keuschen, gläubigen Sinn des frommen Künstlers, der die Apollinariskirche bei Remagen mit Freskengemälden schmückte. Wenig vortheilhaft, aber gewiß treffend ist das Bild, welches Neumann von dem zu derselben Zeit in Düsseldorf lebenden unglücklichen Dichter Grabbe entwirft, „jenem Paradiesvogel, der von der Krone eines blühenden Palmbaumes durch die Hand des Schicksals in den Staub geschleudert wurde und der aus Eigensinn und Stolz sich selbst im deutschen Rhein die schillernden Federn nicht rein waschen wollte.“

„Es war im Jahre 1836,“ erzählt Neumann, „als ich in Folge

eines sonderbaren Briefwechsels den Dichter kennen lernte. Von einer Reise zurückkehrend, suchte ich ihn an einem Nachmittage auf. Er wohnte in einer engen Gasse, ich stieg zwei Treppen empor, klopfte mehrmals an seine Thüre, und auf ein mattes ‚Herein!‘ öffnete ich dieselbe und trat in das Zimmer. Mit einem Blicke war das kleine Gelaß zu übersehen, ein Bett, eine alte Kommode, ein Tisch und ein paar Stühle gaben das ganze Meublement ab, und außer einem staubigen Spiegel zeigten die Wände keinen Schmuck; ja selbst Vorhänge fehlten an den Fenstern, obgleich diese schon vom Anstand verlangt werden mußten, weil man sonst von drüben das ganze Zimmer übersehen konnte. Grabbe lag im Bette; der einzige, rothgebeizte Tisch war dicht an das Bett gerückt und mit Papieren aller Art, einigen Büchern und Schreibmaterial wie geflissentlich unordentlich überhäuft. Am Fußende des Bettes stand ein Stuhl mit Kleidungsstücken, am Kopfende ein alter Schemel, besetzt mit Gläsern und Flaschen. Ich stellte mich Grabbe vor. Sein großes hellblaues Auge suchte den Blick zu fixiren, schweifte aber unstät mehrere Minuten hin und her; er konnte vor Verlegenheit lange nicht zu einer zusammenhängenden Rede kommen, während ich, um ihm Zeit zu lassen, einen am Fenster stehenden Stuhl von staubigen Gegenständen befreite, ihn an den Tisch rückte und mich darauf niederließ.

„‚Ich bin auch Offizier gewesen und trage auch Uniform und Porteepée,‘ sagte er mit mehr Ernst, als mir für einen so bedeutenden Dichter würdig schien. ‚Die alte Schachtel, meine Aufwärterin, hat mir aber das Porteepée gestohlen; wo nur der R . . . . . bleibt! Ach, trinken Sie einmal‘ — dabei holte er unter dem Schemel ein Glas mit zweifelhaften Inhalt hervor und, als er meine ablehnende Miene und Gebärde bemerkte, erwiderte er: ‚Es ist nicht Schnaps, hol' mich — —! ich will verdammt sein, wenn es nicht Bier ist.‘

„Die Schüchternheit verließ Grabbe nach und nach, und mit schöner Begeisterung sprach er von seinen projectirten Werken: ‚Alexander‘ und ‚Jesus‘. Er entwickelte herrliche Gedanken und Ideen, aber die dabei gewählten Ausdrücke waren oft so gemein, daß ich unwillkürlich meinen Aerger darüber nicht verbergen konnte. Grabbe stellte sich zwar bescheiden, aber eine namenlose Eitelkeit war gerade sein Verderben. Er wollte in Allem außergewöhnlich genial sein, und deshalb wurde er unwahr und redete sich vor, nur Spaß oder, wie er zu sagen pflegte, Dummheiten zu machen. Es war kläglich, diesen herrlich begabten Geist unter der kleinlichen Gewalt des Egoismus sich krümmen und winden zu sehen; selten schüttelte er sie von sich ab, und dann erschien ein Heros sowohl in lyrischer als in epischer Schönheit.

„Trotz seiner unangenehmen Eigenschaften konnte man sich nicht einer tiefen dauernden Theilnahme für diesen unglücklichen Dichter erwehren; denn wenn er in dem Gespräche endlich — es sei mir erlaubt, so zu

sagen — zur Vernunft kam, dann war seine Begeisterung eine echte, die jeden Hörer herausrückte aus der Gewöhnlichkeit und ihn in den Kreis führte, der die wunderbarsten und höchsten Gedanken entwickelte. Leider dauerten diese Intermezzos nur Viertelstunden, dann schlug Grabbe seinem Geiste selbst ein Schnippchen, indem er über seine ‚Dummheit' lachte und zu der gewohnten gemeinen Redeweise zurückkehrte."

Wir müssen es uns versagen, hier noch die Urtheile Neumanns über andere damals in Düsseldorf lebende Schriftsteller und Dichter, wie Benedix, Freiligrath u. A., anzuführen. Eine tief und ernst angelegte Natur, fühlte sich Neumann durch den Umgang mit ihnen um so mehr zur stillen Einkehr in sich selbst angeregt, um die im Gespräche mit ihnen gewonnenen Wahrheiten in sich aufzunehmen, zu vertiefen und in anderer Gestalt wieder zur Erscheinung zu bringen. Aus dem Kreise der Freunde in die Stille seines Arbeitszimmers zurückgekehrt, beschäftigte sich Neumann mit den tiefsten Fragen, von Geburt und Tod, von Ewigkeit und Zeit, von Gott und Unsterblichkeit, und suchte an der Hand der Poesie Lösung für die Räthsel des Lebens. Diesem Streben des Dichters verdanken eine Reihe von philosophisch-religiösen Dichtungen ihre Entstehung, die ihm in der Kritik vielfach den Namen des „Gottsuchers" verschafft haben, wie „das letzte Menschenpaar (1844), „Lazarus" (1858), „Die Atheisten" (1869), „Die Auferstehung" (1870) und das bisher nur im Manuscript vorhandene „Hohelied".

Unstreitig kannte unser Dichter den Ausspruch Lessings: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: ‚Wähle!' — ich fiele mit Demuth in seine Linke und sagte: ‚Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!'" Es ist dem Menschen nicht gegeben, mit seinem Verstande die großen Räthsel des Lebens zu ergründen und durch die Wolken zur vollen Himmelsklarheit durchzudringen, aber auch:

„Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist Du so schön!" —

so schließt eine der Hymnen aus dem genannten Cyklus: „Das Hohelied"; und wir können unsere lebhafte und zum Theil sogar bewunderungsvolle Theilnahme dem Manne nicht versagen, der mit rastlosem Forschungseifer danach strebt, die Wahrheit aller Religionen oder vielmehr die Wahrheit über allen Religionen zu finden und poetisch zu gestalten. Aber die Zeit, in welcher diese Dichtungen erschienen — eine Zeit der politischen Gährung und der flachen Freigeisterei auf religösem Gebiete —, war ihnen nicht günstig. Man freute sich an den Nachklängen der Romantik, auch an manchem zarten Minneliede oder an den prickelnden Liedern des „jungen Deutschland"; aber man hatte wenig Neigung, sich in diese metaphysisch-religiösen Dichtungen zu vertiefen. Und — wir gestehen es offen — auch

wir hegen Zweifel, ob die Poesie das richtige Gebiet ist, um religiöse und philosophische Fragen zu erörtern, deren Lösung doch nur für Jeden eine subjective sein kann; — um so mehr subjectiv, je mehr bei den meisten Menschen die Gemüthsseite über die Verstandesseite vorwiegt.

Die genannten Dichtungen Neumanns haben aber neben den poetischen auch ein psychologisches Interesse, in so fern sie uns die Kämpfe einer edlen Dichterseele lebendig vor Augen führen. Eine besonders merkwürdige Dichtung ist in dieser Beziehung Neumanns „Lazarus", ein Cyklus von 188 Sonetten, in welchen der an einem schweren Nervenleiden erkrankte Dichter Trost und Befreiung suchte. Daß ihm aber seine reflectirenden religiösen Dichtungen solchen Trost nicht geben können, das hören wir aus diesen Sonetten selbst heraus. Da spricht er in einem Sonette (Nr. 149) mit feiner Ironie von dem zweifelhaften religiösen Trost, den der Pastor dem Kranken zusprechen will:

„Zu meiner Frau kam jüngst der Herr Pastor,
Rieb sich die Hände, schaute sehr bedächtig,
Und hielt dann den Sermon — 's war wirklich prächtig,
Recht nach der Stimmung für ein weiblich Ohr.

Ja, rührend war es, wie er sie beschwor:
Doch nur auf Gott zu bauen, der allmächtig;
Und nicht auf's Kräuterweib, das niederträchtig
Den Teufel sich zur Hilfe auserkor.

Heut kam die Frau Pastorin und begann:
„Ach, Liebe, ach! mein Kind ist krank, es kann
Kein Arzt mehr helfen, doch ich will es wagen, —

Ja, nach der Kräuterfrau wollt' ich Sie fragen."
„Was aber wird der Herr Pastor wohl sagen?"
„Der? — Lieber Gott, mich sendet ja mein Mann!"

In einem anderen Sonette (Nr. 75) ist der Dichter dagegen aufrichtig genug, zu bekennen: „Der beste Trost im Leiden ist der Glaube," und er schließt:

„Das arme Weib, das von dem Kreuz von Stein
Das Knie sich wund rutscht, küßt des Heilands Füße
Und sieht die Mutter Gottes an, die süße —

Ihr wird im Leiden stets geholfen sein,
Und hier schon geht sie in den Himmel ein,
Indeß ich Zweifler ohne Hoffnung büße."

Im Jahre 1841 war Neumann als Vorstand der Garnisonverwaltung nach Wetzlar, 1842 als Garnisonverwaltungs-Oberinspector nach Torgau versetzt worden. Der Tausch des schönen romantischen Rheinlandes mit der stillen Elbgegend wollte ihm wenig behagen. Er hatte seine Anstellung bei der Garnisonverwaltung überhaupt nur als Uebergang zu einer höheren Laufbahn betrachtet und mußte sich nun mit dem Gedanken vertraut machen, vielleicht zeitlebens in einer ihm wenig zusagenden Stellung zu verbleiben. Die Rücksicht auf seine zahlreiche Familie hinderte ihn, sein Amt aufzu-

geben und sich frei zu machen. Er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. Dazu kam, daß der Erfolg seiner Dichtungen im Publikum seinen Erwartungen nicht entsprach. „Das ist das Loos des deutschen Dichters," ruft er in einem seiner Briefe, „sein gewisses Loos, je treuer er dem Ideale dient und die Verirrungen der Mode abweist und bekämpft!" Seine bittere Stimmung mochte wohl von Einfluß auf sein Dichten und auch auf sein politisches Verhalten in der nächsten Zeit sein.

Neumann lebte in tiefer Zurückgezogenheit, bis ihn die Bewegung des Jahres 1848 in ihrem Strom fortriß. Er wurde Leiter vieler Vereine in Torgau und hatte Aussicht, daselbst als Abgeordneter zur Nationalversammlung nach Berlin gewählt zu werden, erhielt jedoch von der Regierung den Befehl, sein bisher geführtes Amt in Torgau mit dem gleichen in Glatz zu vertauschen. Er nahm auch hier an der politischen Bewegung lebhaften Antheil, ward zum Abgeordneten gewählt und trat in die Partei Waldecks ein. Wir verzichten darauf, seine politische Thätigkeit in der preußischen Nationalversammlung zu verfolgen. Seine Gegner rühmten seine Gerechtigkeit und wir zweifeln nicht daran, daß er die Richtschnur für sein politisches Verhalten allein aus seiner Vaterlandsliebe entnahm, wenn er auch das Wohl des Vaterlandes, die Freiheit und Einigkeit Deutschlands, auf einem anderen Wege anstrebte, als seine früheren Kameraden und viele seiner älteren Freunde.

Schon in seinem Epos „Jürgen Wullenweber" (Leipzig 1846) läßt sich der revolutionäre Geist erkennen, der einen Theil des Volkes ergriffen hatte und der bald darauf in der Bewegung des Jahres 1848 zum Ausbruche kam. In dichterischer Beziehung können wir diesem Epos einen höheren Werth nicht zuerkennen. Es scheint uns, als ob der Dichter das Interesse der Leser für den Haupthelden der Dichtung, den kühnen und hochsinnigen Demagogen Wullenweber, nicht genug fesselte und als ob ein Haupterforderniß des Epos der einheitliche Gang der Handlung nicht erfüllt wäre, wie ja auch schon das in allen Gesängen wechselnde Versmaß die durchgehende Einheit stört. Das Hineintragen von politischen Zeittendenzen aber hindert den Dichter, große geschichtliche und culturgeschichtliche Perspectiven — z. B. auf die großartige Vergangenheit Lübecks und auf die Blüthezeit der Hansa — zu eröffnen.

Ein anderes Epos „Kosciuszko", welches Neumann selbst für sein bestes erklärte, ein Klagelied für Polen und eine Verherrlichung seines volksthümlichen Helden, ist nur bruchstückweise in die Oeffentlichkeit gelangt, da die Zeitverhältnisse die Veröffentlichung des Epos nicht gestatteten.

Des Dichters eigenthümliches Talent findet seinen vollkommensten Ausdruck in seinen erotischen Epen, vielleicht besser „Novellen in Versen" genannt, zu denen wir außer dem schon besprochenen „Des Dichters Herz" (Wesel 1836), „Nur Jehan" (2. Auflage, Breslau 1852), „Dinonhy (Leipzig 1865) und „Nordra" zählen. Wenn wir von der

letztgenannten Dichtung absehen, die bisher leider nur Manuscript geblieben ist, so erscheint uns „Nur Jehan“ nach Form und Inhalt als die vollendetste unter Neumanns Dichtungen. Es sei uns deshalb gestattet, hier auf dieselbe noch etwas näher einzugehen.

Der Schauplatz ist jene mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestattete Landschaft Indiens, in welche die Sagen vieler Völker das Paradies der Menschheit verlegen, das von den hohen, himmelanragenden Felsenmassen des Himalayagebirges umschlossene, von zahlreichen Flüssen und Seen bewässerte Thal von Kaschmir. Hier in dem beständig milden Klima gedeihen die köstlichsten Früchte, die Rosen blühen herrlicher, als irgendwo, und erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruche:

„Von ew'gem Schnee bedecket sind die Höhen,
Tief unter ihnen zieht der Wolken Schar,
Und tiefer glänzen blanke Gletscherseen,
Und tiefer rauscht der Tanne grünes Haar,
Bis durch den Teppich üpp'ger Gramineen
Aus Waldesnacht ein Wasser breit und klar
Sich brausend gießet nieder zu dem Thale,
Wie Silberschaum zum goldenen Pokale.

Der Behut ist's, der seine heitern Wogen
Durch Sirinagurs helle Mauern rollt:
Ihn überspringen schlanke Brückenbogen,
Es spiegelt sich der Tempeldächer Gold
In seiner Fluth, von Barken bunt durchflogen,
Zu Markte führend, was die Erde zollt:
Den vollsten Segen von der Frucht der Halme
Bis zu der Milch der süßen Kokospalme.

Schattige Baumgänge führen aus Kaschmir oder Sirinagur (d. i. Wohnung des Glücks) zu den großen, wunderbaren Seen herab, aus denen zahllose blühende Eilande, gleich grünen Schiffen, emporsteigen. Auf den Uferterrassen jenseits der Seen hat der Herrscher Indiens Jehangir den herrlichen Garten „Shalimar“ (d. i. Königsgarten) angelegt mit Quellen, Bächen, Grotten und mit einem bezaubernden Blick auf Berge, Thal und Seen. Diesen Sommersitz hat der Kaiser durch ein goldenes Band schwungvoller Brücken mit den Inseln zu einem wundervollen Gartenlabyrinth vereinigen lassen:

„Wo die Natur ein Eden hingedichtet,
Hat Jehangir ein Paradies erdacht,
Daß, wenn ein Gott auf Erden wollte wohnen,
In Shalimar er würdig könnte thronen.“

Aber alle Pracht der Rosengärten von Sirinagur und Shalimar vermag nicht solchen Reiz auf das Herz des Kaisers zu üben, wie auf einem der kleinsten Eilande des Sees die ärmliche Hütte, welche für ihn das kostbarste Kleinod, das höchste Wunder der Welt, birgt. Kumela ist's, das einfache Fruchthändlermädchen — „Melonen pflegt sie auf dem kleinen Lande und bietet sie geringen Preises dar“ — für den Kaiser aber bedeutet sie die höchste Wonne, das Licht seines Lebens: „Nur Jehan“ (d. i. das „Licht der Welt“).

Wenn auf den weißen Felsenhäuptern die letzten Sonnenstrahlen goldig

verglühen und die Pracht der Rosengärten von Sirinagur in die Dämmerung zurücksinkt, dann trägt den Kaiser Jehangir sein Nachen hinüber nach jenem Eilande, wo Kumela seiner harrt und Nur Jehan, das Licht der Welt, ihm leuchtet. Aber nicht als Kaiser naht Jehangir der Geliebten; er will die freie Liebe Kumelas genießen, und dem Kaiser, dem Abbilde Indras auf Erden, wird als solchem Liebe nie zu Theil. So kennt Kumela ihn nur als Taimador, als einen der Mannen des Kaisers, der mit ihm zur heißen India gezogen und nun mit ihm heimgekehrt nach Shalimar. So vergehen Jehangir die Nächte gleich holdem Traumglück und die fliehenden Tage in Sehnsucht nach dem Lichte seines Lebens, nach Nur Jehan.

Der Kaiser wünscht sein Traumbild zur Wahrheit sich gestalten zu sehen und Nur Jehan in seinen Palast nach Shalimar heimzuführen; denn nur für sie hat er Shalimar mit allem Glanz, den Indien bietet, geschmückt. Zuvor aber soll Kumelas Treue auf die Probe gestellt werden; denn dem Kaiser, dem nur Unterwürfigkeit begegnet, wo er freie Liebe begehrt, fehlt doch zu seinem vollkommenen Glücke der Glaube an die Liebe, das Vertrauen in die Treue des Weibes:

„Und konnt' ein Frauenherz den Mann belügen,
So wiss', Kumela, auch Dein Herz kann trügen."

Ihm entgegnet Kumela die schönen Worte:

„Kennst Du die Zahl der unzählbaren Sterne?
Sahst Du die Wunder in des Meeres Blau?
Kannst Du Dich schwingen zu des Himmels Ferne?
Herniedertraufeln mit der Nächte Thau
Und niedersteigen zu dem Erdenkerne?
Dann liegt Dir offen auch das Herz der Frau.
Doch kannst Du's nicht erreichen und erschauen,
So glaube nur dem holden Wort der Frauen.

Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis der Sterne,
Und schläft die Gottheit in des Meeres Blau,
Und reicht die Hoffnung in des Himmels Ferne,
Und träufelt Regen in der Nächte Thau,
Und ruht ein Räthsel in dem Erdenkerne;
So ruht ein Räthsel in der Brust der Frau;
Doch fällt der Liebe Licht in's Herz der Frauen,
Kannst Du die Wunder aller Welt erschauen."

In den Gärten des Kaisers, in Shalimar wird mit besonderer Pracht das Rosenfest gefeiert. Wie unter all den Blumen Kaschmirs der tausendblättrigen Rose der Preis der Schönheit gebührt, so will Jehangir bei dem Rosenfeste unter den Frauen Indiens diejenige küren, die seinem Traumbilde Nur Jehan gleicht. Die soll es sein, welcher der Kaiser, umgeben von dem Kranze der schönsten Frauen, der edelsten Fürstinnen Indiens, von seinem Throne herab die goldene Rose, das Pfand seiner Liebe, in den Schooß wirft:

„Denn wie dies Weib an Schönheit ohne Gleichen
Soll auch ihr Herz an Treue keinem weichen."

Kumela treibt ein brennendes Verlangen, dem Feste — sei es auch nur aus der Ferne — zuzuschauen und selbst die herrlichste der Frauen zu erblicken, die der Kaiser auf seinen Thron erhebt. Sie theilt ihren Wunsch dem Geliebten mit. Taimador giebt mit scheinbarem Widerstreben seine Einwilligung und geleitet Kumela bis zu einer verborgenen Grotte; hier läßt er das zitternde Mädchen allein, die mit beklommenem Herzen alle die überirdische Pracht der Rosengärten von Shalimar bis nach dem Sonnenthrone des Kaisers hin staunend überschaut.

„Reich schmücken mit hell schimmerndem Gefieder
Des Paradieses Vögel rings den Hain,
In goldnen Ringen wiegen auf und nieder
Fasanen sich und bunte Papagei'n.
Ein schlankes Reh kommt hier zur Herde wieder,
Ein stolzer Hirsch fleucht einsam dort allein,
Und ruhig durch die goldnen Gitterstangen
Schaut ernst der Löwe in des Festes Prangen.

Hoch drüber leuchten Kuppeln, Thürm' und Zinnen,
Zahllose Blumen auf der Erde glüh'n;
Das Wasser will als Wasser nicht mehr rinnen,
Als Silber muß es durch den Garten flieh'n,
Und jede Farbe will heut' recht gewinnen,
Doch über alle darf die Rose blüh'n,
Die weiße bald, wie Schnee im Sonnenlichte,
Die rothe bald, wie Liebe im Gedichte."

Kumela sieht die reizenden Fürstinnen um den Thron sich scharen, sie sieht den Kaiser den Thron besteigen, im reich von Diamanten strahlenden Gewande, die Krone auf dem Haupte, — wie, sah sie ihn schon zuvor? — Doch nein, es ist ja Jehangir, das Ebenbild Indras, des Gottes der Welten!

Noch wallt der Schleier um die Frauenblüthen,
Noch blitzt die Rose in des Kaisers Hand,
Die goldene, an der Rubinen glühten,
Und deren Blätter Perlenthau umwand.
Sie ist's, um die die Holdesten sich mühten,
Der Schönheit und der Kaiserliebe Pfand!
Die ist erwählt, die trägt die reichste Krone,
In deren Schooß sie fällt vom Kaiserthrone.

Der Herrscher winkt, und Flötentöne wallen
Aus weiter Ferne schmeichlerisch und leis';
Sie rufen sanft, und alle Schleier fallen,
Und Staunen rauschet durch den weiten Kreis.

Wohl wählt der Blick die schönste unter allen,
Denn wo er haftet, giebt er auch den Preis;
Doch flieht er weiter, muß er wieder weilen
Und wieder neu den höchsten Preis ertheilen.

Wohl unter Blumen magst Du sicher wählen,
Denn Kön'gin bleibt die Rose immerdar;
Und unter Sternen kann sich nicht verhehlen
Der Venus Licht, so unbeschreiblich klar;
Und wolltest Du zu Diamanten zählen
Die Frauen hier so reich und wunderbar, —
Und wärst ein Kenner Du von allen Steinen,
Gleich kostbar würde jede Dir erscheinen.

Denn mußte Paris selbst so lange sinnen,
Den goldnen Apfel zögernd in der Hand,
Der nur zu wählen unter drei Göttinnen,
Und doch verlockt nur der ihn zuerkannt,
Die klug wie keine wußte zu gewinnen
Des Knaben Herz und so das theure Pfand —
Wer könnte da dem trunkenen Auge trauen,
Wählt's unter hundert göttlich schönen Frauen!

— — — — — — — — — —

Jehangir hat seine Wahl getroffen, er hebt die goldene Rose und schleudert sie. Sie klingt durch die Lüfte und fällt — so weit,

So weit vom Kreis der reizenden Fürstinnen;
Ein ander Weib muß solchen Preis gewinnen!

Am goldnen Gitter bleibt die Rose hangen,
Durch das Kumela nach dem Feste späht;
Doch wagt sie wohl, das Pfand herabzulangen,
Das nur der Zufall ihr hat zugeweht?
Sie sieht den Preis vor ihren Augen hangen,
Es fühlt ihr Herz sich wunderbar erhöht,
Und folgend dem nur, was sie heiß durchglühte,
Hebt sie die Hand und pflückt die goldne Blüthe.

Die Menge sieht's und weiß es nicht zu fassen.
Wer war es, der die Rose dort entwand?
Nicht Einer will es ungeahndet lassen,
Ein Jeder retten das geraubte Pfand.
Schon öffnen sich des Kreises bunte Gassen,
Denn selbst der Kaiser scheint von Zorn entbrannt;
Er steigt vom Thron, und nach der Grotte eilet
Er durch die Menge, die sich staunend theilet.

Kumela trat leuchtend hervor aus der dunkeln Grotte, die blinkende Kaiserrose an der Brust:

„Zurückgebeugt, die Arme sanft erhoben,
Abwehrend mit den Händen, was sich naht, —
So stand sie regungslos, den Blick nach oben,
Wer wußte, ob sie drohte, ob sie bat!"

Das Volk bricht bei ihrem Anblick in lautes Jauchzen aus:

„Denn Wahrheit ist geworden, was im Spotte
Ein Jeder noch belächelt kurz zuvor:
Das Licht der Welt, Nur Jehan, ist erschienen,
Und Alle knien, der Kaiserin zu dienen."

Kumela aber flieht vor dem neuen Glücke und vor den Tritten des Kaisers, der ihr folgt; sie flieht aus den Rosengärten von Shalimar durch Flur und Bergesmatten und birgt sich endlich in die Schatten der Felsenwildniß.

Der Kaiserbote, der ihr folgt und sie findet, ist Taimador selber. Ihm wirft Kumela von ihrem Felsenthrone jetzt die goldene Rose, das Pfand der Liebe Jehangirs, entgegen und ruft ihm zu:

— — — — — — „Nicht was im Fels geboren,
Nicht, was vom Flutenschoße wird gehegt,
Auch nicht die Macht, die sie hinaufbeschworen,
Die eine Welt in ihre Schale legt —
Taimador nur ist dazu auserkoren,
Weil er das weichste Herz im Busen trägt;
Der einz'ge Preis, für den Kumelas Leben
Im Tausch der Liebe willig sich ergeben!"

Dann eilt sie zum Ufer des Sees, löst den Nachen und führt mit raschen Ruderschlägen Taimador nach ihrem Inselland hinüber. Taimador sprach:

— — — — — — — — — —
„Weißt Du, o Mädchen, daß auf allen Wegen
Der Kaiser spüret seinem Lichte nach?
Denn seine Welt will er zu Füßen legen,
Nur Jehan, Dir, Du riefst die Liebe wach
In seiner Brust; drum ob Du arm geboren,
Zur Kaiserin bist Du allein erkoren!"

„Ein hohes Wunder hab' ich Dir erschlossen,"
Erhob Kumela ihr erregtes Wort,
„Und Schalimars gedenk' ich fast verdrossen;
Was ist des Kaisers eitles Prangen dort!
Verschwunden ist es rasch, was schwer entsprossen,
Doch dieser Bau lebt durch die Zeiten fort,
Und nur wenn alle Festen donnernd beben,
Stürzt er zusammen mit dem Weltenleben.

In diesen ungeheuren Räumen beuget
Der Sklave selbst sich vor dem Herren nicht,
Denn an den ries'gen Marmorsäulen steiget
Stolz sein Gedanke zu dem Sonnenlicht;
Hier wo das kleine Menschenleben schweiget
Und Indra nur aus dunklen Höhlen spricht,
Hier steigt der Letzte zu dem Höchsten wieder,
Der Höchste aber zu dem Letzten nieder.

Drum wünschte ich, mein armer Nachen trüge
Den Kaiser Jehangir und all' sein Glück;
Hier sagt' ich ihm, daß seine Hoheit Lüge,
Sagt' ihm mit stolzem Wort und stolzem Blick,
Daß, wenn mein Herz an Deinem Herzen schlüge,
Ich gern' verlach' sein glänzendes Geschick;
Und wenn zum schönsten Weib er mich erkoren,
Er an dem treusten seine Lieb verloren."

Dies ist in allgemeinen Zügen der Inhalt der drei ersten Gesänge von Neumanns „Nur Jehan". Wir dürfen es leicht der Phantasie des Lesers überlassen, sich den vierten und letzten Gesang hinzuzudichten, falls er es nicht vorzieht, in der reizenden Märchendichtung selbst nachzulesen, wie Kumela, nachdem sie jede Prüfung ihrer Treue bestanden, von Taimador, der sie scheinbar verrathen hat, eingeholt und in prächtigem Aufzuge nach Sirinagur geleitet wird, um hier von dem Geliebten auf den Kaiserthron erhoben zu werden.

„Der Kaiser hat das Licht der Welt gefunden,
Nur Jehan ist mit Jehangir verbunden!" —

Man hat die genannten vier erotischen Epen als eine Verherrlichung der Liebe in ihren verschiedenen Strahlenbrechungen charakterisirt: der Liebe des Kindes („des Dichters Herz"), des Jünglings („Nur Jehan"), des Mannes („Dinonhy") und des Greises („Nordra"). Daß eine solche theoretische Kategorisirung nicht ganz zutreffend ist, das geht wohl schon aus

der obigen Darstellung hervor. Wir sehen nicht ein, inwiefern es gerade der Liebe des Jünglings entsprechen soll, die Treue des geliebten Weibes so schweren Prüfungen zu unterwerfen. „Nur Jehan" scheint uns vielmehr als eine Verherrlichung der über allen Zweifel erhabenen, in allen Prüfungen bewährten Treue des von reiner Liebe beseelten Weibes.

„Nordra" gewinnt noch einen besonderen Reiz dadurch, daß der Dichter uns hier in die bis jetzt in der Poesie noch wenig geschilderte Wunderwelt Islands einführt und die kalte nordische Landschaft mit dem gleichen wunderbaren Farbenreichthum ausstattet, wie in „Nur Jehan" die Rosengärten Kaschmirs. Möchte doch auch diese treffliche Dichtung, die uns bei der Durchsicht des Manuscriptes mächtig ergriffen hat, durch den Druck bald einem größeren Publikum zugänglich werden!

Die letztgenannten Dichtungen Neumanns entstanden schon unter dem Drucke schwerer körperlicher Leiden. Bereits im Jahre 1850 erkrankte er in Glatz, und drei Jahre später bald nach seiner Versetzung nach Neisse noch einmal und zwar fast tödtlich. Der schon obengenannte Sonetten-Cyclus „Lazarus", welcher um diese Zeit entstand, erscheint als ein Versuch des Dichters, sich durch die Poesie über sein Leid zu erheben. Er erregt unsere Bewunderung in einem um so höheren Grade, wenn wir bedenken, daß der Dichter unter den entsetzlichsten Schmerzen der Kopfnerven nicht müde ward, tiefe und edle Gedanken in kunstvollen Formen zu gestalten. Im Jahre 1860 ward dem Dichter, der übrigens für einen tüchtigen Beamten galt, eine Anerkennung der Regierung durch die Ernennung zum Garnisonverwaltungs-Director und die Verleihung des Rothen Adlerordens.

Im Jahre 1866 zogen drei seiner Söhne mit in's Feld, und 1870 starb ein hoffnungsvoller und begabter Sohn den Tod für das Vaterland. Der Schmerz über diesen Verlust beugte den Vater tief nieder. Die „Herzenslieder" (Leipzig 1870) gehören zu den letzten Werken, welche Hermann Kunibert Neumann der Oeffentlichkeit übergab. Der warme Gemüthston, welcher in den meisten dieser Lieder anklingt, giebt ihnen einen besonderen Werth. Nur eine kurze Probe daraus sei hier angeführt.

Freude und Schmerz.

Zwei Kammern hat das Herz,
Drin wohnen
Die Freude und der Schmerz.

Wacht Freude in der einen,
Dann schlummert
Der Schmerz still in der seinen.

O Freude, habe Acht!
Sprich leise,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

Eine schmerzhafte Nervenkrankheit fesselte den Dichter nach dem Kriege 1870 fünf Monate lang an das Krankenlager, und die wahre Lebenskraft kehrte seitdem nie wieder. Am 8. November 1875 endete ein sanfter Tod seine jahrelangen Leiden.

Vier Jahre darauf gegen 7 Uhr Abends bewegte sich ein langer Zug von Fackelträgern nach dem Garnisonkirchhofe in Neisse und scharte sich dort um ein Grab, auf dem ein verhülltes Denkmal sich erhob. Tiefe Schatten lagen über dem einsamen Friedhofe. Herbstnebel wogten auf und ab, da erklang der feierliche Chorgesang:

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauscht dereinst an andrer Welten Thor;
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
Und säuselt auch wie ferner Quellen Klang.

Du schlummerst stille, schlummerst leicht,
Wenn über Dich der Sturm und Zephyr streicht;
Der Sturm, der Dir den Schlachtgesang durchdröhnt,
Der Hauch, der sanft im frommen Liede tönt.

Während des Gesanges fiel die Hülle, und von dunkelgrauer Marmorsäule blickte der in Reliefarbeit ausgeführte edle Kopf des verstorbenen Dichters Hermann Kunibert Neumann, beleuchtet von Fackelschein und aufzuckenden Flammen, ernst hinein in die bewegte Versammlung. Ein Nachtschmetterling flog in den Lichtkreis und setzte sich auf den langwallenden Bart des Dichters, — das Sinnbild der Unsterblichkeit.

Möchte der verstorbene, leider halb vergessene Dichter noch in seinen Werken eine Auferstehung feiern, und möchte unser Volk sich freudig und dankbar erheben an dem Schaffen eines Dichters, der sein Leben hindurch seinem Ideale treu geblieben:

„Drei Klänge sind durch's Leben ihm geblieben,
Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben!“

Eine Idylle während der Belagerung.

Von

François Coppée.*)

— Paris. —

(Schuß.)

XII.

Von jenem Tage an gaben sich Eugenie und Gabriel wieder ganz ihrer Liebe hin, welche die Trennung nur gesteigert hatte. Wie früher, fanden sie sich allabendlich gemüthlich zusammen. Gabriel las vor, oder sie plauderten miteinander; und stockte das Gespräch, oder trat vorübergehend vollständige Stille ein, nur unterbrochen von der rhythmischen Bewegung der auf und niedergehenden Nadeln, so tauschten sie zärtliche Blicke. Wenn ihr Mann, der seinen Dienst als Nationalgardist mit wahrem Feuereifer versah, auf Vorposten stand, so gestattete Eugenie, daß Gabriel sie nach Haus begleitete. Sie liefen keine Gefahr, auf diesen abgelegenen, düsteren Boulevards erkannt zu werden, wo sparsam vertheilte Oellampen die lichtfunkelnden, in endlosen Reihen sich hinziehenden Gaskandelaber ersetzt hatten. In dieser einsamen, finsteren Gegend erzählte die junge Frau ihrem Freunde, während sie, auf seinen Arm gelehnt, langsam an seiner Seite wandelte, was sie in letzter Zeit alles erduldet habe, und wie sie verlassener und einsamer denn je sei, seit Clement, der keine Arbeit mehr hatte, ganz und gar in Krieg und Politik aufgegangen war. Sie klagte Gabriel, er schlafe in ihrer Wohnung nur noch in den Nächten, wo sein Bataillon keinen Dienst hätte; ein Trunkenbold sei er geworden, roh und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, und sie stünde jedesmal eine wahre Todesangst aus, wenn er aus einer Klubsitzung oder von einer Offizierswahl berauscht nach Hause käme, fluchend auf die Verräther und Bourgeois los-

*) Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Emil Burger.

donnere und in einem Athem den Durchbruch durch die feindlichen Linien und die Abschaffung des Capitals, die Vernichtung der Preußen und die Herrschaft der Sozialisten fordere. Auf Gabriels Drängen und Fragen räumte sie auch ein, daß sie sich tief unglücklich gefühlt habe, als er sich so lange nicht hatte sehen lassen, und daß ihr Herz der Verzweiflung nahe gewesen sei bei dem Gedanken, er sei unbeständig und flatterhaft. Und überwältigt von dem Uebermaß ihrer Gefühle, schwuren sie sich Treue bis zum Tode. Ihr herbes Geschick beklagend, suchten und fanden sie Trost in den leidenschaftlichsten Liebkosungen. Süß war ihr Kuß, von Thränen benetzt, und so stürmisch ihre Umarmung, daß sie ihnen den Athem raubte, während der Nachtwind den dumpfen Kanonendonner der Forts und manchmal auch das Knattern des Gewehrfeuers der Vorposten über ihre Häupter dahintrug.

In ihrer Schüchternheit und Naivetät fiel es den Liebenden gar nicht ein, eine vollständigere Befriedigung ihrer Liebe zu suchen, ja, nicht einmal der bloße Wunsch regte sich in ihnen; Küsse und Worte genügten zu ihrer Seligkeit. Und doch wäre Eugenie Gabriel gegenüber widerstandslos gewesen, hätten die Umstände diesem gestattet, seinem Verlangen Ausdruck zu geben. Aber Frau Henry ließ sie nie allein, und sie selbst wären unfähig gewesen, in bewußter Weise vorzugehen und ein Plätzchen ausfindig zu machen, wo sie ihre heimatslose Idylle hätten bergen können. Sie beschränkten sich jetzt auf einen fast allabendlich stattfindenden Spaziergang bei düsterer Beleuchtung und unter den grausenerregenden Umständen, wie sie in den Nächten zur Zeit der Belagerung natürlich waren.

So gingen für sie jene entsetzlichen Monate November und December vorüber, während deren die unglückliche Stadt alles Unheil des Krieges über sich hereinbrechen sah. Aber was kümmerte sie Hunger und Durst, was fragten sie darnach, ob Elend, Entbehrung und Angst um sie herrschten? Sie liebten sich, und dies Eine genügte, sie über alles Menschenleid zu erheben. Was kümmerten sie Schlachten, Aufstände und Empörungen? Die Liebe schließt sich ab und steht auf einsamer Höh', erhaben über den Thorheiten der Menschen. Kaum daß sie einen Blick hatten für die unheilvollen Ereignisse, die sich in ihrer Umgebung abspielten. Gabriel fragte viel darnach, ob am 31. October Trochu oder Blanqui zur Regierung kam, denn am Abend vorher hatte er seine Geliebte wiedergefunden; und als später die Schlachten in schneller Aufeinanderfolge geschlagen wurden, so trieb sein Gedächtniß mit ihnen ein geradezu verbrecherisches Spiel, denn alle diese blutigen Daten erinnerten ihn nur an ein zärtliches, bezauberndes Wort, das sie ihm an jenem Tage gesagt, an einen süßen, leidenschaftlichen Kuß, den er ihr geraubt hatte.

Eines Abends, in der letzten Hälfte des December, waren sie auch bei Frau Henry, als sie diese für den nächsten Tag zu einem Diner einlud und ihnen mittheilte, ihr im Vorpostendienst thätiger Vetter Robert habe

einen vierundzwanzigstündigen Urlaub erhalten und werde eine von den letzten Gänseleberpasteten mitbringen, die in Paris noch aufzutreiben gewesen wären.

Ein flehender Blick Gabriels, der in dieser Einladung nur eine Gelegenheit sah, einige Augenblicke länger bei seiner Angebeteten zu verweilen, bestimmte Eugenie anzunehmen, und am nächsten Abend kamen beide Liebenden zur bestimmten Stunde an.

Es war dies einer der glücklichsten Abende ihres Lebens.

Das kleine Zimmer hatte ein festliches Aussehen. Ein mächtiges Holzfeuer, in jenen Tagen ein seltener Luxus, flammte im Kamin. Lampe und Kerzen brannten hell und warfen ihren Glanz auf das blüthenreine Tischtuch. Die schlanke Brünette, welche über ihrem schönsten seidenen Kleide eine mit Stecknadeln befestigte Küchenschürze trug, bearbeitete Teller und Gläser mit wahrem Feuereifer, und Eugenie, angesteckt durch die heitere Laune ihrer Freundin, war ihr beim Tischdecken behülflich.

Der Mobilgarden-Lieutenant ließ auch nicht lange auf sich warten. Er erschien in kriegsmäßiger Ausrüstung und trug hohe, rohlederne Stiefeln; an der Seite des Mantels war der Griff eines Offiziersäbels sichtbar, und unter dem Arm barg er die köstliche Pastete in einer dreifachen Einwickelung von grauem Papier.

Sofort setzte sich Alles in schönster Stimmung zu Tisch. Der vertraute Verkehr der Liebenden, die bei alledem die größte Zurückhaltung bewahrten, hatten den anfänglichen Verdacht des sogenannten Cousins beseitigt, und Herzlichkeit und Frohsinn würzten das Mahl während seiner ganzen Dauer. Wohl empfand Gabriel ein Gefühl des Neides, wenn er seinen gemeinen Soldatenrock und seine bescheidene Stellung als städtischer Nationalgardist mit der eleganten Uniform und den kriegerischen Phrasen des Offiziers verglich. Einmal sogar, als der schöne Robert Eugenien einige fade Complimente machte, marterten alle Qualen der Eifersucht sein unruhiges Herz und er sann auf Mord und Todschlag, aber alles in allem genommen waren sie urvergnügt, und nachdem sie die gewissenhaftesten Ausgrabungen im Innern der Pastete vorgenommen und eine Unzahl patriotischer Toaste ausgebracht hatten, trennten sie sich als die besten Freunde von der Welt.

Die Nacht war kalt aber sternenhell, und Gabriel begleitete Eugenie nach Haus. Ihre Unterhaltung unter den alten Bäumen des Boulevard d'Italie mußte wohl an jenem Abend sehr zärtlich gewesen sein, und himmlisch süß der Abschiedskuß; denn Gabriel wollte nicht gleich nach Hause gehen. Aufgeregt durch den so froh verlebten Abend und, wir müssen es leider zugestehen — schwach sind und bleiben nun einmal die armen Menschenkinder — wohl auch aufgeheitert durch das reiche Mahl und die genossenen Getränke, begab er sich in das Café des Quartier Latin, wo Cazaban, umgeben von einem Kreise lärmender, überspannter

Südfranzosen allabendlich die Regierung des gemeinsten Verraths anklagte und die durchgreifendsten Maßregeln gegen den Feind forderte.

Zum allgemeinen Erstaunen machte sich Gabriel, der als schüchtern und gemäßigt galt, an jenem Abend durch seine Leidenschaftlichkeit und seine Begeisterung bemerkbar. Er gab einen Punsch zum Besten, hielt eine reine Brandrede und trank auf die Ausrottung der Feinde des Vaterlandes; und Morgens, lange nachdem das Local geschlossen war, ging er noch am Quai Saint-Michel, am Arme Cazabans spazieren, welcher ihm mit Aufbietung seiner ganzen Beredsamkeit die vorzüglichen Eigenschaften des Dynamits und des pikrinsauren Kali anpries.

XIII.

Am 4. Januar gegen zwei Uhr Nachmittags begann das Bombardement, mit dem die Preußen der Stadt Paris schon längst gedroht hatten, und eine ihrer ersten Granaten schlug an der Ecke der Rue Saint-Jacques und der Rue des Feuillantines ein.

Die Nachricht war bald im ganzen Viertel bekannt, wo sie — zur Ehre der Bewohner sei es gesagt — viel mehr Unwillen als Schrecken erregte, und so gelangte sie auch zu Frau Fontaines Kenntniß, welche sie Gabriel mittheilte, als er zum Essen nach Hause kam.

Der junge Mann war, wie wohl fast alle Pariser, gegen die Schrecken der Belagerung gefeit und an Gefahr gewöhnt, und so aß er denn in Gesellschaft seiner Mutter, ohne sich weiter um diesen neuen Kriegsgreuel zu bekümmern, seine magere Portion Pferdefleisch nebst einigen eingemachten Früchten. Dann ging er fort und richtete, wie ihm das wieder zur lieben täglichen Gewohnheit geworden war, seine Schritte nach Frau Henrys Hause.

Aber als er an jenem Abend in das einsame Viertel kam, machten die verödeten Straßen und die undurchdringliche Finsterniß einen geradezu schauerlichen Eindruck auf ihn. Bisweilen vernahm er über seinem Kopfe ein seltsames allmählich immer stärker werdendes Geräusch, dem Schwirren eines riesengroßen Insekts vergleichbar. Mit rasender Geschicklichkeit sauste das Ungeheuer durch die Luft, um eine Secunde später mit lautem Krach in der Ferne zu zerspringen. Es waren dies die niederfallenden Granaten. Er drückte sich dicht an den Hauswänden entlang, wobei sein Fuß oft im Schmutze ausglitt. Denn die schmale, finstere Straße Saint-Jacques war nur durch die rauchenden Lampen einiger noch offener Läden erleuchtet. Alle Augenblicke richtete sich sein Auge zum pechschwarzen Himmelsraume empor, durch den die unsichtbaren Geschosse brausten. Allmählich wurden düstere Gedanken in seiner Seele wach. Tod und Verderben umringten ihn, und zu dem Allem kam noch seine unglückliche, schuldvolle Liebe. Tiefe Verzweiflung erfaßte sein Herz, und zum erstenmal schlug es nicht höher, als sein Auge Licht an dem trauten Fenster erblickte.

Bedächtigen Schritts stieg er die alte Treppe hinauf und klingelte. Da jedoch der Schlüssel steckte, so wartete er nicht, bis geöffnet wurde, sondern trat ohne Weiteres ein.

Das Zimmer war ungeheizt, die Lampe nicht angezündet, nur ein Lichtstumpf brannte auf dem Kamin, an dem Eugenie einsam saß. Sie hatte ihren Mantel und ihre Winterkapotte nicht erst angelegt, und hielt ihr Arbeitstäschchen in der Hand, als ob sie gerade fortgehen wollte.

„Ich habe auf Sie gewartet," sagte sie mit unsicherer Stimme zu Gabriel, der ganz erstaunt dastand, „denn ich wollte nicht, daß Sie heut Abend umsonst kämen. Frau Henry ist eben fort, sie hat zu große Angst vor dem Bombardement und sucht ein Unterkommen bei ihren Verwandten in La Chapelle. Da ich Niemand in Paris kenne, bei dem ich eine Zuflucht finden könnte, und daher in unserem Viertel wohnen bleibe, so hat sie mir ihren Schlüssel dagelassen, damit ich zwei Wohnungen hätte im Fall eines Unglücks. Sie wußten doch aber von nichts, und da bin ich auf einen Augenblick hierhergekommen — denn ich dachte mir, es könnte Sie betrüben, wenn Sie Niemand hier anträfen.

„Wie gut Sie sind!" antwortete Gabriel gerührt.

Und er nahm einen niedrigen Stuhl und setzte sich zu Eugeniens Füßen.

„Aber ich muß bald wieder fort," sagte die junge Frau zögernd. „Mein Mann hat keinen Dienst; er ist zu Hause geblieben, und ich habe ihm gesagt, ich ginge nur auf einen Augenblick aus."

„Wie . . . auf der Stelle?" sagte Gabriel, ihre Hände erfassend und sie mit sanftem Drucke festhaltend.

Zum ersten Mal waren sie in diesem Zimmer allein. Ein eigenthümliches Gefühl der Aufregung, halb Liebessehnen, halb Angst, hatte sich ihrer bemächtigt.

„Bleiben Sie nur eine einzige Secunde!" flehte Gabriel. „Ich hab' ja kaum Zeit gehabt, Sie einmal ordentlich anzusehen . . . und ich hätte Ihnen doch so Vieles zu sagen . . . Was werden Sie denn während dieses schrecklichen Bombardements anfangen?"

„Ich weiß nicht, Clement hat seine Matrazen in den Keller geschafft. Er sagt, Tod sei besser als Capitulation . . . Aber mag's kommen, wie's will . . . mir geht's zu schlecht! . . . Ich kann Ihnen sagen: augenblicklich wäre mir der Tod ganz gleichgültig."

„Es ist doch gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie so reden . . . Lieben Sie mich denn gar nicht? Was sollte wohl aus mir werden, wenn ich Sie nicht mehr hätte?"

Eugenie senkte traurig das Köpfchen und erwiderte nichts. Gabriel hielt sie fest mit seinen Armen umschlungen, sein Blick ruhte liebend auf ihr, in seinen Augen standen Thränen.

„Lassen Sie mich!" sagte sie und suchte sich loszumachen . . . „lassen

Sie mich! . . . ich habe Angst . . . Noch nie sind wir so allein gewesen wie heut. Was wir hier thun, ist nicht recht."

Der junge Mann gehorchte zwar, aber schluchzend behielt er die Hände der Geliebten in den seinen und bedeckte sie unaufhörlich mit Liebkosungen.

Sie konnte nicht anders, sie gab ihm ihre fieberheißen Händchen hin. Sie besaß die Kraft nicht mehr, aufzustehen und fortzugehen. Eine süße Betäubung behielt sie gefangen; vergebens suchte sie sich aufzuraffen, immer wieder drang der elektrische Strom der Liebe von den Fingerspitzen zum Herzen empor und lähmte ihren Willen. Auch Gabriel war seiner Sinne nicht mehr mächtig; an Eugeniens Knie geschmiegt, küßte er fortwährend ihre Hände.

Das Zimmer war eiskalt — und doch, wie heiß wallte das Blut in ihren Adern! Stille herrschte ringsum. Draußen hörte man in der Ferne das dumpfe Krachen der platzenden Granaten, welche unaufhörlich auf die Stadt niederhagelten. Das Licht war ganz niedergebrannt, ohne daß sie darauf geachtet hatten; der Docht lag am Rande des Leuchters und flackerte vor dem Erlöschen noch einmal hoch auf.

„Nein, wahrhaftig, unser Leid ist nicht mehr zu ertragen!" rief Gabriel aus, „und wenn das Schicksal Erbarmen mit uns hätte, so würde seine Hand eine jener Granaten auf unser Haus schleudern, um uns zu zerschmettern."

In demselben Augenblicke hörten sie ein entsetzliches Krachen, die Fensterscheiben zersprangen und fielen klirrend zur Erde, das Gebäude wankte in seinen Festen. Ein ungeheues Geschoß war auf dem Straßenpflaster geplatzt. Das Licht verlosch gänzlich.

Angst und Entsetzen trieben diesmal Eugenie in Gabriels Arme. Sie waren allein, von dichter Dunkelheit umgeben; sich fest umschlungen haltend, Mund auf Mund gepreßt, ihren Athem vermählend, tauschten sie leidenschaftliche Küsse, und unterdessen ergoß sich ein dichter Eisen- und Feuerregen, der vom Schicksal wie zum Hohn dazu ausersehen war, zwei Liebende zu vereinen, wolkenbruchartig über die niedergeschmetterte Stadt. Mit furchtbarer Gewalt zermalmte er Dächer und Mauern, gab armen Verwundeten in ihren Betten im Val-de-Grâce den letzten Rest und tödtete kleine Kinder in der Wiege . . .

Als Gabriel zwei Stunden nachher in gehobener Stimmung und noch ganz außer sich vor Wonne und Entzücken auf den Quai Saint-Michel zurückkehrte, fand er seine Mutter am einsamen Kamin vor einem Stuhle knieend. Langsam und andachtsvoll ließ sie die Kügelchen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten und murmelte dazu leise Gebete.

„Aber liebe Mama!" rief ihr Gabriel ganz erstaunt zu, „noch nicht zu Bett . . . um 11 Uhr? Warum betest Du noch zu so später Stunde?"

„Und Du kannst noch fragen?" antwortete ihm Frau Fontaine auf-

stehend, und ihre Stimme nahm dabei einen fast strengen Klang an. „Hörst Du nicht das Krachen der Granaten? Ich bete für alle Diejenigen, welche in dieser grauenvollen Nacht sterben werden; ich bete für die armen alten Mütter wie ich, welche morgen den Tod eines Kindes beweinen werden!"

Gabriel sagte nichts; er küßte seine Mutter und eilte schnell auf sein Zimmer, voll Entsetzen über ein Glück, das jedes Mitgefühl für das Leid Anderer so ganz aus seiner Brust hatte verbannen können.

XIV.

Und sie liebten sich weiter im Schatten der Granaten.

Zu einem Paradiese wurde ihnen der Aufenthalt in Paris während dieses schreckensreichen Monats Januar, wo die Pariser von Tag- und Nachtdienst erschöpft, ausgehungert, unaufhörlich beschossen, ein Schwarzbrot aßen, das ein Zuchthaussträfling mit Verachtung von sich gewiesen hätte, und wo sie noch obendrein zu Hause vor Kälte klapperten, weil das nur durch nasse Baumzweige genährte Kaminfeuer nicht genügend Wärme verbreitete.

Seitdem Eugenie den ersten Fehltritt begangen, war sie kühner geworden. Sie ließ ihren Mann in dem Glauben, sie bringe ihre Abende bei Frau Henry zu, und suchte Gabriel auf. Von Sehnsucht getrieben, eilten sie durch die gefahrvolle Finsterniß hin nach dem Häuschen in dem alten Faubourg, der von Wurfgeschossen überschüttet wurde.

Sie dachten an keine Gefahr; sie hörten erst gar nicht mehr den Donner der Krupp'schen Kanonen und das Krachen der platzenden Granaten. Sie lebten nur noch ihrer Liebe. Kaum fand das Echo der allerletzten Katastrophen der Belagerung den Weg zu ihrem Ohr. Sie waren glückselig an jenem Abende, wo das blutige Gemetzel bei Buzenval stattfand, glückselig am 22. Januar, glückselig — oh Schmach! — am Tage der Capitulation!

Aber durch eine seltsame Fügung des Zufalls waren sie es an jenem Abende zum letztenmal.

Eugenie hatte keine sehr kräftige Gesundheit, und es wirkten daher die Entbehrungen und Schrecken der Belagerung nachtheiliger auf sie als auf jeden Anderen. Sie wurde ernstlich krank und mußte sechs Wochen lang das Bett hüten.

Frau Henry hatte ihre frühere Wohnung wieder bezogen und war für Gabriel die ganze Zeit eine treue Freundin, der er all sein Herzeleid und seine Befürchtungen anvertraute. Er besuchte sie jeden Tag, um von seiner angebeteten Geliebten sprechen zu können und zu erfahren, wie es ihr ginge, und mit fieberhafter Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo Eugenie wieder ausgehen durfte. Die ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Bordeaux, der schüchtern triumphirende Einzug des deutschen

Heeres in Paris, die Kundgebungen der Nationalgarde an der Julisäule, die Kanonen des Montmartre und all die furchtbaren Anzeichen der nahenden Revolution machten dagegen nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

Als er am 17. März früh bei Frau Henry erschien, wurde ihm die freudige Ueberraschung zu Theil, Eugenie anzutreffen. Obgleich kaum aus dem Bette aufgestanden, hatte sie doch ihren Besuch nicht länger hinausschieben wollen, sondern war trotz des Schnees ausgegangen. Seine Thränen, Thränen des Glückes und der Freude, benetzten Eugeniens abgemagerte Hände. Tausend schöne Pläne entwarf er für die Zukunft. Weit fort von hier wollte er sie führen, um ganz ihrer Liebe leben, die herrlichsten Partieen in die freie Gottesnatur machen zu können. Aber als er sie beim Abschied so sorglich in ihre Shawls und Krankentücher eingehüllt an der Thürschwelle stehen sah, ein trauriges, mattes Lächeln auf den Lippen, da machte ein furchtbarer Gedanke das Herz des Liebenden erbeben, und er hatte die unbestimmte Ahnung, als würde er Eugenie auf ewig verlieren!

Am folgenden Tage suchten sich die Regierungstruppen mittelst eines Handstreichs der Kanonen des Montmartre zu bemächtigen; aber sie mußten mit Schimpf und Schande abziehen. Ein Aufstand, dem gleich bei Beginn zwei Menschen zum Opfer fielen, brachte binnen wenigen Stunden die Hauptstadt in seine Gewalt; die Bewohner der ersten Stadt Europas zeigten sich unschlüssig, ob sie ihrer Pflicht, die gesetzmäßige Regierung zu unterstützen, oder den Befehlen nachkommen sollten, welche ihnen eine Handvoll gemeiner Schurken vorschrieb. So sah sich Gabriel in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Regierung nach Versailles zu fliehen.

XV.

Alle diejenigen, welche durch Beziehungen zur Regierung oder durch Sorge für ihre persönliche Sicherheit genöthigt waren, Versailles während der Commune zu bewohnen, werden niemals den merkwürdigen Anblick vergessen, welchen diese aus dem Stegreif geschaffene Hauptstadt darbot.

Die meisten Pariser waren bisher nach Versailles aus keinem andern Grunde gekommen, als um seine großartig angelegten Springbrunnen zu bewundern. Nur Wenige hatten daher an sich selbst die Wirkung erfahren, welche diese dicht an den Thoren von Paris liegende Provinzialstadt in ihrer Einsamkeit und Todtenstille auf den Beobachter hervorbringt. Theophil Gautier nennt sie „die Todtenstadt der Könige", und diejenigen, welche Gelegenheit hatten, die tiefe Wahrheit dieses Dichterwortes kennen zu lernen, mochten in jenen Tagen nicht wenig erstaunt sein.

Nachdem das alte Schiff, dessen Bildniß Paris in seinem Wappen trägt, elendiglich zu Grunde gegangen, war Versailles das aus seinen Trümmern zusammengezimmerte Kolossalfloß geworden. Von Ende März bis Anfang Mai befanden sich in dieser Stadt, die für gewöhnlich kaum

dreißigtausend Einwohner hat, über zweimalhunderttausend. Dichte Schaaren wogten in seinen wunderschönen Parkanlagen, in seinen prachtvollen Straßen, in seinen herrlichen Alleen auf und nieder, so stürmisch bewegt, so leidenschaftlich aufgeregt, wie es nur eine ganze, um ihr Dasein ringende Nation sein kann. Auf dem ausgedehnten Exercierplatze zeigten sich ungeheure Artilleriemassen und manövrirten ganze Regimenter, als ob sie der hoch auf bronzenem Rosse thronenden, gebieterischen Gestalt des „Grand Roi" gehorchten. In jenem sagenhaften Palaste, dessen Räumlichkeiten vom Geschick dazu auserlesen zu sein scheinen, allen tragischen Ereignissen unserer Geschichte als Decoration zu dienen, tagte inmitten des allgemeinen Tumults eine mit souveräner Macht ausgestattete Versammlung, umgeben von ihren Ministerien und einem unzähligen Verwaltungspersonal, und ließ alle Kräfte des Landes hier zusammenströmen. In den Häusern der Stadt, in Kellern und auf Böden drängten sich Flüchtlinge aus allen Gesellschaftsklassen zusammen und schliefen auf Stühlen, Tischen und Billards. Offiziere und Beamte aller möglichen Rangstellungen befanden sich darunter, kurz Alles, was von den Elementen der Pariser Gesellschaft noch vorhanden war: der geniale Künstler, welcher seinem Atelier den Rücken gekehrt, wie der Schutzmann, den man aus seiner elenden Wohnung gejagt hatte; der berühmte Staatsmann, der vor dem Aufstande geflohen war, wie das gemeine Freudenmädchen, welches der Hunger hierher getrieben hatte.

Die in so ungeheuren Massen ausgewanderten Pariser waren den Traditionen französischer Leichtfertigkeit treu geblieben. Ohne sich dessen bewußt zu werden, gehorchten sie sklavisch der Macht der Gewohnheit und zeigten alle Licht- und Schattenseiten vergangener Zeiten. Es kam ihnen dabei das herrliche Wetter zu Statten. Von so wunderbarer Schönheit waren jene Frühlingstage, daß es schien, als wolle die Natur den armen Menschenkindern zu erkennen geben, wie sehr sie auf ihrer unnahbaren Höhe ihre Thorheiten und Verbrechen verachte. Die dunklen Trauergewänder der vornehmen Frauenwelt suchten trotz ihres einfach gehaltenen Grundtons an Eleganz ihres Gleichen, und in den schattigen Alleen und auf den grünen Rasenplätzen des alten Versailler Parks traf man Toiletten von so feinen, zarten Nuancirungen, wie sie nur ein hochentwickelter, bis zum Raffinement sich steigernder Geschmack erfinden kann. Worte der Liebe, leichtfertige Bemerkungen, heiteres Lachen vernahm man unter jenen hohen Bäumen; dazwischen das fröhliche Gezwitscher der Vögel, deren helle Stimmen den Kanonendonner in der Ferne nicht zu übertönen vermochten. Junge Elegants, nach der neusten Mode gekleidet, tranken nach dem Dejeuner ihren Kaffee auf der Terrasse des Hôtel des Reservoirs, bliesen behaglich den Rauch ihrer Cigaretten vor sich hin und sahen zu, wie neben der offnen Equipage einer bekannten Dame der Demimonde die schweren, mit Granaten beladenen Artilleriewagen vorüberfuhren. Abends spielten die Schauspieler des Stadttheaters lustige

Possen, und in den Zwischenpausen eilten die Zuschauer hinaus, um sich das Brüllen der Festungsgeschütze anzuhören.

Gabriel hatte mit seiner Mutter Unterkommen in einer Kammer der Rue de la Paroisse gefunden, welche statt aller Meubel nur zwei kleine, durch eine dünne spanische Wand getrennte Betten enthielt. Da Gabriel im Unterrichtsministerium angestellt war, so hatte er mit demselben nach Versailles auswandern müssen, wo seine Bureaux in den Schulräumen des dortigen Gymnasiums untergebracht waren. Sehnsüchtig wie alle Uebrigen harrte er des Momentes, wo es ihm vergönnt sein würde, zurückzukehren; aber Niemand durfte daran denken, solange nicht die in aller Eile organisirte Armee die Stadt in Besitz genommen und den unnatürlichsten, verbrecherischsten Aufstand, den Frankreich je gesehen, niedergeschlagen hatte.

Die guten Elemente der Pariser Gesellschaft theilten diese Hoffnung wohl sämmtlich; aber wir können nicht verschweigen, daß, wenn sie sich gerade in Gabriels Brust so lebhaft regte, und er ein so glühendes Verlangen nach dem Fall der von den Communisten vertheidigten Feste trug, dies zumeist deshalb geschah, weil sie ihn von der Angebeteten seines Herzens trennte.

Er hatte Paris verlassen müssen, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, und hatte nichts mehr von ihr gehört. Da sie ihm mit allen Zeichen des größten Schreckens verboten hatte, je ein Schreiben nach ihrer Wohnung zu richten, so hatte er einen Brief nach dem anderen der jederzeit so gefälligen Frau Henry übersandt. Sie waren sämmtlich unbeantwortet geblieben. Von Unruhe verzehrt, hatte er sich eines Tages mit Benutzung der Nordbahn über Saint-Denis nach Paris begeben. Die Stadt machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck, denn die Häuser waren über und über mit lügnerischen, wahnwitzigen Placaten, den Bürgerkrieg betreffend, bedeckt. Darum hielt er sich nicht lange auf, sondern eilte gradenwegs nach dem Faubourg Saint-Jacques. Frau Henry hatte sich schon seit längerer Zeit nicht mehr in ihrer Wohnung blicken lassen, und Gabriel, dem das unruhige Wesen des Portiers auffiel, und der noch vor dem achtzehnten März Gelegenheit gehabt hatte, die radicalen Ansichten der schlanken Brünette kennen zu lernen, erinnerte sich, daß er sie seit ihrem letzten Zusammensein mit dem angeblichen Cousin nicht mehr zu Hause angetroffen, und er fragte sich unwillkürlich, ob sie nicht vielleicht gar den glänzenden Mobilgarden-Lieutenant durch einen noch verführerischeren Föderirten-Oberst mit unwiderstehlichen Goldtressen ersetzt hätte.

Er irrte auf dem Boulevard d'Italie umher, welcher, seitdem die Bäume während der Belagerung umgehauen worden waren, einen abscheulichen Anblick darbot und sich in eine glühende Sandwüste verwandelt hatte. Wohl eine Stunde lang ging Gabriel in respectvoller Entfernung vor der Mauer auf und nieder, hinter welcher das Haus seiner Angebeteten versteckt lag. In demselben Augenblicke, wo er, seine Zaghaftigkeit über-

windend, sich der Thür des Holzhofes nähern wollte, um vielleicht Eugeniens Gestalt vor dem Hause oder am Fenster zu erblicken, sah er, wie ein hochgewachsener Mann in der Uniform eines Nationalgarden-Capitäns mit rother Schärpe und einem schweren Cavalleriesäbel an der Seite quer über den Boulevard herüberkam und gerade auf diese Thür zuging. Seine Ahnung betrog Gabriel nicht; auf den ersten Blick hatte er ihren Gatten erkannt und floh voller Verzweiflung, ohne sich über das Schicksal seiner Geliebten Aufklärung verschafft zu haben.

Nach Versailles zurückgekehrt, mußte er auf jeden weiteren derartigen Versuch verzichten, denn die Commune hatte soeben jene widerrechtliche, höchst unbillige Verfügung erlassen, welche die gesammte Mannschaft von zwanzig bis vierzig Jahren ihren Bataillonen einreihte, und jeder Reisende wurde deshalb am Nordbahnhofe und an den Thoren der Stadt einer genauen Ueberwachung unterworfen. Hätte es Gabriel daher noch einmal gewagt, Paris zu besuchen, so konnte er dabei sehr leicht verhaftet werden. Und dann durfte er auch in einer Zeit, wo ein so allgemeines Mißtrauen herrschte, nicht wiederholte Reisen nach der aufständischen Hauptstadt unternehmen, ohne dafür einen bestimmten Grund angeben zu können; sonst hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, den bescheidenen Posten, der ihn und seine Mutter nährte, zu verlieren.

Er führte in Folge dessen ein höchst trauriges Dasein. Seine amtliche Thätigkeit ließ ihm wenig freie Zeit, und diese benützte er dazu, die einsamsten und entlegensten Punkte des Versailler Parks aufzusuchen. Absichtlich mied er die volkbelebten Straßen, denn er konnte keine fünf Schritt thun, ohne einigen Collegen oder sonstigen gleichgültigen Bekannten zu begegnen, die alle das Bedürfniß fühlten, sich mit ihm vom Tode Flourens', von der Erstürmung des Schlosses Becon oder irgend einer anderen Schauergeschichte zu unterhalten; und doch hätte er sich um Alles in der Welt für diesen entsetzlichen Krieg nicht interessiren können, und er verwünschte ihn nur deshalb, weil er ein Hinderniß bildete zwischen ihm und seiner Liebe.

Täglich erkundigte er sich auf der Post, ob ein Schreiben für ihn angekommen wäre. Mit Bestimmtheit rechnete er allerdings nicht darauf, ein solches von Eugeniens Hand vorzufinden, denn die ängstliche junge Frau hatte nie an ihn geschrieben; aber dieser Gang war trotzdem eine Art Wallfahrt für ihn geworden, die er regelmäßig antrat, und deren Ergebniß er mit Zittern und Beben erwartete. Es war dies die stets gleichlautende Antwort des Beamten: „Nichts da!"

Eines Tages jedoch — es war gegen Ende April — hatte Gabriel wie gewöhnlich seine am Schalter leider nur allzu gut bekannte Visitenkarte vorgezeigt, als der Beamte beim Durchblättern der Briefe innehielt, einen aus dem Packet herausnahm und ihn Gabriel überreichte.

O Wonne, o Entzücken! Gabriel ergriff ihn mit zitternder Hand,

legte ihn an sein Herz, in die innere Tasche seines fest zugeknöpften Rockes, und eilte nach dem Bosquet de la Reine, um ihn dort so recht behaglich und in aller Muße lesen zu können. Er ließ sich auf einer Bank, neben einer Hagebuchenhecke nieder, und hier, unter den prachtvollen vom Frühlingshauch bewegten Bäumen, erbrach er in fieberhafter Hast das Couvert, entfaltete das Schreiben und las Folgendes:

Valence d'Agen, den 27. April.

„Bester Freund, ich schreibe Dir vom Café de la Comédie aus, wo ich mit einigen Freunden vortrefflich gespeist habe. Wir haben auf das Wohl der Commune und die Niederlage der Versailler getrunken. Doch das gehört nicht hierher. Denke Dir nur, diese Federfuchser im Kriegsministerium haben mir nicht die Equipirungsgelder auszahlen lassen, auf die ich doch als Lazareth-Unterarzt während der Belagerung Anspruch habe. Es ist ja richtig, ich habe mir keine Uniform angeschafft, nur ein Kepi, für das ich zehn Francs bezahlt habe; aber Equipirungsgelder muß ich doch erhalten. Du bist ja als Büreaubeamter mit allen Kniffen ganz genau vertraut, Dir wird es ein Leichtes sein, durchzusetzen, daß diese offenbare Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werde. Sei so freundlich, Dich damit zu befassen, und schicke mir das Geld so bald als möglich zu.

Mit brüderlichem Gruß

Marius Cazaban."

Nachdem Gabriel diesen Brief gelesen, bemächtigte sich seiner eine tiefe Niedergeschlagenheit und er ging betrübt nach Haus, um mit seiner Mutter zu Mittag zu speisen. Aber dieser Tag brachte ihm noch eine sehr unangenehme Ueberraschung. Als er über die Rue des Reservoirs ging, klopfte ihm Jemand vertraulich auf die Schulter. Er wandte sich um und erkannte Frau Henrys angeblichen Cousin, der noch die Mobilgarden-Uniform trug.

„Wie kommen Sie denn hierher?" sagte der schöne Robert . . „Ach, 's ist ja wahr, Sie sind mit bei der Verwaltung. Ich war nach dem Kriege zu meinen Eltern zurückgekehrt; aber als der Commune-Aufstand ausbrach, stellte ich mich selbstverständlich dem Marschall wieder zur Verfügung."

„Stehen Sie bei dem Heere, welches Paris belagert?" fragte Gabriel, um doch etwas zu sagen.

„Nein, es sollen, wie es scheint, nur die regulären Truppen Verwendung finden, Sie wissen schon, die Gefangenen, die aus Deutschland zurückkommen . . . . Aber ich bleibe trotzdem hier, ich will sehen, wie's enden wird. Und dann ist es ja in Versailles auch ganz hübsch, es sind viele reizende Weiber hier."

Trotz des inneren Widerwillens, den ihm der junge Mann einflößte,

setzte Gabriel die Unterhaltung fort. In der Hoffnung, etwas von Eugenie zu hören, fragte er den Offizier, wie es seiner Cousine ginge.

„Meiner Cousine? — Wie so, meiner Cousine? .... Ach ja, der Josephine ... Frau Henry ... Ja, ja, ich erinnere mich jetzt, sie hat mich für ihren Verwandten ausgegeben. ... Und Sie sind darauf reingefallen? .. Ich hab' wahrhaftig keine Ahnung, wo sie stecken mag. Sie war sehr überspannt, jedenfalls hat sie sich der Commune angeschlossen. ... Uebrigens toll verliebt in mich .... etwas gewöhnlich, aber einen Körper! ... Ich kann's Ihnen ja gestehen, einen Augenblick war ich fast eifersüchtig auf Sie. Das hat aber nicht lange gedauert. Ich hab' doch gleich gesehen, daß Sie wegen der Anderen kamen .... Was haben Sie denn übrigens mit der kleinen Element angefangen, alter Junge?"

Gabriel stand wie auf Nadeln. Empört über die Rohheit, mit welcher der Offizier das Geheimniß seiner Seele entweihte, gab er eine ausweichende Antwort und kehrte ihm unwillig den Rücken.

Das Ende des unseligen Krieges stand nahe bevor, und während die Commune in Paris Schreckensthat auf Schreckensthat häufte, und eine wahnwitzige Ausschreitung nach der anderen beging, näherte sich das Racheheer langsam aber sicher jenem Walle, von dem es gar bald die rothe Fahne herunterreißen sollte. Schon hatte das 38. Linienregiment das Fort d'Issy genommen, die täglich stattfindenden Kämpfe fielen sämmtlich zu Gunsten der Soldaten der Nationalversammlung aus, und fortwährend wurden eroberte Kanonen und Schaaren Gefangener im Triumph eingebracht.

Gerade an dem Tage, an welchem der Sturz der Vendômesäule in Versailles bekannt wurde — jenes entsetzliche Verbrechen an der Majestät des Vaterlandes, begangen angesichts der jubelnden Preußen! — ging Gabriel auf dem Exercierplatz spazieren, als er plötzlich den hellen, durchdringenden Klang von Cavallerietrompeten vernahm und von der Avenue de Saint-Cloud her einen Trupp gefangener Communisten kommen sah, die zwischen zwei Reihen berittener Chasseurs marschirten. Ohne Kopfbedeckung, in schmutzigen Uniformen, mit Staub bedeckt, halb todt vor Ermüdung, zogen ungefähr fünfzig dieser Elenden zwischen den gezogenen Säbeln der Reiter an Gabriel vorüber. Leider muß gesagt werden, daß sie mit zornigem Zuruf empfangen und mit Schmähungen überhäuft wurden, die sich kaum durch die Erbitterung der Menge entschuldigen ließen, von denen sich aber das Menschlichkeitsgefühl mit Abscheu abwenden mußte.

„Die Tressen 'runter!" schrie ein Bürger mit wüthender Stimme, die geballte Faust den Gefangenen entgegenstreckend.

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriel unter den eingebrachten Communisten einen hochgewachsenen Mann mit wettergebräuntem Gesicht und wildem Bart, der von seinen Uniformsärmeln die Hauptmannstressen herunterriß; und es schien ihm, als sähe er jenem Manne ähnlich, den er zweimal in seinem Leben gesehen, den Gatten der Frau, welche er liebte!

Aber bevor er noch diesen Gefangenen näher in's Auge fassen konnte, war der unheimliche Zug schon vorüber und in dem als Gefängniß benutzten Hofe der Reitbahn verschwunden. Von tödtlicher Unruhe gequält, ging Gabriel von dannen. Er stellte sich die Angst der armen Eugenie vor, die in dem aufständischen Paris allein, hilflos, ohne Freunde und Verwandten zurückgeblieben war; und obgleich sich in seinem Herzen ein tiefer Haß gegen ihren Gatten angesammelt hatte, so hätte er doch in diesem Augenblick gewünscht, der Mann, der soeben im Zuge vorübergekommen war, wäre nicht jener Clement gewesen.

Endlich zog das Versailler Heer in Paris ein, und die rasenden Narren der Commune, deren Niederlage jetzt entschieden war, überschwemmten die Stadt mit Petroleum und steckten sie in Brand. Aber als Gabriel in der Nacht vom 24. Mai auf den Höhen von Montretout saß und zu seinen Füßen den glühenden Feuerheerd betrachtete, dessen geröthete Rauchwolken zum dunklen, von Granaten durchzogenen Himmelsraume emporstiegen, da dachte er nicht an die Meisterwerke des Louvre, nicht an die Schätze der Nationalbibliothek, nicht an die Reichthümer der Bank, an keines jener Wunderwerke der Civilisation, die bei dem unermeßlichen, allgemeinen Unglück mit zu Grunde gingen oder in ihrer Existenz bedroht waren, sondern einzig und allein an das Häuschen auf dem Boulevard d'Italie, wo seine Geliebte wohnte; und da die weite Entfernung und das Dunkel der Nacht ein genaues Erkennen unmöglich machten, so suchten seine vor Angst und Schrecken weit geöffneten Augen nur zu unterscheiden ob sich die ungeheure Feuersbrunst nach dieser Seite hin ausdehnte.

Nachdem Gabriel die nöthigen Schritte gethan und verschiedene Gesuche an die Militärbehörden gerichtet, gelang es ihm als einem der Ersten, einen Erlaubnißschein zur Rückkehr nach der noch brennenden Hauptstadt zu erhalten. Es war nur eine kleine Reise, aber sie hätte ihn dreißig bis vierzig Francs gekostet, wenn er selbst die bescheidenste Droschke benutzt hätte. Da er über eine solche Summe nicht verfügte, so mußte er sie schon auf der staubigen Landstraße zu Fuß unternehmen, mitten unter den siegreich in Paris eindringenden Regimentern. Er stieg über die eingestürzte Ringmauer, er kam durch Auteuil, welches in Trümmern lag nach der Stadt selbst, die gleichfalls einen bejammernswerthen Anblick darbot. Die Häuser waren von Rauch geschwärzt, die Mauern von Kugeln und Granatsplittern durchlöchert, auf allen Straßen wimmelte es von Soldaten mit umgehängten Chassepots; aber Gabriel blieb nirgends stehen, ja, er warf nicht einmal einen Blick um sich, sondern taumelte, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung, halb bewußtlos weiter. Er kletterte über die noch blutigen Barrikaden, sein Fuß strauchelte über die in aller Eile wieder in's Straßenpflaster eingefügten Steine, die an den Stellen, wo man die Gefallenen vorläufig bestattet hatte, von Carbolsäure geröthet waren, er lief immerfort geradeaus, mechanisch wie ein von einer fixen Idee Besessener, an

all' diesen Scenen des Grauens und Entsetzens vorüber, und kam endlich so nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Einige Tage vor dem Einzuge der Truppen war Frau Henry ausgezogen, ohne ihre neue Adresse zu hinterlassen.

Um jeden Preis aber wollte er erfahren, was aus Eugenie geworden wäre. Er kannte keine Schüchternheit, keine Vorsicht mehr. Er eilte nach dem Boulevard d'Italie zu jener Thür, über welcher noch immer das Schild mit dem Namen Clements befestigt war. Er sah Niemand im Hofe; Thür und Fenster des Hauses waren geschlossen. Er klingelte. Es heulte kein Hund. Er wartete. Er klingelte wieder. Kein Mensch gab Antwort, das Haus war leer.

Niedergeschmettert durch diesen unerwarteten Schicksalsschlag, zog Gabriel in allen Läden der Nachbarschaft Erkundigungen ein; aber sein hohläugiges Aussehen, sein bestürztes Gesicht machten die Leute mißtrauisch. Sie wollten nicht mit der Sprache herausrücken und thaten zum Theil so, als ob sie gar nicht wüßten, was er meinte. Eine alte Grünzeughändlerin theilte ihm endlich mit, daß Clement zum Hauptmann bei den Communetruppen ernannt, in einem Gefecht vor Paris gefangen genommen worden, und seine Frau vor einigen Tagen zu ihren Verwandten in der Provinz zurückgekehrt sei.

„In welcher Gegend kann das wohl sein?"

„In der Normandie, um Saint-Lô herum."

Mehr wußte die gute Frau nicht. Gabriel leider auch nicht. Niemals hatte Eugenie im Laufe der Unterhaltung den Namen ihres Heimatsdorfes erwähnt. „Ich bin in der Umgegend von Saint-Lô zu Haus," hatte sie einmal zufällig zu ihm gesagt. Das war das Einzige, woran er sich noch erinnerte.

„Sie wird wiederkommen," dachte er, „oder mir schreiben, ich kann sie nicht so verlieren."

Aber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch in seiner Brust, und er hatte die unklare Empfindung, als ob Alles vorüber sei.

XVI.

Er kehrte mit seiner Mutter in die alte Wohnung zurück. Die Wittwe, deren ruhige, geordnete Lebensweise durch die Ereignisse der letzten Tage eine tiefgehende Störung erfahren hatte, fühlte sich ganz glücklich, daß sie ihre alten, liebgewordenen Gewohnheiten wieder aufnehmen durfte, und wunderte sich nur über die fortwährende Traurigkeit ihres Sohnes.

„Kann es wohl anders sein," lautete seine Antwort, „nach all dem Entsetzlichen, was wir erlebt?"

Aber er sagte ihr nicht die Wahrheit. Ihn quälte einzig und allein eine unbezwingliche Sehnsucht nach seiner verlorenen Liebe. Oft suchte er den Boulevard d'Italie und alle jene Orte auf, wo er einst mit seiner

Geliebten gelustwandelt. Der arme Junge war ein Pariser Kind, und soweit er auch zurückdenken mochte, seine Erinnerungen zeigten ihm nichts, als winklige, krumme Straßen und das von hohen Mauern eingeschlossene Gymnasium. Nie hatte er das himmlische Gefühl gekannt, sich auf freiem Lande herumzutummeln, Raum und Horizont vor sich zu sehen. Wenn er an einem sonnigen Frühlingsmorgen einen Spaziergang durch den Luxemburger Park gemacht und sich am Duft des Flieders berauscht hatte, so war für ihn der ganze Zauber der wonnigen Frühlingszeit erschöpft, und die tief düstere Stimmung der herbstlichen Jahreszeit fand er einzig und allein in den röthlich grünen Tinten eines Sonnenuntergangs, den er in der Vorstadt zu bewundern Gelegenheit gehabt. Und so gewährte es ihm auch damals kein reines Glück und keinen ungetrübten Genuß, im Labyrinth der Großstadt umherzuirren und all die Orte aufzusuchen, an die sich die Erinnerungen an seine erste Liebe knüpften.

Glückselig derjenige, dem es in diesen schönsten Augenblicken des Lebens vergönnt ist, auf dem Lande zu wohnen! Ein Mooslager unter Eichen, der Rand eines leis rauschenden Mühlbachs, eine Mulde im Thal, eine Wiese mit Blumen und Schmetterlingen, heitere, liebliche Landschaftsbilder werden die tiefen Eindrücke seiner jungen Liebe bewahren und seiner trauernden Seele zur Erquickung und Beruhigung dienen, wenn ihr Glück einst geflohen ist. Wollte Gabriel dagegen das Bild der Heißgeliebten heraufbeschwören und sein Herzeleid vergessen in der Erinnerung an die köstlichen und doch so schmerzensreichen Stunden, die er an ihrer Seite verlebt, so blieb ihm nichts übrig, als die endlosen Räume der Riesenstadt zu durchwandern, in der er geboren, und über deren Weichbild er nie hinausgekommen war. Wenn seine Bureaustunden vorüber waren, so ging er die ihres Baumschmuckes beraubten, der glühenden Julisonne preisgegebenen Boulevards entlang, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf das noch immer unbewohnte Haus des Boulevard d'Italie und kehrte über den Faubourg Saint-Jacques nach Haus zurück. Sein langsamer Gang, seine gebeugte Haltung legten ein beredtes Zeugniß ab von seiner tiefen, mit jedem Tage zunehmenden Entmuthigung und Niedergeschlagenheit.

Endlich sah er eines Tages an der Thür des Hauses, welches einst die Geliebte bewohnt hatte, einen Zettel hängen und las folgende Worte darauf: W o h n u n g, H o l z h o f und W e r k s t a t t zu v e r m i e t h e n. Die so lang gehegte Hoffnung, er werde Eugenie noch einmal wiedersehen, schwand allmählich aus seiner Brust.

Als er einige Tage nachher mit zerstreutem Blick die Zeitung durchflog, fand er ganz zufällig die Nachricht darin, daß der Föderirten-Capitain Clement zur Deportation nach einer überseeischen Festung verurtheilt worden sei, und nun ahnte er die ganze traurige Wahrheit, daß sich nämlich die junge Frau zu ihren Eltern auf's Land begeben habe, da sie nichts mehr in Paris zurückhielt.

Ein Gerber miethete das Haus auf dem Boulevard, und Gabriels Herz zuckte schmerzlich zusammen, als er über der Thür nicht mehr jenen Namen „Clement", den er doch seiner Zeit so sehr verabscheut hatte, las.

Von jenem Tage an kam keine Thatsache mehr zu seiner Kenntniß, die ihm über das Schicksal seiner Geliebten hätte Aufklärung verschaffen können. Die Zeit übte ihre mildernde Wirkung, und er lernte allmählich entsagen. Aber es dauerte sehr lange, bevor es ihm gelang, selbst bloß der Außenwelt gegenüber seines Schmerzes Herr zu werden, und derselbe blieb darum nicht weniger tief. Cazaban war auch nach Paris zurückgekehrt, um seine medicinischen Studien fortzusetzen, und Gabriel suchte jetzt seine Gesellschaft. Erinnerte sie ihn doch an jene schöne Zeit, wo Eugenie noch in Paris war und er sie jeden Abend sehen durfte!

Der Mann des Südens war radicaler denn je; aber sein Jugendübermuth sollte gar bald ausgetobt haben. Denn sein Vater, ein beliebter Arzt in Valence d'Agen, dessen umfangreiche Praxis er später übernehmen sollte, hatte schon eine äußerst vortheilhafte Partie für ihn in Aussicht, und es ließ sich voraussehen, daß bei zunehmendem Alter das Wohlleben in der Provinz ihn in einen getreuen Anhänger der conservativen Richtung umwandeln würde.

Der schöne Robert, Ex-Lieutenant bei der Mobilgarde, dem Gabriel einige Mal begegnete, gehörte zu den Ersten, für welche das Pariser Argot die sprachliche Neubildung G o m m e u x erfand. Er wohnte regelmäßig den Dienstag-Vorstellungen im Theâtre-Français bei und trat stets in tadelloser Toilette auf, weiße Handschuhe, weiße Cravatte, ein gelbes Bändchen im Knopfloch des Frackes. Er hatte nämlich die Kriegsmedaille erhalten.

An einem herrlichen Sonntagmorgen, der viele Spaziergänger in's Freie gelockt hatte, ging Gabriel zufällig durch den Garten des Palais Royal, als er plötzlich Frau Henry gegenüber stand. Er stieß einen Freudenschrei aus, denn er hoffte bestimmt, von ihr etwas über Eugenie zu erfahren.

Die schlanke Brünette reichte ihm lächelnd die Hand. Sie sah ganz verändert aus, ja, es schien ihm fast, als sei sie schöner geworden. Ihrer eleganten, von Gold und Juwelen strotzenden Toilette entströmte ein starker Parfümgeruch.

„Sie sind ja aus dem Viertel, das Sie früher bewohnt, ganz fortgezogen," sagte Gabriel, das Gespräch anknüpfend. „Das ist doch recht schade! Es war zu gemüthlich in Ihrem ruhigen, stillen Zimmerchen mit der schönen Aussicht auf die Gärten."

Er konnte nicht weiter. Ein wahrer Strom berauschender Erinnerungen drang ihm zu Herzen."

„Ach was!" antwortete Frau Henry, „es wurde mir dort zu langweilig. Eine ganz todte Gegend. Ich bin recht froh, daß ich in Batignolles gemiethet habe. Dort wohnen viel feinere Leute . . . Ach, 's ist

Illustrirte Bibliographie.

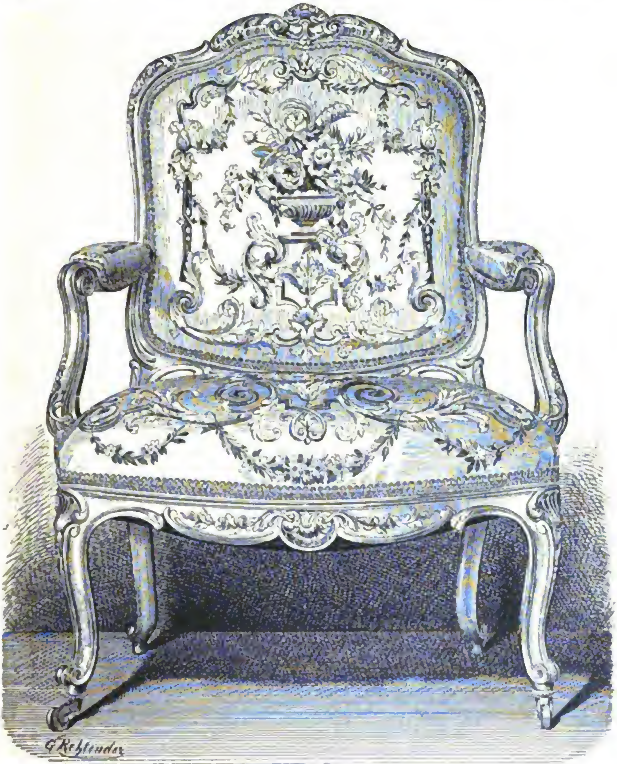
Geschichte der deutschen Kunst. Baukunst, Plastik, Malerei, Kupferstich und Holzschnitt, Kunstgewerbe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.



Hirschvogelkrug aus der Sammlung der K. Porzellanfabrik zu Berlin. Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

Von diesem großartigen, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerke, dessen einzelne Theile von den berufensten Vertretern der betreffenden Wissenschaften bearbeitet werden, liegen uns sechs neue Lieferungen vor. Drei davon bringen den Abschluß der Geschichte des Kunstgewerbes von Jakob v. Falke, und zwar von der ersten Abtheilung „Frühzeit und Mittelalter“ noch den Rest der „gotischen Epoche“, nämlich die Arbeiten in Holz, Leder, textiler Kunst, Thon und Glasmalerei, sodann die ganze zweite Abtheilung „Die Neuzeit“ von der Renaissance bis zum 18. Jahrhundert. Ueber den Werth einer derartigen geschichtlichen Behandlung des gesammten deutschen Kunstgewerbes brauchen wir kein Wort zu verlieren; wir können nur der Freude darüber Ausdruck geben, daß die bewährte Kraft eines Jakob von Falke diese Arbeit übernommen hat, und im Interesse der Sache und der weiteren Verbreitung des ganzen Werkes den Wunsch aussprechen, daß die einzelnen Abtheilungen des Gesammtwerks auch gesondert käuflich werden mögen. Die Geschichte des Kunstgewerbes schließt mit dem 18. Jahrhundert, mit der Wahrnehmung, daß die Kunst im Gewerbe fast in allen Zweigen abstirbt, um im neunzehnten anfänglich völlig zu verschwinden, bis in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das neuerwachte Bedürfniß nach künstlerischer Schönheit eine neue lebendige Bewegung in das Kunsthandwerk gebracht hat, in der wir selbst

vom ersten Abschnitt, der bis zum Ende des 15. Jahrhunderts führt, die Vorstufen und Anfänge und die Kupferstecherei des 15. Jahrhunderts. Kupferstich und Holzschnitt stehen in engster Verbindung mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; erst seitdem



Rokoko Fauteuil aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

sie als Mittel der Illustration gedruckter Texte häufigere Verwendung finden, nehmen sie auch unabhängig von dieser einen höheren Aufschwung. S. 9—11 werden wir mit der ältesten Technik des Kupferstichs bekannt gemacht; dann folgen anonyme Meister und Monogrammisten, der Meister der Spielkarten, der Meister der Liebesgärten u. a. m.; endlich in ausführlicher Behandlung Martin Schongauer und seine Schule. Was der

Geschichte des Kupferstichs und Holzschnittes eine so hohe Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß gerade die bedeutendsten altdeutschen Maler in diesen Techniken eine Reihe



Madonna auf der Mondsichel. Kupferstich niederrheinisch. Sammlung E. Rothschild in Paris.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

ihrer bedeutendsten Geistesproducte niedergelegt haben, zu deren Ausführung in der großen Kunst es ihnen an Gelegenheit und Aufträgen fehlte, und daß daher ihre Leistungen auf diesen Gebieten eine wesentliche Ergänzung des Gesammtbildes ihres künstlerischen

Schaffens überhaupt bilden. Es ist deshalb der Fortsetzung gerade dieser Abtheilung der deutschen Kunstgeschichte mit Spannung entgegenzusehen.

Lieferung 24 und 27 bringen die Fortsetzung von Janitschek's Geschichte der älteren deutschen Malerei und behandeln die Münchener, Wiener, Pusterthaler und schlesische Schule, sodann insbesondere die Thätigkeit Albrecht Dürers und der Hauptträger seiner Richtung (Schäufelin, Sueß, die Behams, Penz). Auch hier verdient der illustrative Schmuck rühmendste Hervorhebung; ich nenne nur Dürers Figur eines stehenden



Christus und Petrus auf dem Meere. München, National-Museum.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

Apostels, Handzeichnung im K. Kupferstichkabinet zu Berlin, als Studie zu der S. 349 abgebildeten „Himmelfahrt Mariä“; die Lichtdruckwiedergabe von Dürers „Allerheiligenbild“, doppelseitig; Martin Schongauers „Madonna im Rosenhag“; M. Wohlgemuths „Kreuzabnahme“; des älteren Lukas Kranach „Madonna mit der Traube“ und „Cruzifixus“ aus der Weimarischen Stadtpfarrkirche; Holbeins „Darmstädter Madonna“; dann im Texte besonders Dürers „Adam und Eva“, „Die Madonna mit der Birne“ in der kaiserlichen Gallerie zu Wien, ein Bild voll reizender Anmuth, und endlich die berühmten vier Apostel aus der alten Pinakothek in München. Auch die ernstheiteren Randzeichnungen







Dürers zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I. sind durch mehrere Proben vertreten, von denen wir eine hier mittheilen. Auf den trefflichen Inhalt dieser Lieferungen näher einzugehen mangelt uns der Raum; es sei deshalb nur auf die treffende Würdigung von Dürers Bedeutung verwiesen, aus der wir folgende Sätze ausheben: „Was Goethe Dürer und den übrigen Deutschen der älteren Zeit zum Vorwurf macht, sie hätten alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Willens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und demselben gewachsen ist, das findet zum mindesten auf Dürers Reisezeit keine Anwendung mehr. Er erhebt sich über sklavische Abhängigkeit von der einzelnen Naturerscheinung, und er bekämpft die Willkür, die hochmüthig die Natur zu meistern suche. Auch Dürer trat mit persönlicher Großheit an die Natur heran, auch er hat die geringere reale Natur zur Höhe seines Geistes emporgehoben; aber die künstlerische Schöpfung des nordischen Künstlers sah dann doch anders aus, als die eines Phidias oder Rafael. Die persönliche Großheit, mit der der nordische Künstler sich an die Natur wandte, war eben, dem Rassenaturell entsprechend, nicht ästhetischer, sondern ethischer Art. Das ist eben das Unermeßliche der Leistung Dürers, daß er die deutsche Kunst frei machte, ohne sie heimatlos zu machen. Von deutschem Boden, nicht aus Hellas oder Italien, ist darum der ästhetische Maßstab für die Künstlergröße Dürers zu holen."

P. W.



Aus Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I. in der Kgl. Bibliothek zu München.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

Bibliographische Notizen.

Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. Berlin, W. Hertz.

Professor Paulsen in Berlin nimmt in den Kämpfen für „klassisch-humanistische" oder „modern-realistische" Jugendbildung eine eigenthümlich vermittelnde Stellung ein. Humanistische Bildung nennt er diejenige, welche die Beschäftigung mit Sprache und Literatur (nicht bloß der altclassischen!), mit Geschichte und Geisteswissenschaften überhaupt zur Grundlage hat; realistische eine solche, die wesentlich auf Mathematik und Naturwissenschaften beruht. Er tritt nun lebhaft dafür ein, daß den höheren allgemeinen Bildungsanstalten in Deutschland der humanistische Charakter bewahrt bleibe, während nach seiner Meinung die realistischen Fächer erst in Fachschulen zum Hauptstück des Unterrichtes werden können. Einen humanistischen Charakter aber haben nach seiner Auffassung nicht nur die alten Gymnasien, die er nicht (nur vorläufig nicht?) verdrängen will, sondern auch, und zwar namentlich seit der Neuordnung von 1882, die Realgymnasien. Als die Wege, auf welchen dieselben dem bezeichnetem Zwecke nachzustreben haben, bezeichnet Paulsen: 1. gründliche Betreibung des deutschen Unterrichtes, der gerade auf dem Realgymnasium die centrale Stellung einnehmen soll, die ihm das alte Gymnasium bisweilen versagt hat, und zwar auch mit angemessener Berücksichtigung der ungemein bildenden und lehrreichen Geschichte der älteren deutschen Sprache und der philosophischen Propädeutik. 2. Betreibung des Französischen (dieses zuerst) und Englischen mit Rücksicht auf den Zusammenhang der europäischen Literaturen. 3. Betreiben des Lateinischen, welches als Sprache des augusteischen Zeitalters und als mittelalterliche Weltsprache eine vertiefte historische Bildung vermitteln könne und solle, während es genüge, die Schätze der griechischen Literatur durch Uebersetzungen zugänglich zu machen. Bei Erfüllung dieser Forderungen verlangt Paulsen für die Abiturienten der Realgymnasien unbeschränkten Zutritt zu den Universitätsstudien.

Die Aufgabe und der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht, eine specielle Kritik dieser mit Klarheit und in maßvoller Sprache vorgetragenen Sätze zu versuchen. Nur das Eine sei angedeutet, daß der Verfasser doch vielleicht zwischen dem Realgymnasium, wie es wirklich ist, und wie es nach seiner Meinung sein sollte, nicht bestimmt genug unterscheidet. Soweit des Referenten Kenntniß reicht, haben z. B. für ein Betreiben des deutschen Unterrichtes in Paulsens Sinne die Realgymnasien meist viel weniger Neigung bewiesen, als die Gymnasien. Vollkommen einverstanden aber kann jeder Freund der Schule damit sein, daß Paulsen nicht für eine neue Umwälzung und schärfere Reglementirung der Lehrpläne, sondern für größere individuelle Freiheit der Lehrenden und der Lernenden eintritt. „Man muß," sagt er S. 71, „wieder Zutrauen zu der menschlichen Natur fassen!"

P.

Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Der Verf. will mit diesem Büchlein den ihm von seinen deutschen Landsleuten gemachten Vorwurf zurückweisen, daß er ein „beschränkter und kopfloser Franzosenfresser" sei. Ob es ihm gelungen, das ist seine Sache, sowie derer, die ihm den Vorwurf gemacht haben. Unsere Sache aber ist es, kurz festzustellen, welchen allgemeinen Werth diese Schrift hat als die „Frucht langjähriger Beobachtungen und eingehender Studien." Wer hinreichend französisch kann, wird sicherlich besser thun, selber diese „Studien" zu machen und die französischen Bücher zu lesen, deren uns der Verf. mehrere namhaft macht, weil er nach ihnen uns seine Mittheilungen unterbreitet. Sollte er auf Grund seiner „Beobachtungen" noch mehr bieten als sie? Dann muß er klar und deutlich sagen, worauf

sich diese „Beobachtungen“ stützen. Andernfalls müssen wir sagen, daß das Wissen, soweit es in Buchform vorliegt, durch seine Abhandlungen nicht erweitert sei.

Im Uebrigen läßt sich behaupten, daß die einzelnen Arbeiten eine gewandte, theilweise glänzende Sprache mit journalistischem Anstrich zeigen. Sie werfen grelle, in die Augen fallende Schlaglichter auf französische Personen und Zustände der Vergangenheit; sie gleichen Meteoren, die für den Augenblick Vergnügen bereiten, aber ohne Dauer sind. Liebhaber leichter historischer Darstellungen und geistreicher Essays werden bei der Lectüre des Büchleins zweifellos auf ihre Kosten kommen. Dr. Wd.

Altes und Neues. Von Fr. Theod. Vischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Robert Vischer hat hier eine Reihe von Aufsätzen seines Vaters zusammengestellt, die, mit Ausnahme der Aphorismen, schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, der erste 1847. Da aber kaum Jemand alle gelesen haben dürfte, so können alle Gebildeten dem Herausgeber dankbar sein. Der Inhalt ist sehr reich; literarische Aufsätze wechseln mit philosophischen, Reisebriefe mit eingehenden Beurtheilungen von Büchern. Belustigend und zugleich belehrend sind die „Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland“, eine Strafpredigt für alle, die diesen Buchstaben schlecht sprechen. rj.

Der Hypnotismus. Von Dr. med. Albert Moll. Berlin, Fischers medic. Buchhandlung.

Der Verfasser giebt in kurzem Umriß einen Ueberblick über den Hypnotismus von seinen Anfängen bis zu seinem heutigen wissenschaftlichen Standpunkte. Die Geschichte des Hypnotismus, die Art des Hypnotisirens, ferner die physiologischen und psychologischen Vorgänge beim Hypnotisirten, schließlich die medicinische und forensische Bedeutung des Hypnotismus werden in einzelnen Capiteln klar und anschaulich besprochen. Wer den Wunsch hat, sich auf diesem Gebiet zu orientiren, dem wird das Buch in jeder Beziehung seine Dienste leisten. Es ist streng objectiv geschrieben, giebt in kurzen Zügen nur das Wesentliche und hat den Vorzug, nicht nur wissenschaftlich begründet, sondern auch allgemein verständlich zu sein. Dr. B.

Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende von Prof. Dr. Carl Reclam. Zu Ende geführt von Dr. med J. Ruff, Leipzig, Winter.

Der Verfasser schildert in ausführlicher und für den Laien leicht verständlicher Weise, wie man bei Krankheitsfällen in der Familie für den Patienten und seine Umgebung, neben der Befolgung der ärztlichen Vorschriften, am besten und rationellsten zu sorgen hat.

Das Büchlein enthält viele praktische, durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Winke und wird bei dem heutigen regen Interesse für Hygiene des Haushaltes gewiß Manchem willkommen sein. Dr. B.

Dr. Johannes Brunner. Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes im 17. Jahrhundert von Dr. med. C. Brunner. Hamburg, Verlagsanstalt.

Eine kurze und interessante Biographie jenes berühmten Arztes, der im 17. Jahrhundert an der Heidelberger Hochschule gelehrt hat. Allen, die sich für die Geschichte der Medicin interessiren, sei das Schriftchen warm empfohlen. Dr. B.

Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit unter deren Einfluß zu treten begehren. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. 2. Aufl. mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Grieben.

Von der Weisheit des Morgenlandes ist in der vorliegenden Schrift Nichts zu finden; es ist eine spiritistische Offenbarung, die ja, wie es scheint, auch ihre Gläubigen gefunden hat, da sie schon die zweite Auflage erlebt. Die Uebersetzung ist, wie hervorgehoben werden soll, augenscheinlich mit Liebe gemacht. Ganze Partieen derselben (S. 21. 22. u. ff.) bewegen sich in jambischem Rythmus; es wird aber wohl nur Wenigen gelingen, den Sinn, der sich unter den schwungvollen Worten verbirgt, zu enträthseln. Referent beneidet sie nicht darum. F.

Zwei Jahre in Abyssinien oder Schilderung der Sitten und des staatlichen und religiösen Lebens der Abyssinier von Pater Timotheus. (Armenische Bibliothek, Heft 8 u. 9.) Leipzig, Friedrich.

Das Buch enthält den Reisebericht eines zur Zeit des Krieges der Engländer

gegen den König Theodor von Abyssinien von dem armenischen Patriarchen zu diesem entsandten Legaten. In naiver Sprache schildert er getreulich die militärischen, politischen und religiösen Verhältnisse des Landes, in welchem er sich zwei Jahre lang aufgehalten hat. In politischer Beziehung stellt er sich durchaus auf Seite der Engländer; doch kommt dies Vorurtheil, da er wesentlich seine eigenen merkwürdigen Erlebnisse berichtet, wenig in Betracht. Das Buch kann jedenfalls als Quellenschrift für die neuere Geschichte des merkwürdigen Landes gelten. F.

Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesellhofen. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Wenn diese Poesien auch keineswegs alle von gleichem Werthe sind und vielen von ihnen in Form und Inhalt noch eine Abklärung und Ausreifung zu wünschen gewesen wäre, so sind sie doch das Zeugniß einer kräftigen Dichternatur und der Ausdruck einer gesunden ethischen Gesinnung. Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, so ganz moderne Stoffe dichterisch gestalten zu wollen; nicht Alles ist poetisch verwerthbar, woran sich der Verfasser gewagt hat, und daher ist eben die Sammlung so ungleich ausgefallen. Sodann ist die ästhetische Grenze im Gebrauche des erlaubten Ausdrucks allzuoft hart gestreift; das mag kräftig sein — schön ist es nicht immer, dagegen klingt es oft banal. Da aber diese Gedichte mannigfaltige und geschickt pointirte Probleme behandeln und dieselben meist mit Gewandtheit und dichterischem Schwunge poetisch gestalten, so werden sie ohne Zweifel viele Freunde finden. Ueberflüssig freilich sind die vielen Druckfehler, die manchmal recht störend wirken. ss.

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel.

Hans Hoffmanns Erzählertalent zeigt sich in dieser Sammlung in seiner vollen Vielseitigkeit. Zwölf Novellen sind in diesem Bande vereinigt, jede einem bestimmten Monate des Jahres nach Stimmung der Gefühle und Farbe der Schilderung entsprechend. So kommt es, daß wir sein humoristische und heiterfreudige Erzählungen wie „Thauwind", „Himmelfahrt", „Sonnenwende" neben ernst resignirten („Spätglück") und düster-schwermüthigen („Meeresstimmen", „Winterfriede", beide einst in „Nord und Süd", Mai 1888, unter dem Titel „Strandgut" vereinigt) stehen sehen. Deshalb dürfte in der That wohl jeder Leser und jede Leserin etwas ihrem Geschmack und ihrer Neigung Zusagendes in diesem Buche finden. Nur die unheimliche Novelle „Irrlicht" eröffnet so grauenhafte Blicke in die Nachtseiten des Menschendaseins, daß wir dieselbe, so meisterhaft sie auch in ihrer Art geschrieben ist, von dieser Sammlung lieber ausgeschlossen gesehen hätten. O.

Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. Von Karl Jänicke. Berlin W., Rosenbaum und Hart.

An die unseren Lesern bereits aus dem vorjährigen Juniheft bekannte Novelle hat der Verfasser noch drei andere Früchte seines reichen und vielseitigen Talentes angereiht: „Eine Beichte", „Im Waffenstillstand", „Der melancholische Sünder." Unter den Vorzügen derselben heben wir besonders die psychologische Vertiefung in das Wesen merkwürdiger Charaktere hervor. Der zwischen zwei Extremen seltsam schwankende Held der letzten Novelle könnte als Seitenstück zu dem originellen „Doctor Jekyll" des Engländers Stevenson betrachtet werden, auf den wir im Märzheft aufmerksam machten. Meist hat Karl Jänicke seinen Erzählungen noch besonderen Reiz dadurch gegeben, daß er sie den Mittelpunkt der geselligen Unterhaltung eines bestimmten Kreises von Personen bilden läßt; auf diese Weise wird der Contrast der beiden unter Nr. 3 vereinigten Lebensbilder besonders deutlich. Die neueren Novellisten geben sich sonst gewöhnlich nicht mehr die Mühe, die eine solche, aus Goethes und Tiecks Zeiten her wohlbekannte, anmuthige Umrahmung kleinerer Erzählungen erfordert. Doch giebt es hoffentlich noch viele Leser, welche dieselbe zu würdigen wissen. O.

Frau Tannhäuser. Novellen von H. Dohm. Breslau, S. Schottlaender.

Die erste Novelle, welche der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, wird den älteren Lesern von „Nord und Süd" noch in angenehmer Erinnerung sein; die dritte „Ob Schein, ob Wesen?" bildete eine Zierde unseres letzten Aprilheftes. Ebenso wie diese Novellen haben auch die zwei neu hinzugekommenen („Sterben im Leben" und „Marie") mehr oder weniger enge Berührung mit der Frage, ob die Stellung der Frauen innerhalb der Fa-

milie und der modernen Gesellschaft eine reformbedürftige sei. Den bei vorurtheilsfreier Erwägung dieser Frage sich ergebenden Problemen schaut Hedwig Dohm mit einem sittlichen Ernste, der vor keiner Consequenz zurückschrickt, in's Auge; der Ernst ihrer Gesinnung wie die Klarheit ihrer Darstellung erinnert vielfach an Fanny Lewald, deren Streben Gottschall neulich in unserem Julihefte so lichtvoll geschildert hat. Nirgends aber drängt sich bei Hedwig Dohm die Tendenz unkünstlerisch hervor; vielmehr ist jede ihrer Novellen auch poetisch fein entworfen und in knapper Darstellung, in einer oft wahrhaft klassischen Sprache ausgeführt. Mit besonderer Liebe ist das Leiden und Ringen verschiedenartiger Frauennaturen dargestellt; die männlichen (eigentlich recht unmännlichen!) Charaktere dagegen sind zum Theil stark in's Graue oder Gräuliche hinein gemalt. Namentlich gilt dies von dem Helden der vierten Novelle („Marie"), bei dem noch außerdem eine recht unpassende Vergleichung mit Goethe einigemal angedeutet wird. Wenn also auch Manches in diesem Buche Bedenken oder Widerspruch erregt, so ist es doch ohne Frage gehaltvoller als manche Reihen von Bänden der neueren Romanliteratur. Es ist nicht eine Erscheinung von nur momentanem Interesse, sondern muß vielmehr als ein Werk von hohem und dauerndem Werthe in der Literatur unserer Zeit bezeichnet werden. O.

Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm, herausgegeben von Arnold von der Passer.

Hermann von Gilm, sein Leben und seine Dichtungen von Arnold v. d. Passer. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die Dichtungen des trefflichen Tyroler Sängers, seit dessen Hinscheiden bereits ein Vierteljahrhundert verstrichen ist, und den die von Arnold von der Passer veranstaltete Ausgabe und Lebensbeschreibung einer unverdienten Vergessenheit entreißt, zerfallen der Hauptsache nach in zwei Gruppen, in politische und erotische. Es wäre schwer zu entscheiden, auf welcher Seite der Schwerpunkt von Gilms Begabung liegt. Der machtvolle Ingrimm des gegen alle Finsterlinge muthvoll und rücksichtslos kämpfenden Ritters vom Geiste, wie er uns z. B. in den „Jesuitenliedern" entgegentritt, reißt uns ebenso unwiderstehlich fort, wie die süße Melancholie seiner Liebesdichtung, die schwungvollen Rhythmen der Monatsgedichte (Theodolinde) sich uns in Herz und Ohr schmeicheln. Die Gluth der Empfindung, das machtvolle Pathos, über das der Dichter gebietet, lassen einzelne formelle Mängel als unwesentlich übersehen. Manches in reinster lyrischer Stimmung aufgehende Lied fordert geradezu zu musikalischer Interpretation heraus, wie solche z. B. dem volksthümlich gewordenen „Allerseelen" („Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden") bereits zu Theil geworden ist. ow.

Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schifkorn. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Die Zustände in Ungarn um die Zeit des letzten französischen Krieges, im Besonderen die Gegensätze vom Magyarenthum und Deutschthum, bilden die Grundlage, auf welcher die eigentliche Fabel des oben erwähnten Romans sich aufbaut. Ein kleiner Stamm niedersächsischer Ansiedler lebt in Mitten des großen Magyarenvolkes, gehaßt und unterdrückt von den Mächtigen. Als edler Vertreter deutschen Stammes tritt ein Mann hervor, den der Verfasser mit allen Vorzügen des Germanenthums ausgestattet hat, sowohl in der äußeren, kraftvollen Erscheinung, als auch in Charakter und Gesinnungen. Er weiß, daß er nie die Liebe der Ungarn erringen kann, wohl aber ihre Achtung, und er handelt demgemäß. Während er aber so auf eigenes Lebensglück verzichtet und seine Thatkraft nur Anderen widmet, erntet er doch nur Undank und Mißtrauen. Ihm gegenüber steht Bela, der wilde, stolze Magyarenjüngling, von hoher geistiger Begabung, in dem aber unter dem verderblichen Einflusse seines Oheims böse Leidenschaften die Oberherrschaft gewinnen. Erst als Bela die ganze Niedrigkeit seines Verwandten erkennt, steht er wider Willen bezwungen, beschämt vor der Größe des deutschen Mannes da. In diesen beiden Gestalten sind die Hauptgegensätze ihrer sich feindlich gegenüber stehenden Nationalitäten vertreten.

Ob dieser Haß der verschiedenen Racen je schwinden wird? Ob der Magyar je aufhören wird, im deutschen Manne seinen Feind zu sehen? Erst die Zukunft kann es uns lehren. Der Verfasser glaubt, daß die Bedrücker, wenn auch vielleicht erst zu spät, zur Erkenntniß kommen werden und daß das Machtgebäude einst zusammenbrechen wird und muß. Denn „nicht auf das Wohl des Landmannes und Bürgers ist es gebaut, sondern auf den Vortheil der oberen Zehntausend; nicht durch die Bande der

Liebe freier Staatsbürger wird es gehalten, sondern durch die eisernen Klammern nationalen Hasses und nationaler Herrschsucht." mz.

Fanny Förster. Roman von Ida Boy=Ed. Stuttgart, Deutsche Verlags=Anstalt.

Herzenskämpfe in allen Formen bilden den Inhalt dieses Romans, so daß der Leser fast in Verlegenheit geräth, auf welche der kämpfenden Frauen er sein Interesse concentriren soll: ob auf die sich unverstanden glaubende junge Gattin, die erst dann zum Bewußtsein ihrer schiefen Lage gelangt, als sich ihr der Tröster naht; oder auf die gereifte Frau, die als Wittwe und Großgrundbesitzerin sich einen so segensreichen Wirkungskreis geschaffen hat, daß in ihr harmonisches Dasein die Liebe als ein Störenfried tritt. Es ist aber auch eine ungesunde Liebe zu einem leichtlebigen jungen Manne, dem Liebesgetändel Lebensbedürfniß ist, der mit dem Leichtsinn der Jugend Liebesschwüre mit zwei Frauen auf einmal tauscht und selbst nicht recht weiß, mit welcher von beiden er es ehrlich meint. Die Verfasserin bemüht sich um das tiefere Interesse des Lesers durch Vorführung seelischer Conflicte; aber wir können ihr bei der Auffassung und Durchführung derselben nicht immer beistimmen. Wir finden es z. B. höchst sonderbar, daß sie die beiden Geschlechter wie zwei feindliche Parteien „bis an die Zähne bewaffnet" gegen einander kämpfend darstellt. „Einerlei ob das Weib klüger, besser, nützlicher, richtiger auf ihrem Platze ist, als der Alltagsmann, dem sie unterliegt — sie unterliegt bloß weil sie Weib ist, er siegt bloß weil er Mann ist!" Was auf solcher Voraussetzung sich aufbaut, das muß hinfällig sein. Wenn Sieg und Niederlage schon von vornherein vom Schicksal vorgezeichnet sind, wozu dann der nutzlose Kampf gegen ein unabänderliches Loos? mz.

Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff. Köln, Albert Ahn.

Eine langathmige Erzählung im Stile der endlich doch abgethanen Butzenscheibenpoesie. Das ganze Repertoire derselben ist noch ein Mal aufgewärmt worden, die alten abgebrauchten Motive, die uralten Situationen, die formelhaften Redensarten! Die Charakteristik ist recht schwach, nicht einmal für den Haupthelden vermag der Dichter uns recht zu erwärmen. Es fehlt das dichterische Feuer und der Schwung; der hie und da versuchte Humor ist mäßig und wirkungslos. ss.

Sverre der Priester. Norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Ein romantischer, ja märchenhafter Zug geht durch diese uns thaufrisch anmuthende Erzählung des dänischen Autors, der sich mit zwei trefflichen Familiengemälden vortheilhaft auch bei uns eingeführt hat. Die schlichte und dabei doch fesselnde Darstellung bleibt freilich stellenweise etwas an der Oberfläche der Dinge haften, so daß man mitunter den Eindruck einer Lectüre für die reifere Jugend erhält. Weniger Breite und mehr Tiefe wäre zu empfehlen. ow.

Im Banne der Liebe. Von Sara Hutzler. Berlin, J. H. Schorer.

Die Verfasserin behandelt in dem uns vorliegenden Roman einen hochtragischen Conflict. In der psychologischen Motivirung bleibt sie uns Manches schuldig; sie hat zwar den Muth, die Urheberin der unglückseligen Verhältnisse ihre Schuld mit dem Tode büßen zu lassen, aber für die beiden anderen Betheiligten bleiben die erschütternden Erfahrungen eine Episode ohne Einfluß auf den Ausgang der Handlung. Ein befriedigender Schluß gehört nun zwar zu den Eigenschaften, die ein großer Theil des romanlesenden Publicums in der ihm zusagenden Lectüre zu finden wünscht; wer aber gesonnen ist, solche Concessionen zu machen, der sollte nicht den Anlauf zu einer Tragödie nehmen, um endlich den Schluß eines Lustspieles herbei zu führen!

In der Führung der Handlung bemerken wir eine sprunghafte Hast, welche das genußreiche Behagen des Lesers beeinträchtigt. Die Ereignisse wachsen nicht in logischer Entwickelung aus den Thatsachen heraus, sondern sie werden willkürlich von der Verfasserin herbeigeführt. Besser gerathen ihr die Schilderungen der Charaktere. Nur derjenige der komischen Alten scheint uns verzeichnet; der polternde Ton, hinter dem sich das weichste Herz verbergen soll, ist der Verfasserin nicht recht gelungen.

Ein Talent, wie dasjenige Sara Hutzlers muß es sich gefallen lassen, mit höher gestellten kritischen Ansprüchen beurtheilt zu werden, als das Durchschnittsmaß ihrer schriftstellernden Colleginnen, die sie weit überragt. mz.

Balladen und Briefe von Karl Streibel. Dresden, Pierson's Verlag.

Wahrscheinlich ist dies Bändchen auf des Herrn Verfassers Kosten hergestellt worden, um seiner Dichtereitelkeit zu fröhnen; denn schwerlich wird ein Verleger, der uns durch manche schöne Perle deutscher Poesie erfreut hat, an diesen Versen solchen Gefallen gefunden haben, daß er diese Dichtungen weiteren Kreisen nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Gleich das erste Gedicht „Für die Mutter" ist ein Muster von Geschmacklosigkeit und zeugt von der ganz geringen Begabung des Dichters. Verse wie:

Und Du findest doch die Wege?
Immer Du die Straße eilst,
Bis Du an der Ecke weilst
Von der Kirche über schräge —

sind doch wohl keine Poesie.

Etwas besser beherrscht Karl Streibel den Hexameter, obwohl auch hier mehrfache Unebenheiten vorkommen und von einem Talent keinesfalls die Rede sein kann.

ps.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, C., Weil ma' in d' Welt taug'n'. Gedichte in oberösterr. Mundart. Hamburg, Verlagsanstalt.
Bogler, Ph., Verbrauchte Waffen. Roman. 2. Aufl. — Die Macht der Feder. 2. Aufl. Danzig, C. Hinstorff.
Crépieux-Jamin, J., Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Herausg. von H. Krauss. Berlin, J. H. Schorer.
Farina, S., Mein Sohn. Autoris. Uebers. a. d Italien. von Dohm und Hoffmann. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V, 21. 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Fischer, K., Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Trier, H. Stephanus.
Fischer, O., Salve Regina. Novelle. Danzig, C. Hinstorff
Gréville, H., Josias Tochter. Aus. d. Französ. von E Becher. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. V., 23) Stuttgart, J. Engelhorn.
Held, Fr. Ein Fest aus der Bastille. Schauspiel in 2 Acten. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Herbst, W., Hilfsbuch für die Deutsche Literaturgeschichte. 5. Auflage, herausgeg. von Dr. H. Zurborg. [Auf engem Raume vieles Gute und Treffliche. Gründlicher und zuverlässiger als viele anderen Leitfäden der Literaturgeschichte!]
Helms, P. G., In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder. Kiel, Haeseler.
Hinrichsen, A., Das literarische Deutschland. Mit Einleitung von C. Beyer. Berlin und Rostock, Albumstiftung (C. Hinstorff.)
Ibsen, H., Comödie der Liebe. Comödie in 3 Acten. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer.
Illustrirte Geschichte Deutschlands. Lief. 47—53. Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut.
Kinder-Gartenlaube, Band VII. No. 6—12. Nürnberg.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. Heft 2—4. Dresden, Höckner.
Laverrenz, V., Wir von der Kavallerie! Heitere und ernste Bilder a. d. Ulanenleben. Berlin, R. Ecksteins Nchf.
Lingen, C., Myosotis. Dichtung. Nürnberg, Friedrich Korn.
Lie, J., Der Lotse und sein Weib. Uebers. von M. Herzfeld. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V, 24.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Locella, G., Zur deutschen Dante-Literatur. Leipzig, B. G. Teubner.
Mohr, J. J. Neu Gesammeltes. Frankfurt a/M., Mahlau und Waldschmidt.
Münchener Stadt-Zeitung. Pionier für die grossstädtische Entwickelung Münchens. [Dieses gutgeleitete Blatt schenkt u. a. der Frauenfrage besondere Aufmerksamkeit.]
Meerheimb, R. v., Vom Kickelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. Drei Prologe zum Wettiner Fest. Dresden, Fr. Oehlmann.
Meinhardt, A., Weshalb? Neue Novellen. Braunschweig, Georg Westermann.
Neue literarische Volkshefte. No. 3: Die socialen Kämpfe im Spiegel der Poesie. Berlin, R. Eckstein Nachf.
Pogoski, A., Russische Teufelsgeschichten. Uebers. von Ida Brendel. Neubrandenburg, Brünslow.
Polybiblion. Revue bibliographique universelle Juillet 1889. Paris, 2 et. 5 rue St. Simon.
Rafael, L., Gedichte. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
Revue de l' enseignement des langues vivantes. Directeur-gérant A. Wolfromm, professeur, 9 rue Casimir Périer, Havre.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von Greil und Schmidhammer. Lief. 49—56. Wien, A. Hartleben.
Schlossberger, A. v., Politische und militärische Correspondenz König Friedrichs von Württemberg mit Napoleon I. (1805—1813). Stuttgart, W. Kohlhammer.
Schweizerische-Portraitgallerie. Heft 10. Zürich, Orell Füssli & Co.
Seydel, R., Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. Gegen Kant und F. A. Lange. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Tausend und eine Nacht. Mit Illustrationen Liefg. 21—25. Stuttgart, Rieger.
Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von Greinz und Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Treuenfels, E., Fata Morgana. Hamburg, Verlagsanstalt.
Vacaresco, H., Der Rhapsode der Dimbovitza. In's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, E. Strauss
Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. XVI, No. 6. Berlin, D. Reimer.
Welzhofer, H. Geschichte des Griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. Gotha, Fr. A. Perthes.
Wichert, R. v., Die ewigen Räthsel. Populärphilosoph. Vorträge. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Witte, I. H., Sinnen und Denken. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Wolf, Th. L., Walthari und Gertrudis. Plauen, F. E. Neupert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Einundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Julius Grosse Giuseppe Verdi und Ludwig Pfau.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 51. Bandes.

October. — November. — December.
1889.

Zu unserem hunderteinundfünfzigsten Hefte.

Als das **hundertste** Heft unserer Monatsschrift seinen Weg antrat, da hat eine große Zahl unserer Mitarbeiter ihm „warmen Antheil gern verkündet" durch Beisteuer von größeren und kleineren Aufsätzen, Sprüchen in Versen und Prosa, mannigfaltigen Proben der künstlerischen und literarischen Eigenart; und viele unter ihnen gaben der Zeitschrift damals ihre freundlichen Anerkennungen, Ermuthigungen, Wünsche, Mahnungen mit auf die fernere Laufbahn.

Wenn wir nun jetzt, in dem Monate, wo ein halbes Hundert von Bänden, wo dreimal fünfzig unserer Monatshefte dem deutschen Publikum zugegangen sind, auch nicht in gleicher Weise den ganzen Kreis unserer verehrten Mitarbeiter, von dessen fernerer Erweiterung das reichhaltige Gesammtregister an der Spitze dieses Heftes Kunde giebt, um ihre active Mitwirkung angesprochen haben, so scheint es doch diesem im Leben einer Zeitschrift bedeutungsvollen Momente angemessen jetzt im Rückblick auf den Inhalt der stattlichen fünfzig Bände unseren alten und unseren neu hinzutretenden Lesern in schlichten Worten zu sagen, was wir mit Hülfe dieser unserer Mitarbeiter auf den verschiedenen Gebieten der schriftstellerischen Thätigkeit in „Nord und Süd" gewollt und erstrebt haben, was wir zum Theile wenigstens geleistet und erreicht zu haben glauben, was wir für die Folgezeit ferner zu leisten hoffen und wünschen.

Die **Novelle** mit ihren Genossinnen: Erzählung, Charakterbild, Skizze ist ein Lieblingskind der modernen Dichtkunst in Deutschland geworden — sie hat auch bei uns in besonders hervorragendem Maße Pflege gefunden. Vielleicht dürfen wir sagen, daß unsere Zeitschrift an dem Aufschwunge dieser in unserem Zeitalter besonders reich und mannigfach entfalteten Art der erzählenden Dichtung ihren Antheil und einiges Verdienst in Anspruch nehmen darf.

Sehr verschiedene Richtungen freilich, sehr verschiedene Schauplätze und Lebenskreise, sehr verschiedene Stilarten sind in den Prosaerzählungen vertreten, denen wir mit Freuden in „Nord und Süd" Aufnahme gewährten, die wir zum Theil durch unsere directen und nicht immer bescheidenen Bitten den verehrten Freunden und Freundinnen unseres Blattes abgewonnen haben. Da folgt auf eine „Berliner Novelle" ein Lebensbild aus Süddeutschland oder den Ländern des halbslawischen Südostens; da stehen neben Erzählungen mit reich gegliederter, massig fortschreitender Handlung andere, in denen die psychologische Erfassung merkwürdiger Charaktere den Hauptreiz für den Autor ausmachte und für unsere Leser ausmachen muß; da wird die in Novellenform künstlerisch

geschrieben waren. Wir haben weder im Ganzen noch auf einzelnen Gebieten eine systematisch abgeschlossene äußere Vollständigkeit erstrebt; wir haben — bisweilen mit Ueberwindung — darauf verzichtet, regelmäßige Berichte über die Fortschritte auf einzelnen Feldern der Wissenschaft oder über das literarische, wissenschaftliche, künstlerische Leben bestimmter Länder, Völker oder Großstädte zu bringen — eben weil wir uns und unsere Leser nicht an die Fessel binden wollten, welche die stete Rücksicht auf eine solche Vollständigkeit und Regelmäßigkeit erfordert haben würde. Aber bei aller Freiheit der Auswahl auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, Strebens und Könnens, die wir uns gestatteten, bei allem Freimuthe der Meinungsäußerung, den wir von unseren Mitarbeitern erwarteten, wird wohl Jeder, der eine längere Reihe unserer Hefte überblickt, finden, daß kaum irgend ein Gebiet des geistigen Lebens unberücksichtigt geblieben ist, und daß auch kein einzelnes Heft das Streben nach Mannigfaltigkeit und anregendem Interesse vermissen läßt.

Alte, neue und neueste Geschichte, mit Einschluß der Cultur- und der Literaturgeschichte ist in Einzeldarstellungen reichlich berücksichtigt worden. Der modernen Entwickelung der Baukunst und Plastik, der Malerei und Musik sind wir mit Theilnahme gefolgt; interessante Fragen aus der Sprachwissenschaft und der Philosophie, aus der Rechtskunde, der Volkswirthschaftslehre und der Völkerpsychologie sind unseren Lesern von berufenen Fachmännern und Schriftstellern nahe gebracht worden. Auf lebendige, von deutschen Reisenden aus eigener Anschauung geschöpfte Darstellungen des Lebens fremder Völker und Länder hat unsere Zeitschrift stets besonderen Werth gelegt. Gern hätten wir häufiger naturwissenschaftliche Essays gebracht, wenn es nicht gerade auf diesem Gebiete so schwer fiele, Autoren zu gewinnen, die mit voller Sachkunde die Fähigkeit und die Lust zu klar verständlicher, in gutem Sinne populärer Darstellung verbinden.

Es ist für eine Monatsschrift wegen der längeren Frist, in der die einzelnen Hefte hergestellt und vorbereitet werden müssen, nicht leicht, Erörterungen solcher Fragen zu bringen, die gerade in dem bestimmten Moment des Erscheinens der Zeitschrift von besonderem „actuellem" Interesse sind. Wenn wir auch in dieser Beziehung mit der Tagespresse nicht Schritt halten können oder wollen, und wenn wir auch die Erörterung rein politischer und kirchlich-religiöser Fragen grundsätzlich ausschlossen, so war es uns doch häufig möglich, einzelne das besondere Interesse gerade unserer Zeit und unseres Vaterlandes in Anspruch nehmende Artikel über bedeutungsvolle Ereignisse der Zeitgeschichte, über Bildungsfragen, über künstlerische, literarische, juristische Reformen, über Jubiläen und Festversammlungen rechtzeitig aus sachkundiger Feder zu erhalten und zum Abdruck zu bringen.

In den **Bildnissen** hervorragender Zeitgenossen, welche regelmäßig die einzelnen Hefte von „Nord und Süd" schmücken — eine eigenthümliche Einrichtung unserer Monatsschrift — suchten wir stets durch scharfe Auffassung der Individualität und künstlerische Ausführung ein wirklich treues Bild der Persönlichkeit zu geben und dasselbe zugleich durch biographische Darstellungen von berufensten und geschicktesten Händen zu ergänzen. Bei Schriftstellern war es uns oft vergönnt, dem Bildniß und der Charakteristik auch noch eigene literarische Gaben des Gefeierten beizufügen, so daß „Nord und Süd" noch in den Augen einer fernen Zukunft zugleich als Portraitgallerie und als Sprechsaal für eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten unserer Zeit erscheinen dürfte.

Literarische Kritik ist in deutschen Zeitschriften zu allen Zeiten geübt worden;

Gesammt-Register.

über

die ersten 150 Hefte (50 Bände) der deutschen Monatsschrift

„Nord und Süd“.

Porträts aus „Nord und Süd“.

Andreas Achenbach, Heft 45.
L. Anzengruber. Heft 5.
Berthold Auerbach, Heft 14.
Emile Augier, Heft 25.
Adolf Bastian, Heft 149.
Eduard von Bauernfeld, Heft 143.
Rudolf Baumbach, Heft 74.
Reinhold Begas, Heft 30.
Karl Biedermann, Heft 86.
Theodor Billroth. Heft 141.
Fürst Bismarck, Heft 34.
Jung-Bismarck, Heft 97.*
Arnold Böcklin. Heft 12.
Friedrich Bodenstedt, Heft 117.
Emil du Bois-Reymond, Heft 17.**
Paul Börner, Heft 104.
Johannes Brahms, Heft 62.
Georg Brandes, Heft 113.
Karl Braun-Wiesbaden, Heft 67.
Bret Harte, Heft 44.
Hans von Bülow, Heft 133.
Wilhelm Busch, Heft 11.
Moritz Carrière, Heft 9.
Ernst Curtius. Heft 106.
Felix Dahn, Heft 51.
Alphons Daudet, Heft 131.
Franz von Defregger, Heft 107.
Franz von Dingelstedt, Heft 36.
Ernst Dohm, Heft 31.
J. J. J. von Doellinger, Heft 32.
Alexander Dumas fils, Heft 28.
Georg Ebers, Heft 10.
José Echegaray, Heft 120.
Jacob von Falke, Heft 92.
Kuno Fischer, Heft 41.
Arthur Fitger, Heft 105.
Theodor Fontane, Heft 39.
Robert Franz, Heft 112.
Karl Frenzel, Heft 142.
Theodor von Frerichs, Heft 84.
Gustav Freytag, Heft 29.
Lorenz Gedon, Heft 88.
Emanuel Geibel, Heft 3.
Wilhelm von Giesebrecht, Heft 71
Rudolf Gneist, Heft 95.
Charles Gounod, Heft 102.
Rudolf von Gottschall, Heft 94.
Ferd. Gregorovius, Heft 69.
Jules Grévy, Heft 108.
Klaus Groth, Heft 59.
Karl Gutzkow, Heft 18.
Ernst Haeckel, Heft 110.
Robert Hamerling, Heft 94.
Eduard Hanslick, Heft 22.
Eduard von Hartmann, Heft 52,
Hermann Heiberg, Heft 136.
Hermann von Helmholtz, Heft 56.
Hermann Hettner, Heft 57.
Paul Heyse, Heft 7.
Ferdinand Hiller, Heft 54.
Hans Hoffmann, Heft 144.
Karl von Holtei, Heft 35.
Franz von Holtzendorff. Heft 47.
Hans Hopfen, Heft 23,
Johannes Huber, Heft 27.
Victor Hugo, Heft 4.
Henri Ibsen, Heft 80.
Wilhelm Jensen, Heft 24.
Rudolf von Ihering, Heft 87.
Joseph Joachim, Heft 83.
Moritz Jokai, Heft 81.
Wilhelm Jordan, Heft 65.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar, Heft 121.
Gottfried Keller, Heft 60.
Ludwig Knaus, Heft 40.
Alfred Krupp, Heft 145.
Adolph L'Arronge, Heft 55.
Eduard Lasker, Heft 85.
Heinrich Laube, Heft 15.
Moriz Lazarus, Heft 48.
Franz Lenbach, Heft 132.
Leo XIII, Heft 115.
Ferdinand von Lesseps, Heft 99.
Karl Friedrich Lessing, Heft 42.
Fanny Lewald, Heft 148.
Paul Lindau, Heft 100.
Hermann Lingg, Heft 124.
Franz Liszt, Heft 6.
Hieronymus Lorm 116.
Rudolf Hermann Lotze, Heft 63.
Wilhelm Lübke, Heft 8.
Gabriel Max, Heft 72.
Alfred Meißner, Heft 38.
Adolf Menzel, Heft 33.
C. F. Meyer, Heft 130.
Paul Meyerheim, Heft 50.
Feldmarschall von Moltke, Heft 46.
G. v. Moser, Heft 118.
Max Müller, Heft 19
Albert Niemann, Heft 122.
Max von Pettenkofer, Heft 82.
Ludwig Pietsch, Heft 137.
Gustav von Putlitz, Heft 90.
Leopold von Ranke, Heft 13.†
Ernst Renan, Heft 135.
W. H. Riehl, Heft 1.
Otto Roquette, Heft 73.
P. K. Rosegger, Heft 103.
Wilhelm Roscher, Heft 66.
Anton Rubinstein. Heft 26.
Kronprinz Rudolf, Heft 146.
Daniel Sanders, Heft 134.
Victorien Sardou, Heft 123.
Adolf Friedrich Graf v. Schack, H. 59.
Fritz Schaper, Heft 147.
Joseph Victor von Scheffel, Heft 16.
Johannes Scherr, Heft 76.
Heinrich Schliemann, Heft 109.
Levin Schücking, Heft 79.
Klara Schumann, Heft 128.
Carl Schurz, Heft 93.
Eduard Simson, Heft 111.
Adolf Sonnenthal, Heft 101.
Friedrich Spielhagen, Heft 43.
Ludwig Steub, Heft 78.
Julius Stockhausen, Heft 119.
Theodor Storm, Heft 140.
Johann Strauß, Heft 96.
Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), Heft 58.
Leo Graf Tolstoi, Heft 125.
Iwan Turgenjew, Heft 20.
Jules Verne, 114.
Rudolf Virchow, Heft 61.
Carl Vogt, Heft 98.
Richard von Volkmann, Heft 139.
Richard Voß, Heft 127.
Richard Wagner, Heft 21.
Josef Weilen, Heft 138.
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin, Heft 75.
Anton von Werner, Heft 53.
Ernst Wichert, Heft 77.
Adolf Wilbrandt, Heft 2.††
Ernst von Wildenbruch, Heft 91.
Kaiser Wilhelm, Heft 49.
Julius Wolff, Heft 68.
Charlotte Wolter, Heft 126.
Wilhelm Wundt, Heft 129.
Emile Zola, Heft 37.

*) Nach einer im Familienbesitz befindlichen Zeichnung aus dem Jahre 1834.
**) Nach der Originalzeichnung von Adolf Menzel in Photogravüre von Goupil u. Co. in Paris.
†) Nach dem Oelgemälde von Julius Schrader.
††) Nach dem Gemälde von Franz Lenbach.

Sämmtliche Portraits sind in zwei Ausgaben vorräthig:

a) Große Ausgabe (extrafein auf Chinois-Papier, Format 38/49 Cm.
b) Kleine Ausgabe (Format und Ausstattung wie in „Nord und Süd.“)

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd“, sowie die Portraits sind — soweit der Vorrath reicht — das Heft zum Preise *M.* 2.00, das Portrait zum Preise von *M.* 1.50 für die große, *M.* 1.00 für die kleinere Ausgabe durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung S. Schottlaender in Breslau, Siebenhufenerstr. 2/5, zu beziehen.

Band 51. — Heft 151.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

October 18..

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Julius Grosse.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

139-140



Julius Wolff

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LI. Band. — October 1889. — Heft 151.

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Grosse.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Lovro.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Im Schloßhof stand der Kutschierwagen angespannt. Der lange Mauric machte sich noch mit den Pferden zu schaffen. Er befühlte Riemen und Zügel, zog die Trense fester, klopfte begütigend dem Handgaul den schlanken Kopf und schaute dazwischen unruhig zu den Fenstern hinauf. Es war ein schwüler Septembernachmittag. Auf dem Hofe ruhte die Arbeit, kein Knecht und keine Magd ließ sich blicken, Alles still. — Ein blonder Knabe kam aus dem Hause herbeigelaufen, das Kind des Deutschen, welcher das Schlößchen hier bewohnte, seitdem er drunten im Savethal, in den Fabriken der krainerischen Industriegesellschaft als Director angestellt war. Der Kleine hatte sein Slovenisch mit dem Sprechen zugleich erlernt und war gut Freund mit allen Leuten. Er sprang auf den Mauric zu, erwartend der alte Stallknecht werde ihn wie sonst auf's Pferd heben und mit ihm spielen. Der aber stand, den Kopf vorgebeugt, mit gespreizten Beinen, in horchender Stellung und beachtete ihn gar nicht. Das Kindergesichtchen verzog sich zum Weinen. Enttäuscht machte er Kehrt und kletterte mit seinen kurzen, runden Beinchen die Stufen wieder hinauf, seiner Tante entgegen, die ihm gefolgt war. Das Fräulein Anna führte ihrem Bruder den Haushalt seit des Knaben Mutter gestorben. In den wenigen Monaten hatte sie noch nicht Zeit gehabt, die Landessprache zu erlernen. Sie ging auf den Mauric zu, wie Hülfe begehrend, und stand und drückte ihre Hände rathlos ineinander.

Aber zwei gute und ehrliche Menschen, die des gleichen Sinnes sind, sollten sich verständigen können, selbst wenn die Eine eine Deutsche, der Andere ein krainer Slovene ist. Der Knecht begriff die bange Angst in

den Beiden. Wieder sah sie mit flehendem Blick den Mauric an, als sei von dem noch Hülfe möglich. Der Knecht war, als er den Herrn kommen sah, ihm entgegen getreten, so weit die Zügel es erlaubten und lüftete respectvoll die Mütze.'

„Herr," begann er mit bittender Stimme, „Herr, nehmt mich mit auf die Fahrt zu dem Kirchhof. Bedenkt doch, der Lovro . . ."

„Ach ja, der Lovro," fiel Anna ein, die endlich begriffen, wozu der Name des Räubers nutz sei; „er lauert Dir auf, er soll, erzählt man, sich gerühmt haben, alle Deutschen tödten zu wollen. Wenn er Dich träfe . . ."

Holzner war nochmals stehen geblieben. Langsam sah er von Einem zum Anderen. — „Habt Ihr Euch wohl gegen mich verbündet, daß ich nicht fort soll? Und mit dem Räuber wollt Ihr mich schrecken? Scheine ich Euch so furchtsamer Art? Den Lovro hat noch Niemand gesehen, als ein paar ängstliche Bauernburschen und der alte Curat. Mich fällt der nicht an, da dürft Ihr ruhig sein. Und wenn auch — Lebt wohl, ich muß hinaus."

„So nimm den Mauric zum Mindesten mit," rief Anna, „daß Du nicht ganz allein bist."

Und Mauric: „Herr, laßt mich Euch fahren, wie jedesmal bisher, ich bitte!"

Sie hatten sich Beide an ihn gedrängt. Und nun fing das Kind, das wohl von den Reden mehr, als ihm gesund war, verstanden hatte, flehentlich, bitterlich an zu weinen: „Bleib, Vater, bleib!"

Er schüttelte links und rechts die Beiden von sich ab. Mit raschem Griff hob er den Knaben auf seinen Arm: „Du weinst nicht, hörst Du! Du bist mein tapferer Bursch und wirst Deinen Vater nicht halten wollen, wo ihn das Herz zu gehen treibt. Wenn Du erst groß bist, wirst Du's begreifen, daß er fort muß. Sei still, sei brav. Laß Dir von der Tante erzählen, wie schön es bei den Großeltern daheim, in Deutschland, ist. Und dann bringt sie Dich in's Bett und Du schläfst gleich. Du vermagst es ja noch. Mein Kind, leb' wohl!"

Er hatte den Knaben zu Boden gesetzt, hatte Zügel und Peitsche ergriffen, sich aufgeschwungen, den Thieren das Zeichen zur Fahrt gegeben, bevor ihn die Anderen zu halten vermocht. Laut aufschreiend wollte der Kleine den Pferden nachlaufen. Fast wäre er unter die Räder gerathen. Der Mauric mußte ihn bei Seite reißen, Fräulein Anna ihn zu beruhigen suchen. Und inzwischen war der Wagen zum Hofthor hinaus davon gerollt, und schon nicht mehr zu sehen.

In breiten Windungen führt der Fahrweg um den dichtbewaldeten Schloßberg zum See hinab. Es fährt sich gut auf der glatten Straße, gut und schnell. Holzner hob den Kopf aufathmend. Das feige Schwanken und Verzagen, das ihn diese Wochen zu Boden gedrückt, war überwunden. Er w o l l t e wieder. Ob schlecht, ob recht — daß er nur wußte, was er wollte, war schon Gewinn. Er ließ die Augen über das weite Landschaftsbild gehen.

Es war ihm früher heiter erschienen. Nun meinte er, daß See und Berge, und Luft und Laub mit ihm Trauer trügen. Droben auf dem fernen Schneefeld des hohen Terglou lagen schwere Wolkenschatten, drückend, wie die Lasten des Schmerzes auf seiner Seele. Einzig der grüne kreisrunde See war von einem Sonnenstrahle licht getroffen, daß die alte Wallfahrtskirche auf dem Inselchen in der Mitte weiß erschimmerte — wie in Thränen. Und aus den Gärten der Villen am Ufer beugten hohe Trauerweiden sich nieder auf das stille Wasser; leisefluthend netzte es ihre feingefiederten Zweige. Das Glöckchen vom Inselwörth klang klagend, kein Lufthauch regte sich, die Blätter flüsterten kaum: nur hin und wieder löste sich eines, gelb geworden und flatterte herab und blieb am Boden liegen, welk und todt. Doch weiter, da er zu dem Dorf kam, klang ihm lautes Lachen entgegen und mißtönende Musik. In einer Scheune ward getanzt. Die rothen Röcke der Mädchen flogen; in dem dichten Staubnebel, den die nägelbeschlagenen Schuhe aufgewirbelt, drehten sich die emsigen Paare, mit Jauchzen und Stampfen. Nach der feierlichen Andacht vom Morgen bedurfte das Volk zu seiner Erholung einer lärmenden Freude.

Rechts und links in den Wirthshausgärten saßen die Zecher. Da Holzner vorüberfuhr schrieen sie ihm Allerlei nach, was nicht freundlich klang. Es waren Arbeiter darunter aus den Fabriken und Knechte vom Schloß, denen er Lohn gab, denen seine junge Frau Gutes gethan. Einer, schwer betrunken, hob sich von der Bank und taumelte, schwang einen Stein und schleuderte ihn, daß er des Fahrenden Schulter streifte. Er hemmte die Pferde, er blickte sich um. Da drückte der Mann scheu sich in den Schatten zurück, die Schimpfreden schwiegen, und Holzner fuhr weiter.

Es war ihm ganz recht, daß er wieder einmal diesen Ausbruch des unbesiegbaren Nationalitätenhasses erfahren hatte; ganz recht, so wiederholte er sich. Sie, sein armes junges Weib, mit ihrer Freude am Wohlthun, war es gewesen, die ihm immer zuredete, zum Besten der Arbeiter Pläne zu machen. In der ersten Zeit nach ihrem Tode hatte er in einer Art von pietätvollem Aberglauben noch an jenen Bestrebungen festgehalten, bis allmählich seine Kräfte, von ihr nicht mehr gestützt, erlahmten. Und so war auch in diesem Thun ihm eine erbitternde Niederlage nach der anderen geworden, wie in Allem, seitdem das Glück von ihm gewichen! Deshalb erschienen ihm jene Schimpfreden und der Steinwurf gleichsam wie eine Probe auf das Facit, das er sich selber aus seinem Leben und Wirken gezogen.

Er hatte bei dem schnellen Fahren die Gedanken nach innen gerichtet und nicht auf seinen Weg geachtet. Ein altes Weiblein, barfuß, gebückt, auf dem Kopf einen großen, flachen Korb mit bunten Tüchern zugedeckt, kam die Straße daher, gerade auf die Pferde zu. Hätte sie nicht im letzten Moment noch ihn angerufen, er würde sie überfahren haben. Nun lenkte er rechtzeitig auf die Seite. Er kannte die Händlerin, die mit alten Stickereien und Bauernschmuck sich überall hausirend umhertrieb. Im letzten

Winter hatte er sie einmal vom Hofe gewiesen, weil er glaubte, sie auf einem Diebstahl ertappt zu haben. Aber sein Weib, das ihr schon früher manches hübsche Stück von zweifelhafter Antiquität abgehandelt, hatte sie in Schutz genommen. Wem sie gegeben, den konnte er jetzt nicht mit leeren Händen von sich gehen lassen. Im Vorüberfahren griff er nach seiner Börse. Die Alte jedoch, die sonst seit jenem Vorfall einer jeden Begegnung mit ihm ängstlich ausgewichen war, schien heute an der einmaligen Gefahr noch nicht genug zu haben. Statt sich für seine Gabe zu bedanken, holte sie noch den Korb vom Kopfe und stellte ihn halb auf ihr Knie, halb auf eins der Räder, so daß Holzner nothgedrungen halten mußte, während sie begann, ihre Waare ihm anzupreisen.

„Ich kaufe nichts," sagte er.

„Kaufen? wer redet denn davon, lieber, gnädigster Herr! Weiß ich doch wohl, daß Ihr dergleichen jetzt nimmer braucht. Nur anschauen thut's, weil die gnädige Frau ihre Freude an den Sachen gehabt haben würd'. Seht da das Kettl mit dem Kreuz. Wenn sie noch lebte, sie kaufte mir's ab. Und wir handelten drum und lachten dazu, weil sie so hübsch uns're gute Sprache zu reden versteht. Ja, das Halskettlein würd' ihr gestanden haben! Ich möcht', ich könnt's ihr noch verkaufen, um den halben Preis wollt' ich's ihr gern lassen. Wisset Ihr was, Herr? — Ihr fahrt zum Kirchhof jetzt, nicht wahr? fahrt Ihr doch immer dorthin; also heut auch? Nun, so nehmt's und legt's ihr auf's Grab von der alten Ursel."

„Behalt Deine Kette," sagte er rauh. Es that ihm weh, daß außer ihm Jemand ihr gern noch eine Freude gemacht haben würde.

Die Alte ließ sich leicht erbitten das Schmuckstück wieder an sich zu nehmen. Hastig schob sie es zurück in den Korb: „Nun, wie Ihr wollt. Doch Ihr fahrt jetzt zum Kirchhof?"

„Ja!" sagte er. Er hob die Peitsche, die beiden Braunen trabten von dannen.

Die Alte stand noch und blickte unter ihren weißen Brauen mit spähenden Augen dem Wagen nach. In eine Wolke wirbelnden Staubes eingehüllt verschwand er bald. Da nahm sie ihren Korb wieder vom Kopfe, stellte ihn unter die nahe Hecke, bog noch Zweige und Blätter darüber, daß man ihn nicht sehen sollte, schlug mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes, und nachdem sie also ihr Eigenthum in den Schutz des Himmels gegeben, blickte sie noch einmal um sich, nach allen Seiten, faßte dann ihre Röcke rasch zusammen, schlüpfte zwischen den Bäumen hindurch und lief querfeldein, gradeaus, so schnell ihre nackten Füße sie tragen wollten.

Dem Fortfahrenden waren die Begegnung mit der Händlerin und ihre Fragen längst wieder aus dem Sinn geschwunden. Er hatte das Dorf im Rücken gelassen. Die Chaussee übersteigt hier einen Hügel, der riegelartig das Becken des Sees von dem tieferliegenden Savethal scheidet.

Auf den Blättern der Vogelbeerbäume zu beiden Seiten lag dichter Staub, kaum daß die rothen Fruchtbündel dazwischen aus dem allgemeinen Grau zu erkennen waren. Die fremden Wallfahrer, die in Schaaren den vorigen Tag und die Nacht hindurch vorübergezogen waren, um heut in der Frühe bei der Messe auf der Insel im See zu sein, kehrten jetzt noch nicht heim. Nur ein Bettler stapfte dahin, auf seinen Stecken gelehnt, während ihm zwei müde Hunde ein Wägelchen keuchend nachschleppten. Unter dem Linnendach des Karrens lag seine Alte. Für sie hatte er die mühselige Bittfahrt unternommen. Sie war krank und gelähmt, aber doch noch am Leben, doch noch bei ihm. — Holzner wendete den Kopf ab. Auf der anderen Seite des Weges ging ein Geistlicher. Wie rüstigen Muthes der alte Herr die Straße einherschritt; die argbestaubte, geflickte Soutane aufgeschürzt, die Hosen in den Stiefelschäften, das rothe, gutmüthig runde Gesicht strahlend von Befriedigung über die gehabte Erbauung! Da er des Fahrenden Blick bemerkte, lüftete er den großen Hut, und indem er mit seinem blaukarrirten Tuche den perlenden Schweiß von der Stirn trocknete, rief er mit kräftiger Stimme zum Gruße: „Salve! wünsch' eine gute Fahrt und glückliche Heimkehr, Euch wie mir selber."

Der Wagen stürmte jagend von dannen.

Glückliche Heimkehr! Klang's nicht wie Hohn auf das, was er im Sinne führte? Wieder sah er der Schwester angsterfülltes Gesicht, seines Knaben Thränen. Aber er wollte nicht rückwärts blicken. Wie er diese Wochen verlebt, schlaflos und doch halb wie im Traum, das war kein Leben mehr. Diese letzte, schreckliche, endlos lange Nacht war er mit sich selbst fertig geworden, hatte abgeschlossen mit seinem Gewissen. Es giebt keine Pflicht, die höher steht, als die gegen sich selbst. Und sein eigenstes Selbst, sein ganzes Wesen war ihm gewandelt und vergiftet, daß ihm oft bang ward um seinen Verstand.

Ja, er war einst mit vollen Segeln hinaus in das lachende Dasein gesteuert. Ja, er hatte hohe Pläne im Hirn getragen; für sich, wie für Andere, hatte den besten Willen gehabt, Etwas zu leisten. Aber es war vorbei mit dem Muth und vorbei mit dem Willen, seit sie gestorben! In seinen Gedanken kniete er wieder an ihrem Lager, auf dem sie leblos ausgestreckt lag, Blumen zu Häupten, Blumen in ihren todten Händen. —

Am Morgen, da er fortreiten gewollt, hatte sie ihn noch die Treppe hinabbegleitet, war auf den Stufen vor der Hausthür stehen geblieben, ihm zuzuschauen, wie er aufsaß. Vom Pferde nieder hatte er sich zu ihr gebeugt und ihre blasse Stirn geküßt. Er fragte sie, wie sie sich fühle. Da wiegte sie ihren blonden Kopf lächelnd und schalt ihn überängstlich. Als er schon am Hofthor war, rief sie ihm noch nach, sich nicht zu eilen, nicht um sie zu sorgen. Dennoch hatte er den Umweg zu dem alten Arzt gemacht, der am See unten wohnte. Der hatte, wie sie, den Kopf geschüttelt; es sei nichts, und er dürfe ruhig sein. Freilich, wenn das Kind

erst da sei — er sehe durchaus keinen Grund, diesmal ängstlicher zu sein, als vor drei Jahren, bei Karls Geburt —, dann müsse Frau Marie nach Deutschland; denn was sie blaß und still gemacht, sei nur das Heimweh. Wenn sie es auch nicht gestehen würde, weil sie wisse, daß ihr Mann nicht fortgehen könne, und sie sich nie von ihm trennen wolle, das Sehnen zehre an ihren Kräften. Aber es sei dabei für's Erste nichts zu thun und nichts zu fürchten.

Also von dem alten Freunde für den Augenblick beruhigt, war Holzner nach der Fabrik geritten. Erst gegen Abend kehrte er heim. Des Doctors Wagen stand im Schloßhof. Aber der Doctor ließ sich nicht blicken. Es schien ihm befremdend still im Hausflur. Auf der Treppe traf er seines Knaben Wärterin. „Es ist ein Mädchen", sagte die Slavin, sonst weiter nichts, und lief vorüber. — Ein Mädchen! Er wußte, wie sehr sein Weib sich diesmal ein Töchterchen gewünscht hatte. Er sprang die alte Treppe hinauf, zwei Stufen zugleich, und das Herz schlug ihm höher. Die Reise nach Deutschland war schon beschlossen. Ob die Fabrik darüber stillstand, das sollte ihn nicht hindern. Er ging mit ihr und beiden Kindern! So trat er ein. Der Doctor packte ihn am Arm und hielt ihn zurück. Es war dunkel im Zimmer. Und vom Bett her klang es wie Stöhnen. Der Alte rang mit seiner Stimme, wollte reden und brachte kein Wort hervor. Er aber ließ sich nicht halten, er stieß den Arzt bei Seite, machte sich frei — „Marie!" Da richtete sie sich auf, die weiße Gestalt. „Mein Liebster, nun sehe ich die Heimat nicht wieder, nun muß ich Dich doch allein lassen, und . . . leb' wohl, leb' wohl!"

Damit war es geschehen. Still lag sie vor ihm, starr und kalt. —

Was dann mit ihm geworden war, wie der Doctor ihn fortgeschleppt hatte, halb mit Gewalt, und wie er doch immer wiedergekehrt zu ihrem Bette und sich verzweifelnd des Mordes geziehen, kaum wußte er's mehr. Der alte Arzt hatte ihm mit vielen Gründen, mit langen medicinischen Namen zu beweisen gesucht, daß nicht Heimweh an ihrem Tode die Schuld tragen könne. Was lag auch daran, was sie getödtet! Sie war todt. Und sie hatte Heimweh gelitten, sich fortgesehnt, obwohl sie bei ihm war. An diesen zwei Thatsachen war nichts zu ändern. Wie die eine Gegenwart und Zukunft, so verbitterte ihm die andere seine ganze Vergangenheit.

Er hatte sich genug Mühe gegeben, die Wochen her, sein Leben zu leben, wie er mußte. Es ging einmal nicht. Seit ihm das Größte mißlungen war, sein Weib zu beglücken, zweifelte er an seinem Können in allem Anderen. Die Arbeit erschien ihm schaal und zwecklos; bei Dingen, die er bisher selbstverständlich, ohne viel nachzudenken, gethan, mußte er sich jetzt immer fragen: Wozu das Alles? Wem zur Freude? — Und bei dem meisten Thun auf Erden lautet, wenn man die Frage erst so stellte, nur zu oft die traurige Antwort: Keinem! — Für wen die Verbesserungen in den Fabriken, für wen die Strenge gegen die Arbeiter, für wen die

selbstgeschaffenen Pflichten? Für das Volk hier? Das haßte ihn nur, betrog ihn, wo er den Rücken gewendet. Für die Seinen? — Das kleine Mädchen war gestorben, am Tage nach der Mutter. Der Knabe mochte künftig sich selber helfen, wie er selbst es einst gethan. Einstweilen sollte er fort von hier, fort aus der slavischen Umgebung, die ihn verweichlichte und verzog. Es war schon bestimmt, daß er nach Deutschland geschickt werden sollte, zu seinen Eltern, die sich des Enkels freuen würden. Dort brauchte er den Vater nicht, würde ihn bald genug vergessen. Und wenn das Kind ging, mußte Anna es begleiten. Sie fühlte sich hier wie in der Verbannung. Er wollte nicht auf sein Gewissen auch die zweite Sünde laden, daß seine Schwester wie sein Weib hier an Heimweh zu Grunde ginge. Anna hatte erklärt, sie könne ihn, so wie er jetzt sei, nicht verlassen. Nun gut. So gab es eben nur das eine Mittel sie frei zu machen und sich und Alle!

Wo von der breiten Chaussee ein Feldweg gen Norden sich abzweigt, da lenkte Holzner seinen Wagen zur Höhe. Die Dornhecken zu beiden Seiten waren mit großen, weißblumigen, duftenden Winden dicht überwachsen, auf den Feldern standen Obstbäume fruchtbeladen, und hin und wieder blitzte zwischen dem grünen Gezweig ein Blick auf den fernen Terglou-gletscher auf, auf den kleinen See im Grunde, mit der Wallfahrtskirche inmitten und dem Schloß auf dem Hügel am Rande. Auf der Höhe aber, zu welcher der Weg durch die Felder emporstieg, hob sich, von den schwer-grauen Wolken, die den Abendhimmel bedeckten, scharf abgezeichnet, die lange weiße Mauer des Kirchhofs. Dort lag sie. Dort war sein Ziel für heute — und für immer. Es gab ihm ein Gefühl der Ruhe, wie er lange es nicht mehr empfunden, diesem Ziel so nahe zu sein. Die Wange in die Linke gestützt, saß er auf dem kleinen Wagen, den die beiden Braunen im schaukelnden Schritt durch die ausgefahrenen Furchen des Feldwegs gemächlich aufwärts schleppten. Die Hand mit den Zügeln hing lässig nieder, die Peitsche steckte in ihrem Halter. Er träumte vor sich hin; ein Lächeln, fast des Glückes, ging um seine Lippen. Denn er war nicht allein jetzt, war nicht traurig. Sie war bei ihm. Er sah sie als Kind, als Mädchen, als Braut. Er schaffte in dem Schlößchen dort, die verwahrlosten alten Räume für sie herzurichten. Er führte sie ein, die junge Herrin, in ihr neues Heim; er sah sie am Fenster stehen, wie sie mit bewunderndem Blick das Landschaftsbild betrachtete; sah, wie sie mit einem reizenden Erröthen, stammelnd noch, die ersten Worte in der fremden Sprache sagte, seinen Arbeitern zur Begrüßung; sah sie im Boot über den See rudernd an dem ersten Marientag, den sie hier mit ihm verlebt. Die großen, flachen Wallfahrerkähne glitten vorüber unter eintönigen Bittgesängen, weiß schimmerten die Kopftücher der Weiber, und von der Insel klang das Läuten. Es geht die Sage unter dem Volk, wer dort am Marientag die Glocke zieht, daß sie hell klingt, dem erfüllt sich der Wunsch, den er dabei im Herzen hegt. Er hatte sie gefragt, ob sie auch

an dem Glockenstrang läuten wolle? Sie aber hatte — er wußte es so gut noch! — ihren feinen Kopf geschüttelt; ihr habe das Wunschglöcklein nichts mehr zu geben, sie besitze ja Alles, in ihm und mit ihm, was nur das Herz begehren könne. — Und dann sah er sie neben sich hier auf dem kleinen Wagen, auf diesem Wege. Droben die weiße Kirchhofsmauer, an der Ecke davor die halbrunde Kapelle mit der großen, grellbunten Kreuzigungsgruppe. — „Nicht wahr, sagte sie leise, hier fährst Du mich nicht mehr vorüber? Mir ist bang hier. Ich fürchte mich vor dem Kirchhof. Ich möchte nicht sterben, noch lang', sehr lang nicht. Erst ein reiches Leben mit Dir, wir wollen froh sein Beide, Du sollst viel nützen und wohlthun. Und dann, wenn es sein muß" . . . .

„Es muß sein!" sprach er laut in die Leere hinaus.

Da ist's, als sollte ihm Antwort werden. Es geht ein plötzlicher Ton durch die Luft. Eine Secunde steht ihm das Herz still. Dann klopft es desto lauter, hämmernd in der Erwartung des Unbekannten. Ein Schwirren klingt ihm am Ohr, ein Sausen. Er wirft sich rückwärts, er reißt an den Zügeln, daß die Pferde sich bäumen. Zugleich zuckt es ihm durch das Hirn: Das ist der Räuber! Also doch! — Und bevor er noch recht weiß, daß ihm die Kugel harmlos am Ohr vorübergesaust, ist er schon vom Bock gesprungen, steht auf den Stufen der Kreuzigungskapelle, zerrt hinter dem hölzernen, blauen Mantel der Gottesmutter einen Menschen hervor und ringt mit ihm und wirft ihn zu Boden. Was er dabei denkt? er, der noch soeben den Tod sich erwünscht hat? Er denkt nicht, er setzt seine Kräfte ein und kämpft und wehrt sich seines Lebens mit instinctiver Leidenschaft. Und da er ihn nach hartem Ringen in's Kniee gedrückt:

„Du bist der Lovro," spricht er auf Krainerisch, „vor dem alle Leute zittern. Du meinst wohl auch, ich sollte mich beugen und bei Dir für mein Leben betteln?"

Jener sucht nur, sich frei zu machen.

„Nichts da!" ruft Holzner; „Du bist hier in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinen. Schau her" — und er zieht aus seiner Brusttasche das Pistol, das er in einer ganz anderen Absicht mit sich genommen. — „Das dachtest Du nicht, als Du Dich hier auf die Lauer legtest? Du trautest mir solche Feigheit nicht zu? Nun, ich danke für die gute Meinung."

Der Lovro kauert zusammengeduckt, wie er ihn niedergeworfen hat.

„Und wenn Du mich nun erschossen hättest und hättest wirklich die paar Gulden erbeutet, die ich bei mir trage, was thätest Du dann?"

Keine Antwort.

„Aus Deutschenhaß treibst Du den Straßenraub? Das mögen Dir die Bauern glauben. Ich nicht! Ich weiß, Du fielst mich an, um mich zu bestehlen. Du bist ein Dieb, ein gemeiner Dieb, der nachher mit seinesgleichen die Beute vertrinken wird oder verspielen."

„Herr!" so fährt jener in die Höhe. Der Mantel, mit dem er Kinn

und Wangen sich verhüllt hat, will ihm niedergleiten; er zieht ihn fester. Aus den tiefliegenden slavischen Augen blitzt es unheimlich. Er hat mit den Fingern tastend, vorsichtig, seitwärts gegriffen, wo seine Flinte liegt, die Holzner ihm aus der Hand geschlagen.

Der aber sieht die versteckte Bewegung. „Nur zu," spricht er kalt und kreuzt die Arme, „wenn Du mein Leben begehrst, so nimm's. Du findest bei mir etwa fünfzig Gulden. Dafür wirst Du verfolgt werden — anders, sehr viel hartnäckiger als bis heute. Und gefangen und hingerichtet."

„Ja," spricht jener dumpf, „ich weiß es. Es ist schon schlimm genug, wie es ist; es wird noch ärger kommen. Aber ich kann nimmer zurück, wenn ich's auch möcht'. Denn laß ich Euch leben, so zeigt Ihr mich an."

„Meinst Du?" spricht Holzner. „So laß nur Deinen Mantel fallen. Was schadet's denn, wenn Du mich tödtest, ob ich vorher Deine Züge sah? Dann verrathe ich Dich gewiß nicht. Und wenn Du mich nicht tödtest — ebensowenig. Du willst mir nicht glauben? Mein Wort darauf. Weshalb ich Dich nicht verrathen kann, das thut hier nichts zur Sache. Aber, ein Anderes: — Du selbst wirst Dich den Gerichten stellen. Und heute noch."

Der Slave schüttelt nur mit dem Kopf. Trotzig kehrt er sich ab.

„Ich will's," ruft Holzner, „Du sollst gehorchen. Verstehst Du mich?" — Es hat ihn ein Gelüste ergriffen, die kurze Lebensfrist, die er sich kämpfend noch errungen, durch Wohlthun zu nützen. Den verstockten Gesellen da bessern, das wäre eine letzte gute That in ihrem Sinne. — „Du lieferst Dich aus. Und wenn Du später aus dem Gefängniß entlassen wirst, soll man Dir fünfhundert Gulden zahlen, das Zehnfache grade von dem Gelde, das Du bei mir gefunden hättest. Nun, was sinnst Du noch?"

„Herr," murmelte der Lovro, „ich, wer wär' ich denn, daß ich mich weigern sollte zu thun, was Ihr befohlen. Aber ich kann es nicht. Mein Weib . . ."

„Dein Weib!" schreit Holzner auf, „Du hast eins, Mensch, sie lebt! Und Du lauerst am Weg, um zu rauben und morden?"

„Thät' ich's, wenn es nicht um sie wäre, daß sie nicht verhungert?"

Holzner hat sich abgewendet. Was ist das für eine Welt! Des Räubers Weib lebt, das seine liegt in kalter Erde. Es überkommt ihn ein brennender Neid, ein Haß auf den Menschen, der da vor ihm steht. Aber zugleich erwacht auch in ihm das grenzenloseste Erbarmen, mit dem Elend des Volkes, das von Noth und Unwissenheit dem Verbrechen in die Arme getrieben wird; dem selbst die Liebe nicht Rettung bringt. „Nun wohl," spricht er langsam, „sie soll nicht mehr darben, also erhöhen wir die Summe. Das Zehnfache dann: fünftausend Gulden. Willst Du dafür Deine Strafe leiden und von dem wüsten Leben lassen?"

Der Lovro ist jäh zurückgewichen. Der Mantel fällt ihm von den Schultern. Nicht wie ein Mörder, vor dem man sich fürchten könnte,

blickt er. Ein armer Krainer Bauernbursch ist's, wie sie alle sind, voll unterwürfigen Respects vor einem Herrn und dessen Macht. Aus seinen tiefgesunkenen Augen, seinen hohlen Wangen spricht nur der Hunger; aller Trotz ist ihm vergangen. — „Was sagt Ihr," stottert er, „Herr, was sagt Ihr? Ihr redet zum Spott so. Das meint Ihr im Ernst nicht, das könnt Ihr nicht meinen. Fünfmaltausend Gulden und — mir!"

Holzner zieht statt aller Antwort sein Taschenbuch. Er schreibt auf dem Knie, den rechten Fuß auf die Kapellenstufe gestellt. — „Hier, kannst Du lesen?" fragte er, da er geendet; „nein? Nun, so wirst Du's mir glauben müssen. Der Zettel ist an den Baron Zois gerichtet, meinen Freund auf Görschitzhof. Du weißt von ihm. Dem Ueberbringer dieses Blattes, wer es auch sei, Mann oder Weib, wird er fünftausend Gulden baar auszahlen. Wohlverstanden — nur, wenn er erfährt, daß zuvor der Lorenz oder Lovro, welcher letzthin in dieser Gegend etliche Räubereien vollführt, auch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer nächtlicher Weile mit Gewalt in den Hochwald geschleppt hat, sich selbst dem Gericht auslieferte. Dann giebt er Geld. So steht's hier geschrieben."

„Und weiter?" fragt athemlos der Lovro.

„Weiter? nichts. Wer das Geld erhebt, darf damit machen, was er will: es selbst verwenden, oder verwahren, bis Du einmal frei kommst und auswandern kannst."

„Und sie, die das Geld holt, wer es auch sei — sie kommt nicht in's Gefängniß?"

„Wie kann ich wissen, wen Du sendest und ob sie mitschuldig ist oder nicht?"

„Herr, sie that nichts, sie wußte nichts! Nicht, daß ich den Pfarrer holen ging, nicht, daß ich heute Euch aufgelauert, gar nichts! Und wenn sie es hört, so weint sie und betet, daß uns die Schuld verziehen werde."

„Mache das die Richter glauben, so wird man Deine Frau nicht verhaften. Sie werden forschen, ob Alles wahr ist, was Du sagst. Also halte Dich streng an die Wahrheit."

„Das will ich schon. Ich kann ja nicht anders. Aber es ist schwer mit solchen Herren zu reden. Wenn sie alle wären wie Ihr" . . .

„Mir könntest Du's sagen? Nun so sprich. Ich schreibe auf, was Du mir berichtest, Du zeigst den Brief dann auf dem Amt, wenn Du Dich meldest, und meine Bestätigung wird Dir nützen, als ein Zeugniß zu Deinen Gunsten."

Der Lovro starrt nur in sich hinein. In Worte zu fassen, was er erlebte, dünkt ihn unmöglich.

Holzner wartet. Sein Ziel hinter der langen Mauer dort droben, — die Sonne sinkt schon, und je düsterer der Himmel sich färbt, desto weißer hebt sich die schnurgrade Linie vom Hintergrund ab — kann ihm nicht entgehen. Aber die beschlossene That auch nur um Minuten auf-

schieben zu müssen, das dünkt ihn hart. Und doch ist es ihm, als sei er verpflichtet, den Beistand, den er dem Lovro verheißen, ganz zu leisten. „So sprich doch," sagt er nochmals. „Wie kamst Du dazu? Du bist nicht von hier?"

„Nein, Herr. Ich bin von jenseits der Berge, von Raibl gebürtig, wo es zum Predilpaß hinaufgeht. Bei den Galmeigruben war ich in Arbeit."

„Und was führte Dich her?"

„Ich dacht' mein Glück hier zu versuchen. Hier sei jetzt bei dem Hüttenwerk ein neuer Director, bei dem hätt' man's gut, wenn man fleißig sei; so ließ mir damals die alte Base, die Ursel sagen."

„Die Ursel? Die Händlerin? So, also die hat's Dir heut' gesteckt, daß Du mich jetzt hier treffen würdest? Und auf ihren Anlaß bist Du in das Dorf gekommen? Wann war denn das?"

„Um Fronleichnam war's, im vergangenen Sommer."

„Hast Du Dich auf dem Hüttenwerk gemeldet?"

„Nein, Herr. Das war's. Ich kam am Sonntag."

„Nun, und?"

„Am Montag war es zu spät. Ihr wolltet wissen, weshalb ich dies Leben führen mußte? Wenn man's recht bedenkt, so ist's schnell gesagt. Denn an dem Abend fing es an. Und in derselben Nacht war's geschehen und blieb wie es ist, und war kein Zurück. — Also am Sonntag Abend komme ich. Ich gehe in's Wirthshaus. Es ist eine Hochzeit dort. Sie tanzen. Die erste, die ich sehe, ist die schwarze Maritza. Die kannt' ich schon, Herr. Wir waren einmal früher, als ich mit meiner kranken Mutter die Wallfahrt nach Maria im See gethan, zusammen getroffen. Und wie sie mich sieht und wie ich sie sehe . . . „Du!" sagt sie und kommt über den Tanzboden her auf mich zu. Ein kurznackiger Bursch mit fuchsrothen Haaren, der schon stark getrunken hatte, schiebt sich dazwischen: „Was will denn der da," ruft er. „Maritza, Du tanzt jetzt mit mir!" Sie lacht, so ein wenig, nur mit den Lippen, und nickt mir zu. Das macht ihn wild. Er packt sie an, ich will sie befreien. Da läßt er sie und greift dafür mich an. Wie ich mich zur Wehr setze, zieht er sein Messer. Sie will ihm in den Arm fallen, ihn zu hindern. Da sticht der rohe Mensch nach ihr. An ihrer Schulter seh' ich das Messer. Ich springe herzu. Aber sie hat sich schon selbst geholfen, mit aller Gewalt hat sie ihn zurückgeschleudert. Er taumelt und wankt. Und dann stürzt er zu Boden, mit langem Stöhnen. Das Alles ging schneller als ich's Euch sage. Die Burschen haben abseits gestanden. Nun kommen sie näher. „Der ist hin," sagt Einer. „Nun, Maritza, hast Dir selber Deinen reichen Freier erschlagen? Bist nun zufrieden?" — Sie wirft nur den Kopf in den Nacken. „Gieb Acht," ruft ein Anderer, „stolze Maritza! gleich werden die Gensdarmen kommen, die Dich in's Gefängniß führen; vielleicht gefällt's Dir besser dort, als hier bei uns, wo doch Keiner Dir gut genug war." Ich seh' wie sie zittert unter all' den spitzigen Reden, ob-

wohl sie thut, als ob sie's nicht kümmert. „Komm," sage ich, nehme sie bei der Hand und zieh sie vom Tanzboden hinaus; „ich will Dich schon schützen, folg' nur mir." — Ohne ein Wort läßt sie sich still von mir fortführen aus dem Lärmen in die Nacht. Und das ist Alles. Und so war's geschehen."

„Was war geschehen? Deshalb," ruft Holzner, „hast Du ein Räuber werden müssen, ein Ausgestoßener, um weiter nichts? Weil bei einem Wirthshausstreit der rothe Petran — es ist doch der Sohn des Gastwirths gewesen, der Trunkenbold, mit dem Ihr Euch rauftet? — eine Beule am Kopfe davontrug?"

„So ist's Herr. Weiter war es nichts. Es können viele Leute bezeugen. Der Petran lebt heute noch. Aber wir — wir wußten es nicht."

„Ihr wußtet nicht, daß der Petran am Leben?

„Wie sollten wir's hören? Die Maritza war in ihrer Angst in derselben Nacht noch hinauf in die Berge mit mir geflohen, wo wir vor Verfolgung sicher waren. — ‚Weißt Du, hat sie zu mir gesprochen, weshalb das Alles gekommen ist? Weil wir zwei mitsammen, dazumal, an dem Wunschglöcklein in der Inselkirche gezogen haben. Es hat für uns beide zugleich geklungen. Da hat die heilige Jungfrau Maria Dich mir bestimmt. Und so sind wir zueinander gekommen. Es hat so sein müssen.'"

„Arme Kinder!"

„Herr, davon wußten wir damals noch nichts. Der Wald ist groß, und der Berg hat viel Höhlen; der Sommer war warm. Zu essen gab's Beeren und allerlei Früchte, ich stellte Schlingen um Vögel zu fangen, es störte uns Niemand. Wir waren frei und waren beisammen. ‚Der arme Petran, so hat die Maritza oft geklagt, daß der hat daran glauben müssen, und daß wir zwei nun so glücklich sind!' — Aber einmal, erst zum Herbst, da sie Beeren suchen gegangen, hat sie auf dem Weg meine Base, die Ursel getroffen. Die hat's ihr gesagt, daß der rothe Petran am Leben ist und daß Keiner ihr nachstellt. Und nun will sie zurück und will wieder zur Beichte und will den Herrn Curaten bitten, daß er uns schnell zusammengiebt. Sie hängt mir am Hals und lacht und weint und küßt mich dazwischen und weiß vor Freuden sich nicht zu lassen. Da hab' ich es ihr eingestehen müssen, was mich bedrückt hat, schon seit Tagen. ‚Jetzt kannst Du zurück, Maritza. Aber ich nicht. Ich bin mit dem großen, starken Gensdarmen, der die Wälder begeht, dem Deutschen, weil ich geglaubt hab', er ist Dir auf der Spur, aneinandergerathen, daß er sein Lebtag dran denken wird. Und seine Flinte hab' ich behalten.'

„Herr, von derselbigen Stunde an, da ich ihr das hab' sagen müssen, ist's mit ihrer Ruhe vorbei gewesen. Zum Unglück hatte ihr auch die Ursel schon erzählt, daß man im Dorf nach Einem sucht, der den Gensdarmen angefallen. Nun zitterte sie vor jedem Laut, weil sie meinte, die Soldaten würden kommen und würden mich greifen; für sich selber war sie nie so furchtsam gewesen. Von Tag zu Tag ist sie nur trauriger geworden und

verstörter. Und als ich ihr zugeredet hab', sie solle zur Base hinuntergehen, die abseits vom Dorf wohnt, die schwere Stunde dort abzuwarten, die ihr bevorstand, da hat sie's nicht wollen. Sei ich ihretwillen ausgestoßen worden, so dürfe sie jetzt nicht mich verlassen. Nur eh sie sterbe, möchte sie einmal noch einen Geistlichen sehen, dem sie beichten, der ihr die Sünde vergeben könne. Weiter wünschte sie nichts mehr. Denn sie dacht' schon nicht anders, als daß sie baldigst sterben müßte. Und dann sei ich frei, dann sollt' ich fliehen, über die Grenze, in ein anderes Land. Vielleicht wär' es ihr besser gewesen, wär' sie gestorben. Aber es kam nicht so. Denn zum Frühling — es war im März, der Schnee wieder frisch gefallen, es stürmte die Nacht und fror dazu, ärger als im tiefsten Winter — da hat sie den Buben zur Welt gebracht. Sie meinte damals, es sei das ihre letzte Stunde. Und ich, wie ich sie so sterbenskrank sah, nur klagend und weinend um geistlichen Zuspruch, da dacht' ich: was liegt denn daran, wenn sie mich greifen, so der Maritza geholfen wird! — Da lief ich hinunter in's nächste Dorf — wir bargen uns damals in einem leeren Heustadel droben im Wald, hoch über dem Wocheiner See; — die fünf Stunden Weg's macht ich in der halben Zeit und ging zum Pfarrer und bat den, mit mir zu einer Sterbenden zu kommen. Und da er nicht wollt' in der tiefen Nacht, mit mir durch den Wald — da hab' ich freilich mich vergangen. Ich hab' ihm die Augen fest verbunden, ihn mir auf den Rücken geladen und so durch Schnee und Wind und Kälte, so schnell ich nur konnt', hinauf getragen zu der Maritza. Was sie ihm da unter Thränen gestand, war Beichtgeheimniß, das durft' er nicht sagen. Daß er uns zusammengegeben, mit heiligem Segen, und den Buben getauft, das hat er wohl selber nicht gern verrathen. Denn er that's aus Furcht vor meiner Flinte. Aber daß ich ihn geholt, mit Gewalt und welche Angst er ausgestanden, auch daß ich der Lovro heiße und fremd in der Gegend sei, das Alles hat er auf dem Amt erzählt. Wenn seitdem hier am See etwas vorfällt und wo immer ein Unglück geschieht, da heißt's: Das hat der Lovro gethan. Immer der Lovro! Der Herr Pfarrer hat von der Kanzel herab mir mit den ärgsten Strafen gedroht, hier und im Jenseits. Ich hab's von der Ursel. Der hat die Maritza längst ihre rothen Perlen gegegeben und ihre silberne Nadel dazu, daß sie sie verkauft und uns Brod dafür bringt. Es geht uns nicht gut, wie im vorigen Sommer. Wir sind immer auf der Flucht von dem einen Versteck zum andern. Die Maritza ist schwach von Krankheit und Kummer. Sie kann dem Kind nicht Nahrung geben, weil sie selbst nichts mehr zu essen hat. Und die Alte sagt zu mir: ‚Wenn's zum Winter so weiter geht, kommt die Maritza um ihren Verstand und das Kind stirbt Dir Hungers. Du hast einmal den Namen, daß sich Alle vor Dir fürchten, obschon Du bis heut nicht gar so viel verbrochen hast. Da verdien' ihn gleich lieber! Zurück kannst Du nimmer. So thu doch, was die Leut' von Dir glauben; versuch's einmal Einem sein Geld

wegzunehmen. Dann ist Dir geholfen, Dir, der Maritza, dem Buben und mir.' — Herr, ich hab's versucht! — Und das ist die Wahrheit. Und wenn ich drum bestraft werden muß, ich will's schon tragen. Aber mein Weib, mein Weib ist schuldlos! Die weiß nichts davon. Die muß frei ausgehen, sie hat nichts verbrochen."

Holzner hat schweigend zugehört. Die Erzählung des Lovro niederzuschreiben, hat er vergessen.

„Herr," sagte dieser ängstlich, da er jenen noch immer so regungslos, in sich versunken, auf den Stufen der Kapelle sitzen sieht, „Herr, ich will ja thun, was Ihr fordert, will mich selber auf dem Amt stellen, heute noch, wie Ihr geboten. Aber werdet Ihr Euer Versprechen mir auch halten?"

„Welches? Dir fünftausend Gulden zu zahlen?"

„Ja — und vor den Richtern für mich zu zeugen. Und noch eins. Die alte Ursel sagt, Ihr hättet ein Weib gehabt, das Euch lieb war. Nun, Herr, bei Eurer todten Frau bitt' ich Euch: sorgt mir für die meine!"

„Was redest Du da? Ich soll für sie sorgen! Das kann ich nicht. Ich gebe das Geld, damit sie nicht wieder in Noth gerathe. Weiter vermag ich nichts zu thun. Denn ich selbst, ich . . . ich muß fort von hier. Darum kann ich's nicht. Nein. Und ich will's nicht!" — Nicht gegen den Lovro, gegen sein eigenstes Gewissen hat er sich zu wehren.

„Ihr wollt jetzt verreisen, Herr?" fragt traurig der Lovro. „Ich bitt' Euch, thut's nicht, ich flehe Euch an! Denn seht, wenn ich gefangen bin, wenn ihr Keiner beisteht, was soll aus der Maritza dann werden? Aber wenn Ihr Acht geben wolltet, daß man sie nicht höhnt im Dorf, daß der Bub' rechtschaffen aufwächst . . ."

„Ich kann's nicht, ich kann es nicht," murmelt Holzner.

„Herr, thut's. Aus Barmherzigkeit! Die Maritza stirbt mir sonst."

Holzner antwortet nicht. Nicht an die Maritza denkt er, an sein eigenes Weib. Was sie wünschen würde, das weiß er. Wieder meint er, drinnen in der geheimen Kammer seines Herzens, wo er vorhin ihre Stimme vernommen, wie leise Mahnung die Worte zu hören: „Erst ein langes, ein reiches Leben, viel wohlthun, viel nützen — und dann, wenn es sein muß . . ." Wenn es sein muß!

„So wahr Ihr Euer Weib geliebt habt," fleht der Lovro noch einmal, „bleibt Herr, sorgt für mein's." — —

* *
*

Es ist Mitternacht. Auf dem Schloßhof steht der lange Mauric wartend und horcht und späht in das Dunkel hinaus. Die Hausthür geht. Fräulein Anna tritt heraus. Es litt sie nicht länger bei dem schlafenden Knaben, im stillen Zimmer. Was sie martert, ist nicht Angst mehr, es ist Gewißheit. — „Er kommt nicht wieder", sagt sie zu dem Alten. Der nickt nur. Ob er die Worte verstand, die sie sprach, des

Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren*)

mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder.

Von

Paul Meyerheim.

— Berlin —

Was ein Maler über Malerei zu sagen hat, ist so recht eigentlich mit den drei Worten abgethan, die ein berühmter aber schweigsamer Münchener Maler einstens aussprach.

Berthold Auerbach erzählte mir, daß er selbst, um sich über das Wesen der alten Kunst zu bilden, einen Maler und Freund bat, mit ihm in die alte Pinakothek zu kommen. Durch viele Säle schritt der Maler mit dem Dichter, ersterer immer wortkarg, endlich bleibt er vor einem Rembrandt stehen. Auerbach war nun ganz Ohr, was kommen würde und der Maler sagt würdevoll zu ihm, glänzenden Auges auf das Bild mit dem Daumen zeigend: „Schau Berthold: Dös is g'molt." — Der Aesthetiker, der Feuilletonist muß schon für seine Leser mehr sagen, aber für den Maler zerfallen die Bilder zunächst in die beiden Abtheilungen: die, welche wirklich gemalt sind, und die, welche mehr gedacht und

*) Seine Excellenz der Cultusminister Herr Dr. von Goßler hat seinerzeit die Herren Professor Janssen, Director Lücke, Professor Bracht und Professor Paul Meyerheim beauftragt, die Ausstellung in Manchester zu besuchen und ihm Bericht abzustatten über den Zustand der Kunst in England. Die Herren Janssen und Lücke sollten dabei besonders die historischen Bilder, Herr Bracht die Landschaften und Paul Meyerheim die Genre- und Thierbilder in's Auge fassen. Indessen hat keiner der genannten Herren sich pedantisch innerhalb der ihm gesteckten Grenzen halten können. Dem vorstehenden Aufsatz liegt der an den Herrn Minister erstattete Bericht Paul Meyerheims zu Grunde.
Die Redaction.

Atelier oft bemerkt, daß Kinder ein ganz merkwürdiges erstaunliches Kunstverständniß haben. Wenn ein siebenjähriger Mozart schon componirt und alle Empfindung für die Musik hat, warum soll die Empfindung für bildende Kunst, auch wenn sie noch nicht ausgeübt werden kann, bei Kindern schwächer sein, warum soll man den Kindern den Kunstgenuß entziehen? Ich habe bei einem solchen Knaben, der oft mein Atelier besucht, mehr Verstand und Sinn für die moderne Kunst gefunden, als an manchem berufenen Gelehrten, der vergeblich nach den Keimen der neuen deutschen Kunst unter allen Blättern sucht und dabei das üppige Blühen und die strotzenden Früchte nicht findet.

Die englischen Koryphäen haben also die Ausstellung jeder mit einer ansehnlichen Gruppe von Bildern beschickt.

Wenn ich mit dem erwähnten Münchener in der Ausstellung gewesen wäre, so würde er zunächst gefunden haben, daß nur wenige Bilder so recht eigentlich gemalt sind.

Alles, was man in den Akademien des Continents erstrebt, mit Hinblick auf Tizian, Velazquez, Rembrandt, durch schöne Pinselführung einen Kopf, einen nackten Körpertheil herzustellen, Alles das ist in der englischen Ausstellung eigentlich nur auf einem Dutzend Bildern zu finden, bei Frank Holl, bei Ouleß und bei Millais. Alle übrigen Künstler arbeiten mit einer Harmlosigkeit, Kindlichkeit und mit einer Geringschätzung der guten Mache, die in ihrer Naivetät einen großen Reiz hat und eben die ganze moderne englische Kunst von der des Continents unterscheidet. Außerdem kämpft und wetteifert bei uns der größte Theil der Maler mit der noch nicht erfundenen farbigen Photographie.

Wahrheit und Richtigkeit wird erstrebt, „ingenium“ und „anima“ wird darüber allerdings viel verachtet. Das Hauptziel des modernen Realisten scheint zu sein, gleichsam ein Loch in die Wand zu schlagen, durch das man ein Stück Natur, wie es geht und steht, erschaut.

Die Engländer haben bisher stets Anderes gewollt, sie haben eine lange Malcultur hinter sich, und lange vor den Franzosen, die wohl mehr als die geborenen Maler gelten, haben sie erstrebt, nach guten Kunstprincipien zu schaffen. Obenan hat Sir Josua Reynolds sich bemüht, eine Art Generalbaß der Malerei herzustellen; er hatte die Principien der besten jedes Landes aufgenommen, verarbeitet und daraus neue, für den Rhythmus der Licht- und Schattenvertheilung, der Farbengebung mustergültige Schöpfungen hingestellt.

Für die Landschaft war Connestable sein würdiger Partner. Die Lehren Beider wurden in Frankreich gründlich studirt, und es scheint mir, daß die Werke der großen Zeit der französischen Coloristen in jenen englischen Kunstregeln ihren Ursprung haben. Es sind dieses zahllose Meister: Decamps, Troyon, Couture, Rousseau, Corot 2c. Später, in unserer Zeit, sind all die goldnen Regeln über den Haufen geworfen, und Jeder erkämpft sich seine eigene neue Formlosigkeit von Neuem. Zu jener Zeit verachtete Farben, wie hellgrün, rosa, lila, blauweiß, bedecken jetzt zahllose Leinwande.

Von diesen malerischen Contrapunktisten ist auf der Ausstellung kaum noch etwas zu sehen*).

Der einzige, der nach allen Regeln des Geschmackes bis an sein Ende gearbeitet hat, und dessen Bilder auch in Folge dessen noch heute in jeder Stadt, in jedem Kunstladen auf die weiteste Entfernung schon, ganz abgesehen vom Sujet, das Auge durch die schöne Form fesseln, ist E. Landseer.

Man sagte mir früher, Landseer's Bilder seien eigentlich nicht gut in der Farbe und schlecht gemalt. Heute ist er schon wieder modern in seiner Blondheit und Lichtfülle. Er ist auch auf dieser Ausstellung die außerordentlichste Erscheinung der jüngst vergangenen Epoche. Der vollendete Adel des Geschmacks, die beispiellose Leichtigkeit, mit der die Bilder hergestellt zu sein scheinen, die Schönheit der Empfindung werden ihm noch lange seine Bewunderer erhalten und neue erwerben. Auch in poetischer Beziehung ist er ein Mehrer des Reiches; er hat seinen Geschöpfen eine Seele eingehaucht, die vor ihm noch Niemand am Thier entdeckt hatte. Alle seine Hirsche sind wahre Könige und Fürsten der Wälder, vor denen man den Hut zieht, und auf die zu schießen als Attentat bestraft werden müßte.

Die Hunde hat er als wirkliche gemüthvolle Freunde der Menschen erkannt und für alle Zeiten fixirt. Ich weiß nicht, welchen seiner Hunde ich mehr bewundern soll.

Das Bild „Onkel Tom und seine Frau“ ist für mich eins der schönst componirten Bilder der Ausstellung, an ihm würde ich Schülern alle Regeln der Composition erklären.

Sublim ist der Affe, in dessen Armen ein junger kranker Affe ruht; über die beiden und die Accessoires ist eine trübe Krankenatmosphäre ausgegossen, während hinter ihnen als Gegensatz ein junger, gesunder, energisch gefärbter Capuzineraffe lebensfroh in einige Apfelsinenstücke beißt.

Landseer theilt den Vorzug vieler wahrer Meister, er ist sehr vielseitig, seine Figuren machen ihm keine Schande, und Titania mit Zettel als Esel inmitten einer liebenswürdigen, graziös erfundenen Feeengesellschaft ist ein entzückend anmuthiges Bild. Neben diesem einzig dastehenden frischen Künstler bildete sich in England eine Secte, die all diese Principien verachtete, die den Verfall der Kunst von Rafael an datirte und deshalb etwas

*) Ein englischer Maler Burnet hat es vor längerer Zeit unternommen, ein treffliches Werk, „Die Principien der Malerkunst“, zu schreiben. In den drei Hauptabschnitten, über Linien-Composition, Schattenvertheilung und Farbengebung, beweist er durch Beispiele der besten Meisterwerke, weshalb ein Bild gut aussehe und ein anderes nicht, er berechnet mathematisch, wie wenig Licht Rembrandt anwende, und wie viel Rubens, und wie Tizian das schönste Ebenmaß an Licht und Schattenvertheilung und an Farbengebung hat. Das Werk ist hochinteressant und sollte in keinem Atelier, bei keinem Meister und keinem Schüler fehlen, auch bei Keinem, der Bilder kritisch zu beurtheilen unternimmt, da sich Jeder, der sich unsicher fühlt, daraus Rath holen kann. Es ist in einer neuen Uebersetzung erschienen.

früher anknüpfen zu müssen glaubte, um die Kunst neu zu oculiren. Dergleichen passirt in manchem Lande, und auch wir haben eine solche Secte gehabt, welche das Gedeihen der Kunst lange Jahre aufgehalten hat. Die unseren knüpften noch an Rafael an, aber sie sind eigentlich schlimmer als die erwähnten Präraphaeliten. Diese kehrten zwar ganz zur genauen Nachahmung der Natur zurück. Kenntniß der Anatomie und Perspective hat keine der beiden Gruppen beim Schaffen gestört, Beide aber vergaßen in der Anbetung ihrer idealen Vorbilder, daß eben diese Benozzo Gozzoli und Rafael doch ganz anders gemalt haben würden, wenn sie heute lebten.

Die Präraphaeliten sind eine gleich auf den ersten Blick merkwürdige Erscheinung. Tiefe des Gedankens bis zur gänzlichen Unfindbarkeit desselben zeichnet sie aus, oft eine Untiefe des Geistes, in die kein Taucher kommt, aber — sie haben doch Stück für Stück chinesisch genau nach der Natur gemalt, oft mikroskopisch, und daraus mußte immer etwas Gutes, Starkes entstehen. Ich übergehe den verstorbenen, ganz unbegreiflichen Nestor der Sippe, den Maler und Dichter Rosetti, er hat wirklich nichts gekonnt, aber er hat in den Urwald der wüsten Gedanken einen Weg gehauen, auf dem andere leichter wandeln konnten und eher an ein Ziel kamen.

Maddox Brown, Watts, E. Burne Jones und Millais waren die vereinten Freunde, die ihm folgten. Daß an der Richtung etwas Gutes war, zeigen uns Diejenigen, welche erst dem Irrweg folgten, sich dann seitlich aus dem Urwald schlugen und Wege in's helle Tageslicht, in bewohnte Gegenden, zu lebenden Menschen wählten.

Millais war einer der Abtrünnigen, und er steht jetzt als erster unter den Lebenden da. Seine Vielseitigkeit ist erstaunlich. In seinen frühesten präraphaelitischen Bildern ist schon eine enorme Kenntniß des Menschen und der Landschaft, und heute, wo er beides freier behandelt, entzückt er durch seine Frische der Auffassung. Er hat sehr viel ausgestellt. Treffliche Männerportraits, historische Scenen, Genrebilder, Landschaften 2c. Die Perlen seiner Collection sind: ein alter Seemann, lebensgroß, dem seine Tochter, zu seinen Füßen sitzend, über die nördliche Durchfahrt vorliest. Dem blitzenden Aufleuchten in den Augen des alten Seefahrers sieht man es an, welch großer Plan in ihm geweckt wird. Die energische Hand auf den Tisch schlagend, spricht er die Worte: „Es muß gehen. England wird es machen!"

Dann: Die Frau des Spielers, eine rührende Gestalt, die nach den Karten mit Wehmuth greift, welche all ihr Unglück gebracht haben. Die Nonnen, welche ein Grab graben; das schlafende Baby mit der prosaischen strickenden Kinderfrau im Hintergrund. Das sind alles Werke voller Meisterschaft. Einige seiner Portraits sind eminent in der Auffassung, so das eines Kupferstichsammlers, der ein riesiges Blatt in den Händen hält, und den Beschauer anblickt.

Seine meisten neuen Portraits sind nach anderen, ich möchte sagen Lenbach'schen Principien gemalt: ein Kopf, ein einfacher neutraler Hintergrund und dunkles flüchtig gemaltes Costüm. Die Köpfe haben das mit den Lenbach'schen gemein, daß sie psychologisch gut studirt sind und genau den Charakter der Person wiedergeben, während sie, rein als malerische Leistung betrachtet, hinter Lenbach zurückstehen. Wer malt auch unter allen Lebenden ein Paar Augen wie Lenbach. Ueberraschend ist es, daß auf der ganzen Ausstellung kaum ein Frauenportrait zu sehen ist.

Das beste aller Portraits hat Frank Holl ausgestellt, einen alten Herrn mit Kinderaugen im Rollstuhl, es ist wohl das beste Stück Malerei der ganzen Ausstellung; dieses und einige andere erinnern an die guten Herrenbildnisse Gustav Richters. Welchen enormen Effect würde ein Damenportrait Richters auf der Ausstellung gemacht haben!

Neben Frank Holl glänzt Ouleß, dessen Männerportrait gerechte Bewunderung auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung fand.

Auch Tadema ist mit einem meisterhaften, aber etwas absonderlichen Portrait eines Arztes vertreten, der am Bette einer Kranken sitzend, den Puls der letzteren mit der linken Hand fühlt, während er in der rechten die Uhr hält; der Kopf der Patientin ist nicht zu sehen.

Bilder des gefeierten Herkomer, dessen Name von dem Miß Grants jetzt unzertrennlich ist, vermögen nicht in ähnlicher Weise anzuziehen, nicht einmal das Bild seines alten Vaters. — Was galt da von aller Bewunderung dem Maler und was dem Modell?? Auch Richmond und Sant sind durch originelle und tüchtige Portraits sehr bemerkenswerth. Letzterer hat schon lange vor Herkomer seine drei Töchter in Weiß auf weißem Grunde gemalt. Der verstorbene Gordon Watson, ein Schotte und Portraitist allerersten Ranges, ist leider nur durch ein vorzügliches Bildniß repräsentirt.

Als nächster halb abtrünniger Prärafaelit erscheint G. Watson. Er hat interessante Portraits, etwa zwanzig an der Zahl, ausgestellt; alles Brustbilder, alle im gleichen Format, alles sehr berühmte Männer. Ihm ist es um die schöne Malerei eines Kopfes gar nicht zu thun, er buhlt nicht darum, mit van Dyk oder Tizian zu wetteifern; auf einer Schülerausstellung der Berliner Akademie würde kaum ein Kopf eine Auszeichnung erhalten. Auf der akademischen Ausstellung würden sie sogar refüsirt werden. Und doch wohnt vielen eine Großartigkeit und Schlichtheit der Auffassung inne, die sublim ist. Die Perle ist wohl das Portrait Tennysons. Man sieht jedem Bilde an: Das ist ein Maler, das ein Dichter und das ein Gelehrter. Diese zwanzig Portraits umgeben einige andere Werke desselben Meisters voll tiefer Innerlichkeit und poetischer Erfindung. Psyche, noch prärafaelitisch, d. h. mit gänzlichem Mangel an Reiz des nackten Körpers. Wenn schon die Präraфaeliten Alles und Jedes genau nach der Natur malen, so scheinen sie eine alleinige Ausnahme mit den nackten Gestalten zu machen, die alle wie nach dem schlecht gepolsterten Mannequin gemalt aus-

sehen, auch die graue Farbe ist beihalten, die weiblichen Figuren, stets mit dürftigen Hüften ausgestattet, sind nur daran als weibliche kenntlich, daß zwei nothwendige Attribute am Torso schüchtern angebracht sind. In dieser Auffassung wetteifern Watts, Burne Jones, Rosetti und Maddox Brown. „Der Todesengel" und „Die Hoffnung" sind die schönsten von Watts Compositionen. Auch den Berg Ararat hat er gemalt, beinahe im Sinne Wereschagins. Ein hohes schmales Bild, ein spitzer dunkelblauer Berg, ein Nachthimmel mit einem Stern darüber, das Ganze ein Leistung, die bequem in zwanzig Minuten herzustellen ist, aber dennoch sehr eindrucksvoll.

Maddox Brown malt meist unergründliche Rebus, wie Rosetti, aber er hat auch sehr interessante Sachen. Sein altes Bild von 1852, „Work" betitelt, hat sogar in seiner Bestrebung, die Natur auf der Straße zu erwischen, manches mit Menzel gemein. Er entschuldigt sich in einem Briefe förmlich, daß er es wagt, den englischen Straßenarbeiter und Bettler für eben so berechtigt zum Abgemaltwerden zu halten, wie den Neapolitaner, und so hat er mit mikroskopischer Genauigkeit jenes merkwürdige „Werk" geschaffen. In heller Sonne graben gewöhnliche Arbeiter in einer Straße eine Grube für Gasanlagen, alle im Schweiße ihres Angesichts, Frauen und arme Kinder umgeben die Gruppe im Vordergrund, ein Bettler, der Vergißmeinnicht feil hält, welche auch unter der Lupe zu bewundern sind, geht links zum Bilde heraus. Rechts im Schatten eines Baumes stehen zwei Herren, Arbeiter des Geistes, im Gespräch: Carlyle und D. Maurice. Die Sonne scheint durch die Bäume und besäet ihre schwarzen Röcke mit unzähligen hellen Pünktchen, ein gewagtes technisches Experiment der Malerei, das erst die neueren Italiener wieder aufgenommen haben. In der Mitte des Bildes suchen ein Reiter und eine reitende Dame sich einen Weg zwischen all den Arbeitern hindurch. Das Malen des Sonnenlichtes, das die alten Klassiker nie erstrebt haben, und mit dem sich die ganze moderne malende Welt meist vergeblich abmüht, ist auf diesem Bilde eigentlich zuerst aufgenommen worden. Die Kühnheit ist zu bewundern, wenn auch dies Resultat, wie die meisten anderen desselben Strebens, beweist, daß das grelle Sonnenlicht mit seinem harten Schatten eben mit unserem Farbenmaterial nicht zu erreichen und daß es überhaupt nicht sehr malerisch ist. Ich übergehe andere Werke von Maddox Brown, seinen Cromwell auf der Farm und die Composition, die zu enträthseln ich mich vergeblich bemühte, z. B. Don Juan Discowered, by Haydie und the Coat of many colours 2c. 2c., und komme, einen Augenblick bei Walter Crane verharrend, dessen The bridge of Life in der Berliner Jubiläums-Ausstellung seine bescheidenen Reize entwickelte und der mit einer großen Zahl trefflicher englischer Kinderbücher Groß und Klein der ganzen Welt erfreute, schließlich zu E. Burne Jones, dem jüngsten noch jetzt blühenden Präraffaeliten. Zunächst muß man sich einen Stoß geben, um bei den Bildern ruhig zu verharren und der widerstreitenden Gefühle, die sofort auftauchen, Herr zu werden.

Hat man aber mit gutem Willen versucht, sich in jedes Bild zu vertiefen, so wird man doch belohnt. Es ist wahr, Alles ist unnatürlich, geziert, manierirt, die Menschen alle geschlechtslos wie die Engel, sie irren auf den Bildern an einander vorüber, in's Leere glotzend, wie die Goldfische im Glase, alle haben die ähnlichen lieben Gesichter, dieselben Hände und Füße, aber dennoch — es ist ein Etwas darin. Der Chant d'amour erinnert an gute Italiener, die Farbe kommt Tizian nahe; es sind coloristisch bewundernswerthe Stärken auf dem Bild, dessen Composition ganz thöricht ist: Auf der Wiese vor einer Stadt sitzt ein Fräulein und spielt die Orgel inmitten des Bildes. Links kniet ein Ritterjüngling, rechts hinter der Orgel ein merkwürdiger Genius, dem die Musik Schmerzen zu verursachen scheint. Alle Drei haben Noth, ihre Glieder noch innerhalb des Rahmens zu placiren. Die Malerei ist ganz kindlich einfach, mit spitzem Pinsel ist alles genau hingemalt, jedes Haar, jedes Hälmchen, und diese Andacht bei Herstellung der Details ist es wohl, die auch den Beschauer länger vor dem interessanten Bilde fesselt. Seine Sibyllen erinnern an Pompeji, der Cyklus von vier Bildern des Pygmalion hat viel Schönes in der Empfindung; sehr hübsch ist das Bild, auf dem der Lebensengel erscheint und der Galatea mit einem Finger auf die Herzgegend tippt, um ihr Leben einzuhauchen. Die Scene ist lieblich und reizend erfunden. Freilich, die starre Galatea will schließlich nicht ganz lebendig und frisch werden, das Gliederpuppenhafte haftet ihr zu sehr an, und der Pygmalion scheint mir allmählich zu versteinern.

Die drei Engel an Christi Grab, the Morning of the resurrection, sind kostbar naiv empfunden.

Ein großes Bild stellt eine große goldene Wendeltreppe vor, auf der eine Schaar engelhafter Geschöpfe herabsteigen, gänzlich ziel- und zwecklos, manche mit Musikinstrumenten, die ihnen aber nicht recht vertraut scheinen. Der Grundgedanke ist mir nicht klar, das Bild leidet auch zu sehr an der Verachtung der Perspective. Die entfernteren Engel sind fast größer als die vorderen, alle haben genau die gleichen Füßchen und weißgrauen Gewänder.

Das Wirkungsvollste ist the wheel of fortune. Eine lebensgroße Fortuna im grauen Gewande steht an einem großen Rade, auf dessen breiter Außenseite eine Anzahl nackter Gestalten von je halber Lebensgröße einander auf Kopf und Schultern steigen, manche hat eine Krone auf, eine liegt unter dem Rade, eine ist schon bald über die Höhe weg.

Sie Alle, diese Meister, haben gedacht und gemalt und geben eben mehr zu denken, als die, welche blos malten, ohne zu denken. Es ist ja auf diesem Wege mehr und Großes zu erreichen, wie die oben erwähnten abtrünnigen Prärafaeliten beweisen.

Ich habe mich über diese Meister etwas ausführlicher geäußert, als mir als Thier- und Genremaler zukommt, aber sie sind doch die originellste Gruppe der Ausstellung, und sie sind bei uns so gut wie unbekannt. Wir

haben keinen einzigen Künstler, der dem Aehnliches leistet. Am nächsten käme vielleicht Böcklin, doch ist dieser gewaltiger, imposanter in der Farbe und mannigfaltiger.

Die alten vergangenen Genremaler konnten mich nicht reizen. Keiner erreicht den großen Wilkie, viele haben in ihren Werken etwas vom schönen Rhythmus der Holländer, aber sie alle sind doch wie vertrocknete Blumen eines Herbariums, die einst in ihrer Blüthe entzückt haben, doch es sind keine Immortellen. Da tauchen unter ihnen die alten, in England beliebten, großen Namen auf. Als die besten hebe ich hervor Etty, gest. 1849, der viel von Diaz, dem großen Franzosen, hat, dessen Bestreben war, daß seine figürlichen Bilder zunächst einem schönen Bouquet glichen. Ferner Frith, Webster, der im Genre Eduard Meyerheims malte, nur leichtfertiger und unrichtiger, aber noch im Rhythmus des alten Holländers, Cl. Stanfield, der wieder an den Franzosen Lepoitevin erinnert, und W. Müller, der theils noch in der schönen Manier des Connestable malt, von welchem sämmtliche guten Coloristen der französischen Landschaftsmalerei lange gezehrt haben. Die späteren Bilder Müllers sind ganz vorzüglich componirte, schön gemalte Orientscenen Er ist nicht zu verwechseln mit dem Wiener Professor Müller, dessen meisterhafte Orientbilder zu dem Schönsten gehören, was die moderne Technik leisten kann. Ein Bild von diesem hätte, was die Behandlung allein anbelangt, ganze Säle der englischen Bilder in Schatten gestellt. Auch Turner, der große kühnste Poet unter den Landschaftsmalern aller Länder, ist noch durch einige allerdings nicht seiner besten Bilder vertreten, die an Größe der Empfindung, an Wucht und Poesie noch heute unerreicht dastehen; freilich haben sie alle mit den Principien der täuschen wollenden photographischen Richtigkeit nichts gemein. In dieser Richtung leistete das Staunenswertheste J. F. Lewis, gest. 1876. Sein Orientbazar ist ein wahres Wunder der Kleinmalerei. Die nicht kleine Tafel, einen hohen Bazarraum darstellend, in dem zahlreiche Türken allerlei feilhalten, ist von einer Treue und Genauigkeit, von einer Abgewogenheit und Vollendung, wie Aehnliches noch nie gemacht ist. Ebenbürtig sind seine trefflichen Aquarellen und ein orientalischer Hof.

Der nächste lebende ist dann W. P. Frith. Er hat ein Dutzend Bilder ausgestellt. Sein Derby und sein Badestrandbild sind gute erprobte Rennpferde, die das Publikum mancher Ausstellung erfreuten. Es giebt kaum Bilder, auf denen soviel zu sehen ist, wie auf Friths Werken. Derby ist immer ein ausgezeichnetes Werk; die Beobachtungsgabe und die Fülle der Motivchen auf dem Bilde sind erstaunlich, und für die damalige Zeit ist Alles höchst respectabel gemacht, die ferneren Figuren und der Hintergrund sind meisterhaft, wie mit Stecknadeln ausgeführt. Seine übrigen zehn Bilder aber wollen uns heute nicht schmecken.

Ehe ich zu den lebenden Genremalern übergehe, muß ich noch Frederick

Walkers gedenken, der in zwanzig Nummern vertreten ist, Bildern und Aquarellen.

Seine Zeit soll ihn nicht anerkannt haben, und heute ist er eine Hauptzierde der Ausstellung. Er malte Genrescenen mit Figuren, die sich nur etwas über Staffagengröße im Verhältniß zum Bilde erheben, einfache Motive, wie „das alte Thor am Kirchhof", an dem sich eine trauernde Greisin und eine junge Frau begegnen; angelnde Bauernkinder in einer unglaublich flüchtig gemalten Landschaft, der blinde Wayfarer ꝛc. Walkers ist sehr vielseitig und von unglaublicher Feinfühligkeit. Seine einfachen Bilder sind, wie man bei genauer Betrachtung sieht, oft umcomponirt, viel übermalt und durchgearbeitet. Seine große Landschaft, eine Art nordisches Alpenglühen auf kleinen Bergen, mit einem pflügenden Bauern im Vordergrunde, bleibt eine der hervorragendsten Erscheinungen der Ausstellung.

Ihm etwas verwandt ist der 1872 verstorbene G. Mason. Seine acht Bilder sind von entzückender Harmlosigkeit, etwas im Genre J. Breton: kleine ländliche Ecken und Wege, auf denen Landleute einhergehen, Kinder einzelne Thiere treiben ꝛc.

Die Bilder sehen alle aus, als wenn der Künstler sie nur zu seinem Vergnügen gemalt hätte, unbekümmert darum, ob sie Jemand für fertig hält oder kauft. Die Malerei dieser Bilder hat etwas von der der guten Franzosen. Möglich, daß Millet und Breton erst von Mason gelernt haben. Ich habe diese kleinen Bilder mit dem größten Entzücken immer wieder betrachtet.

Von den lebenden Genremalern imponirt mir am meisten der Schotte Orchardson. Er ist der Maler des Sittenbildes par excellence, seine Bilder erinnern an Scenen aus Sardou, Dumas ꝛc. Er scheint nur gelegentlich zu seinem Vergnügen ein Bild zu malen, wenigstens ist an keinem die Arbeit von überheiztem Dampfkessel wahrzunehmen, vielleicht deshalb haben seine Werke etwas so spontan Wirkendes. Zwei Bilder Mariage de convenance und Alone sind beide demselben Roman entnommen. Eine alte Geschichte! Auf dem ersten sitzt der verheirathete alte Roué an langer Tafel mit der jungen Gattin — weit auseinander. Der Diener schenkt ihm ein, sie hat gar keinen Appetit und denkt an etwas anderes. Der große Saal mit der einzigen Lampe über dem Tisch ist so groß, vornehm und unfreundlich, so uninteressant, daß auch der Maler ihn nur ganz flüchtig behandelte, ebenso wie auf dem andern Bilde, wo wir den alten Herrn allein, verlassen, tief betrübt, mitten im Zimmer sitzen sehen.

Dies einfachste aller Bilder, ein alter Herr im Frack, allein im großen Gemach, im Hintergrund das unberührte Frühstück, ist eins der größten Meisterstücke der malerischen Erzählungskunst, die ich je sah; nur der Kopf des Herrn ist mit großem Fleiß und ausgezeichnet gemalt, aber das Bild würde langweilig werden, wenn es nicht so skizzenhaft wäre.

Orchardson ist vielseitig, er stellt auch Portraits, Scenen aus der

Zeit der Incroyables, und ein sehr eminentes Historienbild aus: Napoleon I. am Bord des Bellerophon 1815, einen letzten Blick auf die französische Küste werfend, trefflich und einfach componirt und weit durchgebildeter als seine anderen Werke.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist B. Rivière. Er ist ein ausgezeichneter Thiermaler und sucht nach klassischen Stoffen, bei denen Thiere anzubringen sind. Die Figuren, die er dabei braucht, sind geschmackvoll und fein charakterisirt. Sein Daniel in der Löwengrube ist nur von hinten sichtbar und darum doppelt eindrucksvoll. Die Löwen sind vorzüglich. Circe mit den Schweinen ist liebenswürdig und einfach. Der arme Knabe, der am letzten Meilenstein vor der Stadt zusammengebrochen ist und von seinem Hund bewacht wird, ist ergreifend. Das höchste aber erreicht der Künstler in seinen Playfellows. Der eine Spielgenosse, das Kind, ist krank und sitzt müde im Lehnstuhl, mit Kissen zugedeckt; sein Freund, der große Hund, sitzt vor ihm, hat eine Tatze auf den Schooß des Kindes gelegt und blickt dasselbe mit einer solchen Innerlichkeit des Ausdruckes an, wie ihn vordem nur Landseer malen konnte. Das Hundeauge gehört zu den ausdrucksvollsten Perlen der ganzen Ausstellung.

Von den hauptsächlichsten modernen Genremalern erwähne ich noch Leslie, der etwas im Genre unseres Amberg malt. Sein bestes Werk ist Waiting for the ferry. In eine sehr uninteressante Landschaft ist ein entzückendes Fräulein hineingemalt, die die Langweile der Umgebung vollkommen vergessen macht. Leslie überbietet sich in schönen Damen, meist Fräuleins auf dem Lande. Hier sitzen einige am Wasser und lassen gedankenvoll Rosen schwimmen, dort sitzen zwei gegen ein großes Fenster und präpariren, wie ich glaube, Häringssalat, dann wieder sind zwei an einer Quelle, Alles süß lieblich reizend, mäßig geschickt behandelt, aber jedes Bild wie ein Gedicht.

Henry Wood ist unserem Passini verwandt, er malt lauter Passinis in Oel. Sie haben in der Technik nichts Englisches, sind alle meisterhaft durchgeführt, licht und klar, aber ein bischen zu schön gesehen. Ein treffliches Meisterwerk ist das Bild von Luke Fildes. Ein Hochzeitszug durchwandert das Dorf, das junge Paar wird von den Dorfbewohnern derart beworfen, daß es nicht weiß, wie es sich des Blumenregens erwehren soll. Die ziemlich großen Figuren sind die besten en plein air gemalten der Ausstellung, die Composition ist vollendet, und dem Beschauer wird eine Fülle der reizenden Einzelheiten geboten, an denen man sich nicht sattsehen kann! Für das Sujet ist das Bild vielleicht zu groß.

Alma Tadema brauche ich nicht zu erwähnen; er nimmt mehr denn eine Wand ein, an die nur schwer zu gelangen ist, und von der man dann ebenso schwer sich losreißt.

Als Genremaler paradirt Herkomer mit seiner „letzten Musterung“ der alten Helden, die manchen Krieg und manche Ausstellung siegreich mit-

gemacht haben. Es ist ein Meisterwerk, das an unsern Menzel erinnert. Nichts ist auf dem Bilde in Unklarheit gehüllt, Alles mit fetter Farbe solid und kenntnißreich hingemalt. Minder bedeutend ist sein „Hard times“: eine Auswandererfamilie auf der Landstraße, auch plein air, aber die Figuren sind nicht sehr interessant. Herkomer möchte dem nach Sentimentalität stets durstigen englischen Publikum gern etwas hinwerfen, aber er trifft nicht das Richtige und englisirte sein Motiv eben nur, während seine Stärke ganz wo anders liegt, aber nicht in der Erfindung und Empfindung.

Ein kleines Juwel ist C. Burton Barbers Bildchen. Ein reizendes blondes Mädchen, ganze Figur, mit einer Milchschaale in der Hand, deren Inhalt mit einem Kätzchen zu theilen sie gar keine Lust hat. Ich erwähne es, weil es in der Farbe und Technik das energischste stärkste Bild der Ausstellung ist.

Es ist mir nicht möglich, annähernd alle die Genrebilder, deren Zahl sehr groß ist, einzeln aufzuführen. In allen macht sich das Bestreben geltend, den Beschauer lachen oder weinen zu machen, und nie, Ekel zu erregen, wie das bei vielen modernen deutschen Genrebildern der Fall ist, die den Beschauer in die unangenehme Atmosphäre der Spelunken oder Krankenstuben hineinzwingen wollen. Das Motto „shocking“ hält den Engländer vor manchen künstlerischen Darstellungen zurück. Vielleicht hat das „shocking“ den plastisch künstlerischen Sinn Englands von jeher untergraben, denn zu keiner Zeit ist in England, meines Wissens, in der Plastik etwas wirklich Vollendetes geleistet worden. Erst in neuester Zeit kommt die Sculptur zu Ehren, wovon wir schöne Beweise auf unserer Jubiläums-Ausstellung sahen.

Auf der Manchester Ausstellung sind in jedem Saal höchstens vier bis sechs plastische Arbeiten aufgestellt. Das „shocking“ ist auch daran schuld, daß die Pflege des Nackten in der Malerei so vernachlässigt wurde. Daher stammt der Mangel an Schönheitssinn für die Körperformen bei allen Präraphaeliten. Die einzige Ausnahme macht vielleicht Leighton, der wohl im Stande ist, seine Figuren besser als alle Anderen zu zeichnen; dafür fehlt ihm aber wieder die malerische Ader. Er ist bis heute noch nicht „seiner eignen Meinung“. Er verbindet Rafaelisches mit Präraphaelischem, mischt Tadema mit Majolika-Anschauungen, hohlen Pathos mit falschem Adel in seinen Bildern, so daß man die vielen guten Eigenschaften darin schwer genießt. Er hat eine sehr tüchtige große Sculptur ausgestellt, einen Mann, der verzweifelt mit einer Schlange ringt. Wäre diese Gruppe in Berlin gewesen, so hätte er vielleicht nicht allein die Medaille für Wissenschaft davongetragen.

Von neuester Thiermalerlei habe ich wenig Gutes auf der Ausstellung entdeckt, und von Landschaften haben mir eigentlich nur die herrlichen beiden Marinen von John Brett wahrhaft imponirt. Sie sind, obgleich von bedeutendem Format, mit den spitzesten Pinseln ausgeführt, doch ist die

Totalität dabei nicht verloren. Diese und seine übrigen Werke, sein herrlicher Gebirgsbach, zählen zu den besten Landschaften der Neuzeit.

Vedutenartige Werke sind von Graham „A Spate in the Highlands“ und zwei schöne Bilder von Vicat Cole. „Kornfelder und Hochsommer“ zählen zu den eindrucksvollsten Landschaften der Sammlung, wenn sie auch in Technik und Auffassung nichts Neues bieten. Vielen Landschaften sieht man es an, daß ihre Urheber in Paris studirt haben und sich die edle Einfachheit Daubigny's und Anderer anzueignen versuchen. Im Großen und Ganzen genommen steht die Landschaftsmalerei nicht auf der Höhe, die wir in Deutschland gewohnt sind. Meister von dem Geschmack und der Geschicklichkeit der beiden Achenbach, Gebirgsmaler wie Ludwig v. Kamecke und andere intimere Landschafter wie der Wiener Schindler, wie Dücker, Schönleber, Munthe, Gude, Bracht und deren beste Schüler, habe ich nicht in England gefunden, und doch ist die englische Landschaft so wunderschön malerisch. Am allerbesten finde ich sie wiedergegeben in den herrlichen Meisterwerken in Holzschnitt von Birket Foster, der aber mit der Farbe und dem Pinsel nicht genügend umzugehen versteht.

Das Gebiet des Stilllebens liegt, wie mir scheint, gänzlich brach. In Bezug auf die Totalerscheinung der Bilder habe ich die Bemerkung gemacht, daß alle Engländer bemüht sind, ihren Bildern ein ganz bescheidenes Aussehen zu geben, auch durch die Umrahmung. Während man bei uns, mehr als irgendwo, danach strebt, die Bilder in möglichst kostbare, schwere und sinnverwirrende, leider meist geschmacklose Rahmen zu stecken, sind die englischen Maler nur bedacht, dem Bilde einen nicht störenden Abschluß zu geben. Ich will England nicht als das Land des guten Geschmacks für Alles hinstellen, dafür zeugte die Manchester Ausstellung in ihren meisten industriellen Bestrebungen, namentlich auf keramischem und Juweliergebiet keineswegs, aber in Bezug auf Ausstattung und Ausstellung der Bilder haben die Engländer, scheint mir, ganz Recht. Als Princip scheint zu gelten: der beste Rahmen ist der, den man nicht sieht.

Auch die Säle waren in ihren Verhältnissen mustergültig erbaut.

Bei uns pflegt eine Bilderausstellung leider stets ein Bildermassenmord zu sein. Die bekannte Größe der Säle verführt die Künstler, um sich bemerkbar zu machen, dazu, alle ihre Gegenstände auf viel zu großen Leinwanden herzustellen. Der Totaleindruck eines Riesensaales, der mit Bildern angefüllt ist, ist immer entsetzlich und lähmend für den Eintretenden. In England sind die Bildersäle alle klein und übersichtlich, wie das schon erwähnte Arrangement, die Werke eines Künstlers stets vereinigt zu lassen, auf den Beschauer höchst angenehm wirkt. Um originell zu bleiben, haben freilich die englischen Akademiker eine enge chinesische Mauer um ihre Akademie gezogen, sie wollen einmal keine fremden Künstler bei sich einlassen. Ist es doch vorgekommen, daß Bilder von Gustav Richter und A. Achenbach auf der Londoner Royal academy

nicht zugelassen wurden. Die Gastfreundschaft gegen fremde Kunst ist leider eine sehr geringe.

Von den Meisterwerken der berühmten englischen Aquarellisten habe ich leider auf der Manchester Ausstellung, trotz gründlichen Suchens, nichts finden können. Es waren außer zwei Aquarellen Tademas, eines entzückenden Atelier-Interieurs von Gregory und einigen Blättern von Walker durchaus keine ausgezeichneten Blätter zu sehen, Nichts, was sich mit der Fülle des Vortrefflichen messen konnte, was die diesjährige Aquarell-Ausstellung in Dresden bot, von Menzel und Passini erst gar nicht zu reden. Hingegen bot die Abtheilung der Radirungen und Zeichnungen viel Außerordentliches.

Die Meister des Punch hatten eine ganze Collection Originale jener trefflichen Zeichnungen gesandt, die allwöchentlich die ganze Welt beglücken, deren hoher künstlerischer Werth im Publikum noch gar nicht genug gewürdigt wird. In späteren Zeiten wird man erst den beiden Genrezeichnern C. Kean und Du Maurier dankbar sein dafür, wie gut sie das moderne Leben, im Volk und in der Gesellschaft, verewigt haben. Wie außerordentlich wahr und treffend ist da jede Figur beobachtet und wiedergegeben! Auch dem Durst nach dem Idealen und Stilvollen wird Stoff geboten. Sambrowne ist ein Stilist ersten Ranges und Taylor nicht weniger in seinen ideal klassisch gehaltenen politischen Blättern.

Ein Wort über die treffliche Einrichtung der englischen illustrirten Kataloge möchte ich noch hinzufügen. Es ist bei uns den Ausstellern überlassen, dem Verleger des Kataloges nach Belieben Zeichnungen und Photographien der ausgestellten Werke einzusenden. Die Folge davon ist, daß die mediokren Künstler sehr zahlreich ganze Seiten bedeckend in den Katalogen vertreten sind, während die bedeutenderen, die diese Reclame nicht nöthig zu haben meinen, allmählich aus dem Katalog ganz verschwinden. So bietet schließlich der Katalog nie eine richtige Vorstellung der Ausstellung und bestärkt das Publikum in der bei jeder Ausstellung immer laut werdenden Meinung, es sei diesmal eine ganz besonders schlechte Ausstellung. Im englischen Katalog werden von der Akademie ausgehend sämmtliche bedeutenden Bilder der Ausstellung in kleinen Zeichnungen hergestellt und in den Text gedruckt, oft sechs bis acht auf einer Seite. Diese kleinen Zeichnungen in Conturen genügen, um das Gedächtniß des Ausstellungsbesuchers frisch zu halten, und geben, ganz im Kleinen, ein richtiges Bild der Composition. Unsere und die Pariser Kataloge des Salon bilden ein unerfreuliches, viel zu dickes Bilderbuch mit meist gleichgiltigen unerfreulichen Sachen. In diesem Verfahren ist leider nichts zu ändern, so lange die Herausgabe des illustrirten Katalogs einfach einem Buchhändler zur Privatspeculation überlassen bleibt.

Bei meiner Heimreise hielt ich mich noch in London auf und besuchte flüchtig einige Museen. Eine sehr nachahmenswerthe Einrichtung fiel mir im S. Kensington-Museum angenehm auf. Dort sind nämlich sämmtliche

Gypsabgüsse berühmter klassischer Gegenstände durch einen imitirenden geschickten Anstrich genau dem Material des Originals gleich gemacht. Der Totaleindruck eines solchen Saales voller Sculpturen ist ungemein wohlthuend — ein Gefühl, das mir beim Durchschreiten unserer Gypssammlungen nie aufkeimt. Hier wäre, wenn auch nicht Polychromie, so doch eine einfache Tönung sehr am Platze. Die Abgüsse über Marmor sind steingrau gehalten, und die über Bronze im Originalton copirt.

Wenn ich aus allem Gesehenen nun ein kurzes Resumé ziehe, was unsere Kunst durch Oculirung von den echten Stämmen der englischen für Nutzen ableiten könnte, so ist es in erster Linie, daß bei einem Unterricht darauf zu halten wäre, die Schüler in gründlicherer Weise auf die Principien und den Rhythmus der alten Meister aufmerksam zu machen. Es wird zwar bei uns auch copirt, aber planlos und ohne Anweisung; die copirenden Schüler arbeiten meist im Museum, um Geld zu verdienen; nie sah ich einen, der sich Farbenskizzen nach berühmten Meistern sammelte. Es genügt auch nicht das einfache Copiren. Ein Schüler kann ein Bild meisterhaft copiren, ohne es im Geringsten zu verstehen, gerade so wie ein Knabe eine Beethoven'sche Sonate spielen kann, ohne das Verständniß dafür zu haben. Das einfache Nachmachen genügt nicht. Der Sinn für die Schönheit eines Kunstwerks müßte in ganz anderer Weise geweckt werden. Die englischen Künstler schienen mir, nebenbei bemerkt, viel mehr mit ihren Poeten und mit dem Theater im guten Sinne vertraut. Hat sich doch Alma Tadema ein Vergnügen daraus gemacht, das „Wintermärchen“ für ein Londoner Theater bis auf's kleinste Detail auszustatten, — eine Leistung, die beispiellosen Erfolg hatte, und aus der hundert akademische Schüler einige hundert klassische Bilder entwerfen könnten. Mir scheint, gewiß haben unsere unbemittelten jungen Künstler zu wenig Gelegenheit, gute Stücke auf guter Bühne zu sehen, um ihre in den Akademieklassen einschlafende Phantasie etwas zu befruchten. Ich bin ja gewiß nicht dafür, daß Fauste, Gretchen, Herrmann und Dorothea gemalt werden, aber als Uebung zur ersten begeisternden Anregung für den Kunstjünger mögen sie vielleicht dienen, der noch nicht im Stande ist, eigene Gestalten seiner Phantasie so hinzustellen, daß sie ein wirkliches Leben für alle Zeiten haben.

Und so verlasse ich mit schönen Erinnerungen die Ausstellung in Manchester, wenn auch nicht zerknirscht und zerschmettert ob des Verfalls unserer heimischen Kunst. Wir brauchen uns dem Allen gegenüber nicht klein zu fühlen. Vielleicht werden wir auch einmal eine Ausstellung von fünfzig Jahren deutscher Kunst erleben, aber vollzähliger als der kleine Appendix der Jubiläumsausstellung, und — ein frommer Wunsch — endlich in Räumen, die würdig sind, mit Kunst geschmückt zu werden, in denen es sich behaglich wandelt, in denen man in Weihe und Andacht das Gebotene auch wirklich und wahrhaft und ohne Hast genießen kann.

Literarische Ursachen und Wirkungen.

Streiflichter und fragmentarische Denkblätter.

Von

Julius Grosse.

— München. —

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich geb' ich nach —
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Weh Dir! wenn Du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde —
Bleibst Du nur ein müder Gast
Auf der trüben Erde.

Goethe.

I.

Die letzten vier Zeilen werden jedem Goethefreunde aus dem west-östlichen Divan bekannt sein, aber wo stehen die ersten Zeilen? Diese Frage hat Manchen schon irregeführt, und doch sind sie eine echte Reliquie, während die letzten vier zugleich beweisen, daß der alte Dichterfürst unter Umständen auch bei sich selbst eine Anleihe nicht verschmähte. Als er, um lästigen Huldigungen auszuweichen, seinen letzten Geburtstag (28. August 1831) in Ilmenau verlebte, machte er im Laufe dieses Tages auch einen Ausflug nach der Körnbachthalmühle bei Elgersburg. Dort trug er jene acht Zeilen in ein aufliegendes Fremdenbuch ein, freilich nicht ahnend, daß er zum letzten Male seinen Geburtstag erlebte; und doch klingt es aus den sibyllinischen Worten wie ein ergreifender, wehmüthiger Abschiedsgruß. Dieser unfreiwilligen Actualität halber schrieb ich die Zeilen ab, als ich sie vor neun Jahren im Sommer 1880 dort entdeckte; mögen sie denn hier zur „nachdenklichen" Einleitung beim Rückblick auf verflossene Jahre, Menschen und Dinge dienen.

Sie haben mich ersucht, Ihnen fragmentarische Mittheilungen aus dem eigenen Leben zu geben. Aber es will mir scheinen, als wäre es dazu noch viel zu früh — als ständen die Menschen und Ereignisse noch nicht fern genug, um aus Wahrheit wieder zur Dichtung zu werden — zu jener freien duftumgebenen Auffassung, welche die höhere Wahrheit enthält. Aber

einzelne Actualitäten aus der Vergangenheit könnte ich wohl herausgreifen, — ich meine Beziehungen des literarisch Geschaffenen zur Gegenwart — zeitgemäße Beziehungen, die, unbeabsichtigt, sich plötzlich als vorhanden geltend machen, manchmal in komischer, ein ander Mal in verhängnißvoller Art — jene Improvisationen des Zufalls, Pointen der Augenblicksaufnahme, die ebenso oft glückbringend, als zum Unheil werden können.

Es giebt neben der bekannten, gleichsam officiellen, Literatur- und Kunstgeschichte noch eine verborgene, unterirdische, deren Vorgänge manchmal erst die richtigen erhellenden Streiflichter auf die wahren Motive dessen werfen, was alle Welt erlebte oder erlebt zu haben glaubte. Wer weiß, zum Beispiel, weshalb Courbet die Vendomesäule umstürzte? — eine Barbarei, die für einen Künstler geradezu unerklärlich wäre, wenn sie nicht andere, bisher unbekannte Motive gehabt hätte. In jenen Tagen, da die Commune schon ihr Haupt erhob, planten die Knownothings und Anarchisten der Radicalen einen Angriff auf das Palais Luxemburg. Was dabei aus den dort vorhandenen Kunstschätzen geworden wäre, war unberechenbar. Um dieselben zu retten, hielt Courbet eine flammende Rede und wußte mit gut gespieltem Zorne die Zerstörungswuth auf ein minder werthvolles Object zu lenken. So soll die Vendomesäule zum Opfer gefallen sein für den Luxemburg. — Also ist es mir vor einiger Zeit erzählt worden.

Oder wollen Sie lieber eine ältere, deutsche Actualität? Ein berühmter Dichter in Leipzig, der dem Homer mehr in der Blindheit glich, als in der Vorzüglichkeit seiner Verse, hegte vor etwa 45 Jahren den lebhaften Wunsch, der ersten Auflage seiner Gedichte eine zweite folgen zu lassen. Aber er wollte sich weder vor dem Drucker, noch dem Verleger blamiren. Die noch umfangreichen Vorräthe der ersten Auflage mußten unbedingt verschwinden. Da gab ein unvorsichtiger Freund einen gefährlichen Rath. Beide, der Poët und sein Pylades beluden sich mit den Ballen der Exemplare und schritten in Nacht und Nebel in's Rosenthal, um die unschuldigen Musenkinder in der Pleiße zu ertränken. Und also ward der betlehemitische Massenmord auch ausgeführt — leider aber vollzog sich die Execution in der nächtlichen Stille mit einem derartigen Lärm, daß die wachsame Hermandad alsbald Jagd machte auf die fliehenden Missethäter, sie einholte, und in sicheres Gewahrsam abführte, bis die Sonne es an den Tag brachte, daß das Wasser nur seines Gleichen verschlungen hatte. So erzählten nachher boshafte, vielleicht erfinderische Zungen; aber die zweite Auflage ist dann wirklich erschienen.

Oder möchten Sie eine Actualität aus Goethes Leben selbst, wie sie heute noch in weimarischer Tradition fortlebt? Als der Altmeister, vielleicht aus Vorsicht, seinen „Bürgergeneral“ anonym aufführen ließ, saßen vor seiner Parterreloge einige Musensöhne aus Jena, und im Glauben, Vulpius sei der Verfasser, ließen sie ihren kritischen Bemerkungen freien Lauf. Plötzlich erhob sich Jupiter tonans hinter ihnen: „Meine Herren, ich bitte mir Ruhe aus, das Stück ist von mir!“ — Es wurde weiter gespielt, und man

bewunderte Goethes Muth, mit solcher Arbeit hervorzutreten, die sich mehr und mehr als seiner unwürdig erwies. Der Schluß soll lautlos verlaufen sein. Goethe aber wandte sich lächelnd, bevor er die Loge verließ, nochmals an die Jenenser: „Meine Herren, das Stück ist doch von Vulpius.“ Das geschah ungefähr zur selben Zeit, als Kleists zerbrochener Krug auf der Weimarer Hofbühne vor einem Publikum durchfiel, das damals für das Lustspiel keinen anderen Maßstab kannte, als Kotzebue. Auch eine Actualität von Beweiskraft dafür, daß Erfolg oder Mißerfolg noch kein bleibendes Kriterium für den innern Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes sein können.

Das Alles ist freilich lange her. Ihnen würde vielleicht eine Actualität aus unseren Tagen willkommener sein. Wohlan — obschon ich das Folgende nur mit vorsichtiger Hand berühre und aus Gründen der Discretion von jeder Namensnennung absehen muß. Vor einigen Jahren kam zu einem berühmten Poeten ein verschollener Jugendfreund und Parteigenosse. Beiden war vor vierzig Jahren in den Tagen der nationalen Bewegung eine verhältnißmäßig bedeutende Rolle zugefallen. Seitdem die Stürme sich gelegt, hatte der Poet inzwischen eine beträchtliche Reihe von Werken geliefert und einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß errungen, während der Andere, politischer Agitator, angeblich in allerlei internationale Wirbelstürme verwickelt, im Ausland verschollen war. Plötzlich erschien er aber, und zwar mit kategorischem Ultimatum: „Lieber Freund, es wird endlich Zeit, daß wir Abrechnung halten. Du wirst Dich ohne Zweifel erinnern, daß Deine Schöpfungen, die Dich berühmt gemacht haben, eigentlich die Ausbeute meiner Arbeiten sind und mir gehören. Beweis der dort und dort deponirte Koffer mit Schriften, die wir nunmehr an das Tageslicht ziehen werden.“ Sprach's und verschwand wieder. Kurze Frist darauf berichteten die Zeitungen von dem plötzlichen Tode des Poeten unter Umständen, die anfangs den Verdacht nahe legten, daß er freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Nach sorgfältiger Nachforschung über den Kern dieser dunklen Legende kann ich einstweilen nur constatiren, daß der berühmte Dichter in Folge einer Gehirnentzündung am Schlagfluß gestorben ist, wie dies auch das Sectionsprotokoll der Aerzte festgestellt hat. Auch ist nunmehr nach Verfluß mehrerer Jahre wohl zu hoffen, daß der Gegner inzwischen so weit zur Besinnung gekommen ist, um von seinen, im Auge jedes Dritten, unberechtigten Anklagen und Ansprüchen abzustehen. Ich habe diesen Fall hier nur in der Absicht erwähnt, um eine immerhin mögliche Legendenbildung im Keim zu verhindern. Glücklicherweise war es hier leichter, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, als in der analogen Streitfrage, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der unsterblichen Meisterdramen sei — eine Frage, die sich kürzlich fast auch zu einer acuten „Krisis der Literatur“ auszuwachsen drohte.

Unter jener Spitzmarke brachte vor einigen Monaten die Münchener Allgemeine Zeitung einen pikanten und durch Paradoxieen blendenden

Artikel über den Deutsch-Italiener Graf in Mailand. — Ich wundere mich, daß jene höchst geistvolle, doch sachlich herausfordernde Arbeit keine Entgegnung oder wenigstens kritische Beleuchtung gefunden hat. Wenn Graf unter Anderem behauptete, in der heutigen Literatur Europas überwiege die Lyrik, so weiß man nicht, was er damit meint, wo in aller Welt diese siegreichen Lyriker existiren. Mit viel größerem Recht hätte er sagen können, unter allen Künsten überwiege heut bei weitem die Musik — sie habe, wie ein Rufer im Streit sich seinerzeit ausdrückte, die Führung übernommen und die eigentliche Literatur einstweilen an die Wand gedrängt, wenigstens in Deutschland. Und so viel ist Wahrheit, daß, von der Macht der Töne ganz abgesehen, die Componisten selbst zur Feder des Schriftstellers greifen, um ihren Sieg zu vollenden und ihre Präponderanz so eindringlich und unaufhörlich als Axiom zu verkünden, bis jeder Widerspruch verstummt. Ich will nur ein Blatt zur Illustration dieser Thatsache liefern.

Im Herbst 1865, als ich noch das literarische Morgenblatt der officiellen Bayerischen Zeitung redigirte, kam eines Tages eine Beschwerde, resp. Anfrage aus dem K. Cabinet. Weshalb wir eine Arbeit Richard Wagners zurückgewiesen hätten? Der berühmte Meister habe sich beim Könige beschwert, daß ihm in ganz Bayern keine einzige Zeitung zu Gebot stände, um seine Ideen dem Volke zu vermitteln. Wir konnten mit gutem Gewissen die Collectiverklärung abgeben, daß wir niemals in der Lage gewesen, eine Arbeit R. Wagners abzulehnen, weil uns niemals eine solche angeboten worden. Schon damals fiel seitens eines der Redacteure die Bemerkung: „Hinter dieser Beschwerde steckt offenbar etwas Anderes. In solchen Fällen dient die Unwahrheit nur als Mittel, um irgend etwas durchzusetzen!“ Es war auch kein Jahr vergangen, als mit der Jahreswende von 1866 zu 67 der Zweck jener Unwahrheit zu Tage kam. Die Regierung sah sich plötzlich veranlaßt, die kaum fünf Jahr zuvor erworbene officielle Zeitung für immer aufzugeben, und zwar zu Gunsten einer neuen „Süddeutschen Presse“, die von Julius Fröbel auf Kosten der königlichen Civilliste herausgegeben werden sollte. Es war das eine merkwürdige neue Sturm- und Drangperiode. Mit Fröbel erschien eine Anzahl alter Freunde und Parteigenossen als Generalstab des Wagnerthums, nicht bloß in der Musik, sondern hinfort auch in der Presse.

Gleich die erste Nummer der neuen Zeitung brachte am 1. October 1867 im Feuilleton R. Wagners Arbeit: „Deutsche Kunst und Politik“. Dies also war jene, angeblich von uns verschmähte, Arbeit; das Pronunciamento der neuen Macht, für welche jene Zeitung als literarisches Hauptquartier geschaffen werden mußte! Leider nahm dieser glänzende Anfang eine unerwartete Wendung. Während noch die ersten Nummern des Essays durch scheinbar patriotische Farbe blendeten, trat sehr bald die wahre Tendenz hervor, die nach der Loosung: ôte toi, que je m'y mette ausnahmelos alles, was König Max II. literarisch und wissenschaftlich ge-

fördert hatte, mit rücksichtsloser Anmaßung in den Staub zog. Dieser durchaus unprovocirte Angriff erschien selbst Fröbel derart maßlos, daß er dieses literarische Autodafé nicht mehr mit seinem Namen decken mochte, noch weniger die Hyperbeln byzantinischer Gesinnung. Er verweigerte also seinem Freunde rundweg den Weiterabdruck, wenn er nicht einige wesentliche Aenderungen träfe; zugleich erklärte er als Ehrenmann, daß er unter solchen Umständen auch nicht mehr in der Lage sei, die Zeitung auf königliche Kosten zu leiten, sondern sie nunmehr auf eigene Rechnung weiterführen werde.

Mit dieser Erklärung kam es gleich im ersten Monat der neuen Aera zum unheilbaren Bruche zwischen den alten Parteigenossen; und wenn auch der Essay später mit größerer Retouche erschien, so kam es meines Wissens doch zu keiner vollen Aussöhnung mehr. Die Süddeutsche Presse ward Fröbelsches Eigenthum und wurde auf seine Kosten weitergedruckt. Seiner Energie und geistvollen Leitung ist es mit zu danken gewesen, daß die hochgehenden Wogen der bayerischen Verstimmung nach 1866 sich allmählich soweit glätteten, um die öffentliche Meinung für die Allianz von 1870 vorzubereiten. Später wurde die Süddeutsche Presse an ein Bankconsortium verkauft, und Fröbel ging als Consul des deutschen Reichs zuerst nach Smyrna, später nach Algier, wo er heut noch im Amte wirkt, und, falls es erforderlich, die Correctheit meiner Mittheilungen würde bestätigen können.

Was jene officielle „Bayerische Zeitung“ betraf, die ein so rasches Ende nahm, so habe ich zu berichtigen, daß sie nur fünf Jahre existirte. Im Gegentheil hatte sie, die schon zwanzig Jahr zuvor als halbofficielles Blatt bei Wolf gedruckt wurde, ein ganz respectables Alter erreicht und je nach den wechselnden Epochen auch den Titel mehrmals geändert. Im Jahre 1855 hieß sie noch „Neue Münchener Zeitung“ und wurde als solche unter Riehls Oberleitung ausersehen, gleichsam die Repräsentation der damals vom König berufenen Gelehrten und Schriftsteller zu übernehmen. Die Geschichte dieser Zeitung zu schreiben, mit welcher allerhand Umgestaltungen und Experimente vorgenommen wurden, bis sie 1862 in den Alleinbesitz der Regierung überging, würde den Raum weit überschreiten; aber einige Streiflichter seien mir, als dem vormaligen Mitredacteur, gestattet. Ich war schon im Mai 1855 eingetreten, aber ich kann wohl sagen, daß diese zwölf Jahre bis Ende 1866 eigentlich eine Zeit ununterbrochenen, wenn auch versteckten, Kampfes gewesen sind. Ich will die Gegner hier nicht klassifficiren; aber es waren weit weniger die Ultramontanen, als wechselnde Stimmführer der Localpresse, welche eine principielle Gegnerschaft gegen alle Nichtbayern als löbliche patriotische Tendenz pflegen zu müssen glaubten.

Dingelstedt hat in seinen „Münchener Bilderbogen“ jene Periode mit ebensoviel Humor als Wahrheit skizzirt. Leider beschleunigte er selbst seinen Sturz durch eine unbegreifliche Inconsequenz. Denn er, der liberale

Vorkämpfer und „Nachtwächter mit Fortschrittsbeinen" hegte als Theater-Intendant nichts weniger als etwa Achtung vor der Gedankenfreiheit. Als die Neue Münchener Zeitung sich bei Besprechung der Jahresübersicht von 1857 einige pia desideria erlaubte, eilte Dingelstedt sofort zu Graf Reigersbagg, dem als Minister des Innern damals die officielle Presse unterstellt war: „Wie können Sie als k. Beamter mir, der ich ebenfalls Beamter bin, Opposition machen?"

Der Minister erwiderte, daß Theaterreferate, so wenig wie Kunstberichte, doch keine amtlichen Kundgebungen der Regierung seien. „Ganz gleichviel!" rief Dingelstedt, „das Publikum faßt die Sache so auf, daß selbst die officielle Zeitung Auftrag habe, gegen mich zu agitiren!" — Den Minister verblüffte diese Logik, er versprach Remedur und gab Dingelstedt anheim, selbst einen Berichterstatter zu stellen. Dieser Ausweg wurde zwar angenommen, aber damit war die Sache keineswegs zu Ende.

Sofort nämlich begab sich Dr. B., der Chefredakteur, zum Minister, um ihm zu erklären, daß er den neu vorgeschlagenen, als bestechlich bekannten, Berichterstatter im Interesse des guten Rufes der Zeitung nicht annehmen könne. „Was wollen Sie?" rief der Minister. „Unter zehn Literaten sind neun Lumpe. Da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an!"

Dr. B. nahm diese Erläuterung so empfindlich auf, daß er schriftlich seine Entlassung anbot; aber im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit war er so unvorsichtig, für den Fall, daß man ihn behalten wolle, erheblich höhere Bedingungen zu stellen. Einige Stunden darauf war er wirklich entlassen. Am selben Tage reiste König Max nach Italien und ließ auf seinem Schreibtisch die Enthebung Dingelstedts zurück. Alle Welt wußte von dieser Entscheidung früher, als der Betroffene selbst. Wieder einen Tag später kam General v. Frays auf die Redaction der Neuen Münchener Zeitung und bat, alles beim Alten zu lassen. „Schreiben Sie über das Theater, was Sie wollen, nur lassen Sie meine Person aus dem Spiel — ich alter Mann habe das Amt der Intendanz nur übernommen, um dem König einen Gefallen zu thun." Ein halbes Jahr später, es war im Jahr 1857, übernahm Dingelstedt die Leitung des Weimarischen Hoftheaters, das er in zehnjährigem Wirken zu neuem Glanze erhob.

Jene Gegnerschaft der Einheimischen gegen die Fremden*) — ein Thema, dessen zusammenhängende Darstellung seinerzeit manches Denkblatt füllen wird, zeitigte mancherlei wunderbare Blüthen. Eines Tages kam ein Münchener Gelehrter (ich will seinen Namen hier nicht nennen) und brachte einen, der Idee nach, höchst dankenswerthen Beitrag für das Morgenblatt der B. Z. Die Arbeit enthielt nur wenige Zeilen Text, des Inhalts, daß

*) Für eine moderne große Kunststadt eigentlich ein vollkommen unmöglicher Gegensatz. Weitaus die Mehrzahl der Münchener Künstler sind Nichtbayern, und niemals hat man sie dies empfinden lassen. Jede Universität der Welt recrutirt ihre

auch die bayerischen Universitäten der Vergangenheit (Ingolstadt, Landshut ꝛc.) eine große Reihe von Celebritäten in allen Fächern aufzuweisen hatten. Darauf folgte ein umfassendes Namenverzeichniß von etwa hundert Koryphäen nebst den Jahreszahlen ihrer Wirksamkeit, wie ihres Todes — sonst aber keinerlei weitere Erläuterung.

Vergeblich bemühte ich mich, dem berühmten Gelehrten vorzustellen, daß eine nackte Nomenclatur noch kein genießbarer Essay, daß es doch wohl wünschenswerth sei, die Charakterköpfe jener Namen etwas ausführführlicher modellirt zu sehen. Alles umsonst. Die einzige Antwort, die ich erhielt, waren Ausfälle über norddeutsche Anmaßung, sowie die sofortige Zurückziehung des Beitrages. Einige Monate später aber benutzte der Herr Verfasser meine Abwesenheit auf Sommerurlaub, um bei meinem Stellvertreter die Aufnahme jenes Namensverzeichnisses pure durchzusetzen — und so ist es auch gedruckt worden. Die bisherige Sympathie des berühmten Gelehrten aber hatte ich freilich für immer verscherzt; er hat sogar für nöthig gehalten, noch lange Jahre nachher in einem satirisch sein sollenden Gedicht seine Revanche an mir zu nehmen, eine Vendetta, die wohl allen etwaigen Lesern räthselhaft und unverständlich geblieben sein wird, weil sie die Beziehungen und Motive nicht kannten.

Im erwähnten Fall also hatte eine Unterlassungssünde, die bekanntlich häufig verhängnißvoller ist als das Gegentheil, böse Frucht getragen. Eine andere Unterlassungssünde, auch seitens der Presse, wird vielleicht lehrreich für Dramaturgen sein. In der Zeit von 1868—70 hatte ich als literarischer Beirath der General-Intendanz u. A. die Obliegenheit, auf ältere werthvolle Stücke einheimischer und fremder Literatur aufmerksam zu machen. So wurde auf meine Veranlassung im April 1869 Holbergs „Politischer Kannegießer" gegeben, jene unsterbliche Komödie, deren Titelrolle zum geflügelten Wort geworden ist. Nun hätte in unserer damaligen Zeitung, die ich mit Dr. Grandaur redigirte (Münchener Propyläen) ein orientirendes Wort gesagt werden sollen, daß es sich hier um ein älteres dänisches Stück handle. Diese Vorsichtsmaßregel unterblieb, ich weiß selbst nicht mehr, weshalb; und die Folge war, daß das Publikum, das im Namen Holberg wohl einen Anklang an Holbein oder Holtei fand — jene Komödie als modernes Produkt auffaßte, dann, über diese Art Satire erstaunt und enttäuscht, das Stück, trotz der vortrefflichen Darstellung mit

---

Lehrkräfte aus der Ferne und muß die wissenschaftliche Qualität derselben höher stellen, als das Indigenat. In München dagegen wirkte der confessionelle Gegensatz ebenso vergiftend, wie das bajuvarische Selbstgefühl. Man lebte in der thörichten Furcht vor den Freimaurern, oder man that wenigstens so. Daher der fast fanatische Haß gegen jene Berufenen. Man hielt den fremden Import für eine Zurücksetzung der einheimischen Kräfte, ohne daß jemals eine solche Kraft genannt werden konnte, die wirklich zurückgesetzt worden ist. Aber jene fable convenue des Parteigeistes ist selbst heute nach mehr als dreißig Jahren noch lange nicht als überwunden zu betrachten.

Entrüstung ablehnte — ahnungslos, daß es ein Meisterwerk fallen ließ! Sehr natürlich — die Satire, welche zu Holbergs Zeit, d. h. vor 160 Jahren, wo politisirende Bürger noch als Müßiggänger und Zeitverderber galten, wohl angebracht war, traf heute alle Welt, weil heute alle Welt von Zeitungen beherrscht wird. Die Satire wurde nicht mehr verstanden, ja sie wirkte als directe Beleidigung. Ich glaube, man würde z. B. mit Molières femmes savantes eine ähnliche Erfahrung machen, wenn man sie anonym dem Publikum als modernes Stück bieten wollte.

Noch viel empfindlicher war man gegen eine andere Actualität; denn unsere Zeit ist, wenn auch milder, doch bei weitem nervöser geworden, als jemals eine frühere Epoche. Im Frankreich des vorigen Jahrhunderts würde man einen Autor, der in einen Roman wahre oder erfundene Mysterien der vornehmen Welt ausplauderte, unfehlbar in die Bastille gesteckt haben. In unserer Zeit genügt es, wenn solcher Autor durch den Verleger freundschaftlich veranlaßt wird, den betreffenden Roman abzuändern. Den Verfasser läßt man dann laufen, und der Verleger wird nach Umständen vielleicht mit einem Orden belohnt. Ich übergehe diese sehr charakteristische Actualität, theils weil sie noch zu bekannt ist, theils weil sie nicht bloß nervöse Gemüther noch heute und zwar mit Recht verletzen könnte.

Uebrigens ist es noch gar nicht so lange her, daß man auch bei uns noch die Bastille dictirte. Auf der Magdeburger Citadelle saß im Herbst 1846 ein Berliner Autor, der bereits die Morgenluft von 1848 witterte und in einem Witzblatt sich unliebsame Zeitbetrachtungen erlaubt hatte. Es war ein junger, vielversprechender Mann, der es später auch bis zum Hoftheater-Intendanten gebracht hat. Damals milderte man schon nach kurzer Zeit seine Haft und gestattete ihm, in einem Hotel der Stadt zu wohnen. Dort suchte ich als blutjunger Anfänger den „Märtyrer“ auf und brachte ihm mein tirocinium; ich glaube, es war eine Uebersetzung des „Jesuit“ von Ducange und Pirérécourt. Herr Feodor Wehl — warum soll ich seinen Namen verschweigen? — nahm mich auf das Liebenswürdigste auf, sprach von collegialem Zusammenhalten und ermuthigte mein Streben. Schade, daß ihm auch der Boden von Parthenope bald zu warm wurde. Er hatte als Theaterrecensent ein paar Lieblinge des Publikums und in Folge davon auch den Geschmack desselben getadelt. Darob Entsetzen und Sturm, der sich sogar zu persönlichen Drohungen steigerte. Feodor Wehl schüttelte alsbald den Staub der kunstsinnigen Festung von den Füßen und ging nach Hamburg, wo er noch heut sein otium cum dignitate verlebt.

Ich möchte mit jener Erwähnung meiner geliebten zweiten Heimat, der ich so viel verdanke, durchaus nicht zu nahe treten; brachte mir doch derselbe Herbst 1846 dort eine andere werthvolle Berührung mit einem der damals gefeiertsten Dichter — mit keinem geringern, als Karl v. Holtei, der seine weltberühmten Shakespeare-Vorlesungen hielt, denen an jedem

Abend als Zugabe eines seiner Lustspiele folgte — so dem Richard II. sein „33 Minuten in Grüneberg.“ Ich bin heute noch stolz darauf, mit dem greisen Löwen — grau war er, obwohl er noch nicht fünfzig erreicht hatte! — einige Worte gesprochen zu haben, als ich mir persönlich mein Billet holte. Er hinterließ damals bei einem Freunde einen großen Folioband mit seinen sämmtlichen (ich glaube 60 bis 70!) Dramen und Singspielen. Der Prachtband, dessen bunten Inhalt ich mit kritiklosem Heißhunger verschlang, scheint nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden zu sein, denn ich habe mich später auf Bibliotheken vergeblich bemüht, seiner wieder habhaft zu werden. In der Art seiner dramatischen Vorlesungen ist Holtei von Niemand wieder erreicht worden. Unvergleichlich war seine Kunst, die Personen jedes Alters und Geschlechts in verschiedenen Stimmen auseinander zu halten, dabei in Mimik und Bewegung die vollendetste Plastik und dramatische Beseelung.

Vielleicht am nächsten kam ihm Emil Palleske, der nur wenige Jahre darauf im Winter 1851 seine Laufbahn begann, und zwar im Salon von Robert Prutz zu Halle. Seine Zuhörer waren außer der Familie des Professors nur wir paar Studenten: „Otto Roquette, ich und August Förster, der damals schon den Marschallsstab der Intendanz in seiner Patronentasche trug. Unvergeßlich sind mir die Nachmittage, an denen er in einer Conditorei der Steinstraße den Schauspielern tiefsinnige Vorlesungen über Shakespeare hielt; ebenso unvergeßlich jener Abend des 21. Novembers 1851, als er selbst die erste größere Rolle, und zwar die Titelrolle meines ersten Lustspiels „Shakespeare“, im Stadttheater spielte. Dem Dreiacter folgte dann noch ein Einacter „Waldeinsamkeit“ von Otto Roquette. Was dem Abend aber ganz besondere Weihe verlieh, war der Umstand, daß es der Polterabend August Försters war, der am Tage darauf die reizende Tochter des Directors Bredow freite und dann mit der ganzen Gesellschaft hinaus in die weite Welt zog, ich weiß nicht mehr, ob zuerst nach Sondershausen oder Meiningen.

Da ich einmal beim Theater bin — wem, der jemals das Zauberreich der weltbedeutenden Bretter beschritt, fallen nicht hundert Histörchen ein, wie es gemacht wird, um Erfolge zu erringen, und anderseits, um errungene wieder zu vernichten! Ich will nur zwei erzählen, die eine von harmlos tragikomischer Art, die andere von höchst fataler Actualität für den Betroffenen und sein Werk.

An einem großen Hoftheater wurde mein Tiberius gegeben. Noch auf der Hauptprobe war der berühmte Mime, der die Titelrolle spielte, verdrossen und schläfrig, in bester Disposition, jeden Moment krank zu werden. Erst als am Schluß der Probe der Kassenrapport kam, daß das Haus voraussichtlich ausverkauft werde, hellte sich die Lazarusmiene des Koryphäen auf; nun erst war er entschlossen zu spielen, was bis dahin höchst zweifelhaft gewesen. Nachdem die Hauptprobe zu Ende, rief er mit lauter Stimme einen Theaterdiener heran und bestellte für diesen Abend — zwei Lorbeerkränze, die, wie sich später herausstellte, für den Schluß

berechnet waren. Diese Ungenirtheit des savoir faire erschien mir höchst amusant, aber ich durchschaute sie doch nicht ganz. Der Erfolg des Stückes war, Dank der besonderen Liebenswürdigkeit des Publikums ein überaus warmer und mich derart bestürzender besonders am Schluß, daß ich alle Besonnenheit verlor und die Gebote der Schicklichkeit völlig vergaß. Die Schicklichkeit nämlich gebietet, in solcher Situation Hand in Hand mit dem Mimen, dem der Erfolg zu danken ist, zu erscheinen. Dieser psychologische Moment wurde verpaßt, ich kam allein. Erst mehrere Tage später, als die Wiederholung sein sollte, ward mir klar, was ich gesündigt. An den Ecken prangten rothe Zettel. Der Tiberius war abgesetzt, weil der große Mime erkrankt sei. Anstatt Tiberius wurde „Größenwahn" gegeben. Als ich den Kranken aufsuchte, war er spazieren gefahren. Jetzt erst ward es mir klar: ich hatte ihn durch jenen verpaßten Moment um den erhabenen Augenblick gebracht, mit den bestellten, nun natürlich nicht gekommenen, Lorbeerkränzen irgend eine rührende Komödie aufzuführen. Das Stück ist zwar später wiederholt worden; aber es bedurfte der ganzen Energie der Intendanz, um ihr gegebenes Ehrenwort einzulösen und zu zeigen, daß sie der Herr im Hause sei, nicht aber ein gekränkter Mime.

In einer anderen Stadt ging es mir noch weit schlimmer, indem Bosheit oder Thorheit eine vernichtende Actualität schuf, eine solche, die in der Reihe aller Mißgeschicke obenan steht, weil sie durch nichts reparirt werden kann. (Es war schon seit Jahren eine Art gemeinsames Problem gewesen, den antiken Cäsarwahnsinn dramatisch zu gestalten; so wurde der Nero von Gutzkow, Schleich, Wilbrandt und Greif in Scene gesetzt, der Caligula von Halm, später von Heyse. Der Tiberius ist im Ganzen auch drei bis viermal dramatisirt worden, zuerst von einem Dänen Hauch, dann von Gregorovius, weiter von einem Rostocker Privatdocenten Clason. Mein Stück ist im Aufbau der Handlung, wie in der Auffassung der Charaktere, nach den neuen Forschungen des Historikers Freytag gearbeitet. Die Figur Sejans erschien darnach als ein politischer Streber nach der höchsten Macht — hinsichtlich der Frauen als ein antiker Don Juan). Der Erfolg des Dramas war auch hier derart, daß noch die vierte Vorstellung vor fast ausverkauftem Hause stattfand. Da gefiel es einem boshaften Recensenten, dem Sejan, als der rechten Hand des greisen Tiber, bildlich den Namen unseres größten Staatsmannes zu geben. — Was gehört auf solche Infamie? Gewiß eine exemplarische Strafe. Diese traf aber nicht den Erfinder des „mal mot", sondern das Stück, das sofort und für immer abgesetzt wurde. Man erschrak bis in die Knochen hinein vor einer albernen polizeiwidrigen Actualität, die nie und nimmer wirklich vorhanden war, aber nunmehr nicht aus der Welt geschafft werden konnte.

In einer anderen Stadt war mir einige Jahre vorher eine nicht minder merkwürdige Erfahrung beschieden, die nämlich, daß man als Autor nie ungestraft in der Tarnkappe des Siegfried oder mit dem Ring

des Gyges erscheinen darf. Die Bescheidenheit des Incognito wird stets eine Schuld, wo es Pflicht war, eine Rolle zu spielen! — Auf der Albrechtsburg von Meißen führten die Dresdener Künstler im Juni 1871 mein Festspiel „Albrecht Dürers Erdenwallen" auf, und zwar auf Veranlassung von A. v. Z. Ich war ebenfalls von Weimar eingeladen worden, hatte jedoch zur Bedingung gemacht, nur incognito als „Herr Müller" zu erscheinen; einfach, um mir die lästige Repräsentation als Verfasser zu ersparen. Der Tag und das Fest verlief auf das Glänzendste. Es konnte nicht fehlen, daß am Abend nach dem Festmahl das Incognito durch wohlmeinende Freunde dennoch gelüftet wurde, und hier begannen die seltsamen Erfahrungen. Wohl manchen neuen lieben Freund gewann ich und auf Lebenszeit; aber auch mancherlei Gegner. Namentlich eine berühmte Sängerin hat mich noch Jahre nachher ihre äußerste Geringschätzung empfinden lassen — wie Einen, den man als Horcher an der Wand ertappt hat. Sehr erklärlich, denn der Ring des Gyges würde in der heutigen Welt seinen Inhaber unter allen Umständen verdächtig machen.

Es war damals das letzte Mal, daß ich den hochbegabten Kunstforscher A. v. Z., den ich eigentlich schon von Jugend auf gekannt, begrüßen sollte. Zwei Jahre später war er nicht mehr unter den Lebenden, als Opfer vielleicht eines Wahns — jedenfalls aber einer Actualität, die tragisch für ihn ausging. Auf A. v. Z.'s Betreiben war, um die staubaufwirbelnde Streitfrage zu entscheiden, welche von den beiden Madonnen die echte sei, ob die Dresdener oder die Darmstädter — endlich die Confrontation beider Werke erfolgt, offenbar weil man mit Sicherheit auf den Sieg der Dresdener rechnete. Aber A. v. Z.'s Unternehmen wandte sich gegen ihn. Er war unbefangen genug, nach seiner Ueberzeugung der Wahrheit die Ehre zu geben; als er beide Bilder nebeneinander sah, entschied er sich selbst für die Darmstädter. Er verleugnete also die Heilige des Orts, was ihm vielleicht einzelne Kirchthurmpatrioten auf's Kerbholz geschrieben haben. Ohne allen Zweifel stand man an maßgebender Stelle über den Parteien; aber als Z.'s Stellung — er hatte das Kunstreferat über das ganze Königreich — eine Veränderung in günstigstem Sinn erfuhr, wähnte er, von krankhafter Reizbarkeit beherrscht, in jener Beförderung nach der Maxime „promovetur, ut amoveatur" — eine Wirkung seines unparteiischen Gutachtens zu sehen. Andere Gründe kamen dazu, um die Schwermuth des bis dahin glücklich Verlobten zu steigern, und er entwich freiwillig einer Complication, die er wähnte, heraufbeschworen zu haben. Diese wahren Gründe seines Scheidens blieben damals verschwiegen; ein naher Verwandter des Unglücklichen theilte sie mir zehn Jahre später in Ems mit.

Apropos Ems und Homburg — das erinnert mich an ein anderes, bis heut noch unaufgeklärtes Vorkommniß, auch ein Beleg zur actuellen Wirkung literarischer Erzeugnisse.

Im Herbst 1869 lernte ich in München eines Abends „bei Adam" den

Grafen St. aus Rußland kennen, und zwar genau in derselben Weise, wie ich es im Eingang der Erzählung „Graziana" berichtet habe. Graf St. wollte mir eine Novelle in Auftrag geben, ungefähr so, wie man eine Büste beim Bildhauer bestellt, oder ein paar Stiefel beim Schuster. Diese Art, einen fremden Rohstoff zur Bearbeitung geliefert zu bekommen, reizte mich; bisher hatte ich meist nur eigenes Erlebniß oder eigene Erfindung verwendet. Am nächsten Tage erschien Graf St. bei mir und erzählte mir aus seinem Leben einen ziemlich verwickelten Roman, der theils am Rheine, theils in Rußland und Paris spielte. Man hatte ihm seine verlobte Braut durch eine raffinirte Familienintrigue entfremdet. Um sich Satisfaction zu verschaffen, glaubte er die drei Brüder der Braut verantwortlich machen zu müssen und forderte sie. Der Zweikampf fand am Gestade des baltischen Meeres in Liefland statt — führte aber in seinen Folgen gerade zur Versöhnung mit den Brüdern, während inzwischen die Schwester in die Hand eines Unwürdigen gefallen und für immer verloren blieb. Das Alles war vor langen Jahren geschehen, und Graf St. hatte längst eine andere Herzenswahl getroffen. Wie es mir aber schien, wollte er mit der Novelle dennoch irgend eine Rancune üben, zumal er die Arbeit zu völlig eigener Verfügung verlangte. Diese Actualität verdarb mir die Freude an dem sonst hochinteressanten Stoff, und ich lehnte damals den Antrag überhaupt ab. Einige Jahre später fiel mir in Weimar eine andere Entwickelung des ungelösten Problems ein, eine Aenderung, welche zum optimistischen Schlusse und zur Wiedervereinigung mit der entrissenen Braut führte. In dieser neuen Wendung gefiel mir die Aufgabe, und so ist der Roman geschrieben worden. Er erschien zuerst in einer Frankfurter Zeitung, später als Buch in der Serie „Offene Wunden".

Kaum aber war die Erzählung gedruckt, als ich durch die Redaction jener Frankfurter Zeitung einen an mich gerichteten, ganz unglaublichen Brief einer Dame aus Homburg empfing, des fabelhaften Inhalts, daß ich, nachdem ich einige Zeit mit ihr gelebt und sie böslich verlassen, nun auch noch die Vermessenheit habe, unsere Historie der ganzen Welt zu erzählen! Was war das? Hatte irgend Jemand meinen Namen mißbraucht? oder gab es einen Doppelgänger desselben Namens, der in Mittel-Deutschland ebensowenig selten ist, wie sonst Müller und Schulze? Ich antwortete sofort und bat um näheren Aufschluß, um eventuell, falls eine strafbare Mystification vorlag, den Weg des Rechts zu beschreiten. Darauf folgten höfliche, aber ausweichende Briefe, die einen Irrthum zugaben, aber sich zugleich in immer längere phantastische Tiraden und Hallucinationen verloren. Um nur Eins anzuführen: Die Dame ging alltäglich mit Sonnenaufgang in Gesellschaft ihrer kleinen Tochter auf einen hohen Berg, um dort „die Gemeinschaft mit dem Ewigen zu feiern". Kein Zweifel, ich hatte es mit einer religiösen Schwärmerin zu thun. Da die Briefe immer mysteriöser und apokalyptischer wurden, blieb mir nichts übrig, als die unerquickliche

Correspondenz abzubrechen. Ich habe nie Aufschluß erhalten können, wer die Dame war, auch nie erfahren, wo Graf St. geblieben ist. Vielleicht dient dieses Blatt dazu, ihm, falls er noch lebt, zu sagen, daß seine Aufgabe vom Jahr 1869 längst zum Roman gestaltet worden ist und jene höchst seltsame Wirkung gehabt hat*).

Mancher meiner Leser wird vielleicht argwöhnen, daß dichterische Phantasie an diesen Mittheilungen allzugroßen Antheil habe. Doch kann ich versichern, daß ich die dürrste Wahrheit in die kürzeste Form gekleidet. Es wäre ja ein Leichtes, ganze Seiten jener räthselhaften Briefe zu reproduciren, wenn dies nicht den bemessenen Raum mißbrauchen hieße.

Es sei gestattet, hier noch andere interessante Actualitäten und Belege von Wirkungen durch die Presse anzuschließen, theils selbst erlebte, theils von Freunden mitgetheilte. Die erste betrifft einen, wohl noch lebenden, Mönch in Rom.

Im April 1856 hatte ein Kunstbericht der Neuen Münchener Zeitung das anspruchsvolle Werk eines Anfängers ziemlich scharf mitgenommen. Es war ein „Kain an der Leiche Abels“ — das schülerhafte Ergebniß von sklavischen Studien am lebenden Modell wie am Secirtisch der Anatomie. Einige Tage nach Erscheinen des Berichtes kam mir eine dringende Warnung zu. Man sähe in der Kritik persönliche Motive, denn der Künstler, ein junger Schweizer, habe vor zwei Jahren wochenlang mit mir am Starnberger See verlebt. Diese Thatsache war richtig; aber wer kann alle Namen im Gedächtniß behalten, zumal sonst kein Verkehr bestand! Ich dankte dem Warner, erklärte aber zugleich, daß mein Urtheil unter allen Umständen ebenso ausgefallen wäre, da persönliche Rücksichten für mich nicht existirten. Einige Abende später ließ sich nach dem Theater im Restaurant von S. auch jener Künstler blicken, vermied jedoch jede Begegnung mit mir. Es war anders geplant, und seine Anwesenheit ein vorausbedachtes Alibi.

Als ich gegen Mitternacht in die Nähe meiner Wohnung in der Sophienstraße kam, fiel mir unter dem Säulenportal des botanischen Gartens eine Gruppe Menschen auf. Die Form der Hüte verrieth sie als Künstler. Blitzartig war mir klar, daß ich im Begriff war, in eine Falle zu gerathen. Genau gerechnet hatte ich fünf Secunden Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Die Ecke der Sophienstraße bildete ein kleines vielbesuchtes Wirthshaus „Zum Löwengarten“. Rasch bog ich in dasselbe ein und ließ mir ein Zimmer geben. Vom Fenster desselben im Oberstock konnte ich

*) Bei dieser Adresse an den Fernen fällt mir eine Anfrage ein. Habent sua fata — nicht blos Bücher, auch Zeitungen und Manuscripte. Mir sind in meinem Leben drei ungedruckte Arbeiten abhanden gekommen, auf die ich seiner Zeit großen Werth legte. Zuerst ein Lustspiel („Der Demokratenhut“ oder „Geist und Schule“, Magdeburg 1849); dann ein bürgerliches Trauerspiel („Wahn und Versöhnung“ Halle 1851); weiter eine Novelle („Eine ehrliche Haut“, 1857; in Cassel verschwunden). Möglich, daß das eine oder andere von den beiden Ersten mein damaliges Pseudonym „Waldemar Nagel“ trug. Sollte diese Mittheilung irgendwie auf die Spur der Manuscripte leiten, so sei hiermit mein Eigenthum reklamirt.

bei der mondhellen Nacht nunmehr den ganzen Vorgang beobachten. Jene Schaar zwar schien verschwunden, offenbar war sie in die Straße hineingestürmt; nach einer Weile aber kam sie zurück in doppelter Stärke, zweifellos hatte die andere Hälfte mich vor der Hausthür erwartet. Jetzt war die ganze Gesellschaft, etwa zwanzig Köpfe, beisammen, um zu berathen, was zu thun sei. Nach geraumer Frist kam einer der Schlauköpfe auf den Gedanken, vom Hof aus in die unteren Räume des Wirthshauses zu spähen, ob ich mich vielleicht dorthin geflüchtet hätte. Endlich gegen ein Uhr entfernten sie sich, und die Gefahr war vorüber — die Gefahr nicht nur thätlicher Insulten; schwerer wäre der moralische Schlag gewesen, der meiner Laufbahn als Redacteur sehr wahrscheinlich ein rasches Ende gemacht haben würde.

Am Mittag des folgenden Tages begab ich mich in den weltberühmten Garten „zum Achatz", wo an langen Tafeln die Häupter der Universität und Akademie mit den sogenannten Neuberufenen bei Sonnenschein, Musik und Bock tägliche Verbrüderungsfeste feierten; an den benachbarten Tischen war dann meist auch die jüngere und jüngste Künstlerschaft, unter diesen auch meine Gegner, versammelt. Dort erzählte ich, natürlich ohne jegliche Namensnennung, Freund Carrière, dem Secretär der Academie, was mir in verwichener Nacht begegnet war, und mit welchen Gefahren noch heute ein unabhängiger Kritiker zu rechnen habe. Lautlos lauschend saßen die Attentäter und erfuhren auf diese Weise erst, wie ihnen das sicher gestellte Wild entkommen war. Das Drastische der Situation gab mir so viel Humor, um die Lacher auf meine Seite zu bekommen. Auch nachher, als die Freunde gegangen waren, blieb ich, und erlebte die erfreuliche Genugthuung, daß von jenem andern Tische ein gewisser Purkinjé, ein genialer, etwas zerfahrener Gesell, Sohn des berühmten Prager Gelehrten, zu mir herüberkam und mir, da ihm offenbar diese Schlußentwicklung gefallen hatte, seine Freundschaft antrug — leider nur auf kurze Zeit, denn einige Tage später reiste ich nach Italien, und wir verloren uns aus den Augen. Erst zehn Jahre später tauchte Purkinjé wieder in München auf und erzählte mir lachend, daß er damals der eigentliche Rädelsführer gewesen. „Sie haben übrigens ganz Recht gehabt. Aus dem W. — jenem Schweizer nämlich — ist nichts geworden. Der hat später in Rom convertirt, und ist dort in ein Kloster gegangen, wo er heut noch seine Kunst treibt." „Und was war in jener Nacht Ihre Absicht?" — „Hm, Ihnen einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Sie konnten aber auch zum Krüppel geschlagen werden. Deshalb war der W. nicht mit dabei, um sein Alibi zu beweisen, falls die Sache schief ging."

Zur Abwechselung möge eine heitere Episode aus derselben Zeit folgen. München stand damals (im März 1856) unter dem Gestirn der Bacherliade. Die A. Z. hatte mit scheinbar apodiktischer Gewißheit bewiesen, daß der „Fechter von Ravenna" ursprünglich von einem Schulmeister Bacherl in Pfaffenhofen geschrieben, daß aber Halm von dem in

Wien eingereichten Stück Kenntniß genommen und sich rascher und glücklicher desselben Stoffes bemächtigt habe. Als dies Sensationsdrama endlich in München gegeben wurde, demonstrirte das Publikum, indem es am Schluß mit Leidenschaft nach Bacherl rief und nicht weichen wollte, bis Dingelstedt das Gas ausdrehen ließ — ein Vorfall, der zweifellos mitwirkend für seinen Sturz wurde. Daß Bacherl in Deutschland herumzog, seine sog. Poesieen las und sich geduldig auslachen ließ, zuletzt aber am besten lachte, als er ein kleines Vermögen heimbrachte und — Milchmann wurde — dies nur nebenbei. Später ist er als Schulmeister in Nebraska gestorben. Doch ich wollte Lustiges erzählen. Damals, nach Aufführung des Stückes, fiel in literarischem Kreise die Aeußerung: „Dieser „Fechter von Ravenna" ist eigentlich doch nur ein Balladenstoff, aber kein Drama, weil die eigentliche Verwickelung fehlt. Wie nun, wenn Halm wie Bacherl gleichzeitig nach einer verschollenen Ballade gearbeitet hätte?" „Halt," rief Geibel, „diese Ballade muß erschaffen werden!" Einige Tage später las Paul Heyse ein köstliches Gedicht, im echten Stil jener Schiller'schen Epigonen, wie sie lange Jahre besonders den Dresdener Parnaß beherrschten — ich meine die Conz, Kind, Krug von Nidda, Wackenroder, Nostiz, Kalkreuth u. A.

„Im edlen Auge Wonnethränen,
Den Blick gerichtet himmelan —
Schmiegt sich in langem, bittrem Sehnen
Die Mutter an den Jüngling an.
Hell schauen Roma's goldene Zinnen
Auf der Vereinten Glück herab,
Und die Erinnys schleicht von hinnen
Und senket ihren Schlangenstab.
So hattet endlich Ihr Erbarmen!
Beseligt ruft's Thusnelda aus.
Ihr Götter, darf ich ihn umarmen,
Den Liebling, in des Hasses Haus?

Ist endlich des Tyrannen Rache
Gesättigt an Armins Geschlecht,
Daß unter Cäsars eig'nem Dache
Das Mutterherz erlangt sein Recht?
Auf des Palastes Marmorstufen,
Die ich mit Flüchen einst betrat,
Soll ich sie jubelnd widerrufen?
Kennt Roma eine Liebesthat?
So wälz' in Deinem schlammigen Bette
O Tiber Deine Fluth zurück!
Denn um Thusneldens Eisenkette
Schlingt Rosen dieser Augenblick!"

Und in diesem sentimental erhabenen Pathos ging es noch fünfzehn Strophen fort. Das Poem, welches in höchst geschickter Gestaltung den ganzen Kern der Tragödie enthielt, wurde auf Umwegen in das Frankfurter Conversationsblatt geschmuggelt, als von einem gewissen J. J. Oppermann in Kaiserslautern herrührend, der es vor langen Jahren aus der Dresdener Abendzeitung abgeschrieben haben wollte. Die Ballade ging binnen einer Woche durch die ganze deutsche Presse, und männiglich war erfreut, die verborgene Quelle des Sensationsdramas endlich aufgedeckt zu sehen. Von allen Blättern war die Augsburger Allgemeine Zeitung die einzige, welche sofort eine Mystification witterte. In Dresden aber soll man sich wochenlang die Finger wundgeblättert haben, um in den alten Jahrgängen der Abendzeitung die merkwürdige Ballade, welche mit „Lothar" unterzeichnet war, aufzufinden.

Jenes war eine geplante und wohlgelungene scherzhafte Mystification.

Es giebt aber auch unbeabsichtigte Mystificationen und Illusionen, die durch die Presse in empfänglichen Gemüthern erweckt werden können.

Es ist noch kein Jahr her, als die „Kunst für Alle“ meine Novelle „Selfmademen“ brachte, in welcher ein Mäcen geschildert wurde, der ein Talent von der Landstraße auflas, um es auf seine Kosten erziehen zu lassen. Sofort erhielt ich einen langen, höchst beweglichen, Brief von einer Familie, die mich bei allen Heiligen beschwor, ihr die wahre Adresse jenes Mäcens zu geben; man wisse einen jungen hochbegabten Mann, der sicher die gleiche Wohlthat verdiene. Leider war jener Mäcen, der allerdings keine erfundene Figur war, schon vor Jahren gestorben. Eine etwas weitläufigere analoge Erfahrung machte Freund Allmers, „der Ritter vom Meer“, mit seinem Buch „Römische Schlendertage“; nämlich in der Wirkung desselben auf einen Phantasten. Aus Breslau schrieb ihm ein junger Mann und bat ihn um Empfehlung nach Rom, denn Rom sei sein einziger Gedanke Tag und Nacht, seit er jenes wunderbare Buch gelesen. Allmers that wirklich allerlei Schritte bei Gesandtschaften, aber es war keine Stelle frei. Plötzlich meldete der Enthusiast, er habe eine Erbschaft von dreitausend Mark gemacht und gehe sofort nach Rom. Die Summe war sehr bald verbraucht. Mit dem letzten Hundert begann er einen Kramhandel mit Photographieen in der via Condotti; später ging er nach Neapel und Capri und heirathete dort eine Insulanerin, verließ aber auch diese bald, und wurde nach Brasilien verschlagen. Im letzten Brief von dort meldete er Allmers, er habe einen musikalischen Neger entdeckt, und beschwor ihn himmelhoch, dieses Genie auf Subscription Deutschlands loszukaufen, weil er so göttlich — das Klapphorn bliese! Freund Allmers mochte wohl lächeln über diese lange Kette von Folgen — die eigentlich alle der Wirkung seines Buches entsprungen waren.

Hermann Allmers — warum nannte ich ihn den Ritter des Meeres? Auch daran hängt ein Histörchen, wenn auch von anderer Art.

Eines Abends wurde im Dom von Bremen der Messias von Händel aufgeführt. Allmers machte dabei die Bekanntschaft eines vornehmen älteren Fremden, der vom Lande hereingekommen — eines Barons v. E., den er am selben Abend auch im Künstlerverein einführte. Man bemerkte an seiner Hand einen Ring mit einem interessanten Wappen, aber der Krone desselben fehlten zwei Zinken. Darnach befragt, erwiderte der Baron: „Ja leider — wir haben einmal gegraft werden sollen vor etwa siebzig Jahren, und es war Alles bereits im Reinen. Da starb Friedrich der Große und nachher ist nichts daraus geworden — aber Sie haben ja auch einen Siegelring mit Wappen —“

„Allerdings,“ war die Antwort, „und dort an der Wand hängt das farbige Wappenschild: weiße Rosen auf rothem Grund und zur Seite ein halber kaiserlicher Adler. Das Wappen stammt noch von Barbarossa her, ist also 700 Jahre alt, und seitdem sind wir die Ritter vom Meer.“

„Wie ist das?“

„Ganz einfach. Wir Friesen waren vor uralten Zeiten von allem Kriegsdienst und sonstigen Frohnen frei, weil wir unausgesetzt mit dem Meere zu kämpfen hatten, dem wir unser Land durch Dämme und Schutzbauten geradezu abgerungen haben. Trotzdem meldeten sich einstmals fünfzehn junge Friesen aus den besten Familien und erboten sich, freiwillig persönliche Dienste beim großen Kaiser zu thun. Barbarossa machte sie zu seiner Leibgarde: als solche sollen sie in Rom einstmals eine Guelfenverschwörung entdeckt und dem Kaiser das Leben gerettet haben. Zum Dank wollte Barbarossa sie zu Rittern schlagen.

„Sie aber sagten: ‚Das sind wir schon seit alten Zeiten im Kampf mit dem Meere.

‚Wohl, wenn Ihr Ritter des Meeres seid, so sollt Ihr wenigstens ein Wappen haben — schwebt doch des Kaisers Adler auch über Meereswellen. Vor Menschenbosheit konntet Ihr mich retten, vor dem Element kann es nur Gott!‘ Und also gab er den halben Reichsadler in jedes einzelne ihrer Familienwappen. Leider fehlten die Getreuen beim letzten Kreuzzug. Vielleicht hätten sie den Kaiser auch aus den tückischen Wellen des Seleph errettet. Unter diesen fünfzehn war auch der Urvater der Familie Allmers.“ Der Baron v. E. mußte zugeben, daß dies jedenfalls ein weit älterer Adel, als der seine sei. Ich habe die Wappensage hier erzählt, weil sie, wie mich dünkt, wohl auch einen Balladenstoff enthält.

Das Geschick Barbarossas erinnert mich an den tragischen Tod eines modernen Märchenkönigs, der auch in den Fluthen endete. Und hier bin ich wieder bei dem problematischen Thema der Actualitäten, bei der sonderbaren Verkettung von Zufall und Schicksal, auch in der Entstehung und Wirkung von literarischen Werken.

Nachdem mit dem Jahre 1866 die Bayerische Zeitung zu Gunsten der in Aussicht genommenen Neugestaltungen eingegangen, war auch meine journalistische Thätigkeit nach zwölfjähriger Dauer zu Ende. Es begann ein neuer Lebensabschnitt, der mich 1868 in das Bureau der Intendanz des Hoftheaters, 1870 nach Weimar führte.

Vorläufig aber stand ich damals vis á vis de rien, und es galt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. So trostlos die Lage schien, eröffnete sie mir doch mehr als eine neue Bahn. Jetzt war die Zeit gekommen, größere Arbeiten zu beginnen. Ich musterte meine aufnotirten Stoffe und entschied mich für zwei, die ich fast gleichzeitig begann. Der eine Stoff war ein politisch sozialer Roman aus der Gegenwart, der unter dem Titel „Gegen den Strom“ bereits 1868 vollendet wurde und im Jahre 1871 erschien; die andere Arbeit war ein Dramenstoff (Marie Mancini), den ich schon vor Jahren seit dem Erscheinen von A. Renées „Nichten Mazarins“ in's Auge gefaßt hatte.

Der Kampf einer geistreichen und schönen Königsbraut gegen die Intriguen eines allmächtigen Ministers versprach wirksame Scenen. Mazarin

begünstigte, wie bekannt, die Liebe Louis XIV. zu seiner Nichte. Als er aber merkte, daß Maria, die Idealistin, ihm, dem Minister, an Willenskraft und Macht des Geistes überlegen war, sah er sich in der Lage, das schlau eingefädelte Werk wieder zu zerstören. Er vereitelte die bereits perfecte Verlobung und schickte seine Nichte auf die Festung Brouage, wo sie bleiben mußte, bis die Vermählung des Königs mit einer spanischen Prinzessin Thatsache geworden war.

Dieser Stoff gestaltete sich mir zuerst zum Drama; das Stück wurde im Januar und Februar 1867 geschrieben, ist aber bis heute Concept geblieben — es war nicht ganz nach meinem Wunsch ausgefallen, hauptsächlich, weil der Schluß keine dramatische Steigerung enthielt. Wohl aber sah ich, daß in der Arbeit ein spannender Roman vorhanden war, wenn es gelang, denselben herauszubilden. Diese Transposition begann ich sofort: eine Reise nach Paris im Mai gewährte die wünschenswertheste Förderung für Topographie und Lokalcolorit, und schon Ende Juli konnte ich den fertigen Roman Hallberger anbieten, der ihn sofort annahm, um den Abdruck im Oktober zu beginnen.

Inzwischen aber waren wichtige Dinge geschehen. Die im Frühjahr vollzogene Verlobung des Königs Ludwig II. mit der späteren Herzogin von Alençon war im Lauf des Sommers wieder zurückgegangen. So kam es, daß mein Roman, als er im Oktober erschien, durch das Spiel des Zufalls theilweise eine, wenngleich völlig unbeabsichtigte, weil chronologisch unmögliche, dennoch fatale Actualität erhielt! Der Roman wurde sofort in das Italienische übersetzt — an den Schaufenstern erschien die Photographie Maria Mancinis nach dem Portrait Mignards im Berliner Museum. Einige Zeit später machte sich Herr J. W. über das Buch und schrieb sein Drama „Mazarin," indem er jene an sich wünschenswerthe, leider aber ganz mißlungene, Steigerung erfand: die Vermählung des Königs mit Maria wird nur deshalb unmöglich, weil sie der heimlichen Ehe der Königin Anna mit Mazarin entsprossen, also angeblich seine Schwester war. Das Stück ist mehrfach gegeben worden, und die „A. Z." hat seinerzeit nachgewiesen, daß der „findige" Dramatiker den Aufbau wie ganze Szenen meinem Roman entnommen hat, ohne auch nur die Quelle zu nennen.

Aber die eigentliche Nachwirkung des Romans ist vielleicht noch eine andere gewesen, so daß ich es heute noch schwer bereuen möchte, dies Werk geschrieben zu haben. Ob es wirklich wahr, wie mir berichtet wurde, daß der König durch meinen Roman zuerst zu weiteren Studien über Louis XIV. veranlaßt worden, weiß ich nicht. Thatsache aber ist, daß erst nach dieser Zeit jene verhängnißvolle Vorliebe für den roi soleil erwachte und die entzündliche Phantasie des Königs in einer Weise berauschte und beherrschte, die in ihren Folgen zuerst zu finanziellen Verwicklungen, später zum tragischen Untergang geführt hat.

Wie studirt man am besten Philosophie?

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Es ist kein allzu hoher Procentsatz der Menschen, der philosophisches Bedürfniß und entsprechende Veranlagung besitzt; aber auch bei einem recht kleinen Procentsatz kommt deren doch eine recht ansehnliche absolute Zahl in einem Culturlande wie Deutschland heraus. Nicht nur die studirende Jugend weist solche Geister auf, die nach einer zusammenhängenden Weltanschauung hungern und dürsten, sondern auch andere Berufsarten und reifere Lebensalter bergen eine Menge solcher Weisheitsliebhaber in sich, welche Verlangen danach tragen, ihre oft spät errungene Muße zur Befriedigung ihres philosophischen Bedürfnisses anzuwenden. Da steht denn ein solcher Adept gar oft hülflos vor der schwierigen Frage, wie er es anzufangen habe, den rechten Zugang zum Tempel der Wissenschaft zu finden; und nicht Jeder wird das Glück haben, einen wohlberathenen Rathgeber zu finden der ihm die Qual der Wahl auf die richtige Weise erleichtert und ihn vor Mißgriffen und abschreckenden Enttäuschungen schützt. Und wahrlich ist das Rathgeben in solchem Falle keine leichte Sache, und am wenigsten läßt sich eine für alle Fälle zutreffende Anweisung geben, da viel auf die individuellen Neigungen, die sonstigen Berufsinteressen, auch auf die Vorbildung und geistige Veranlagung des Belehrung Suchenden ankommt. Aber es lassen sich doch mehr oder minder allgemeingültige Warnungen vor den zu vermeidenden Abwegen und einige leitende Gesichtspunkte für die positive Regelung des Studienganges aufstellen, mit denen schon viel gewonnen ist. Freilich nicht in zwei Worten läßt sich dem Rath Heischenden Aufschluß geben;

deshalb will ich in dem Nachfolgenden versuchen, solche oft an mich herangetretenen Fragen einmal, so gut ich vermag, im Zusammenhange zu beantworten.

Vorausgesetzt ist von vornherein, daß der Belehrung Suchende bereits die Reife des Charakters und den Ernst des Bildungsstrebens besitzt, um ein umfangreicheres wissenschaftliches Werk im einsamen Studierzimmer mit Verständniß und Ausdauer lesen zu können. Wem dies noch schwer fällt, der wird ohne Zweifel besser thun, dem Philosophiestudium fern zu bleiben, wenn dasselbe nicht etwa für die abzulegenden Berufsprüfungen vorgeschrieben ist. Es kann sich hier also nicht darum handeln, wie die Unbequemlichkeiten einer anhaltenden wissenschaftlichen Lectüre zu umgehen seien, sondern nur darum, welche Art von Lectüre die geeignetste zur Einführung in das Gebiet sei.

Da haben wir denn zunächst festzustellen, daß diejenigen Gegenstände, auf welche sich vorzugsweise die Staatsprüfungen richten, leicht abschreckend wirken können und verhältnißmäßig wenig philosophische Bildung vermitteln*). Was das philosophische Bedürfniß zu seiner Befriedigung sucht, ist eine zusammenhängende Weltanschauung, in welcher die höchsten und schwierigsten Probleme nicht nur berührt, sondern auch in irgend welcher Art beantwortet oder doch geklärt und der Lösung näher gerückt werden. Die Logik vor Allem ist ein trauriger Rest unserer mittelalterlichen scholastischen Vergangenheit, dessen formalistische Unfruchtbarkeit jeden Jünger abschrecken muß. Erträglich wird sie nur, wenn ihr Name dazu benutzt wird, um entweder, wie bei Hegel, Ontologie und Metaphysik, oder, wie in neuerer Zeit nicht selten vorkommt, Erkenntnißtheorie und Methodologie zu treiben; dann soll man aber die irreleitende überkommene Bezeichnung auch endlich wegwerfen, welche doch immer wieder dazu verführt, der Lehre von den Kategorien, Urtheils- und Schlußformen einen ganz unverhältnißmäßigen Werth beizulegen, um sich auf ihrer dürren Haide in ermüdender Weitschweifigkeit zu ergehen.

Die Psychologie, wie sie bisher behandelt ist, stellt sich theils als eine Kette von Trivialitäten dar, theils, namentlich in der Herbart'schen Schule, als ein Gewebe ausgeklügelter Spitzfindigkeiten aus völlig willkürlichen und unfruchtbaren Gesichtspunkten. Einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben die neueren Studien über die physiologischen Grundlagen der psychologischen Processe, welche in der Regel als physiologische Psychologie bezeichnet werden; diese bilden eine sehr werthvolle und in vieler Hinsicht unentbehrliche Hülfswissenschaft der Psychologie, stehen aber eben darum an und für sich noch außerhalb der Philosophie. Die wirklich werthvollen psychologischen Kenntnisse unserer Zeit findet man zerstreut in

*) Ueber den nachtheiligen Einfluß der Staatsprüfungen auf das Studium der Philosophie vgl. meine „Modernen Probleme". 2. Aufl. Leipzig 1888, Nr. IX.

Zoologie, Biologie, Psychiatrie, Lehre vom Somnambulismus, urgeschichtlicher Anthropologie, Ethnologie, Culturgeschichte, vergleichender Rechts- und Sprachwissenschaft, Erkenntnißtheorie, Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie und Metaphysik. Es kann nur oberflächlich machen, wenn von alledem ein wenig Schaum abgeschöpft, zusammengerührt und dem Neuling unter dem Titel „Psychologie" dargeboten wird.

Schlimmer aber noch als mit Logik und Psychologie steht es mit dem dritten Gegenstande, mit der allgemeinen Uebersicht über die Geschichte der Philosophie, welche in dem letzten Menschenalter mehr und mehr die beiden anderen verdrängt und zum eigentlichen Hauptgegenstand des Philosophiestudiums an vielen Universitäten geworden ist. Wehe dem Weisheitsdurstigen, der, um zu erfahren, was die Welt unter Philosophie versteht, nach einem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" greift und aus ihm die Quintessenz der Weisheit aller bisherigen Geschlechter sich anzueignen sucht! Es wird ihm zu Muthe sein, wie einem Ausgehungerten, der nach einem ordentlichen Stück Rindsbraten Verlangen trägt und ein Miniaturbüchschen voll Liebigschen Fleischextractes vorgesetzt bekommt; oder wie einem Kranken, der Heilung suchend in eine Apotheke tritt und sich mit dem Anblick der Aufschriften all der verschlossenen Schübe, Kästchen, Büchsen und Gläser begnügen soll, zu deren Inhalt ihm der Schlüssel fehlt. Je kürzer gefaßt der Grundriß oder Leitfaden ist, desto unsinniger und verrückter müssen ihm die aufgezählten Spitzen der verschiedenen Gedankensysteme vorkommen, deren breiterer Unterbau ihm verborgen bleibt; je ausführlicher dagegen die Darstellung ist, desto eher wird ihm hier und da eine Ahnung davon aufgehen, daß hinter all den paradoxen Resultaten doch wohl philosophisches Denken stecken könne, wenn er es auch nicht begreifen kann, wie die Leute auf solche sonderbare Gedankenwege geriethen. Wenn er aber mit der Lectüre selbst eines mehrbändigen Grundrisses zu Ende gelangt ist, so wird ihm von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum; er erstickt förmlich unter der Masse der verschiedenartigen Denkergebnisse, von denen er keines controliren und mit innerem Verständniß reproduciren kann.

Fragt er sich, was er für sein philosophisches Bedürfniß gewonnen hat, so ist das directe Resultat so gut wie Nichts; indirect aber ist das negative, daß er auf eine lange verlorene Zeit und Mühe zurückblickt, daß er sich den Kopf mit unverdautem und unverdaulichem Ballast vollgepropft und verwirrt hat und sehr häufig von seiner Neigung für Philosophie gründlich geheilt ist. Muß er eine Prüfung in dem Gegenstande ablegen, so geht er nun an's Einpauken, d. h. an das mechanische Auswendiglernen unverstandener Antworten auf bestimmte Prüfungsfragen; die Folge für's Leben ist dann, daß er sich entweder mit dem überstandenen philosophischen Studium brüstet, ohne eine Ahnung von philosophischem Denken zu haben, oder daß er aus seiner Nichtachtung und seinem Abscheu gegen den „Unsinn

der Philosophie" kein Hehl macht. Auch die besten Grundrisse der Geschichte der Philosophie können an diesem Ergebniß nichts ändern; sie werden so wenig jemals den Geschmack an der Philosophie fördern, wie ein Leitfaden der Weltgeschichte den Geschmack an historischen Studien. So unentbehrlich zusammenfassende Leitfäden als Wegweiser in bibliographischer und anderer Hinsicht sind, so werthvoll sie für die Wiederholung einer ausführlich durchgearbeiteten Geschichtsperiode sind, so ungeeignet sind sie zur selbstständigen Lectüre. Dabei hat der trockene Geschichtsleitfaden noch den Vortheil, daß er Thatsachen berichtet, die, wenn auch in ihrem pragmatischen Zusammenhange unverständlich, doch in ihrer nackten Thatsächlichkeit dem Verständniß keine Schwierigkeit bereiten, während der ebenso trockene Grundriß der Geschichte der Philosophie thatsächliche Mittheilungen zusammenreiht, die so lange unverständlich bleiben und großentheils den Köpfen Verrückter entsprossen scheinen, als sie wie Früchte unbekannter Herkunft von den Gedankenbäumen abgelöst sind, auf denen sie einst wuchsen.

Nun giebt es aber keine Philosophie, die nicht der Geschichte angehörte; wenn man also Philosophie kennen lernen will, so ist das in der That gar nicht anders möglich, als dadurch, daß man in irgend welcher Weise Geschichte der Philosophie treibt. Der Fehler der heute üblichsten Einführung in die Philosophie liegt also nicht darin, daß man mit der Geschichte der Philosophie anfängt, sondern nur darin, daß man mit einer oberflächlichen gedrängten Uebersicht des *ganzen* Entwickelungsganges beginnt, anstatt zunächst einen *Theil* derselben dem *gründlicheren* Verständniß näher zu rücken. Es kommt noch hinzu, daß unter der Bezeichnung „Geschichte der Philosophie" in den Grundrissen und Leitfäden meistens nur oder doch vorzugsweise Geschichte der Metaphysik behandelt wird, und daß die Metaphysik eines jeden Systems in der Regel nur zu verstehen ist im Zusammenhange und in der Wechselwirkung mit dessen Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie. Wenn man also unter dem Titel einer allgemeinen Geschichte der Philosophie in den Grundrissen derselben in der Hauptsache doch nur die Geschichte *einer*, und zwar der wichtigsten wenn auch *schwer* verständlichsten Specialdisciplin erhält, so kann man auch gleich mit der Geschichte einer *anderen leichter* verständlichen Specialdisciplin z. B. der Rechtsphilosophie, Ethik, oder Aesthetik beginnen. Dieses Verfahren hat ohne Zweifel große Vorzüge, und es ist Juristen, Theologen, Kunsthistorikern, Kunstkritikern oder Künstlern, welche nur den ihrem Fache benachbarten Zweig der Philosophie als *Hülfswissenschaft* kennen lernen wollen, aber kein allgemeines und tieferes philosophisches Interesse haben, nur zu empfehlen. Es wird dadurch eine in ihrer Art ziemlich gründliche, wenn auch einseitige philosophische Schulung erzielt, und es ist entschieden rathsamer, sich unter Verzicht auf Metaphysik mit einer solchen Special-

disciplin zu begnügen, als hinterher noch die allgemeine Geschichte der Philosophie oberflächlich zu durcheilen und dann mit einer doch nicht vorhandenen Bildung in systematischer Philosophie zu prunken.

Wer aber auf dem Wege der Geschichte der Specialdisciplinen Philosophie studiren wollte, der dürfte sich nicht mit einer oder zwei solchen Disciplinen begnügen, sondern müßte mindestens alle wichtigeren derselben durcharbeiten, um dann schließlich doch zur Geschichte der Metaphysik als der Krönung des Gebäudes zurückzukehren. Sehen wir nun davon ab, daß wir bis jetzt noch keine zu solchem Zwecke geeignete Werke über Geschichte der Erkenntnißtheorie und der Naturphilosophie besitzen, so würde doch die Durcharbeitung aller Disciplinen der Philosophie, welche einerseits das Verständniß in mancher Hinsicht erleichtert, es auch wieder in anderer Hinsicht erschweren. Denn zahlreiche Wiederholungen sind bei solchem Verfahren unvermeidlich, und nirgends wird ein zusammenhängendes Bild eines einheitlichen philosophischen Systems gewonnen, es sei denn, daß der Leser sich schließlich selbst ein solches aus den sämmtlichen erzielten Einzelresultaten zusammensetzt. Thatsächlich gehören aber die allermeisten geschichtlichen Stufen in der Entwickelung der Specialdisciplinen als organische Glieder einheitlichen philosophischen Systemen an und sind nur aus deren Zusammenhang gewaltsam losgerissen. Es muß deshalb schließlich doch rationeller scheinen, diese systematischen Einheiten ungestört zu lassen, d. h. die Geschichte der Philosophie so zu behandeln, daß die Weltanschauung eines jeden Denkers im Zusammenhange ihrer Glieder dargestellt und aufgefaßt wird. Rechnet man, daß für die Geschichte einer jeden Specialdisciplin bei einer gründlichen Behandlung ein bis drei Bände erforderlich sind, so ergiebt sich ohnehin eine so große Zahl von Bänden, daß in diesem Umfange auch ebenso gut eine zusammenhängende allgemeine Geschichte der Philosophie möglich ist.

Ein einziges Werk, das in diesem Sinne die allgemeine Geschichte der Philosophie durchführte, existirt bis jetzt nicht; die zwölfbändige Geschichte der Philosophie des Schleiermacherianers Heinrich Ritter reicht nur bis Kant und ist für die alte Philosophie durch Zeller, für die neuere durch J. E. Erdmann und Kuno Fischer überholt. Erdmanns Geschichte der neueren Philosophie, die im Jahre 1853 abgeschlossen ist, hat leider keine zweite Auflage erlebt; nur aus den neueren Auflagen des Erdmannschen „Grundrisses“ kann man vermuthen, wie sehr der Verfasser bei einer neuen Bearbeitung seines größeren Werkes den Ansprüchen der Gegenwart Rechnung getragen haben würde. Fischers Geschichte der neueren Philosophie ist noch unvollendet und reicht bis jetzt nur bis zu der Uebergangsperiode von Schellings Identitätsphilosophie zu seiner positiven Philosophie, läßt also diese letztgenannte ebenso wie Hegel, Schopenhauer und die sämmtlichen übrigen Philosophen des 19. Jahrhunderts noch unerörtert. Außerdem hat sie einen Ergänzungsband über Bacon, dessen englische Nachfolger nur

anhangsweise ganz kurz behandelt sind. Für das Mittelalter ist der Studirende noch heute in der Hauptsache auf Ritters Geschichte Bd. V. bis VIII. angewiesen, obwohl dieselben den heutigen Ansprüchen nicht in jeder Hinsicht genügen können. Eine Neubearbeitung der Geschichte der Philosophie des Mittelalters wäre daher jedenfalls ein zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen.

Wenn nun ein Philosophiebeflissener den Muth hat, sich durch fünf Bände Zeller, vier Bände Ritter, sieben Bände Fischer und die nöthigen monographischen Ergänzungen für die neueste Zeit hindurchzuarbeiten, so fragt sich weiter, ob er wohl thut, bei der Lectüre die chronologische Reihenfolge inne zu halten, oder ob er eine andere wählen soll. Ohne Zweifel haben die älteren Stufen den Vorzug einer gewissen Einfachheit, und ihre Kenntniß erleichtert das Verständniß der nachfolgenden Stufen, welche sich auf sie stützen. Andererseits ist das Verständniß um so leichter je entwickelter die Formen und Glieder eines Systems sind, und je näher sie der uns vertrauten Culturatmosphäre stehen. Das scheinbar Einfache der primitiveren Entwickelungsstufen ist oft nur eine keimartige Verhüllung der noch latenten Mannigfaltigkeit, welche in späteren Entwickelungsstufen heraustritt; die embryonische Indifferenz aber ist viel schwerer zu verstehen als der entwickelte und ausgereifte Gedankenorganismus, und das Verständniß des ersteren pflegt nur in dem Maße sich zu erschließen, als man die Kenntniß des letzteren schon mitbringt und als Schlüssel benutzt. Das volle Verständniß für die früheren Stufen erschließt sich deshalb niemals dem Anfänger bei der ersten Bekanntschaft, sondern erst bei einer zweiten Lectüre demjenigen, der den ganzen Entwickelungsgang bis zu Ende verfolgt hat; die Zumuthung einer zweimaligen Lectüre so vieler Bände wäre aber offenbar zu hoch gespannt. Kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Ausdauer des Lernenden nicht vor Beendigung der ganzen Aufgabe erschöpft ist, so wird man hoffen dürfen, daß die Ernte, welche aus den zuerst gelesenen Perioden in die Vorrathskammer des Gedächtnisses eingebracht ist, unter dem Einflusse der Lectüre der übrigen Perioden noch in aller Stille nachreift, und zwar gleichviel womit man begonnen hat. Unter dieser Voraussetzung wird man zugeben können, daß es ziemlich gleichgültig ist, mit welcher Periode man beginnt, und welche man zuletzt vornimmt; die Vortheile und Nachtheile der sechs möglichen Reihenfolgen unter den drei Hauptperioden dürften sich ungefähr ausgleichen, wenn durch unbewußte oder bewußte Gedankenverarbeitung das früher Gelesene durch das später Gelesene die nöthige Nachreife des Verständnisses empfängt.

Anders liegt die Sache, wenn man auf eine solche Ausdauer im Studium nicht mit Sicherheit rechnen kann und man daran denken muß, auch beim Abbrechen der Lektüre nach einer oder zwei Hauptperioden für den Lernenden den höchstmöglichen Gewinn aus der aufgewandten Zeit und Arbeit zu ziehen. Dann ist die Sachlage ähnlich, wie wenn der

Lernende von vornherein erklärt, aus äußeren Gründen auf ein so ausgedehntes Studium verzichten zu müssen, aber bereit ist, eine geringer bemessene Aufgabe zu bewältigen, wenn er dadurch einen entsprechenden Gewinn für seine allgemeine philosophische Bildung erzielen kann. Stellt man also die Frage dahin, welche der drei Perioden für sich allein genommen die bildendste sei, so würde ich kein Bedenken tragen zu behaupten, daß die Geschichte der neueren Philosophie einen mehr als doppelt so hohen Bildungswerth besitze, als diejenige des Alterthums und Mittelalters zusammengenommen.

Das Alterthum steht uns nicht nur zeitlich, sondern auch kulturgeschichtlich am fernsten; und was uns mit ihm verbindet, ist einerseits die Kunst einschließlich der schönen Literatur und andererseits die Begriffe des Rechts- und Staatslebens, aber nicht die Grundgedanken der Philosophie und am allerwenigsten die der Metaphysik, die erst an der Grenze des Ueberganges in's christliche Mittelalter und in Wechselwirkung mit demselben uns verwandte Saiten anschlagen. Von dem Alterthum scheidet uns eine geschichtlicher Bruch und eine culturgeschichtliche Kluft, während wir dem Mittelalter durch eine geschichtliche Stetigkeit der Entwickelung verbunden sind. In der mittelalterlichen Philosophie finden wir diejenigen Grundanschauungen erörtert, welche wir von Kindesbeinen an durch die metaphysische und religiöse Atmosphäre unserer Zeit halb unbewußt eingesogen haben, und welche durch die dreifache Autorität der Familie, Schule und Kirche sanctionirt sind; in den griechischen und römischen Philosophen dagegen begegnet selbst demjenigen eine völlig fremdartige Gedankenwelt, welcher auf dem Gymnasium mit den alten Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern vertraut geworden ist. Wenn nun selbst das Studium der mittelalterlichen Philosophie für sich allein nicht den Anspruch erheben kann, eine einigermaßen ausreichende philosophische Bildung zu vermitteln, so kann dasjenige der alten Philosophie es noch weit weniger.

In der mittelalterlichen Philosophie die philosophische Bildung suchen kann nur der Katholicismus, welcher als der in die Neuzeit herüber conservirte Rest des Mittelalters zu betrachten ist; in der alten Philosophie sie suchen wollen, kann nur eine dem Leben entfremdete und vor der Gegenwart die Augen verschließende Philologie. Von einer Ueberschätzung der mittelalterlichen Philosophie ist man in protestantischen Kreisen so fern, daß vielmehr eine ungerechte Unterschätzung und ungebührliche Vernachlässigung derselben zu beklagen ist. Die Ueberschätzung der alten Philosophie ist dagegen an unseren Universitäten noch immer an der Tagesordnung, weil gerade in deren philosophischen Facultäten noch immer die Philologie eine maßgebende Stelle hat und weil unsere Prüfungsordnung gerade die Philologen am meisten zur Beschäftigung mit Philosophie hindrängt. Für einen klassischen Philologen liegt es ja sehr nahe, wenn er nebenbei auch Philosophie treiben will oder muß, sich vor allen anderen mit den griechisch-

römischen Philosophen zu beschäftigen, weil er dabei in seinem Berufe thätig bleibt und einen doppelten, nämlich philologischen und philosophischen Gewinn, einzuheimsen hoffen darf. Dieses thatsächliche Uebergewicht des Studiums der alten Philosophie an unseren Universitäten hat dann aber indirect wieder dazu beigetragen, den Schätzungsmaßstab für dessen philosophischen Bildungswerth zu verrücken und in neu Hinzutretenden den Glauben zu erwecken, als ob dasjenige, was am meisten getrieben wird, auch wohl das empfehlenswertheste sein müsse.

Ein Liebhaber der Weisheit am Ausgange des römischen Reichs, der damals schon den Inhalt von Zellers „Philosophie der Griechen" sich angeeignet hätte, hätte selbst für seine Zeit nicht auf der Höhe der philosophischen Bildung gestanden, wenn er nicht auch die Lehre der christlichen Kirchenväter studirt hätte, also dasjenige, was wir jetzt als ersten Abschnitt der mittelalterlichen Philosophie zu bezeichnen pflegen. So sehr bilden schon in dem ersten halben Jahrtausend nach Christi Geburt die alte und mittelalterliche Philosophie zwei Seiten der philosophischen Speculation, die einander abstoßen und doch zur Ergänzung fordern. Die alte Philosophie starb daran, daß ihr die Talente fehlten, um die jüdisch-christliche Speculation in sich aufzunehmen und zu verarbeiten; die mittelalterliche Philosophie aber konnte an ihre Stelle treten, weil ihre Träger die speculative Kraft besessen hatten, die wesentlichsten Momente der alten Philosophie in sich herüberzuziehen und sich anzueignen. So ist die mittelalterliche Philosophie in gewissem Sinne ein Höheres als die antike und spiegelt diese in sich wider, während man das Umgekehrte nicht sagen kann. Wer die mittelalterliche Philosophie studirt, erhält zugleich einen, allerdings sehr getrübten, Reflex der antiken mit, aber nicht umgekehrt. Wer beide studirt, gewinnt damit zwei einander ergänzende Weltanschauungen von ungleichem Werthe, aber ohne jeden Fingerzeig zu einer anderweitigen Synthese als derjenigen, welche die Philosophie des Mittelalters bereits versucht und auf ihre Weise durchgeführt hatte.

Die höhere Synthese beider Seiten, welche die Geschichte geliefert hat, ist eben erst in der dritten Hauptperiode zu finden, d. h. in der Geschichte der neueren Philosophie. Diese enthält die beiden vorhergehenden als aufgehobene Momente in sich und ist deshalb im Stande, eine gewisse Bekanntschaft mit denselben durch den von ihnen geworfenen Reflex zu vermitteln. Dabei ist aber die neuere Philosophie nur dadurch fähig, Synthese der antiken und mittelalterlichen zu sein, daß sie zugleich zu einem eigenartigen höheren Standpunkt fortschreitet. Was von diesem höheren Standpunkt aus, der allein der modernen Culturatmosphäre entspricht, der Erhaltung und Verwendung werth erscheint, das conservirt sie von den Gedankenkeimen der alten und mittelalterlichen Philosophie; was sich nicht in den Dienst dieser höheren Weltanschauung stellen läßt, das läßt sie fallen. In dieser Auslese der Gedanken und Aneignung der bestandfähigen

vollzieht sie diejenige Verdauung an dem Gedankenvorrath der alten und mittelalterlichen Philosophie, durch welche allein diese beiden zur geistigen Ernährung des modernen Menschen brauchbar werden und ihm in Fleisch und Blut übergehen können.

Wer auf diese Vorarbeit der Geschichte verzichten und mit seinen eigenen Mitteln denselben Assimilationsproceß für sich allein vornehmen will, der gleicht einem Menschen, welcher, anstatt von Rom nach Berlin mit dem Courierzug zu fahren, auf eigenem Maulthier querfeldein nach Norden reitet. Wer aber die geschichtliche Verarbeitung der alten und mittelalterlichen Philosophie in der neueren durch das Studium der Geschichte der letztgenannten verfolgt hat, der kann zur Noth das directe Studium der beiden ersten auch entbehren, und doch ein philosophisch Gebildeter heißen. In früheren Zeiten pflegten sogar, wie so manches Beispiel beweist, die großen und bahnbrechenden Philosophen recht lückenhafte und mangelhafte Kenntnisse von der Geschichte der Philosophie zu besitzen; wenn nun auch seit Schelling und Hegel in unserem geschichtlich denkenden Jahrhundert die genaue Orientirung über die Vorgänger unerläßliche Bedingung für jeden Lehrer und Schriftsteller im Bereiche der Philosophie geworden ist, so ist doch für den philosophischen Dilettanten, der nur Befriedigung seines eigenen Bedürfnisses sucht, nach wie vor die lückenlose Vollständigkeit seiner geschichtlichen Kenntnisse keineswegs geboten. Wer sich eine nähere Kenntniß der neueren Philosophie angeeignet hat und mit wenig Mühe dieselbe zu vervollständigen sucht, der wird sogar durch die schon erlangte Bildung und die bereits aufgefangenen Reflexe der früheren Perioden befähigt sein, ohne Schaden einen Leitfaden vorzunehmen, etwa den Zellerschen Grundriß für die alte und den Erdmannschen oder Ueberwegschen für die mittelalterliche Philosophie.

Wer die Geschichte der neuen Philosophie in einem Zuge durcharbeiten und von einem Darsteller sich vorführen lassen will, der wird auch heute noch am besten thun, sich an Erdmann zu halten und nur für die neueste Zeit dessen Grundriß zur Vervollständigung der Uebersicht heranzuziehen. Aber ich muß gestehen, daß mir die Erdmannsche Darstellung, auch ganz abgesehen von der Modification der Ansichten des Verfassers für die älteren Theile derselben, doch noch nicht ausführlich genug erscheint, um in den feineren inneren Zusammenhang der Systeme und deren Einzelheiten in solchem Maße einzuführen, daß nicht bloß das geschichtliche Interesse, sondern auch das philosophische Bedürfniß dabei seine Rechnung findet. Ich meine, daß diesem Zwecke nur dann genügt werden kann, wenn jedem wichtigeren Philosophen eine Monographie von der Stärke eines eigenen Bandes gewidmet wird. Diesem Anspruch genügen die ersten Bände Fischers und sein Buch über Bacon; es wäre nur zu wünschen, daß er sich entschlösse, Locke, Hume und Berkeley einen eigenen Band zu widmen und nach Spinoza und Leibniz auch die Darstellung von Wolff, Lessing

und Herder anzuschließen, über welche der Studirende jetzt in anderen Quellen Belehrung suchen muß. Auch Malebranche kommt bei Fischer nicht so zur Geltung, wie er es verdient. Die Darstellung des Leibniz ist ihm in der vorkantischen Periode jedenfalls am besten gerathen.

Nun liegt die Gefahr nahe, daß derjenige, welcher in solcher Weise die vorkantische Periode der neueren Philosophie durchgearbeitet hat, mit seiner Geduld und Zeit am Ende ist und nicht mehr dazu gelangt, die Geschichte der neuesten Philosophie gründlich kennen zu lernen. Ein solcher wird dann ohne Zweifel mehr philosophische Bildung erlangt haben, als wenn er die gleiche Arbeitszeit auf die alte oder mittelalterliche Philosophie verwandt hätte; aber er wird doch immerhin im vorigen Jahrhundert stecken geblieben sein, und die letzte und höchste Entwickelungsphase der Philosophie wird ihm fremd geblieben sein, welche allein den Culturströmungen der Gegenwart erschöpfenden philosophischen Ausdruck zu geben vermag. Wer ganz sicher ist, daß er nicht auf halbem Wege abspringen wird, der thut ohne Zweifel besser, mit der vorkantischen Periode der neueren Philosophie zu beginnen, welche die Beziehungen zur alten und mittelalterlichen Philosophie klarer enthüllt, die Probleme in einfacherer Gestalt stellt und löst, und auf das Verständniß der schwierigen neuesten Philosophie in geeignetster Weise vorbereitet. Aber wer die Zeit und Ausdauer für eine so umfassende Aufgabe sich nicht zweifellos zutraut, der wird doch noch einen weit größeren Gewinn davontragen, wenn er sogleich an das Studium der neuesten Philosophie herantritt. Dieser oberste Ring des spiraligen Entwickelungsganges nimmt alle früher behandelten Probleme auf höherer Stufe wieder auf und giebt denselben tiefere Lösungen, fügt aber auch eine Menge neuer Probleme hinzu und führt manche der bisher nur gestreiften Specialdisciplinen zur vollen Entwickelung. Diese neueste Philosophie ist also zugleich tiefer, feiner und systematisch umfassender als alle früheren Phasen, deren für die Gegenwart brauchbare Ergebnisse sie in sich aufhebt und weiter verarbeitet.

Leider tritt dabei nur die Schwierigkeit ein, daß wir für das Studium der Geschichte dieser neuesten Philosophie noch nicht mit ebenso bequemen literarischen Hülfsmitteln versehen sind wie für die früheren Perioden; es erklärt sich das daraus, daß dieselbe der Gegenwart noch zu nahe steht. Die zwei letzten Bände des Erdmannschen Werkes können ihrem Umfange nach für den hier in's Auge gefaßten Zweck noch weniger genügen, wenn es sich um das Specialstudium der neuesten Philosophie seit Kant handelt, als das ganze Werk, wenn es sich um das Studium der gesammten neueren Philosophie handelt; die noch kürzeren Darstellungen aber können hier, auch wenn sie nicht veraltet sind, erst recht nicht in Betracht kommen, da sie sich schon mehr oder weniger der Haltung eines Grundrisses nähern. Das Fischersche Werk dagegen entfernt sich von dem wünschenswerthen Mittelmaß wiederum nach der andern Seite. Wer zwei starke Bände

durcharbeiten soll, um die Kantsche Philosophie kennen zu lernen, der wird es in der Regel vorziehen, auf eine Darstellung aus dritter Hand zu verzichten und gleich unmittelbar die Kantschen Hauptwerke vorzunehmen. Bei Schelling nimmt die biographische Einleitung einen ganz unverhältnißmäßigen Raum ein; und dafür, daß doch die letzte und wichtigste Entwickelungsphase fehlt, ist der Band viel zu umfangreich. Auch der Band über Fichte, den ich inhaltlich für den am besten gerathenen halte, ist selbst dann, wenn man die Einleitung über die Kantsche Schule in Abrechnung bringt, zwei bis drei Mal so stark ausgefallen, als die Bedeutung Fichtes es rechtfertigt, der für die Specialdisciplinen am wenigsten von allen großen neueren Philosophen geleistet hat und auch in principieller Hinsicht doch nur eine Uebergangsstufe von Kant zu Schelling ohne große selbstständige Bedeutung repräsentirt. Sollte Hegel in entsprechender Ausführlichkeit wie seine Vorgänger dargestellt werden, so würde er drei bis vier Bände beanspruchen. Ich meine dagegen, daß ein Band von 15 bis 30 Bogen für einer Autor das höchste Maß ist, welches eine Monographie nicht überschreiten sollte, also etwa der Umfang, wie ihn die Kibersche Monographie über Schopenhauer und die Lassonsche über Eckhart besitzen; und ich würde es für die geeignetste Einführung in das Studium der Philosophie halten, wenn wir eine Geschichte der neuesten Philosophie in solchen Monographien besäßen. Solange es an einer solchen fehlt, muß man sich eben mit den vorhandenen Mitteln behelfen so gut es geht.

Darüber darf man sich natürlich keiner Täuschung hingeben, daß alle Darstellung philosophischer Systeme aus dritter Hand selbst noch kein philosophisches Studium im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur die Einführung in ein solches zu geben vermag; daß sie die Versenkung in die Originalwerke niemals ersetzen, sondern nur vorbereiten und erleichtern kann. Wer sich so viel Leichtigkeit des Verständnisses und Gewandtheit des Denkens zutraut, der mag getrost diese Vorschule überspringen und ohne weiteres mit der Lectüre eines großen Philosophen beginnen; wer zaghafter ist und vorsichtiger, aber auch sicherer gehen will, wird sich jener Vorschule schon deshalb nicht entziehen, um sich Mißgriffe und Enttäuschungen in der Wahl seiner Lectüre zu ersparen. Die Geschichte der Philosophie läßt den Lernenden erkennen, welche Denker ihm wahlverwandt sind und welche nicht; und schon dies allein ist ein unschätzbarer Vortheil, da es unmöglich ist, in Betreff der Auswahl eines einzelnen einen für alle Individualitäten gleich passenden Rath zu geben. Hat aber das geschichtliche Studium den Erfolg gehabt, daß der Lernende von einem System besonders angesprochen und sympathisch angezogen ist, dann kann er nichts Besseres thun, als dieses System gründlich und nach allen Richtungen durchzuarbeiten und an demselben ebenso sehr seine congeniale Reproduction wie seine selbstständige Kritik zu üben.

Es ist weit bildender und fördernder, alle wichtigeren Schriften

eines Philosophen, wo möglich Alles, was er geschrieben hat, ohne Rest zu lesen, als von mehreren bloß je ein Hauptwerk; denn im letzten Falle erzielt man doch nur ein halbes und fragmentarisches Wissen und Verstehen, während man im ersten Falle nicht nur lernt, was ein philosophisches System ist, sondern auch was dieses bestimmte System dem philosophischen Bedürfniß zu leisten vermag und was nicht. Damit ist dann erst der entscheidende Punkt gewonnen, wo das eigene Denken einsetzen und in fruchtbarer Richtung seine Kraft erproben kann, indem es versucht, die Aporien des Systems zu überwinden, sei es aus den Voraussetzungen des Systems selbst, sei es aus Ergänzungen desselben von anderer Seite her. Erst derjenige kann philosophisch gebildet heißen, der mindestens eine Periode der Geschichte der Philosophie in fremder Darstellung und mindestens ein philosophisches System aus den Originalwerken gründlich bis in alle Falten kennen gelernt und durchdacht hat. Daß keiner hierbei stehen bleiben kann, der in der Philosophie ernstlich weiter kommen will, versteht sich von selbst; aber ein solcher ist dann genügend vorbereitet, um sich seinen Weg allein zu suchen, und die allgemeinen Rathschläge über die beste Art des Studiums können sich nur auf die Zeit bis zum Abschluß dieser ersten philosophischen Bildung beziehen.

Wenn es einen einzigen bestimmten Philosophen gäbe, der anerkannter Maßen alle die für die Auswahl in Betracht kommenden Vorzüge in sich vereinigte, so wäre es zweifellos der richtigste und einfachste Weg, unmittelbar mit der Lectüre seiner sämmtlichen Werke zu beginnen, welche dann auch zugleich die beste Einführung in die Geschichte der neuesten Philosophie und damit in die Geschichte der Philosophie überhaupt gewähren muß. Insbesondere so lange wir kein den oben aufgestellten Forderungen entsprechendes Werk über die Geschichte der neuesten Philosophie besitzen, sondern nur zwischen allzukurzen und allzubreiten Darstellungen zu wählen haben, wäre diese Versetzung in medias res jeder anderen Methode des Studiums vorzuziehen. Aber gerade die gegenwärtige Philosophie ist noch allzusehr in der Gährung begriffen, um den Zeitgenossen ein umfangreiches, zuverlässiges und unwidersprochenes Urtheil in dieser Hinsicht zu gestatten; und so lange die Sache so liegt, wird ein Weg, der eine vorläufige Recognosirung und Orientirung ermöglicht, doch wohl sicherer zum Ziele führen. Es war keine ungünstige Zeit für den Erwerb philosophischer Bildung, als es für selbstverständlich galt, daß man mit Hegel beginnen müsse und von ihm aus die Geschichte der Philosophie rückwärts zu verstehen suchen müsse; noch heute wundern wir uns manchmal über die Lebhaftigkeit und Wärme des philosophischen Interesses der in jener Zeit aufgewachsenen Generationen, deren Reste noch in die Gegenwart herüberragen.

Der Philosoph, dessen genauerem Studium der Lernende sich widmen will, wird ohne Zweifel aus derjenigen Periode zu wählen sein, mit

welcher er sich bereits in einer Darstellung aus dritter Hand beschäftigt hat. Wer also die ganze Geschichte der Philosophie gleichmäßig durchgearbeitet hat, dem steht die Wahl aus dem ganzen Gebiet offen; wer nur das Alterthum und die neuere Zeit studirt hat, der sollte einen mittelalterlichen Philosophen ausschließen, wie derjenige, der nur Mittelalter und neuere Zeit studirt hat, einen antiken. Wer sich auf die Geschichte der neueren oder gar der neuesten Philosophie beschränkt hat, wird auch in seiner Wahl auf diese beschränkt sein. Denn offenbar kann das geschichtliche Studium das Verständniß vorbereiten und erleichtern nur in Bezug auf solche Philosophen, die es umspannt, nicht in Bezug auf solche, deren Geschichtsperiode es fern geblieben ist. Wie bedenklich es ist, die neueste Zeit oder gar die ganze neuere Philosophie vom geschichtlichen Studium auszuschließen, das zeigt sich erst jetzt mit voller Deutlichkeit, wo auch die Wahl des zu studirenden Systems von der vorherigen Wahl der Periode abhängig erscheint.

Die ferneren nachfolgenden Gesichtspunkte werden sogar demjenigen von Nutzen sein können, der die Vorschule des Geschichtsstudiums überspringen und sofort mit der Lektüre der Originalwerke eines bestimmten Philosophen beginnen will.

Unbedingt ausgeschlossen sind für einen Anfänger solche Philosophen, deren System nur aus den Berichten *Dritter* oder aus zerstreuten kleineren *Bruchstücken* zu construiren sind; also z. B. Sokrates und die vorsokratischen Philosophen. Ungünstige Umstände sind es, wenn Unklarheit darüber herrscht, welche Schriften echt, und welche untergeschoben sind (wie bei Plato), oder wenn die überlieferten echten Schriften erhebliche Lücken und Umstellungen zeigen (wie bei Aristoteles); aber diese Nachtheile können wenigstens durch Vorzüge anderer Art überwogen werden, während der gänzliche Mangel zusammenhängender Originalwerke zu einer conjecturirenden Reconstructionsarbeit nöthigt, welche die Kräfte eines Anhängers weit übersteigt. Ungünstig ist es ferner, wenn der Autor bei der Abfassung seiner Schriften noch andere als rein theoretische und wissenschaftliche Gesichtspunkte hatte, wenn er z. B. zugleich literarische Kunstwerke zu schaffen beabsichtigte; denn dann treten Rücksichten in der Composition und im Stil hervor, welche das Verständniß verdunkeln und den Zugang zum Inhalt erschweren. Alle philosophischen Abhandlungen in Gesprächsform (Platon, Bruno, Schelling) leiden an diesem Uebelstande, aber auch alle sonstigen Werke, deren Autoren sich in „schöner Sprache" und blendenden Aperçus gefallen und bei der Wahl ihrer Ausdrücke nicht vollkommen selbstverleugnend, schlicht und sachlich verfahren.

Ungünstig für das Studium ist es weiterhin, wenn die zu wählenden Werke nicht in der *Muttersprache* des Lernenden, sondern in einer *Fremdsprache* verfaßt sind. Denn wenn er die fremdsprachigen Originale studirt, so wird seine Aufmerksamkeit zwischen sprachlicher Form und sach-

lichem Inhalt getheilt und hin und her gerissen, und selbst wenn er die Sprache gut beherrscht, wird er viel langsamer vorwärts kommen, vielleicht zwei bis vier Mal so viel Zeit brauchen, als wenn dieselben Werke in seiner Muttersprache geschrieben wären; wenn er aber eine Uebersetzung vornimmt, so hat er mit deren unvermeidlichen Ungenauigkeiten zu kämpfen und ist niemals völlig sicher, die wahre Meinung des Autors erfaßt zu haben. Wer dennoch einen solchen Philosophen wählt, der wird jedenfalls am besten thun, zunächst eine möglichst gute Uebersetzung in einem Zuge durchzulesen, um einen ungestörten Gesammteindruck zu erhalten, und dann die wichtigeren Stellen oder Abschnitte im Original nachzulesen. Nur sehr selten wird Jemand eine todte oder lebende Fremdsprache ebenso gut verstehen und ebenso rasch und geläufig lesen wie seine Muttersprache; im Durchschnitt werden unsre Studirenden in gleicher Zeit mit geringerer Mühe zwei bis vier philosophische Systeme in deutschen Uebersetzungen und eines in der Ursprache, in gleicher Zeit sämmtliche Werke eines Philosophen in deutscher Uebersetzung und ein einzelnes Hauptwerk desselben in der Ursprache durcharbeiten.

Es kann kein Zweifel obwalten, auf welcher Seite der größere philosophische Gewinn für den Anfänger liegt. Wenn die Universitätsphilosophie diese Thatsache ignorirt und gegen die Lectüre von Uebersetzungen eine entschiedene Mißachtung zur Schau trägt, so ist das nicht aus philosophischen Rücksichten zu rechtfertigen, sondern nur aus philologischen Nebenrücksichten, die für uns hier nicht in Betracht kommen. Unverkennbar freilich bleibt der Vortheil, wenn man einen solchen Philosophen zum Studium wählt, bei welchem die Vorzüge des Originals mit denen einer Lectüre in der Muttersprache zusammentreffen; und der deutsche Studirende hat den ungeheuren Vortheil gegen alle andern Völker, daß die höchsten Ergebnisse des bisherigen Entwickelungsganges der Philosophie gerade ihm und ihm allein in seiner Muttersprache vorliegen. Der Deutsche wäre aber kein richtiger Deutscher, wenn er nicht diesen Vortheil mißachtete und mit Vorliebe nach den Erzeugnissen des Auslandes oder auch einer fernen Vergangenheit griffe; und diese Beiseiteschiebung des Heimischen wird durch die philologische akademische Praxis sanktionirt und unterstützt.

Als ein ungünstiger Umstand ist es ferner bei der Wahl eines Philosophen in Betracht zu ziehen, wenn derselbe keine besonderen philosophischen Abhandlungen verfaßt, sondern seine philosophischen Ansichten nur gelegentlich in anderem Zusammenhange hat einfließen lassen, oder wenn seine rein philosophischen Aufsätze selbst nur flüchtige Skizzen von geringem Gesammtumfang sind, welche aus den anderwärts eingestreuten Bemerkungen der Ergänzung bedürfen. Dies macht z. B. unsere Dichterheroen (Lessing, Herder, Goethe, Schiller) ungeeignet zum Gegenstand eines philosophischen Studiums für Anfänger; während für Vorgeschrittene gerade ein besonderer Reiz darin liegen kann, das an einzelnen Stellen

Zerstreute zu einem einheitlichen Bilde zu sammeln und in einander zu fügen. Selbst das wirkt noch höchst erschwerend für das Verständniß, wenn ein Autor zwar zahlreiche philosophische Abhandlungen verfaßt hat, aber jede derselben bloß aus Aphorismen und Aperçus besteht, die der Leser erst zu einem Ganzen verknüpfen muß; oder wenn jede der Abhandlungen monographisch nur eine untergeordnete philosophische Frage erörtert und nur gelegentlich die philosophische Grundansicht des Verfassers durchscheinen läßt. Dagegen ist nichts so förderlich für das Verständniß als das Vorhandensein eines oder mehrerer rein philosophischer und systematisch gehaltener Hauptwerke, an welche dann die anderen monographischen Arbeiten über secundäre Fragen sich anlehnen. An solchen systematischen Hauptwerken fehlt es z. B. bei Hamann, Baader, und in strengerem Sinne selbst bei Leibniz und Platon.

In der neusten Zeit hat die fortschreitende Arbeitstheilung auch auf philosophischem Gebiete zur Folge gehabt, daß manche Denker ihre Lebensaufgabe ausschließlich in der Förderung einer oder mehrerer Specialdisciplinen (z. B. der Erkenntnißtheorie, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie u. s. w.) suchen, und darin oft etwas Tüchtiges leisten. Wie hoch auch der Werth solcher Arbeiten für die mit specialistischem Interesse an sie Herantretenden zu schätzen sein mag, so können sie doch nicht als zweckmäßige Nahrung für das allgemeine philosophische Bedürfniß betrachtet worden, wofern die betreffenden Autoren nicht zugleich eine eigenartige allgemeine Weltanschauung in ausreichender Weise entwickelt und dadurch einen Platz in der allgemeinen Geschichte der Philosophie errungen haben.

Von nicht zu unterschätzendem Gewicht für die Wahlentscheidung ist die Klarheit oder Dunkelheit des Gedankenganges und des sprachlichen Ausdrucks. Eine geschickte Stoffvertheilung, eine wohlgeordnete Composition und eine durchsichtige architektonische Gliederung erleichtert ungemein das Verständniß eines philosophischen Werkes, zumal eines größeren systematischen Hauptwerkes. Es giebt Autoren, welche unklar denken, weil sie sich aus der trüben Dunkelheit einer gähnenden Tiefe noch nicht zum sonnigen Licht hindurchgedrungen haben (z. B. Böhme, Baader); es giebt aber auch andere, die zwar klar denken, aber bei der sprachlichen Darlegung ihrer Gedanken in Schwierigkeiten gerathen, theils weil die Sprache für ihre neuen Gedanken noch nicht genug gemodelt und aufnahmefähig gemacht ist, theils weil sie zu ungeschickt sind, um die von der Sprache gebotenen Ausdrucksmittel richtig zu benutzen, theils weil sie nach dem Schein einer Tiefe streben, welche das thatsächliche Niveau ihrer Gedanken übertrifft (z. B. Vischer). Am größten sind die Schwierigkeiten der Sprache für diejenigen, welche eine neue Epoche des philosophischen Denkens inauguriren, z. B. Platon, Kant; am geringsten für diejenigen, welche am Abschluß einer solchen Epoche stehen und ihr Facit ziehen. Je uneigentlicher und bild-

licher ein Philosoph zu denken pflegt, desto leichter bietet die Sprache sich seinem Dienste dar (z. B. Schopenhauer); je logisch strenger, je abstracter er sich in den reinen Aether der Speculation aufzuschwingen wagt, desto mehr versagt ihm die Sprache die Erfüllung seiner Intentionen (z. B. Hegel).

Erschwerend für das Verständniß wirkt aber auch die Einmischung unsachlicher Gesichtspunkte, unfruchtbarer Rücksichten, nutzloser Spitzfindigkeiten, willkürlicher Formen, eigensinniger Schablonen; es sind dies die Schlacken des menschlichen Denkens, welche im Fortgang der Geschichte ausgesondert und abgestoßen werden (z. B. die Triaden des Proklus, die Lullische Kunst, Kants durchgängige Eintheilung nach seiner Kategorientafel, Hegel'sche Dialektik). Aber grade an solche Aeußerlichkeiten heftet sich oft im Kreise der Schule das größte Ansehen, daher sie unter dem Namen „scholastisch" zusammengefaßt werden; das Scholastische in diesem Sinne gehört keineswegs bloß dem Mittelalter an, sondern es findet sich schon im Alterthum und gerade auch in der speculativen Epoche von Kant bis Hegel, wo man es als „Neoscholastik" bezeichnet hat. Nichts hat dem Auslande das Eindringen in unsere deutsche Philosophie so sehr erschwert, als die Verbindung dieser Neoscholastik mit den ohnehin schon nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten der deutschen Sprache; und nichts hat der Ausländerei und Alterthümelei der Deutschen im philosophischen Studium so sehr Vorschub geleistet, als die Ungenießbarkeit dieser Neoscholastik, von der selbst Schopenhauer noch keineswegs ganz frei ist*). Am schlimmsten ist die Neoscholastik unserer speculativen Denker in denjenigen Werken, die sich in den Abstractionen der Erkenntnißtheorie, Logik und Metaphysik bewegen (Kants Kritik der reinen Vernunft, Fichtes Wissenschaftslehre, Schellings System des transcendentalen Idealismus, Hegels Logik); deshalb sollte ein Lernender, der sich für das Studium eines dieser Philosophen entschieden hat, niemals mit diesen schwierigsten und verwirrendsten Hauptwerken beginnen, sondern sich dieselben bis zuletzt aufsparen, nachdem er alle übrigen Schriften desselben Autors durchgearbeitet hat.

So berechtigt die Abneigung gegen eine unnütz erschwerende und inhaltlich unfruchtbare Scholastik der Form ist, so unberechtigt ist die namentlich in den Kreisen der Halbgebildeten weit verbreitete Abneigung gegen die eigenartige philosophische Terminologie eines Systems, insbesondere, wenn dieselbe aus fremden Sprachen geschöpft ist. Nun lassen sich aber keine neuen Begriffe aufstellen, ohne neue Wortbezeichnungen zu prägen, und aller Fortschritt in der Klarheit, Präcision, Concentration und Leichtigkeit der Gedankenbildung ist durch eine terminologische Fortbildung der Sprache bedingt. Ein Denker ohne bestimmt ausgeprägte wissenschaftliche

*) Vgl. Moritz Venetianer: „Schopenhauer als Scholastiker." Berlin, Carl Dunkers Verlag 1872. 24 Bogen.

Terminologie kann nicht mehr sein als ein populärer Schriftsteller, der die Denkergebnisse Anderer in kleine Münze umsetzt. Die Terminologie eines Systems muß um so origineller ausfallen, je origineller das System ist. Wer sich also von der fremd anmuthenden Terminologie eines Systems abschrecken läßt, der muß überhaupt auf das philosophische Studium von vornherein verzichten, oder sich mit dem trivialen Geschwätz einer unwissenschaftlichen Popularphilosophie begnügen. Ist aber einmal eine eigenartige Terminologie jedem eigenartigen System unentbehrlich, so ist es weit weniger störend, wenn dieselbe fremdsprachlich, als wenn sie deutsch ist. Die Wurzelbedeutung der Fremdwörter kann auch der Ungebildete in jedem Fremdwörterbuch oder fremdsprachlichen Lexikon nachschlagen, und dann aus dem Zusammenhang und den vom Autor gegebenen ausdrücklichen Erklärungen sehr wohl verstehen, welche Bedeutung der Ausdruck im System hat. Dagegen wird durch die Umprägungen des gewöhnlichen Sprachsinns deutscher Worte nur Verwirrung gestiftet und durch sprachwidrige Wortverrenkungen und Zusammensetzungen das Sprachgefühl weit mehr beleidigt als durch fremdsprachliche Termini. Die Erfahrung bestätigt, daß diejenigen Philosophen, welche, wie z. B. Krause, versucht haben, sich eine rein deutsche Terminologie für ihr System zu bilden, gerade der sprachlichen Unerträglichkeit dieses Mißgriffs einen großen Theil ihrer Mißerfolge zuzuschreiben haben. Gerade in der neuesten Zeit ist durch den wachsenden stilistischen Einfluß Lessings und Schopenhauers und unter der Rückwirkung der naturwissenschaftlichen und historiographischen Schreibweise die philosophische Ausdrucksart wieder in natürlichere und sachgemäßere Bahnen eingelenkt; leider ist nur dieser formelle Gewinn in der Regel mit einer Minderung derjenigen speculativen Tiefe verknüpft, welche wir an den großen Philosophen von Kant bis Hegel bewundern.

Die bisher erörterten formellen Gesichtspunkte dürfen ohne Zweifel bei der Wahl eines Philosophen für das Studium nicht unbeachtet bleiben; aber wichtiger als sie sind doch jedenfalls die sachlichen Gesichtspunkte, denen wir nun näher treten. In erster Reihe kommt hier in Betracht die geistige Bedeutung eines Philosophen im Allgemeinen, der Grad seiner philosophischen Begabung, vermöge deren er die Dinge mit andern Augen ansieht als ein gewöhnlicher Sterblicher. Je genialer ein Denker gewesen ist, desto mehr wird er für die Ewigkeit gedacht haben, während die Bedeutung der kleinen Talente schon nach einem oder zwei Menschenaltern erlischt. Unter sonst gleichen Umständen verdient also vor mehreren zur engeren Wahl stehenden Philosophen der geistig bedeutendste den Vorzug; leider ist nur häufig das Urtheil sehr schwer, welcher von zwei Philosophen der geistig bedeutendere sei, und noch weniger findet Gleichheit der sonstigen Umstände statt. Nur in einem Falle pflegt kein Zweifel über den Grad des Talentes zu bestehen, nämlich bei dem Vergleich eines Meisters mit den Jüngern seiner Schule; und deshalb ist es für den


J

Studirenden unbedingt rathsam, nicht mit den Werken irgend eines — ikers oder — ianers zu beginnen, sondern sich direct an einen Meister zu halten. Wenn er dagegen mit dem Studium eines solchen Meisters fertig ist, dann ist es allerdings sehr empfehlenswerth, sich auch mit den Modificationen und Umbildungsversuchen der betreffende Schule einigermaßen vertraut zu machen, weil grade durch diese deutlicher als durch irgend etwas andres die Unzulänglichkeiten, Widersprüche und Aporien des Systems bloßgelegt werden.

Von zwei gleich bedeutenden Philosophen derselben Geschichtsperiode wird für den Anfänger das Studium des späteren von beiden den Vorzug verdienen, insofern in ihm der Vorgänger sich geschichtlich reflectirt, aber nicht umgekehrt. Der Spätere hat den Vortheil, die Fehler des Vorgängers vermeiden und seine positiven Ergebnisse als Bausteine benutzen zu können; er kann gleichsam auf dessen Schultern steigen und darum weiter um sich sehen als jener, auch ohne an Wuchs größer als er zu sein. Am wenigsten geeignet ist demnach unter sonst gleichen Umständen in jeder Epoche derjenige, welcher sie einleitet (z. B. Sokrates-Platon, Descartes, Kant), weil in ihm noch alles im Keimen, Wachsen nnd Werden ist und erst auf die Zukunft als auf die Erfüllung seiner Verheißungen hindeutet; am meisten geeignet dagegen ist derjenige, welche eine Epoche zu einen Gipfel und Abschluß bringt, auf den nur noch der Niedergang folgt (z. B. Aristoteles für den klassischen Hellenismus, Plotin für die hellenistische Philosophie, Thomas von Aquino für die mittelalterliche Scholastik.) Von zwei annähernd gleichzeitigen Philosophen von ungefähr gleicher Originalität und sachlicher Bedeutung wird für das Studium allemal derjenige werthvoller sein, welcher das klarere geschichtliche Bewußtsein über die Eingliederung seines Systems in den allgemeinen Entwickelungsgang der Philosophie besitzt und einen größeren Ausschnitt aus der Geschichte der Philosopbie in deutlicheren Reflexen widerspiegelt. Unter diesem Gesichtspunkte ist z. B. Leibniz lehrreicher als Spinoza, Hegel lehrreicher als der ungeschichtliche und geschichtsfeindliche Schopenhauer. Wo zwei gleichzeitige Philosophen einander als polare Gegensätze ergänzen, z. B. Hegel und Schopenhauer, da ist es rathsam, nach dem Studium des einen von beiden auch den andern gründlich kennen zu lernen, um nicht mit der Einseitigkeit des ersten behaftet zu bleiben; und dies ist um so dringender zu empfehlen, je mehr der zweite bei der versuchsweisen Lectüre den Leser abstößt, weil darin ein deutliches Merkmal liegt, wie sehr derselbe durch das Studium des ersten bereits in den bestrickenden und umnebelnden Bann seiner Einseitigkeit gerathen ist.

Von mehreren gleich bedeutenden Philosophen aus verschiedenen Geschichtsperioden ist unter sonst gleichen Umständen demjenigen der Vorzug zu geben, welcher der späteren Periode angehört, weil er auf einer

höheren Warte steht. Wenn es wahr ist, daß der geschichtliche Entwickelungsgang der Philosophie einer Spirale gleicht, und jede spätere Periode einer weiteren und höheren Windung, so kehren in jeder Periode die alten Probleme auf höherer Stufe wieder, während zugleich die Mittel zu ihrer Lösung gewachsen sind. Denn der spätere Philosoph verfügt bei einem gleichen Maße von Begabung einerseits über die Kenntniß der früheren Problemstellungen und Lösungsversuche und andererseits über ein breiteres empirisches Material, wie es die fortgeschrittene Realwissenschaften darbieten. In Folge dessen begnügt er sich auch nicht mit der Neubearbeitung der alten Probleme, die nun in veränderter culturgeschichtlicher Beleuchtung auftreten, sondern es drängen sich ihm nebenbei noch eine Menge neuer Probleme auf, von denen frühere Perioden nichts ahnen konnten, und für die sie noch gar kein Verständniß gehabt hätten. Das oben für die Stellung der Perioden zu einander Ausgeführte gilt hier auch für Philosophen, welche in den verschiedenen Perioden eine analoge Stellung einnehmen.

Von zwei philosophischen Systemen gebührt unter gleichen Umständen demjenigen der Vorzug, welches die unmittelbarste Berührung mit der Culturatmosphäre und den geistigen Strömungen der Gegenwart hat. Denn jedes philosophische System ist mehr oder weniger culturgeschichtlich bedingt und gefärbt, und jedes hat die Aufgabe, ein Gesammtausdruck und Spiegelbild der geistigen Bedürfnisse und Anschauungen seiner Zeit zu sein; deshalb muß jede Philosophie, die einer uns fremden culturgeschichtlichen Epoche den Spiegel der Reflexion vorhält, uns fremdartiger anmuthen und schwerer verständlich sein als ein aus der Gegenwart entsprungenes System. Hierdurch gewinnt die Philosophie der Gegenwart einen culturgeschichtlichen Vorsprung vor aller Philosophie der Vergangenheit, welcher von dem Vorzuge eines erweiterten philosophischen Gesichtskreises ganz unabhängig ist und zu diesem noch hinzukommt. In der Gegenwart selbst aber wird wiederum dasjenige System bei sonst gleichem philosophischem Werthe den Vorzug verdienen, welches mit den Interessen und Neigungen, den Bedürfnissen und Strebungen des Zeitgeistes die engste Fühlung hat und am treuesten, allseitigsten und umfassendsten die Geistesströmungen der Gegenwart widerspiegelt. Insofern die Philosophie neben dem nach rückwärts gewandten Antlitz auch ein nach vorwärts gewandtes, prophetisches besitzt, wird es dabei wesentlich darauf ankommen, daß sie nicht bloß die Oberflächenströmungen, die jedem Blicke sichtbar sind, wiedergiebt, sondern auch den mehr versteckten Unterströmungen des Zeitgeistes Rechnung trägt, in deren dunklem Schooß die Geschichte der Zukunft sich vorbereitet.

Unter sonst gleichen Umständen wird allemal dasjenige von zwei Systemen den Vorzug verdienen, welches auf der breiteren und solideren Erfahrungsgrundlage errichtet ist. Darin steht z. B. Aristoteles so einzig

da unter den Philosophen des Alterthums, daß er ein für seine Zeit ganz erstaunliches Maaß von empirischem Wissen besitzt; darum vermissen wir an der Philosophie des Mittelalters nichts so sehr als diese empirische Basis, an deren Stelle die vermeintliche Erfahrungsgrundlage der geoffenbarten Glaubens-Wahrheit getreten ist. Nun ist aber klar, daß in Bezug auf naturwissenschaftliche, ethnologische, statistische und geschichtliche Erfahrung das Wissen der Menschheit durchschnittlich mit der Zeit wächst, und daß schon wegen des breiteren, zur sicheren Verfügung stehenden Erfahrungsmaterials die Philosophen späterer Zeiten durchschnittlich einen Vorsprung vor den früheren haben. Denn es kommt offenbar bei diesem vergleichenden Schätzungsmaßstab nicht darauf an, welch eine Erfahrungsgrundlage ein philosophisches System für seine Zeit besaß, sondern welche es für unsere Zeit besitzt, da doch wir Jetztlebenden es sind, die aus demselben eine uns möglichst befriedigende philosophische Weltanschauung gewinnen wollen.

Wenn die Periode von Descartes und Bacon bis zu Kant einschließlich sich dadurch auszeichnet, daß die meisten hervorragenden Philosophen auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet wohl beschlagen sind, so zeigt die speculative Epoche der deutschen Philosophie von Fichte bis Hegel eine gewisse Abkehr der Philosophie von der Naturwissenschaft, ähnlich wie die mittelalterliche Philosophie; und auch Schopenhauer hat sich erst in späteren Jahren bemüht, für sein bereits fertiges spekulatives System nachträglich naturwissenschaftliche Bestätigungen aufzulesen. Die Philosophie der Gegenwart zeigt in mehreren ihrer hervorragenden Vertreter wiederum das Bestreben, die gelösten Beziehungen zu der inzwischen mächtig fortgeschrittenen Naturwissenschaft auf's Neue und um so fester zu knüpfen, und es ist bezeichnend für unsere Zeitrichtung, daß gerade solche Philosophen am meisten Einfluß und Ansehen gewonnen haben, selbst dann, wenn ihre speculative Begabung und die Klarheit ihres geschichtlichen Bewußtseins hinter ihren großen speculativen Vorgängern weit zurückstanden (z. B. Fechner, Lotze, Wundt).

Nun liegt es aber auf der Hand, daß man zwar aus einer unvollständigen Erfahrungsgrundlage bei großer speculativer Kraft immer noch werthvolle philosophische Ergebnisse gewinnen kann, aber aus der breitesten Erfahrungsgrundlage bei mangelnder speculativer Kraft gar keine; mit anderen Worten: daß für die Bedeutung eines philosophischen Systems nicht derjenige Factor der wichtigste sein wird, welchen es mit der Naturwissenschaft und Geschichte gemein hat, sondern derjenige, durch welchen es sich von beiden unterscheidet und über sie hinausstrebt. Wer der naturwissenschaftlichen Grundlage das entscheidende Gewicht beimißt, der wird besser thun, der Philosophie fern zu bleiben und sich ganz an die Naturwissenschaften zu halten, was ja auch neuerdings vielfach als das allein richtige Verhalten angepriesen worden ist. Wer sich aber die Mühe giebt,

Philosophie zu treiben, von dem muß man voraussetzen, daß sein wissenschaftliches Bedürfniß in den Erfahrungswissenschaften eben kein volles Genüge gefunden hat und nach einer philosophischen Erweiterung und Ergänzung des empirischen Standpunktes sucht. Ob die philosophische Speculation ihm die gesuchte Ergänzung gewähren kann oder nicht, darüber kann er jedenfalls erst dann ein sicheres Urtheil haben, wenn er sich mit deren hervorragenden Leistungen vertraut gemacht hat, und nicht früher. Dasjenige, was er in der Philosophie allein suchen kann, ist und bleibt das speculative Hinausgehen über die Erfahrung, da sie nur dieses oder gar nichts zu bieten haben kann; so lange der Lernende also die Hoffnung auf irgend welchen aus der Philosophie zu schöpfenden Gewinn nicht ganz fahren lassen will, muß er doch die speculative Kraft des Philosophen als den höchsten Maaßstab gelten lassen, an welchem der Werth seines Systems zu allermeist bemessen werden muß. So treten denn doch wieder die speculativen Philosophen ersten Ranges in ihr Recht gegenüber den mit geringerer philosophischer Veranlagung unternommenen Versuchen, Naturwissenschaft und Philosophie zu versöhnen.

Es bleibt endlich noch ein letzter Gesichtspunkt zu erwähnen, der gerade für den Lehrwerth eines Systems von großer Bedeutung ist. Es ist dies die möglichst vollständige systematische Ausbreitung desselben über möglichst viele Gebiete des Wissens, oder die möglichst vielseitige Durcharbeitung der philosophischen Specialdisciplinen (Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Psychologie, Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, Pädagogik, Staats- und Gesellschaftslehre, Philosophie der Geschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w.). Auch hier wächst wieder der Vortheil mit der Annäherung an die Gegenwart. Im Alterthum ist es fast nur Aristoteles, der mehrere dieser Specialdisciplinen umspannt, wenn auch bei ihm, wie in der gesammten griechischen Philosophie, die Religionsphilosophie noch ganz fehlt und die Erkenntnißtheorie noch ziemlich embryonisch bleibt. Der mittelalterlichen Philosophie, die wesentlich Religionsphilosophie ist, fehlt wieder die Aesthetik, und Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie bleiben im Keime stecken. Erst im achtzehnten Jahrhundert findet die Erkenntnißtheorie und die Aesthetik selbstständige Pflege, und Kant darf wohl als der erste gelten, der diese beiden ebenso gleichmäßig umspannt wie die Naturphilosophie, Ethik und Religionsphilosophie. Es ist also wesentlich erst die neueste Geschichte der Philosophie seit Kant, in deren Systemen eine gewisse Vollständigkeit zu finden ist, aber keineswegs bei allen. So entbehrt z. B. bei Fichte die Naturphilosophie und Aesthetik, bei Schelling die Ethik einer genaueren Ausführung, während bei Schopenhauer eigentlich gar keine Specialdisciplin durchgeführt ist, sondern alle nur im skizzenhaften Entwurf dargeboten sind, und bei Hegel gerade die wichtigsten Gebiete nicht vom Autor selbst für den Druck aufgezeichnet sind. Immerhin haben in Bezug auf systematische Vollständig-

keit der Durchführung Aristoteles, Kant und Hegel einen Vorsprung vor allen übrigen Philosophen ersten Ranges. Unter den Philosophen der Gegenwart haben sich zumeist nur die weniger originellen zur systematischen Durcharbeitung der Specialdisciplinen gedrängt gefühlt, und gerade diejenigen, welche selbstständiger vorzugehen suchten oder durch größere Berücksichtigung der Naturwissenschaften Einfluß erlangten, haben bei ihrem Tode meist nur einen recht lückenhaften Bau hinterlassen (z. B. Fechner und Lotze).

Es ist vom Laufe der Natur nach allen unserer geschichtlichen Erfahrung von vornherein nicht zu erwarten, daß sich jemals alle Vorzüge im höchsten Grade auf ein einziges menschliches Haupt vereinigen. Deshalb werden wir auch bei den hier erörterten Vorzügen eines philosophischen Systems für das Studium eines Lernenden nur mit der Verbindung mehrerer in höherem Grade, oder vieler in einem gewissen Grade rechnen dürfen. In der Abwägung der Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Systeme gegeneinander bleibt somit immerhin noch der Individualität des Lernenden ein genügender Spielraum, um die ihr besonders zusagenden Vorzüge bei der Auswahl in erhöhtem Maaße zu berücksichtigen. Nichts wäre auch ungünstiger für den Fortgang der philosophischen Entwickelung, als wenn durch eine unantastbare Autorität (etwa diejenige einer centralen Reichsakademie) das Philosophiestudium aller Lernenden dauernd in eine einförmige Schablone gezwängt werden könnte! Daß aber bis jetzt den wirklich maßgebenden Vorzügen nicht überall in dem wünschenswerthen Maaße Rechnung getragen wird und darin gar manche Aenderung zu erstreben ist, das glaube ich in den vorstehenden Andeutungen gezeigt zu haben.

Ein Blick auf die Geschichte Luxemburgs und der „Luxemburger".

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Vor wenig Wochen geschah es, daß der Name Luxemburg von Neuem in den Brennpunkt des politischen Tagesinteresses trat und die mannigfaltigen Erinnerungen in uns wach rief, die sich für Deutsche an diesen Namen knüpfen. Im Vordergrunde derselben steht in Aller Gedächtniß die Zeit, in welcher Land und Festung Luxemburg das Compensationsobject der Politik Napoleons III. Deutschland gegenüber bildeten, die Zeit, in welcher der König der Niederlande bereit war, das Großherzogthum an Frankreich durch Verkauf abzutreten; eine Absicht, gegen deren Ausführung Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm ihr Veto einlegten, um die Integrität des Landes und des deutschen Gebietes aufrecht zu erhalten. Allerdings konnte dieses Resultat nur durch die Neutralitätserklärung des Großherzogthums, die Aufgabe des preußischen Besatzungsrechts und die Schleifung der Werke des berühmten Festungscolosses erreicht werden.

In jenen Tagen der Luxemburger Frage hatte ein Vetter Napoleons III., der damals vielgenannte Prinz Pierre Bonaparte, eine Schrift über die strategische Bedeutung Luxemburgs veröffentlicht, und der Zufall fügte es, daß Schreiber dieser Zeilen eines der ersten Exemplare dieser Schrift dem Feldmarschall Moltke, der sich für dieselbe interessirte, zustellen konnte.

Allein noch andere Erinnerungen knüpfen sich für uns an Luxemburg. Der erste talentvolle Kaiser aus dem Luxemburger Hause, dessen nationalen Bestrebungen ein vorzeitiger Tod auf seinem Römerzuge ein frühes Ziel setzte, lebt in der Geschichte fort. Desgleichen sein Bruder, der staats-

kluge und einflußreiche Erzbischof Balduin von Trier, sowie Heinrichs heldenmüthiger Sohn Johann von Luxemburg, König von Böhmen, der kriegerischste Fürst des 14. Jahrhunderts, der uns erst in neuerer Zeit durch die Biographie Schötters in seiner vollen historischen Bedeutung dargestellt wurde. Wir gedenken ferner Kaiser Karls IV., König Wenzels, Kaiser Sigismunds und ihrer für das gesammte Reich bedeutsamen Regierungsakte, und erinnern uns der so wechselvollen späteren Geschicke des deutschen Grenzlandes. Ein Blick auf die Hauptmomente der Geschichte des neuerdings wieder so oft genannten Landes dürfte daher nicht unzeitgemäß erscheinen.

Das Land zwischen der mittlereren Maaß und mittleren Mosel, zwischen dem Chiers und den Quellflüssen der Ourte, vom östlichen Theil der Ardennen und zahlreichen Zuflüssen der genannten Gewässer durchzogen, bildete die alte Grafschaft, später das Herzogthum Luxemburg. Dasselbe war mehr als doppelt so groß wie das heutige Großherzogthum.

Graf Siegfried aus dem Dynastengeschlecht der Grafen von den Ardennen brachte 936 die bereits zur Römerzeit entstandene auf dem auf drei Seiten von der Alzette umflossenen Bockfelsen belegene Lützelburg in seinen Besitz und machte sie zum Vorort seiner im Ardennen-, Wavre- und Moselgau liegenden Besitzungen. Er war der Stammvater des ardennisch-luxemburgischen Hauses.

Lucilinbuck — nicht Lucilinburuh, wie manche meinen — war der ursprüngliche Name der Burg; er bedeutet kleiner Bock oder Berg. Ein deutsches Grafengeschlecht wählte die Burg zum Wohnsitz. Das ardennisch-luxemburgische Haus erlosch im Mannesstamme 1136 mit Conrad II., und Luxemburg ging durch die Vermählung mit der weiblichen Erbin an die Grafen von Namür über, die sich danach von Luxemburg-Namür nannten. Beim Tode Heinrich IV., des letzten Grafen von Luxemburg-Namür, gelangte Namür an die Grafen von Hennegau; Luxemburg aber fiel seiner einzigen Tochter Ermesinde zu. Diese vermählte sich mit Walram III., Herzog von Limburg und Markgraf von Arlon, nach dessen erster Ehe, und es wurde zwischen ihnen festgesetzt, daß ihre Nachkommen aus beiden Ehen die Grafschaft Luxemburg getrennt von Limburg erhalten sollten. So entstand die kürzlich oft genannte ältere und jüngere Walramsche Linie. Die Nachkommen Walrams, aus dessen erster Ehe, erhielten nach seinem Tode das Herzogthum Limburg. Der Sohn Ermesindes und Walrams, Heinrich der Blonde, erhielt dagegen Luxemburg und wurde der Stifter des Dynastenhauses Luxemburg-Limburg. Die ältere Walramsche Linie herrschte in Limburg bis zum Jahre 1288, nämlich bis dieses Herzogthum durch die Schlacht von Wöringen an Brabant fiel.

Dem Enkel Heinrich des Blonden, Heinrich dem Lützelbuger, war es bestimmt, als Heinrich VII. seit 1308 die deutsche Kaiserkrone zu tragen, und mit diesem Ereigniß finden wir uns auf die bekannteren Gebiete der deutschen und der luxemburgischen Geschichte versetzt.

Obgleich erst 26 Jahre alt, als sein Vater mit dreien seiner Brüder in der blutigen Schlacht bei Wöringen 1288 fiel, hatte er dennoch bis zum Jahre 1292 die Regierung mit seiner Mutter Beatrix gemeinschaftlich geführt. Zur Herbeiführung eines Ausgleiches der alten Feindschaft mit Brabant vermählte er sich mit Margaretha, der ältesten Tochter Johanns von Brabant, und übernahm darauf allein die Regierung.

Graf Heinrich war die ausgezeichnetste ritterliche Persönlichkeit seiner Zeit, nicht nur in Krieg und allen Turnierkünsten erfahren, sondern auch ein gerechter, die Ordnung und Sicherheit in seinem Lande in damaliger Zeit bewunderungswürdig aufrecht erhaltender Fürst; seine Güte, Leutseligkeit und Frömmigkeit wurden weithin gerühmt. Seine Gemahlin war eine leutselige, wohlthätige, christliche Fürstin und ihm eine liebevolle Lebensgefährtin. Zahlreiche Stiftungen und Beschenkungen von Klöstern und Hospitälern bezeugten nicht nur den frommen Sinn des Herrscherpaares, sondern auch sein Verständniß für die ihm zugefallenen Aufgaben der Entwickelung seines Landes. Ein kurzer in das erste Jahr der Regierung Heinrichs fallender Aufstand der Bürger Luxemburgs war, soweit es sich feststellen läßt, gegen die Willkür des an der Spitze der Landesverwaltung stehenden Herrn Joffrois von der Esch gerichtet; der Aufstand wurde bald gedämpft und gesühnt. Im Jahre 1301 gerieth Heinrich in Folge von Zollstreitigkeiten in Krieg mit dem Erzstift Trier, der unter gegenseitigen Verwüstungszügen mit einer vergeblichen Belagerung Triers endete, aus der jedoch Heinrich, mit dem Bürgerrecht von Trier beliehen, als Schirmherr dieser Stadt hervorging.

Von besonderer Bedeutung für Deutschland wurde der Umstand, daß Heinrich seine Erziehung vorzugsweise am französischen Hofe erhalten hatte und daß er, so lange er nur Regent von Luxemburg war, in steten Beziehungen zu Frankreich blieb. Diese Beziehungen nahmen bei seinem ebenfalls in Paris erzogenen Sohne dem König Johann von Böhmen einen, wie wir sehen werden, dem deutschen Reiche nicht heilsamen intimen Charakter an. Graf Heinrich verpflichtete sich gegen 6000 Turnosen dem König Philipp von Frankreich zur Heerfolge gegen die Engländer und erklärte sich und seine Erben gegen eine Jahresrente zum Vasallen der Krone Frankreich, was ihn bei seiner Stellung als deutscher Landesherr jedoch nicht abhielt, 1295 zu Nürnberg dem deutschen König Adolf von Nassau zu huldigen, der ihn gleichfalls zu seinem und des deutschen Reiches Vasallen annahm, indem er ihm verschiedene Bewilligungen machte.

Als Kaiser Albrecht I. 1308 von Johann Parricida ermordet war, lenkte der Kanzler des Reiches, der Erzbischof Peter von Mainz — von Balduin Erzbischof von Trier, dem Bruder Heinrichs, unterstützt — die Wahl der Kurfürsten und die Empfehlung des Papstes Clemens V. auf Heinrich von Luxemburg, dessen frommer Sinn der Kirche und dessen Regierungstalente und ritterlichen Eigenschaften den weltlichen Fürsten jener Zeit um

so willkommener waren, da Heinrich gleichzeitig sich nicht im Besitz einer Hausmacht befand, die ihm ein dauerndes Uebergewicht im Reiche gesichert hätte. Von den Angelegenheiten des Reiches zu sehr in Anspruch genommen, trat Heinrich 1310 seinem Sohne Johann Luxemburg förmlich ab. Wie sein Vater und Oheim Balduin von Trier hatte auch Johann den wichtigsten Theil seiner Erziehung am französischen Hofe erhalten. Kaum hatte Johann die Regierung von Luxemburg angetreten, als ihm, da die Przemisliden in Böhmen mit Wenzel III. ausgestorben, waren nach kurzer Herrschaft Rudolfs von Oesterreich und Heinrichs von Kärnthen die Krone Böhmens angeboten wurde. König Heinrich ergriff diese erwünschte Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Hausmacht, sicherte die Wahl seines 14 jährigen Sohnes zum König von Böhmen, und befestigte dessen neue Stellung durch die Verbindung Johanns mit Elisabeth von Böhmen, der Tochter Wenzels III. Auf einem Hoffeste zu Speyer fand 1310 die Vermählung statt.

König Heinrich befand sich zu Beginn seiner Regierung drei großen Aufgaben gegenüber. Die wichtigste derselben war für ihn sein Römerzug, um seine Herrschaft in Italien festzustellen und sich in Rom die Kaiserkrone auf's Haupt setzen zu lassen. Ferner handelte es sich darum, den Unruhen und Gewaltthätigkeiten des Grafen Eberhard von Württemberg ein Ende zu machen; und endlich darum, den jungen König Johann in die Herrschaft Böhmens, welches sich noch in den Händen Heinrichs von Kärnthen und seines Bundesgenossen Friedrichs von Meißen befand, einzusetzen. Drei Heere wurden für diesen Zweck gleichzeitig von Heinrich aufgeboten, das stärkste derselben war für den Römerzug bestimmt. Das gegen Böhmen bestimmte Heer war vom Glück begünstigt und Prag wurde nach kurzer Belagerung genommen, Heinrich von Kärnthen entfloh in sein Land und König Johann wurde feierlich zum böhmischen Könige gekrönt. Der junge König begann seine Regierung damit, seine Herrschaft in Böhmen und Mähren zu befestigen und schloß mit dem Herzoge von Oesterreich ein Freundschaftsbündniß.

Inzwischen hatte König Heinrich seinen Römerzug angetreten, der zuerst von Erfolgen begleitet war. In Mailand wurde er mit der lombardischen Krone gekrönt. Allein bald empörten sich viele lombardische und andere italienische Städte und Fürsten wider ihn, und er sah sich zu langwierigen Belagerungen und harten Maßregeln genöthigt. Erst im Juni 1312 gelangte er nach dem von feindlichen Parteien besetzten Rom, eroberte es jedoch nur theilweise und ließ sich, da der Papst in Avignon residirte, von den Cardinälen im Lateran krönen. Allein das mittlere und südliche Italien, besonders König Robert von Neapel und selbst der Papst widersetzten sich energisch der Ausbreitung seiner Herrschaft auf der Halbinsel. In den Vorbereitungen zum Kriege gegen Robert von Neapel begriffen, erkrankte der Kaiser und starb in Buon convento bei Siena 1313.

Heinrich der Luxemburger nahm nach Dominicus „den Ruf eines tapferen, großmüthigen und gerechten Kaisers mit in's Grab." Er hatte

die idealen und realen Ziele des deutschen Kaiserthums voll erfaßt und fand in mühevollem Kampfe um dieselben seinen Tod. Obgleich vorzugsweise französisch gebildet und früher in nahen Beziehungen zum französischen Hofe, wurde er als deutscher König doch hierdurch in keiner Weise beeinflußt. Das Bestreben durch die Erwerbung Böhmens für seinen Sohn seine Hausmacht zu erweitern, kann bei dem kräftigen materiellen Rückhalt, dessen das deutsche Königthum jener Tage bedurfte nur als gerechtfertigt erscheinen, da er über den böhmischen Angelegenheiten die des Reiches nicht vernachlässigte.

Wir schreiten zur Betrachtung der Geschichte des zweiten großen Luxemburgers, seines Sohnes Johann von Böhmen, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für sein Stammland Luxemburg.

Johann vernachlässigte als König von Böhmen sein Stammland keineswegs. Er kaufte Güter und Burgen, vermehrte die Zahl seiner Lehnsleute und schlichtete alte Rechtsstreitigkeiten (wie die mit den Söhnen des Herrn von Blankenhein und dem Grafen von Looz und Chiny) durch Vergleich. Er zog einflußreiche Männer gegen bedeutende Geldabfindungen in seinen Lehnsverband, um seine Hausmacht zu vermehren und damit sein Ansehen auch in Böhmen zu erhöhen.

Zugleich strebte Johann trotz seiner Jugend besonders aus dem Grunde nach der deutschen Königswürde, um im Besitz derselben seine Stellung in Böhmen, die durch Heinrich von Kärnthen und die österreichischen Herzöge unausgesetzt bedroht wurde, zu befestigen. Die Anhänger der Luxemburger Partei, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Trier und Mainz, begünstigten diesen Plan, und Johann begab sich zur Betreibung desselben aus Böhmen auf ein Jahr nach Luxemburg und an den Rhein und begann zahlreiche Dienstmannen anzuwerben. Allein die Absicht Johanns fand bei der Mehrzahl der Kurfürsten in Anbetracht seiner Jugend und ihr gegenüberstehender anderer Interessen keinen Beifall; jedoch gelang es Johann seine Stimme für Ludwig von Bayern gegen beträchtliche Summen, Besitzverpfändungen und sonstige Bewilligungen, die zum Theil auch Luxemburg zu Gute kamen, zu verwerthen.

Während Johann in Böhmen, besonders als seine Kaiserwahl nicht geglückt war, einen schweren Stand gegen die Großen des Landes hatte, gab es auch in der Grafschaft Luxemburg, welche in seiner Abwesenheit von Ritter Arnold von Pittingen unter Leitung des Luxemburgers Balduin von Trier verwaltet wurde, mannigfache Streithändel zu schlichten. Es waren dies ein Raub- und Plünderungskrieg zwischen dem Bischof Adolf von Lüttich und Luxemburg, ferner Streithändel mit dem Ritter Poince von Wolmerange und dem Grafen Heinrich von Vianden, den Herren von Burscheid, von Walcourt und Rochefort. Auch fern von Luxemburg blieb Johann unausgesetzt bemüht neue Lehns- und Dienstmannen für die Grafschaft zu gewinnen, und er vergrößerte dieselbe durch Ankauf von Burg und Herrschaft Falkenstein. Den zum deutschen König gewählten Ludwig von

Bayern unterstützte bei Beginn seiner Regierung die gesammte Luxemburgische Partei, an ihrer Spitze König Johann, die Erzbischöfe von Trier und Mainz gegen den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich auf das kräftigste, und man schloß mit Ludwig ein besonderes Schutz- und Trutzbündniß und einen Landfrieden. Dieses Bündniß wurde für beide Theile von großer Wichtigkeit; ohne den Einfluß der Luxemburgischen Partei im Reiche vermochte sich König Ludwig der Bayer nicht zu behaupten. Als daher die Existenz des Oberhaupt's derselben, Königs Johann, durch neue Aufstände der böhmischen Grafen bedroht war, schritt König Ludwig zu Gunsten Johanns ein und vermittelte einen Vergleich.

Inzwischen hatte in Luxemburg Heinrich von Beaufort das Land im Ganzen in Ruhe verwaltet, die nur durch einen Kriegszug gegen den Bischof von Lüttich gestört worden war.

Bei einer abermaligen Anwesenheit Johanns in Luxemburg im Jahre 1320 wurde ihm für die 35,000 Mark Silber, welche König Ludwig der Bayer ihm schuldete, ein Theil der Pfalz verpfändet. Johann fuhr fort neue Lehsmannen zu gewinnen und erwarb die Grafschaft Autrey, sorgte für das Gedeihen der Klöster und legte um die Ortschaften Diekirch und Königsmacher Festungswerke an; in ähnlicher Weise verfuhr Johann bei einer späteren Anwesenheit in Luxemburg. Um diese Zeit, 1322, suchte er durch Verheirathung luxemburgischer Prinzessinnen die Macht seines Hauses zu heben, und es gelang ihm seine Schwester Marie mit Karl IV. von Frankreich zu vermählen.

Den inzwischen lange Jahre sich hinziehenden Streit in Deutschland, ob die luxemburgische Partei und mit ihr König Ludwig der Bayer oder die österreichische Partei mit König Friedrich dem Schönen die Oberhand behalten sollte, entschied König Johann in der von ihm geleiteten Schlacht von Mühldorf, an welcher König Ludwig keinen thätigen Antheil genommen hatte, zu Gunsten des Letzten. Reiche Zölle Belehnungen und Verpfändungen belohnten die Hilfeleistungen Johanns. Er begab sich einige Zeit nach dem Siege bei Mühldorf nach Paris, um der Krönung seiner Schwester Maria von Luxemburg zur Königin von Frankreich beizuwohnen und seinen ältesten Sohn Karl, der am französischen Hofe seine Erziehung erhalten sollte, dort einzuführen. Nach einem Aufenthalt in Luxemburg, während dessen er die Streithändel mit dem Grafen von Bar beilegte und Bewilligungen für die Abtei Münster in Luxemburg und des Frauenstift Marienthal machte, kehrte er nach Böhmen zurück.

Im Jahre 1324 finden wir Johann abermals in Frankreich, wo die Stadt Toulouse Karl IV. den Gehorsam aufgekündigt hatte. Von Karl III. zu Hülfe gerufen, zog er mit einer Schaar Luxemburgischer Ritter nach Paris und gegen Toulouse, welches sich jedoch ohne Kampf ergab. Von dort nach Luxemburg zurückgekehrt, unternahm er im Bunde mit dem Grafen Wilhelm von Holland einen Kriegszug gegen den Erzbischof Heinrich von

Cöln, welcher von seinem Schlosse Vollmerstein an der Ruhr aus die vorbeiziehenden Kaufleute gewaltsam brandschatzen ließ. Johann belagerte mit seinen Luxemburgern Bonn und zwang den Erzbischof zum Nachgeben.

In dem nun beginnenden Kampfe zwischen König Ludwig dem Bayer und Papst Johann XXII. nahm Johann zunächst eine abwartende reservirte Stellung ein.

Lehnsstreitigkeiten und die Haltung der Stadt Metz, welche den König Ludwig nicht anerkennen wollte, veranlaßten ihn sowie seinen Oheim Balduin von Trier, den Herzog von Lothringen, und den Grafen von Bar zu einem Kriegszuge gegen Metz; die Belagerung der Stadt blieb erfolglos und das luxemburgische Gebiet wurde durch Streifzüge der Metzer Besatzung stark verwüstet; der Streit gegen Metz fand mit einer Geldzahlung der Stadt ein Ende. Der kriegslustige nie rastende König erhob hierauf Ansprüche auf Brabant und unternahm mit seiner Luxemburger Ritterschaft einen Kriegszug dorthin, der jedoch keine weiteren Ergebnisse hatte, als daß Johann seine Ansprüche auf Brabant, gegen eine Geldsumme aufgab.

In dem Kampfe Philipp VI. von Frankreich, dessen Schwester mit dem ältesten Sohne Johanns, Karl, vermählt war, gegen Eduard III. von England und in den Streithändeln König Philipps mit Flandern stellte sich Johann mit seinen Luxemburgern auf Seite des Königs von Frankreich.

Erneute Streitigkeiten Johanns mit dem Grafen Eduard von Bar wurden nach einem Kampfe bei Florenville durch einen Schiedsrichterspruch seines Verbündeten Philipps VI. von Frankreich beigelegt. Während seines häufigen Aufenthalts in Luxemburg fuhr Johann fort, Dienstmannen zu gewinnen und durch Geldsummen und Lehne zu belohnen. Er wandte auch ferner seine Sorgfalt dem Wohle der Klöster und Städte zu, und machte einige neue Erwerbungen; darunter die Herrschaft Neulant.

Die außerordentlich ereignißreiche und wechselvolle Laufbahn dieses luxemburgischen Fürsten gestattet uns nur in aller Kürze die Ereignisse der letzten Hälfte seines Lebens zu berühren.

Im Jahre 1327 richtete Johann sein Augenmerk auf die Erwerbung des Herzogthums Kärnthen, indem er ein Heirathsversprechen seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margarethe Maultasch, der Tochter des bejahrten, keine männlichen Erben besitzenden Herzogs Heinrich von Kärnthen zu Stande brachte, sowie durch die Vermählung einer Verwandten des luxemburger Hauses, Beatrix von Savoyen, mit dem Herzog.

Kärnthen war damals als Bindeglied Deutschlands mit Italien sowohl für König Ludwig den Bayer wie für die österreichischen Herzöge und für König Johann, der mit seinem Besitz den Weg nach Italien beherrscht und seine Hausmacht sehr bedeutend verstärkt haben würde, von der höchsten Wichtigkeit. Trotz der guten Beziehungen, in die sich Johann, in der Absicht Kärnthen dereinst zu erwerben, zu den österreichischen Herzögen und zu König Ludwig, den er mit dem Papste auszusöhnen versuchte, zu setzen

bemüht war, und die zunächst auch von Erfolg begleitet waren, verbündeten sich daher, sobald die Vermählung Margarethe Maultaschs mit Johann Heinrich stattgefunden, und König Johann für das Ableben des Herzogs Heinrich von Kärnthen bereits den Huldigungseid von Kärnthen, Tirol und Görz erhalten hatte, König Ludwig der Bayer und der Herzog Otto von Oesterreich gegen Johann. Inzwischen wurde Johann von der welfischen in Brescia durch die Ghibellinen hart bedrängten Partei nach Italien gerufen und ihm die Herrschaft über Brescia angeboten worden. Er zog nach Italien und stellte die Ruhe in Brescia wieder her. Die wichtigsten Städte Oberitaliens folgten dem Beispiel Brescias und wählten Johann zu ihrem Oberhaupt.

Der Papst betrachtete jedoch das Vorgehen Johanns mit großem Mißtrauen, und in Folge der Maßregeln Johanns in den italienischen Städten, der Eroberung von Castellen, der Ausstattung seiner Ritter mit Grundstücken und der Strenge seiner Beamten wurden auch die italienischen Städte ihm wieder abgeneigt. Unterdessen aber hatte König Ludwig nicht nur ein Bündniß mehrerer deutscher Fürsten gegen Johann zu Stande gebracht, sondern auch die Könige von Ungarn, von Polen und von Neapel gegen Johann aufgereizt und Böhmen wurde von allen Seiten bedroht. Johann eilte daher nach Deutschland zurück, einigte sich jedoch gegen Zahlung einer großen Geldsumme mit König Ludwig dahin, die Länder und Städte der Lombardei und Toscana mit dem König gemeinsam zu verwalten.

Ein Kriegszug gegen das inzwischen versammelte Heer des Herzogs Otto von Oesterreich und den König von Ungarn endete zunächst ohne Entscheidung mit dem Rückzuge jenes Heeres, und Kaiser Ludwig wurde zur Schlichtung des Streites angerufen. Im Januar 1332 begab sich der rastlose Johann abermals nach Paris, gewann den König Philipp von Frankreich und zahlreiche rheinische und niederländische Fürsten und Herren zu einem Bündniß gegen den Herzog von Brabant, vermählte seine Tochter Jutta mit dem Sohne Philipps, dem Kronprinzen von Frankreich, Johann, und schloß mit König Philipp ein Schutz- und Trutzbündniß. Der ihm nun durch doppelte verwandtschaftliche Bande näher getretene König Philipp übernahm es den Streit mit Brabant zu schlichten. Jutta von Luxemburg wurde die Ahnfrau aller späteren Könige aus dem Hause Valois sowie der Herzöge von Burgund. Um diese Zeit erwarb Johann die Herrschaft Bastogne für Luxemburg und es gelang ihm mit dem Herzoge Otto von Oesterreich und dem Könige von Ungarn wieder Frieden zu schließen; ebenso glückte es ihm in dem Streite König Ludwigs mit den niederbayerischen Herzögen, deren einer der Schwiegersohn Johanns war, ein geeignetes Abkommen zu treffen und ein Bündniß mit Ludwig einzugehen. Im Jahre 1334 begab sich Johann zum Ritterschlag seines Schwiegersohnes, des Kronprinzen Johann von Frankreich nach Paris, und ging dann nach Avignon, um mit dem Papste über seine italienischen Angelegenheiten, über die Aussöhnung König Ludwigs mit der Kirche

und über einige Vermählungsdispense zu unterhandeln. Die geplante Aussöhnung scheiterte jedoch an den Forderungen des Papstes. Sein nunmehr auf einem neuen Zuge nach Italien unternommener Versuch seine dortige Herrschaft zu befestigen, schlug in Folge des Widerstandes der italienischen Städte und Fürsten fehl, und veranlaßte ihn zur gänzlichen Aufgabe des in Italien Gewonnenen.

Um diese Zeit faßte Johann in Folge des Entschlusses König Ludwigs zu Gunsten des Herzogs Heinrich von Nieder-Bayern des Schwiegersohnes Johanns abzudanken, und die Wahl zum deutschen König auf ihn zu lenken, einen Plan, welcher für das deutsche Reich von größter und zum Theil nachtheiliger Bedeutung zu werden versprach. Johann verpflichtete sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig von Bayern für den Fall von dessen Abdankung; dasselbe that Herzog Heinrich von Niederbayern, und zwar beide unter der Bedingung, daß Herzog Heinrich der Nachfolger Ludwigs in der Herrschaft würde. Philipp von Frankreich sollte sämmtliche noch in den Bisthümern Arles, Avignon, Orange, St. Paul, Marseille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers, Cambrai, Sitten, Lausanne gültigen Regalien ferner die Grafschaften und Länder Provence, Forcuolquier, Delfinat, Dalbonne, Fossigny, Savoyen, Bresse, Burgund, überhaupt alles Land von der Franche Comté bis an's Meer von Marseille, und von der Rhône und Saône bis zur Lombardei als Pfand erhalten, bis ihm von Ludwigs Nachfolger im Reich 300 000 Mark Silber in Paris ausgezahlt worden seien.

Wir sehen in dieser Combination König Johanns einen Akt, der, wenn er zur Durchführung gekommen währe, geeignet war, die Rechte des deutschen Königthums empfindlich zu Gunsten Frankreichs zu schädigen, eine Schädigung die auch bereits aus den mehrfachen mit König Philipp von Frankreich abgeschlossenen Bündnissen Johanns hätte hervorgehen können. L u x e m b u r g war, wie ein neuerer Geschichtsschreiber richtig bemerkt, k e i n e V o r m a u e r f ü r D e u t s c h l a n d, s o n d e r n d i e P f o r t e, d u r c h w e l c h e f r a n z ö s i s c h e r E i n f l u ß p o l i t i s c h e r u n d s o z i a l e r A r t n a c h D e u t s c h l a n d h i n e i n d r a n g. Zum Glück für das deutsche Reich änderte König Ludwig seinen Entschluß, da Herzog Heinrich vorzeitig sich in der Rheingegend und in Aachen den Eid der Treue leisten ließ.

Zu dieser Zeit zwangen anhaltende Geldverlegenheiten den König Johann zur Verpfändung der Luxemburger Orte Remich, Echternach und Bittburg, sowie zur Veräußerung seiner Besitzungen in der Grafschaft Hennegau und der Probstei Poilvache; er erwarb hingegen die Herrschaften Mirouart und Dahlheim.

Im Jahre 1334 vermählte sich Johann in zweiter Ehe mit Beatrice der Tochter des Herzogs von Bourbon, und blieb längere Zeit in Frankreich. Während er noch dort weilte und an einer im Turnier erhaltenen Wunde krank daniederlag, erfolgte der Tod des alten Herzogs von Kärnthen, und

es bildete sich sofort unter König Ludwig und den Herzögen Otto und Albrecht von Oesterreich ein bayerisch-österreichisches Bündniß gegen Johann; erstere wurden vom Kaiser mit Kärnthen und Krain belehnt und traten den Besitz dieser Länder an.

Eine drohende Coalition, bestehend aus dem König Ludwig, den Herzögen von Oesterreich und den Königen von Polen und Ungarn erhob sich gegen Johann, der nach seiner Genesung nach Böhmen geeilt war und ein starkes Heer zur Behauptung seiner Ansprüche auf Kärnthen und Krain in's Feld stellte. Es glückte ihm die beiden Könige durch besondere Verhandlungen und die Verzichtleistung seiner Rechtstitel auf Polen auf seine Seite zu ziehen, er sah sich jedoch in einem Friedenscongreß zu Ens genöthigt, auf Kärnthen und Krain zu verzichten.

Kaum war dieser Streit mit Oesterreich beendet, so unternahm Johann auf das Hülfegesuch des Hochmeisters des deutschen Ordens, Theodorich von Altenburg, einen Feldzug gegen die heidnischen Lithauer, der jedoch der ihm ungünstigen Witterungsverhältnisse halber ziemlich resultatlos und ohne Schlacht verlief. Eine Augenentzündung, die sich der König hier zuzog beraubte ihn des Gebrauchs des einen Auges. Eine neue Coalition folgte dieser im Westen des Reiches. In dem drohenden Kampfe zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich um die französische Krone trat König Johann auf Seite Frankreichs und schloß mit diesem einen Vertrag zur Hülfeleistung. Ein großer Theil der deutschen Fürsten, an ihrer Spitze König Ludwig, stellte sich dagegen auf die Seite Eduard III. Der Kampf gelangte vor der Hand noch nicht zum Ausbruch und König Ludwig wandte sich, um eine Aussöhnung mit dem Papst durch Philipp IV. zu erlangen, Frankreich zu, gab das englische Bündniß auf, und schloß ein solches mit Frankreich; dann söhnte er sich mit Johann in einem Vertrage aus, der den Rechten von dessen Söhnen Markgraf Karl von Mähren und Herzog Johann von Tirol zu nahe trat und dieselben zu energischem Protest veranlaßte.

Während dieser die Welt in Bewegung setzenden Streitigkeiten verfehlte König Johann nicht, die Sorge für seine Erblande im Auge zu behalten. Es gelang ihm, sich mit dem Bischof von Metz über die diese Stadt betreffenden Streithändel zu einigen, und ebenso durch eine Einigung mit dem Grafen Heinrich von Bar den Streit über die Schutzherrschaft über Verdun, zu deren Uebernahme Johann aufgefordert worden war, beizulegen. Er erwarb ferner die Orte Jroix, Virton, Laferté, Nassogne, Cherebin, Hersen, Wavrelle, Bellevause, Terwagne, Atrin und Seiulz für Luxemburg.

Im Jahr 1338 wurde ihm der für einen König von Böhmen, deutschen Reichsfürsten und Herrn so vieler Länder nach heutigen Begriffen völlig undenkbare Auftrag, beim drohenden Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich die Statthalterschaft und Regierung der Provinz Languedoc für König Philipp VI. zu übernehmen; schon 1331 war er vom König von Frankreich zum Generallieutenant der Provinz Gascogne ernannt worden.

Als König Eduard III. 1339 mit einem starken Heere in das Cambresis einrückte, eilte Johann und sein Sohn Karl dem König von Frankreich zur Hülfe; es kam jedoch zu keiner Entscheidung. Johann begab sich, um eine Heilung seines einen noch gesunden, aber bereits sehr angegriffenen Auges zu bewirken, nach Montpellier; allein die Aerzte der berühmten Facultät von Montpellier vermochten dasselbe nicht zu retten.

Der im nächsten Jahre fortgesetzte Krieg fand den blinden König wieder beim französischen Heere; nur die Seeschlacht bei Sluys und die erfolglose Belagerung von Tournay bezeichneten den mit dem Waffenstillstand von Esplechin endigenden Feldzug. Vor seiner Reise in's französische Heerlager hatte der König eine Bestimmung von hervorragender Wichtigkeit für Luxemburg getroffen. Er hatte die Grafschaft, die sich inzwischen besonders nach Westen hin, wie wir sahen, vergrößert hatte, in einen romanischen und einen deutschen District getheilt und den Seneschall des ersten, den Ritter Werri von Harzeie, eidlich verpflichtet, im Fall seines Todes seinem jüngsten Sohne Wenzel, alle Festungen, Burgen und Städte zu übergeben und ihn als Grafen von Luxemburg anzuerkennen. Der blinde König fürchtete, daß man dem Sohne der Prinzessin Beatrix von Bourbon die Grafschaft Luxemburg streitig machen könnte.

Johann machte jetzt sein Testament, in welchem er seinem erstgeborenen Sohn Karl Böhmen und Polen, Budissin und Görlitz, dem zweiten, Johann Heinrich, Mähren und dem dritten Wenzel die ganze Grafschaft Luxemburg mit allen Besitzungen und Einkünften in Frankreich bestimmte.

Gegen Ende seiner Regierung hatte Johann das Mißgeschick seine Kinder Margaretha, die verwittwete Gemahlin des Herzogs von Niederbayern, und seinen Sohn Johann Heinrich von Kärnthen ihres Besitzes beraubt zu sehen. Margarethe Maultasch vertrieb ihren Gatten, den Herzog Johann Heinrich und vermählte sich ohne Dispens der Kirche mit dem Sohne König Ludwigs, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Zwischen den Häusern Luxemburg und Wittelsbach kam es dadurch zu einem unheilbaren Bruche, infolgedessen sich das Haus Luxemburg dem Hause Habsburg näherte; und selbst der Luxemburger Balduin von Trier erklärte sich jetzt zum ersten Male gegen König Ludwig. Allein König Johann vermochte die seinem Hause angethanen Schmach nicht zu rächen. Um diese Zeit verkaufte er aus Geldmangel die Probstei Poilvache.

Beim Papste Clemens VI. suchte nun Johann in Avignon Beistand gegen König Ludwig, und trat auf einem Reichstage zu Frankfurt und einem Fürstentage zu Rense als offener Feind des Wittelsbachischen Hauses auf.

Ludwig gelang es jedoch wiederum Böhmen mit einem ganzen Netze von Feinden zu umgeben. König Ludwig, die Könige von Polen und Ungarn, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Meißen und der Herzog von Schweidnitz traten als Feinde Johanns auf. Es gelang ihm jedoch Polen und Ungarn mit seinem Heere zum Frieden zu zwingen.

Die Häupter der Luxemburgischen Partei einigten sich darauf bei einer Zusammenkunft in Trier über ihr Ludwig gegenüber einzunehmendes Verhalten, und Johann begab sich mit seinem Sohne Karl abermals nach Avignon, wo beide dem Papste für den Fall der Absetzung Ludwigs von Bayern und der Wahl Karls zum deutschen König die weitgehendsten Versprechungen machten. Karl wurde bald darauf zu Rense von fünf Kurfürsten zum deutschen König gewählt und die Absetzung Ludwigs ausgesprochen. Für Luxemburg hatte König Johann inzwischen die Hälfte der Städte Chiny, Montmédy und Etolle erworben, zahlreiche Freiheitsbriefe und sonstige Versprechungen gewährt, jedoch aus Geldmangel alle Einkünfte und bedeutenden Theile des Landes verpfändet.

In diesem Zeitpunkt rief König Philipp von Frankreich die Luxemburger gegen König Eduard von England, der in Nordfrankreich eingefallen war, zu Hilfe. Nach siegreichen Kämpfen bei Grandvilliers und Pont-Remy führte König Johann in der Schlacht von Crecy das erste französische Treffen und fand hier, als die Schlacht sich zum Nachtheil der Franzosen wandte, heldenmüthig kämpfend den Tod.

König Johann war unstreitig der bedeutendste der Luxemburger Fürsten. Unter ihm gelangte die Macht des Luxemburger Hauses zu ihrer höchsten Entwickelung; denn unter seiner Herrschaft stand zu jener Zeit — wie nie vorher oder nachher — das Ländergebiet von Böhmen, Mähren, Luxemburg, Ober-Italien, Tyrol, ein Theil von Schlesien und mittelbar — durch die Heirathen der Kinder Johanns — Kärnthen und Niederbayern; sowie unter Balduin das Erzbisthum Trier. Eine Zeitlang ward es im ganzen westlichen Europa zum Sprichwort: „Ohne des Königs von Böhmen Hilfe vermag Niemand etwas auszurichten; er erhöht und erniedrigt, wen er will!“ Voltaire bemerkt von Johann nicht mit Unrecht: „Er war in der That Kaiser von Deutschland.“ Allein er förderte die Interessen Deutschlands nur insoweit, als sie seinen persönlichen Zwecken dienten; wir sehen ihn ohne Bedenken in den Sold Frankreichs treten und seine Luxemburger und Böhmen für Philipp VI. in's Feld führen. Im deutschen Reiche aber überzog er mit Krieg, wer irgend sich seinen dynastischen Interessen widersetzte. Auch sein erfolgreiches Vorgehen in Italien zu Gunsten der Ansprüche des deutschen Reiches diente nur der Erhöhung seiner eigenen Macht und verletzte die Rechte Anderer. In König Johann steckt etwas vom Raubritter im großen Stile; wo eine Gelegenheit zur Beute sich ihm zeigt, greift er zu. Nur seinem Stammlande Luxemburg sehen wir ihn eine stetige unveränderte Sorgfalt widmen und keine Ausschreitungen gegen dessen Bewohner begehen. Ein eigenthümliches Geschick fügte es, daß wie sein Leben ein beständig unstätes gewesen war, seine Gebeine nach seinem Tode mannigfachen Irrfahrten ausgesetzt waren und gleichsam keine Ruhe finden konnten. Noch jetzt ruhen

sie nicht in ihrer Heimat, sondern werden in der von König Friedrich Wilhelm IV. zu diesem Zweck hergerichteten Clause bei Castell an der Saar aufbewahrt. Sein ältester Sohn Karl folgte ihm in Böhmen in der Herrschaft und führte für den jüngsten, Wenzeslaw, während dessen Minderjährigkeit die Regentschaft in der Grafschaft Luxemburg.

Wir sahen wie Karl schon in jüngeren Jahren als Reichsvikar in Italien und als Markgraf von Mähren, sowie im Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser, die Politik seines Hauses in Krieg und Frieden verfocht. Durch staatskluges Verhalten und durch seine Vermählung mit einer Wittelsbacherin, der Tochter des Kurfürsten Rudolph von der Pfalz, befestigte er sich in der unter erniedrigenden Bestimmungen erhaltenen Kaiserwürde, ließ sich in Aachen krönen und die Reichsinsignien gegen sein Versprechen, sie dort zu belassen, nach Böhmen bringen. Sein eifrigstes Bestreben war auf die Vergrößerung seiner Hausmacht gerichtet. Er sicherte sich die Erbfolge in der Oberpfalz und bewog die Wittelsbacher Fürsten durch Geldzahlungen und anderweitige Zugeständnisse zum Verzicht auf ihr Erbrecht. Durch eine zweite Heirath mit der Tochter Herzog Heinrichs von Jauer gelangte er in den Besitz der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. Sein kurzer Römerzug verlief ohne Hinderniß.

Der für Deutschland bedeutendste Act der Regierung Karls IV. war der Erlaß des Grundgesetzes für die deutsche Kaiserwahl durch die „goldene Bulle“ 1356. Der Einfluß des Papstes auf die Kaiserwahl wurde durch dieselbe beseitigt. Ein Beschwichtigungsversuch des aufgebrachten Papstes durch die Erlaubniß zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland blieb erfolglos und die von Karl zur Besänftigung der deutschen Reichsfürsten geplante Reform der deutschen Geistlichkeit wurde in Folge der Drohungen des Papstes aufgegeben, alle Freiheiten der Geistlichen wurden von Karl bestätigt und dieselben von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig gemacht. Stets in starker Abhängigkeit vom Papste, zog Karl, von diesem dazu aufgefordert, um der Willkürherrschaft Galeazzo Viscontis ein Ende zu machen, und um dem Papste Clemens IV. die Rückkehr von Avignon zu ermöglichen, nochmals und zwar mit einem bedeutenden Heere nach Italien und nöthigte die Viscontis durch sein Erscheinen ohne Schlacht zum Frieden.

Die Angelegenheiten des deutschen Reiches erfuhren durch Karl IV. keine besondere Förderung; seine ganze Thätigkeit concentrite sich auf die Entwickelung seines Stammlandes Böhmen und die Erweiterungen der Macht des Luxemburger Hauses. Er erwarb für dieses die Mark Brandenburg und die Niederlausitz und vollendete die von König Johann begonnene Erwerbung Schlesiens und stiftete in Prag die erste deutsche Universität. Im Jahre 1349 stattete König Karl seinem Stammlande Luxemburg einen Besuch ab, wahrscheinlich zu dem Zwecke um die Uebergabe der von seinem Vater, seinem Oheim, dem Erzbischof Balduin von Trier verpfändeten luxemburgischen Gebietstheile und deren Huldigung zu veranlassen.

Im Jahre 1354 erhob Karl die Grafschaft Luxemburg unter besonderer Feierlichkeit zum Herzogthum. Bis Ende des Jahres 1353 hatte er die Vormundschaft für seinen jüngsten Bruder Wenzel geführt, während sein Oheim der Erzbischof Balduin von Trier des Landes „Pfleger" gewesen war. In Metz, wo Karl am 13. März einen feierlichen Einzug hielt, wurde in Anwesenheit und unter Zustimmung der Kurfürsten von Köln, Mainz und der Pfalz, des Herzogs von Teschen, des Markgrafen von Jülich und der Bischöfe von Metz, Lüttich und Olmütz die Erhebung Wenzels, des Sohnes der Beatrix von Bourbon zum Herzog von Luxemburg proclamirt, und derselbe trat hierauf die Regierung des Landes an.

Im Jahre 1364 vereinigte Karl die Grafschaft Chiny mit Luxemburg. Durch Aufwendung für jene Zeit enormer Geldsummen gelang es ihm die Wahl und Krönung seines Sohnes Wenzels als seinen Nachfolger im deutschen Königthum durchzusetzen. Bei seinem Tode erhielt Wenzel Böhmen, Schlesien und die Königswürde, Karls zweiter Sohn Sigismund Brandenburg, und der dritte Johann die Lausitz.

Wenzel, der dritte deutsche Kaiser aus dem Hause der Luxemburger, war der unbedeutendste unter denselben. Wohl fiel der Antritt seiner Regierung 1378 in eine Epoche, in welcher sich die bürgerlichen und kirchlichen Elemente Deutschlands im Zustande der Gährung und Auflösung befanden, und Wenzel versuchte auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der Ruhe Deutschlands verderblichen Städtebünden und Adelsvereinen entgegen zu treten; allein weder dieser Plan noch seine 1380 zu Heidelberg und 1387 zu Mergentheim unternommenen Versuche zu einer Einigung aller Fürsten und Städte waren von Erfolg begleitet. Auf Kosten der Selbständigkeit der Stadt gelang es ihm jedoch einen Landfrieden herzustellen. Seine Pläne im Reiche und zur Beilegung des Schismas der Kirche mißglückten, und Wenzel begann die Regierungsgeschäfte Böhmens und Deutschlands zu vernachlässigen, fast ausschließlich der Jagd und dem Trunke zu leben, und manche Gewaltacte gegen den hohen Adel und den Clerus (Johann v. Nepomuck) auszuführen. Dieselben hatten seine Gefangennehmung, auf Veranstaltung seines eigenen Bruders Königs Sigismunds von Ungarn und Jobsts von Mähren und seine längere Inhafthaltung, und die völlige Herabsetzung seiner königlichen Autorität zur Folge. Auch in Deutschland sank sein Ansehen gewaltig, und die Ritter und die Städtebünde erneuerten ihre Gewaltthätigkeiten.

Von steter Geldnoth bedrängt, verkaufte Wenzel zum Nachtheil der kaiserlichen Rechte die herzogliche Würde von Mailand an Johann Galeazzo Visconti für 100 000 Goldgulden.

Zur Beseitigung des Schismas der Kirche vereinigte sich Wenzel mit Frankreich und willigte in die Absetzung der Gegenpäpste Bonifacius IX. und Benedict XIII. Hierdurch machte er sich den Reichskanzler, den einflußreichen Erzbischof von Mainz, zum Feinde, und die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und der Pfalz sprachen am 20. August 1400 Wenzels Absetzung

aus und wählten an seiner Stelle den allerdings nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangenden Ruprecht von der Pfalz. Neue Streitigkeiten in Böhmen benutzte König Sigismund, um seinen Bruder abermals gefangen nehmen zu lassen und über 1½ Jahr zu Wien in Haft zu halten. 1403 sprach auch Papst Bonifacius IX. die Absetzung Wenzels förmlich aus. In Böhmen blieb Wenzel im Besitz der Herrschaft, er begünstigte aus Haß gegen die Geistlichkeit die czechischen Anhänger des Huß und schwächte das Deutschthum im Lande, besonders durch die Czechisirung der Universität Prag. 1410 trat Wenzel nach der Wahl seines Bruders Sigismund seine Rechte auf die Kaiserwürde zu dessen Gunsten ab, und starb bald nach dem Aufstande der Hussiten in Prag, der den Hussitenkrieg zur Folge hatte.

Ihm folgte in Böhmen und als deutscher Kaiser der letzte der Herrscher Deutschlands aus dem Luxemburger Hause, sein Bruder Sigismund. Die Interessen desselben wiesen besonders während der ersten Zeit seiner Laufbahn vorzugsweise nach Osten. Er war mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Polen und Ungarn, vermählt. In Polen gelangten Maria und Karl nicht zur Herrschaft, da die Polen die Schwester Marias Hedwig zur Königin wählten und in Ungarn gelangte Sigismund erst 1387 nach Beseitigung Karls von Durazzo und der Befreiung Marias aus der Gefangenschaft des Banus von Croatien in deren Besitz und zur Krone. Allein die damals zu Ungarn gehörige Walachei unterwarf sich seiner Erbmäßigkeit nicht und Sigismund wurde dadurch in einen Krieg gegen die Türkei verwickelt, zur Bestreitung von dessen Kosten er die Alt- und Kurmark seines Markgrafenthums Brandenburg an Jobst von Mähren verpfändete. Er wurde jedoch bei Nicopolis vom Sultan Bajazet gänzlich geschlagen. Ungarn empörte sich einige Zeit darauf gegen ihn, setzte ihn gefangen und krönte Ladislaw von Neapel an Sigismunds Stelle zum Könige. Es gelang Sigismund jedoch die Empörer zu unterwerfen und sich wieder in Besitz der Herrschaft zu setzen.

Zur Zeit seiner Kaiserwahl in einen Krieg mit Venedig verwickelt, kam Sigismund erst 1414 nach Deutschland. Das Hauptverdienst seiner Regierung als deutscher Kaiser bestand darin, daß es ihm gelang, durch das Concil von Konstanz dem langjährigen Schisma der Kirche ein Ende zu machen. Ein Fehler der Politik Sigismunds, seine Einwilligung zur Verbrennung des Johannes von Huß, hatte den Hussitenkrieg im Gefolge, der Sigismund und Böhmen fast während seiner ganzen Regierung beschäftigte, dieses Land und seine Nachbarländer verwüstete und erst 1436 endete.

Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meißen, belieh er für seine Verdienste im Hussitenkriege nach dem Aussterben des askanischen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen. Ferner gelangten unter Sigismund bekanntlich die Hohenzollern zum Antritt ihrer Herrschaft in Brandenburg, indem der Kaiser den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zuerst zum Verweser der durch Jobsts von Mähren Tod

ihm anheimgefallenen sehr zerrütteten Mark Brandenburg machte und ihn 1405 mit derselben belehnte. Sigismund erhob Cleve zu einem Herzogthum, unternahm 1413 und 1433 zur Erlangung der italienischen Königskrone und der deutschen Kaiserkrone Züge nach Italien und starb nach einem Versuch zur Aufrichtung des deutschen Landfriedens 1437.

Wir wenden uns nun wieder ausschließlich zur Geschichte des Landes Luxemburg. König Wenzel hatte, wie wir sahen, das Herzogthum Luxemburg seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johanns Herzogs von Görlitz und Liegnitz statt eines ihr versprochenen Brautschatzes von 120 000 Gulden, übergeben. Elisabeth war in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit Johann von Bayern, Grafen von Holland vermählt. Kaiser Albrecht IV. von Habsburg jedoch hatte die Tochter König Wenzels von Böhmen geheirathet; der Gemahl seiner Tochter Anna der Markgraf Wilhelm III. von Meißen war berechtigt das verpfändete Herzogthum einzulösen, und als derselbe seine Truppen unter dem Grafen von Gleichen nach Luxemburg sandte, traten viele Edelleute und Städte zu ihm über. Da trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf Luxemburg an Philipp den Gütigen von Burgund ab; derselbe eroberte 1443 die Feste Luxemburg, vertrieb den Grafen von Gleichen und kaufte 1462 dem Herzog von Sachsen alle Ansprüche auf Luxemburg ab. Maria, die Erbin von Burgund, vermählte sich 1477 mit dem Erzherzog Maximilian. In Folge dieser Verbindung gelangte Luxemburg in den Besitz des Hauses Habsburg-Oesterreich, gehörte nebst den gesammten Niederlanden zum burgundischen Kreise und theilte dessen Geschicke. Unter Philipp IV. von Spanien mit den Niederlanden an Spanien abgetreten, gehörte Luxemburg auch zur spanischen Monarchie, blieb jedoch als ein Theil des burgundischen Kreises beim deutschen Reiche. Im pyrenäischen Frieden von 1659 trat jedoch Spanien einen ziemlich bedeutenden Theil Luxemburgs, nämlich Diedenhofen, Montmédy, Damvillers, Iroix-Carignan, Chavance und Marville an Frankreich ab.

Durch den Utrechter Frieden gelangte Luxemburg mit Ausnahme dieser abgetretenen Gebietstheile wieder an das Haus Habsburg und bildete einen Theil des Burgundischen Kreises des deutschen Reichs. Im Feldzuge von 1795 wurde Luxemburg von Frankreich erobert und im Frieden von Campo Formio nebst den österreichischen Niederlanden und zugleich mit dem burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten. Es erhielt den Namen Département des Forêts.

Erst durch den Wiener Congreß wurde Luxemburg dem deutschen Reiche, und zwar als Großherzogthum, zurückgegeben und dem König Wilhelm I. der Niederlande als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande überwiesen. Stadt und Festung Luxemburg wurden deutsche Bundesfestung. Für die Nachfolge der beiden Linien des Hauses Nassau in der Herrschaft über Luxemburg wurden die nassauischen Erbver-

träge von 1783 für gültig erklärt. Zur Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreich der Niederlande wurde das Gebiet von St. Veit, Bitburg, Nauenburg und die bis dahin unter Luxemburger Hoheit stehende Grafschaft Schleiden an Preußen abgetreten. Luxemburg erhielt dagegen einen Theil des Lütticher Gebiets, und der größte Theil des Großherzogthums Bouillon kam als Standesherrschaft unter die Souveränetät des Großherzogs von Luxemburg.

Das Jahr 1830 war für Luxemburg von besonderer Wichtigkeit. Das Ländchen schloß sich mit Ausnahme der Stadt und Bundesfestung der belgischen Revolution an und gelangte bis auf die Festung und deren Rayon unter belgische Herrschaft. Erst 1838 nahm Holland die 24 Artikel der Londoner Conferenz an, und Belgien räumte darauf den Holland verbleibenden Theil des luxemburgischen Gebiets sowie Limburg. Ein gleich großer Theil Limburgs wie der von Belgien abgetretene Theil Luxemburgs wurde mit Luxemburg als deutsches Bundesland vereinigt. Gleichzeitig wurde die Selbstständigkeit des Großherzogthums ausgesprochen.

An den König-Großherzog des den Niederlanden nun durch Personalunion verbundenen Landes trat jetzt die Aufgabe heran demselben nach Vorschrift der deutschen Bundesacte eine landständische Verfassung zu geben. Dies geschah 1841 durch König Wilhelm II. der Niederlande, der inzwischen seinem Vater in der Regierung gefolgt war. Die octroyirte Verfassung entsprach jedoch den Anforderungen der Zeit nicht, und Wilhelm II. berief im April 1848 den Landtag von Luxemburg. Derselbe berieth eine neue der belgischen nachgebildeten Verfassung, und der König sanctionirte und beschwor dieselbe.

König Wilhelm III. gab 1850 in seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich der Niederlande, dem Lande einen Statthalter. Er beabsichtigte eine Revision der Verfassung von 1848. Hinsichtlich dieser Revision entspann sich im October 1856 ein Kampf zwischen der luxemburgischen Kammer und der Regierung. Im November desselben Jahres wurde dem Lande eine Verfassung octroyirt; dieselbe behielt das Einkammersystem zwar bei, zog jedoch dem Einfluß und Wirkungsbereich der Kammer sehr enge Grenzen. Während des Krieges von 1866, der den deutschen Bund sprengen sollte, blieb Luxemburg neutral und wurde mit Auflösung des Bundes selbstständig; es blieb jedoch im deutschen Zollverein, und Preußen übte wie früher das Besatzungsrecht in Luxemburg aus.

Jetzt trat der König der Niederlande in Unterhandlungen mit Napoleon III., welche den Verkauf des Großherzogsthums an Frankreich zum Gegenstande hatten. Noch ist in aller Gedächtniß, welche Erklärung Fürst Bismarck hinsichtlich dieses Verkaufs im Reichstage abgab, und wie der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland durch den entschlossenen Willen König Wilhelms von Preußen, keinen Fuß breit deutschen Bodens abtreten zu lassen, und durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 vermieden wurde.

Durch diesen Vertrag trat Luxemburg als neutrales Land unter die

Garantie der europäischen Großmächte, Preußen gab das Besatzungrecht auf, und die Festungswerke Luxemburgs wurden geschleift. Durch besonderen Vertrag am 8. Juli 1867 wurde die Zollvereinigung mit Deutschland erneuert, und 1872 übernahm das deutsche Reich die Luxemburger Wilhelmsbahn auf 40 Jahre in Pacht.

Als der König Großherzog Wilhelm III. im März dieses Jahres in Folge schwerer Erkrankung von den Aerzten für dauernd regierungsunfähig erklärt wurde, gelangten, da kein männlicher Leibeserbe des Königs vorhanden war, nach den Erbverträgen des nassauischen Hauses die Ansprüche der ältern walramschen Linie auf die Herrschaft in Luxemburg zur Geltung, und Herzog Adolf von Nassau übernahm, von der niederländischen Regierung aufgefordert, die Regentschaft im Großherzogthum, freilich nur auf kurze Zeit, nämlich bis zu der unerwarteten Genesung des Königs. Dieses wenn auch nur ephemere Ereigniß aber gewann für Deutschland eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, indem dadurch constatirt wurde, daß Luxemburg — wenn auch nicht zum deutschen Reiche gehörig, sondern ein neutrales unter der Garantie der europäischen Mächte stehendes Land — doch unter Herzog Adolf oder seinem Sohne in deutsche Herrscherhände übergehen und daher Deutschland politisch näher gebracht werden wird als bisher, wo es unter holländischem Zepter stand.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf einige besonders hervortretende Verhältnisse der Bevölkerung des heutigen Luxemburgs, so finden wir, daß das Großherzogthum dasjenige Land Europas ist, welches die stärkste Auswanderung aufweist. Es ist dies die Folge der Abgeschlossenheit des Landes, welche verhindert, daß sich seine wirthschaftlichen Verhältnisse in dem Grade entwickeln, in welchem die Vermehrung seiner Bevölkerung zunimmt. Dieselbe beträgt 214 000 Seelen auf einem Flächenraum von 47 Quadratmeilen, also eine immerhin schon dichte Bevölkerung. Unter ihr befinden sich 7000 Angehörige des deutschen Reiches. Eine fast gleiche Anzahl geborener Luxemburger lebt dagegen in Deutschland, besonders in Elsaß-Lothringen, wo sie sich auf Seite der Deutschen halten. In Frankreich leben 25 000 Luxemburger, davon über 5000 in Paris; in Belgien schätzt man ihre Zahl auf 7—8000. In Amerika existiren 40—50 000 Luxemburger, welche eine eigene Zeitung, die „Luxemburger Gazette", in Dubuque im Staate Jowa besitzen. Man schätzt die Zahl der im Auslande wohnenden Luxemburger auf etwa 100 000.

Viele Luxemburger haben Anstellungen in den Reichslanden gefunden, und der Verkehr zwischen Luxemburg und Deutschland hat sich seit 1873 gehoben. Es studiren neuerdings Luxemburger auf deutschen Hochschulen, obgleich Paris und Lüttich die staatlich anerkannten Universitäten für dieselben sind. So lange die nur von einigen Tausend der Vornehmeren gesprochene französische Sprache die Amtssprache bleibt, sind die jungen Luxemburger Juristen und Beamten genöthigt, ihren Studien in Belgien oder Frankreich obzuliegen.

Die Bildung der mit 400 Mitgliedern ziemlich zahlreich vertretenen Luxemburger Geistlichkeit ist fast ausschließlich eine deutsche; in allen Pfarrkirchen des Landes wird nur hochdeutsch gepredigt. Die katholische Confession ist die bei weitem überwiegende, da nur 1100 Protestanten in Luxemburg leben.

Die Bevölkerung Luxemburgs ist eine vorzugsweise ackerbautreibende; sie beschäftigt sich ferner mit der Förderung der reichen Mineralproducte des Landes. Dasselbe besitzt nicht nur Baumaterialien aller Art, die aus den reichen Steingruben an der Sauer und der Mosel als Sandkalk und Pflastersteine gefördert werden, sondern auch besonders in seinem Südwesttheile unerschöpfliche Lager Eisenerze in einer Ausdehnung von etwa 4000 Hectaren. Die Haupterzeugnisse der Luxemburger Eisenindustrie sind Roheisen, Gußwaaren und Walzeisen; die übrigen Industriezweige des Landes liefern Leder, Tücher, Fayence, Handschuhe, Zucker, Leinewand, Trikotstoffe 2c.

Das Eisenbahnnetz des Landes hat 320 km. im Betriebe; die Hauptbahn die Luxemburger-Wilhelms-Bahn ist seit 1872, wie erwähnt, auf 40 Jahre vom deutschen Reich in Pacht genommen und steht unter der Generaldirection der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen.

Das Land ist in 3 Districte, Luxemburg, Grevenmacher und Diekirch eingetheilt. Die Justiz wird nach dem Code Napoléon und unter dessen Formen ausgeübt. Ein Obergerichtshof befindet sich in Luxemburg, zwei Bezirksgerichte 1. Instanz in Luxemburg und Diekirch; außerdem existiren 12 Friedensgerichte.

Der öffentliche Unterricht steht auf einer hohen Stufe. Es bestehen im Großherzogthum ein Athenäum, eine Gewerbeschule, beide in Luxemburg, zwei Progymnasien, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Ackerbauschauschule, eine Taubstummenanstalt, sechs Ober-Primärschulen und 681 Primärschulen, die von mehr als 30 000 Schulkindern besucht werden.

Nach der, wie wir schon oben erwähnten, der belgischen nachgebildeten Verfassung Luxemburgs besteht der gesetzgebende Körper aus der Abgeordneten-Kammer, welche 45 Mitglieder zählt, die auf sechs Jahre in directer Wahl von den Kantonen gewählt werden. Der aus 15 Mitgliedern bestehende Staatsrath wird vom König-Großherzog ernannt und hat in der Gesetzgebung eine nur berathende Stimme. Die Staatseinnahmen des Großherzogthums belaufen sich auf ca. 8 Millionen Fancs, die Ausgaben auf ca. 7 Millionen. Die Staatsschuld beträgt 15 Millionen Francs. Die bewaffnete Macht Luxemburgs besteht aus einer Compagnie Jäger von 140—170 Mann, welche sich, da die Conscription seit 1881 abgeschafft ist, durch freiwilligen Eintritt rekrutirt.

Der Junggeselle.

Schauspiel in zwei Acten.

Von

Iwan Turgenjew †.

Deutsch bearbeitet von Eugen Zabel.

— Berlin. —

Personen:

Steyl, Handwerker, 50 Jahre.
Ackermann, Lehrer, 24 Jahre.
von Bissing, Assessor, 29 Jahre.
Woltersdorff, Gutsbesitzer 45 Jahre.
Martha Klein, Waise, wohnt bei Steyl, 19 Jahre.
Frau Berthold, Wirthschafterin bei Steyl.

Zwischen den beiden Akten ein Zeitraum von acht Tagen.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer eines Handwerkers. Rechts zwei Fenster, dazwischen Spiegel, vor demselben klein einer Tisch. Grade aus eine Thür nach dem Entree, links eine ebensolche nach einem anderen Zimmer. Vorn links ein Sopha, ein runder Tisch, einige Sessel. Vormittags.

1. Scene.

Beim Aufgehen des Vorhaags macht sich Frau Berthold im Zimmer zu schaffen und geht ungeduldig hin und her.

Frau Berthold. Wo er nur so lange bleiben mag . . . Ich begreife gar nicht! (Die Thür geht auf. Steyl tritt ein.) Ach, da ist er ja. Nun, haben Sie Alles mitgebracht, Herr Steyl?

Steyl (mit mehreren Päckchen auf dem Arm). Alles! Ich habe viel zu besorgen gehabt, Frau Berthold. Nun, so etwas kommt ja nicht jeden Tag vor. (Auspackend.)

Frau Berthold. Das sind Wirthschaftssachen. Und hier ein Carton für Martha! Wie die sich aber freuen wird!

Steyl. Wird das Essen zur Zeit fertig sein?

Frau Berthold. Ganz gewiß.

Steyl (zieht aus der Rocktasche zwei Flaschen Wein heraus). Hier, nehmen Sie, Frau Berthold, heute werden Sie hoffentlich Ihre Kunst zeigen. Wir erwarten Gäste.

Frau Berthold. Ich weiß.

Steyl (hin- und hergehend). Und sehen Sie auch nach, ob mein schwarzer Rock in Ordnung ist. Warum laufe ich eigentlich immer hin und her? (Setzt sich und trocknet sich das Gesicht mit dem Taschentuch ab.) Ich bin ordentlich müde geworden. (Es klingelt.) Wer mag da kommen? (Frau Berthold ab.) Ackermann kann es doch nicht sein.

Frau Berthold (wiederkehrend). Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.

Steyl. Was für ein Herr?

Frau Berthold. Einer, den ich nicht kenne. Er wollte auch durchaus seinen Namen nicht nennen.

Steyl. Sonderbar. Sag', ich lasse bitten!

(Frau Berthold ab.)

2. Scene.

Woltersdorff. Steyl.

Woltersdorff (auf Steyl zugehend). Sie erkennen mich wohl nicht?

Steyl. Ich weiß wirklich nicht.

Wotersdorff (mit gutmüthigem Vorwurf). Steyl, Steyl! So vergißt Du alte Freunde?

Steyl. Ist es möglich? Aber nein . . . Ja doch . . . Woltersdorff! (sie umarmen sich).

Woltersdorff. Ja, ich bin es.

Steyl. Freund! Wie kommst Du hierher? Bist Du schon lange da? Na, das ist ein Ereigniß! Setz' Dich, setz' Dich. (Beide setzen sich.)

Woltersdorff. Wir sind alte Knaben geworden.

Steyl. Alte Knaben! Ja wohl! wie könnte es auch anders sein, wir haben uns seit beinahe zwanzig Jahren nicht gesehen. Darf ich Dir etwas anbieten? Vielleicht eine Cigarre?

Woltersdorff. Danke, ich rauche nicht.

Steyl. Aber Du ißt doch heute bei mir?

Woltersdorff. Mit Vergnügen.

Steyl. Sag' mal! Bist Du verheirathet?

Woltersdorff (seufzend). Ja leider! Und Du?

Steyl. Ich? Ach nein! . . . Hast Du auch Kinder? (Sieht nach der Thür.)

Woltersdorff. Fünf! . . . Ich bin hierhergekommen, um meinen Aeltesten unterzubringen. Du wartest wohl auf Jemand?

Steyl. Ja, freilich!

Woltersdorff. Wie so?

Steyl. Rathe mal!

Woltersdorff. Wie soll ich?

Steyl. Nein wirklich, rathe.

Woltersdorff. Höre — Du willst Dich doch nicht verheirathen?

Steyl (lachend). Sei ruhig. In meinen Jahren! aber Du hast es doch beinahe getroffen. Bei mir ist eine Hochzeit im Anzuge.

Woltersdorff. Wer heirathet denn?

Steyl. Eine Waise, die seit einiger Zeit bei mir wohnt.

Woltersdorff. Eine Waise?

Steyl. Ja. Das Mädchen ist aus sehr anständiger Familie, die Tochter eines Rechnungsraths. Mit ihrer seligen Mutter wurde ich kurz vor ihrem Tode bekannt. Das arme Weib lebte, nachdem ihr Mann gestorben war, in großer Noth, da ihre Pension klein war. Eines Tages begegne ich ihr hier auf der Treppe, und wie sie ausweichen will, fällt sie hin und bricht sich das Bein. Denke, in ihrem Alter! Ich hob sie natürlich sofort auf, rief Leute, und während man sie in's Bett legte, holte ich schnell einen Arzt. Was für Qualen die Aermste ausgestanden hat — es ist nicht zu beschreiben! Und die Tochter mit ihr — ach du Allmächtiger! Ganze sechs Monate lag die Alte im Bett. Endlich wurde sie gesund. Aber wie sie zum ersten Male ausging, erkältete sie sich so heftig, daß sie nach vier Tagen starb.

Woltersdorff. Du lieber Gott!

Steyl. Nun denke Dir, das arme Mädchen, ihre Tochter! Durfte ich sie allein lassen? Verwandte hatte sie keine mit Ausnahme einer Tante, einer Frau Berthold, die jetzt bei mir die Wirthschaft führt, und die selber Nichts besitzt. So nahm ich das Mädchen zu mir. Sie wollte allerdings anfangs nichts davon wissen . . . Es kostete viel Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ich doch ein alter Mann bin, ohne Kinder, daß ich sie wie meine eigene Tochter liebe, daß sie nicht auf der Straße bleiben könne. Seit jener Zeit wohnt sie nun bei mir. Und was das für ein Mädchen ist . . . Aber Du wirst sie ja bald sehen und gewiß gleich beim ersten Anblick lieb gewinnen.

Woltersdorff. Und mit wem verheirathet sie sich denn?

Steyl. Mit einem braven jungen Mann, einem Lehrer, Namens Ackermann. Er hat zwar auch Nichts, daß ist wahr; aber das ist kein Unglück. Ein junger Mann mit Verstand, fleißig, bescheiden, nur in der letzten Zeit oft verstimmt, als ob ihn etwas drücke.

Woltersdorff. Vor der Hochzeit?

Steyl. Das macht mir viel Sorgen. Heute ißt er bei mir, wie fast jeden Tag. Er wollte aber noch einen Bekannten mitbringen, einen Assessor, einen adligen . . . weißt Du? —

Woltersdorff. So! (Sich betrachtend.) Alter Freund, ich kann un-

möglich in diesem Anzuge hier bleiben. Ich will nach Hause gehen und mich umkleiden.

Steyl. Ach, Unsinn!

Woltersdorff (aufstehend). Laß nur, laß nur! Was soll Dein Gast von mir denken! Er muß mich für einen ganz ungebildeten Menschen halten. Nein, Freundchen!

Steyl. (Ebenfalls aufstehend.) Aber verspäte Dich nur nicht.

Woltersdorff. Ich bin gleich wieder da; wann eßt Ihr?

Steyl. Um eins.

Woltersdorff. Schön, schön!

Steyl. Da kommen sie gerade.

3. Scene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold, Martha. (Sie bringen einen schwarzen Gehrock und einen Shlips).

Steyl (zu Martha). Martha, das ist mein alter Freund Woltersdorff. Er ist heute erst angekommen, hat mir Nachrichten aus der Heimat gebracht. Und hier unsere Hausgenossin, Frau Berthold.

Woltersdorff. Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich so im Reiseanzuge erscheine. Ich konnte nicht wissen . . . (verbeugt sich).

Steyl. Ohne Umstände! (Zu Martha.) Du bist heute so blaß. Fehlt Dir etwas?

Martha (leise). Ich fühle mich etwas müde.

Steyl. Sie strengt sich zu sehr in der Wirthschaft an. Sie sollten darauf Acht geben, Frau Berthold. (Zu Woltersdorff.) Nun, wie gefällt Dir Martha?

Woltersdorff. Sehr . . . sehr gut!

Steyl. Das wußte ich, das wußte ich.

Woltersdorff. Nun muß ich aber gehen. Auf Wiedersehen!

Steyl. Also wie gesagt — sei pünktlich zu Tisch!

Frau Berthold, Martha. Auf Wiedersehen! (Woltersdorf ab.)

4. Scene.

Steyl, Frau Berthold, Martha, nachher Ackermann und von Bissing.

Steyl. Ich freue mich, daß ich einen so alten Freund wieder zu Gesicht bekommen habe. Er ist ein guter Mensch. (Rock und Schlips nehmend). Danke schön! (Zu Frau Berthold und Martha.) Geht nur, ich ziehe mir den Rock schon allein an. (Frau Berthold und Martha ab.) So! (Kleidet sich um vor dem Spiegel.) Daß Ackermann heute noch nicht hier war, um seine Braut zu sehen, wundert mich. Nun, er muß ja jeden Augenblick kommen. (Es läutet.) Aha! (Sich noch einmal im Spiegel besehend.)

Ackermann (sieht etwas blaß und zerstreut aus). Lieber Herr Steyl, gestatten

Sie mir Ihnen meinen besten Freund Herrn Assessor von Bissing vorzustellen.

Steyl (verbeugt sich). Sehr angenehm und schmeichelhaft. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

Bissing. Ich bin meinerseits sehr erfreut — (verbeugt sich ebenfalls).

Steyl. O, bitte sehr! (kleine Pause). Bitte, nehmen Sie Platz. (Man setzt sich; Bissing betrachtet das Zimmer, Steyl hustet). Was für ein prächtiges Wetter wir doch heute haben. Ein wenig frisch, aber doch sehr angenehm.

Bissing. Ja, heute ist es frisch.

Steyl. Jawohl! (Zu Ackermann) Warum bist Du so spät gekommen? Fehlt Dir etwas? (Bissing macht beim Worte „Du“ eine kaum bemerkbare ironische Miene.)

Ackermann. Nein, ich fühle mich ganz wohl. Und wie geht es Martha?

Steyl. Gut, recht gut. (Zu Bissing) Herr Assessor, ich darf hoffen, daß Sie uns die Ehre erweisen werden . . . in zwei Wochen . . . ja . . . ist seine Hochzeit (auf Ackermann zeigend) . . . uns mit Ihrer Gegenwart zu beehren . . .

Bissing. Sehr schmeichelhaft!

Steyl. Sie können es gar nicht glauben, wie glücklich ich bin! . . Für einen alten Mann, einen Junggesellen wie ich . . . können Sie sich vorstellen, was für ein unerwartetes . . .

Bissing. Ja, eine Ehe, die auf beiderseitiger Sympathie und auf Vernunft (betont das letzte Wort) begründet ist, darf zu den größten Segnungen des menschlichen Lebens gerechnet werden.

Steyl (aufmerksam zuhörend). Gewiß, gewiß.

Bissing. Und deshalb lobe ich meinerseits die Absichten der jungen Leute, die darauf bedacht sind, diese heilige Pflicht zu erfüllen.

Steyl. Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Bissing. Denn, was kann angenehmer sein, als das Familienleben? Allerdings ist es nothwendig, bei der Wahl einer Frau sich ordentlich zu prüfen.

Steyl. Sicherlich , . . Sie entschuldigen . . . nach meiner Meinung muß er (auf Ackermann deutend) sich sehr glücklich schätzen, Ihr Freund zu sein.

Bissing. Oh, ich bitte.

Steyl. Nein wirklich, ich versichere Sie.

Ackermann (ihn schnell unterbrechend). Sagen Sie, bitte, wo ist Martha? Ich habe ihr etwas zu sagen.

Steyl. Auf ihrem Zimmer. Wenn Du willst, gehe doch zu ihr.

Ackermann. Ich komme gleich zurück. (Zu Bissing) Sie entschuldigen mich einige Augenblicke?

Bissing. Bitte sehr.

(Ackermann ab).

5 Scene.

Steyl, von Bissing.

Steyl (sieht Ackermann nach, rückt dann an Bissing heran und drückt ihm die Hand). Herr von Bissing, entschuldigen Sie ... ich bin ein einfacher Mann. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erlauben Sie mir Ihnen noch einmal von ganzem Herzen, wirklich von ganzem Herzen zu danken!

Bissing (mit kalter Höflichkeit). Wofür denn?

Steyl. Erstens für Ihren Besuch; zweitens weil Sie ihn, den Bräutigam meiner Martha lieben ... Ich bin ein armer Junggeselle, aber ich glaube nicht, daß ein Vater sein Kind mehr lieben kann als ich ihn liebe ... Das Alles rührt mich so sehr, daß ich es gar nicht aussprechen kann. (Ihm treten die Thränen in die Augen.) Sie verzeihen ... ich muß mich schämen — (lacht, zieht das Taschentuch hervor und trocknet die Thränen).

Bissing. Ich kann Sie versichern, es ist mir sehr angenehm, solche Empfindungen bei Ihnen wahrzunehmen.

Steyl. Entschuldigen Sie die Aufrichtigkeit eines alten Mannes! Aber die Beiden werden glücklich werden, so Gott will; es sind vortreffliche Menschen.

Bissing. Was mir an Ihrem Freunde besonders gefällt, ist, daß er Grundsätze hat. Das ist in unserer Zeit eine Seltenheit. Er hat nicht das Windige — verstehen Sie — das Windige unserer Jugend (dreht die Hand in der Luft herum, Steyl thut dasselbe und nickt zustimmend mit dem Kopfe). Ich bin ja selbst kein Cato, aber ...

6. Scene.

Steyl. Bissing. Frau Berthold.

Frau Berthold (bescheiden an der Thür stehend, laut hustend). Hm, hm!

Steyl. Was wünschen Sie, Frau Berthold?

Frau Berthold. Ach, Herr Steyl, Martha bat mich, wenn Sie auf einen Augenblick zu ihr kommen könnten.

Steyl (vorwurfsvoll). Aber jetzt? Sie wissen doch ...

Bissing. Bitte, geniren Sie sich garnicht.

Steyl. Sie sind sehr gütig ... Ich komme gleich wieder.

Bissing (die Hand aufhebend). Bitte!

Steyl. Ich komme gleich wieder. (Drückt, indem er mit Frau Berthold abgeht, dieser seine Unzufriedenheit über die Störung pantomimisch aus.)

7. Scene.

Bissing, (nachher) Ackermann.

Bissing (sich in dem Zimmer umsehend). Was soll das Alles? wohin bin ich gerathen? Dieser Alte, wie er schwätzt und familiär thut! Wahrscheinlich wird auch das Mittagessen schlecht sein. Ich begreife es nicht. Wie konnte er nur so verblendet sein!

Ackermann. Man sagte mir, Sie wären hier ganz allein. Entschuldigen Sie. Der Alte macht sich so viel Sorgen . . . ein Mann aus dem Volk . . .

Bissing. Herr Steyl ist ein ganz anständiger Mensch. Er hat zwar nicht die beste Erziehung genossen, aber das ist eine nebensächliche Frage. Ich sah vorher hier eine Dame — wer ist das?

Ackermann. Wohl Frau Berthold, die Tante meiner Braut. Eine sehr gutmüthige Person.

Bissing. Ich zweifle nicht daran. (Pause.) Kennen Sie diesen Herrn Steyl schon lange?

Ackermann. Gegen drei Jahre.

Bissing. Wie alt ist er denn?

Ackermann. So gegen fünfzig, denke ich.

Bissing. Werde ich bald das Vergnügen haben, Ihr Fräulein Braut kennen zu lernen?

Ackermann. Sie muß gleich kommen.

Bissing. Herr Steyl sprach sich sehr schmeichelhaft über sie aus.

Ackermann. Das ist kein Wunder. Martha ist ein liebes gutes Mädchen . . . Freilich ist sie in der Einsamkeit aufgewachsen und kennt Niemand. Daher ist sie etwas furchtsam. Es fehlt ihr an jener Ungebundenheit, wissen Sie . . . aber urtheilen Sie nicht nach dem ersten Eindrucke!

Bissing. Sagen Sie ein Mal — das Vertrauen, das Sie mir schenken, giebt mir ein Recht zu einer solchen Frage . . . Ihr Fräulein Braut hat kein Vermögen?

Ackermann. Martha ist ganz arm.

Bissing (nach einer Pause). Ja so, nun verstehe ich — Liebe! . . .

Ackermann (nach einer Pause). Ich liebe sie sehr!

Bissing. Nun, in diesem Falle bleibt mir nur übrig, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. — Gehen wir heute Abend in's Theater?

Ackermann. Nein, heute kann ich nicht. Aber in diesen Tagen will ich mit meiner Braut die Oper besuchen. — Aber Sie wollten . . . glaube ich . . . mir noch Etwas sagen . . . in Betreff . . . in Betreff meiner Verheirathung.

Bissing. Ich? Nein! Sagen Sie, Ihr Fräulein Braut heißt mit dem Vornamen Martha?

Ackermann. Ja wohl, Martha Klein.

Bissing (ohne daran mehr zu denken, den Namen wiederholend). Martha Klein! (Pause.) Apropos, wollen wir morgen den Baron Berger besuchen? Er hat sich neulich sehr warm nach Ihnen erkundigt.

Ackermann (verlegen). Gewiß, wenn Sie mich vorstellen wollen . . .

Bissing. Mit dem größten Vergnügen. (Pause.)

Ackermann (nachdem er einmal durch das Zimmer gegangen ist, kurz und entschlossen). Ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten, Herr von Bissing.

Bissing. Und das wäre?

Ackermann. Gerade herausgesprochen — ich befinde mich in einer ungemein schwierigen Lage. Sie wissen, ich stehe im Begriff mich zu verheirathen. Ich gab mein Wort, und als ehrlicher Mensch will ich es auch halten. Ich darf meiner Braut nicht den allergeringsten Vorwurf machen: sie ist sich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft durchaus gleich geblieben. Ich liebe sie, und trotzdem — Sie werden es kaum glauben, aber der Gedanke an die baldige Hochzeit legt sich mit solcher Gewalt auf mein ganzes Gemüthsleben, daß ich mich frage, ob ich in einer solchen Stimmung noch ein Recht auf die Hand meiner Braut habe. Was ist das? Fürchte ich meine Freiheit zu verlieren? Oder wie soll ich mir mein Gefühl sonst erklären?

Bissing. Hören Sie, werther Freund . . . Sie gestatten mir doch, Ihnen meine Meinung mit voller Offenheit zu sagen?

Ackermann. Ich bitte, ich bitte sehr darum.

Bissing. Sehen Sie, meiner Meinung nach kann der Mensch in unserer Zeit ohne bestimmte Grundsätze gar nicht leben. Einer dieser Grundsätze ist, daß man niemals seinen eigenen Werth unterschätzen und über alle Handlungen sich selbst Rechenschaft ablegen soll.

Ackermann. Wo wollen Sie hinaus?

Bissing. Sie werden es gleich sehen. Herr Steyl ist selbstverständlich ein sehr würdiger Herr — selbstverständlich. Aber sagen Sie mir nur das Eine: Gehören Sie Beide, Sie und er, zu einer und derselben Gesellschaft?

Ackermann. Ich bin ebenso mittellos wie er, vielleicht auch noch ärmer.

Bissing. Es handelt sich nicht um Reichthum, sondern um Bildung und Erziehung, überhaupt um die ganze Lebensweise. Entschuldigen Sie meine Offenheit, verehrter Freund!

Ackermann. Sprechen Sie!

Bissing. Sie lieben Ihre Braut?

Ackermann Ich liebe sie. (Nach einer Pause) Ich liebe sie!

Bissing. Sie lieben sie. (Pause.) Sehen Sie, werther Freund, die Liebe, freilich . . . gegen die Liebe läßt sich Nichts einwenden; das ist ein Feuer, ein Sturm, ein Rausch, mit dem man nur schwer fertig werden kann. Ich behaupte nun allerdings, daß auch in einem solchen Falle die Vernunft ihre unbestreitbaren Rechte hat. Wenn Sie Ihre Braut wirklich lieben, so brauchen wir unser Gespräch gar nicht erst fortzusetzen. Mir scheint es aber, daß Sie zu zweifeln, an Ihren Empfindungen zu zweifeln anfangen — und das ist ein sehr wichtiger Punkt. Jedenfalls können Sie jetzt den Rath eines Freundes brauchen. (Nimmt Ackermann bei der Hand.) Sehen

Sie, Ihre Braut ist ohne Zweifel, um Ihre eigenen Worte zu wiederholen, ein liebes, gutes Mädchen. (Ackermann schlägt die Augen nieder.) Aber Sie wissen, der kostbarste Edelstein erfordert Schliff und Fassung. Die Frage darf nicht so gestellt werden, ob Sie Ihre Braut lieben oder nicht, sondern ob Sie mit ihr glücklich werden können oder nicht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß der Mann in seinen geistigen Anforderungen von seiner Frau verstanden und befriedigt wird. Meinen Sie nicht?

Ackermann. Ja, wollen Sie denn, daß ich mein gegebenes Wort breche? Ich bitte Sie! Ich würde Martha dadurch tödten. Sie hat sich mir wie ein Kind anvertraut; ich war es, der sie zuerst in die Welt einführte. Ich habe eine große Verantwortlichkeit übernommen, glauben Sie mir.

Bissing. Ganz gewiß; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihren Gründen die meinigen entgegen halte. Welche Verpflichtung haben Sie, sich selber im Lichte zu stehen? Sie sind jung und haben die besten Aussichten für die Zukunft. Warum wollen Sie auf einmal Alles im Stiche lassen? Ihre Arbeitsamkeit, Ihr Eifer, Ihre Fähigkeiten haben bereits die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt, Ihre Habilitation an unserer Universität ist nur eine Frage der Zeit. Wie können Sie nun die Beziehungen zur höheren Gesellschaft, die Sie angeknüpft haben, auf einmal leichtsinnig zerreißen wollen?

Ackermann. Sie irren sich in mir. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich fürchte mich sogar vor der großen Welt. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz Anderes. Es ist die moralische Verpflichtung, die auf mir lastet. Ich kann Martha nicht verlassen — und doch erschreckt mich der Gedanke, daß ich sie heirathen soll!

Bissing (im Gefühl der Wichtigkeit). Ich verstehe recht wohl, was Sie innerlich beschäftigt. Das ist ein Uebergangsstadium, eine Krisis — verstehen Sie, eine Krisis! Wenn Sie doch auf einen Monat verreisen könnten! Ich bin überzeugt, Sie würden als ein ganz anderer Mensch wieder zurück kommen. Und darum sein Sie ein Mann, fassen Sie einen Entschluß.

Ackermann. O, ich bin ein Elender!

Bissing. Wozu sich selbst anklagen? Das ist offengestanden kindisch! Entschuldigen Sie mich . . . aber die warme Theilnahme, die ich für Sie hege (Ackermann drückt ihm die Hand) giebt mir zu solch einem Vorwurf ein Recht. Ueberlegen Sie doch, was vorgefallen ist. Genau betrachtet trifft Sie gar nicht einmal eine wirkliche Schuld: Ihre Braut hat alle Ursache Ihnen dankbar zu sein. Sie streckten ihr, so zu sagen, die Hand entgegen; Sie waren der Erste, der sie aus dem Dunkel ihrer Existenz herausführte; Sie haben ihre schlummernden Fähigkeiten erweckt, Sie haben an ihrer Bildung einen nicht unwichtigen Antheil. Sie gingen aber noch weiter. Sie weckten in ihr, ohne sich darüber ganz klar zu werden, Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können; aber Sie haben nicht sowohl Ihre Braut

getäuscht, als sich selbst. Denn nicht wahr . . . (Pause) Fräulein Klein hat Ihnen keinerlei Rechte eingeräumt, die nur . . .

Ackermann (ihn groß ansehend). Wo denken Sie hin? Niemals! Das schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.

Bissing. Nun, um so besser. Wozu dann die ganze Erregung? Was für Vorwürfe können Sie dann noch treffen?

Ackermann. Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun? (Bissing ansehend.) O, Sie müssen mich verachten!

Bissing. Im Gegentheil, Ihre Lage geht mir sehr zu Herzen.

Ackermann. Ich versichere Sie, ich werde schon so viel Kraft besitzen, um aus dieser entsetzlichen Verlegenheit herauszukommen. Ich bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar für alle Ihre Rathschläge.

8. Scene.

Ackermann. Bissing. Woltersdorff (in einem altmodischen schwarzen Rock, Sammetweste mit Perlenmutterknöpfen, hellen Hosen, in der Hand einen hohen Hut. Als er zwei Unbekannte erblickt, fängt er an sich zu verbeugen mit einem Kratzfuß; er ist in großer Verwirrung).

Bissing (zu Ackermann). Wer ist der Herr?

Ackermann. Ich weiß wirklich nicht. (Zu Woltersdorff.) Gestatten Sie die Frage: zu wem wünschen Sie?

Woltersdorff. Mein Name ist Woltersdorff, Gutsbesitzer; bitte sich nicht zu bemühen. (Wischt sich mit dem Taschentuch die Stirn ab.)

Ackermann. Sehr angenehm. Sie wollen wahrscheinlich Herrn Steyl sprechen?

Woltersdorff. Ja wohl; aber bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich kann ja warten . . . (verlegen, geht rechts zur Seite).

Ackermann. Gewiß ein Bekannter Steyl's, aber ich habe ihn niemals gesehen. — (Zu Bissing.) Bitte, entschuldigen Sie.

Bissing. Bitte, bitte! (Aus der Thür links kommen Steyl und Martha. Er führt sie am Arm).

9. Scene.

Ackermann. Bissing. Woltersdorff. Steyl. Martha.

Steyl (feierlich und furchtsam). Martha — ich beehre mich Dir Herrn von Bissing vorzustellen. (Bissing verbeugt sich.)

Bissing (zu Martha). Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Ich bin sehr glücklich. Ich wünschte schon längst das Vergnügen zu haben . . .

Ackermann. Ich hoffe, liebe Martha, daß Du meinen Freund ebenso schätzen lernen wirst, wie ich es thue. (Martha sieht Ackermann furchtsam an.)

Steyl. (Woltersdorff bemerkend.) Ah, Willkommen, Willkommen! (Ihn vorstellend). Mein alter Freund Woltersdorff! Ist erst heute von seinem Gute hier eingetroffen.

Bissing (zu Martha). Ich höre, Sie beabsichtigen in diesen Tagen die Oper zu besuchen.

Martha (verlegen). Ja, mein Bräutigam schlug vor . . . (abbrechend.)

Bissing. Sie werden sich sehr gut unterhalten. Sie schwärmen gewiß sehr für Musik?

Martha. Ich höre gern Musik.

Bissing. Sie spielen vielleicht selber?

Martha. Sehr wenig.

Steyl. O, sie spielt Clavier — gewiß!

Bissing. Das ist sehr erfreulich. Ich spiele selber etwas Geige.

Steyl. Wohl sehr gut?

Bissing. Nein! Nur zu meinem Vergnügen. — Sie tanzen doch auch, gnädiges Fräulein?

Martha. Nicht sonderlich.

Bissing. Wirklich? Seltsam! (Zu Ackermann). Der letzte Ball beim Commandanten fiel glänzend aus.

Steyl (zu Woltersdorff). Das glaube ich. Bei Euch auf dem Lande kann man so Etwas nicht sehen.

Woltersdorff. Ja, wir sind einfache Leute aus dem Dorf, keine Großstädter.

10. Scene.

Vorige, Frau Berthold.

Frau Berthold (zu Steyl). Das Essen ist fertig.

Steyl. Endlich! Darf ich bitten, meine Herrschaften. Herr von Bissing, hier durch diese Thür. Woltersdorff, alter Freund; Dich wünsche ich zu meiner Rechten zu haben. Euch Beiden (zu Ackermann und Martha) brauche ich keine Plätze anzuweisen. Also kommen Sie, kommen Sie. (Steyl mit Woltersdorff, von Bissing, Frau Berthold ab. Ackermann will Martha den Arm geben und sie auch in das Speisezimmer führen. Sie hält ihn zurück.)

11. Scene,

Ackermann, Martha; (nachher) Steyl und die Uebrigen.

Ackermann. Was ist Dir? Warum hältst Du mich zurück?

Martha. Ich habe Dich etwas zu fragen.

Ackermann. In diesem Augenblick?

Martha. Ja! Ich will mich nicht mit Dir zu Tisch setzen, ohne zu wissen, daß der schreckliche Verdacht, der in mir seit einigen Tagen aufgestiegen ist, grundlos ist. Deine Mienen und Worte, Dein ganzes Wesen sagen mir, daß Du mich nicht liebst. Ist es wahr? Sag' mir ein einziges Wort — ja oder nein?

Ackermann. Ich begreife Dich nicht.

Martha. Ja oder nein! Es gehen mit mir seltsame Dinge vor, dumme Gedanken erfüllen meinen Kopf, ich kenne mich selber nicht! Nur Eines sehe ich klar vor mir: Du liebst mich nicht mehr!

Steyl (mit einer Serviette um den Hals in der Thür stehend.) Ja, aber wo bleibt Ihr denn, Kinder?

Martha (abweisend). Einen Augenblick lassen Sie uns allein; es wird gleich vorbei sein.

Steyl. Ja, aber — das ist doch merkwürdig! (Geht zurück zu den Gästen.)

Ackermann. Wir müssen uns aussprechen, aber nicht jetzt und nicht hier. Ich werde allen Mißverständnissen ein Ende machen.

Martha. Ein Ende machen? Oh, es ist schon zu Ende. Als ob ich nicht wüßte, daß Du mich nicht mehr liebst, daß ich Dir zur Last falle! — Ich bitte Dich, sage mir Alles, quäle mich nicht länger; ich kann diese entsetzliche Ungewißheit nicht ertragen.

Ackermann. Nun ja, ich habe nicht recht gehandelt; aber ich will Alles wieder gut machen — verzeih mir!

Martha. Du liebst mich nicht. Ich habe es wohl bemerkt, wie Dein Freund mich mit spöttischen Fragen verfolgte; wie er mich einem Examen unterwarf, das ich in seinen Augen gewiß schlecht genug bestanden haben werde! (Weint.)

Ackermann. Um Gotteswillen, man hört uns. Hast Du denn wirklich alles Vertrauen zu mir verloren? Ich wiederhole Dir, ich trage die Schuld, verzeih mir.

Martha (verzweifelnd). Du liebst mich nicht!

Steyl (wieder hervorkommend). Ja, aber zum Teufel, was soll das heißen? Martha, um Gotteswillen, was geht hier vor?

Martha. Lieber Vater, ich bin sehr unglücklich! (Ihm laut schluchzend in die Arme sinkend.)

Steyl (laut aufschreiend). Sie stirbt! (Pause.) Nein, sie schlägt die Augen wieder auf. Gott sei gelobt! (Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Ackermann.) Ich ersuche Sie, mir zu sagen, was hier vorgefallen ist.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Dieselbe Decoration. Steyl, tief bekümmert, steht an der Thür links und horcht. Nach einigen Augenblicken erscheint in der Thür Frau Berthold.)

1. Scene.

Steyl. Frau Berthold.

Steyl (leise). Nun, wie steht's?

Frau Berthold (ebenso). Sie ist eingeschlafen.

Steyl. Fiebert sie?

Frau Berthold. Augenblicklich nicht.

Steyl. Gott sei Dank! (Pause.) Gehen Sie wieder zu ihr, Frau Berthold. Vielleicht braucht sie etwas.

Frau Berthold. Jawohl, ich bleibe bei ihr.

Steyl. Gut, gut! (Frau Berthold ab.)

2. Scene.

Steyl (allein; dann) Woltersdorff.

Steyl (setzt sich). Mein Gott, wohin wird das Alles führen! (Läßt den Kopf sinken.) Und was läßt sich dagegen thun? Nichts! (Zu Woltersdorff, der eintritt dem und Steyl herzlich die Hand drückt.) Das ist schön von Dir, daß Du uns nicht vergessen hast.

Woltersdorff. Ich bin ja nicht so wie — wie — wie die Anderen. (Pause.) Nun, hat er sich wieder sehen lassen?

Steyl. Nein!

Woltersdorff. Wie geht es Martha?

Steyl. Nicht besonders. Sie hat die ganze Nacht keine Auge geschlossen. Jetzt schläft sie.

Woltersdorff. Offen gestanden, wenn man Euch betrachtet, möchte man sagen: je weiter von der großen Stadt, desto besser. Hier treibt man's gar zu arg!

Steyl. Ach was, auch hier giebt es gute Menschen.

Woltersdorff. Möglich, aber man muß fortwährend auf der Hut sein.

Steyl. Was brauche ich vor Dir ein Geheimniß zu haben. Sieh, Freund, ich bin ein unglücklicher und beklagenswerther Mensch.

Woltersdorff. Aber, ich bitte Dich!

Steyl. Du weißt ja, bei jenem unglücklichen Mittagessen, als wir Martha und Ackermann vergeblich erwarteten und mir das Kind ohnmächtig in die Arme fiel. — Ich sprach mich damals mit ihrem Bräutigam aus, und er kam dann auch noch ein paar Mal hierher, aber er war merkwürdig verändert. Er wurde einsilbig und zerstreut. Ich fing dann an von der Hochzeit zu sprechen; sagte, es sei an der Zeit, er möchte doch bestimmen, wann und wo. Er antwortete aber immer nur „ja, ja!" und mehr war von ihm nicht heraus zu bekommen. Seit jener Zeit ist er ganz und gar verschwunden. Zu Hause trifft man ihn nicht, meine Briefe läßt er unbeantwortet. Und ich habe ihn doch so lieb gehabt!

Woltersdorff. Sonderbar, sehr sonderbar.

3. Scene.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Frau Berthold. Ein Brief ist eben für Sie abgegeben.

Steyl. Ein Brief? Von wem?

Frau Berthold. Ich glaube von Herrn Ackermann. Ach Du mein Gott, wenn er nur etwas Gutes enthält!

Steyl (öffnet den Brief; wird während des Lesens blaß und sinkt, nachdem er ihn gelesen, in den Sessel).

Woltersdorff. Frau Berthold. Was ist denn geschehen?

Steyl. Was geschehen ist? Er nimmt sein Wort zurück! Von

Hochzeit kann keine Rede mehr sein; es ist überhaupt Alles zu Ende. Hört, hört, was er schreibt. „Mein lieber Herr Steyl! Nach langem, schwerem Kampfe mit mir selber, fühle ich, daß ich Ihnen eine offene Erklärung schulde. Glauben Sie mir, dieser Entschluß kostet mich viel, sehr viel; aber jeder weitere Aufschub wäre ein Verbrechen. Ich fühle es, daß ich Fräulein Martha Klein nie glücklich machen würde, und bitte Sie, mir mein Wort zurückzugeben." (Zu Woltersdorff.) Hier, hier, lies nur: „Ich fühle es, daß ich . . ." genau so, sieh nur! (Woltersdorff blickt in den Brief hinein, Steyl fährt fort.) „Ich wage nicht, Ihre Verzeihung zu erbitten, ich fühle, daß meine Schuld eine schwere ist, und kann nur erklären, daß keine junge Dame mehr Hochachtung verdient als Fräulein Klein." Hörst Du? „Hochachtung . . .!" „Da ich jetzt auf einige Zeit unsere Beziehungen abbrechen muß, so nehme ich von Ihnen hiermit mit gebrochenem Herzen Abschied. Gott mache Sie Beide glücklich!" — Glücklich, glücklich! Das kann er sagen — er! (Steyl verdeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Frau Berthold. Ach Du lieber Gott, dahin mußte es kommen!

Woltersdorff. Was gedenkst Du nun zu thun?

Steyl (die Hände vom Gesicht fortnehmend). Aber das ist ja Wahnsinn! Wie kann er so etwas sagen. (Auf- und abgehend.) Ich gehe sogleich zu ihm. Frau Berthold, meinen Hut und Rock, schnell eine Droschke — im Augenblick! (Frau Berthold ab).

4. Scene.

Woltersdorff. Steyl, nachher Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Wohin? Zu ihm! Ich will ihm zeigen . . . Ich . . . . ich . . . ich . . . Das hast Du Dir ja schön ausgedacht, Bube! Gut, gut! Ich stelle Dich zur Rede, zur Rede!

Woltersdorff. Aber was willst Du ihm denn sagen?

Steyl. Ich sage ihm: Geehrter Herr! Antworten Sie mir ohne Umstände. Hat Sie Martha beleidigt, oder hat sie sich etwa Ihrer unwürdig gezeigt?

Woltersdorff. Aber er . . .

Steyl. Antworten Sie mir, geehrter Herr, antworten Sie mir! Ist sie etwa nicht gut erzogen? Haben Sie an ihrem Benehmen etwas auszusetzen, wie, wie? (Tritt auf Woltersdorff zu.)

Woltersdorff. Gewiß nicht, aber er wird . . .

Steyl. Was? Zwei Jahre besuchen Sie unser Haus! man empfängt Sie wie einen Verwandten, man theilt mit Ihnen jeden Pfennig, jeden Bissen Brot, man gönnt Ihnen endlich auf Ihre inständigen Bitten einen solchen Schatz — die Hochzeit ist bereits festgesetzt — und Sie! O, O! — Nein, entschuldigen Sie, geehrter Herr, so kann die Sache nicht endigen. (Frau Berthold bringt Rock und Hut.) Den Hut! — Sie nehmen da eine Feder,

kritzeln einen Brief hin und denken, damit sei Alles abgethan! O, nein! Entschuldigen Sie! Ich will Ihnen zeigen, wer ich bin, warten Sie nur! Ich lasse mich nicht zum Besten halten. Meinen Rock! Und wenn Alles nichts hilft, werfe ich mich vor ihm auf die Kniee und sage ihm: Ich stehe nicht eher auf, als bis Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben! Eher sterbe ich! Haben Sie Mitleid mit der Waise, werde ich ihm sagen — was hat Sie Ihnen gethan, daß Sie sie tödten wollen? Und Ihr bleibt, meine Lieben, bis ich zurückkomme. Ich komme sehr bald zurück, so oder so! Aber um Gottes willen, daß Martha Nichts davon erfährt. Wartet auf mich, ich komme bald wieder, bald komme ich wieder. Lebt wohl! (Ab.)

5. Scene.

Woltersdorff. Frau Berthold.

Frau Berthold (jammernd). Ach, du Grundgütiger! wie soll das enden, mein Gott! Ach, lieber Herr helfen Sie mir, ich bin eine alte unglückliche Frau.

Woltersdorff. Beruhigen Sie sich doch ein wenig, Frau Berthold. Es kann noch Alles gut werden.

Frau Berthold. Gut werden! Was kann da noch gut werden? So etwas zu erleben! Denken Sie sich meine Lage. — Martha ist doch meine Nichte, meines Bruders Kind. Wie soll ich das ertragen?

Woltersdorff. Ja, es ist wahrlich sehr schlimm.

Frau Berthold. Schlimmer konnte es ja gar nicht kommen. Und ich habe Alles geahnt, wie es kommen mußte.

Woltersdorff. Wirklich?

Frau Berthold. Ich sagte immer: Das führt zu nichts Gutem, zu nichts Gutem! Aber man hörte nicht auf mich, weil ich alt bin. Ich bin allerdings eine einfache Frau, aber mein Seliger war doch Zahlmeister, und wir verkehrten auch mit feinen Menschen . . . Alle haben mir sonst Recht gegeben; nur meine leibliche Nichte hörte nicht auf das, was ich sagte. Jetzt wird sie es einsehen, aber nun ist es zu spät. Wie oft habe ich meiner Martha gesagt: „Kind, Du wirst ihn doch nicht heirathen, das ist ein unruhiger gefährlicher Mensch, wer weiß, was der will!" Und sie antwortete immer: „Lassen Sie doch das, Tantchen." Natürlich, die Kinder wollen stets besser wissen als wir Alten. Jetzt wird sie eine alte Jungfer bleiben.

Woltersdorff. Nun so schlimm wird es doch nicht werden.

Frau Berthold. Ganz gewiß! (Horcht.) Ich glaube, Martha kommt. (Pause). Nein, es war Niemand, es summt mir nur so in den Ohren. Wer hat aber Schuld an alledem? Wir selber sind Schuld daran, auch Herr Steyl. Schickt es sich denn, daß er ein fremdes Mädchen erzieht, paßt sich denn das? Muß er sie denn verheirathen wollen? Das ist doch Sache der Frauen. Er wollte sie freilich glücklich machen, aber es ist anders

gekommen. (Seufzend.) Jetzt muß ich nach Martha sehen, wie es ihr wohl gehen mag, ob die Aermste noch schläft! Was wird sie sagen, wenn sie das Alles erfährt! — Wo bleibt aber nur Herr Steyl? Wenn sie ihm nur Nichts anthun!

Woltersdorff. Aber ich bitte Sie, wenn auch Herr Ackermann hier in der Nähe wohnt, braucht man doch Zeit, um hin und zurück zu fahren. Er muß sich doch mit ihm aussprechen.

Frau Berthold. Ja, Sie haben Recht. Aber es kann nicht gut ablaufen. Sie werden sich schießen.

Woltersdorff. Ach nicht doch!

Frau Berthold. Sie werden es sehen! Sie denken wohl, Herr Ackermann wird den Demüthigen spielen? Ich sage Ihnen aber, er hat Muth, ein richtiger Mörder ist er.

Woltersdorff. Aber nein!

Frau Berthold. Glauben Sie mir, er wird unseren guten Herrn umbringen!

Woltersdorff. Aber wir leben hier doch nicht in einer Mörderhöhle! Wie können Sie nur so etwas denken?

Frau Berthold. Er wird ihm einfach sagen: Was wollen Sie von mir, Herr Steyl? Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Martha Klein. Was mischen Sie sich überhaupt da hinein? Und er wird ihm einen Schlag in's Gesicht versetzen. (Weinend.)

Woltersdorff. Aber das ist ja Unsinn!

Frau Berthold (weinend). Ach, ja, ach ja, ich kenne das!

Woltersdorff. Und ich habe Sie für eine so vernünftige Frau gehalten.

6. Scene.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Steyl (Hut auf dem Kopf, im Ueberrock, geht langsam bis zur Mitte der Bühne, läßt die Hände sinken und bleibt so stehen, indem er die Augen starr auf den Boden richtet.)

Woltersdorff. Frau Berthold. Nun, nun, — was, was?

Steyl (ohne aufzusehen). Er ist fort!

Woltersdorff. Frau Berthold. Fort?

Steyl. Fort, und Niemand weiß, wo er hingegangen ist. Aber ich werde es morgen erfahren, oder vielmehr schon heute. So lass' ich mich nicht abfertigen — nein, nein!

Frau Berthold. Ziehen Sie doch den Rock aus.

Steyl (Hut und Rock von sich werfend). Da, da. Wozu brauche ich das Alles? (Setzt sich erschöpft hin.)

Woltersdorff. Erzähle doch wenigstens . . .

Steyl. Was ist da zu erzählen! Ich komme in seine Wohnung,

frage nach ihm. ‚Nicht zu Hause'! Wohin? — ‚Unbekannt.' Nun ist Alles sonnenklar. (Losbrechend.) Oh, erwürgen möchte ich mich!

Woltersdorff. Was sind das für Gedanken?

Steyl. Was würdest Du in meiner Lage thun? Kann ich vor Martha noch die Augen aufschlagen?

Frau Berthold. Hätten Sie doch auf mich gehört, Herr Steyl!

Steyl. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe. — Wie geht es Martha?

Frau Berthold (gekränkt und würdevoll). Sie schläft noch.

Steyl. Sie waren ja selbst immer auf Seiten dieses Menschen. (Legt die Hand auf die Schulter Woltersdorffs). Alter Freund, ich habe einen furchtbaren Schlag erhalten — mitten in's Herz!

Woltersdorff. Ach, laß das. Martha ist ein vernünftiges Mädchen. Es wird sich schon ein anderer Mann für sie finden.

Steyl. Wie Du nur so sprechen kannst! Die Sache ist doch überall bekannt geworden, die Hochzeit stand vor der Thür. So etwas vergißt man nicht. Und wer ist für das Unglück dieses armen Waisenkindes verantwortlich zu machen? Ich! Einzig und allein ich!

Woltersdorff. Nimm doch Vernunft an.

Steyl (auf- und abgehend). Ich muß Martha sprechen, muß ihr Alles auseinandersetzen . . . sie soll entscheiden. Sie soll mich strafen für die Schande, die ich über sie gebracht habe; oder wenn sie ohne ihn nicht leben kann, so will ich zu ihm gehen und ihn am Halse herschleppen wie einen Hund!

Frau Berthold. Ach, lieber Gott, sprechen Sie nicht solche schrecklichen Worte.

Steyl (ohne auf sie zu hören). Das ist das Beste. (Zu Woltersdorff und Frau Berthold.) Nun, Ihr Lieben, ich danke Euch, daß Ihr auf mich gewartet habt. Und jetzt, wißt Ihr was? Laßt mich auf ein halbes Stündchen allein. — Das Wetter ist schön, macht einen Spaziergang.

Woltersdorff. Ja, aber wozu?

Steyl (eilig). Das wirst Du schon erfahren. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen. In einer halben Stunde.

Frau Berthold. Aber Herr Steyl . . .

Steyl. Ich bitte Euch, macht, macht; Eure Sachen hängen im Entrée. (Schiebt Beide sanft der Thür entgegen.)

7. Scene.

Steyl (allein). Das ist ein wichtiger Augenblick meines Lebens. Ich muß handeln! Was werde ich ihr sagen? Ich muß sie natürlich auf Alles vorbereiten. — (Pause) Vorsichtig, vorsichtig! (Geht an ihre Thür.) Ich fürchte mich ordentlich! — Wie mir das Herz klopft! (Blickt in den Spiegel.) Und wie ich aussehe! (Bringt mit der Hand die Haare in Ordnung.) Aber ich darf nicht

zaudern. Vorwärts! Das Schwerste ist der Anfang. — Ob sie noch schläft? Bei dem Lärm! Aber, wenn sie Alles gehört hat! Dann — um so besser. Vorwärts, Du Feigling, vorwärts! Aber halt! Das wird mir gut thun. (Geht zum Tisch zurück, schenkt ein Glas Wasser ein, und trinkt es schnell aus.) — Und jetzt mit Gott! (Dreht sich um und erblickt Martha, die aus der Seitenthür gekommen ist, verwirrt) Ach, Du — Du bist da, das ... wie ...

8. Scene.

Steyl. Martha.

Martha. Ich bin es — was haben Sie?

Steyl (schnell). Nichts, nichts ... So, so ... Ich dachte, Du schliefst.

Martha. Ich bin eben aufgestanden.

Steyl. Nun, und wie geht es Dir?

Martha. Besser. Ich habe nur etwas Kopfschmerzen. (Setzt sich.)

Steyl. Nun, Gott sei Dank. Dann können wir nachher spazieren gehen — was meinst Du?

Martha. Wie Sie wollen ...

Steyl. Nein, wie Du willst. — Habe ich Dich denn jemals wozu gezwungen? — Was Du wünschest, geschieht.

Martha. Sie sind so gut.

Steyl (sich zu ihr setzend). Ach, was gut! Aber sieh nur, (sie anblickend) Du hast wieder geweint. — (Martha wendet sich ab.) Aber wozu das Alles? Du wirst sehen ...

Martha. Sie wollen mich trösten, aber ich brauche keinen Trost! (Mit einem bitteren Lächeln.) Ich habe mich in mein Schicksal ergeben.

Steyl. Ergeben? Wieso?

Martha. Ich weiß, Alles ist zu Ende. Und vielleicht ist es so besser.

Steyl. Aber warum?

Martha. Was brauchen wir uns zu verstellen? weshalb wollen wir uns täuschen?

Steyl (Pause). Nun denn — Du hast Recht. Aber freilich, so etwas hätte ich nicht von ihm erwartet.

Martha (sehr erregt). Was denn?

Steyl. Ich ... das heißt ...

Martha. Sie waren heute bei ihm?

Steyl. Ja!

Martha. Nun, und?

Steyl. Traf ihn nicht zu Hause!

Martha. Aber was haben Sie nicht von ihm erwartet?

Steyl. Den Brief.

Martha. Einen Brief?

Steyl (versucht zu lächeln). Ja, einen Brief, weißt Du — Uebrigens, er — das heißt, man kann nicht sagen ...

Martha. Wo ist der Brief?

Steyl. Ich habe ihn bei mir.

Martha. Geben Sie ihn mir, um Gotteswillen, geben Sie ihn mir. Den Brief! Schnell!

Steyl (ihn suchend). Ich weiß wirklich nicht — Martha, Du bist so erregt.

Martha. Ich bin schon wieder ruhig ... Aber den Brief, den Brief!

Steyl. Hier ist er, aber ich bitte Dich, — (zieht den Brief langsam aus der Tasche: Martha entreißt ihm denselben und liest ihn eifrig; sie bleibt einen Augenblick wie starr stehen und bedeckt dann, laut aufschluchzend das Gesicht mit den Händen) — Um Gotteswillen Martha! aber so höre doch! Weine nicht! Ich stehe für Alles ein, aber ich kann Dich nicht so sehen! Weine nicht!

Martha (unter Thränen). Verzeihen Sie mir, es ist gleich vorbei. Nur im ersten Augenblick. (Trocknet die Thränen.) Ich habe das Alles ja erwartet und wünsche ihm Glück! (Will wieder weinen.)

Steyl. Ich werde ihn zur Rede stellen.

Martha. Um keinen Preis! Ich will mich Niemandem aufdrängen. Kein Wort mehr von ihm, wenn Sie mich lieb haben. Ich bin zwar eine Waise, ich habe keine Stütze ...

Steyl. Du hast keine Stütze? Und was bin ich? Liebe ich Dich nicht wie eine Tochter?

Martha. Sie sind gut, ich weiß es; aber Sie werden es mir nachfühlen, daß ich jetzt nicht mehr bei Ihnen bleiben kann.

Steyl. Wa — was?

Martha. Ich muß fort von hier.

Steyl. Was soll das? Das hat Dir wohl die Tante eingeredet? — Da soll doch gleich — Wie ist Dir nur dieser unselige Gedanke gekommen?

Martha. Hören Sie mich ruhig an, und Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe.

Steyl. Niemals — niemals!

Martha. Sagen Sie selbst, was soll man nach dem, was vorgefallen ist, von mir denken?

Steyl. Ja, was denn?

Martha (schnell). Ich bin doch nicht Ihr Kind. Jetzt werden Alle sagen: „Er hat sie sitzen lassen, was schadet's! Sie ist ja doch nur ein angenommenes Kind, das fremdes Brot ißt ... wäre sie bei ihren Verwandten geblieben, so hätte sie klüger daran gethan. Aber sie wollte gut leben und nichts thun. Da hat sie's nun weg." Sehen Sie, Herr Steyl, ich habe Sie so lieb, wie Niemanden auf der Welt; aber was soll ich thun? Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben, und ein Stück Brot werde ich mir schon noch verdienen können.

Steyl. Ich verstehe nichts, rein garnichts! Was sprichst Du da?

Ich bin doch ein alter Mann. Das wissen doch Alle, daß Du mir eine Tochter bist. Was soll das nun? Ist das Dein Ernst?

Martha (aufstehend). Mein voller Ernst!

Steyl. Und Du kannst mich verlassen?

Martha. Ich muß!

Steyl. Aber wohin willst Du?

Martha. Irgend wohin! Ich werde mir eine Stellung suchen.

Steyl (ringt die Hände). Ich verliere noch den Verstand! Bedenke, was Du thust. Wenn Du mich verlässest, dann habe ich nichts auf der Welt, woran mein Herz hängt. Nur Deinetwegen lebe ich ja. Wenn ich Dich nicht mehr habe, will ich nicht länger leben Martha, habe Mitleid mit dem armen, alten Mann! Was habe ich Dir denn gethan?

Martha. Quälen Sie mich nicht. Es muß sein.

Steyl. So seid Ihr Weiber! Es ist ein Elend, Euch Vernunft predigen zu wollen. Nein, Martha! Hier ist Deine Heimat, Dein Schutz; ich kann Dich nicht fortlassen! Aber Eins will ich Dir sagen: Ich schaffe Dir den Wortbrüchigen zurück, oder ich strecke ihn mit dieser Faust nieder.

Martha (erschrocken). Was?

Steyl. Jawohl, mit dieser Faust! Deine Ehre soll fleckenlos sein.

Martha (mit erstickter Stimme). Hören Sie! Wenn Sie nicht sofort das, was Sie eben gesagt haben, zurücknehmen — so gehe ich, weiß Gott — in's Wasser.

Steyl (fast schreiend). Was soll ich aber thun? Mein Gott! ich werde wahnsinnig! (Sich plötzlich besinnend). — Höre, Martha! — aber nein! Ich bin so verwirrt! — Gleich viel, mag daraus entstehen, was will. — Höre, Du willst, daß Dir Niemand die Achtung versage, daß Niemand Dir etwas Schlechtes nachrede, nicht wahr? Nun denn, höre — aber um Gotteswillen, halte mich nicht für verrückt — Siehst Du — ich — Du bleibst hier — und Niemand — verstehst Du, Niemand wird es wagen, Dich zu kränken! — mit einem Wort, willst Du meine Frau werden?

Martha (auf's Höchste erstaunt). Was sagen Sie?

Steyl (sehr schnell). Unterbrich mich nicht! Ich weiß selber nicht, wie dieser Gedanke mir in den Kopf kam, aber ich muß ihn aussprechen. Es ist ein verzweifeltes Mittel; aber die Lage, in der ich mich befinde, erfordert es. Ich weiß, Ackermann wird nicht mehr zu uns kommen; also, erlaube mir wenigstens, daß ich Dir Alles erkläre, was ich meine. Du kannst ja doch nicht denken, daß ich Dir wehe thun wollte . . .

Martha. Nein, aber . . .

Steyl. Du bist selbst an Allem schuld. Warum wolltest Du mich verlassen? Das hat mich ganz von Sinnen gebracht. Ich will, daß man Dich verehre, wie eine Königin; daß man sieht, welches Glück in dem Besitz Deiner Hand liegt! Ein Schurke, ein Dummkopf schlug Dich aus — und schlug

sein Glück aus. Und ich, ein alter Mann, dem Niemand etwas nachsagen kann, will vor Dir in die Knie fallen und damit der Welt beweisen ... aber verstehe mich recht, denke um Gotteswillen nur nicht ...!

Martha. Hören Sie mich!

Steyl. Wart' nur, wart nur! Ich weiß Alles, was Du sagen willst. Was kann ich Dir für ein Mann sein! Gewiß, davon ist weiter nicht zu sprechen! ... Aber ich biete Dir Ruhe, Schutz und die Achtung der Welt. Ich will Dir ein Vater sein — das ist es! Bisher warst Du aus Gnade und Barmherzigkeit bei fremden Leuten. Das soll anders werden. Du sollst jetzt Herrin werden, und ich — ich will Dich hüten, wie meinen Augapfel. Nun, was sagst Du dazu?

Martha. Ich bin so erstaunt, so gerührt von Allem, was Sie mir da sagen. Was soll ich Ihnen nur gleich antworten?

Steyl. Aber wer verlangt denn das? Ueberlege Alles, Du hast ja Zeit genug. Ich wollte Dich ja nur beruhigen. Sage mir nur Eins, daß Du bei mir bleibst. Dann werde ich glücklich sein. — Weiter will ich ja nichts.

Martha. Habe ich denn das Recht, so in Ihr Leben einzugreifen, Ihre Großmuth für mich in Anspruch zu nehmen?

Steyl. Ach, wie Du wieder redest! Wozu wäre ich denn sonst noch auf dieser Welt gut? Also sage mir, daß Du hier bleibst. Und die Antwort auf das Andere kannst Du mir geben, wann Du willst, wann Du willst ... Wie?

Martha (sieht ihn an, gerührt). (Pause.) Ich will bei Ihnen bleiben.

Steyl. Du bleibst! Wirklich! (Will ihr um den Hals fallen) Nein, nein — das darf nicht sein, durchaus nicht.

Martha (ihn umarmend). Guter, Lieber! Sie werden mich nicht verlassen und betrügen, Ihnen darf ich vertrauen. Nur erlauben Sie jetzt, daß ich auf mein Zimmer gehe ... es dreht sich mir Alles im Kopf herum ... Erlauben Sie!

Steyl. Bitte, Du kannst Alles thun, was Dir beliebt. Ruhe Dich aus, das ist die Hauptsache. Alles Uebrige wird sich finden. (Sie zur Thür begleitend.) Also Du bleibst bei mir?

Martha. Ja!

Steyl. Nun Gott sei Dank, Gott sei Dank! Nur Deine Ruhe und Dein Glück liegen mir am Herzen. Aber Eins möchte ich Dich fragen: Darf ich hoffen oder muß ich fürchten? Aber nein, nein, ich werde nichts fragen.

Martha (nach einer Pause). Fragen Sie nur! Sie dürfen hoffen. (Schnell ab.)

9. Scene.

Steyl (allein). Was sagte sie? „Sie dürfen hoffen." (Aufspringend) Halt, Du alter Dummkopf! Verstehst Du denn nicht, was sie sagte? Aber mein Gott, wie konnte ich ahnen! Martha will mich heirathen, mich! Ein

Auf der Fahrt nach Spanien.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Ob man den Weg von Deutschland nach Spanien über das Elsaß, Straßburg, oder über die Schweiz, Genf, und das südöstliche Frankreich, Lyon, Nimes, Montpellier, Perpignan, oder über Paris und das südwestliche Frankreich nimmt, um hier über Irun nach Madrid, dort über Port Bou nach Barcelona zu fahren, kommt ungefähr auf dasselbe heraus. Wahrscheinlich würde ich einem dritten Wege: über die Schweiz durch den St. Gotthard nach Mailand und Genua — demselben Wege, den weiland Kaiser Friedrich als Kronprinz im November 1883 genommen hatte —, den Vorzug gegeben haben, wenn ich sicher gewesen wäre, in Genua einen nach den Osthäfen Spaniens gehenden Dampfer ohne allzu großen Zeitverlust zu erreichen. Da Paris für mich den Reiz, den es in meinen jungen Jahren mit zauberhafter Gewalt auf mich geübt hatte, seit dem deutsch-französischen Kriege und der unliebsamen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern immer mehr und mehr verloren hat und mir in den unruhigen Tagen vor der Eröffnung der Weltausstellung weniger verlockend denn je erschien, da ich überdies das Elsaß, seitdem es deutsches Reichsland geworden ist, nicht gesehen hatte und wußte, daß ich in Straßburg einen meiner ältesten und treuesten Jugendfreunde, der inzwischen zu Rang und Würden aufgestiegen ist, wiederfinden und mit Freunden und Bekannten aus einer näherliegenden Zeit zusammentreffen würde, da ich mir endlich eine ernsthafte Freude davon versprechen durfte, nach nahezu dreißig Jahren in Südfrankreich einige jener Städte wiederzusehen, die ich mit meinen liebsten Genossen aus

zu unseren beneidenswerthen Besonderheiten, und wohl oder übel haben wir uns in der Politik mehr oder minder zum Wahlspruche des Caligula bekennen müssen: „Oderint dum metuant“. Auch den Elsassern gegenüber scheint vorläufig die Politik des „tiefen doch“, die Sarastro in seiner Baß-Arie so schön definirt:

„Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,
Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht“

die einzig mögliche zu sein. Die deutsche Regierung in den Reichslanden scheint allerdings dazu verurtheilt zu sein, activ wenig Förderliches schaffen, dagegen sehr leicht Fehler begehen zu können. Es macht den Eindruck, als ob die Elsasser eigentlich mehr wissen, was sie nicht wollen, als wissen, was sie wollen. Sie nehmen übel, das ist das Einzige, was sich von ihnen sagen läßt. Ein Deutscher, der seit langen Jahren in den Reichslanden lebt, und der seine Aufgabe, sich berufsmäßig mit den Verhältnissen vertraut zu machen, sehr ernst genommen hat, machte mir eine Bemerkung, die mir sehr bezeichnend zu sein scheint. Er sagte: „Wenn man jetzt in einem ehrlichen Plebiscit den Elsassern die Frage vorlegen wollte, ob sie sich für Deutschland oder Frankreich entschieden, so würden 98 Procent in diesem Augenblicke für Frankreich stimmen. Würde das Plebiscit ein Jahr später wiederholt, so würden 85 Procent Deutsche werden wollen.“

Aus allen Unterhaltungen mit unseren Landsleuten im Elsaß — und alle Gespräche münden verhängnißvoll in politische Auseinandersetzungen — gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Elsasser, denen das Klagen eine liebe Gewohnheit geworden ist, in die allerernsthafteste Verlegenheit gerathen würden, wenn man ihnen die Möglichkeit gewährte, die Verhältnisse nach ihren Wünschen zu gestalten. Von irgendwelchem ernsthaften Zusammenhang ihrer Bestrebungen mit dem eitlen und großmannstollen Maulheldenthum der Patriotenliga ist nicht die Rede. Aber ebensowenig haben sie sich trotz mancher Kundgebungen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, mit der neuen Gestaltung der Dinge aufrichtig befreundet. Dieser murrenden und seufzenden Unklarheit gegenüber hat die Regierung keinen leichten Stand. Mit der strammen und schroffen Rücksichtslosigkeit, der neuerdings so allgemein beliebt gewordenen „Schneidigkeit“ ist es sicherlich nicht gethan. Es verbietet sich von selbst, daß Deutschland in den Reichslanden auftritt wie in einem eroberten Feindesland. Es ist wiedergewonnenes Land, das wir mit dem deutschen Reiche verschmelzen und dauernd erhalten wollen. Das ist eine sehr langwierige und schwierige Arbeit, zu deren Erledigung viel Geduld, Weisheit, Beharrlichkeit erforderlich sein wird, und bei der wir als auf den stärksten Bundesgenossen auf die Zeit zu rechnen haben.

Nicht minder bedenklich aber, vielleicht noch bedenklicher als das Dreinschlagen mit der Faust, wäre die sentimentale und schwächliche

Duldung des unverhohlenen Kokettirens mit dem Franzosenthum. Der frühere Statthalter Manteuffel, dem es im Uebrigen an der erforderlichen Energie keineswegs ermangelte, hat sich diesen Fehler zu Schulden kommen lassen. In der Persönlichkeit seines Nachfolgers, des jetzigen Statthalters Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, scheint die für den unendlich schwierigen und verantwortlichen Posten 'geeignete Persönlichkeit gefunden worden zu sein. Fürst Chlodwig Hohenlohe ist ein ruhiger, besonnener, klarer, wohlwollender und erfahrener Mann, eine versöhnliche und vornehme Natur, ohne beleidigende Härte, aber entschieden und bestimmt, wenn es sein muß. Er ist frei von aller persönlichen Eitelkeit. Es liegt ihm nichts daran, vor feierlichen Deputationen glänzende Reden zu halten und sich anjubeln zu lassen. Er hat nur einen Ehrgeiz: dem Vertrauen, mit dem er als der erste Deutsche in den Reichslanden beehrt worden ist, zu entsprechen und als Deutscher seine Pflicht zu thun.

Während ich in Straßburg war, klagten die Leute besonders über die neuerdings von Berlin aus angeordneten Verschärfungen der Grenzrevision. Dadurch hätte man den Franzosen den Weg durch das Elsaß geradezu verlegt. Infolgedessen habe der Fremdenverkehr, namentlich in Straßburg, erheblich abgenommen, und alle Welt habe darunter zu leiden. Die Franzosen zögen es jetzt vor, mit großen Umwegen über die Schweiz zu reisen, als den langweiligen Belästigungen und Scherereien an den elsässischen Grenzen ausgesetzt zu sein. Die Franzosen haben keineswegs Gleiches mit Gleichem vergolten. Sie haben die Thore ihrer Ostgrenzen in diesem Ausstellungsjahr im Gegentheil den harmlosen Reisenden sperrangelweit offen gehalten, und ich bin von Straßburg aus auf das französische Gebiet hinübergefahren und habe Frankreich von der deutschen bis zur spanischen Grenze durchreist, ohne ein einziges Mal nach einem Legitimationspapier oder dergleichen gefragt worden zu sein.

Aber meine Freunde in Straßburg gaben mir doch den Rath, namentlich in Belfort, wo wir einige Stunden Aufenthalt hatten, um den Anschluß an den Lyoner Zug abzuwarten, Alles, was irgendwie auffällig wirken könnte, zu vermeiden, da gerade dort die Spionenriecherei in vollster Blüthe stände, und wenn auch nicht gerade starke Ungelegenheiten, doch störende Behelligungen uns leicht erwachsen könnten. Wir befolgten den guten Rath, und der Deutschenhaß in Belfort äußerte sich uns gegenüber nicht anders als dadurch, daß uns im „Hotel zur alten Post" für ein recht mäßiges Frühstück ein unverschämt hoher Preis angerechnet wurde.

* * *

Die Fahrt durch das malerische, landschaftlich überaus reizvolle Thal des Doubs, durch das Schlachtgebiet des Werder'schen Corps, über Montbéliard und Besançon, war ganz herrlich. Es waren erst wenige Tage vergangen, seitdem ich Berlin verlassen hatte. Da hatten wir häß-

liches, grämliches, rauhes Wetter gehabt. Am Tage vor meiner Abreise hatte es noch geschneit. An den kahlen und dunklen Aesten und Zweigen der Bäume des Thiergartens zeigte sich noch kein grüner Tupfen der jungen Triebe. Nun dampften wir in den vollen fröhlichen Frühling hinein. Alles grünte und trieb ringsumher, und unter dem freundlichen, von zarten weißen Wölkchen bezogenen Himmel lag Alles in goldigem Sonnenschein.

Die Bahn folgt auf ziemlich beträchtlicher Höhe eine lange Strecke dem Laufe des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die bewaldeten Berge aufsteigen. Das ganze Land macht den Eindruck der Heiterkeit und des Gedeihens. Unten am Flußbett sieht man ab und zu größere Eisenhämmer, und auffallend schön sind die zahlreichen Brücken, die über den Doubs geworfen sind.

Wenn wir diese Strecke durchfahren, gedenken wir aber nicht blos des tod- und verderbenbringenden Kriegs, wir denken auch unwillkürlich daran, daß in Montbéliard Frankreichs größter Naturforscher, Cuvier, und in Besançon einer seiner größten Dichter, Victor Hugo, geboren ist. Victor Hugo hat selbst in einem seiner bekanntesten Gedichte, der Einleitung zu den „Herbstblättern", dafür Sorge getragen, daß sich spätere Geschlechter nicht über seinen Geburtsort streiten, wie die Städte Griechenlands um die Ehre, Homer hervorgebracht zu haben. „Dies Jahrhundert zählte zwei Jahre, als in Besançon, der alten hispanischen Stadt, aus dem Gemisch von bretagnischem und lothringischem Blut ein Kind zur Welt kam, ohne Farbe, ohne Blick und ohne Stimme, das aus dem Buche des Lebens schon gestrichen zu sein schien und kaum noch von einem Tage zum andern zu leben hatte: dieses Kind war ich."

In diesem stolzen „c'est moi", in dieser großartigen Verknüpfung seiner Geburt mit der Geburt des Jahrhunderts zeigt sich schon die ganze Naivetät und das wundervolle Selbstbewußtsein des großen Dichters, der sich sieben Jahrzehnte später allen Ernstes einredete, er werde durch seine begeisterten Gesänge, wie weiland Tyrtäus, den Sieg an die Fahnen seines Vaterlandes heften und die barbarischen Horden in ihrem Siegeslaufe aufhalten.

Die Annehmlichkeit unserer Fahrt wurde in nicht unbedeutender Weise dadurch vermindert, daß wegen des bevorstehenden Festes — es war der Tag vor Ostern — alle Coupés überfüllt waren und auf den Bahnhöfen an den Buffets eine solche Menschenmenge sich aufstaute, daß für friedliebende Leute, die nicht beständig Gebrauch von ihren Ellbogen machen wollten, die Möglichkeit, an den Schanktisch heranzugelangen, ausgeschlossen war. Die Franzosen sind auf Reisen ungleich genügsamer und anspruchsloser als wir. Während wir unsern Unwillen über den beständigen Wechsel der Passagiere von Station zu Station und über die unaufhörliche Maximalbesetzung des wenig bequemen Coupés erster Klasse mit acht Personen

nur mühsam beherrschen konnten, schickten sich die Franzosen mit liebenswürdiger Laune in das Unvermeidliche.

Die französische Eisenbahnverwaltung hatte noch keinen kalendermäßigen Frühling, und obwohl das Thermometer draußen gewiß achtzehn Grad zeigte und im Coupé einen noch viel höheren Grad erreicht hatte, wurden noch regelmäßig alle Stunde oder alle zwei Stunden, ich weiß es nicht mehr genau, zur Heizung desselben große mit siedendem Wasser gefüllte Wärmröhren hinein geschoben, die eine widerwärtige, feuchte, muffige Hitze verbreiteten und uns Alle gleichermaßen dadurch belästigten, daß wir nicht wußten, wo wir die Füße hinstecken sollten. Diese höchst unangenehmen und höchst überflüssigen Heizungsröhren waren schon mehrfach gewechselt, als endlich ein corpulenter Herr, der unter der Hitze wohl am meisten auszustehen hatte, das erlösende Wort sprach.

„Legen die Herren besondern Werth darauf, daß das Coupé noch geheizt wird?" fragte er höflich. Auf die allgemeine Verneinung fuhr er fort: „Würde es die Herren sehr belästigen, wenn wir die Heizungsröhren entfernen ließen?" Wiederum gab sich unter allen Mitreisenden eine rührende Uebereinstimmung kund, und nachdem wir die Röhren bis zur nächsten Station unter die Sitze geschoben und sodann hatten herausnehmen lassen, sprach sich alsbald, theils in sarkastischen, theils in entrüsteten Ausdrücken eine entschiedene Mißbilligung der Eisenbahnverwaltung aus, die jene einmal getroffene Anordnung gedankenlos aufrecht erhielt, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Reisenden. Einer der Herren wurde, nachdem das Uebel gehoben war, ganz leidenschaftlich und wild. Er erklärte, es sei lächerlich, es sei eine Schande, anständige Leute unter diesem blödsinnigen Schematismus leiden zu lassen. Er habe jetzt noch Kopfschmerzen. Er werde einen großen Brief über diesen Uebelstand veröffentlichen u. s. w. Und dieser Herr, den die Entrüstung nun auf einmal so beredt gemacht hatte, hatte sich stundenlang mäuschenstill verhalten. Nachdem wir aus dem Zustande der gelinden Anschmorung glücklich befreit waren, verliefen die Abendstunden ohne weitere Fährlichkeit, und wir trafen ziemlich wohlbehalten in Lyon ein.

* * *

Ueber fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem ich zum letzten Mal in Lyon gewesen war. Die Stadt mag sich seitdem sehr verändert haben, aber ich habe von diesen Veränderungen wenig bemerkt; ich fand mich merkwürdig schnell in den Gegenden, in denen ich damals in der Gesellschaft gleichaltriger Freunde unvergeßlich heitere Stunden verbracht hatte, wieder zurecht. Ja, ich fand sogar viele der Ladenschilder, deren ich mich noch erinnerte, an ihrem alten Platze wieder.

Aber die Freunde aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! — sie waren dahin!

Der eine ist ein wichtiger und vielgenannter Mann geworden, der im schönsten Punkte der Stadt ein palastartiges Haus besitzt, und den die Wiederbegegnung mit dem in seinen Augen zum Prussien gewordenen alten Jugendfreunde vielleicht in einige Verlegenheit gebracht haben würde. Uns Beiden wurde die Verlegenheit der Wiederbegegnung erspart. Die bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung hatte ihn nach Paris gerufen.

Der andere ist längst gestorben und verdorben, und nicht ohne wahre Wehmuth denke ich an die früh vernichtete Existenz dieses herzensguten und mit den seltensten Gaben ausgestatteten jungen Mannes, dem eine glänzende Zukunft beschieden zu sein schien. Er war als Sohn eines sehr begüterten Industriellen, von den Eltern mit reichen Mitteln ausgestattet, nach Paris gekommen, um dort sein großes künstlerisches Talent auszubilden. In den Kreisen seiner Kunstgenossen galt er als ein Genie ersten Ranges. Er war kaum 22 oder 23 Jahre alt, als er sein erstes Kunstwerk im „Salon" ausstellte, und gleich mit diesem erhielt er eine hohe Auszeichnung, die goldene Medaille. Halb aus Spielerei, gewöhnlich zu Geschenken für Freunde und Verwandte, machte er innerhalb ganz kurzer Zeit vielleicht ein Dutzend kleine Statuetten, charakteristische Figuren aus französischen oder anderen Dichtungen: Don Quixote, Falstaff, Gil Blas u. s. w., von denen zufälligerweise einige den großen Pariser Kunsthändlern bekannt wurden. Diese waren entzückt von der Flottheit und Charakteristik der kleinen Figürchen. Manche wurden davon in Bronze gegossen, und noch heute sieht man überall, in Paris, Berlin, Wien, London, diese hübschen und lustigen zierlichen Bildwerke.

Ich habe nie einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Freund in der Zeit seiner ersten Triumphe. Er war jung, lebensfroh, kerngesund, erfolgreich; er hatte sich eine reizende Künstlerwerkstatt eingerichtet, in der die lustigste Gesellschaft verkehrte. Er trug sich mit großen Plänen. Alles schien ihm gelingen zu sollen. Da verliebte er sich zu seinem Unglück in eine sehr schöne und sehr begabte Schauspielerin, die eben aus dem Conservatorium gekommen und im Théâtre Français engagirt worden war. Die junge Künstlerin war leider noch wankelmüthiger als schön, und ein Lieutenant von den Jägern von Vincennes gefiel ihr noch besser als der Künstler. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen den beiden Nebenbuhlern, zur Herausforderung, zum Zweikampf. Der junge Künstler wurde durch einen übrigens ungefährlichen Streifschuß verwundet. Aber er nahm sich die Sache grimmig zu Herzen.

Er war immer ein begeisterter Verehrer der Muse und Persönlichkeit Alfred de Mussets gewesen, und auch er wurde nun von einer verhängnißvollen Wollust an der sittlichen Erniedrigung erfaßt. Obgleich er von Hause aus ein ganz nüchterner Mensch war, sprach er nun dem Glase in übermäßiger Weise zu. Gerade wie Musset suchte auch er namentlich im

Absynth Betäubung und Vergessen. Alsdann machte es ihm Freude, sich in der denkbar widerwärtigsten und schlechtesten Gesellschaft herumzutreiben.

Aus einer solchen Umgebung wurde er eines Tages wegen irgend eines dummen Streiches herausgeholt und wegen öffentlichen Unfugs mit mehrtägiger Haft bestraft. Diese Geringfügigkeit, über die er früher wie über einen mehr oder minder gelungenen Scherz gelacht haben würde, hatte für ihn die unheilvollsten Folgen. Er machte einen Selbstmordversuch, der ihn zwar nicht unmittelbar tödtete, aber doch nach etwa einem Jahr seinen Tod herbeiführte. Die Kugel hatte die Lungenspitze gestreift, und es hatten sich Tuberkeln gebildet. Er zählte kaum 24 Jahre, als wir ihn begruben. Ich erkundigte mich jetzt nach den Angehörigen, die ich auch gekannt hatte. Auch die Eltern hatten, wie ich vorausgesetzt, das Zeitliche längst gesegnet. Das beträchtliche Vermögen der Familie war zum größten Theil an wohlthätige Stiftungen übergegangen.

* * *

Die Theater, die unmittelbar vor dem Schluß ihrer Spielzeit standen, boten nichts irgendwie Sehenswerthes. Und so blieb uns denn zu einer würdigen Ausfüllung des ersten Osterabends nichts Anderes übrig, als die berühmteste Singspielhalle der Stadt aufzusuchen. Es war ein abscheulicher, geradezu menschenunwürdiger Aufenthalt: eine Hitze, ein Dunst, ein Qualm in dem überfüllten Saale, die uns nach einer halben Stunde das längere Verweilen unmöglich machten. Man bezahlt allerdings kein Eintrittsgeld, dafür kostet aber eine Portion Eis 3 Franken 25 Centimes.

Haben sich meine Augen oder haben sich die Künstlerinnen verändert? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß ganz genau, daß ich nie reizlosere Personen gesehen habe, als die häßlichen, widerwärtig geschminkten, vollkommen talentlosen, thörichten Personen, die da ihre dummen Lieder herleierten. Auch der Inhalt ihrer Vorträge ging über ein bescheidenes Mittelmaß der Frivolität nicht hinaus. Für dieses Manko treten aber die männlichen Künstler mit resoluter Gemeinheit ein. Was diese Biedern da zum Besten geben, spottet jeder Beschreibung. Es ist der Gipfel der Zote, und der einzige Witz beruht, um es mit einem guten deutschen Worte zu bezeichnen, in der Cochonnerie. Und dann steht auf dem Zettel: Herr Arthur oder Herr Alphons oder wie der Künstler sonst heißen mag, „dans ses créations.“ In Frankreich wird bekanntlich jeder Tingeltangel-Barde, der irgend einen Gassenhauer zum ersten Male singt, ein „créateur“. Herr Paulus hat die berühmt gewordene Hymne auf Boulanger „geschaffen!“ —

Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den laudatores temporis acti. Ich bin zwar kein jugendlicher Springinsfeld mehr; aber zu einer griesgrämigen Betrachtung alles Gegenwärtigen und zur Verherrlichung der guten alten Zeit fühle ich mich doch noch nicht alt genug. Ich bin in Frankreich jung gewesen und gerade so übermüthig, wie sich's gehört, vielleicht manchmal noch

ein bischen mehr, als gerade nothwendig war. Aber solche Lieder, wie sie hier vorgetragen werden, die lediglich darin ihre Wirkung suchen, daß sie in Frechheit und Schamlosigkeit das Unmögliche leisten, gab es damals nicht. Wir sangen sie nicht einmal, wenn wir im Lateinischen Viertel ganz unter uns waren. Jetzt werden sie sonder Scheu einem großen Publicum aufgetischt, das außer den schlechtesten Elementen auch ganz anständige enthält, in einem Locale, das auch von braven Arbeitern und halbvermöglichen Handwerkern mit ihren Familien besucht wird, von braven Spießern mit ihren geputzten Frauen, denen die Ehrbarkeit auf den breiten, sittsam glänzenden Wangen, die, wie Adolph Menzel sagt, zwischen Ohrläppchen und Nasenansatz unüberwindlich öde Flächen zeigen, geschrieben steht. Und diese biederen Philister mit ihren rechtschaffenen Frauen jauchzen, brüllen und wiehern den singenden Knoten auf der Bühne zu; und je toller diese es treiben, desto toller!

Der Deutsche, der dieses Schauspiel sieht, wird sich bei der eigenartigen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern hüten, unliebsame Schlüsse zu ziehen. Aber wenn der Vollblutfranzose angesichts dieses Herensabbaths mit traurigem Erstaunen die Frage aufwirft: „Haben wir den Höhepunkt unserer Cultur thatsächlich überschritten?“ so erscheint es nicht unbegreiflich.

An demselben Tage, an dem ich die gesungenen, mimisch verdeutlichten Zoten in Lyon hörte, las ich auch im „Figaro“ einen Aufsatz von Delpit, der über die Verrohung und Verknotung des öffentlichen Wortes in Frankreich bittere Beschwerde führte und die beschämende Behauptung aufstellte, daß all die feinsinnigen eleganten Schriftsteller, die durch ihren Geist und die Eleganz der Form noch vor zwanzig Jahren die tonangebenden und beachtetsten Stimmen der französischen Presse gewesen waren, daß Publicisten wie Jean Jacques Weiß und Prévost-Paradol, jetzt jämmerlich durchfallen würden, wenn sie sich bemühen wollten, in Frankreich zu Worte zu kommen; nur noch die Rohheit, der Schmutz, die Verleumdung seien erfolgreich, und mit dem Witz und der Grazie, die ehedem das öffentliche Wort in Frankreich so volltönend und weittragend machten, daß es in der ganzen Welt gehört wurde, sei es dahin!

Was wir, die wir den Franzosen gegenüber uns durchaus nicht auf die Moralisten hinausspielen wollen, jenem zuchtlosen Treiben, wie es sich uns darstellt, am meisten vorwerfen, ist: es ist langweilig.

* * *

Sobald wir Lyon im Rücken haben und an den ungemein malerischen und schönen Ufern der Rhone entlang unsern Weg in der Richtung auf die Pyrenäen hin nehmen, verändert sich merklich die Physiognomie der Landschaft. Die Vegetation ist hier schon weit vorgeschritten. Die Obstbäume stehen in voller Blüthe, und längs des Weges, den wir durchfahren,

schlingt sich aus den Baumblüthen ein ungeheures herrliches Blumengewinde in den zartesten Farben des Weiß, des Bläulich, Gelblich und Rosa. Zu unseren Füßen rauscht der mächtige Strom, in dem sich die grünen Berge und steinigen Felsen der romantischen Ufer spiegeln. Der südliche Charakter der Landschaft tritt immer deutlicher hervor. Es scheint ein anderer Himmel zu sein, der sich über uns wölbt. Die Sonne leuchtet anders, auf eine andere Erde, der andere Bäume und Pflanzen entsprießen. Wir sehen zum ersten Mal wieder die schwermüthig dunkle Färbung der hochragenden Cypresse, den vornehmen Faulenzer neben dem Arbeiter, neben dem matten Graugrün des niedrigen Oelbaums mit seinen verkrüppelten und verkrümmten Stämmen und Zweigen. Und das, was Menschenhand geschaffen hat, wirkt nicht minder eigenartig.

Die Weiler, Flecken und Städte, an denen wir vorüberkommen, überraschen durch ihre eigenthümlich helle Färbung, die mit der Hellfarbigkeit des Bodens fast zusammenfließt. Sie erinnern in auffälliger Weise an die altspanischen Niederlassungen im westlichen Amerika. Die Häuser sind einfache, in zweckmäßiger Weise zusammengefügte und aufeinandergeschichtete Steinhaufen, mit den nöthigen Oeffnungen für Luft und Licht, ohne Tünche, ohne Schmuck. In den Dörfern finden wir auch die alten Adobes wieder, die unansehnlichen, kunstlosen, gelben Herbergen aus feuchtem Lehm, dessen Trocknung und Festigung die schlichten Erbauer der Sonne überlassen. Alles ist hell, gelblich, staubfarben. Auch die Ziegel der Dächer sind von der Sonne völlig ausgebleicht und unterscheiden sich in der Farbe kaum von den Mauern. Hier und da erblicken wir, gewöhnlich in malerischer Lage auf steil aufspringenden Felsen, die Ruinen herrlicher Burgen und in gewaltigen Trümmern die steinernen Zeugen der noch älteren römischen Cultur.

Wir sind in der Provence, in dem sonnigen Lande der großen Ueberlieferungen der Geschichte und Dichtung, im Herzen des „midi“, der sich trotz des großartigen und seit Jahrhunderten unaufhörlich arbeitenden Verschmelzungsprocesses seine starken Besonderheiten noch bewahrt hat: seine eigene Sprache, seine eigenen Bräuche. Und diese Sprache darf mit Stolz den Anspruch darauf erheben, die älteste Literatur der jetzt französischen Lande zu besitzen.

In der Sprache der Provençalen, der „langue d'oc“, haben die Troubadoure ihre leidenschaftlichen Minnelieder und ihre epischen Dichtungen gereimt. Und wenn der Glanz der provençalischen Literatur allmählich vor der Dichtung in der französischen Sprache auch hat erbleichen müssen, so erklingen doch noch bis in unsere Zeit hinein diese mundartlichen Dichtungen, und noch in unserer Gegenwart haben es provençalische Dichter zu hohem Ansehen und Ruhm gebracht. Mit Mistral, wohl dem bedeutendsten der provençalischen Dichter dieses Jahrhunderts, wurde in den fünfziger Jahren in Paris ein wahrer Cultus getrieben. Das Pro-

vençalische wird auch jetzt noch sehr viel und auf dem Lande fast allgemein gesprochen. Es hat eine sehr starke Aehnlichkeit mit dem Catalonischen, und die Leute von Montpellier verstehen sich sehr wohl mit den Leuten von Barcelona, wenn sie beide in ihrer heimatlichen Mundart sprechen.

Die Provence mit ihren üppigen Oliven-, Maulbeer- und Citronenbäumen und mit ihren sandigen und steinigen Oeden, mit ihrer wunderbaren Sonne und den fürchterlichen verheerenden Windstürmen, mit ihren überall erkennbaren Zeugen für die Großartigkeit aus der Römerzeit und die Pracht und das Grauen des Mittelalters übt auf alle Franzosen einen starken poetischen Zauber aus. Das provençalische Lied der Gilette ist zwar dichterisch nicht sehr bedeutend, aber es sagt das, was alle Franzosen bei dem Gedanken an die Provence mehr oder minder stark empfinden:

Il est un pays, où la terre
Produit les fruits les plus divins,
Où sous la sève printanière
Les fleurs tapissent les chemins,
Où la nuit est plus radieuse
Que n'est ailleurs un jour d'été,
Où la vie aimable et joyeuse
S'enfuit comme un rêve enchanté! —
Le vrai paradis de la France,
Le seul digne de ce nom
C'est le beau pays de Provence . . .
„Digué li qué vengué, mon bon!"

In diesem Sonnenlande hat auch einer der bedeutendsten der lebenden französischen Epiker, Alphonse Daudet, das Licht der Welt erblickt; und eine der stärksten Grundlagen seiner großen und verdienten Erfolge ist unzweifelhaft darin zu finden, daß er sich die Frische und Unmittelbarkeit seines heimatlichen Wesens voll bewahrt hat. Er ist, obwohl er seit langen Jahren unter dem mächtigen Banne der nivellirenden Kraft von Paris steht, doch im Grunde seines Herzens ein Vollblut-Provençale geblieben. Er liebt den Süden leidenschaftlich, wenn er dessen Schwächen auch kennt und geißelt; und ihm verdanken wir die wunderbar treffende typische Gestalt des Südfranzosen in der Literatur, des köstlichen Tartarin, der gerade so echt und lebenswarm ist, wie Fritz Reuters Entspekter Bräsig.

Unter den Franzosen sind die „gens du midi" ohne Zweifel die lebhaftesten, lautesten und zappligsten. Sie gefallen sich in harmlosen Aufschneidereien, in grotesken Uebertreibungen. Sie werden von den übrigen Franzosen wegen ihres heitern Localdünkels, wegen ihres beständigen Renommirens und Prahlens und auch wegen ihrer eigenthümlichen Aussprache viel gehänselt. Aber diese Eigenthümlichkeiten, die im Provençalen und im Südfranzosen überhaupt in lustiger Unmittelbarkeit mit handgreiflicher Schärfe zum Ausdruck kommen, haften dem französischen Wesen im Allgemeinen an, wenn sie auch bei den nördlicheren Landsleuten mehr

latent sind. Das hat auch Alphonse Daudet sehr wohl herausgefühlt, und das witzige Motto, das er seinem berühmten Buche vorgesetzt hat: „In Frankreich stammt Jedermann mehr oder minder aus Tarascon“, sagt nichts Anderes. Aber diese quecksilbernen, laut und viel schwatzenden und beständig gesticulirenden Provençalen sind doch ein sehr liebenswürdiger Volksschlag: und wenn sie bisweilen auch mehr versprechen als halten, mit ihrer regen Phantasie das Einfache leicht zu etwas ganz Besonderem aufputzen und das Nichtige zu Wichtigem aufbauschen, wenn sie mitunter auch bedenkliche Gesellen werden können wie Numa Roumestan, so sind sie doch im Allgemeinen durchaus sympathisch und liebenswürdig, unterhaltend, wie der edle Tartarin aus Tarascon.

Daudet, der die Schwächen seiner Landsleute am besten kennt und auf das Empfindlichste verspottet hat, findet dafür eine gute Erklärung. „Gehen Sie einmal nach dem Süden,“ schreibt er im ‚Tartarin‘, „und Sie werden sehen, wie in diesem verteufelten Lande die liebe Sonne Alles verändert und in übernatürlicher Größe erscheinen läßt. Die jämmerlichen Hügel der Provence, die nicht größer sind, als der Montmartre, wirken da wie Bergriesen; die kleine Maison carée von Nimes, ein Juwel für den Nipptisch, erscheint so groß wie Notre-Dame. Der einzige Aufschneider im Süden, wenn es überhaupt da einen giebt, das ist die Sonne. Sie übertreibt Alles, was sie streift.“ Es ist die Sonne des Südens, nach der sich der unglückliche Held der Ibsen'schen „Gespenster“ im letzten lichten Augenblicke seines verhängnißvollen Daseins mächtig sehnt, deren wunderbare Nachwirkung er in den ersten Augenblicken seiner geistigen Zerrüttung und Verdunklung noch mechanisch nachspürt: „Die Sonne, die Sonne!“

* * *

An dem schönen alten Avignon mit seinen verwinkelten engen Straßen, durch die das Mittelalter noch leibhaftig einher zu wandeln scheint, mit seinen Erinnerungen an die Päpste, an Petrarca und Rienzi, mit seiner alten Mauer und dem majestätischen Palast der Päpste, der gewaltig von der Höhe herab die Stadt beherrscht, und an der Vaterstadt des lustigen Tartarin, an Tarascon, mußten wir diesmal schnell vorüberfahren, um für die Besichtigung der Alterthümer in Nimes einige Stunden zu gewinnen.

Es war an dem hellen, warmen zweiten Osterfeiertage sehr still in dem alten Nimes. Die Bewohner hatten den heitern Festtag zu Ausflügen auf das Land benutzt, und auf der breiten und schönen Esplanade, die von der Bahn zum Herzen der Stadt führt, begegneten wir fast keinem Menschen.

Wir begaben uns zuerst nach der Maison carée, dem wohlerhaltenen Jupiter-Tempel, der unter Augustus erbaut worden ist. Ja, Daudet

hat Recht! Es ist ein Juwel für den Nipptisch, unansehnlich in den Verhältnissen, ein einfacher Bau, dessen Giebel von schlanken kannelirten Säulen mit korinthischen Kapitälen getragen wird, mit einer bescheidenen Vorhalle, zu der einige Stufen hinaufführen. Unter den Denkmälern des Alterthums gehört die Maison carée sicherlich zu den anspruchslosesten. Aber eben so sicherlich ist dieses Gebäude eines der lieblichsten, entzückendsten, eindrucksvollsten. Es ist von einer Feinheit und Anmuth in den Verhältnissen, die geradezu bezaubernd sind. Diesmal hatten wir uns mit der Betrachtung der Außenseiten zu bescheiden, denn auch der Schließer des Tempels war mit Weib und Kind auf's Land gegangen und hatte den Schlüssel mitgenommen. An der Gitterthür hing eine Papptafel mit der Aufschrift: „Geschlossen wegen des heiligen Osterfestes.“ Der alte Heidengott mußte wohl oder übel das christliche Fest der Auferstehung mitfeiern.

Das gewaltige und großartige und noch sehr gut erhaltene Amphitheater (les Arènes), wahrscheinlich unter Antoninus Pius zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut, war uns zum Glück zugänglich. Der alte Pförtner, ein prächtiger Typus des Südfranzosen, war trotz des Festtages von seinem Posten nicht gewichen. Es war ein lustiger und zierlicher Greis mit sprühenden dunklen Augen und in den Geberden und im Vortrage von der Lebhaftigkeit eines Jünglings. Er hatte das Pensum, das er gleichmäßig allen Fremden vorzutragen hatte und gewiß schon seit langen Jahrzehnten vortrug, meisterlich inne. Aber er leierte es nicht etwa mit der alles Interesse tödtenden Geschäftsmäßigkeit herunter, er trug es wie ein großer Schauspieler vor, mit einer Frische und scheinbaren Freude an der Sache, als ob er seinen gehaltreichen und fesselnden Bericht überhaupt zum ersten Male erstattete. Und sein Vortrag war durchaus kunstgerecht disponirt und gesteigert.

Während er zunächst mit uns gemüthlich auf und abschlenderte und gar keine Anstalten zu machen schien, unserer Bitte, uns in das Innere zu führen, zu entsprechen, machte er uns auf die einfache Schönheit des mächtigen Rundbaues mit seinen zwei Galerien, die durch breite und hohe Bogenfenster für die Außengänge ihr Licht erhalten, und auf das widerstandskräftige Material, auf die riesigen, ohne Mörtel zusammengefügten, nur mit eisernen Klammern aneinander festgehaltenen Quadersteine aufmerksam. Nebenher erzählte er uns, wie es eigentlich ein wahres Wunder sei, daß bei der Lieblosigkeit, mit der dieses Baudenkmal durch viele Jahrhunderte behandelt worden sei, es noch in dem verhältnißmäßig guten Zustande sich habe erhalten können; wie es im frühen Mittelalter von den Westgothen als Castell benutzt, und wie von diesen Leuten, die eine recht geringe Hochachtung vor den Kunstschätzen hatten, die Quadern zum Theil zu Wurfgeschossen für ihre riesigen Steinschleudern verwerthet worden

seien; wie man dann später das stolze Bauwerk in den Zustand der völligen Verlassenheit und Verwahrlosung habe verfallen lassen; wie sich der Sand darin und darum berghoch aufgeschichtet habe, so daß nur die obere Galerie und die Attica aus dem Erdboden hervorgeragt habe; wie es dann endlich im vorigen Jahrhundert bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den armen Leuten als Asyl für Obdachlose überwiesen worden sei, die sich in den Hallen und Fluren mit ihrem jämmerlichen Hauswerk eingerichtet, dort geheizt und gekocht hätten, und wie diese Colonie von ungefähr zwölfhundert zerlumpten Elenden das Werk der pietätlosen Verwüstung naturgemäß fortgesetzt habe. Noch bis auf den heutigen Tag giebt es einige alte Leute in Nimes, die in ihrer Jugend in den Arenen gehaust haben. Erst unter dem zweiten Kaiserreich wurde diesem schönen Bau des Alterthums die verdiente Aufmerksamkeit wieder zugewandt. Das Amphitheater wurde freigelegt und gesäubert, es wurde unter staatliche Obhut gestellt, die schadhaften Stellen, die mit Einsturz drohten, wurden wieder gefestigt, hier und da wurden neue Stufen im Innern angebracht, so daß man jetzt wieder bis zu den höchsten weitgeschweiften Reihen der Sitze emporsteigen kann; und seitdem zählt das Amphitheater zu den schönsten und besterhaltenen, die sich dem Blicke unserer Zeit darbieten.

Es ist freilich erheblich kleiner als das Colosseum in Rom, das 188 Meter lang und 156 Meter breit ist und für 87000 Zuschauer Platz gewährte, während unsere Arena nur 133 Meter lang und 101 Meter breit ist und 23—24000 Zuschauer faßt. Aber außer der Arena in Verona giebt keines der altrömischen Amphitheater dem Zuschauer eine so richtige Vorstellung von diesen öffentlichen Schauplätzen, wie dieses Festspielhaus unter freiem Himmel.

Kein Zweifel, daß in alter Zeit die Außenmauern mit reichem Schmuck versehen gewesen sind. Hier und da sieht man noch unförmige Erhöhungen. Aber von diesem Reliefschmuck ist nichts übrig geblieben. Vor nicht langer Zeit hat man im Sande noch eine Marmor-Relieftafel ausgegraben, die zwar auch stark verwittert ist, aber den dargestellten Gegenstand noch ungefähr erkennen läßt. Sie stellt einen zu Boden gestreckten Gladiator dar, über den sich der Sieger mit gezücktem Schwerte herabbeugt. Unser lebhafter kleiner Cicerone machte uns die Stellung ganz genau vor. Er warf sich zunächst in einer sehr plastischen Stellung zu Boden, um uns den niedergeworfenen Gladiator zu veranschaulichen, alsdann erhob er sich und stellte den siegreichen dar. Und mit der Wichtigkeit eines Kunstgelehrten fügte er hinzu: „Man sieht der Stellung an, daß der Gladiator auf die Entscheidung der fieberhaft erregten Zuschauer wartet — police verso oder police recto.“

Wir hörten dem kleinen behenden Manne mit Vergnügen zu und bemerkten kaum, daß er uns allmählich in das Innere des Gebäudes einführte und uns bei jedem Schritt und Tritt das Zweckmäßige, Einfache

und Geniale der baulichen Anordnung bewundern ließ. Er verwies uns auf die breiten Gänge, die außerhalb des eigentlichen Schauplatzes um das ganze Bauwerk herumlaufen, mit ihren sehr zahlreichen Thüren, zum Schauplatze sowohl, wie ins Freie, auf deren sinnreiche Anlage, die jede Collision der Besucher der oberen Ränge mit denen der unteren vermeidet und die schnelle Füllung und Leerung des ungeheuren Raumes in wirklich erstaunlicher Weise begünstigt. Er ließ uns den Bau zunächst von unten aus bewundern, den riesigen ovalförmigen Kampfplatz, um den sich in immer größeren Bogen die zweiunddreißig steinernen Sitzreihen bis zur Höhe von sechzig Fuß aufbauen. Dann führte er uns auf die erste Galerie, die wieder einen ganz andern Anblick gewährte, und endlich auf die höchste Höhe der Attica, von der aus wir den Ausblick auf die vollkommene Gliederung und Anordnung des gewaltigen Baues hatten. Von der Höhe aus gesehen macht dieses herrliche Denkmal der einstigen Größe einen wundervollen Eindruck.

Oben an der Attica sind noch die unverkennbaren Spuren der Träger wahrzunehmen, die ehedem die ungeheuren Velarien zum Schutze gegen Sonne und Regen — das Zeltdach, das über den ganzen Raum gespannt werden konnte — stützten. Ebenso erkennt man deutlich in der Arena selbst die Vorrichtungen, die dazu dienten, den Kampfplatz zu einem großen Wasserbassin zu verwandeln, so daß außer den Stier- und Menschenkämpfen auch Seegefechte — Naumachien — aufgeführt werden konnten. In unserer Gegenwart werden in dem Festspielhause bisweilen Vorstellungen veranstaltet, die seiner ursprünglichen Bestimmung ungefähr entsprechen: es finden da Stiergefechte statt. Allerdings nur harmlose, eigentlich nur Stierscheingefechte, die den Hohn und die Heiterkeit der benachbarten Spanier hervorrufen.

Das dritte bedeutende Denkmal aus der Römerzeit ist der von einem Hain, dem alten Nymphäum, umschattete Tempel der Diana. Dieser Hain, der sich mit der Zeit zu einem modernen Parke mit Gartenanlagen umgestaltet hat, und der den Hauptvergnügungspunkt der Bewohner der stillen, saubern, wohlgepflegten und vorzüglich gepflasterten Stadt bildet, führt jetzt nach einer weit und breit berühmten Quelle, die da sprudelt, den Namen „La Fontaine". Schon im Alterthum muß sich diese Anlage, wie aus den noch erhaltenen Ruinen zu erkennen ist, durch wunderbaren Reichthum des Ausschmucks hervorgethan haben. Der Tempel der Diana ist freilich arg verfallen, aber die Einzelheiten sprechen trotz der grausamen Verwüstung und Verwitterung noch von der alten Pracht. Im Innern sind jetzt allerhand antike Funde aus dem Nymphäum: Säulenknaufe und Kapitäle, Geräthe und Weihbecken, Statuetten und Büsten, zusammengestellt, die meisten in erbärmlichen Verstümmelungen, so daß sie den Archäologen mehr interessiren dürften, als sie den Kunstfreund zu fesseln vermögen, aber einzelne doch noch in einem Zustande, der frühere Schönheit erkennen läßt.

Wie vermißten wir an dieser Stelle die lebensfrischen Erläuterungen unseres lebhaften kleinen Cicerone aus dem Amphitheater! Die Pförtnerfrau, die uns führte, war entsetzlich einfältig. Sie wußte gar nichts, die gute Frau, und beschränkte sich auf die einzige Mittheilung: „Früher soll das sehr hübsch gewesen sein.“ — „Il paraît qu'autrefois c'était très-joli.“ Wenn sie eine positive Angabe machte, so war diese regelmäßig falsch. Der Unterschied zwischen Heiden- und Christenthum war ihr nicht ganz klar geworden. Ein korinthisches Säulenkapitäl erklärte sie für ein Taufbecken und einen zerbrochenen Apoll für Johannes den Täufer.

Zu dem Ausflug nach dem großen Aquäduct, einer der großartigsten und bedeutendsten aller römischen Bauten, dem Pont du Gard, der in wild romantischer Gegend etwa drei Meilen von Nimes entfernt liegt, und an den ich von meiner Jugend her eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt hatte, fehlte es uns diesmal an Zeit.

Unser nur wenige Stunden währender Aufenthalt in Montpellier galt weniger den Sehenswürdigkeiten der alten schönen Stadt, weniger den herrlichen Anlagen des Peyrou, dem Triumphbogen und dem großartigen Wasserschloß, als der wehmüthigen Erinnerung an einen meiner ältesten, besten und treuesten Jugendfreunde, an einen der Wenigen, welche die menschlichen Gefühle und die Freundschaft über die Frage der Politik und der Nation stellten, an den edlen Baron Jacques D. de St-G., einen Vollblutfranzosen und leidenschaftlichen Patrioten, der als Offizier unter Bourbaki gegen uns gefochten hatte, aber bis zu seiner letzten Stunde seinen deutschen Freunden der beste und treueste Freund gewesen ist.

* * *

Als wir Montpellier verließen, war die Sonne schon untergegangen, und wir durchfuhren die Strecke bis zur spanischen Grenze auf der Hinfahrt in der Nacht. Auf meiner Rückfahrt aber sah ich das herrliche Land, durch das der Schienenweg gelegt ist, im hellsten Tageslichte, sah das blaue Wasser des Golfe du Lion, die gewaltigen Lagunen, sah im Hintergrunde die zerrissene Kette der rauhen Sevennen, in denen die merkwürdig philosophischen, knorrigen, einsamen Menschen hausen, die Ferdinand Fabre in seinen schönen Romanen so ergreifend geschildert hat, sah die charakteristischen und interessanten Städte, die in der frühen Geschichte Frankreichs eine so große Rolle gespielt haben, sah die weiten Felder, die von den furchtbaren Verheerungen der Phylloxera so grausam gelitten haben.

Der ganze Strich von Nimes bis über Cette herab ist von der fürchterlichen Reblaus geradezu verheert. Lunel und Frontignan, die uns den herrlichen Muscateller spenden, den „liebsten Buhlen“ im „hölzen Röcklin,“ der „beim Wirth im Keller leit“, sind am schwersten heimgesucht worden. Seit Jahren giebt es keinen guten französischen Muscateller mehr. Die Weinfelder haben ausgebrannt werden müssen. Man hat alle möglichen

Versuche unternommen, den Schaden, den das gefräßige Ungeheuer angerichtet hat, wieder gutzumachen. Aber es hat trotz aller Anstrengungen nicht recht gelingen wollen. Man hat Vorkehrungen getroffen, um die Weinpflanzungen lange Zeit unter Wasser zu setzen; man hat californische Trauben gepflanzt, an denen die Reblaus keinen Geschmack findet; man hat eine neue Weincultur hervorgebracht, aber es ist nicht die alte gute. Quantitativ wird man vielleicht zur Höhe der früheren Ergebnisse wieder aufsteigen können; aber die Hoffnung, daß die alte Qualität wiederkehren werde, wird selbst von Optimisten nicht getheilt.

Wir nähern uns Cette. Ganz in der Ferne zeigt sich auf einmal ein schmaler blauer Streifen, dessen intensive Farbe das dunkle Blau des Himmels noch übertrumpft. Es ist das Wasser des Mittelländischen Meeres. Es entschwindet wieder unseren Augen, um bald aufs neue und breiter wieder aufzutauchen. Und nun führt die Bahn schroff an die Küste heran, und wir sehen das uferlose unendliche Meer in der tiefblauen Färbung des Gewitterhimmels. Unser Weg führt über schmale Landstreifen zwischen dem Meer und den binnenseeartigen Lagunen, deren Wasser sich durch die schwefelgrüne Farbe vom lazulifarbenen Wasser des Golfs scharf abhebt. Sonst würden wir oft vermeinen, auf einem in das Meer gebauten Damm dahinzufahren.

In Cette hält der Zug über eine Stunde. Und das reicht vollkommen aus, um uns zu überzeugen, daß wir nicht länger da zu bleiben brauchen. Die Stadt selbst ist reizlos. Wir lachen über die Schilder, die wir hier und da sehen: „Fabrication von echtem Rheinwein", über die grandiose Ehrlichkeit der Weinfälschung. Vor dem hochgelegenen Stationsgebäude befindet sich unter freiem Himmel ein angenehmes Café mit der Aussicht auf die mit kleinen Häuschen bedeckten Hügel und auf die regsame Stadt.

Der ganze Weg von Cette über Béziers, Narbonne bis Perpignan gewährt uns beständig reizvolle Ausblicke, bald auf die grünlichen Lagunen, deren Wasserfläche mit schaumigen Wellen leicht gekräuselt ist, und auf denen zahlreiche kleine Boote kreuzen, bald auf die dunkelblaue Fläche des Meeres, auf der in weiter Ferne weißleuchtende Segel im Sonnenschein blinken. Dazwischen liegen wieder Strecken ausgedörrten, mattgrauen, gelblichen Bodens mit farblosen Steinhäusern, Alles in gebrochenem, graugelbem Tone. Es ist ein Bild von wundervoller Mannigfaltigkeit.

Und hier liegt Béziers und nicht weit davon Pézénas. Und während der Conducteur gleichgültig den Namen Béziers ausruft, wie jeden andern, stellt sich unserm Geiste ein anmuthiges und fesselndes Bild aus der Vergangenheit dar. Wir gedenken einer lustigen Schauspielerbande, die vor 230 Jahren hier desselben Wegs gezogen kam. Auch sie kam von Lyon herab. Sie hatte allen Jammer und alle Lust der herumziehenden Künstlerbanden gekostet, und hier in Béziers blühten ihr goldene Tage. Hier durfte sie vor den Ständen, die dort versammelt

waren, Festvorstellungen geben und erhielt von den freigebigen reichen Seigneurs so viel Geld, daß sie alte Schulden bezahlen, einige Wochen in Saus und Braus leben und etwas für die großen Pläne der Zukunft bei Seite legen konnte. An der Spitze dieser fahrenden Künstler stand als Director ein junger Mann aus guter Familie, der Sohn eines achtbaren Pariser Bürgers, ein verpfuschter Jurist, welcher der hübschen Larve einer verführerischen Schauspielerin zu Liebe sein Studium an den Nagel gehängt hatte und Comödiant geworden war. In Paris hatte diese lustige Gesellschaft keine Seide gesponnen, und so suchte sie denn ihr Heil in der Provinz. Beklatscht und ausgepfiffen, verhätschelt und geprügelt, in zeitweiligem Ueberfluß und lange andauerndem Jammer durchzog die Gesellschaft ganz Frankreich, von Paris bis zum südlichsten Zipfel. Lauter junge Leute, alle vergnügt. Und der dirigirende Schauspieler meinte, er könne am Ende auch einmal ein Stück schreiben. So versuchte er es denn in Lyon mit einer Uebersetzung aus dem Italienischen. Und während er weiterzog, schrieb er, angeregt durch einen fremden Stoff, ein beinahe vollständig selbstständiges eigenes Stück. Und als sie in Béziers vor den Ständen spielten, war er damit fertig, und da ließ er es aufführen. Dieses kleine Stück enthielt eine Liebesscene, die von keinem dramatischen Meisterwerke an Innigkeit, naiver Leidenschaft und Herzlichkeit übertroffen wird. Und das Stück hieß: „Der Liebeszwist" — „Dépit amoureux". Der Dichter und Schauspieler aber hieß Molière. Die erste Aufführung seines ersten wahren Lustspiels fand in Béziers statt, in den letzten Monaten des Jahres 1656.

Wir begrüßen im Fluge das uralte Narbonne mit seinen finsteren Thürmen und Mauern, das Victor Hugo zu einer seiner schönsten epischen Dichtungen begeistert hat: „Aymerillot", und endlich die letzte der bedeutenden und die südlichste Stadt Frankreichs, Perpignan. Nun trennt uns nur noch eine schmale Strecke von den Pyrenäen. Die Bahn bleibt an der Küste, und wir behalten fast unausgesetzt, wenn sich nicht muthwillige Felsvorsprünge einmal dazwischen schieben, das herrlich blaue Wasser des Golfe du Lion vor Augen, bald spiegelglatt, bald von der Brandung in den kleinen Einbuchtungen lustig aufgekräuselt. Und oben auf dem Fels sehen wir wie ein artiges Spielzeug die hübsche kleine Festung Port Vendres. Der Zug hält nun noch einmal am Cap Cerbère. Wir nehmen Abschied von Frankreich und schlängeln uns am Meere, an den östlichen Ausläufern der Pyrenäen vorbei, auf die Iberische Halbinsel hinüber.

Was ich im beständigen Sonnenschein des herrlichsten Frühlings, in liebenswürdig anregender und belebender Gesellschaft in Spanien gesehen, gehört und erlebt habe, das will ich in zwang- und anspruchslosen Skizzen über Barcelona, Madrid, Toledo und die herrlichen Städte Andalusiens — Cordoba, Sevilla und Granada — gelegentlich einmal erzählen.

Ein Roman der experimentirenden Psychologie.

(„Le Disciple" von Paul Bourget. Juni 1889.)

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

„Dir sei dies Buch gewidmet, junger Mann meines Landes, — Dir, den ich so gut kenne, obwohl ich weder Deine Heimatsstadt weiß, noch Deinen Namen und Deine Eltern, weder Dein Vermögen, noch die Ziele Deines Ehrgeizes; obwohl ich nichts von Dir weiß, als daß Du mehr als achtzehn und weniger als fünfundzwanzig Jahre zählst, und daß Du bei uns, die wir älter sind als Du, Antwort auf die Fragen suchst, die Dein Inneres bestürmen" — —

Ein Vorwort, welches so beginnt, macht uns wenigstens auf seinen eigenen weiteren Inhalt, wenn nicht auf den des übrigen Buches neugierig. Welcher Art sind diese großen Fragen, die alle jungen Herzen erfüllen? und welche Antworten soll die dünnleibige Erzählung, welche so eingeleitet wird, uns darauf bieten? Da heißt es nun weiter: „Zweifach ist der Typus des jungen Mannes, den ich jetzt vor mir sehe, und der auch vor Dir schwebt, in beiden Formen gleich versuchend und gleich verderblich. Der eine ist cynisch, dabei gutmüthig. Mit zwanzig Jahren hat er die Bilanz für sein Leben gezogen; seine Religion ist enthalten in dem einen Worte: Genuß, welches sich in ein anderes übersetzen läßt: Erfolg. Dennoch scheint er mir für Dich minder schrecklich, als jener Andere, welcher, mit aller Aristokratie der Nerven und des Geistes begabt, nichts ist als ein verfeinerter Epicuräer, wie jener Erste ein brutaler. Dieser zarte Nihilist, wie ist er doch erschreckend und dabei wie häufig! Sein frühreifer Verstand hat die äußersten Resultate der Philosophie dieser Zeit erfaßt; Gutes und Böses, Schönheit und Häßlichkeit, Laster und Tugenden scheinen ihm Gegenstände bloßer Neugier. Die menschliche Seele ist für ihn nichts als ein kunstvoller Mechanismus, den zu zerlegen ihn amüsirt. Für ihn ist nichts wahr, nichts falsch, nichts moralisch und nichts unmoralisch."

Nichts weniger, als diesen zweiten Typus zu verkörpern ist die Absicht des Werkes — eine Absicht, der Größe nicht abgesprochen werden kann, besonders zu einer Zeit wie die jetzige und in einer Literatur wie die französische, welche über äußerlichem Schildern, Malen und Beschreiben es vergessen zu haben scheint, daß die Darstellung des inneren Menschen immer ein Hauptzweck aller Kunst war.

Paul Bourget kann den hervorragendsten literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit zugezählt werden. Der Klang seines Namens als Kritiker sowohl wie als Romandichter ist in den letzten Jahren stetig gewachsen, in beiden Richtungen mit gutem Recht. Ob man diesem jungen Ruhme ein solches immerwährendes Fortschreiten für fernerhin voraussagen kann, ist jedoch zweifelhaft. Bourget ist kein Schriftsteller für weite Kreise. Seine Art ist zu vornehm dazu. Seine Werke erfordern einen Leser, der hoch über dem gewöhnlichen Bildungsmittelmaße steht und mit geübtem Feingefühl den eigenthümlichen Wendungen dieses manchmal bis zur Krankhaftigkeit zarten Geistes entgegenzukommen vermag. Er hat nicht die kunstvoll farbenreiche Phrase Zola's und auch nicht die originell lebendige, dabei so leichte und wohlklingende Sprache Daudet's.

Er hat überhaupt nur wenig von dem, was man das französisch Eigenthümliche nennt. Eine gründliche naturwissenschaftliche und philosophische Bildung, die auf jeder Seite seiner Werke, nur zu oft auch störend, hervortritt, sowie Vertrautheit mit der deutschen und englischen Literatur, verbunden mit ausgeprägter Sympathie für englische Denkart und Sitte verleihen seinem Geiste eine eigenartige halb germanische Färbung; und die Anziehungskraft des Fremdartigen wird es zum großen Theile gewesen sein, welche ihm bei dem französischen Lesepublikum zu seinem ersten Erfolge verhalf.

In seinen bisherigen Erzählungen hat Bourget immer Stoffe behandelt, welcher psychologische Curiositäten enthielten. Sein eigentliches Gebiet ist — die Auflösung von Räthseln, wie es schon der Titel des Werkes ankündigt, welches ihn vor nicht gar langer Zeit den ersten größeren Erfolg erringen ließ: Cruelle Enigme. Er hat eine Vorliebe für Unbegreiflichkeiten der That und des Gefühls, wie sie unsere Zeit der überreizten Nerven, der widersprechenden Gedankenströmungen und kranken Gefühle häufig genug gebiert. Die Hauptpersonen seiner Novellen („L 'Irréparable“ u. A.) und seiner Romane („Crime d'amour“, „André Cornelis“, „Mensonges“) sind fast alle krankhaft angelegt; sie siechen an einem moralischen Leiden dahin und handeln in Folge von abnormen schwächlichen Gelüsten. Er schildert keine Leidenschaften, sondern bloß ungesunde Zustände.

Der Roman, welcher von jenem schwungvollen Vorworte eingeleitet wird, ist Bourgets jüngstes Werk. Er trägt den Titel „Le Disciple“ und ist im Juni 1889 erschienen. Bourgets Vorzüge sowohl, als die seiner innersten Natur entspringenden Mängel treten in ihm scharf hervor.

Mit seinen Vorgängern hat dieser Roman die Eigenthümlichkeit des Stoffes gemein. Hier wie dort eine Handlung von vollständiger Einfachheit, und dennoch verwirrend durch die Dunkelheit der Seelenregungen, welche sonderbar durch einander verschlungen mit geheimnißvoller Nothwendigkeit das Gebahren der Hauptpersonen bestimmen. Aber während Bourget sich dort damit begnügt, das psychologische Räthsel hinzustellen, seine Auflösung, wenn es eine solche giebt, dem Leser überlassend, hat er es hier unternommen den eigenthümlichen Fall, den er vorführt, selbst zu erklären. Konnte doch nur auf diese Art erzielt werden, was dem Werke seinen wahren Werth verleihen sollte: daß nämlich die Hauptgestalt aus einem einfach krankhaft angelegten Individuum, als welches sie erscheint, zu einem bedeutenden Typus wurde, der einen geistigen Grundzug der Zeit wiederspiegelt, zu jenem Typus, dessen das Vorwort erwähnt. Um dieser Wirkung sicher zu sein, hat Bourget sogar einen Schritt weiter gethan — seine Analyse hat eine beinahe wissenschaftliche Form angenommen. Er hat das Leben seines Helden gleich unter ein System gebracht und setzt dem Leser unter verschiedenen Gesichtspunkten ausführlich auseinander, weshalb Jener eben so hat werden müssen, wie er geworden.

Ein Roman dieser Art gehört begreiflicherweise nicht zu denen, von deren Handlung die Inhaltserzählung einen erschöpfenden Begriff zu geben vermag. Alle Wirkung ruht hier in den endlosen Nuancen der Stimmung, in der Häufung kleiner Züge und deren Verbindung, während das Geschehende selbst nur den Rahmen dafür bildet. Dieser Rahmen ist auch, wie die Betrachtung bald zeigt, aus gewöhnlichstem Holze geschnitzt und von mittelmäßiger Arbeit.

Adrien Sixte ist ein Gelehrter ersten Ranges, derjenige, den die Engländer den französischen Spencer nennen. Er lebt in Paris; aber ebenso gut hätte er seinen Wohnsitz in dem verborgensten Winkel einer Provinzstadt wählen können — sein Dasein könnte darum nicht stiller und weltfremder dahinfließen, als in seinem Junggesellenquartier in der Rue Guy de la Brosse. Dieser Philosoph von langjährigem Weltrufe, der Verfasser einer „Psychologie de Dieu“, einer „Anatomie de la volonté“ und einer „Theorie des passions“, von Werken, deren erschreckende Gedankenkühnheit und unerhörte Nacktheit des Ausdrucks Stürme der Entrüstung hervorgerufen

haben, führt unter dem Schutze und der Herrschaft seiner Haushälterin die eintönigste aller Philisterexistenzen. Er, der große Psychologe, dessen Systeme sich auf einer tiefen Kenntniß der menschlichen Seele erheben, welcher als Erster das große Werk unternommen hat, die Erscheinungen des menschlichen Wollens und Fühlens auf physiologische Ursachen zurückzuführen, welcher in einer Analyse der Liebe eine Menge der feinsten Beobachtungen über dieses zarteste aller Gefühle niedergelegt — er hat eigentlich nie beobachtet, weder an Andern noch an sich selber; er hat nie mit Menschen gelebt, nie geliebt! Woher kommt ihm nur dieser untrügliche Scharfblick in die Tiefen des menschlichen Herzens, welcher ihn von selbst zum passendsten Vertrauten in den folgenden Seelenwirrnissen stempeln soll? „Der Mann ist ein Genie!" antwortet Bourget, „und als solcher ist er im Stande Alles zu kennen und zu begreifen, ohne es je gesehen noch mitgemacht zu haben. Damit müssen wir uns begnügen, wenn wir nicht, minder gläubig, Herrn Adrien Sixte, diesen philosophischen Bücherwurm, dem die gebratene Menschenkenntniß in den Mund geflogen kommt, für ein Wesen erklären wollen, welches wohl nur in dem Bedürfniß des Autors nach einer solchen Person seinen verunglückten Ursprung gefunden.

Wie dem aber auch sei, das steht fest, daß dieser Gelehrte ebenso wenig Zeitungen liest, als er mit Menschen verkehrt, und daß er daher höchlichst erstaunt ist, als er eines Tages eine Vorladung zum Untersuchungsrichter erhält und von diesem erfährt, daß er als Zeuge in der Strafsache wider Robert Greslou vernommen werden soll, die ihm gänzlich unbekannt ist, obwohl sie seit Wochen Frankreich in Spannung hält. Robert Greslou ist der Name eines jungen Mannes, welcher von glühender Bewunderung für die Werke des großen Philosophen durchdrungen ihm vor zwei Jahren eine Erstlingsarbeit zur Kritik eingesendet und auf ein anerkennendes Antwortschreiben ihn auch später besucht hat. Der Untersuchungsrichter theilt dem Erstaunten nun mit, daß derselbe junge Mann in Riom des Mordes durch Vergiftung des Fräuleins Charlotte de Jussat, der jungen Tochter des Hauses, in welchem er sich während des letzten Jahres als Erzieher befand, angeklagt sei. Die Verdachtsgründe seien überwältigend; sie reichten aus ihn wegen der That zu verurtheilen, ungeachtet des unerklärlichen Schweigens, in dem er seit seiner Verhaftung starrsinnig verharre. Mehr erstaunt als erregt, verläßt Adrien Sixte den Richter, nachdem er diesem zuvor den gewünschten Aufschluß gegeben. In Robert Greslous halb verbrannten Aufzeichnungen ist der räthselhafte Satz gefunden worden: „Die psychologischen Erfahrungen wären so sehr als möglich zu vermehren". Mit Mühe machte nun der Gelehrte dem Richter begreiflich, daß jene modernste Wissenschaft, welcher er und wohl auch der junge Angeklagte angehören, ein Experiment mit einer Leidenschaft für ebenso möglich halte, wie den Versuch einer chemischen Verbindung. — Nach Hause zurückgekehrt, findet Sixte die Mutter Greslous bei sich. Sie bringt ihm ein Schriftstück von ihrem Sohne, eine wissenschaftliche Arbeit, wie sie glaubt, die dieser im Gefängniß geschrieben. Es sind die Aufzeichnungen des Unglücklichen über sich selbst, welche er für seinen „hohen Meister" bestimmt hat, für den Denker, zwischen dessen Ideen und seinem Thun „ein Band besteht, welches andere Menschen nicht zu begreifen vermögen, welches er aber eng und unzerreißbar fühlt", nur für ihn allein!

Hier beginnen nun diese „Geständnisse eines jungen Mannes unserer Zeit," zu welchen das Bisherige nur Einleitung war. Vom affectirt wissenschaftlichen Tone der Selbstzergliederung, in welcher der junge „Schüler" seinem Meister gegenüber unbewußt eine Pose annimmt, aufsteigend bis zum schmerzlichen Aufschrei eines leidenschaftlichen, von Widersprüchen gequälten Herzens und wieder herabsinkend zur leisen Klage eines zarten Gemüthes, welches Reue fühlt und um unwiederbringlich Dahingegangenes trauert, so ziehen sich diese eigenthümlichen Bekenntnisse beinahe bis zum Schlusse des Romans dahin, die seltsame Leidensgeschichte einer jungen Seele enthüllend.

Robert Greslou ist kein Mörder, aber er ist nicht unschuldig am Tode des jungen

Mädchens; er hat ihr nicht selbst das Gift gereicht, aber er war der Grund, um dessen willen sie es nahm. Um dies erklären zu können, muß er zuerst sich selbst erklären. Er thut es, indem er in zwei Abschnitten zuerst die Einflüsse des „Ererbten“ auf sein Wesen, dann die Umgestaltungen, welche dasselbe durch den Bildungsgang erlitten, darstellt, wie es sich für einen jungen Philosophen einem alten Gelehrten gegenüber gebührt. Wenig fehlte, und er hätte diese Abschnitte noch hübsch systematisch in einzelne Paragraphen zertheilt oder in einer übersichtlichen Tabelle all die körperlichen und geistigen Ursachen zusammengefaßt, die ihn vom Glaubenseifer seiner Kindheit durch den Zustand einer unklaren Sehnsucht hindurch dem Wissen zuführten und ihn in diesem modernen Wissen — der Wissenschaft eines Adrien Sixte und gleicher Geister — seine Lebensanschauung und Moral suchen und schließlich auch finden ließen. Was hat er nun gefunden? Er sagt dies ausführlich und an vielen Stellen dieser kleinen philosophischen Abhandlung. „Manchmal glitt eine Viper zwischen den Steinen der staubigen Straße dahin; das gefährliche Thier erschien mir dann als Beweis der Gleichgültigkeit dieser Natur, welche ohne Rücksicht das Lebende vermehrt, ob es nun wohlthätig ist oder verderblich. Ich fühlte damals mit unwiderstehlicher Kraft allen Dingen dieselbe Lehre entströmen, wie Ihren Werken, mein Meister; daß wir nämlich nichts haben als uns selbst; daß das Ich allein wirklich ist; daß diese Natur nichts von uns weiß, ebensowenig wie die Menschen; daß diese ebensowohl als jene uns nichts bieten können als Vorwände zu fühlen oder zu denken!“ Das ist die Moral dieses eigenthümlichen Helden; nicht ohne Grund hat Bourget sie an dieser kraftvollsten Stelle dem Bilde eines giftigen Wurmes und vorher noch dem Bilde einer Giftblume entspringen lassen.

So ausgerüstet tritt Greslou in's Leben. Sein Ehrgeiz ist natürlich sehr hochfliegend, er träumt von einem berühmten Namen in der Wissenschaft. Vorläufig versucht er es mit einer Prüfung an der Universität und — fällt durch. Für die Zeit, deren er bedarf, um sich von Neuem vorzubereiten nimmt er eine Erzieherstelle im Hause des Marquis de Jussat an. Aufenthalt in einem weltentlegenen Dorfe, langweiliges Prüfungsstudium, verbunden mit dem keineswegs amüsanteren Unterrichte eines 12 jährigen Burschen, dazu als Umgebung ein hypochondrischer, schrullenhafter alter Edelmann, seine Frau, „eine musterhafte Haushälterin“, sein Sohn, Graf André, ein Sportsman, welcher dem jungen Bücherwurm von Hofmeister ein wenig geringschätzig begegnet und in diesem vom ersten Augenblicke an eine halbinstinctive Antipathie erweckt, einige bedeutungslose Gestalten und — schließlich die Tochter, jung, lieblich, schüchtern und zartfühlend in ihrem Entgegenkommen für den jungen Mann, dem sie seine unangenehme Stellung im Hause gerne erleichtern möchte, dabei von weichem, ein wenig romantischem Gemüthe — wo sollte ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren sich zum ersten Mal verlieben, wenn nicht hier?

Er verliebt sich auch; aber welch sonderbare Formen nimmt das naivste aller Gefühle bei diesem Geiste an, den der unnatürliche Egoismus einer dem Wissen allein entsprungenen Weltanschauung bis in sein Innerstes krank gemacht hat; für den eine ihm zur Natur gewordene unablässige Selbstbeobachtung seit Langem das unbewußte Aufkeimen einer Neigung hat unmöglich werden lassen! Einige theilnahmevolle Blicke des jungen Mädchens, und er beschließt nichts weniger — als sie zu verführen. Ein eigenthümlicher Verführer, dieser junge Mann, der sein Unternehmen als wissenschaftliches Experiment betrachtet und mit pedantischer Hartnäckigkeit der Reihe nach alle Mittel in's Feld führt, die er seinen Büchern und dem eigenen Scharfsinn für diese „psychologische Erfahrung“ entnommen; der dabei zugleich linkisch und unerfahren mit krankhafter Sensibilität selbst vor den Gefühlen zurückschrickt, die er hervorgerufen! Welcher Triumph aber auch, als das Experiment gelingt, als er nach systematisch durchgeführtem Feldzugsplane, nachdem er die Neugier des Mädchens durch eine studirt geheimnißvolle Pose erregt, ihre Sentimentalität durch sorgsam hiefür gewählte Lectüre gesteigert, ihr Mitleid und zum Theil auch schon ihre Eifersucht durch eine erdichtete Liebesgeschichte aus seiner

Vergangenheit für sich gewonnen hat — schließlich das Liebesgeständniß, welches ihre Lippen ihm noch verweigern, in stummen aber unzweideutigen Zeichen ausgesprochen findet!

Doch gefährlich ist's mit dem Feuer und noch gefährlicher mit der Liebe zu spielen, diesen einfachen Satz hat der junge Mann übersehen. Die „psychologische Erfahrung" kehrt sich plötzlich lebendig geworden wider ihn selbst. Er hat sich zuletzt mit der ganzen Kraft eines jungen lebensdurstigen Herzens in den Gegenstand seiner eigenen Untersuchung verliebt; ja — wer vermag diesen halb heiteren, halb rührenden Widerspruch zu lösen? — er hat vielleicht gleich von Anfang an geliebt, und die einfache Wahrheit und Kraft dieses Gefühles ist es gewesen, welche ihm Gegenliebe errang, während er mit überflüssigem Scharfsinn raffinirte Eroberungspläne durchführte. So ist auch sein Sieg zur Niederlage geworden, als das Mädchen, um seiner eigenen Neigung zu entfliehen, den Landsitz verläßt und nach Paris reist. Der Kampf, den er nun eine Zeit lang gegen sich führt, muß mit dem vollständigen Triumphe seiner Liebe endigen, als die Nachricht von der Verlobung des Fräulein v. Jussat mit einem früher abgewiesenen Freier seiner Leidenschaft in der Eifersucht eine mächtige Genossin schafft.

Aber es soll anders kommen. Weder Flucht noch Verlobung haben das Mädchen vor ihren Gefühlen schützen können. Die Krankheit ihres jüngeren Bruders ruft sie auf das Landgut in die verhängnißvolle Nähe Greslous zurück. Vergebens versuchen jetzt die Beiden noch zum letzten Male wider die ihr Inneres überfluthende Leidenschaft anzukämpfen. Ein Brief Greslous, in welchem er ihr seine aufrichtige Absicht ankündigt, seinen Leiden in der Nacht durch Gift ein Ende zu machen, und den er mit anerkennenswerther Vorsicht ihr noch im Laufe des Tages zukommen läßt, bringt Mlle. de Jussat Nachts in das Zimmer des Geliebten. Sie will mit ihm zusammen sterben, nur deshalb ist sie gekommen; aber das Geständniß ihres Gefühls überwältigt ihren Willen und ihre Sinne. Bevor sie an die Ausführung ihres verzweifelten Entschlusses gehen, kosten die endlich Vereinten alles Glück der Liebe.

„Hier war es, theurer Meister, wo die seltsamste Wendung dieser Geschichte eintrat — jene, welche die Welt wohl die schmachvollste nennen würde; aber zwischen uns Beiden haben solche Worte keinen Sinn, und ich werde den Muth haben Ihnen Alles über jene Stunde zu sagen."

Als der erste Taumel des Glücks vorüber ist, während die endlich errungene Geliebte an seiner Seite schlummert, geht in der That ein sonderbarer Proceß in der Seele dieses jungen Mannes vor, welchem mit der Unmittelbarkeit des Fühlens auch die Kraft verloren gegangen ist, sich seiner Neigung ganz zu weihen.

Ist es Feigheit? Alles, was die Leidenschaft für eine Zeitlang in ihm fortgeschwemmt hatte, kehrt jetzt zurück: die kühle Selbstbetrachtung, welche das zarte Gefühl erbarmungslos auf den Instinkt zurückführen will, der grenzenlose Egoismus einer Weltanschauung, die Alles anzweifelt außer der Wahrheit des Ich; es erscheint ihm ungereimt sich selbst der Vernichtung zu übergeben um eines Gefühles willen, welches ihn nicht mehr ganz zu erfüllen vermag von dem Augenblicke, wo er es sich wieder analysiren kann. Er beschwört Mlle. de Jussat auf ihren Entschluß zu verzichten und lieber gemeinsam mit ihm durch's Leben statt unnöthigerweise in den Tod zu gehen. Sie stößt ihn entrüstet zurück, tödtlich getroffen durch die plötzliche Einsicht, welche ihr diese Worte in sein Inneres eröffnen. Vergebens sucht er während der nächsten Tage sie zu versöhnen. Ihr gekränkter Stolz vermag diesen Schlag nicht zu verwinden; sie tödtet sich mit dem Gifte, welches sie aus Greslous Zimmer entwendet. Gegen diesen kehrt sich nun der Verdacht eines Mordes an dem Mädchen, durch die Häufung verhängnißvoller Nebenumstände wird er überwältigend; er wird verhaftet und geht im Gefängnisse von Riom seiner Verurtheilung entgegen. E i n e r nur weiß um seine Unschuld. In der letzten Unterredung vor dem Selbstmorde hat Mlle. de Jussat ihrem Verführer erklärt, sie habe ihrem Bruder André in einem Briefe ihre Absicht zu sterben und deren Grund anvertraut. Aber Graf André schweigt an-

gesichts der Beschuldigungen, die wider Greslou erhoben werden, denn er vermag es nicht seine Schwester des guten Rufes, mit dem sie ins Grab gegangen zu berauben und hat auch nichts dagegen, daß die Justiz statt seiner die Rächerrolle spiele. Greslou vertheidigt sich nicht; er schweigt trotzig, sich an der Demüthigung weidend mit welcher das Bewußtsein seiner eigenen unedlen Rolle den Stolz des Aristokraten niederdrücken muß. Aber er schweigt nicht deshalb allein. Die letzten Worte dieser Geständnisse" sagen es deutlich: „Schreiben Sie mir, mein Meister, lenken Sie mich. Stärken Sie mich in dieser Lehre von einer allgemeinen Nothwendigkeit, welche selbst unsere schändlichsten Handlungen, selbst diese kühl unternommene Verführung, selbst mein feiges Zurückbeben vor der Erfüllung meines Todesversprechens mit der Gesammtheit der Gesetze dieses unermeßlichen Weltalls verbindet. Sagen Sie mir, daß ich kein Ungeheuer bin, daß es keine Ungeheuer giebt" — — —

Er zweifelt, — er fühlt sich schuldig, — er will büßen!

Aber ist er wirklich schuldig? Bourget antwortet mit Ja! — wir antworten mit Nein! — Unstreitig war es hier Bourget's Absicht darzustellen, wie ein von Natur edles Gemüth durch eine Moral, die seinem Denken entsprungen, aber vor seinem Fühlen nicht besteht, unwiderstehlich zur Schuld getrieben wird und über diese dann nicht hinwegkommen kann. Aber in der Handlung, die sich vor uns abspielt, ist dieser Gedanke ungenügend verkörpert. Daß Greslou die Todte hat verführen wollen, um am Schauspiel ihres Gefühles seine Neugier zu befriedigen, kann ihn noch nicht schuldig machen. Hat er sich doch — und wie bald! — in sie ebenso verliebt, wie dies der grünste Junge von zwanzig Jahren es an seiner Stelle gethan hätte, welcher sentimentale Gedichte verfaßt, statt Adrien Sixte und moderne Philosophen zu lesen und Spinoza zu citiren. Daß er dann, als die Geliebte nach langen Kämpfen sein geworden ist, plötzlich davor zurückschrickt seinem Leben ein Ende zu machen? — Aber es wäre völlig überflüssig gewesen, wenn er dies gethan hätte! Wir hätten dadurch keine bessere Meinung von seinem Charakter, sondern bloß eine schlechtere von seinem Verstande gewonnen.

Nach langem Sträuben von beiden Seiten hat die Liebe zwei junge Leutchen vereint — das ist doch eine Situation zum Heirathen und nicht zum Gift nehmen. Das bischen aristokratisches Vorurtheil, welches sich ihnen wohl in den Weg gestellt hätte, war doch nicht gleich eines so verzweifelten Entschlusses werth! Wenn nun Greslou durch die Lebenskraft seiner Jugend vor dem letzten Schritte zurückgehalten dem Fräulein de Jussat den ganz vernünftigen Verschlag macht, mit ihm, statt zu sterben, leben zu bleiben, so müssen wir uns nur über sie wundern, daß sie darauf nicht frischwegs eingeht. Sollte sie, welche die Kraft hatte sich dem armen Erzieher, den sie liebte, unbedingt hinzugeben, davor zurückschrecken mit ihrer adeligen Familie den Kampf um seinetwillen aufzunehmen? Wir glauben es nicht; doch wäre dem so — dann war sie wohl des Opfers nicht werth, welches sie von ihm verlangte, und er hätte ihr das beschimpfende Wort: „feig!", welches sie ihm in's Gesicht schleuderte, als sie sein Zimmer verließ, mit gleichem Rechte zurückgeben können.

Wie dem auch sei, wenn wir hören müssen, wie der arme Greslou von seinem „Meister" klagend verlangt, er möge ihn trösten, so bedauern wir ihm nicht zu besserem Troste sagen zu können, daß er eigentlich nichts begangen, dessen er sich zu schämen brauchte

Doch die Handlung des Romans ist damit noch nicht abgeschlossen.

Adrian Sixte gelangt nach einigem Sträuben zur Erkenntniß, daß es wirklich „ein unzerreißbares geistiges Band" sei, welches seine Lehren mit der Denkweise dieses jungen Mannes verbindet, der ihm sein Herz eröffnet. Er fühlt sich verpflichtet seinen „Schüler" zu retten. In einigen Worten läßt er den Grafen André wissen, daß er die wahre Todesart seiner Schwester und den Inhalt ihres Briefes kenne, den Jener der Gerechtigkeit vorenthält. André entschließt sich zu sprechen; seine Angaben vernichten die Ehre seiner todten Schwester, sie befreien

Greslou. Aber als dieser ihn dann freiwillig aufsucht, um ihm zu erklären, er sei bereit ihm Genugthuung für das Geschehene zu geben, da — jagt der Edelmann ihm ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf. „Solche Leute wie Sie zieht man nicht zur Rechenschaft,“ sind seine Worte, „man richtet sie hin!“

Dieser theatralisch gewaltsame Abschluß ist wohl die schwächste Stelle des Werkes. Wir fühlen uns nicht versöhnt, sondern beleidigt. Die Gerechtigkeit, deren Forderungen Bourget zu befriedigen glaubte, hat keine Freude an diesem grausam abgeschlachteten Opfer. Wenn dieser junge Mann gefehlt hat, so war seine Schuld nicht gemeiner Art. Sie traf nicht ihn, sondern seine Zeit, deren zersetzendem Einflusse sein moralischer Sinn erlag. Trug er aber eine so allgemeine Schuld, dann war es unbillig, ihn so hart dafür büßen zu lassen. Unbillig und widerspruchsvoll zugleich. Ein Typus wird nicht „hingerichtet“; er bleibt am Leben oder stirbt von selbst. Und hier wäre es wohl am Besten gewesen ihn am Leben zu lassen. Er war gestraft genug durch sein eigenes Gefühl und durch die entschieden verurtheilenden Worte, mit denen er im Laufe des Werkes reichlich bedacht wird. Aber zuerst ausgescholten zu werden und dann noch Schläge zu bekommen, das ist zu viel, selbst für eine Romanfigur. Wir nehmen Partei für den, dem so ungroßmüthig mitgespielt wird.

Die Gestalt Adrien Sixtes ist es, welche das Werk abschließt, wie sie es eingeleitet hat. Der Gelehrte sitzt brütend bei der Leiche seines „Schülers.“ „Die Worte des einzigen Gebetes, dessen er sich aus seiner fernen Kindheit erinnerte, kamen ihm in den Sinn: ‚Vater unser, der Du bist im Himmel‘ — und als die Mutter sich aufrichtete, konnte sie sehen, daß er „weinte“. Der Glaube allein ist es, welcher Herzen, wie das dieses Todten, vor jener Vergiftung ihrer edelsten Theile bewahren könnte, mit welcher die Zeit sie bedroht; vielleicht! Jedenfalls werden Bourget und Adrien Sixte darum nicht glauben; sie können nur darüber weinen, daß hier Etwas verloren gegangen ist, wofür nicht Allen ein ganzer Ersatz geworden.

Das ist die schwermüthig gedankenvolle Geschichte Robert Greslous, des „jungen Mannes, für den nichts moralisch und nichts unmoralisch ist.“ Dem Wesen modernsten Geistes entsprungen, hat diese Gestalt dennoch seltsamerweise einen älteren Bruder, der schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhundert das Licht der Welt erblickte. Es ist dies der junge Held aus Stendhal's „Le Rouge et le Noir“, jene eigenthümliche Mischgestalt von scharfsinnigem Egoismus und naivster Leidenschaft, Julian Sorel, welcher zweimal die Verführung von Frauen unternimmt, für die er nichts empfindet, in beiden Fällen aber schließlich von den Gefühlen übermannt wird, welches er mit kühler Berechnung hervorzurufen verstand. Die Familienähnlichkeit beider Gestalten ist sehr auffallend; Bourgets empfänglicher Geist stand hier wohl unbewußt unter dem mächtigen Einflusse seines bizarren Vorgängers.

Wie dem auch sei, das Werk Bourgets zählt zu den bedeutendsten französischen Romanen der letzten Jahre. Typisch oder nicht typisch, bleibt dieser junge Mann, dessen Verstand sich eine Moral geschaffen hat, die sein Gefühl nicht anerkannt, eine Erscheinung von erschreckender Lebenswahrheit. Und die gewinnende Art, in welcher sein Schicksal erzählt wird, der seelenvolle Ton der Schilderung, die durchgeistigte Schönheit der Sprache — das alles bleibt Bourgets alleiniges Eigenthum.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte billige Pracht-Auflage. Groß-Quart. Mit 417 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

Die drei ältesten unter den fünf Brüdern Schlagintweit unternahmen bekanntlich im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und zugleich im Interesse der ostindischen Compagnie seit dem Jahre 1854 ihre großen Forschungsreisen durch alle Theile Indiens. Adolf, der zweite der Brüder, fiel am 26. August 1857 als ein Opfer seines Wissensdurstes durch die Hände fanatischer Muhamedaner in Ostturkistan; die beiden anderen, Hermann und Robert, kehrten 1858 nach Europa zurück und veröffentlichten zunächst die Resultate ihrer naturwissenschaftlichen und ethnologischen Forschungen in dem großen Werke: Results of a scientific mission to India (1860—1866), dem dann namentlich Hermann noch mehrere populärer gehaltene Bücher über Beobachtungen und Reiseerlebnisse in dem durch seine Natur und seine Cultur gleich wunderbaren Lande folgen ließ. Alle Schriften, Sammlungen, mündliche und schriftliche Mittheilungen der älteren Brüder standen dem in Deutschland gebliebenen Emil Schlagintweit (dem einzigen jetzt noch Ueberlebenden der fünf Brüder) seit vielen Jahren zu Gebote, während er selbst durch eifriges Studium der Sprachen, Religionen und Gebräuche der Völker Indiens und Hochasiens ihre Forschungen ergänzte. So konnte Niemand besser als er dazu ausgerüstet sein, aus der gewaltigen Fülle vom Stoff zur Erkenntniß indischen Lebens und indischer Cultur ein klares und übersichtliches Gesammtbild für deutsche Leser zu entwerfen, zumal ihm auch von der englisch-indischen Verwaltung und von gelehrten Hindus seltene Quellenwerke und culturgeschichtliches Material jeder Art in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Mit Recht wurde daher schon die erste Auflage des großen Werkes „Indien in Wort und Bild“ (1879) von allen Seiten freudig begrüßt, und zwar sowohl wegen der Fülle von anregenden und interessanten Mittheilungen über alle Lebensverhältnisse, über Industrie, Handel, Culturbestrebungen des gegenwärtigen indischen Kaiserreiches, über die physische Beschaffenheit aller seiner Theile, über die geschichtliche Vergangenheit aller seiner Volksstämme, als auch wegen der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, als auch endlich wegen der herrlichen Ausstattung mit vorzüglichen, nach den werthvollsten Vorlagen sorgfältig und künstlerisch ausgeführten Holzschnitten.

durch diese zweite, die nun, wenn auch auf den ersten Blick weniger anziehend und lohnend, in der That eine kaum minder bedeutende Lücke der Geschichtschreibung ausfüllt. In wie selbständiger charaktervoller Erscheinung auch die großen historischen Städte Athen und Rom in der Geschichte der Menschheit dastehen, so unmöglich scheint es noch immer, die eine zu denken ohne die andere. Beide bezeichnen eben ein für allemal als Haupttypen die Vollendung der Geschichte des Alterthums, und was auch inzwischen geschehen ist, um ihre früheren Beziehungen zu einander zu modificiren — im Andenken der gebildeten Menschheit werden die Ideen, welche in der Akropolis von Athen und in dem Capitol von Rom gleichsam symbolische Gestalt gewannen, wohl immer unzertrennlich verbunden bleiben. Die Macht dieser Ideenassociation überlebte die Jahrhunderte des Dunkels und beinahe der Vergessenheit, in welche Athen als Provinzialstadt des byzantinischen Reiches unter den Stürmen der großen Völkerwanderung versank, während Rom, nach seinem Untergang als Stadt der Cäsaren, zu neuem Glanz aufblühte als Stadt der katholischen Christenheit; sie überlebte die Eroberung und Beherrschung Athens und Griechenlands durch die Türken, und sie schöpfte frische Lebenskraft aus der Wiederherstellung der Unabhängigkeit und der Erneuerung Athens als der Hauptstadt des befreiten Griechenlands in unserem Jahrhundert. Manche gelehrten Griechen, wie Dionysios Surmelis, Spiridon Lambros und Constantin Sathas; manche Philhellenen anderer Nationen, wie der Engländer Finlay, die Franzosen du Cange und Buchon, die Deutschen Fallmerayer, Hertzberg und Karl Hopf, haben sich seitdem um die Erforschung der Geschichte Athens und Griechenlands nach dem Verfall des antiken Lebens Verdienste erworben. Aber es fehlte bis jetzt an einer Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter als solcher; und mit der Darstellung derselben, in der Form, in der sie nun vorliegt, hat der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter nicht nur einen kühnen Wurf gethan, sondern eine Parallele aufgestellt, die in der Geschichte der Geschichtschreibung wohl als einzig in ihrer Art gelten darf.

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart nimmt Gregorovius überhaupt eine eigenthümliche Stellung ein. Während in England und Frankreich bedeutende Männer in unabhängigen Verhältnissen als große Geschichtschreiber aufgetreten sind, sind unsere deutschen Historiker fast ohne Ausnahme Universitätsprofessoren, Männer vom Fach, die der Geschichtschreibung als einem Amt und Beruf obliegen und mit mehr oder weniger exclusiven Gefühlen dieser berufsmäßigen Stellung sich bewußt bleiben. Der Verfasser der Geschichten Roms und Athens im Mittelalter war von Hause aus Theologe, wurde durch Rosenkranz von der Theologie zur Philosophie geführt und ging erst von dieser zur Geschichtschreibung über. Auf Drumann's Veranlassung schrieb er 1851 sein historisches Erstlingswerk, eine Geschichte des Kaisers Hadrian, und legte schon mit diesem ein viel versprechendes Zeugniß ab sowohl von seiner klassischen Bildung und Gelehrsamkeit, als von der für ihn charakteristischen Richtung auf künstlerische Schönheit der Form, auf anmuthend lebensvolle Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und Charaktere. Im folgenden Jahre führte der unwiderstehliche Drang, der seit Winkelmanns und Goethes Zeiten so viele Deutsche aus ihrem ernsten Norden in die heitere Welt des Südens getrieben hat, auch ihn nach Italien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Venedig und Florenz bereiste Gregorovius Corsica, und sein schönes Buch über diese merkwürdige, aber wenig erforschte Insel, das er mit einer klassisch zu nennenden Geschichte der Corsen einleitete, machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Von Corsica ging er im Herbst 1852 nach Rom, und Rom blieb seitdem seine Heimat bis zu der Vollendung der großartigen „Geschichte Roms im Mittelalter", an deren Abfassung er, dort und in allen Archiven Italiens arbeitend, den unermüdlichen Fleiß, die rastlose Ausdauer, die edle Begeisterung von siebzehn der besten Jahre seines Lebens (1853—70) setzte*). Das Schicksal dieses Werkes war eigenthümlich. Die preußische Regierung unterstützte, auf Verwendung Bunsens, den Verfasser mit Subsidien; das größere deutsche Publikum fühlte sich in einem Grade angezogen, dessen Intensität hinreichend angedeutet wird durch das Erscheinen dreier Auflagen des achtbändigen Werkes innerhalb eines Jahrzehnts nach seiner Vollendung; das römische Municipium verordnete eine Uebersetzung in's Italienische und verlieh dem Verfasser das Bürgerrecht der Ewigen Stadt; ganz Italien wetteiferte, ihn zu ehren. Gar manche der deutschen Hochgelehrten dagegen thaten ihr Bestes, um

*) Ausführlicher hat der Herr Referent das Leben und die Persönlichkeit von Gregorovius im 69. Hefte von „Nord und Süd" geschildert. Red.

die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" todtzuschweigen oder doch achselzuckend zu beurtheilen als das Werk eines Außenstehenden, eines Mannes der nicht Gelehrter von Fach sei. Mutatis mutandis erlebte Gregorovius eine Wiederholung des Verhaltens der „Philosophie-Professoren" gegen Schopenhauer. Und ohne Frage ist er ebensowenig Universitätshistoriker, als Schopenhauer Universitätsphilosoph war. Alle Ehre der unzweifelhaft großen Verdienste der Universitätsprofessoren beider Klassen! alle Ehre ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrem Eifer für hohe wissenschaftliche Maßstäbe! Aber schöner wäre es doch, könnten sie sich jenes exclusiven Standesbewußtseins gänzlich entschlagen, das mit Mißtrauen hinblickt auf Leistungen, die nicht unmittelbar auf dem Boden der Universitätsgelehrsamkeit erwachsen sind, aber doch nichtsdestoweniger die humanen Rechte der Wissenschaft zu voller Geltung bringen. Diese humanen Rechte der Wissenschaft schließen neben der Gelehrsamkeit die Kunst und die Begeisterung nicht aus; vielmehr erhält erst durch diese die Wissenschaft, und besonders die Wissenschaft der Geschichte, die es, abgesehen von der Begründung der Thatsachen von Allem mit moralischen Rücksichten zu thun hat, ihre wahre Weihe. Fern sei es von uns zu behaupten, daß es auch unter den Universitätsprofessoren der Geschichte an Humanisten im besten Sinne des Wortes fehle; unter den Lebenden jedoch scheint mir keiner den humanistischen Forderungen der Geschichtschreibung in höherem Grade gerecht geworden zu sein als der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter," und in diesem Umstande finden auch die Gründe seines oben angedeuteten Erfolges, wie seines Mißerfolges, ihre wesentliche Erklärung.

Was alle historischen Werke von Gregorovius auszeichnet, ist die seltene Verbindung des Forschungseifers und der Kritik des Gelehrten mit der Phantasie und der Gestaltungskraft des Künstlers. Es war Wilhelm von Humboldt, der in seiner berühmten Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers diesem, neben allen anderen charakteristischen Eigenschaften, die dichterisch-künstlerische Anlage als wesentliches Element vindicirte. Nach dieser Seite erinnerten unseres Gregorovius historische Leistungen an diejenigen Schillers, und unter den Einwänden, welche in früheren Jahren gegen ihn als Geschichtschreiber erhoben wurden, spielte vielleicht nicht ganz mit Unrecht der Einwand gegen seinen „dichterisch-rednerischen Stil" eine Hauptrolle. Nicht daß dieser Vorwurf den Kern seiner Forschung betroffen hätte; aber in Folge der Gunst, welche die große gebildete Welt, trotz der absprechenden Kritik und trotz des verhängnißvollen Schweigens der Geschichtprofessoren, seinen Arbeiten entgegenbrachte, war es ihm beschieden, in mehreren Auflagen seines Hauptwerkes Alles, was man etwa als Ueberwucherung der reproducirenden Phantasie bezeichnen konnte, auszumerzen und jene edle Würde und Schönheit des historischen Stils zu voller Geltung zu bringen, die ihm von Anfang an als Ideal vorschwebten. Andererseits war es ihm ebenso vergönnt, die geschichtlichen Thatsachen, das wissenschaftliche Material seines großen Gegenstandes fortschreitend zu berichtigen und zu vervollständigen, so daß jede neue Auflage nicht ein bloßer Wiederabdruck der vorhergehenden war, sondern in Inhalt und Form die immer vollkommnere Darstellung eines Gegenstandes, der wohl kaum je aufhören wird, das theilnahmevolle Interesse aller denkenden Menschen zu beschäftigen.

Die jetzt erschienene „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" ist, wie Gregorovius selbst bemerkt und wie aus der inneren Evidenz klar genug erhellt, erwachsen auf dem Grunde seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und gleich dieser ebenso ein Werk der Liebe wie der gründlichsten und umfassendsten Studien. Die Beziehungen des mittelalterlichen Roms zum griechischen Orient, eine lang ersehnte Reise nach Athen und in die Levante bildeten die unmittelbaren Anlässe zur Unternehmung dieses Werkes, dem der Verfasser die Orientirungsschriften „Athenais" und „Athen in den dunklen Jahrhunderten" voranschickte, und das ihn dann noch volle sechs Jahre beschäftigte. Während die Geschichte Roms im Mittelalter acht Bände in Anspruch nahm, mußte Athen, die neben Rom und Constantinopel fast verschollene Metropole der griechischen Kunst und Bildung, sich mit zwei Bänden begnügen; nicht etwa weil die Liebe ihres Geschichtschreibers zu ihr geringer war, aber wegen des thatsächlichen Contrastes ihrer früheren Größe zur ihrer damaligen Verdunklung und Vergessenheit. „Niemand", bemerkt der Verfasser, „kann es mehr als ich empfinden, daß mein Unternehmen, die Geschichte der erlauchten Stadt in jenen beiden Epochen darzustellen, ein äußerst gewagtes ist. Wenn ich die innere Natur Athens mit jener Roms im Mittelalter verglich, so mußte ich zweifeln, ob ein solcher Versuch für den Geschichtschreiber überhaupt ausführbar, und ob er so große Mühen lohnend sei. Die Stadt Rom blieb immer das Haupt

des Abendlandes. Sie stieg durch die Macht der Kirche zu einer zweiten Weltherrschaft auf. Neue Daseinsformen, gewaltige Schöpfungen und Bewegungen der Menschheit sind aus ihr entsprungen, oder sie haben sich in dieser ewigen Stadt abgespiegelt. Ihr Leben im Mittelalter bietet den denkbar großartigsten Stoff für ein historisches Epos dar, welches sich mit Gesetzmäßigkeit um drei feststehende Gewalten bewegt: den Papst, den Kaiser, den Senator auf dem Capitol. Dagegen hat sich die Stadt Athen in demselben Zeitalter nicht mehr zu neuer geschichtlicher Größe aufgeschwungen. Sie war keine wirkende Kraft mehr in dem Proceß der westlichen und der östlichen Cultur. Als griechische Provinzialstadt verlor sie sich sogar zeitweise aus dem Bewußtsein der Welt. Nacht deckt ihre Zustände während der Jahrhunderte, wo ihre Geschichte nur einen kaum beachteten Bruchtheil und zwar des byzantinischen Reiches gebildet hat, eines Reiches, dessen Geschichte noch heute zu den am wenigsten durchforschten Gebieten gehört. Unter der Herrschaft der Franken weicht zwar das Dunkel von Athen; allein auch da bewegt sich sein geschichtliches Dasein nur in kleinen, für das Weltganze wenig bedeutenden Verhältnissen. Die eigene Wesenheit Athens und Griechenlands in den mittleren Zeiten schließt demnach von der Betrachtung des Geschichtschreibers die großen Probleme der Menschheit und den Weltbezug aus. Wenn sie nun, statt ihn zu hohen Anschauungen zu erheben, seine Schwinge niederhält und ihn der Gefahr aussetzt, zum Kleinmaler in Mosaik, zum Sammler fragmentarischer Kunden zu werden, um sich schließlich in jenem Wirrsal dynastischer Genealogieen und zersplitterter Kleinstaaten zu verlieren, welches ganz Hellas im Mittelalter zu einem zweiten Labyrinthe von Kreta macht, so erschwert ihm hier die Natur der historischen Quellen, dort ihr Mangel sogar die Ergründung der Thatsachen und deren Verknüpfung zu einem lebensvollen Ganzen. Doch wie mir selbst, als ich es schrieb, wird auch dem Leser die Liebe zu Athen über manche Lücken, Trümmer und Schutthaufen, und über manche öde Region in der Geschichte der edelsten aller Städte der Menschheit hinüberhelfen."

Es bedarf kaum einer besonderen Erinnerung, daß dem Verfasser der Geschichte Athens im Mittelalter die vieljährige Erfahrung des Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu Gebote stand. Das Resultat ist ein ungewöhnlich reiches, großartiges Werk der Geschichtschreibung, in Bezug auf den Inhalt wie auf die Form. In vier Büchern behandelt Gregorovius die Geschichte Athens: zuerst den Uebergang aus der römischen in die byzantinische Herrschaft, aus dem Heidenthum in's Christenthum; dann seine Verwandlung in ein fränkisches Herzogthum, nach dem Falle des byzantinischen Reichs durch den Ansturm der lateinischen Kreuzfahrer im Jahre 1204; und das geschichtliche Leben dieses Herzogsthumes unter französischen, spanischen, italienischen Herrschern; endlich seine Eroberung durch die Türken, die der Eroberung Konstantinopels Jahre 1453 rasch nachfolgte. Als Epilog schließt er an diese von den außerordentlichsten Contrasten belebten Ereignisse die Darstellung der Renaissance, der humanistischen Bemühungen, besonders der Franzosen und der Engländer, um die Archäologie Athens im 17. und 18. Jahrhundert und die Erneuerung der wunderbaren Stadt als Hauptstadt des Königreichs Griechenlands in unseren Tagen, woran naturgemäß Betrachtungen über die großen Probleme der Zukunft Konstantinopels, der fortschreitenden Umgestaltung des türkischen Reichs und der Aussichten der griechischen Nation sich knüpfen.

Innerhalb der uns gesetzten Grenzen des Raumes ist es unmöglich, näher auf den Zusammenhang dieser Fülle von Begebenheiten einzugehen. Doch können wir nicht umhin, an das ganz besondere Interesse zu erinnern, welches die Geschichte und die Aussichten Athens im Hinblick auf die nahe bevorstehende Verbindung des deutschen Kaiserhauses mit dem griechischen Königshause gegenwärtig für unser Vaterland gewonnen haben.

Zum Schluß sei uns gestattet, aus den Urtheilen des Verfassers über die orientalische Frage, sofern diese Athen und die Zukunft des Königreichs der Hellenen betrifft, hier eine Stelle anzuführen. „Wie Rom", bemerkt er, „in der Gegenwart als die vaterländische Hauptstadt der Italiener das Zurückweichen der großen kosmopolitischen Ideen vor den nationalen bezeichnet, so ist auch die Stadt Athen als das Haupt und die Seele des eigentlichen Landes der Hellenen. Ihr Schicksal hat diese natürliche Lösung gefunden, während dasjenige Konstantinopels noch ungelöst ist. In der byzantinischen Zeit, selbst noch unter der Herrschaft der Sultane, pulsirte das Leben der großen griechischen Familie wesentlich in den Adern der Weltstadt Konstantins. Jetzt ist dasselbe von dort hinweggeströmt, um sich wesentlich in Athen zu sammeln, dem alten legitimen Gefäß der griechischen Cultur. Die Stadt der Pallas und der Musen wird dies wohl

geraume Zeit bleiben, und in dem Maße als Hellas wieder zu neuer Kraft gelangt, wird sie eine immer reichere Entwickelung haben. Allein es droht ihr nochmals eine Gefahr von Byzanz her, derjenigen Stadt, die sich nicht in nationale Schranken verweisen läßt. Der am Horizont der Geschichte neu aufsteigende Stern Athens kann wiederum durch Konstantinopel verdunkelt werden, wenn nach dem Abzuge der Osmanen vom Bosporus das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia wieder erscheint und ein neues hellenistisches Culturreich mit dem Mittelpunkt Byzanz entsteht, welcher dann die Lebensgeister Griechenlands mit magnetischer Zugkraft an sich ziehen würde. So giebt es heute keine Frage, die mehr aufregt, als diese nach der Zukunft Konstantinopels, der gegenwärtig geheimnißvollsten und wichtigsten aller Städte der Erde, von deren dämonischem Fatum nicht nur das Schicksal Athens und Griechenlands, sondern vielleicht die künftige Gestaltung zweier Welttheile abhängig ist!"

London. F. Althaus.

Musikalische Literatur.

Neuestes und vollständigstes Tonkünstler- und Opern-Lexicon, herausgegeben von E. Kastner. I. Bändchen. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Das vorliegende Bändchen umfaßt den Buchstaben A und enthält in gedrängter Kürze die dahin gehörigen ca. 1400 Namen von Componisten, Virtuosen, Sängern, Musikschriftstellern und Dirigenten mit Angabe der Geburts- und Sterbedaten, Aufzählung aller größeren Werke und Namhaftmachung der gesammten musikalischen Literatur. Das beigegebene Register über die in dem Hefte erwähnten musikalischen Werke (1296) halten wir für nicht ganz praktisch; ein Generalregister am Ende des Buches würde die Uebersicht über den ungeheuren Stoff mehr erleichtern. eb.

Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimme und den Gesang von H. Panofka. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Eduard Engel. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).

Berufssänger wie Dilettanten werden in dem populär geschriebenen Büchelchen manche Anregung, manchen beherzigenswerthen Fingerzeig finden. Der wissenschaftlich gebildete Musiker wird freilich hin und wieder den Anschauungen des Verfassers nicht beipflichten können. Was Panofka im ersten Capitel über den Gebrauch der Solmisation bemerkt, wird jeder vorurtheilsfreie Gesanglehrer mit gutem Gewissen unterschreiben können. Anderes hingegen, wie z. B. die Auslassungen über die Kunst der Athmeneintheilung wird man nicht unbeanstandet passiren lassen können. eb.

Lexikon der musikalischen Harmonieen. Als Hülfsbuch der praktischen und theoretischen Grammatik für den Unterricht und das Selbststudium von Ludwig Bußler. Berlin, Carl Habel (C. G. Lüderitz).

Wer sich über die mannigfaltigen Vorkommnisse auf dem weiten Gebiete der Harmonie leicht und sicher orientiren will, dem wird das Bußler'sche Lexikon ein sicherer und zuverlässiger Rathgeber und Führer sein. Es umfaßt alle denkbaren Accorderscheinungen von den ältesten Zeiten bis zu Wagner; um es richtig und mit Nutzen gebrauchen zu können, bedarf es allerdings einer gewissen Summe musikalischer Vorkenntnisse. eb.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexicon für alle Gebiete des Wissens mit zahlreichen Abbildungen und Specialkarten im Text. 1. und 2. Band. Berlin, Wiegandt u. Grieben.

Diese groß angelegte, in der 31. Lieferung bis zum Beginn des Buchstabens C. geführte Encyklopädie kann nach ihrem wissenschaftlichen Standpunkte unter den Werken ähnlicher Art eine bevorzugte Stellung beanspruchen. Die — durchweg genannten — Mitarbeiter sind fast sämmtlich auf ihrem Gebiete hervorragende Fachmänner. Das Princip der Quellenangabe ist mit größter Consequenz durchgeführt, und die bibliographischen Daten zeichnen

sich durch große Genauigkeit, Manigfaltigkeit und Zuverlässigkeit aus. Die Etymologie der einzelnen Stichworte ist folgerichtig und eingehend berücksichtigt; kein anderes Werk hat eine größere Reichhaltigkeit aufzuweisen, auch in Bezug auf Biographien bedeutender Männer. Die Haltung ist würdig, streng, sachlich und — trotz bestimmter Wahrung der gemäßigt conservativen Tendenz — immer gerecht; der sprachliche Ausdruck durchweg sorgfältig und rein. Nach dem angekündigten Plane ist das ganze Werk auf 100 Lieferungen (zu 60 Pf.) berechnet. R.

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Von Dr. Julius Post, Professor an der technischen Hochschule zu Hannover. Bd. I. Mit 44 Abbildungen. Berlin, R. Oppenheim.

Seit Karl Marx und Friedrich Engels zum ersten Male die elenden Zustände der arbeitenden Klassen an's Licht zogen, hat sich die sociale Forschung und Darstellung mit Vorliebe den Nachtseiten der socialen Verhältnisse zugewandt und sich mehr oder minder in Ausmalung der aus der modernen kapitalistischen Productionsweise entsprungenen Mißstände gefallen. In erfreulichem Gegensatz zu den Schriften dieser Art, welche in dem Leser hauptsächlich Empörung oder Mitleid und das beklemmende Gefühl der Ohnmacht des wohlwollenden Einzelnen gegenüber der übermächtig zwingenden Gewalt allgemein wirkender wirthschaftlicher Mächte hervorrufen, hat das obenbezeichnete Buch sich einen sympathischeren Gegenstand erwählt, nämlich die Schilderung harmonischer Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, wie sie glücklicherweise denn doch noch vielfach sich erhalten haben oder neu begründet worden sind. Man weiß im Allgemeinen äußerst wenig von diesen zerstreuten Oasen socialen Friedens, welche meist im Verborgenen blühen. Ebenso mühevoll wie dankenswerth erscheint daher die Arbeit des Verfassers, der auf seinen, großentheils mit Unterstützung des Herrn Cultusminister v. Goßler unternommenen Studienreisen durch die industrielle Welt reiches Material über Wohlfahrtspflege zusammengetragen hat und nunmehr zunächst einen Theil derselben, nämlich die für Kinder und jugendliche Arbeiter bestehenden Einrichtungen in einem stattlichen Bande veröffentlicht. Derselbe enthält eine große Anzahl eingehender Beschreibungen, die zum Theil von den Inhabern und Leitern der betreffenden Fabriken selbst herrühren, wohl durchweg auf Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit Anspruch erheben und vielfach durch Illustrationen eine anschauliche Ergänzung finden. Er bringt Beispiele der Fürsorge für Säuglinge und Wöchnerinnen, Schilderungen von Kindergärten, Kinderheimen, Fabrikschulen, Fabrikherbergen, Waisenhäusern; er behandelt die verschiedenen Formen des Handfertigkeits- und Hauswirthschafts-Unterrichts, die Lehrlingsverhältnisse, das Sparkassenwesen, die geistige Ausbildung, die Bibliotheken, die Pflege der Leibesübungen, der Musik, des Gesanges, die Veranstaltungen für Spiel und Erholung u. s. w. Ueberall wird auf die concrete Ausgestaltung aller wesentlichen Detailpunkte in minutiösester Weise eingegangen. Statuten, Baupläne, Schulpläne, Fabrikordnungen, Lehrverträge, ganze Bücherverzeichnisse, sogar Festspiele u. dergl. werden abgedruckt. Die Kostenfrage findet überall gebührende Berücksichtigung. Vorangeschickt ist dem eigentlichen Hauptstück des Werkes eine Einführung in Form von Briefen des Verfassers an einen Arbeitgeber, worin jener gleichsam einen orientirenden Ueberblick über die später im Einzelnen dargestellten patriarchalischen Zustände giebt und die für die allgemeine Beurtheilung derselben wesentlichen Gesichtspunkte andeutungsweise zur Sprache bringt.

Wir wünschen dem eigenartigen Buche, namentlich in den Kreisen der Arbeitgeber, weite Verbreitung und wirksamen Erfolg. Nicht als ob sich die geschilderten Mustereinrichtungen überall ohne Weiteres copiren und übertragen ließen! Dazu will auch der Verfasser wohl selbst kaum anregen. Zweck der Lektüre kann vielmehr nur sein, den Leser mit dem Geist selbstlosen Wohlwollens und wahrer Humanität zu erfüllen, welcher allein im Stande ist, die Eintracht zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu gewährleisten und die Gefahren zu bannen, welche aus dem verhängnißvollen Gegensatze dieser beiden Klassen für Staat und Gesellschaft zu entspringen drohen. Dr. H.

Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann. Band I. Biographie und gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Graf Adelmann, Sprößling eines alten katholischen Adelsgeschlechts, hat sich

in dem kurzen Leben, das ihm zugemessen war (er starb im 39. Lebensjahre!), als Belletrist und Politiker mit Glück schriftstellerisch versucht. Das elegant ausgestattete und mit dem Porträt des Autors versehene erste Bändchen seiner gesammelten Werke enthält eine Reihe schon früher gedruckter Essays, darunter „Die moderne Jagd nach dem Glücke", „Streiflichter auf Gesellschaft, Parlament und Literatur"; ferner „Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken", ein energischer Protest gegen den Ultramontanismus, sowie „Der edle Liberalismus und sein gefährlichster Gegner", ein scharfer Angriff auf die Fortschrittspartei. Diese Aufsätze verrathen warmes patriotisches Gefühl, doch kann ihnen der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. In allen herrscht die volltönende Phrase; Neues, Tiefes, Bedeutendes sucht man vergebens. Eine vorangeschickte biographische Skizze giebt ein Bild von der ideal angelegten und liebenswürdigen Persönlichkeit des Grafen. ph.

Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1863—1884. Von Feodor Wehl. Erster Band. Altona, A. C. Reher.

Nach dem Goethe'schen Recepte: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen" hat der Verfasser Tagebuchnotizen, Anekdoten, Nekrologe, Briefe, Zeitungsartikel, Aphorismen u. dergl. zu einem bunten Simmelsammelsurium durch einander gemengt, das zur Kenntniß der geschilderten Zeiten immerhin ein Scherflein beitragen mag. Die erwähnten Personen gehören meist der Theaterwelt oder Schriftstellerkreisen an, und mancher charakteristische Zug wird uns in Wehl's Aufzeichnungen erhalten, der ihr Bild ergänzt und abrundet oder auch wohl in ganz neuem Lichte erscheinen läßt. So bietet das Buch nicht allein eine angenehme Unterhaltungslektüre, sondern es kann auch einen gewissen literarhistorischen Werth in Anspruch nehmen. ph.

Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer. Von Dr. Richard Opitz. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

Dieses fünfte Bändchen der „Culturbilder aus dem classischen Alterthume" behandelt ein äußerst interessantes, aber in vielen Punkten noch nicht völlig aufgehelltes Stück antiken Lebens. Der Verfasser hat nicht nur die feststehenden Resultate der älteren Forschungen übersichtlich zusammengestellt, sondern auch zu den noch schwebenden Fragen reichliches Material mit anerkennenswerther Objectivität mitgetheilt. Die Darstellung des sehr umfangreichen Stoffes, der durch zahlreiche gute Abbildungen erläutert ist, bleibt überall klar und durchsichtig, die Sprache ist frisch und lebendig gehalten. Namentlich gilt dies auch von dem letzten Capitel, in welchem der Verfasser, über das engere Gebiet der sogenannten „Alterthümer" hinausgehend, die Theorie des Dramas im Alterthum bespricht. Das Buch ist ebenso zu empfehlen, wie die früher erschienenen Bändchen der Sammlung, welche 1. den Handel und Verkehr, 2. die Spiele, 3. die religiösen Gebräuche, 4. das Kriegswesen der alten Culturvölker behandelten. p.

Die Tracht der Culturvölker Europas. Von A. v. Heyden. (Kunstgewerbliche Handbücher. Bd. IV.) Leipzig, Seemann.

Der Verfasser, welcher zugleich mit Feder und Zeichenstift an der Entstehung des Buches betheiligt war, giebt auf 256 Seiten mit 222 Abbildungen eine klare und knappe Uebersicht der Wandlungen in Tracht und Mode von Homers Zeiten an bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Im ersten Capitel beschäftigt er sich hauptsächlich mit der griechischen und römischen Kleidung, während die ägyptische, assyrische und etruskische nur gestreift werden. Das zweite Capitel behandelt das Mittelalter. Zunächst wird die byzantinische Kleidung geschildert, dann die der Völkerwanderungszeit bis zu den Karolingern. Alsdann folgt die Betrachtung der Costüme während der Kreuzzüge, das bunte phantastische Gemisch der Kleiderformen im 14. und 15. Jahrhundert; dieselben werden bis zur Herrschaft der französisch-burgundischen Mode in Wort und Bild vorgeführt. Nachdem der Autor in einem besonderen Abschnitt ein Bild der kriegerischen Ausrüstung des Mittelalters entrollt hat, geht er zur Charakterisirung der Neuzeit über, welche er in sechs Abschnitten erledigt: das 16. Jahrhundert, die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert, die Revolution, die Bewaffnung der Neuzeit, die Tracht der Schotten und Iren. Ein Anhang über den geistlichen und weltlichen Ornat bildet den Schluß. Das Werk bringt auch dem

Fachmann manches Neue und weicht auf Grund neuerer Forschungen vielfach von den üblichen Darstellungen der großen Costümwerke ab. Es darf seiner übersichtlichen Gestaltung und klaren Darstellung wegen willkommen geheißen werden.
p.

Neue literarische Volkshefte. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Aehnlich wie einst Lessing in seinen Literaturbriefen hat Verfasser die Form eines Briefwechsels gewählt um die neuesten literarischen Erscheinungen zu besprechen; und zwar ist es ein invalider Offizier in Berlin, der seine Gedanken mit einem deutschen Marineoffizier in Ostafrika austauscht. Wenn auch naturgemäß manches allgemein Bekannte vorkommt, so ist doch der Standpunkt neu und interessant; auch wird man vielen Urtheilen, z. B. dem über Wildenbruchs „Quitzows", zustimmen können. Was in der Ankündigung versprochen ist, eine vornehme, völlig unparteiische Haltung, ist in den ersten Heften erfüllt, namentlich auch in dem dritten, welches die französischen, nordischen und deutschen Dichter der Gegenwart nach ihrer Stellung zum gesellschaftlichen Leben betrachtet.
rj.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offizieres aus den Jahren 1876—87. Breslau, J. U. Kern.

Je aufmerksamer die ganze Welt die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel verfolgt, je näher für uns die Gefahr liegt, daß Unruhen, welche dort ausbrechen, uns einen Krieg mit Rußland bringen, um so werthvoller müssen die Aufzeichnungen eines Mannes sein, der elf der ereignißreichsten Jahre nicht als Zuschauer, sondern in thätiger Theilnahme dort zugebracht hat. 1876 Offizier im serbischen Heere, im folgenden Jahre bei den Türken, dann Adjutant beim Statthalter von Ostrumelien, endlich im Dienste des Fürsten von Bulgarien, hat der Verfasser doch sein deutsches Herz bewahrt und betrachtet die Ereignisse auch nach ihrer Bedeutung für unser Vaterland. Das Buch ist fesselnd geschrieben, und manche Dinge, namentlich das Auftreten der russischen Offiziere und das Leben der Räuber im Rhodopegebirge, kamen uns so romanhaft vor, daß wir sie nicht glauben würden, wenn uns der Verfasser nicht wiederholt versicherte, daß er nur erzähle, was er selbst erlebt hat. Militärisch gebildete Leser werden auch an den Schlachtenschilderungen, die den Berufssoldaten verrathen, ihre Freude finden.
rj.

Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal, aus dem Volksmund gesammelt von Helene Vacaresco; in's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß.

Helene Vacaresco hat diese Lieder auf den väterlichen Gütern gesammelt, aus dem Munde der Bäuerinnen, in Spinnstuben, bei der Ernte, bei den Todten, an den Wiegen, von Zigeunern und Wahrsagern. Durch die Uebertragung in's Deutsche sind sie der Weltliteratur zugeführt worden, wofür wir Carmen Sylva zu großem Danke verpflichtet sind. Freilich theilen wir die Ansicht der königlichen Dichterin nicht, daß das Laienpublikum denselben großen Geschmack abgewinnen dürfte; der Schwerpunkt der Bedeutung dieser Volkslieder ist unseres Erachtens vielmehr ein wissenschaftlich literarischer, da sie einen Beitrag bieten zur Kenntniß des Volkscharakters eines uns noch wenig bekannten Volksstammes.

Die Lieder sind fast alle reimlos, ihre Grundstimmung ist schwermüthig und düster. Sie gehören einem Volke an, welches unter Jahrhunderte langer Knechtschaft das Lachen verlernt zu haben scheint.
mz.

Zur Biographie Pestalozzis. 4. Theil. Von H. Morf. Winterthur, Ziegler.

Mit diesem Bande schließt das vor 26 Jahren begonnene, in pädagogischen Kreisen sehr beifällig aufgenommene Werk ab. Verfasser hat mit großem Fleiße die Quellen gesammelt, die über das Leben Pestalozzis und die Geschichte seiner Anstalt vom Jahre 1805 an Auskunft geben, und läßt sie zum großen Theile selbst sprechen, so daß der Leser sich ein eigenes Urtheil bilden kann. Allerdings leidet darunter die Einheit der Darstellung einigermaßen.
rj.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" vom Jahre 1786. Nach dem Mannheimer Soufflirbuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Dr. Eugen Kilian. Mannheim, J. Bensheimer.

Wie sehr auch das Goethe'sche Erstlingsdrama gleich bei seinem Erscheinen bewundert wurde — an eine Aufführung des gegen alle Gewohnheiten der damali-

gen deutschen Bühne revoltirenden Stückes hatte damals weder der jugendliche Dichter gedacht, noch hielten die meisten Leser und Kritiker sie für möglich. Dennoch wurde der „Götz“ schon 1774 in Berlin, bald darauf in Hamburg, sodann 1786 in Mannheim und Frankfurt a. M. aufgeführt, ohne daß Goethe selbst etwas dazu gethan hätte, welcher vielmehr erst seit 1804 den Götz, und zwar mehrfach in verschiedener Weise, für die Bühne bearbeitet hat.

Ueber die Beschaffenheit der bei jenen ersten Aufführungen gebrauchten Texte war man bisher nur ganz ungenügend unterrichtet. Es ist daher höchst erfreulich, daß Dr. Kilian das 1786 in Mannheim und dann auch in Frankfurt gebrauchte Soufflirbuch aufgespürt und herausgegeben hat. Die im Ganzen geschickte, obwohl manchmal recht einschneidende Thätigkeit des Bearbeiters (vermuthlich des Regisseurs J. L. Rennschüb) hat der Herausgeber in der Einleitung gut charakterisirt.

dr.

Lord Byron. Drama in einem Vorspiel und 3 Aufzügen. Von Rudolf Golm. Wien, M. Breitenstein.

Unter den Versuchen, die Gestalt Byrons für das Drama zu gewinnen, dürfte der Golm'sche der talentloseste sein. Daß der Verfasser die Chronologie der Ereignisse in Byrons Leben behufs dramatischer Concentration in einer Weise umstürzt, welche den Biographen Byrons Elze schaudern machen würde, wollten wir ihm gerne als ein Recht des dramatischen Dichters hingehen lassen, wenn er verstanden hätte, durch Aufopferung der äußeren Wahrheit die innere zu erhöhen. Die Gestalten sind Schemen — Byron selbst nicht ausgenommen —, der schärfer hervortretende Jeffrey, das eigentlich dramatische Ageus, ein unglaubhafter Theaterbösewicht. Auch die Form ist mangelhaft. Die 5füßigen Jamben sind aus Nachlässigkeit oder Willkür mit 4- und 6füßigen durchsetzt. Elisionen wie in Krit'ker für Kritiker, das sich mehrfach, an einer Stelle sogar in drei aufeinander folgenden Versen findet, wirken geschmacklos.

ow.

Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Curt Abel. Freiburg, F. E. Fehsenfeld.

Curt Abel, der uns schon durch sein vor kurzer Zeit erschienenes Buch „Offiziere ohne Epauletten“ bekannt geworden, läßt sein nicht unbedeutendes Talent in diesem Werke in einem neuen Lichte erscheinen. Er hat augenscheinlich Land und Leute des Goldlandes Californien selbst studirt; seine Schilderungen tragen durchaus den Stempel der Wahrheit und sind mit der Feder eines scharfen, geistreichen Beobachters und genauen Menschenkenners gezeichnet. Glücklich getroffen sind die deutschen Offiziere und Studenten, die ihr Glück in der neuen Welt suchen, sowie die Amerikanerin Miß Mackay, die verkörperte Emancipation. Es fehlt diesem dramatischen Zeitbild weder an echt moderner Weltauffassung noch an einem wohlthuenden Hauche edler Menschenliebe. Nur der Sprache gebricht es noch an Durchbildung; hier hätte der Verfasser etwas mehr feilen können. Doch wird dem Werke die verdiente Anerkennung nicht versagt werden.

ps.

Nubia. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieses neueste Werk von Richard Voß muthet uns ungemein sympatisch an. Nicht nur der sonnige Himmel Italiens, unter dem sich die Erzählung abspielt, trägt sein Theil dazu bei; auch die ganze Art in der hier Künstler- und Volksleben dargestellt ist, und die Ausführung der einzelnen Züge ist durchaus maßvoll und frei von der Unruhe, welche dieses Dichters Schöpfungen sonst meist eigen war. Die Gestalt der „Nubia“ selbst, der Heldin dieser Erzählung, erhebt sich wie ein hellbestrahltes Marmorbild über die gewöhnlichen Romanheldinnen unserer Zeit. Keusch und rein waltet sie im Hause, streng und anmuthend zugleich ist ihr ganzes Wesen, gefeit allen Verführungen gegenüber. Die Einzelheiten der Handlung analysiren wir nicht, um dem Leser die Freude an dem Werke nicht zu schmälern, das mit verständigem Sinn und offenem, warmem Herzen gelesen sein will.

ps.

Weshalb? Neue Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, Georg Westermann.

Adalbert Meinhardt ist einer der feinsinnigsten Novellisten der Gegenwart; die drei Novellen, welche der vorliegende Band enthält, sind dichterisch und psychologisch gleich werthvoll. Die erste derselben behandelt das Problem, wie schwer, ja wie fast unmöglich es ist, das Seelenleben eines anderen Menschen ganz zu verstehen und zu begreifen; mit außerordentlichem Geschick läßt der Verfasser dabei nationale Unterschiede mitwirken, den Gegensatz zwischen

ernstem, norddeutschen Wesen und leichtem Wiener Blut. Auch die beiden anderen Erzählungen sind äußerst ansprechend in ihren Motiven; Form und Behandlung befriedigen selbst den gewähltesten Geschmack. mz.

Die Verheiratheten. Zwölf Ehegeschichten von August Strindberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Ortenburg. Budapest, G. Grimm.

A. Strindberg ist einer der bedeutendsten Vertreter der realistischen Schule des Nordens. Echt zolaisch sind diese Ehegeschichten, und wenn auch in ihnen ein gut Stück Wahrheit und richtige Lebensauffassung zu finden ist, so können dieselben doch gefährlich auf jugendliche Gemüther wirken, die der packende Titel anziehen dürfte. ps.

Fantasio. Geschichten und Lebensbilder. — **Pumpanella.** Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen. Von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich.

Beide Bücher sind für die Richtung und Haltung der „jungdeutschen" Schriftsteller bezeichnend. Sie enthalten Plaudereien feuilletonistische Skizzen, Gespräche, Essay's über alles Mögliche: Literatur, Politik, Colonialpolitik, Theater, Kunst, Musik, Naturalismus, sociale Frage, Professorenroman, Richard Wagner u. s. w. Im „Fantasio" sind auch drei Geschichten frei nach Zola enthalten, welche an Stilhärten und groben Flüchtigkeiten nichts zu wünschen übrig lassen, im Uebrigen aber nichts von Zola'scher Kraft und Genialität haben. Die Essays zeigen Conrad als belesenen Schriftsteller, den man gerne plaudern hört, wenn man auch oft über eine schiefe Ansicht, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit den Kopf schütteln muß. ss.

„Die rothe Laterne." Roman von Ewald August König. 2 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Es wird uns mit diesem Romane ein nachgelassenes Werk des dahingeschiedenen Schriftstellers dargeboten, welches beweist, daß August König, der doch immerhin ein Alter von fast 60 Jahren erreichte, bis zu seinem Tode im Schaffen sich gleich geblieben ist. Ja, die uns vorliegende, vielleicht seine beste Schöpfung ist so unterhaltend und spannend geschrieben, wie nur seine gelungensten früheren Werke es waren. Der gesunde Realismus der Schilderung läßt uns völlig den trockenen Ton vergessen, der allerdings auch hier des Schriftstellers Art ist. Ueber die geschickt erfundene criminalistische Combination hinaus interessiren uns die frappant lebenswahren Schilderungen von Menschen und Verhältnissen, so daß wir meinen: Ewald August König hat sich gerade mit diesem seinem letzten Buche ein dauerndes Denkmal errichtet! W.

Cyllene. Historische Erzählung von Henry Sueyd. In's Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.

Ob wohl der Verfasser mit der für den Umfang des Buches außergewöhnlichen Bezeichnung „Erzählung" andeuten wollte, daß es ihm mehr um die historische Staffage und die Darstellung des Geistes einer bestimmten Zeit zu thun war, als um das Walten seiner Dichtkunst? Gleichviel — die Erzählung „Cyllene" enthält viel Schönes und Bedeutendes und ist zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie führt den Leser in die Zeit der hochgehendsten Kämpfe des sieghaften Christenthums gegen die Götterlehre der Römer. Einzelne Figuren treten in plastischer Charakteristik vor uns; mit lebhaftesten Farben, wirkungsvoll und Stimmung gebend, ist das Zeitcolorit geschaffen, und jene uralten und ewig jungen treibenden Mächte, die Liebe und der Haß, haben ergreifende Darstellung gefunden. Vor Allem aber interessirt uns die Gestalt der Heldin Cyllene, der Tochter des Stoikers Cethegus, voll echtester Weiblichkeit, liebreizend und muthig zugleich; ihre Gestaltung allein legt ein vollgüliges Zeugniß von der Dichterkraft Henry Sueyds ab. Die Uebersetzung ist ihrer Aufgabe trefflich gerecht geworden. W.

Im Schlößchen. „Cyane" von M. Corvus. Breslau, S. Schottlaender

Beide Novellen erachten wir als Unterhaltungslectüre im besten Sinne. Sie sind stofflich interessant und in leichter eleganter Sprache geschrieben. Ob der Dichter sich wohl bewußt war, daß die erste Erzählung: „Im Schlößchen" ganz unwiderstehlich an Schillers „Menschenfeind erinnert? W.

Zu häßlich! Roman eines Kindes von Eugen Salinger. Breslau, S. Schottlaender.

Die kleine rührende Geschichte wirkt in ihrer schlichten Einfachheit wahrhaft herzergreifend. Sie behandelt den grausamen Conflict eines heißen, liebesbedürftigen Herzens in einer äußeren Miß-

gestalt und endigt mit dem selbstgewählten Tod jenes Unglücklichen, als ihm unwiderleglich zum Bewußtsein gebracht wird, daß ihm durch eine Laune der Natur für immer versagt bleiben würde, was seinen begünstigten Mitmenschen ungesucht entgegenkommt. Besonders bewundern wir das dichterische Feingefühl des Verfassers in der Schilderung des Seelenlebens der Kinder und des heranwachsenden Jünglings. mz.

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen, Lexikon-Octav à 50 Pf. Wien, A. Hartleben.

Die Hefte 40 bis 56 dieser Ausgabe von P. K. Rosegger's Werken beschließen deren dritten Band, welcher das „Buch der Novellen" enthält, darunter: „Der Waldstreit", „Der Baumnarr", „Der Zehrkäfer", „Der Herrensepp", „Die Pfingstnacht" und andere bewährte Schöpfungen des beliebten Autors. Unter dem Gesammttitel „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" folgen sodann ausgewählte Charakterbilder, in denen Rosegger, der gottbegnadete Schilderer des Volkslebens in den Alpen, so recht in seinem Elemente ist. Die stimmungsvolle Erzählung „Wie der Obersteirer Hochzeit hält" schließt den Band ab. r.

Rudolf Schmidt's Novellen. Deutsch von M. v. Borch. (Nordische Bibliothek. Bd. 11). Berlin, S. Fischer.

In allen diesen Novellen — mit Ausnahme der „beiden Pastoren" — steht jedesmal eine Frau im Mittelpunkte der Handlung, soweit man von einer solchen reden kann; denn zum Theil sind sie, wie „Die Kammerherrin" und „Beide Pastoren", vorwiegend Charaktergemälde, und zwar mit stark satirischer Färbung. Während die beiden ersten Erzählungen: „Die Kammerherrin" und „Die Wittwe" in ihren Sujets etwas gesucht sind und in der realistischen Ausführung im Einzelnen an französische Muster erinnern, sind die beiden letzten „Ein glückliches Ehepaar" und „Eine Rosenbraut" sehr einfach in Erfindung wie Darstellung. In der Mitte — räumlich wie ästhetisch — stehen „Die Schwiegertochter des Bischofs" und „Beide Pastoren". Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter, der die Schwächen der menschlichen Natur durch alle Hüllen anscheinender Vortrefflichkeit durchschaut und ironisch aufdeckt. In einer Weise, die jede künstlerische Wirkung zerstört und in dem Leser nur Widerwillen erzeugt, geschieht dies in der ersten Erzählung, in welcher eine auf hoher geistiger wie gesellschaftlicher Stufe stehende Frau, die mit Dichtern und Künstlern ästhetische Fragen tractirt, sich schließlich als die heimliche Buhlin eines tief unter ihr stehenden Menschen, eines taubstummen Tischlers entpuppt! Dagegen liegt den beiden folgenden Erzählungen eine tief sittliche Anschauung zu Grunde, die trotz verzwickter und unliebsamer Einzelheiten in ergreifender Weise zum Durchbruch kommt. Entsagungsvolle, strenge Selbstzucht übende Frauencharaktere, wie sie uns hier entgegentreten, scheint der Verfasser mit Vorliebe zu schildern, und hierfür zeigt er eine ungewöhnliche, tiefe Wirkungen erzielende Begabung. ox.

Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse par H. Gotthelf. Stuttgart, J. Engelhorn.

Das Büchlein bietet gut gewählte kleine Erzählungen moderner Schriftsteller wie Joseph Beetal, Ernest Daudet, Pierre Decourcelle u. A. Befremden wird es viele, auch Sacher Masoch unter den französischen Jugendschriftstellern zu finden. Der von ihm gelieferte Beitrag geht freilich keineswegs über den Rahmen des Büchleins hinaus; dagegen hätte die Herausgeberin bei der biographisch-literarischen Skizze des Autors etwas mehr Zurückhaltung beobachten können. Die Jugend, für welche diese kleinen Erzählungen berechnet sind, mit der Idee des „Vermächtnisses Kains" bekannt zu machen und so paradoxe Ideen wie die von der Liebe als einem Kampfe der beiden Geschlechter zu berühren, ist zum Mindesten höchst überflüssig. Die Biographieen dürfen insofern Anspruch auf Zuverlässigkeit machen, als ihnen eigene Angaben der Autoren zu Grunde liegen. ow.

Steeple-Chases. Novellen von Hans Hermann. Breslau, S. Schottlaender.

Schon die Ueberschriften der drei in dieser Sammlung vereinigten Erzählungen („Hindernisse" — „Reugeld" — „Ausgebrochen") deuten auf ein kühnes und verwegenes Reiterleben hin. Die Männer und Frauen, welche uns hier begegnen, sind freie und stolze Naturen, die beim Jagd- und Rennsport nicht nur die Kräfte des Leibes, sondern auch alle edelsten Eigenschaften des Charakters geschult haben und

fähig sind, die „Hindernisse“ der Lebensbahn zu überwinden oder ihnen standhaft und ungebeugt zu erliegen. Das gesellige Leben der Offizierskreise und der aristokratischen Grundbesitzer ist mit einer Lebendigkeit und Frische erfaßt, welche erkennen läßt, daß der Verfasser — oder sollte es eine Verfasserin sein? — diese Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt. Oeiters, am meisten in der zweiten Novelle „Ausgebrochen“, zeigt sich auch in ergötzlicher und doch stets feiner Humor. Jeder, der für die in diesen Novellen berührten Lebenskreise Verständniß hat, wird sie mit Interesse lesen. O.

Aus den Fluthen des Lebens. Novellen von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Die Novellen sind zuerst für Familienblätter verfaßt und können zur Lectüre für junge Mädchen empfohlen werden, da sie ohne die Phantasie durch Ueberschwänglichkeit zu überreizen, Anregung und Unterhaltung mannigfaltiger Art gewähren. Im Anhang befindet sich die Beschreibung einer Winterfahrt in's Riesengebirge, die vielen Lust machen dürfte, die Schönheit unserer heimischen Berge auch zur Winterzeit kennen zu lernen. mz.

Die blonden Frauen von Ulmenried. Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, E. Pierson.

Die Geschichte eines thüringischen Adelsgeschlechts aus vier Jahrhunderten ist von der Verfasserin spannend und unterhaltend erzählt; nur muß sich der Leser viel Romantik und noch mehr Mystik gefallen lassen. Im Mittelalter zur Zeit der Hexenprocesse und ein Jahrhundert später während des dreißigjährigen Krieges paßt derartiges in das Colorit der Zeit; jemehr wir uns aber der neuen Zeit und nun gar der unmittelbaren Gegenwart nähern, um so befremdlicher berühren uns diese Ahnungen, Prophezeihungen, Träume und namentlich der noch nach vier Jahrhunderten wirksame Fluch einer in ihrer Ehre beleidigten Frau, welcher allen blonden Frauen derer von Ulmenried gilt und dem letzten Freiherrn besonders verhängnißvoll wird, da mit seiner Selbstvernichtung das Geschlecht ausstirbt. Wenn wir nun auch dieser Mystik wenig Geschmack abzugewinnen vermögen, so bekennen wir doch gern, daß die Verfasserin die „Kunst zu fabuliren“ im hohem Maße versteht; auch weiß sie mit richtigem Verständniß jedem Zeitalter ein charakteristisches Gepräge zu verleihen. Nur mit der neuesten Zeit ist ihr dies weniger gelungen; denn selbst wenn wir das Uebernatürliche kritiklos hinnehmen wollen, werden wir doch durch die Unwahrscheinlichkeit der geschilderten Vorgänge zur Opposition gereizt. mz.

„Sport“. Roman von E. Vely. Breslau, S. Schottlaender.

Wir freuen uns stets, wenn wir einem neuen Buche von E. Vely begegnen, denn wir sind dann sicher, ein Dichtwerk kennen zu lernen, das Kraft und Muth zugleich geschaffen hat. E. Vely besitzt nicht nur ein entschiedenes Talent, sie besitzt auch jenen hohen Muth ihrer Meinung, der sich nicht scheut, eine Wunde bis in ihre Tiefe bloßzulegen. Und um eine Wunde der sogenannten Gesellschaft handelt es sich in der That in dem vorliegenden Buche, oder vielmehr noch um die Wunden, welche eben diese Gesellschaft unbarmherzig schlägt. Sport! Alles Sport heutzutage in der Gesellschaft: die Liebe und das Ansehen, das Genie und die Barmherzigkeit, die Tugend und die Unschuld! — Freilich, es klingt oft sehr bitter in dem Buche wieder; aber deutlich fühlt man heraus, wie wehe es der Dichterin selbst um das Herz ist ob der Wahrheit ihrer Schilderungen! Daß sie auch den Edelsinn in reicher Entfaltung zu zeigen versteht, das beweist ja die überaus anmuthende Gestalt der Heldin des Buches. E. Vely schafft nicht nur mit dem Geiste, sondern auch mit dem Herzen; das ist's, was ihren Büchern besonderen Reiz verleiht. W.

In der Welt verloren. Roman von F. von Zobeltitz. 2 Bände. Jena, Costenoble.

Der Roman schildert des Treiben der schweizerischen Anarchisten. Die Fabel ist recht verwickelt, aber mit Klarheit dargelegt. Die Probleme sind zwar nicht sonderlich vertieft, doch ist die Erzählung trefflich disponirt und stets fesselnd, die Charakteristik gut gelungen. Die Personen sind effectvoll gezeichnet, die Situationen packend und interessant. Angenehm berührt die volle Sprache, welche durch einen reinen poetischen Hauch warm belebt ist. Das Buch kann mit gutem Gewissen empfohlen werden, nicht nur zum Lesen sondern auch zum Kaufen. ss.

Vier Novellen. Von Emil von Moll. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die in diesen Novellen behandelten Probleme sind weder an sich neu, noch auf originelle Weise behandelt. Der Verfasser oder die Verfasserin thäte gut, sich auf das leichtere Genre zu beschränken, wie in der Erzählung „Kätzchen"; es wären dann vielleicht späterhin anmuthige Gaben zu erwarten. Für größere Aufgaben und ernstere Conflicte, wie sie die erste Novelle zu bewältigen versucht, reicht diese poetische Kraft bei Weitem nicht aus. Der Stil bedarf sorgfältiger Feile. ow.

„Der Gladiator". Roman aus der Zeit Caligulas von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich.

Wilhelm Walloth gebietet über eine Kunst der Darstellung, die uns oft lebhaft bewegt ihm lauschen ließ. Sein neuestes Buch aber ist fast durchweg ein ästhetischer Irrthum! Der Held selbst, Marcus, ist eine, gelinde gesagt, unsympathische Gestalt: schwächlich und feige, treulos und undankbar. Seine Jugendgeliebte, Marcella, erinnert deutlich an die Grisetten des quartier latin, nur daß sie nicht die natürliche Liebenswürdigkeit besitzt, die man bei jenen häufig finden soll. Der Freund des Marcus, der Gladiator Valerius, ist, trotz einiger schön-menschlichen Regungen, im Grunde ein roher, sinnlicher Geselle; einzig für die Schauspielerin Pyrallis, die der Dichter, obgleich er ihre verführerische Schönheit fortwährend betont, ihrer 30 Jahre wegen für alt erklärt, die sich selbst eine Verworfene nennt, und die dennoch allein das Edle in dem Buche verkörpert, vermögen wir Theilnahme zu empfinden. Wie aber Wilhelm Walloth den Kaiser Caligula vor uns treten läßt, das überschreitet Alles, was mit der Aufgabe eines Kunstwerkes in Verbindung gebracht werden kann, und auch Alles, was innerhalb der Grenzen des guten Geschmackes liegt. Uns hat jene Darstellung und auch sonst manche Détails der Schilderung nur durchaus peinlich berührt. W.

Der Pegasus. Eine tragikomische Geschichte von F. Mauthner. Dresden, H. Minden.

Gegen das üppig emporwuchernde Unkraut des unbegabten Dilettantismus geht der Verfasser scharf vor. Mit beißender Ironie und unbarmherzigem Spotte schildert er uns das Treiben jener Leute, die, ihre elenden Machwerke auf eigene Kosten druckend, die Literatur der unfreiwilligen Komik vergrößern. Man liest das Buch mit um so größerem Behagen, wenn man oft Gelegenheit hat, die Auswüchse dieser berüchtigten dilettantischen Goldschnittspoesie durchzublättern. Die Sprache des Buches erinnert uns oft an Frau Buchholz. Wirkliche Vertiefung von Charakteren hat der Verfasser in Anbetracht des Zweckes seiner Geschichte wohl gar nicht versucht; aber manche feine, treffliche Bemerkung entschädigt uns dafür und vor Allem die schier unversiegbare Quelle des Humors. Der gebildete Leser wird seine Freude daran haben. ss.

Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Ph. Kniest. Oldenburg, Stalling.

Diese Geschichten schildern lebendig und anschaulich das Leben auf der See. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent, wohl aber an Ausreifung. Die Composition ist theilweise mangelhaft, und der Fortgang der Handlung wird vielfach durch nebensächliche Momente aufgehalten. Auch sauberere Durchfeilung des Ausdruckes wäre manchmal zu wünschen. Doch weiß der Verfasser für seinen Gegenstand und die kräftig geschilderten Personen zu erwärmen und das Interesse bis zum Schlusse wach zu halten, so daß das Büchlein eine recht angenehme Lectüre bietet. ss.

Aus der Fremde. Gedichte von Conrad Telmann. Minden, J. C. C. Bruns.

Ernste, schwermüthige, tiefmelancholische Töne, das düstere Leid des Siechthums und die bittere Enttäuschung in der Liebe, durchklingen die Lyrik Telmans. Er schildert seine Empfindungen und Seelenkämpfe in lebhaften, ja glühenden Farben; er ergreift, aber er ermüdet auf die Dauer und man vermißt die Versöhnung mit der sittlichen Weltordnung. Es fehlt das Gepräge einer markigen, männlichen Kraft, welche es auf sich nimmt das Geschick zu ertragen. Diese ewigen Klagen berühren am Ende doch peinlich, trotz der vollendeten Formenschönheit und der gesättigten Sprache. Einzelne Gedichte, wie z. B. die „Heimatslieder" und die kleineren Epen und Balladen sind ganz ausgezeichnet. Rhythmische Härten sind uns ebenso selten begegnet, wie unglücklich gewählte bildliche Aus-

drucksweisen und Spuren bekannter Lyriker. Das Buch ist eine sinnige schöne Gabe und ernsterer Beachtung durchaus würdig. ss.

Buch der Liebe. Von Max Hochstädt. Berlin, Kempner.

Ein Fonds wahrer leidenschaftlicher Empfindung, dazu jugendliches Renommiren, etwas kokette Sinnlichkeit, eine Dosis Heinescher Ironie — das sind die Hauptingredienzen dieser Liebeslyrik, die auch in der häufig epigrammatischen Zuspitzung und im Tonfall den Einfluß des „ungezogenen Lieblings der Grazien" verräth. Die Gedichte sind inhaltlich wie formell sehr ungleichwerthig; in manchen spricht sich ein freilich noch nicht abgeklärtes Talent aus, dem aber strenge Selbstzucht und Selbstkritik anzurathen ist. Wenn bei neunzig unter hundert Gedichtsammlungen heute die Ausstattung das Werthvollste ist, so macht das vorliegende Büchlein eine Ausnahme, da das äußere Gewand desselben gar zu dürftig ist. ow.

Deutsche Kaiserlieder von Albert Möser. Dresden u. Leipzig, G. Klemm.

Auch der gute Zweck, für den dieses Buch bestimmt ist, rechtfertigt das Erscheinen nicht, da die Gedichte weder nach ihrem Inhalt, noch in der Sprache, noch auch im Versbau an den Durchschnitt heranreichen. R. J.

Vor Tagesanbruch. Roman von Eugen Salinger. Berlin, Otto Janke.

Auf dem culturgeschichtlichen Hintergrunde der Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Kaisers Alexander II., spielen sich die Ereignisse ab, welche den Inhalt dieses Romanes bilden. Wir können demselben viele Vorzüge nachrühmen; in erster Reihe genaue Kenntniß der damaligen Zustände und des russischen Volkscharakters, so wie anschauliche Darstellung aller Strömungen und Gegenströmungen, die sich in schroffstem Gegensatz gegenüberstanden. Auch die Fabel des Romans flößt Interesse ein und bekundet die Begabung des Verfassers für die Schilderung psychologischer Vorgänge, deren Charakteristik durch nationale Eigenthümlichkeiten ein besonders scharfes Gepränge aufweisen Aber diese Vorzüge werden erstickt in einer geradezu unerträglichen Weitschweifigkeit und einer Unbeholfenheit der Diction, die dem Buche zum Schaden gereichen dürfte. Wir bedauern, daß der Verfasser durch solche Mängel der Technik seine vielen Vorzüge in den Schatten stellt. mz.

Gedichte von L. Rafael. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Eine bessere und würdigere Recension als die schönen Verse, welche Dahn dem Büchlein beigegeben hat, kann Niemand schreiben. Der „Weihekuß des Schönen" ruht auf diesen Gedichten, welche, den reichen Kreis menschlicher Freuden und Leiden durchmessend, in edler Form ernsten Inhalt würdig gestalten. Die Verfasserin (denn augenscheinlich rühren die Gedichte von einer Dame her!) beherrscht die metrischen Formen mit vollendetem Tactgefühl, und die Sprache hält sich von Ueberschwänglichkeit wie von gereimter Prosa gleich fern; sie ist getragen von dem Strome eines reichen dichterischen Empfindens. Wir hoffen auf baldiges Wiedersehen mit diesem erfreulichen Talente! ss.

Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Diese Sammlung enthält nur wenige halbwegs das Mittelmaß der Goldschnittlyrik erreichende Gedichte; die meisten sind gereimte glatte Prosa und dazu noch recht unbeholfen, voller rhythmischer Härten und sprachlicher Nachlässigkeiten. Schade um die hübsche Ausstattung des Büchleins! ss.

Illustrirter Führer durch Ober-Italien. Mit den Alpentouren in der Carnia, im Codore und in den Sette comuni; den Alpenseen (Garda-, Iseo-, Como-, Lecco-See und Lago maggiore) und der Riviera. Von J. Oberosler. Mit 60 Illustrationen, 11 Karten 8 Stadtplänen und Reisekarte. Wien, A. Hartleben.

Dieses schön ausgestattete Reisewerk, dem sich später noch zwei selbständige Bände: „Mittel-Italien" und „Süd-Italien mit Sicilien" anschließen sollen, nimmt nicht nur auf die Sehenswürdigkeiten der einzlnen Städte, sondern auch auf die Naturreize und Sehenswürdigkeiten ihrer Umgebungen Bedacht; auch enthält es detaillirte Beschreibungen der lohnendsten Bergtouren sowie der oberitalienischen Seen. Es wird den Besuchern Italiens als nützlicher und thatkräftiger Rathgeber zur Seite stehen.

Deutsche Schlachtendenkmäler. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 50/51.) Von Jansen. Hamburg, Verlagsanstalt.

Der Verfasser hat eine große Menge Schlachtfelder bereist und die Beobachtung gemacht, daß die Denkmäler meist nicht an den bedeutsamsten Punkten errichtet sind und auch nicht genügende Auskunft geben. Dem gegenüber stellt er allgemeine Grundsätze für die Errichtung und Aufstellung auf und wendet dieselben auf die Schlachtfelder von Metz und Leipzig an. Die Einleitung des lesenswerthen Büchleins bildet ein Schreiben Moltkes an den Verfasser. R. J.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adamy, R, Architektonik des Mittelalters. Band II. Abthlg. 3. Hannover, Helwing.

Alanus. Die Heilung der Schwindsucht auf diätischem Wege. Berlin, M. Breitkreuz.

Berg, L., Gottfried Keller oder Humor und Realismus. Berlin. Brachvogel & Ranft.

Berger, W., Aus stillen Winkeln. Novellen. Berlin. Gebr. Paetel.

Blum, H., Geheimnisse eines Vertheidigers. Berlin, Gebr. Paetel.

Bogler, Ph., Erzählungen aus dem Wiener Wald. Danzig, C. Hinstorff.

Bormann, E., Das Büchlein Komm mit mir! 7. Aufl. Min. Ausg. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.

Brandt, M. G. W., Caroline Perthes, geb. Claudius. Vierte Auflage. Gotha. F. A. Perthes.

Brennwald, A., Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten. 32 Aquarellen nach Original-Aufnahmen. Unter Mitwirkung von W. Grothe herausgegeben von Fr. Schleicher. Luzern, J. Fr. Schleicher u. Co.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie. Neu herausg. u. erläutert von R. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Verl. d. litterarischen Jahresberichts.

Bruno, Giordano, Reformation des Himmels (lo spaccio della bestia trionfante). Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kahlenbeck. Leipzig. Rauert & Rocco.

Cölln, E. v., Odovakar, ein Charakterbild aus der Völkerwanderung. Danzig. C. Hinstorff.

Daudet, A., Numa Roumestan. Autoris. Uebers. a. d. Französischen. 2 Bd. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. V., 25. 26). Stuttgart, J. Engelhorn.

Deutsche Encyklopädie. Lieferung 33—35. Berlin, Wiegand & Grieben.

Dreher, E., Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Neuwied, Heuser's Verlag.

Ebner-Eschenbach, M. v., Ein kleiner Roman. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Hack, D., Arabesken & Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hellmund, G., Authari-Sage. Leipzig, Verlag des litterar. Jahresberichts.

Ein Stück Leben. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. Gotha, F. A. Perthes.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lief. 68. 69. Prag u. Leipzig, F. Tempsky.

Langen, M., Ihr und ich. Lieder und Gedichte. Köln u. Leipzig, Albert Ahn.

Merbot, Dr. R., Forschungsweisen der Literaturwissenschaft, insbes. dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorien. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.

Meyer, O., Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Linden-Hannover, C. Manz.

Morf, H., Zur Biographie Pestalozzis IV. Theil: Blüthe und Verfall des Instituts zu Yverdon. — Pestalozzis letzte Lebenstage. Winterthur. Geschw. Ziegler.

Möbius, P. J., Rousseau's Krankheitsgeschichte. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Möser, A., Singen und Sagen. Neue Gedichte. Vierte Sammlung. Hamburg, Verlagsanstalt.

Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Lief. 6. Berlin. P. Kittel.

Müller-Guttenbrunn, A., Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Pfundheller, H. Peter von Cornelius u. d. campo santo in Berlin. Berlin, Weidmann.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. Aout 1889. Paris, 2 et 5 rue St.-Simon.

Preußische Jahrbücher, Bd. LXIV, Heft 3. Berlin, G. Reimer [enthält S. 306—344 einen sehr lesenswerthen Aufsatz von P. Cauer über „formale Bildung“ auf Gymnasien].

Prieger, E., Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Berlin, C. F. Conrad.

Proelss, Joh., Der heilige Amor. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Aout 1889. Directeur-gérant A. Wolfromm, professeur. Havre, 9 rue Casimir-Périer.

Rosenzweig, A., Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. Berlin, Stahr'sche Buchh.

Schmidt, M., Gesammelte Werke. Bd. 10. „Der Primiziant“, „Die Pfingstel-Braut“, „Die Schergelgeiger“. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Titze, August, Kriegstagebuch eines einjährig-freiwilligen Ulanen aus dem Feldzuge 1870 bis 71. Rathenow, Max Babenzien (A. Haase.)

Willatzen, P. J., Nordlandsharfe. Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens in Uebersetzungen. Bremen, M. Heinsius.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 51. — Heft 152.

Nord und Süd.

Ei[illegible] deutsch[illegible]

November 1889.

November 1889.

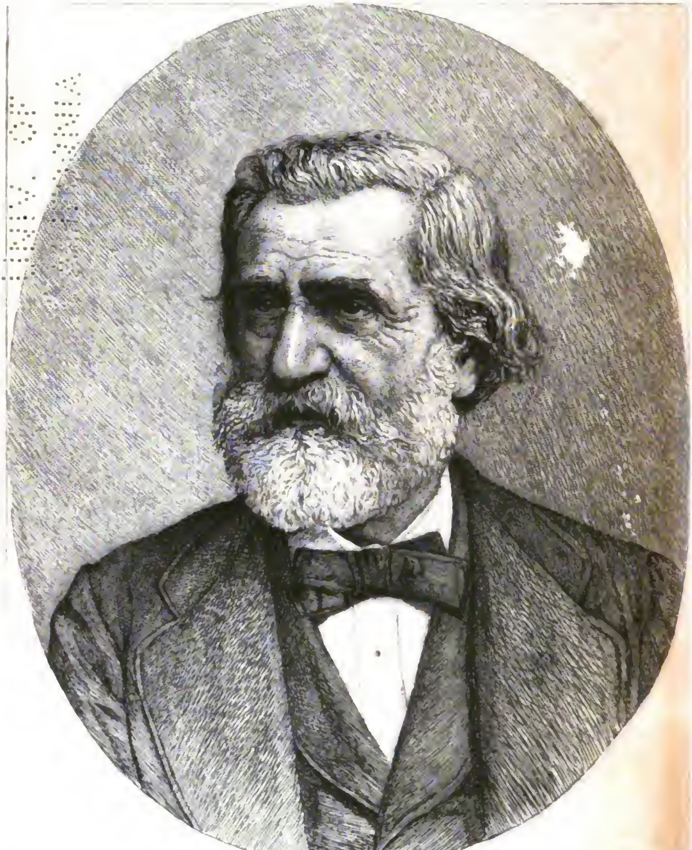
Inhalt.

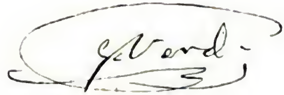
Hierzu ein Portrait von Giuseppe Verdi.
Radirung von L. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.





Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LI. Band. — November 1889. — Heft 152.

(Mit einem Portrait in Radirung. Giuseppe Verdi.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Magdalena

Novelle.

Von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

Und so mögen die trostlose Wittwe, die liebenden Verwandten sich an dem Gedanken aufrichten, daß es ein Wiedersehen giebt. Ein Wiedersehen im Geiste, wo sie abgestreift ist die irdische Hülle, mit ihren Fehlern und Schwächen, — ein Wiedersehen in Jesu Christo! Sein Name sei gepriesen, in Ewigkeit. Amen!“

Der Prediger schwieg. Noch ein Schlußvers des Chorals, der die Trauerfeier eingeleitet — dann wurden die Balken, die, über das offene Grab gelegt, den Sarg trugen, hinweggezogen. Langsam senkte er sich in die Grube. Die Stricke ächzten unter der Last, die Erde fiel abbröckelnd, mit dumpfem Geräusch auf den Metalldeckel. Ein jäher Ruck — der Sarg war in der Tiefe angelangt. Rasch füllte sich die gähnende Oeffnung. Die Freunde traten heran, jeder warf eine Hand voll Erde hinab und begleitete den letzten Gruß mit einem leisen Wort.

Die trauernde Wittwe, eine schlanke Gestalt, von ihrem schwarzen Schleier ganz eingehüllt, stand am Grabesrand und blickte hinab. In Gedanken oder tiefen Schmerz so versunken, daß sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und hinabgestürzt wäre. Ihr Schwager sprang herbei, und legte den Arm um sie. Aber sie hatte sich schon wieder zurechtgefunden. Mit einer abwehrenden Bewegung gegen ihn, und einem letzten Blick auf den sich mählich wölbenden Hügel, wandte sie sich mit langsamen Schritten zum Gehen. Allein, wie sie gekommen war, verließ sie den Kirchhof.

magere Frau, mit schwarzgefärbten Haaren, die sie in gepufften Scheiteln über den Ohren trug, stechenden Augen und einem boshaft gekniffenen Mund. „Mir ist, als hätte man mich inwendig ausgenommen, so leer und kalt. Es ist auch zu hart einen Bruder zu verlieren, und so ein goldenes Herz, wie mein Albert hatte.“ Und sie tauchte ein Stück Semmel tief in die braune Flüssigkeit in ihrer Tasse.

„Na, was das goldene Herz anbetrifft,“ brummte ihr Mann, ein Riese mit kurzgeschorenem, viereckigem Schädel und einem mächtigen Gebiß, das eben das dritte Butterbrod vertilgte. „Man soll den Todten nichts Böses nachsagen; aber für uns hatte er verteufelt wenig übrig.“

„Das war einzig und allein die Schuld seiner Frau,“ zischte seine Ehehälfte, mit einem Blick nach dem Nebenzimmer; „die hatte ihn ja ganz unter dem Pantoffel, die hochmüthige Person.“

„Und wie sie sich heute wieder benommen hat,“ mischte sich Fräulein Anna Wulkow, das älteste, stark verblühte Inspectorstöchterchen, in's Gespräch; „unerhört! Allein zum und vom Friedhof gefahren, was gegen alle Sitte ist! Und nicht ein Wort hat sie mit uns Allen gesprochen!“

„Der Schmerz um den verlorenen Ehegatten,“ begütigte Frau Gutsbesitzer Klenzig, die Tante des Hauses, eine wohlbeleibte Dame, mit einem fettig glänzenden Gesicht unter der schwarzen Spitzenhaube.

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?“ knurrte Wulkow. „Die und Schmerz! Hochmuth ist es, reiner Hochmuth! Wir sind ihr nicht fein genug, der gnädigen Prinzessin.“

Frau Klenzig wog nachdenklich den silbernen Kaffeelöffel in der Hand. „Ob Albert wohl ein Testament gemacht hat?“ flüsterte sie Fräulein Neckhausen zu.

Gespannt lauschten die Anderen. „Ich weiß es nicht,“ bekannte die Gefragte. „Der Justizrath war wohl ein paar Mal hier, aber Herr Cranz haben sich nie darüber geäußert.“

„Es wäre himmelschreiend, wenn er seine Geschwister nicht bedacht hätte,“ grollte Frau Wulkow; „aber das traue ich ihr schon zu, dieser Person.“

„Sieh doch Mama, was ich gefunden habe!“ So unterbrach Martha, die jüngere Tochter, das Gespräch. Sie hatte während der Unterhaltung der Anderen im Zimmer umhergestöbert. Die Tante Cranz mit ihren abweisenden Manieren war für sie stets der Gegenstand des höchsten Neides, — ihr Haus, in das die Familie nie geladen wurde, das interessanteste Studium gewesen. In einer Ecke des Büffets hatte sie jetzt eine Visitenkartenschaale entdeckt, und in den verstaubten Kärtchen gewühlt. „Sieh doch, wer hier Alles verkehrt hat! Stadtrath Webers, Director Sublanz — und auch Künstler! — Der Maler Gebel, Fräulein Amanda vom Stadttheater“ —

„Schmarotzer, die meinen armen Bruder aufgegessen haben,“ eiferte die Mutter.

„Das hatte in den letzten Jahren ganz aufgehört," beschwichtigte die Wirthschafterin. „Herr Cranz war stets ein Freund der Ruhe. Nur seiner jungen Frau zu Liebe, der er ja jedes Opfer brachte."

„Was er nur an ihr gefunden hat," fragte Anna, „an der rothblonden Hopfenstange."

„Eingebildet und dabei arm wie eine Kirchenmaus," ergänzte ihr Vater.

„Wenn ich noch an den Tag seiner Verlobung denke," — Frau Wulkow sprach undeutlich, denn sie kaute eben ein großes Stück Apfelkuchen — „so dreht sich mir das Herz im Leibe um."

„Mir ist es wie heute," stimmte Fräulein Reckhausen zu. „Ich sitze hier am Fenster und stopfe die Tüllgardinen aus der guten Stube. Da kommt Herr Cranz herein, und läuft in allen Ecken umher, als suche er Etwas, stellt sich dann plötzlich vor mich hin und sagt: Fräulein Reckhausen, ich habe mich eben verlobt — mit der Tochter von Frau Blank. Aber unser Verhältniß ändert sich dadurch nicht. Im Gegentheil, ich werde Ihre Unterstützung noch nöthiger brauchen, denn meine Braut ist noch so zart und unerfahren."

„Eine nette Unerfahrenheit," höhnte der Inspector, „die war mit allen Hunden gehetzt!"

„Es hätte mich eigentlich nicht überraschen sollen," fuhr die Erzählerin fort. „Seitdem Frau Blank in unserem Haus wohnte, war Herr Cranz ganz verändert. Aber ich war wie mit Blindheit geschlagen. Erst später fiel es mir ein, wie oft ich ihn mit Fräulein Magdalena plaudernd auf der Treppe getroffen; daß er die Miethsquittung stets selbst in den dritten Stock trug, und daß er sich auch einen neuen schwarzen Rock hatte machen lassen und drei weiße Westen."

Die ganze Gesellschaft lauschte gespannt dem interessanten Vortrag, und bemerkte nicht den Eintritt des einzigen Bruders des Verstorbenen, des Doctor Hubert Cranz, der an den Tisch trat, ein Glas Wein hinunterstürzte, und dann, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen, in der Stube auf und ab schritt.

„Verliebt wird sie sich wohl nicht in ihn haben," spöttelte Wulkow.

„Ein ungleiches Paar," meinte auch Frau Klenzig, die Tortenkrümel auf ihrem Schooß sammelnd. „Wenn ich an den ersten Besuch denke, den sie bei uns machten! Den ersten und den letzten. Sie hat uns den Bruder entfremdet, sie hat kein Herz. Und wer weiß, hätte sie ihn nicht eingefangen, er lebte vielleicht noch, der gute Albert!"

Hubert trat an den Tisch. — „Glaubt Ihr sein Andenken zu ehren, indem Ihr seine Wittwe verlästert?" rief er. „Und Sie, Fräulein Reckhausen, thäten auch besser Ihre Herrin nicht zu schmähen. Ihre Unerfahrenheit kam nur Ihnen zu Gute. Und — auch ohne Magdalene Blanks Verführungskünste, Sie wären doch nie die zweite Frau Cranz geworden!"

Wie eine Schaar aufgescheuchter Sperlinge stoben die Angeredeten auseinander. Ein böser Blick der Frauen traf den Arzt, aber sie verstummten. Erst als er das Zimmer verließ, rückten sie enger zusammen, um das unterbrochene Gespräch im Flüsterton wieder aufzunehmen.

Doctor Cranz trat in das Nebenzimmer, die „gute Stube“, in welcher der Sarg aufgebahrt gewesen war. Die rothen Plüschmöbel standen noch alle in einer Ecke zusammen; auf dem Fußboden lagen Tannenzweige und abgerissene, weiße Blüthen. Ein widriger Geruch von Chlor, Moschus und welken Blumen erfüllte den Raum, den eine Lampe nur nothdürftig erhellte.

Erst nach einigen Secunden erkannte Hubert seine Schwägerin, die in der Fensternische in einem Sessel lehnte. In demselben Anzug noch in welchem sie den Kirchhof verlassen. Den Hut hatte sie neben sich auf den Tisch gelegt, das Cachemiretuch war ihr von den Schultern geglitten, und schleifte an der Erde. Hubert konnte nicht unterscheiden, ob sie schlafe, oder mit halbgeschlossenen Augen träume.

„Du wirst Dich erkälten, Lena,“ sagte er nähertretend, indem er sich bemühte den rauhen Klang seiner Stimme zu dämpfen. „Du solltest Dich umziehen und etwas Warmes genießen.“

Die junge Frau schreckte auf. Doch als er nach ihrem Tuch griff, um es ihr wärmer um die Schultern zu legen, stand sie rasch auf, mit derselben abwehrenden Bewegung, wie vorher, als er sie vom Grabe hinwegriß. „Ich bin in der That angegriffen,“ antwortete sie mit leiser Stimme, „ich werde mich niederlegen.“ Und langsam, mit müden Schritten durchschritt sie das Gemach, den feuchten Kleidersaum nach sich ziehend.

Sie durchschritt einen engen Gang und trat in ihr Zimmer. Da warf sie Hut und Tuch von sich, verschloß die Thür mit Schlüssel und Riegel, trat dann in die Mitte der Stube und streckte beide Arme in die Höhe, wie ein Mensch, der eine schwere Last niedergelegt hat.

Frei! sie war frei! Die Ketten waren gefallen, die sie seit Jahren gedrückt hatten. Sie war nicht mehr abhängig von den Launen und Wünschen eines Anderen. Sie gehörte sich selbst an, ihre eigene Herrin!

Sie schaute um sich: Hier war ihr eigenstes Reich!

Die neugierigen Augen ihrer Nichten hätten hier mehr von ihrer Eigenart ausspüren können, als in den ausdruckslosen Wohnräumen. So gut es ihre künstlerische Unkenntniß, und die Sparsamkeit des Gatten erlaubt, hatte sie sich hier ein behagliches Nest gebaut. In einer Nische, durch blaßblaue Cretonnevorhänge fast verdeckt, stand ihr Bett. Davor, auf einem selbstgestickten Teppich mit Rosenmuster, ihre Sammetpantoffeln. An das Fenster, das nach dem Hof ging, über die niedrige Mauer jedoch in grüne Gärten blickte, war ein lehnenloser, mit nachgemachter, persischer Decke überbreiteter Divan gerückt. Darüber an der Wand ein Bücherschränkchen. Davor ein Tisch mit allerlei Tand, einem Fächer, Metallbüchsen, Glas-

flaschen mit wohlriechenden Wassern. Auf dem blumendurchwirkten Teppich, der einen großen Theil des Fußbodens bedeckte, standen niedrige, blaubezogene Möbelstücke in absichtlichem Durcheinander. Dazwischen ein Schaukelstuhl aus gebogenem Holz, ein Blumentisch mit künstlichen Blattpflanzen. Den kleinen Schreibtisch schmückten französische Bisquitfiguren, und aus einer bunten Vase auf schwarzem Sockel erwuchs ein mächtiges Makartbouquet. Ihr Lieblingsplatz jedoch, von ihr mit besonderer Sorgfalt geschmückt, war ihr Kamin. Ihre ganzen Ersparnisse hatte seine Anschaffung verschlungen. Die Umrahmung von unechtem Marmor, das Spiegelglas, das ihn, in hellblauer Einfassung, krönte, die zierlichen Messinggegenstände, Holzkorb, Zange, Blasebalg, die seine Flammen anfachten und unterhielten. Vor Allem aber das mächtige schwarze Bärenfell, das sie davor gebreitet, und das ein Paar weiche Kissen leicht zum bequemen Lager wandelten!

Heute prasselten die Scheiter hell auf und ihr Licht mischte sich mit dem matteren Schein der rosaverschleierten Hängelampe. Dicht vor der Gluth, durch einen gestickten Ofenschirm vor der Hitze geschützt, stand ein niedriges weißgedecktes Tischchen, mit Theegeschirr. Lena erkannte die Hand ihres Mädchens Dore, das mit rührender Treue an ihr hing, und dem allein sie die Sorge um ihr kleines Heim anvertraute. Sie streifte rasch die schwarzen Gewänder ab, wusch Hände und Gesicht mit duftendem Wasser und zog einen weißen Flanellschlafrock über. Dann zündete sie die Spirituslampe unter dem Kessel an, goß das kochende Wasser auf die Theeblätter in der zierlichen Kanne und stellte eine Tasse Thee neben sich auf die Erde.

Auf das Bärenfell gestreckt, die Arme hinter dem Haupt gekreuzt, starrte sie in die Flammen.

Sah sie in den Gluthen Gestalten der Vergangenheit aufsteigen?

Die immer klagende, abgehärmte Mutter und sich selbst? Das achtzehnjährige, hochaufgeschossene Mädchen, mit den unzufriedenen, begehrlichen Gedanken unter den rothblonden Locken? Gedachte sie des Tages, da sie, von einem Besuch zurückgekehrt, die Mutter zum ersten Mal freudestrahlend fand? Kaufmann Cranz, der Besitzer des Hauses, in dessen drittem Stockwerk sie zwei bescheidene Stübchen bewohnten, hatte um Lenas Hand angehalten. Welches Glück! Wie würden sie alle Bekannten beneiden!

Erinnerte sie sich, mit welchem Stolz sie, die kaum erblühte Jungfrau, ihre Hand in die des alternden Mannes legte, der ihr Vater sein konnte? Wie freudig sie das „Ja" vor dem Altar sprach? Es brachte ihr ja Alles, wonach sie sich so lange gesehnt hatte: eine geräumige Wohnung, schöne Kleider, Dienstboten, ein sorgenloses, arbeitsfreies Leben." —

Es dauerte Jahre, ehe ihr all der neue Besitz ganz gleichgültig wurde. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt, in der ihr Mann, von seinen Geschäften in Anspruch genommen, sie der Führung seiner Freunde überließ, trug dazu bei sie aus dem Zustand behaglicher Zufriedenheit aufzurütteln. In die klösterliche Stille ihres Heims zurückgekehrt, glaubte

sie plötzlich zu fühlen, daß sie bisher nur vegetirt habe, und daß ihre Wunschlosigkeit nichts gewesen war, als Unkenntniß des Wünschenswerthen!

Damals versuchte sie Bekanntschaften anzuknüpfen, ihre Häuslichkeit zu beleben.

Aber ihr Gatte sah scheel zu diesen Aenderungen. Er war an gleichmäßige Lebensweise gewöhnt und konnte sich zu einer anderen nicht mehr bequemen. So gab Lena ihre Aenderungsversuche bald auf. Ihre neuen Freunde schienen ihr bei näherer Bekanntschaft ohnehin nicht interessant genug, um für ihre Erhaltung zu kämpfen. Die alte Stille zog wieder in ihr Haus ein. Nichts schien verändert, und doch war sie eine ganz Andere geworden!

In ihrer Seele war etwas erwacht, das sich nicht wieder beruhigen wollte. Eine Unbefriedigtheit ein Sehnen — ganz anderer Art als das ihrer Mädchenjahre, das nur den praktischen Dingen des Lebens gegolten! Es fehlte ihr an Beschäftigung, um die innere Unruhe zu betäuben. Die Leitung der Wirthschaft ruhte in Fräulein Reckhausens Hand, und öffentliche Wohlthätigkeit interessirte sie nicht.

Sie schmeichelte ihrem Manne die Erlaubniß ab, sich ihr Zimmer einrichten zu dürfen. Kein Fremder sollte es betreten. Wie eine verzauberte Prinzessin erschien sie sich darin. Stundenlang regten sich die geschickten Finger zum Schmuck der eigenen Person. Nach ihren Modebildern schuf sie Hüte, Häubchen, Kleider, in denen sie oft kein anderes Auge sah, als das eigene. Wenn sie des Abends, nach der letzten Partie Piquet, den Gutenachtkuß ihres Mannes hingenommen, flüchtete sie in ihre Einsamkeit.

Stundenlang las sie französische Romane, in denen unverstandene Frauen lebten und liebten. Und dann trat sie wohl vor den Spiegel, löste die goldenen Haare, entblößte die weißen Schultern und fragte sich, ob sie nicht auch werth sei angebetet, begehrt zu werden? Warum es ihr bestimmt sei ihre Jugend zu vertrauern, ihre Schönheit ungesehen verblühen zu lassen?

Und in phantastische Gewänder gehüllt, deren Schnitt sie selbst erfunden, streckte sie sich auf das Bärenfell, blickte in die flackernden Holzscheite, und träumte!

Nicht von Liebe, — nur von leidenschaftlicher Bewunderung, von glänzendem Leben, rauschenden Vergnügungen!

Immer brennender wurde die Sehnsucht nach der Verwirklichung dieser Träume. Oft, wenn sie sich mit ihrem Mann im alltäglichen Gespräch unterhielt, äußerlich das Bild vollkommenster Seelenruhe, hätte sie am Liebsten aufgeschrieen: „Schon wieder ein Tag vorbei, ein Tag verloren! Meine Jugend schwindet; ich will leben, genießen!“

Ihr Mann merkte nichts von Lenas Doppelleben. In seinen Augen war sie ja, im Besitz von Allem, was eine Frau beanspruchen kann, vollkommen glücklich. An ihre kühle, träge Gleichgültigkeit hatte er sich

gewöhnt und hielt sie für ihr innerstes Wesen. Ueberdies war er, in Folge eines plötzlich hervortretenden Herzleidens rasch gealtert und kränkelte häufig, bis ihn eine starke Erkältung auf das Krankenlager warf, — von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Lena, wohl um die Stimme in ihrem Innern zu betäuben, pflegte ihn mit pünktlicher Pflichttreue. Mit einer grauen Schwester theilte sie die Nachtwache. Es war in der Nacht vor seinem Tod, als sie aus leichtem Schlummer, zu dem sie in den Lehnstuhl zurückgesunken, von der Stimme des Gatten geweckt wurde.

„Verzeih, mein Kind, daß ich Deine Ruhe störe, Du mußt sehr müde sein.“ Und er legte seine fleischlose, matte Hand auf ihre kühlen, weißen Finger.

„Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Bald kann ich vielleicht nicht mehr sprechen und ich hätte Dir noch so viel zu sagen.“

Er sah sie lange an, wie sie vor ihm stand, im weißen Nachtgewand, die blonden Flechten vom Schlaf gelöst, die Wangen leicht geröthet.

„Wie schön Du bist, Lena! Schöner noch, als an jenem Tage, da ich Dir zum ersten Male auf der Treppe begegnete.“ Er seufzte. „Du bist sehr jung, zu jung, um allein in der Welt zu stehen, Lena! Aber ich weiß, Du bist ernst und verständig. Und Hubert wird Dir zur Seite stehen. An ihn wende Dich in allen Fragen des Lebens!“

Er konnte nicht weiter sprechen, ein Hustenanfall erstickte ihn beinahe. Zur Erleichterung seiner Athembeschwerden war eine besonders starke Morphiumdosis nöthig. Sie beruhigte ihn — aber aus dem Schlaf, in den sie ihn versenkte, erwachte er nicht mehr zu klarem Bewußtsein.

* * *

Die Träumerin am Kamin war eingeschlafen. Laute Stimmen auf dem Gang schreckten sie auf.

„Adieu, liebes Fräulein,“ hörte sie die fette Stimme der Tante Klenzig sagen, „empfehlen Sie uns der Hausfrau. Es war nicht sehr höflich von ihr, uns ohne eine Wort des Abschieds zu verlassen!“

„Mit gemeinen Leuten, wie wir sind, macht man keine Umstände,“ höhnte der Fabrikinspector. Und seine Frau fügte hinzu: „Sie ist wirklich unerhört, diese Ungezogenheit.“

Aber Schwager Hubert schnitt ihr die Rede ab. „Seid Ihr noch nicht fertig mit Lästern, dann macht es außerhalb des Trauerhauses ab.“ Die Thür fiel zu; sie waren gegangen.

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der Lauscherin. Sie hatte stets eine grausame Freude daran gefunden, die Verwandten ihres Mannes zu beleidigen. Sie fand sie ungebildet und boshaft. Und konnte sie den Verkehr nicht haben, den sie wünschte — einen unerwünschten ließ sie sich nicht aufdrängen. Ihr Mann, nur mit losen Banden an seine

Familie geknüpft, nöthigte sie nicht dazu. Nur mit seinem Bruder Hubert machte er eine Ausnahme. Trotz der schroffen, abweisenden Kühle der Schwägerin, war Hubert stets ein häufiger Gast des Cranz'schen Hauses gewesen. Lena konnte ihn unmöglich seinen Angehörigen gleichstellen. Zu oft hatte ihr Mann ihr erzählt, mit welchem eisernen Fleiße Hubert sich die reichen Kenntnisse angeeignet, die ihn zu einem der gesuchtesten Aerzte gemacht hatten; auch von Charakterzügen, die von des Bruders rauher, aber gerechter Güte sprachen, berichtete er mit Vorliebe.

Trotzdem wuchs Lenas Abneigung gegen den ungern gesehenen Schwager von Jahr zu Jahr. Der geheime Groll, der sich, mühsam bewacht, in ihrem Herzen mehrte, wandte sich weniger gegen den alternden, schwachen Gatten, als gegen den scharfen, ironischen Hubert. Sie haßte seine durchdringenden Blicke, die ihre verborgensten Gedanken zu lesen schienen; sie haßte das spöttische Lächeln, mit dem er ein neues Kleid, eine kokette Haartracht an ihr betrachtete, deren Erfindung ihr ein paar müßige Stunden verkürzt hatte. Sie haßte die unverhohlene Verachtung, mit der er ihre Romane, wenn sie sich einmal in das Wohnzimmer verirrten, bei Seite warf; sie haßte die sarkastische Galanterie, mit der er ihre Schwächen geißelte — ihre Eitelkeit demüthigte. Und an ihn hatte sie der Verstorbene gewiesen! O, über den Scharfblick der Männer! Mit besonderer Genugthuung wollte sie gerade seine Hilfe schroff zurückweisen! — —

* * *

Am Tage nach der Beerdigung ihres Mannes fühlte sich Lena krank. Die anstrengende Krankenpflege, und eine Erkältung auf dem Kirchhof hatten ihr ein leichtes Fieber zugezogen. Es war ihr ein willkommener Vorwand allein zu sein, alle neugierigen lästigen Besuche abzuweisen. Sie verlebte eine wonnige Woche trägen Hinträumens, von keiner Pflicht gestört.

Wie ein Kätzchen rollte sie sich in ihrem Bett, an ihrem Kamin zu behaglichem Ruhen zusammen, von ihrer Dore gepflegt und gehätschelt. Sie dachte nichts, sie plante nichts — sie fühlte sich müde und abgespannt und doch innerlich beruhigt; war sie doch frei und Herrin ihrer Zukunft! Auch ihren Verwandten, ihnen vor Allen, war ihre Thür verschlossen geblieben.

Aber heute, vierzehn Tage nach Alberts Tod mußte sie mit ihnen zusammentreffen. Das Testament sollte verlesen werden, ihre Anwesenheit wurde dringend verlangt.

Sie erschien im letzten Augenblick.

In ihren Trauergewändern, mit den ruhigen Bewegungen und den undurchdringlichen, bleichen Zügen, stach sie vornehm ab von den lauten aufgeregten Menschen, die sich in dem kleinen Bureau des Justizraths Seson zusammendrängten. Mit stummem Gruß, ohne die ausgestreckten Hände der sie begrüßenden Verwandten zu beachten, zog sie sich in eine

Ecke zurück, und hörte, unter dem herabgelassenen Schleier, die Verlesung des Aktenstückes an. Sie war die Universalerbin, „als Dank für die glücklichen Jahre, die ich mit ihr verlebte," so stand es in dem Testamente des Gatten. Die ärmeren Verwandten waren mit kleinen Legaten bedacht, die wohlhabenden gingen ganz leer aus.

Es war keine große Erbschaft. Das Geschäft des Verstorbenen hatte unter dessen Kränklichkeit gelitten, die letzten Jahre hatten Verluste gebracht, und der Haushalt war für die Verhältnisse der kleinen Stadt kostspielig gewesen. Siebzigtausend Mark baares Vermögen waren bei dem Berliner Banquier in guten Papieren deponirt. Aber das Haus war stark belastet; das zurückgegangene Geschäft brachte kaum einen Ueberschuß.

Lena war nicht habsüchtig. Nur Mittel zum Zweck war ihr das Geld. In ihrer Unerfahrenheit schien ihr diese Summe baaren Geldes unerschöpflich. Glänzende Luftschlösser bauten sich in ihrer Phantasie auf, während ihre Verwandten, zornig flüsternd, ihre Entrüstung nicht verbargen.

Die Verlesung des Testamentes war beendigt. Die Wittwe erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Da vertrat ihr Hubert den Weg.

„Ich muß Dich für ein paar Minuten belästigen," sagte er mit seiner scharfen Stimme; „darf ich bitten?" — Und er öffnete, einen Blick mit dem befreundeten Justizrath tauschend, die Thür zu dessen Privatzimmern.

Lena mußte sich fügen, aber ihr ganzer Trotz erwachte. Wie eine Fürstin schritt sie an dem Schwager vorüber, setzte sich weit entfernt von ihm auf einen Lehnstuhl, und lehnte den Kopf, wie ermüdet, gegen das Polster.

Hubert ging einige Mal auf und ab, als wollte er eine Erregung niederkämpfen. Dann fuhr er sich durch das buschige, ergrauende Haupthaar und sagte mit demselben schneidenden Ton wie vorhin:

„Ich habe vergeblich gesucht Dich in Deiner Wohnung zu sprechen, ich wurde stets abgewiesen."

„Ich war krank," kam es hochmüthig von Lenas Lippen. Er warf einen raschen Blick auf ihre feinen, blassen Züge.

„Ich wollte Dich nicht mit verwandtschaftlichen Gefühlen belästigen. Nur eine Pflicht glaubte ich erfüllen zu müssen. Dein Mann hat auf seinem Sterbebett die Sorge um Deine Zukunft in meine Hände gelegt."

Lena warf abweisend den Kopf zurück.

„Ich weiß es, Du theilst seinen Wunsch nicht; ich weiß auch," seine Stimme klang stahlscharf, „Du bedarfst meiner Fürsorge nicht. Aber ich muß doch versuchen mein Wort zu halten, ich muß Dich doch ein Mal fragen: Was gedenkst Du zu thun?"

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet. Mit unverhohlener Abneigung blickte sie den Sprecher an.

„Mein armer Bruder ist nicht ohne Sorge gestorben. Er fürchtete seiner geliebten Frau die Zukunft nicht genügend geebnet zu haben. Den Unterhandlungen, die er begonnen, um das Geschäft vortheilhaft zu verkaufen,

hat der Tod ein Ende gesetzt. Auch das Haus muß schleunigst veräußert werden. Es ist alt und wird von Jahr zu Jahr werthloser. Ich habe Albert mein Wort gegeben, mich redlich zu bemühen, Dir aus Beidem noch eine kleine Rente zu verschaffen. Aber es wird schwer halten, und vor der Hand wirst Du Dir eine andere Wohnung suchen, ein Mädchen entlassen müssen. Die Zinsen von 70000 Mark reichen auch in unserer kleinen Stadt nicht weit."

Lena biß sich die Lippen wund, um ihre Erregung zu bekämpfen. Waren nur darum ihre Ketten gefallen, um neuen, noch schwereren Platz zu machen? Sollte sie wieder einen neuen Herrn anerkennen müssen? Anstatt des alternden Gatten — den eisernen, herrschsüchtigen Schwager? Sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe empor.

„Mache Dir keine Mühe mit meinen Angelegenheiten. Der alte Hellwig, unser Procurist, und Justizrath Seson werden alle diese Dinge vortrefflich ordnen."

„Und Du?"

„Ich werde für's Erste reisen." Plötzlich, wie eine Eingebung, war ihr dieser Gedanke gekommen.

„Wohin?"

„Nach dem Süden. Meine Gesundheit ist sehr angegriffen, ich brauche eine Erholung."

„Allein nach dem Süden? Du bist so unerfahren —"

„Mein Mädchen wird mich begleiten."

„Und womit willst Du all die Kosten bestreiten?"

„Ist in dem Testament eine Klausel, die Dich zu meinem Vormund einsetzt? Bin ich genöthigt Dir Rechenschaft zu geben?"

„Nicht im Geringsten!" Huberts Ton gab dem ihren an kaltem Hohn nichts nach. „Es war nur eine Pflicht des Herzens, wenn Du eine Ahnung hast, was diese beiden Worte bedeuten."

„Dann sage ich Dir Adieu," antwortete sie, als hätte sie seine Worte gar nicht gehört. „Wir werden uns wohl vor meiner Abreise nicht mehr sehen."

Sie zog das Tuch fester um die Schultern und wandte sich zum Gehen. Hubert machte eine Bewegung, als wollte er ihr den Ausgang verschließen. In seinen Augen flammte es auf. Aber sie erwiderte den Blick eisig kalt, verächtlich.

„Glückliche Reise," sagte er und trat von der Thür zurück, die sich hinter ihr schloß.

* * *

Mit raschen Schritten eilte Lena nach Hause. Der Gedanke an eine Reise, der durch trotzigen Widerspruch in ihr erwacht war, gefiel ihr vortrefflich. Weg, nur weg aus dieser Stadt, von diesen Menschen! Die Welt sehen, leben, etwas erleben!

Ihre Vorbereitungen waren in wenigen Tagen beendet.

Mit dem Leichtsinn der Weltunkenntniß gab sie dem Justizrath Vollmacht über Haus und Geschäft, — der Wirthschafterin, über Geräthe und Einrichtung zu verfügen. Sie wollte nichts davon behalten, nur die Koffer, die ihre, der Trauer halber, nicht zahlreichen Anzüge enthielten.

Mit einem Creditbrief ihres Berliner Banquiers versehen, von ihrem Mädchen Dore begleitet, verließ sie leichten Herzens die Heimathstadt.

Ihr Ziel war die Riviera, die ja in so vielen der Romane, die ihre Phantasie erhitzt hatten, eine so große Rolle spielte.

Nizza — das Wort war ihr gleichbedeutend mit Vergnügen, Abenteuern — Erfolgen!

An einem trüben Decembertage kam sie in der Blumenstadt an. Kalter Wind peitschte das Meer auf und wirbelte den Staub auf der promenade des Anglais vor sich her. Auch durch Mauern und Fensterritzen drang er und machte das schlechtgeheizte Zimmer im Hotel de l'Europe, das Lena aufgesucht hatte, ungemüthlich und frostig.

Lena fieberte. Die Reiseanstrengung und das schlechte Wetter hatten sie krank gemacht. Sie mußte ihr Lager aufsuchen und sah acht Tage lang nichts von den Reizen des Südens, als die vier nüchternen Wände ihres Schlafzimmers.

Endlich hielt es sie nicht länger in der Einsamkeit. Sie raffte sich auf und ging zum ersten Mal an die gemeinschaftliche Tafel des Hotels. Eine plötzliche Schüchternheit faßte sie an der Thür des Speisesaals. Am Liebsten wäre sie umgekehrt! Verlegen nahm sie ihren Platz ein und wagte erst nach einigen Minuten um sich zu sehen.

Eine Gesellschaft von ungefähr 50 Personen war in dem geräumigen Saale versammelt. Lebhaftes Gespräch schwirrte hin und her, hauptsächlich in englischer Sprache, auch etwas französisch und italienisch. Die Deutschen hatten sich in diesem Jahr von der Cholerafurcht zurückhalten lassen. Lena war in den fremden Sprachen nicht sicher genug, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Auch wurde ihr keine Gelegenheit dazu gegeben. Die blonde bleiche Frau in der dunklen Kleidung wurde nicht beachtet. So blieb es auch in den nächsten Tagen. Lena mußte die Erfahrung machen, daß ihre Trauerkleidung sie in unwillkommener Weise vor Bekanntschaften schützte. Als aber durch Dores Schwatzhaftigkeit bekannt geworden war, daß ihre Herrin vor Kurzem den Gatten verloren, den sie in langer Krankheit getreu gepflegt, da wurde sie eine zeitlang ein Gegenstand des Interesses für sämmtliche — alte Damen.

„Poor dear,“ flüsterten die englischen Misses. Und eine Matrone mit der dichten Wittwenhaube auf dem weißen Scheitel versuchte eines Tages ihr Trost zuzusprechen, indem sie ihre eigenen traurigen Erlebnisse mit vielen Thränen und Seufzern mittheilte. Lena wies das Vertrauen der alten Dame ziemlich schroff zurück und war in Folge dessen noch vereinsamter als vorher.

Nizza wurde ihr bald verleidet. Sie packte ihre Koffer und ging nach Monaco.

In den ersten Tagen war sie geblendet.

Der Park von Monte Carlo — wie eine phantastische, auf den Effect berechnete Theatercoulisse an das blaue Meer gerückt, entzückte sie. Das Casino mit seinem Treiben in Foyers und Lesezimmern, die goldüberladenen Spiel- und Concertsäle — das Alles muthete sie an, wie eine Seite aus einem ihrer heißen französischen Bücher!

Aber auch dort blieb die Enttäuschung nicht aus.

Lena liebte die Natur nicht um ihretwillen.

Sie sah unter den Palmen nur die Pariser Kleider der Spaziergängerinnen. Auf der reizvollen Straße, an der grauen Klippe über dem weiß aufspritzenden Meer nur die kühnen Reiter und glänzenden Fuhrwerke.

Der herrliche Sonnenuntergang, der die keck gezackten Felsen roth färbt, die Rosen durchglühte, das Wasser verklärte, und die Umrisse der Farren und Pinien märchenhaft schön gegen den klaren Himmel zeichnete, beleuchtete ihr nur die vergnügten Menschen, die plaudernd zur table d' hôte eilten; und als unbetheiligte Zuschauerin dieses heiteren Schauspiels fühlte sie sich doppelt einsam, verlassen.

Ihr fehlte die Gabe Bekanntschaften zu knüpfen. — Mit dem brennenden Wunsch im Herzen, bemerkt zu werden, zu gefallen, trug ihr Gesicht, Fremden gegenüber, den Ausdruck sprödester Zurückhaltung. Ihr haftete noch die Schwerfälligkeit der Umgebung an, in der sie bisher gelebt, und ihre Bewegungen folgten nicht ihren Gedanken.

Sie hatte noch nicht einmal zu spielen gewagt. So oft sie in die blendend erleuchteten Säle eintrat, fühlte sie sich, allen Blicken so schutzlos ausgesetzt, unsicher und kehrte wieder um.

Doch eines Abends faßte sie Muth. Ein langer Spaziergang hatte ihr Blut in Wallung gebracht; ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß der glitzernde Jetschmuck, mit dem sie ihr düsteres Kleid geziert, das Federbarett, mit dem sie das Crêpehütchen vertauscht, ihr gut kleide. — Mit raschem Entschluß trat sie an einem Spieltisch — und setzte!

Spielsäle sind kein Boden, auf dem die Ritterlichkeit gedeiht. Der leidenschaftliche Spieler hat nur Sinn für das rollende Gold, für die hüpfende Kugel. Aber Lenas Unkenntniß der Spielregeln machten ihren Nachbar auf sie aufmerksam.

„Madame spielen zum ersten Mal?“ fragte er sie in französischer Sprache. Lena nickte.

„Ich sehe das an der Art, wie Madame setzt, auf rouge und noir zu gleicher Zeit. Das hat keinen Zweck. Gestattet Madame, daß ich ihr einige Rathschläge ertheile?“

„Ich werde Ihnen dankbar sein, mein Herr.“ Sie war sehr roth geworden; ihr war als seien alle Blicke auf sie gerichtet.

Der Angeredete sah sie näher an. Seine flackernden Augen musterten keck ihre Züge, ihre Gestalt, mit einem Ausdruck, der ihr wieder das Blut in die Wangen trieb.

„Was für eine Art von Weib ist das?" fragte er sich. Eine Deutsche offenbar! Das verrieth ihre Aussprache und ihr Aeußeres. Nicht pikant genug für seine erschlafften Sinne. Ohne Puder und Schminke, die Ohrenmuscheln ohne blitzenden Steine, die Büste nicht straff genug geschnürt, die Hände, wenn auch weiß und wohlgeformt, doch nicht mit genügender Sorgfalt gepflegt. — Aber immerhin fesselnd, schon durch den Gegensatz zwischen ihrem unverfälschten Erröthen und dem kühnen Spiel der Augen, denen, für seinen Geschmack, nur ein Paar Pinselstriche fehlten, um gefährlich zu erscheinen. — „Und was ist sie, eine Dame von Welt? Bah! — eine Frau ohne Begleitung im Spielsaal und im Gespräch mit dem ersten besten Herrn!"

Er rückte näher zu ihr. Sein Fuß streifte den ihren. Beim Auswerfen und Einziehen des Goldes beugte er sich über sie, und seine Hand blieb wie zufällig auf ihrer Schulter ruhen.

Sie athmete schwer. Auf ihren Lippen lag eine Zurückweisung. — Doch sie bezwang sich. Endlich ein Abenteuer. Und sie wollte den Ausgang abwarten!

Was konnte ihr auch zustoßen, inmitten von Hunderten von Menschen! Und er war ein Fremder, den sie niemals wiederzusehen brauchte! — Er sah vornehm aus. Nachlässig aber tadellos gekleidet; ein verlebtes dunkles Gesicht, sichere, wenn auch nervös unruhige Bewegungen.

„Sie haben mir Glück gebracht, Madame. Ich hatte eben auf die Farbe Ihrer unvergleichlichen Haare gesetzt; jetzt auf das Schwarz, das Ihre schöne Gestalt verhüllt — und beide Mal gewonnen! — Nun möchte ich aber verlieren! Sie kennen doch das alte Sprüchwort?"

„Ein Franzose und abergläubisch?"

„Nur in der Liebe, dieser unberechenbarsten aller Religionen."

„Was ist für einen Spieler unberechenbar?"

Sie wußte nicht, was sie sprach, ihr fiel nichts Geistreiches ein; die fremde Sprache hinderte sie. Er nahm ihre Nachsicht für ein Zugeständniß.

„Es wird heiß hier. Wollen wir nicht aufstehen und ein Wenig plaudern?"

Sie erhoben sich. Er begleitete sie zu einer Seitenbank unter dem prunkvollen Wandleuchter und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, Gaston de Champfleury aus Brüssel. Und Ihr Name, schönste Frau?"

„Magdalena" — sie zögerte mit einer Scheu, die halb dem bürgerlichen Klang ihres Namens galt, halb der Empfindung, daß sie ihn in dieser Umgebung nicht nennen dürfe. Er drang nicht in sie.

„Madeleine — das ist entzückend. Ich fürchtete schon, Sie würden Gretchen heißen."

„Wieder ein Aberglaube!“

„Nur Ihre Schuld. Warum sind Sie so blond und erröthen so reizend? Aber ich ziehe Madeleine bei Weitem vor. — Ein Name, der so angenehme Aussichten bietet! Madeleine, die unbußfertige, noch nicht zum Wüstenleben geneigte, nicht wahr? Da ist jede Sünde, die man mit ihr begeht, noch eine gute That, die sie dem Himmel näher bringt!“

Er neigte sich vor, und sah ihr voll und begehrlich in die Augen.

Die Antwort wurde ihr erspart. Denn ein Herr und eine Dame, die an dem zweiten Spieltisch gesessen hatten, näherten sich ihnen.

Gaston erhob sich, verließ Lena mit einem kurzen „Pardon!“ und trat auf das Paar zu.

„Tiens Gaston, mit einer neuen Eroberung?“

„Riecht nach Provinz, he?“

„Sie verspricht. Ich bin im Begriff, sie zu bilden. Mäßige Dich etwas, Blanche, und verscheuche sie mir nicht!“

„Man wird es versuchen. — Was für Faxen um so eine Gans!“ —

„Darf ich Ihnen meine Freunde vorstellen?“ sagte Gaston zu Lena. „Baronin Blanche de Montigny; Alphonse de Montigny, ihr Schwager aus Paris — Madame Madeleine“ — — er murmelte etwas, das als Zunamen gelten konnte.

Die Neuangekommenen setzten sich, die Baronin neben Frau Cranz. Sie lehnte den üppigen, von dunkelgrünem, goldgesticktem Atlas straff umspannten Oberkörper gegen die Polster, und kreuzte die Beine, daß die hochstelzigen Goldkäferschuhe unter dem Saum hervorschauten.

„Ob Madame schon lange in Monte Carlo sei?“ fragte sie in näselndem Ton, das Lorgnon an die schwarzumränderten Augen haltend, und die junge Frau von oben herab betrachtend. „Und ob sie auch die Gesellschaft so gemischt finde, so spießbürgerlich, so mauvais genre! Sie zöge vor, morgen nach Cannes zurückzukehren, auf das Schloß ihrer Freundin, der Gräfin Bellecour.“

Und während Lena, halb eingeschüchtert, keine Antwort wußte, drehte sich die Dame um und rief mit ganz verändertem Ton:

„Sieh' nur die lange Henriette, hat die wieder einen Gimpel gefangen! Und gestern hatte sie nicht auf die Nacht. Die Männer müssen blind sein, stockblind.“

Sie unterbrach sich plötzlich, murmelte etwas von „unerträglichem Zwang“ und stand auf.

„Waren das Pariser Manieren?“ fragte sich Lena, „oder war die Fremde das, wonach sie aussah?“

„Es ist heute wirklich auffallend voll,“ sagte Gaston. „Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen und erst zurückkehren, wenn es leerer geworden?“

Er hüllte seine Nachbarin in ihren Mantel, und führte sie aus dem

Saal. Sie fühlte sich unbehaglich und zugleich erregt, gereizt. Prickelnde Neugierde erfüllte sie. Ihr war, als träume sie, mit dem Bewußtsein jeden Augenblick erwachen zu können.

Sie stiegen die Treppe hinab. Vor ihnen ging das Paar Montigny. Die Baronin schürzte ihr Kleid hoch auf, so daß das feine Bein im schwarzen Seidenstrumpf zwischen einem Gewirr von Spitzen hervorsah.

„Welch eine herrliche Nacht," flüsterte Gaston. „Dunkel und verschwiegen! Wie geschaffen für Liebesglück."

Sie wich etwas zurück, worauf er den Freunden zurief: „Nicht so schnell, wir verlieren Euch sonst. Laßt uns in die Anlagen gehen, wir wollen Madame die reizenden Heckenrosen zeigen, die heute Abend aufgeblüht sind."

Er zog seine Gefährtin mit sich fort. In den kiesbestreuten Gängen des Palmengartens war es still. Gegen den Lichtkreis, den die Gaslaternen um sich verbreiteten, erschien die Finsterniß noch schwärzer. Wie schwach umrissene Schatten sahen die einzeln Spaziergänger aus. Man hörte das Rauschen seidener Kleider, das Klirren neumodischer Armbänder, gedämpftes Plaudern, leises Kichern. Die blühenden Pflanzen mischten ihren Duft mit dem Geruch von französischen Parfums. — — Lenas Herz klopfte, — ihre Begleiter waren verschwunden. Sie stand mit Gaston allein im Dunkel der Nacht.

„Wie die Rosen duften," flüsterte er ihr zu. „Wäre es heller, Sie könnten sie blühen sehen, rosig und lockend wie Ihr Mund. Wissen Sie, daß Sie reizend sind, Madeleine, und daß ich Sie anbete?" Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihren Lippen.

Da riß sie sich los, und ehe der Ueberraschte zu sich kam, war sie über die Straße hinweggestürzt, in die offene Thür ihres Hotels, die Treppen hinauf.

Sie hörte den Fremden hinter sich herrufen: „Madame — Madeleine, fliehen Sie doch nicht" — sie hörte ihn in das Hotel eintreten, und über das Treppengeländer gebeugt, suchte sie zu verstehen, was er mit dem Portier verhandelte. Er fragte wohl nach ihrem Namen, nach ihren Verhältnissen, denn sie hörte ihn höhnisch auflachen.

„Eine Unschuld vom Lande also, die nicht den Muth ihrer Gelüste hat, bah," — er schnippte mit dem Finger, „es hätte sich wohl auch nicht der Mühe gelohnt."

In ihrem Zimmer warf Magdalene sich zornig auf ihr Bett. Pfui, was für ein häßlicher Anfang! Das war nicht die Art, wie sie in die Welt eintreten wollte! Sie weinte vor Wuth, und fand in der Nacht keinen Schlaf.

Am nächsten Tage beeilte sie sich den Ort zu verlassen, an dem sie eine Wiederbegegnung mit dem Belgier fürchten mußte. Sie ging nach San Remo.

Noch ganz unter dem Eindruck ihres Abenteuers, wählte sie einen Gasthof, der wie Bädeker betonte, „ausschließlich von Familien aufgesucht wurde."

So war es auch! Wie eine große Familie lebten die Insassen zusammen.

Wie eine Familie, in der stets einige Mitglieder sich in Lebensgefahr befanden! Wie die ganze Einrichtung zeigte, die luftdicht verschlossenen Fenster, die matratzengefüllten Thüren, die mit Gummi belegten Gänge, diente das Haus hauptsächlich als Krankenaufenthalt. Und diesen Gästen zu Liebe, die jede Erregung, jeden Luftzug scheuten, war das Leben, alle Beschäftigungen und Vergnügen auf die gedämpfteste Tonart abgestimmt.

In dieser einschläfernden Luft verlebte Lena den Winter.

Anfangs hatte sie täglich an Abreise gedacht. Aber wohin? Und würde sie es anderswo besser finden? Vielleicht war die Rivierareise überhaupt ein Fehlgriff gewesen, und sie hätte besser gethan, gleich eine große Stadt zu wählen! Aber da war sie nun einmal, und so blieb sie.

Wie einst zu Hause, vergingen ihr die Tage freud- und ereignißlos, im Verkehr mit gleichgültigen Menschen. Wie zu Hause fragte sie sich oft verzweifelt: „Waren denn die Träume auf dem Bärenfell vor meinem Kamin eitle Hirngespinste? Ist mein Leben, meine Jugend dahin?"

Die Wochen vergingen. Das Frühjahr kam, und allmählich entvölkerte sich die Meeresküste. Lena ließ sich von der rückwärts weichenden Fremdenwoge mit forttragen. Nach Norditalien, nach den Seeen, nach der Schweiz! Ueberall blieb sie nur kurze Zeit. Eine innere Unruhe trieb sie weiter.

Als sie Anfang Juni in Baden-Baden anlangte, nach halbjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland, fragte sie sich, was ihr diese Monate eigentlich Ergötzliches gebracht? Wenig genug!

Sie war sicherer geworden, gewandter, sie hatte die kleinstädtische Schwerfälligkeit und Schüchternheit abgestreift. Wenn ihr heute ein Abenteuer begegnete, wie jenes in Monte Carlo, sie würde ihm eine andere Wendung zu geben wissen!

Aber es hob sich vereinzelt aus der Gleichförmigkeit ihrer Erinnerungen.

Und hier? konnte sie hoffen in Baden-Baden etwas zu erleben?

Die Gesellschaft der ersten, stillen Saison war ebenso gewählt, als langweilig. Lena las in der Kurliste volltönende Namen; sie sah abgespannte, hochmüthige Gesichter. Es bedurfte eines besonderen Glücksfalls, um sie, die bürgerliche Frau, mit diesen hochgeborenen, hochmögenden Herrschaften zu befreunden! Und sollte sie weiter wandern Vom Thal in die Berge, wieder in die Einsamkeit, sie, die sich nach Bewegung, nach Lärm sehnte?

Sie hatte die Absicht, den nächsten Winter in Berlin zu verleben. Seit jenen Tagen, da es einst ihr unerfahrenes Herz entzückt hatte, war es das Ziel ihrer Sehnsucht geblieben.

Nun denn! warum nicht gleich hingehen?

Warum die Erfüllung ihres Wunsches noch hinausschieben? Weil es Mode war im Sommer der großen Stadt, ihrer Unruhe zu entfliehen? Das mochte für die gelten, die darunter litten, für die Nervösen,

vom Vergnügen übersättigten. Aber nicht für sie, deren Nerven stählern, deren Genußfähigkeit ungeprüft!

Und Alles, was sie um sich her sah und hörte: die unverkennbare Müdigkeit der erschöpften Großstädter, die in der ruhigen Umgebung aufathmeten, ihre Klagen über das geräuschvolle Straßenleben daheim, die unaufhörlichen Feste, das Hasten und Treiben der nimmermüden Geselligkeit — Alles bestärkte sie in der einen Idee: Nach Berlin; „da wirst Du finden was Du bisher vergeblich gesucht hast!"

Der Gedanke verließ sie nicht mehr. — Und eines Morgens, als sie aus einem Traum, der sie mitten in das Gewühl der Residenz geführt, von der lachenden Sonne und den zwitschernden Vögeln geweckt wurde, beschloß sie sofort abzureisen.

Dore, deren Anhänglichkeit längst einen schweren Kampf mit ihrem Unmuth über das „Vagabundenleben" kämpfte, mußte schleunigst einpacken; ihre Herrin konnte die Zeit zur Abfahrt nicht erwarten.

Ihr war, als stände ihr etwas besonders Freudiges bevor, und die langen Stunden im heißen Coupé vergingen ihr rasch, ausgefüllt von erwartungsvollen Träumen.

Schon eine Stunde vor Berlin (es war Sonntag und herrliches Sommerwetter) fluthete ihr großstädtisches Leben entgegen. — Auf allen Haltestellen festtäglich geputzte, heitere Menschen, die den rasch vorbeirollenden Schnellzug mit Zurufen und Tücherschwenken begrüßten. Rauschende Orchestermusik erklang aus den Restaurationsgärten der Vororte, eine dichte Wagenburg umgab sie, und aus einigen stiegen zischende Raketen, farbige Feuerkugeln in den klaren Abendhimmel empor.

Lena fühlte ihr Herz schneller schlagen. Alles berührte sie sympathisch, das Gewühl auf dem Bahnhof bei der Ankunft, der Lärm in den Straßen! Selbst die schwüle, stauberfüllte Luft schien ihr angenehmer, als die Seebrise der Riviera.

Sie stieg im Hotel de Rome ab.

Unter den Linden wogte das Leben.

Vor dem Café Bauer, dessen Fenster in die Erde gesenkt waren, saßen die Menschen bis auf die Straße; die Balkons waren dicht besetzt, ebenso die Kranzler'sche Terrasse und alle Bänke der Lindenallee.

Blumen, Obst, Zeitungen wurden feilgeboten, ein Extrablatt eben mit schallender Stimme ausgerufen. Man lachte, plauderte, zankte, kokettirte.

Wie gebannt stand Lena am Fenster und nahm das bewegte Bild in sich auf. Am Liebsten hätte sie sich unter die Spaziergänger gemischt. Aber Dores Augen blickten so schlaftrunken, daß sie nicht wagte der Ermüdeten noch einen nächtlichen Gang zuzumuthen.

Sie suchte ihr Lager auf und erwachte am Morgen aus tiefem Schlaf, mit dem Erwartungsgefühl eines Kindes vor Weihnachten.

Ihr erster Gang war in ein Modewaarengeschäft, wo sie sich, mit

raschem Entschluß, von Kopf zu Fuß neu ausstattete. Diese Aufgabe erforderte viel Zeit, Mühe und Sorgfalt, aber sie ermüdete sie nicht. Die Schmeicheleien, die man ihr über ihre Gestalt, ihre Haare, ihren Teint sagte, thaten ihr unendlich wohl. Auch die Bewunderung der Herren, die ihr auf der Straße keck in die Augen blickten, den Kopf nach ihr umwandten, war ihr hochwillkommen.

„Ich bin also noch nicht zu alt," sagte sie sich; „es war kein Wahnsinn, vom Leben noch eine Rolle zu erwarten. Nur die Bühne war bisher nicht richtig gewählt!" Und sie richtete sich höher auf, ihre Augen blitzten, ihre Lippen lächelten, sie war um zehn Jahre jünger geworden, als an der Riviera!

Einige Tage lang machte es ihr Vergnügen, in Berlin umherzustreifen, Museen und Gallerien zu besuchen, in feinen Restaurants zu speisen und Abends in's Theater zu gehn. Erst als sich auch bei ihr, der Unermüdlichen, eine leise Mattigkeit einstellte, legte sich ihre fieberhafte Schaulust, und sie fing an zu bedenken, daß sie einer Anlehnung, einer Empfehlung bedürfe, um auch das innere Leben der Großstadt kennen zu lernen.

Nur für die ersten Schritte; dann wollte sie ihren Weg schon allein finden! Aber an wen sich wenden?

Die Freunde ihres Mannes, die sich damals ihrer angenommen hatten, wurden, als viel zu kleinbürgerlich, entschieden verworfen; und sonst kannte sie keine Menschenseele!

Aber wie! Daß ihr das Nächstliegende immer zuletzt einfiel! Hatte sie nicht oft gehört, daß ihr Banquier, den sie damals ebenfalls flüchtig kennen gelernt, eine schöne Frau habe, ein großes Haus führe? War es nicht sogar ihre Pflicht, sich ihm als Geschäftsfreundin vorzustellen?

Und daß sie ihn zu diesem Zweck in seiner Privatwohnung, anstatt in seinem Bureau aufsuchte, konnte ihr höchstens als Unkenntniß der großstädtischen Gebräuche ausgelegt werden!

Um 1 Uhr Mittags fuhr sie vor dem schönen Hause in der Behrenstraße vor.

„Die gnädige Frau ist verreist," sagte das öffnende Mädchen, „aber Herr Möllburg ist zu Hause, und eben beim Frühstück. Wenn die Dame einen Augenblick hier herein treten wollen?"

Sie führte den Besuch in einen verdunkelten Salon, dessen Möbel bezogen, dessen Bronzen und Bilder verhangen waren, der aber trotz seines Sommerschlafes einen vornehmen Eindruck machte.

Der Hausherr, der mit einigen Freunden im Speisezimmer saß, las stirnrunzelnd die überreichte Visitenkarte. „Frau Magdalena Cranz, (aus Remburg, hatte Lena dazu geschrieben) — wer kann das sein? Gewiß eine Bettelei!"

„So sah die Dame nicht aus," wagte das Mädchen einzuwenden.

„Hat sie nicht gesagt, in welcher Angelegenheit, ob zu mir oder zu meiner Frau? Aus Remburg, — weiß gar nicht, wo das Nest liegt! Halt,

da fällt mir ein — Cranz — Cranz — wir hatten ja wohl einen Kunden dieses Namens — dessen Wittwe — na, das ist aber doch ein bischen stark von der guten Kleinstädterin, mich in meiner Wohnung zu belästigen! Sie soll nach meinem Bureau kommen zwischen 10 und 12!"

„Aber Möllburg, seien Sie doch nicht so ungastlich! In ein paar Minuten ist die Sache abgethan."

„Sie sind doch sonst galanter gegen das schöne Geschlecht."

„Schönes Geschlecht, eine Wittwe aus Remburg — ich kenne meine Provinz! Wenn Ihr aber durchaus wollt, meinetwegen!" Er trank sein Glas aus, und warf die Serviette mißmuthig auf den Tisch. „Aber, wenn ich in zehn Minuten nicht zurück bin, so müßt Ihr mich losreißen, mich in einer dringenden Frage herausrufen."

Er ging verdrossen nach dem Salon. Wie mit einem Zauberschlage aber änderte sich sein Gesichtsausdruck, als er Frau Cranz erblickte. Diese schlanke Frau in dem kostbar einfachen Spitzenkleid, den dunkeln Federhut auf dem hellen Haar, sah nicht aus wie eine Provinzialin!

Lena hatte sich des Hausherrn verzögerten Eintritt richtig gedeutet, die Veränderung seiner Züge wohl bemerkt. Ihr Muth hob sich.

„Verzeihen Sie diesen Ueberfall; aber da ich Sie in ihrem Bureau nicht getroffen —" die Nothlüge floß ihr leicht von den Lippen — „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern."

„Wer könnte Sie vergessen, gnädige Frau, der Sie einmal gesehen!" Und ohne zu erröthen fügte er hinzu: „Nur daß Sie mir um 10 Jahre verjüngt erscheinen."

Lena lächelte, um gleich darauf mit Halbtrauermiene fortzufahren: „Ich stehe jetzt allein in der Welt und habe in Berlin keinen Freund oder Berather! Das gab mir die Kühnheit, mich an Sie zu wenden. Wissen Sie mir Niemand zu empfehlen, der mir meine eigenen geschäftlichen Angelegenheiten erklären könnte? Alle diese Briefe (sie entfaltete einige Actenstücke), in denen mein Justizrath mir von Hypothekenzinsen, Procenten, Terminen schreibt, sind für mich Hieroglyphen."

„Darf ich Sie Ihnen entziffern helfen?" sagte der Banquier.

„Wie, Sie wollten selbst — oh, welche Güte! Und auch um die Aufstellung meiner bei Ihnen deponirten Papiere möchte ich Sie bitten — wie geschäftsmäßig ich mich ausdrücke — sowie um Zusendung von 1000 Mark."

„Ich werde Ihnen Beides morgen selbst bringen. Darf ich um Ihre Adresse bitten?" Es klopfte leise an die Thür. Getreu dem gegebenen Auftrag erschien einer der Freunde, um den Hausherrn abzurufen.

„Nur herein, mein Lieber; Sie stören nicht," rief Möllburg, und auch die Mienen des Neueingetretenen drückten eine angenehme Ueberraschung aus, als er die Wittwe aus Remburg erblickte. Es dauerte nicht lange, so wurden auch die anderen Genossen geholt, um die Bekanntschaft der jungen Frau zu machen.

„Dr. Gunzhausen, unser vortrefflicher Parlamentsredner; Professor Wachter, die Leuchte unserer Facultät; Herr Hans Paul, dessen Werke Sie jedenfalls schon in der Nationalgallerie bewundert haben; Freiherr von Hartwig vom Generalstab —" so stellte der Banquier Einen nach dem Andern vor.

Und Lena, deren Herz hoch aufschlug beim Hören all dieser vielversprechenden Namen, hatte für Jeden das ruhige Lächeln der gewandten Weltdame. Ein neuer Geist schien über sie gekommen! sie hatte das Gefühl „angelangt" zu sein!

„Sie sehen in uns, den zukünftigen Moltke ausgenommen, lauter Strohwittwer," rief Dr. Gunzhausen, „die sich in ihrer Verlassenheit gegenseitig zu trösten suchen. Unsere Frauen fürchten an der Sonne zu schmelzen, wie der selige Icarus, und entfalten ihre Flügel, um sich im Schatten der Wälder, der Kühle des Strandes zu bergen! Auch Sie, meine Gnädige, sind wohl nur auf der Durchreise in Berlin?"

„Durchaus nicht, ich bin aus Baden-Baden direct hierhergekommen, um hier den Sommer zu verleben."

„Das ist originell! Und Sie gefallen sich hier?"

„Ueber alle Maßen! Hier finde ich, was ich auf meiner ganzen Reise vergeblich suchte: Unterhaltung, Bequemlichkeit, angenehme Bekanntschaften!"

„Und die Hitze?"

„Dringt nicht in meine kühle Hotelwohnung. Ich habe mich nirgends so erfrischt gefühlt."

„Wenn unsere Frauen Sie hören könnten, die schon im Juni die Berliner Luft nicht mehr athmen wollten!"

„Vergessen Sie nicht, meine Herren, ich habe weder Nerven, noch Migräne! Ich bin nicht saisonüberdrüssig, gesellschaftsübersättigt. Ich habe mich in meiner kleinen Stadt lange ausgeruht, jetzt sehne ich mich danach aufzuwachen, zu leben!" Sie sah reizend aus, als sie das scheinbar so harmlos hinsagte. Ihre Augen funkelten, die Zähne schimmerten durch die Lippen, die Wangen waren leicht geröthet.

„Ebenso geistreich als schön," murmelte der Maler, laut genug, um von ihr gehört zu werden. Und Professor Wachter fügte hinzu: „Also eine Art Vergnügungscur, die Sie durchmachen wollen? Jedenfalls angenehmer, als all der Enthaltsamkeitsschwindel, der jetzt Mode ist."

„Und welchen Arzt haben Sie mit der Leitung der Cur betraut?" fragte Möllburg.

„Noch gar keinen. Ich bin ja noch so fremd hier, und weiß nicht, wem ich mein Vertrauen schenken soll."

„Wenn ich mich empfehlen könnte," — riefen alle fünf Herren wie aus einem Munde. Alle lachten.

„Ich schlage eine Consultation vor," meinte Gunzhausen. „Die Patientin wird uns ihre Beschwerden vortragen; dann wird es sich zeigen, wer von uns die schnellste Hilfe weiß."

Eine lustige Berathung folgte. Lena mußte beichten, an welchen Vergnügungen es ihr am meisten gefehlt habe, und die Herren schrieben danach ihre Recepte.

Morgenspazierritte im Thiergarten, Frühstück im Grünen, Bootfahrten, Gartenconcerte, Theaterabende.

Sie versprach von Allem etwas zu nehmen und für jeden Theil der Behandlung einen der Herren als Specialisten zu wählen. Wenig fehlte und der Hausherr hätte den interessanten Gast an den verlassenen Frühstückstisch genöthigt, um ein Glas Wein auf den glücklichen Erfolg der Cur zu leeren.

Doch Lena fürchtete noch weiter zu gehen. Sie erhob sich und, von allen Cavalieren an den Wagen geleitet, entfernte sie sich ebenso triumphirend als sie bescheiden gekommen war.

* * *

Nun begannen für sie die langersehnten Freudentage.

Endlich schien das Schicksal ihr seine Schuld zu zahlen.

Ihre neuen Freunde überboten sich an Aufmerksamkeiten, so daß sie oft gezwungen war, ihre kühnen Pläne zu beschränken.

Wie sie scherzhaft angedeutet, theilten sie sich gewissenhaft in ihre „Behandlung". Gunzhausen hatte die Führung durch Berlin übernommen; Paul läuterte ihren Kunstgeschmack, während Hartwig sie in die Geheimnisse des Sports einweihte.

Er lehrte sie reiten, fahren, Pistolenschießen und spornte ihren Eifer mit der Aussicht auf herbstliche Jagdeinladungen bei einem befreundeten Gutsbesitzer.

Möllburgs Amt war die Anordnung von Landpartieen und die Besorgung von Theaterbillets, während Wachter, durch seine angestrengte Thätigkeit von einer bestimmten Pflicht befreit, bei allen Unternehmungen nach Möglichkeit „hospitirte".

Alle Vergnügungsärzte waren voll des Lobes über die folgsame „Patientin".

Der Abgeordnete fühlte nicht mehr die Beschwerden der Sommersession, wenn ihr blonder Kopf ihm von der Reichstagsgallerie zunickt; Paul betheuerte, daß sie die alten Meister von einander unterscheide trotz des geübtesten Museumsdirectors; und Hartwig schwor, sie sei die famoseste Reiterin Berlins und würde bald einen Sperling im Fluge treffen! Alle erfreuten sich an ihrer unermüdlichen Genußfähigkeit, an ihrer unverhohlenen Bewunderung; und jeder lächelte halb ungläubig, halb geschmeichelt, wenn sie ihm versicherte, Berlin sei der herrlichste Ort der Welt, und alle Reize des Südens und der Schweiz wögen seine Schönheit nicht auf.

Sie hatte nach und nach einen großen Bekanntenkreis gewonnen, der aber, irgend ein ältliches Fräulein, das den Anstand repräsentirte, ausgenommen, nur aus Herren bestand. Die Berliner Gesellschaft, so viel davon nach

und nach in die Stadt zurückkehrte, fing an sich mit ihr zu beschäftigen. Man nannte sie „Strohwittwertrost.“ Die Frauen sammelten kleine Steinchen, in Form von „man sagt“, „haben Sie gehört?“ die sie ihr nachwarfen. Hätte sie es gewußt, es hätte sie nicht bekümmert! Sie war glücklich — sie genoß ihr Leben in vollen Zügen.

Und jetzt zudem, beim Herannahen des Winters, war sie so beschäftigt, daß selbst ihr zuweilen die Kräfte fehlten.

Sie wollte das Hotelleben aufgeben, und hatte zum October eine Wohnung gemiethet. Auch das mit seltenem Glück. Ihr Freund Paul hatte ihr ein wahres Juwel ausgekundschaftet: eine Gartenhäuschen inmitten eines großen Parks.

Ursprünglich als Atelier mit einer Junggesellenwohnung gedacht, verdankte es seine Entstehung der Laune des Besitzers, eines berühmten Bildhauers, der sich damit einen Schmollwinkel für die Sturmtage der Ehe erbaut hatte.

Es hatte nur wenige Räume, kein Wirthschaftsgelaß, und bedurfte einiger baulicher Veränderungen.

Auch die Wahl der Einrichtung war eine zeitraubende, da Frau Cranz Alles künstlerisch, eigenartig haben wollte, und Alles verwarf, was Andere vor ihr gewählt hatten.

Endlich war das Werk vollendet.

Ein kalter Herbstregen näßte die Straßen, durch welche Lena fuhr, um in ihr neues Heim einzuziehen. Sie hatte sich jede Begleitung, jeden Empfang verbeten. Allein wollte sie ihre Schöpfung zum ersten Mal vollendet sehen, unbelauscht die Wirksamkeit des Rahmens prüfen, der ihre Person künftig einschließen und zur Geltung bringen sollte.

Sie konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie die festlich beleuchteten, wohlig durchwärmten Räume durchschritt. Ihre Erwartungen waren übertroffen.

Dem Atelier hatte man drei Räume abgewonnen. Das große Nordfenster, bis auf die Erde verlängert und zur Nische vertieft, enthielt einen kleinen Wintergarten mit plätscherndem Springbrunnen. Von dort führten Stufen auf das einstige Modellpodium, das den Saal in zwei gleiche Theile theilte und jetzt das Eßzimmer bildete. Nicht groß, aber von behaglichstem Reiz, mit Teppichen, alten und neuen Waffen ausgehängt, und mit seltenen Gefäßen von Stein und Glas geschmückt. Durch eine zusammenschiebbare Glaswand davon getrennt, schloß sich das Wohn- und Musikzimmer an, während ein kleines, rechts anstoßendes Rauchzimmer in dem angebauten Wirthschaftsflügel lag.

Die Perle der Einrichtung jedoch war das Boudoir, das Lena dem ihren im Hause des Gatten möglichst gleich gewünscht hatte. Der Architekt hatte an diesem Thema festgehalten, es aber so phantastisch verändert, daß nur noch die Grundtöne an den Ursprung erinnerten. Die Wände waren mit einer chinesischen Seidentapete bedeckt, gegen deren

gelblichen Ton sich die schwarzrothen Plüschfalten der Gardinen schimmernd abhoben. — Möbel, von den verschiedenartigsten Stoffen überzogen, standen auch hier, ein Gemisch aller Formen und Arten, in scheinbarer Unordnung umher. Alte Stickereien, dunkle Brokate, stumpfe Teppichstücke, — ein Gewirr von Farben, und doch harmonisch miteinander verschmolzen!

Auf dem tiefrothen Teppich, mitten im Gemach, stand ein niedriges Ruhebett, mit schwarzem Bärenfell belegt; ein eben solches von weißer Farbe lag vor dem Kamin, dem veredelten Ebenbilde seines Remburger Originals. Der schöngeformte schwarze Marmor trug einen Schmuck von altem Delfter Porzellan, hohe Leuchter und Vasen, die sich in glänzendweißem, venetianischem Glas wiederspiegelten.

Mächtige Holzscheite prasselten in der Oeffnung, von einem japanischen Riesenschirm halb verdeckt. Zur Kühlung der Gluth lagen mächtige Pfauenwedel an der Erde, neben orientalischen Kissen, die dem Bärenfell gegenüber, ein zweites Lager bildeten.

Und überall auf den Tischchen, in den Vasen duftende Blumen, zwischen dunklen Bronzen und mattleuchtendem Elfenbein.

Wie ein Feeenmärchen muthete das Alles die Beschauerin an, farbensatt und doch geheimnißvoll gedämpft durch das rosige Licht der verschleierten Lampen! Ein mitleidiges Lächeln überflog Magdalenas Lippen, als sie an das Zimmer dachte, das sie einst so entzückt.

Es glich ihrem neuen Reich, wie ihr damaliges Leben ihrem jetzigen, wie eine Oellampe dem Sonnenlicht; wie sie selbst, die schlanke, vornehme Frau im schwarzen schleppenden Sammetgewande der unbeholfenen Kleinstädterin von damals in den selbstgefertigten Wollfähnchen.

Nebenan in dem mattbeleuchteten Schlafzimmer ordnete Dore, die in alter Treue Ergebene, die spitzenumsäumten Kissen, aus dem Badezimmer drang der Laut plätschernden Wassers.

Aber Lena konnte noch keine Ruhe finden. Wieder und wieder durchschritt sie die Zimmer, immer neue Ueberraschungen entdeckend.

„Wie schön ist es hier, wie glücklich werde ich hier sein!" So sagte sie sich stets auf's Neue; und erst zu später Nachtstunde entschloß sie sich ihr Lager aufzusuchen.

* * *

Mit den Freuden des Sommers war es endgültig vorbei.

Concerte, Premièren, Abendgesellschaften traten wieder in ihr Recht — für Lena lauter unbekannte Genüsse, die sie mit der Empfänglichkeit des Neulings kostete.

An Familienanschluß fehlte es ihr allerdings immer noch. Einige Künstler, denen der Ruf ihres Reichthums imponirte, öffneten ihr ihr Haus. Dort lernte sie einige Mädchen kennen, von jener Art, die sich gern an gefeierte Frauen drängen; ältliche Jüngerinnen schöner Künste,

die stets bereit waren, sie in der Loge oder im Wagen zu „beschützen", wenn sie weibliche Gesellschaft für wünschenswerth hielt.

Aber innigeren Verkehr suchte und fand sie nicht.

Als Frau Möllburg von ihrer Sommerreise zurückkehrte, war sie nicht abgeneigt, mit dem Schützling ihres Gatten Freundschaft zu schließen.

Die oberflächliche Banquiersfrau lebte nur für die Geselligkeit, das Vergnügen. Sie brauchte neue Erscheinungen für ihre unzähligen Gesellschaften und prüfte sie nicht streng auf den sittlichen Werth, wenn sie nur bestechende äußere Eigenschaften mitbrachten. Lenas genußsüchtige, ermüdungslose Natur hatte etwas der ihrigen Verwandtes, und der Hang zu „zigeunerhafter Ungebundenheit", den Frau Cranz, um ihr spießbürgerliches Vorleben zu verschleiern, mit Vorliebe betonte, verlieh ihr in den Augen der an strengere Formen gebundenen Großstädterin einen pikanten Anstrich.

Aber Lena verstand es nicht, sich diese Freundschaft zu erhalten. Sie fand die Möllburg'schen Gesellschaften langweilig, — die endlosen Mittagstafeln, die musikalischen Theeabende, die lebensarmen Bälle.

Sie fand die Hausfrau nicht glücklich in der Wahl und Zusammenstellung ihrer Gäste. Die lustigen, genialen Elemente wurden durch die schwerfälligen, geistlosen zu Boden gedrückt, in ihrer Entwickelung gehemmt!

Um mit der Frau eines geheimen Regierungsraths die beste Art von Puddingbereitung, mit der Frau eines Majors a. D. die Vorzüge der frühzeitigen Abhärtung kleiner Kinder zu besprechen, um mit einem wohlbeleibten Börsenmann, bei endlosen Tafelgenüssen, sämmtliche neue Bücher, Theaterstücke zu kritisiren, und die politische Meinung seiner Zeitung anzuhören, — dazu hatte doch sie nicht Haar- und Kleidertracht tagelang überlegt; dazu waren ihr die Stunden, die sie für Jahre verlorener Lebensfreude entschädigen sollten, zu kostbar!

„Wie kann eine so unabhängige, vorurtheilslose Frau wie Sie sich mit so steifleinenen Menschen umgeben?" fragte sie die neue Freundin. „Warum wählen Sie nicht nur die interessantesten Männer, die heitersten Naturen, und laden Frauen dazu, die ihnen ähnlich und ebenbürtig sind?"

„Weil ich auf meinen Ruf, auf die Stellung meines Mannes Rücksicht zu nehmen habe," war die Antwort der durch die abfällige Beurtheilung ihrer Gesellschaft Beleidigten. „Eine anständige Frau thut nicht bloß, was sie will, sondern vor Allem, was sie soll."

„Wenn anständig sein sich langweilen heißt, so warten wir doch damit bis wir alt sind! Unser Ruf leidet mehr von einem fremdartigen, auffallenden Kleidungsstück, das wir öffentlich tragen, als von einer heimlich begangenen Sünde! So viel gebe ich auf das Urtheil der Welt."

Sie schnippte mit dem Finger.

Diesem Gespräch entwuchs eine Verstimmung, die sich steigerte, als Lena ihre Theorien durch die That verwirklichte.

Sie entzog sich rückhaltlos der ihr lästigen weiblichen Unterhaltung,

wählte eigenmächtig ihren Tänzer, ihren Tischnachbar; sie lachte und scherzte im Nebenzimmer, wenn im Musiksaal klassische Musik gemacht wurde, und durchbrach die Schranken des Herkommens so weit, daß sie den Herren in das Rauchzimmer folgte und sich selbst eine Cigarette ansteckte, um „in dem Dampfolymp eine kleine Privatwolke zu haben, auf die sie sich zurückziehen könne, falls die Herren Götter etwa zu übermüthig werden sollten!"

Alle diese Aergernisse wurden noch durch den Uebermuth übertroffen, mit dem sie eines Abends, gereizt durch hämische Bemerkungen, ihre Ansichten über Liebe und Ehe entwickelte. In Gegenwart einiger orthodoxen adelsstolzen Matronen und ihrer strengerzogenen Töchter, erklärte sie für „freie Liebe" zu schwärmen, sie für die einzige sittliche, beglückende zu halten, und nie eine andere selbst anzuerkennen.

Verlegen und entrüstet zogen sich die Damen von ihr zurück, und der Abschiedsgruß der Hausfrau war so kühl, daß er einer Verabschiedung glich. —

Berauscht von den Huldigungen, die man ihr darbrachte, stolz auf ihr selbstgeschaffenes Heim, war sie weniger als je geneigt, sich bevormunden zu lassen.

„Ich passe nun einmal nicht zu den sogenannten ‚anständigen Frauen', die kleinlich und eifersüchtig sind, und nicht um ein Haar besser als ich, die ich nicht dem Schein opfere," erklärte sie; und sie fand Schmeichler genug, die sie in ihrer Ansicht bestärkten.

Ihr Hauswesen war nun vollständig geregelt. Sie hatte bestimmte Besuchstage, und für die Intimen eine Nachmittagstheestunde, in der die Herren in allen Zimmern rauchten, plauderten, musicirten, wie in einem Club.

Nur die Bevorzugtesten durften mit der Herrin in dem rosig beleuchteten Boudoir plaudern.

Sie auf ihrem Bärenfell, vom Kaminfeuer sanft bestrahlt, — der Freund ihr gegenüber auf niedrigem Stuhle, oder auch auf die Kissen gestreckt, die Cigarette im Munde, den duftenden Thee zur Seite.

Auf der Straße stets von der unauffälligsten Einfachheit, hatte sie sich für ihr Haus eine excentrische Tracht erfunden. Sie trug nur schwarz oder weiß, stumpfen Sammet oder weiche Wolle. Lange Falten, schlank an der Gestalt herabfließend, mit Gold gegürtet, am Halsausschnitt und den langen offenen Aermeln goldumsäumt. Dazu das Haar hochgesteckt, von goldenem Pfeil gehalten, wie sie es im Museum an der Diana von Versailles gesehen hatte. Ein berühmter Maler malte sie so, und zur nächsten Ausstellung stand sie einem Bildhauer zu einer Cleopatra.

Berlin fuhr fort von ihr zu sprechen. Wenn sie sich im Theater, in Concerten zeigte, tadellos gekleidet, wie eine Fürstin von ihrem Gefolge umgeben, nach rechts und links anmuthig grüßend, so flüsterten die Frauen, und ihre Männer lächelten mit jenem vertheidigenden Lächeln, das eine doppelte Anklage birgt. Und doch hatte sich die junge Frau weniger vorzuwerfen, als manche der strengen Sittenrichterinnen, die um keinen Preis „diese Person" über ihre Schwelle gelassen hätten!

Wohl hatte sie ihr Haus zu einem Minnehof gestaltet, dessen Mittelpunkt sie selbst war; wohl war es stillschweigende Bedingung für jeden Neueingeführten, ihr zu huldigen.

Sie lauschte nachsichtig lächelnd dem feurigsten Werben; das freieste Wort war erlaubt, wenn es sich in Geist hüllte; sie duldete manch heißen Kuß auf Hand und Arm, manche kühne Annäherung beim Zwiegespräch, bei Tanz und Ausfahrt.

Aber so gütig ihr Mund lächelte, so vielversprechend ihre Augen flammten — sie gewährte Keinem die Gunst, um die Alle offen oder verhüllt warben. Sie fühlte sich wohl in der schwülen Atmosphäre, die sie umgab, und fürchtete kein Unterliegen. Das war es ja, was sie sich ersehnt hatte: bewundert zu werden! Nach Liebe verlangte sie nicht — auch ihre Sinne blieben kalt, nur ihre Phantasie war heiß und schwelgte in den Gefahren, die sie umgaben, und mit denen sie, stolz auf ihre Unnahbarkeit, spielte.

Sie wähnte, daß sie eine Närrin wäre, von der Höhe, von welcher aus sie sie Alle beherrschte, die eitlen, sinnlosen Männer, herabzusteigen, um Einem anzugehören, der sich dann rasch vom Sklaven zum Tyrannen verwandeln würde!

Hier und da wurde ihr ein Freund untreu. Der Eine, weil der Verkehr mit ihr nicht dem entsprach, was er sich davon erhofft hatte; der Andere wieder, weil ihm dieser Verkehr zu frei und ungebunden erschien. Sie achtete dessen nicht. Der Kreis der Männer, die sich in diesem merkwürdigen Haus wohl fühlten, war immer noch groß genug; in diesem Hause, das eine verführerische Frau mit ihrem Reiz füllte, in dem alle Sinne umschmeichelt wurden, und in dem jeder Einzelne die Erfüllung seines geheimen Wunsches erhoffte!

Der Hausfrau war Jeder willkommen, der sich irgend welcher hervorragenden Eigenschaften rühmen konnte, war es Rang, großer Reichthum, geistige Begabung, oder besondere persönliche Liebenswürdigkeit.

Nur recht viel Sklaven vor dem Triumphwagen der Herrscherin, ihrem Herzen waren doch Alle gleichgültig!

So glaubte sie wenigstens.

Vor einigen Wochen hatte ihr Herr Möllburg, der seine interessante Kundin, trotz der Entfremdung der beiden Haushalte, noch ab und zu besuchte, einen jungen Mann zugeführt, Carlos Villarez, den Sohn eines amerikanischen Millionärs, der, unter dem Vorwande das deutsche Geschäft kennen lernen zu wollen, sein Leben in Berlin genoß.

Von französischer Mutter und spanischem Vater entsprossen, in Amerika groß geworden, vereinigte er die Eigenschaften dieser Nationen in seinem Aeußeren und seinem Charakter. Die dunkeln scharfgeschnittenen Züge, die brennenden Augen, die schlanke, sehnige Gestalt verriethen den Spanier; den liebenswürdigen Mund mit dem kindlichen Lächeln und das wohlklingende Organ hatte er wohl von der Mutter geerbt; und trotz seiner 23 Jahre war er schlau und berechnet wie ein echter Yankee.

Seine Kameraden liebten es, ihn als Kind zu behandeln. Ein gefährliches Kind, halb Cherubin, halb Don Juan!

In Lenas Hause nahm er bald eine Sonderstellung ein. Er nannte sie „kleine Mama“ und nahm sich allerhand Freiheiten heraus, wie sie einem Sohn erlaubt sind. Er zupfte ihr Haar zurecht, band eine losgegangene Schleife, legte zutraulich den Arm um ihre Schulter, um ihr ein Geheimniß in's Ohr zu flüstern, und nannte sie zuweilen wie selbstvergessen, „Du“.

Bald war er der häufigste Gast des Boudoirs, und er liebte es, zu den Füßen seiner „kleinen Mama“ hingekauert, den Kopf auf ihre Kniee zu legen und seine Sünden zu beichten. Es war meist von Frauen die Rede, und sie stellte sich oft sehr erzürnt. Nur weil es gar zu reizend war, wie seine feuchten Blicke dann baten, seine weiche Stimme schmeichelte, und er sie so lange liebkosend bestürmte, nicht böse zu sein, „denn er würde es sicher niemals wieder thun,“ bis sie dem Reuigen verzieh.

Eifersüchtig wurde sie dadurch nicht, gewiß nicht! Diesem „Kinde“ gegenüber war sie ja eine gereifte Frau, und die Freude, die sie bei seinem Anblick empfand, die Unruhe, die ihr sein Ausbleiben verursachte, hätte ihr gewiß auch ein eigener geliebter Sohn eingeflößt.

Sie konnte darum bei den Neckereien der Freunde, die zu der steigenden Bevorzugung des Jünglings scheel sahen, recht böse werden. Wie unfreundschaftlich, ihr gerade dieses reine Verhältniß zu mißgönnen!

Wie zwischen Mutter und Sohn in ihren französischen Romanen, in denen auch selbst in diesem zartesten aller Bündnisse, die Galanterie so wichtig blieb!

Darum war es doch ganz harmlos, daß sie sich nach seinem Geschmack schmückte, nach seinen Launen Vergnügungen annahm oder abschlug, und ihm Plauderstunden schenkte, in denen sie für Niemand sonst zu Hause war.

„Er ist so einsam in der großen Stadt, ich muß ihm Heimat und Familie ersetzen,“ meinte sie.

Carlos war eine Woche verreist gewesen. „In Geschäften,“ hatte er gesagt, und in der ganzen Zeit nichts von sich hören lassen. Heute war ein Brief von ihm gekommen.

„Ich komme heute Abend 8 Uhr zu Ihnen; aber um des Himmels willen kein fremdes Gesicht bei unserem Wiedersehen! Wie sehne ich mich nach meiner süßen kleinen Mama; nach dem duftenden Zimmer, in dem sie als schönste Blume blüht; nach dem Blick ihrer guten Augen, nach dem Druck ihrer rosigen Finger! Ich lebe nicht mehr bis zu der Stunde, wo ich den Kopf in ihren Schooß legen, und ihr Alles erzählen kann, was ihr leichtsinniger Sohn in der langen Zeit erlebt hat.“

Lena hatte ihr Heim für den Langentbehrten festlich geschmückt. Alle Zimmer waren hell erleuchtet, nur im Boudoir waren die Lampen wie immer rosig verschleiert. Das flackernde Kaminfeuer warf phantastische Lichter in die halbdunklen, von ungewissem Flimmer erfüllten Ecken und kreuzte sich mit der hellen Flamme der Spirituslampe, die unter dem

silbernen Samovar, auf dem niedrigen Theetisch, sang und summte. Veilchen und Tuberosen, Carlos Lieblingsblumen, füllten Vasen und Schalen; auch Lena's Gewändern entströmte ein feiner Veilchenduft. So viel Zeit und Sorgfalt sie auch heute auf ihren Anzug gewendet, sie war nun doch zu früh fertig, und ungeduldig durchschritt sie die Räume, fragende Blicke auf die Uhr werfend.

Wieder im Boudoir angelangt, warf sie sich auf das Ruhebett. Sie dachte an Carlos, wie sie all die Tage her immer an ihn hatte denken müssen. Sie hatte sich unbegreiflich heftig nach ihm gesehnt. Sein schönes Gesicht, seine knabenhafte Heiterkeit, seine ungestüme Zärtlichkeit hatten ihr gar sehr gefehlt. Wo war er denn gewesen? Die „Geschäftsreise", bei seiner bekannten Trägheit ohnehin schwer glaublich, wurde von den Freunden lustig bespöttelt. Welche neuen Liebesabenteuer hatten ihn verstrickt? was würde sie ihm Alles zu verweisen haben?

Sie nahm sich vor, diesmal nicht so nachsichtig zu sein, wie sonst; sehr streng und ernst, wie es der mütterlichen Freundin geziemt; aber nicht zu streng, um sein Vertrauen nicht zu verscheuchen — um ihn nicht wieder entbehren zu müssen, lange, endlos öde Tage! Darum hatte sie auch ihr Haus und sich selbst so reizvoll geschmückt. Er sollte erkennen, daß er kein trauteres Heim, keine anmuthigere Gefährtin finden könne; er sollte sich gefesselt fühlen, um nicht wieder von ihr zu fliehen!

Sie blickte in den Spiegel, der ihr gegenüber hing und sie ganz wiedergab. Wie sie so dalag in dem weißen Wollgewand, die entblößten Arme hinter dem Haupt gekreuzt, glich sie einem klassischen Bildwerk. Von dem schwarzen Bärenfell hoben sich die schlanken Umrisse der biegsamen Gestalt scharf ab, im goldig flammenden Haar blinkte der silberne Halbmond. Rosig schimmerte die Haut durch die Maschen des Seidenstrumpfes, von dem der Goldpantoffel halb herabgeglitten war. Das dämmernde Halblicht verwischte alle verrätherischen Spuren, die das unruhige Leben, die rastlose Vergnügungsjagd ihr aufgeprägt. Nur vergeistigt, verfeiert erschienen ihre Züge. Das dunkel umränderte Auge schmachtete sehnsüchtiger und heiß brannte der Mund in der zarten Blässe des Gesichts.

Aus dem geheimnißvollen Halbdunkel, aus den gebrochenen Farben des Hintergrundes leuchtete sie hervor marmorhaft und doch voll feurigen Lebens. Sie lächelte sich zu, sie schwelgte in der eigenen Schönheit.

So wird sie Carlos sehen, bald, in wenig Minuten! Und er wird sie bittend umschmeicheln, seinen Kopf reuig auf ihren Schooß legen, seine Arme zärtlich um ihre Schultern schlingen! Ein wonniges Beben erfaßte sie bei dem Gedanken; ihre Augen verschleierten sich, der Mund athmete hastig.

Draußen ertönte die Klingel, sie hörte eine gedämpfte männliche Stimme. Das war er! Aber sie rührte sich nicht. Er sollte sie so sehen, in ihrer sieghaften, ihren Reiz wie unabsichtlich darbietenden Stellung. — — —

Ein paar Herzschläge lang lag sie still. Dann wendete sie den Kopf.

Vor ihr, die Kleider vom Schnee genäßt, die Stiefel beschmutzt, Haar und Bart vom Wind zerweht, stand ihr Schwager Hubert.

Sie starrten sich an, Beide sprachlos, — sie von einem jähen Schreck erfaßt; er wie gelähmt von dem überraschenden Anblick. Das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen, die Hände preßten krampfhaft den weichen Hut zusammen.

Plötzlich erwachte die Frau zum Leben. Sie sprang auf. Halb unbewußt griff sie nach der seidenen Decke, die den neben ihr stehenden Tisch bedeckte und hüllte sich in ihre Falten. Da fand auch er die Sprache.

„Guten Abend, Schwägerin," sagte er, und seine Stimme klang heiser und rauh. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Dich gelüstete es bis jetzt nicht nach einem Wiedersehen mit Deiner Familie." Er reichte ihr die Hand hin, aber sie that, als bemerke sie es nicht.

„Du heißest mich nicht willkommen; ich komme Dir ungelegen, in einem Augenblick, wo Du, wie es scheint, einen Anderen erwartest."

Sie antwortete nicht. In die Falten des Tuchs gewickelt, glich sie einer zürnenden Göttin, die Lippen fest zusammengepreßt, die Stirn gerunzelt. Welch ein Zwischenfall! In ihrem Kopfe summte nur der eine Gedanke: „Wenn er nur ginge, bald, gleich, ehe Carlos kommt!"

„Du fragst mich nicht, wie ich Dich gefunden habe, was mich herführt. Daß Du Dich nicht brennend nach mir sehnst, konnte ich wohl vermuthen. Aber da mich gerade Geschäfte nach der Stadt führten — Geschäfte die eigentlich die Deinen sein sollten. — Das Grab Deines Mannes entbehrt noch immer des Schmuckes. Ich wollte Dir nicht vorgreifen" (er lachte bitter auf). „Aber nachdem der Jahrestag seines Todes vorbei war, hielt ich es doch für unpassend länger damit zu zögern. — Das Denkmal ist fertig; allein dem Künstler genügt meine Zufriedenheit nicht, er wünscht es auch der trauernden Wittwe zu zeigen. So machte ich mich denn auf, die ‚trauernde Wittwe' zu suchen. Allzuschwer ist mir das nicht geworden. Du bist ja eine Art Berühmtheit in Berlin geworden, Magdalena: ich gratuliere zu dem raschen Erfolge."

Sie warf den Kopf zurück. Aus ihren halbgeschlossenen Augen schossen haßerfüllte Blicke nach dem Sprecher.

„Ich habe Auskunft über Dich gesucht," fuhr er fort; „sie ist mir überreichlich geworden. Magdalena" (er senkte die Stimme, als fürchte er, sie die Schwelle des Zimmers überschreiten zu lassen), „was habe ich Alles über Dich hören müssen! Daß Du schön bist, verführerisch und auf Verführung ausgehend, darüber sind Alle einig. Nur in einem Punkte gehen die Meinungen noch auseinander. Die Einen halten Dich für fabelhaft reich, und glauben die Quelle dieses Reichthums nur allzu gut zu kennen. Die Anderen, wie Dein Banquier und seine Freunde, sehen in Dir eine Abenteurerin, die ihr eigenes Vermögen so lang aus dem Fenster schleudert, bis sie genöthigt ist, das der Fremden in Anspruch zu nehmen. Welche Auffassung gefällt Dir besser?"

Sie wurde leichenblaß unter den Worten, die sie wie Geißelhiebe trafen; aber sie schwieg.

„Du schweigst? Du blickst nach der Thür und überlegst, ob Du vermagst mich hinauszuweisen, ohne Deine Leute zu rufen. Und doch weißt Du, daß ich ein Recht habe —"

„Welches Recht?" rang es sich keuchend von ihren Lippen. „Schon einmal fragte ich Dich, welches Recht hast Du, mich zu demüthigen, zu bevormunden?"

„Das Recht des Mannes, der den Namen trägt, den Du entehrst."

„So will ich ihn von mir werfen! Was willst Du dann noch von mir? Deinen Bruder habe ich glücklich gemacht, so lange er lebte. Nach seinem Tode bin ich ihm nichts mehr schuldig."

„Vor dem Gesetz allerdings nicht, aber vor der Sitte, die Du mit Füßen getreten! Wie, wenn ich mich nun zum Rächer seiner Ehre berufen fühlte? Wenn ich hier bliebe, um den Mann zu erwarten, für den Du Dich so schamlos geschmückt hast? Heute ihn, und morgen die Anderen, bis ich das ganze Gelichter Deiner Liebhaber verjagt habe?"

Sie starrte ihn an. Er erschrak vor dem Ausdruck der Angst, der ohnmächtigen Wuth, der sich in ihren Augen malte.

„Magdalena," sagte er weicher, „Du hassest mich. Wären Deine Blicke Dolche, ich stünde nicht mehr lebendig vor Dir. Und doch, weiß Gott, wenn ich auch die Worte nicht zu wählen weiß, wenn der Zorn mich hart und roh erscheinen läßt, ich bin nicht Dein schlechtester Freund, vielleicht Dein einzig getreuer. Höre auf mich, Magdalena! Du warst immer klug und vernünftig, trotz Deiner begehrlichen Wünsche. Welcher Wahnsinn hat Dich jetzt erfaßt, daß Du Deinem Untergang entgegentaumelst? Du weißt, wie ich, wie es mit Deinem Reichthum bestellt ist. Ueber die Hälfte Deines Vermögens hast Du schon vergeudet, und wenn das so fortgeht, so bist Du bald eine Bettlerin. Was dann, wenn Deine Mittel zu Ende sind? Wenn Du, an dieses von Dir stets ersehnte Leben der Ueppigkeit gewöhnt, nur die Wahl hast zwischen Armuth und Schande? Wach' auf, Magdalena! Du bist berauscht, betäubt von dem Weihrauch, den man Dir spendet. Du glaubst Dich erhaben über die Menschen, die Dich verachten, über die ehrbaren Frauen, die Dich verurtheilen. Aber wenn Du von Deiner trügerischen Höhe herabfällst, wenn Du nicht mehr die Herrin bist, sondern die Beherrschte, wenn Du Deine Gunst verkaufen mußt, anstatt sie zu verschenken — dann wirst Du empfinden, was es heißt, von der Welt verstoßen zu sein! Dein Stolz wird aus tausend Wunden bluten, Du wirst die brennend beneiden, die Du jetzt hochmüthig geringschätzest. — Und dann bedenke: Du bist nicht mehr jung! Noch bist Du schön. Schöner vielleicht, als Du je gewesen. Aber noch ein Paar Jahre so wild gelebt, und Du bist alt, mußt Dich mit geborgten Reizen schmücken, mußt Dir die Neigung der Männer erbetteln, die jetzt bewundernd zu Deinen Füßen liegen!"

Lena war außer sich. Mit grausamer Hand zerpflückte der harte Mann alle ihre Freuden. In der Stunde der süßesten Erwartung überfiel er sie, und hielt ihr das Medusenhaupt einer entsetzlichen Zukunft vor! O nur diese Stimme nicht mehr hören, diese Gestalt nicht mehr sehen! Daß sie so schutzlos war, so ohnmächtig! Mitleid mit sich selbst erfaßte sie, verzweiflungsvolle Wuth.

„Was habe ich Dir gethan,“ schrie sie, „daß Du mich so marterst? Habe Erbarmen mit mir; gehe, gehe!!“

Und sie warf sich auf das Lager, den Kopf in die weichen Felle gedrückt, um ihr Schluchzen zu ersticken.

Ihr greller Schrei, ihr trostloses Aufweinen trafen ihn in's Herz. Langsam näherte er sich dem Ruhebette und sah auf die zuckende Gestalt herab. Seine Schläfen rötheten sich, er rang nach Worten.

„Ich bin zu weit gegangen, Lena, verzeihe mir.“ Und als sie von krampfhaftem Schmerz geschüttelt sich noch tiefer in die Kissen drückte: „Weine doch nicht so, beruhige Dich.“

Sie hörte die Wandlung in ihres Verfolgers Stimme. Er war gerührt.

Wie, wenn es nur einer List bedurfte, um ihn vollends zu erweichen, um ihn von der Schwelle zu entfernen, die er dann nie, nie wieder überschreiten sollte? Mit gewaltiger Anstrengung bezwang sie sich. Sie faßte seine Hand, und flüsterte so leise, daß er sich tief über sie beugen mußte, um sie zu verstehen. „Ich bin nicht so schlecht, wie Du glaubst. Aber nicht heute kann ich mich vertheidigen. Ich bin krank, tief verwundet. Geh' jetzt, komm morgen wieder!“

Sie sah flehend zu ihm auf. Er war ihr so nahe, daß ihr Haar seine Wangen streifte, ihr Athem seinen Mund. Er hatte sie nie so gesehen. Die Stolze, Spröde lag vor ihm, ein willenlos ergebenes Weib. Ein verführerischer Zauber lag in dem feuchten Blick ihrer Augen, in dem thränendurchzitterten Klang ihrer Stimme, in den schmerzgelösten schönen Gliedern. Der starke Mann zitterte. Seine Brust arbeitete, kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er preßte ihre weichen Finger zwischen die seinen, daß sie schmerzten.

„Was machst Du aus mir, Magdalena?“ So stöhnte er. „Wäre es denn möglich? — wenn Du wüßtest — wenn ich Dir sagen könnte —.“

Und plötzlich, wie von einem Blitzschlag gefällt, sank er zu ihren Füßen, und stammelte, in die Falten ihres Kleides gedrückt, wilde Worte.

„Nicht der Haß ist es ja, der aus mir spricht, Lena! Liebe ist es, gierige, verlangende, zerfleischende Liebe. Ja Lena! Ich liebte Dich schon als meines Bruders Weib. Mit bitterem Vorwurf zwar, und tiefster Selbstverachtung, denn meine Liebe war nicht nur Sünde, sie war auch Erniedrigung. Ich sah ja, wie gering Du uns achtetest; wie Du Dich nach Befreiung aus dem drückenden Joch sehntest. Zähneknirschend mußte ich es dann später mit ansehen, wie Du Deine Freiheit nutztest, wie Du eiltest Deine geheimen Träume zu erfüllen. Aber es nagte an mir Tag und Nacht. Ich redete mir ein, es sei nur der Zorn über Deinen gewissenlosen Leichtsinn, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Noch jetzt, auf dem Wege zu Dir, machte ich mich glauben, ich folge nur der Stimme der Ehre, der Pflicht gegen den Bruder. Feigling, der ich Deinem verführerischen Zauber nicht widerstehen kann! der ich um die Liebe des Weibes bettle, an das ich nicht glaube, und das ich doch liebe mit heißem, zehrenden Verlangen! Ich weiß nicht, was ich spreche, verzeihe mir; o, erhöre mich. Fliehe diese Stadt, in der Du untergehst. Komm mit mir, sei mein Weib! Ich bin reich, Lena, viel reicher als mein Bruder war. Und ich will rastlos für Dich arbeiten, will alle Deine Wünsche erfüllen, und nie, ich schwöre es Dir, soll Dich ein Wort an die Vergangenheit erinnern. Nichts verlange ich dafür, als daß Du mein wirst, mein ganz allein. Denn den würde ich tödten, dem Du einen Blick, einen Gedanken schenktest neben mir!"

Sie hatte sich längst aufgerichtet. Ihre Augen flammten, ihr Busen wogte. Jetzt sprang sie auf mit so jäher Bewegung, daß der Knieende zurücktaumelte.

„Also das ist Deine vielgerühmte Tugend," rief sie, „das ist die strenge Ehrbarkeit, die ich durch meine leichten Sitten beleidigt habe! Ein wehrloses Weib zu überfallen, es zu beschimpfen! Nicht aus heiligem, wenn auch ungerechtem Zorn; nein, aus boshafter Eifersucht, aus unreiner Leidenschaft für die Frau, die Du wie die Niedrigste beschimpfest! Wie erbärmlich, wie gemein! Und Du meinst, ich sollte niederfallen, Deine Gnade in Demuth hinnehmen! Ich, die ich wählen könnte zwischen den Besten, Edelsten, ich sollte mein Schicksal in Deine grausamen, harten Hände legen? In die Hände des Mannes, der stets meine harmlosesten Freuden getrübt hat, der mein trauriges Leben noch verdüsterte, den zu fliehen mein erster Gedanke war, als meine Ketten fielen?! Nein, lieber in den Tod, lieber in Schande und Elend, als in Deine Arme!!"

Er stand vor ihr, erdfahl, bebend. Alles Blut, das ihm vorhin in den Schläfen brauste, drängte nach dem Herzen, daß er zu ersticken glaubte. Ein Krampf schüttelte ihn, er tastete nach einer Stütze.

„Ich danke Dir," sprach er dumpf, „Du hast meine Ehre gerettet."

Sie hob den Arm, von dem die Hülle wieder abgefallen war, drohend nach der Thür.

„Hinaus, aus meinen Augen! Ich hasse Dich."

„Ich gehe schon," — seine Stimme hatte wieder denselben tonlosen Klang — „obgleich ich bleiben möchte, um Deinem Liebhaber die Lust zu vergällen. Aber ich will nicht länger Deinen Schutzengel spielen. Falle nur, versinke in dem Schlamm, mit dem Du liebäugelst. Werde, was Du der Welt längst bist, eine feile, mißachtete Dirne! — Närrin Du, Du glaubst, die Männer, die Dich umgeben, streben nach Deiner Hand! Nach Deinem Besitz wohl, für Monate, Tage, Stunden, je nach der Hitze ihrer verliebten Gluth! Aber merke es Dir; wenn Du, gealtert, verlassen, von Leben und Menschen angeekelt, einen Schlupfwinkel suchst, so denke

nie an die Familie, für die Du, von heute an, gestorben bist. Und wenn Du meine Kniee umklammertest, wie ich heute die Deinen umklammert habe — mit dem Fuße würde ich Dich hinwegstoßen, wie Du es mir gethan hast!"

Er wandte sich; die Thür fiel hinter ihm zu. Langsam verhallten seine Schritte.

Lena sah um sich. Es war Alles unverändert. Die Blumen dufteten, die Flamme sang, es war traulich, friedlich wie vorher. Und doch war ihr, als füllten dunkle Schatten das Gemach; als durchtöne es noch die düstere, zornbebende Stimme!

Lange Zeit saß sie regungslos. Dann suchte sie, auf und abschreitend, ihre Gedanken zu klären. Welch ein Glück, daß Carlos nicht gekommen war! Welch ein Glück, daß er nun wohl nicht mehr kommen würde, denn sie hätte ihn doch nicht annehmen können, jetzt in dieser Stimmung!

Da ertönte auf's Neue die Klingel — und ehe sie einen Entschluß fassen konnte, stürmte der Jüngling in's Zimmer. Im tadellosen Gesellschaftsanzug, eine Tuberose im Knopfloch, einen großen Strauß Veilchen in der Hand.

„Endlich, einzigste Freundin," rief er, auf sie zustürzend, und ihre Finger mit Küssen bedeckend, „endlich bin ich wieder bei Ihnen. Wie lang, wie ewig lang habe ich Sie nicht gesehen! Und wie schön Sie sind; noch viel schöner, als ich Sie in meinen Träumen erblickte!"

Sie entzog sich ihm. In ihr zitterte noch die Erregung. Ihre Glieder bebten, und sie ließ sich in einen Lehnstuhl sinken, um nicht umzufallen.

„Was ist Ihnen, meine kleine, goldene Mama?" schmeichelte Carlos, vor sie hinknieend, und den Arm um ihre Knie legend. „Sie sind so blaß, so verstört, und wahrhaftig — Sie haben geweint. Sind Sie mir böse?"

Sie sah ihn mit einem langen Blick an, da er so kindlich zutraulich zu ihr aufschaute. Auch er war blaß. Um die großen dunklen Augen lagen tiefe Ringe, an den Schläfen traten blaue Adern hervor, und seine Hände brannten fieberheiß durch ihr Gewand.

„Sie haben mich lange warten lassen," murmelte sie, nur um etwas zu sagen.

„Ohne mein Verschulden, und zu meinem größten Kummer. Aber denken Sie mein Erlebniß. In dem Blumenladen, aus dem ich meinen Willkommengruß holte, treffe ich Hartwig, der in der größten Aufregung ein Dutzend Tafelsträußchen für den Abend bestellt.

„‚Sie in Berlin, Carlos?' ‚Eben angekommen!' ‚Und ich Glücklicher muß Ihnen begegnen. Es lebe die Zerstreutheit, die mich meinen Tafelschmuck vergessen ließ! Ich nehme Sie mit mir. Wir geben heute unsere erste Gesellschaft. Olesia war verzweifelt, Sie missen zu sollen!'

„Vergebens wehrte ich mich. Er faßte mich unter den Arm, zog mich in den Wagen, schleppte mich die Treppe hinauf, überlieferte mich seiner Frau — und eine volle Stunde verging, ehe ich mich ihrer Liebenswürdigkeit entreißen konnte."

„Hartwig ist verheirathet?"

„Seit vier Wochen! Wußten Sie das nicht?“

„Ich hatte es wieder vergessen.“

Hartwig, einer ihrer ältesten Hausfreunde, hatte sich verheirathet, ohne es ihr mitzutheilen! Oft hatte er ihr von seiner Braut erzählt, einer vornehmen Polin, so daß sie auch für diese schon Freundschaft gefühlt; und nun ihr nicht vorgestellt, sogar die Hochzeit verheimlicht, um jede Annäherung zu vermeiden!

„Was für eine Frau ist sie?“

„Frau v. Hartwig? Ein hübsches Provinzgänschen, scheu wie eine Klosterschwester und dem Herrn und Gebieter ganz ergeben.“

„Und haben Sie ihr gesagt, daß ich Sie erwarte?“

„Ich werde mich hüten! Sie soll entsetzlich eifersüchtig sein. Und gute Freunde haben ihr gewiß schon von ihres Gatten einstiger Flamme berichtet.“

Solch leichtfertiges Geplauder war die junge Frau gewöhnt und es behagte ihr sonst. Heute aber traf sie jeder Satz wie ein Messerstich in's Herz. Huberts finstere Töne summten zu jedem Wort die drohende Begleitung, und jeder Scherz wurde zur Beleidigung.

„Was ist denn heute mit Ihnen, süße Freundin? All die endlosen Minuten, die ich bei jenen langweiligen Menschen verbringen mußte, sagte ich mir ja: Bald bin ich bei ihr, der Herrlichen, Gütigen! Bei ihr, die alle Sinne entzückt, durch ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Anmuth! Und nun bin ich hier! Alles ist noch schöner, als ich es geträumt. Mein Lieblingslicht, meine Lieblingsblumen, mein Liebling selbst, so entzückend, so reizend — und doch so ganz anders als sonst, so kalt, so fremd?“

„Ich fühle mich krank, nervös. Gehen Sie, lassen Sie mich allein!“

„Sie schicken mich weg, Lena? Und ich hatte mich so maßlos auf den heutigen Abend gefreut. So sicher war ich Ihrer Gastfreundschaft, daß ich es sogar gewagt habe, über Ihre Person zu verfügen.“

„Wie das?“

„In einer lasterhaften Ecke bei Hartwigs wurde beschlossen, sich für die erlittenen Gesellschaftsfreuden zu entschädigen und nach Mitternacht noch bei Hiller zu soupiren. Fräulein Gertraut vom Schauspielhause und die schöne Sängerin Alma sollten noch geworben werden. Mich beauftragte man, Sie mitzubringen.“

„Da machten Sie also aus Ihrem Besuch bei mir kein Geheimniß?“

„Im Gegentheil. Ich versprach alle Mittel anzuwenden, um Sie zu ungestörter Plauderei für mich zu behalten. Im Nothfall sogar die Thür zu verrammeln.“

„Und Sie fürchteten nicht, mich zu compromittiren?“

„Sie Lena? die vorurtheilsfreieste aller Frauen? Gehen Sie, Böse, Sie sind heute nicht Sie selbst! Was hat Sie mir in den acht Tagen so verändert?“

„Und wenn ich Sie nun fragte: Was haben Sie in dieser Zeit begonnen? Welche Art von ‚Geschäften‘ hat Sie Müßiggänger von hier weggetrieben?“

„Ihnen das zu erzählen bin ich ja eben gekommen! Aber nicht diesen strafenden Blicken, diesem strengen Mund kann ich beichten! Kommen Sie, kleine Mama, strecken Sie die schönen Glieder auf Ihr Bärenfell — so. — Wie sanft das Feuer ihr süßes Gesicht beleuchtet! Wie berauschend schön Sie aussehen, halb Göttin, halb Bacchantin! Und nun lächeln Sie auch wieder ein Wenig, das macht mir Muth! Ich will zu Ihren Füßen kauern und Ihnen eine Geschichte erzählen, ganz heimlich, ganz leise, daß sie außer uns Niemand hören kann."

„Es war einmal ein Jüngling, unter einer Sonne geboren, deren Strahlen das Blut erhitzen, Geist und Körper frühzeitig reifen. Er wuchs in Reichthum und Fülle auf; jeder Laune ward Erfüllung, ihm ward Alles, was er begehrte, Lebenslust und Frauengunst. — Und doch war er nicht glücklich. Er träumte von einer großen Leidenschaft, wie sie sein Herz noch nie wirklich erfüllt hatte, fesselnd ohne zu übersättigen, sinnenreizend und doch vornehm. — Er fand sie nirgends. Da wanderte er in ferne Lande, unter einen kälteren Himmel — und da — führte ihm das Geschick ein Weib entgen, das alle seine Phantasieen noch weit übertraf. Voll irdischen Reizes und zugleich seelisch schön, hingebend und abstoßend, unberechenbar eigenartig in all ihrem Thun und Lassen. Aber ach — sie stand hoch über ihm! — Reich, verehrt, umschmeichelt, war sie seinen Wünschen entrückt. Und er träumte von ihr, Tag und Nacht, mit fieberhaftem Verlangen. Da sagte er sich: Ich will ihr entfliehen. Eine Andere soll mich **die** vergessen machen, die zu besitzen ich nur im Wahnsinn zu hoffen wagen darf. Er flüchtete mit der Anderen. Vergebens! **Ihr** Bild verfolgte ihn, nur **sie** küßte er, wenn er die Andere in den Armen hielt! Muthlos gab er den Kampf auf. Er kehrte zu ihr zurück, zu der Einzigen, die er doch so hoffnungslos liebte — Sie schweigen — darf ich weiter sprechen, meine süße goldene Mama — nein! — meine angebetete, heißgeliebte Freundin?"

Regungslos hatte Lena gelegen. Ihre Augen trugen einen leeren Ausdruck, als verstünde sie nicht, was sie hörte. Jetzt richtete sie sich auf und seine Annäherung von sich abwehrend, sagte sie langsam:

„Sie haben eine wirkliche Mutter, Carlos? Würden Sie auch ihr eine solche Geschichte erzählen?"

„Wie meinen Sie das? — Meiner Mutter? — Ach, was hat meine Mutter mit dieser Beichte zu thun?"

Er wurde unhöflich, so hatte ihn die seltsame unerwartete Frage aus der Fassung gebracht.

„Sie haben mir überhaupt nie von Ihrer Mutter erzählt, von Ihrer Familie. — Von Anderen weiß ich, daß eine Ihrer Schwestern in der Nähe Berlins lebt und die Hauptstadt oft besucht. Sie ist sehr schön, nicht wahr?"

Immer bestürzter wurde der Jüngling. Was sollte diese Wendung? War das Koketterie, um sein Geständniß zu verzögern?

„Jawohl," sagte er. „Aber was kann Sie das **interessiren**?"

„Was **mich** das interessiren kann? Sie bedenken wohl nicht, was

Sie sprechen? Bin ich nicht Ihre beste Freundin? Nennen Sie mich nicht Ihre kleine Mama? Nehme ich nicht Theil an Allem, was Sie betrifft? Sie wissen, ich meide sonst die Gesellschaft der Frauen; ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Aber Ihre Schwester kennen zu lernen, das habe ich in letzter Zeit oft gewünscht. Wenn sie Ihnen gleicht, so muß ich sie schnell lieb gewinnen. Wollen Sie sie mir zuführen?"

Carlos war sprachlos. Also das war es! Seine Leidenschaft wollte sie nutzen, um sich den Weg in die ihr verschlossene Gesellschaft zu bahnen. Und die sittenstrenge Schwester, die seinen Umgang mit der „berüchtigten" Frau scharf verdammte, der er längst als Lenas Geliebter galt, sollte er in dieses Haus bringen?

„Sie könnten mir keinen lieberen Auftrag geben," stammelte er; „aber meine Schwester ist leider unpäßlich. Kommende Familienfreuden — — sie geht voraussichtlich in den nächsten Monaten gar nicht aus."

„Und das wagen Sie mir zu sagen, da ich erst gestern die Beschreibung der glänzenden Toilette gelesen, die sie auf dem Ball des amerikanischen Gesandten trug?" Sie war aufgesprungen. Ihre Augen sprühten.

Aber auch sein Zorn regte sich. — Ihn, der voll übermüthigen Siegesgefühles gekommen, wie einen Schulknaben zu behandeln!

„Was für eine seltsame Scene spielen Sie mir da vor? Woher dieses plötzliche Interesse für Menschen und Dinge, die Sie sonst verachten? Wollen Sie mich verscheuchen, weil Sie einen Anderen erwarten?"

Sie erblaßte, und er milderte rasch den scharfen Ton zu bittender Weichheit.

„O, verzeihen Sie mir! Ich weiß nicht, was ich rede; der Schmerz verwirrt mich. Warum sind Sie auch so kalt heute? Warum wollen Sie mich nicht verstehen? Allzugut wissen Sie ja, wer der Jüngling ist, und die Frau, die er anbetet. Ja Lena, wozu die Maske? Sie wissen, daß ich Sie liebe, glühend, namenlos! Sie müssen es wissen. Ihre scharfen Augen haben längst gesehen, daß es nicht die Gefühle eines Sohnes sein können, die ich für Sie, Verführerin, hege. Meine Finger bebten, wenn sie Ihre Gestalt berührten; und wenn ich Ihnen meine Sünden, meine Abenteuer beichtete, so war es nur, um Ihnen von Liebe zu sprechen, die doch nur einzig und allein Ihnen galt. — Und Sie ließen mich gewähren — — Sie ließen mich hoffen — — — O Lena," flüsterte er, heiß den Arm um sie schlingend, und sie dem Ruhebett zuführend, „wirf den spröden Stolz hinweg! Gestehe, daß auch Du mich liebst. — Wohl ist es wahr, daß ich Dich geflohen! Ich wehrte mich gegen Deine Macht! Ich wollte der erschreckenden Kraft widerstehen, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir riß. — Aber auch Du hast gelitten durch meine Abwesenheit. Ich sah es sofort an Deinen blassen Wangen, Deinen heißen Händen, Deinem unruhigen Wesen. Du liebst mich! Hätte ich es nicht schon gewußt, dies Zimmer, das Du mir so

festlich bereitet hast, hätte es mir gesagt; Du selbst, Deine bräutlich geschmückte, geängstigt schöne, doppelt berückende Gestalt!" — Er beugte sich tief über sie; wie zärtliche Liebkosungen umschmeichelten sie seine leisen Worte: „Sei mein, Geliebte! Entflieh mit mir, weit weg von den kalten, gewöhnlichen Menschen. In meiner Heimat weiß ich einen Ort, da ist es ewiger Frühling. Da duften die Blumen, da singen die Vögel, da rauschen die Bäume! Dort sollst Du als Königin herrschen; mit Brillanten und Perlen will ich diesen weißen Hals schmücken, zu Deinen Füßen will ich liegen und einen langen seligen Liebestraum träumen! — Sei mein! Geliebte!" — —

Er faßte ihre Hand. Weich und brennend wanderten seine Lippen von ihren schlanken Fingern, den schönen Arm entlang, um lange und durstig auf ihrem Munde zu weilen. —

Sie lag wie betäubt. Wild klopfte sein Herz an dem ihren. Heiße Schauer durchbebten sie. Ihr Mund öffnete sich lechzend, die Wimpern schlossen sich — — —

Da sprang ein Stück Holz prasselnd aus dem Kamin. — Lena fuhr auf. — Hatte da nicht eben eine dumpfe Stimme gerufen: „Dirne! feile, ehrlose Dirne!!" Der Zauber war gebrochen. Sie sah Carlos' zitternde Gestalt, sein geröthetes Gesicht, seine in Trunkenheit schwimmenden Augen. Ein Ekel erfaßte sie. Sie stieß ihn von sich.

„Gehen Sie," rief sie, „Sie sind schlecht, und Ihre Liebe ist eine Beschimpfung! So gehen Sie doch," wiederholte sie außer sich, und stampfte mit dem Fuß. „Bei den Frauen, die mich verachten, können Sie mit Ihren Perlen und Brillanten vielleicht erlangen, was Sie bei mir vergeblich suchen!"

Er hörte nicht auf sie. Die Küsse, die er auf ihre Lippen gedrückt, hatten die ganze südliche Wildheit in ihm erweckt.

„Ich lasse Dich nicht, schönes Weib; mein mußt Du werden und sollte Gewalt" — — Ein Stoß vor die Brust ließ ihn zurücktaumeln. Wie eine kampfbereite Löwin stand sie vor ihm.

„Was wagst Du, Knabe? Soll ich meine Leute rufen, daß Dir die Züchtigung werde, die Du verdienst?"

Sie sahen sich an. Die Augen, die eben so begehrlich in einander getaucht waren, maßen sich zornerfüllt. Ein böses Wort schwebte auf seinen Lippen. Aber er bezwang sich. Sie war so begehrenswerth! Und nun erst recht wollte er sie besitzen. Dann sollte sie büßen für die Schmach, die sie ihm angethan!

„Ich gehe," sagte er, „und ich würde den nächsten Tag nicht erleben, müßte ich fürchten, Sie auf immer verloren zu haben. Aber Sie werden morgen anders denken; man hat mich bei Ihnen verleumdet."

Noch ein Mal versuchte er, sich ihr zu nähern. Ein Blick scheuchte ihn zurück. Da zuckte er die Achseln, und verlegen, wie ein Schauspieler, der sein Schlußwort vergessen, trat er den Rückzug an.

* * *

Auch hinter ihm schloß sich die Thür. Auch seine Schritte verhallten. Lena war wiederum allein. —

Sie strich mit der Hand über die Stirn. Die Kraft, mit der sie sich eben noch vertheidigt hatte, verließ sie.

Hilflos sank sie an die Erde, das Gesicht in die Hände vergraben. Aber ihr Bewußtsein schwand nicht; und sie fand keine Thränen.

Klar und greifbar, als hätten sie Leben gewonnen, standen die Worte, die Bewegungen ihrer beiden Besucher vor ihr; der beiden Männer, die ein Hohn des Schicksals ihr an einem Abende hintereinander zugeführt, die sich ablösten, wie um sich zu ergänzen, deren Stimmen zusammen die entsetzlich harmonische Disharmonie bildeten, die ihr so schrill in den Ohren dröhnte! Die beiden Männer, von denen ihr der Eine so verhaßt, der Andere so theuer gewesen! Und von denen doch gerade der Letzte ihr die tausendmal schimpflichere Beleidigung angethan! Er, dem sie nur Liebes gethan, den sie bei sich aufgenommen, freundschaftlich, mütterlich!

Sie lachte grell auf. Mütterlich! Wozu noch die jämmerliche Komödie!

Hatte er ihr nicht gesagt, daß sie es von Anfang gewußt, was sie von seinen Gefühlen zu halten habe, und daß auch sie, von der gleichen verlangenden Leidenschaft erfüllt, die Freundschaft nur als Deckmantel für das heiße Liebesspiel genommen! Und daß es kaum seiner schlauen List bedurft habe, dieser Entfernung, die ihre Sehnsucht steigern sollte, um sie in seine Arme zu führen, mühelos, fraglos! Bei dem Stelldichein des heutigen Abends, „zu dem sie ihm die Wohnung so festlich bereitet!“ So also dachte er, so dachten alle die ritterlichen Freunde, die sie ihrer Verehrung versicherten! Da war auch nicht Einer, der an sie glaubte; nicht Einer, der sie in Gefahr meinte, und sie zu warnen eilte; nicht Einer, der sie für gut genug hielt, um sie mit seinem Namen zu schützen! Alle verachteten sie, Alle schätzten sie einer Dirne gleich! —

Wie sie sie verabscheute, in diesem Augenblick; wie sie sich vornahm, ihnen ihre Thür zu verschließen, sie aus diesen Räumen zu verjagen, Alle, Alle!

Sie verjagen? Aber was sollten diese Räume dann? Was sollte sie denn allein? Eine Königin ohne Hofstaat?

Sich andere Vasallen suchen, einen anderen Schauplatz für ihre Triumphe? Aber wie? wo? — Würde es ihr noch einmal gelingen? Die einzige Stütze ihres Lebens, ihr Vertrauen zu sich selbst, war unter ihr zusammengebrochen. In dem grellen Lichte, das ihr plötzlich Gegenwart und Zukunft beleuchtete, sah sie ihr eigenes Ich zum ersten Mal in grausamer Klarheit, und sie beurtheilte sich wie eine Fremde mit schonungsloser Härte.

Was war sie, daß sie sich berechtigt glaubte, eine Sonderstellung einzunehmen; daß sie verlangte, angebetet zu werden, zu herrschen? Nicht reich, nicht vornehm, nicht begabt und nicht schön! Auch nicht schön? Sie riß die Schleier von den Lampen und die brennende Kerze in der Hand stierte sie ihr Spiegelbild an. Was für scharfe Linien um den

verblaßten Mund; welche Falten um die glanzlosen Augen, und an den Schläfen, nun die kunstvolle Frisur zerstört war, graue Haare!

Nein, sie war auch nicht mehr schön!

Anderer Reizmittel hatte es bedurft, um sie begehrenswerth zu machen. Der entblößten Arme, der wie unabsichtlich verrathenen Weichheit der Linien, des berechneten Anzugs, der ganzen geheimnißvoll erregenden Umgebung.

Und wenn sie gezwungen war aus dem Rahmen zu treten, der sie erst zum Bilde machte, was war sie dann? — — —

Mitternacht war lange vorüber. Wiederholt hatte die geängstigte Dore ihre Herrin gemahnt, die Ruhe zu suchen. Aber sie wies sie schroff zurück. Schlafen gehen, vielleicht einschlafen, vergessen — um morgen wieder zu erwachen zu dem elenden Bewußtsein ihres veränderten Lebens! Wie sollte sie es ferner ertragen? Werthlos lag es vor ihr, wie die zerbrochene Puppe vor dem weinenden Kind. Ein zerstörtes Spielzeug, inhaltlos!

Sie irrte durch die Zimmer, die leblosen Zeugen ihrer Niederlage. Sie hätte sie von den Wänden reißen können, alle die Kostbarkeiten; hätte Alles zertrümmern mögen und unter diesen Trümmern und Scherben sich selbst begraben — sterben. Eiskalt überrieselte es sie bei diesem Gedanken. Wie konnte sie an Sterben denken, sie, die immer nur dem Leben, dem Genuß nachgejagt?

War denn ihre Lage wirklich so verzweifelt? Gab es keinen anderen Ausweg aus der Finsterniß, die ihre Seele umnachtete?

Nicht eines Athems Länge gedachte sie ihres Schwagers und seiner ehrlichen, ihm wider Willen abgerungenen Werbung.

Der Verabscheute! Er hatte ihr einen schlechten Dienst erwiesen mit seinem Kommen, mit seiner finsteren Predigt, die Alles in ihr aufrüttelte, was noch von alten Vorurtheilen in ihrem Gewissen schlief. Was sollte ihr der Verurtheilten, Verdammten, dieser Fetzen bloßer Tugend, an die doch Niemand glaubte?

Wäre er nicht gekommen, hätte er sie nicht aufgeweckt aus der süßen Beklommenheit, mit der sie Carlos erwartete, sie wäre jetzt vielleicht glücklich.

Aber war es denn dazu zu spät?

Ein Wort und der Verscheuchte lag wieder zu ihren Füßen!

Schon näherte sie sich dem Schreibtisch — doch die Feder entfiel ihrer Hand. Sie konnte nicht. Derselbe Ekel, der sie erfaßt, da sie Carlos trunkenes Gesicht gesehen, packte sie jetzt wieder.

Sie, die alternde Frau und der unreife Knabe! Und nach ihm wieder ein Anderer, und wieder Einer, bis sie zu den Frauen gehörte, die man verleugnet, meidet; zu Zeiten eine Herrscherin, in Wahrheit eine erniedrigte Sklavin!

Mit wilder Selbstverachtung sagte sie sich, daß sie nichts mehr habe, nicht einmal warme Sinne. Zu schlecht, um gut zu sein, hatte sie die Erbärmlichkeit nicht einmal, schlecht werden zu können!

Sie trat an's Fenster und hob die Gardine. Draußen stürmte der Nachtwind durch die Bäume; an dem sternenlosen Himmel jagten finstere Wolken. Und sie gedachte ihrer freudlosen Jugend, ihrer liebeleeren Ehe; der kurzen Monate, in denen sie das Glück zu genießen glaubte. Ein falsches Glück, dessen Nachgeschmack wie Asche und Galle in ihrem Inneren brannte. Sie liebte Niemand und Niemand liebte sie! Die geringste der Frauen, die sie einst verlacht, besaß mehr Lebenswerthes als sie!

Sie starrte in den Garten — der Wind hatte sich gelegt, leiser Regen rieselte herab. Auch in ihr folgte erschöpfte Müdigkeit dem wilden inneren Kampfe. Eine weiche Stimmung regte sich, die Sehnsucht, sich an eine andere Menschenbrust zu lehnen, ihren Schmerz auszuweinen.

Sie mißtraute dieser Rührung.

Was sie heute erlebt, durchkämpft hatte, das war unerbittliche, unveränderliche Wahrheit! Nur verzögern ließ sich ihr Geschick, nicht abwenden.

Wohlan denn! Wenn sie ihr Spiel so jämmerlich gespielt, daß sie als Bettlerin vom Tisch der Freude aufstehen mußte; wenn sie nicht verstanden hatte zu leben — durch ihren Tod wenigstens wollte sie zeigen, daß sie nicht zu den Gewöhnlichen ihres Geschlechts gehörte! Freiwillig wollte sie von dem Schauplatz ihrer Erfolge verschwinden, ehe Jemand die Noth ahnte, die sie zwang. Nicht Blatt um Blatt sollte ihre Schönheit welken und Schande und Elend ihren Namen trüben! Wie eine Blume, die der Sturm in voller Blüthe knickt, wollte sie hingehen. Und folgte ihr dann auch keine liebevolle Trauer, so doch wenigstens ein fragendes Bedauern, die Sehnsucht eines ungestillten Wunsches.

Blaß und fahl wie der dämmernde Tag, der sich durch die Scheiben stahl, ging sie, aus ihrem Waffenkasten ein Pistol zu holen. Noch einmal durchschritt sie die Wohnung und beseitigte die Unordnung, die ihre erregten Hände angerichtet.

Dann verschleierte sie wieder die müde brennenden Lampen ihres Boudoirs, streckte sich auf das Bärenfell, hüllte sich dicht in die Falten ihres Gewandes und legte mit ruhiger Hand die Waffe auf ihr pochendes Herz.

* * *

„So ist sie denn hingegangen in der Blüthe ihrer Jugend! Sie, die ihrem Gatten eine treue Gefährtin, eine unermüdliche Pflegerin gewesen, sie ist ihm auch bald gefolgt in jenes Reich, in dem es keine Trennung mehr giebt; in jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, und in dem himmlische, ewige Freuden der Wiedervereinigten harren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Wille sei gepriesen in Ewigkeit, Amen.“ —

Der alte Pastor, der seine Rede an Lenas Grab mit diesen Worten schloß, wußte nichts von den Umständen, die ihren Tod herbeigeführt hatten. Er kannte keinen Klatsch, und in seine Gelehrtenstube drangen

keine böswilligen Gerüchte. Er hatte Frau Cranz als Wittwe gesehen, bleich in sich versunken; er senkte auch sie nach wenigen Monaten in die Erde. Das hatte ihm den Text zu seiner Predigt angegeben.

Das kleine Trauergefolge, das ihn umstand, flüsterte wohl heimlich und warf sich vielsagende Blicke zu, und doch hätte auch von ihnen Keins etwas Bestimmtes behaupten können. —

Die treue Dore, die allein in ihrer Herrin Nähe schlief (Diener und Köchin wohnten im Seitenflügel) hatte in jener Schreckensnacht, von dem Geräusch aufgestört, trotz ihres Schmerzes die volle Fassung bewahrt. Sie beseitigte jede Spur des verhängnißvollen Schusses, und der befreundete Arzt, den sie des Morgens herbeiholte, fand die Entseelte, wie schlafend, auf ihr Lager gebettet. Die Hoffnung ihn über die Todesursache zu täuschen, wurde der treuen Dienerin freilich nicht erfüllt. Doch ihre rührenden Bitten, der geliebten Herrin Andenken zu schonen, bewogen ihn zu einer Rundfahrt nach den Redactionen der bedeutendsten Zeitungen, wo er das Versprechen erhielt, das Ereigniß zu verheimlichen oder doch wenigstens den Namen zu verschweigen. So war die Wahrheit noch nicht nach Remburg gedrungen.

Nur Hubert kannte sie in ihrem ganzen Umfange.

Dore, der sein Besuch in Lenas Haus nicht entgangen war, wußte ihn aufzufinden; seinen ahnungsvollen Fragen hielt ihre Schweigsamkeit nicht Stand.

Ein gramvolles Wiedersehen und eine gramvolle Fahrt, da er sie mit sich führte, nach der er im Leben einst so heftig verlangt — als Leiche!

Neben ihren Gatten wurde sie gebettet, in der kleinen Stadt, der sie zu entfliehen trachtete; und nichts erinnerte an die Zeit ihrer großstädtischen Triumphe, als eine Anzahl kostbarer Kränze, die aus Berlin für sie eingetroffen.

Der Segen war gesprochen, das Grab gefüllt; die wenigen Leidtragenden, die eigentlich nur Neugierige gewesen waren, hatten sich entfernt.

Nur Hubert stand noch vor dem frischen Hügel. Seine Gestalt war gebrochen, sein Haar vollends gebleicht. Immer sah er sie vor sich, die jetzt allen Kämpfen entrückt war.

Aber nicht mit dem stillen Lächeln auf dem ruhigen Gesicht, wie sie damals in ihrem Lieblingszimmer zwischen ihren Blumen gelegen! Nur mit dem Zornesblick in den dunkeln Augen, die verführerische Gestalt hoch aufgerichtet, den entblößten Arm drohend zur Abwehr ausgestreckt.

Er bückte sich. Einem großen Strauße von Veilchen und Tuberosen, der die Luft rings umher mit herrlichem Duft erfüllte, entnahm er einige Blüthen. Dann verließ auch er den Friedhof. Seine Vaterstadt hat ihn nie wiedergesehen.

Giuseppe Verdi.*)

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Die Entwicklungs-Geschichte der dramatischen Musik in Italien wäre eine zwar mühsame, aber höchst dankbare Aufgabe für den gründlichen Musikforscher. Denn in Italien ist die Oper entstanden, als ein Versuch der Wiederbelebung des antiken Dramas; von da aus verbreitete sie sich über Europa. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war sie allein maßgebend in der Musikwelt, und Italien war das Land, in dem die größten deutschen Componisten ihre ersten Opern-Lorbeeren holten. Gluck, Händel, Mozart haben zuerst nur italienische Opern componirt; und an deutschen Hoftheatern wurden fast ausschließlich solche Opern gegeben. Die italienische Gesangskunst übte ihre Macht allenthalben, selbst als die Macht jenes Opernstiles zu sinken begann, als Händel**) vom Theater zum Oratorium überging, als Gluck seine Umwandlungen durchführte, als Mozart die „Entführung" und die „Zauberflöte" schuf und in der deutschen Nation das Bewußtsein erwachte, daß ihr

*) Es ist uns eine große Freude, gerade in der Zeit, wo sich Italien und die ganze musikalische Welt rüstet, das Jubiläum des gefeierten Componisten (17. November 1889) festlich zu begehen, zugleich mit seinem Bildniß — welches Verdi nach einem Stich aus dem Jahre 1879 darstellt — diesen Artikel unseres verehrten musikalischen Freundes und Mitarbeiters veröffentlichen zu dürfen. Die Redaction.

**) Händel hat zwar im Anfange seiner hohen Mission ein paar deutsche Opern für den Hamburger Director und Componisten Reinh. Kaiser componirt; aber sie waren nach der damaligen Mode mit italienischen Arien vermengt. Dann hat er dreißig Jahre für das Theater nur italienische Opern geschaffen, bis er sich ganz dem Oratorium widmete.

Genius auch auf dem Gebiete der Oper Großes zu erzeugen vermag. Viele Arien Händel'scher Oratorien tragen ganz und gar das Gepräge der damaligen italienischen Moderouladen; die Arien der Constanze in der „Entführung", der Königin der Nacht in der „Zauberflöte" geben untrügliches Zeugniß, daß der himmlische Mozart der „welschen Bravour"*) gar manches Zugeständniß bewilligt hat.

Eine spätere Forschung — die oben angedeutete Geschichte der dramatischen Musik in Italien — wird die Linien der Grenzscheiden festzustellen haben, an welcher die Wendungen der verschiedenen Richtungen sich vollzogen: wie Gluck den französischen declamatorisch-dramatischen Stil Lullys und Rameaus mit deutschem Geiste erfüllte und zur höchsten Kraft entfaltete; wie Mozarts Genius den deutschen dramatisch-lyrischen Stil schuf; und wie die Vorläufer Rossinis jenen Weg einschlugen, auf welchem der geniale Componist des „Barbier", „Moise", der „Semiramide" zu jenen Triumphen gelangte, vor denen alle anderen gleichzeitigen erblaßten, und die seither nur von denen Verdi's überstrahlt worden sind.

Gar viel ist geschrieben worden über die culturhistorische Bedeutung der Rossinischen Musik. Daß sie als die tönende Verkünderin des Geistes der damals herrschenden Gesellschaft zu betrachten sei, die, jeder höheren geistigen, ihr revolutionär erscheinenden Regung abhold, im momentanen sinnlichen Genusse ihr Lebensziel suchte, und in Rossinis Musik den angenehmsten und verfeinertsten Kunst-Genuß fand. Das ist ja wahr; in Rossinis Musik waltet der Geist der Congreß- und Restaurationszeit, wie in den Beethoven'schen Symphonieen der Geist der Sturm- und Drangperiode und der französischen Revolution**). Aber man darf nicht außer Acht lassen, welche musikalischen Mittel jene Zeit dem Componisten Rossini bot, auf welcher vor und nachher unerreichten Höhe die italienische Gesangskunst stand, wie Rubini, Donzelli, David, Lablache, die Fodor, Lalande, Colbran und Andere den Hörer in Begeisterung versetzten; und nicht etwa nur die „elegante", die Congreß- und Restaurations-Gesellschaft, sondern noch ganz Andere, deren Geist sich gewiß nicht von der herrschenden Strömung mitreißen ließ. Grillparzer besang 1825 die Fodor und den Lablache in überschwänglichen, recht schwachen Versen***). Hegel schrieb 1827 an seine Frau: „Das ist herrlich unwiderstehlich, daß man nicht von Wien wegkommen kann!" Und Carl M. von Weber, der 1823 in Wien

*) „Die Arie der Constanze habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Dlle. Cavalieri aufgeopfert. ‚Trennung war mein banges Loos' habe ich, soweit es eine welsche Bravourarie zuläßt, auszudrücken versucht." So schreibt Mozart an den Vater.

**) Ich verweise auf meinen Artikel „Der Musikwinter" 1888/89 im Augusthefte von „Nord und Süd".

***) Ich fand sie in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Nr. 35 vom 22. März 1827. Hier ein Pröbchen:

Nachtigall, flöte nicht mehr; du giebst deine Seele den Tönen,
All dein Leben dem Lied; was bleibt Dir, daß du lebst?

weilte, um seine Euryanthe vorzuführen, auf dessen künstlerische Wesenheit Rossini'sche Musik abstoßend wirken mußte, schreibt an seine Frau: „Ein paar Künstler wie die Fodor und Lablache sind mir noch nicht vorgekommen. Hier ist die höchste reinste Vollendung, das Herrlichste, Grandioseste, was die Natur an Stimme geben kann, und Alles, was nur als Künstler verlangt werden kann; ich war unendlich ergriffen, und eine eingelegte Arie sang die Fodor so herrlich, daß ich überzeugt bin, wenn sie die Euryanthe sänge, man könnte toll werden; dieses tiefe, leidenschaftliche Gefühl und dabei die nie vergessene Herrschaft und Besonnenheit über alle Mittel.“ Und in einem anderen Briefe: „Ja wenn so gesungen und gespielt wird, da muß Alles wirken!“ Solche Ausspüche entheben mich jeder weiteren Beweisführung; nur das Eine mag hier bemerkt werden, daß auch noch heute italienische Opernmusik von guten italienischen (oder in italienischer guter Schule gebildeten) Sängern vorgetragen, eine entschieden viel tiefer eingreifende Wirkung erzeugt, als wenn selbst die besten deutschen Künstler ihre Mühe daran wenden; daß also die Rossinische Musik in demselben Maße durch die unvergleichliche Wiedergabe der Sänger bezauberte, als durch ihren Zusammenhang mit der geistigen Richtung der herrschenden Gesellschaft.

Rossini trat in voller Manneskraft vom Schauplatze seiner Triumphe zurück, nachdem er noch im „Tell“ gezeigt hatte, welch geniale Schöpferkraft in ihm lebte*) und wie er auch ernstlich gründlichen Arbeitens fähig war. Aber die Herrschaft der italienischen Musik dauerte fort, und die weichen süßen und oft wahrhaft edlen Weisen Bellinis — aus dem Munde Rubinis, Lablaches, Tamburinis, der Grisi, Alboni, Lalande, Malibran u. s. w. ertönend — übten auf die Hörer fast größeren Zauber, als vordem die brillantesten Arien Rossinis.

Gegen Bellini ist vielleicht noch mehr geschrieben und declamirt worden als gegen seinen genialen Vorgänger, der nunmehr in Bologna behaglicher Ruhe genoß. War diesem spectaculöse Instrumentation vorgeworfen worden, so hieß es von Bellini, er behandle das Orchester wie eine Guitarre, die zum Gesange Begleitung zupfe; seine Melodien seien weichlich kraftlos, süßlich, übersentimental u. s. w. in infinitum. Die deutschen Musikzeitungen überboten sich in derartigen Aussprüchen; ich erinnere mich einen Artikel gelesen zu haben, in welchem Rossinis „Othello“ mit Bellinis „Norma“ verglichen ward, und die letzten Arien der Desdemona weit über Alles gestellt wurden, was Bellini je geschaffen hatte. Die Zeit hat diese falschen Urtheile berichtigt. Daß Bellinis Compositionstechnik eine schwächliche war, ist nicht zu bestreiten; aber ebenso fest steht, daß

*) Es sind nicht bloß die allbekannten Schönheiten dieser Oper, welche vom Genie Rossinis zeugen: da ist ein wenig beachteter Brautchor im ersten Act, als der alte Melchthal die Paare segnet, der besten Meister würdig; ebenso das Frauentrio im letzten Acte.

manche seiner Melodieen die schönsten sind, die unter Italiens schönem Himmel geschaffen wurden. Und sie haben ihre Dauerkraft siegreich bewahrt. Welche Opern Rossinis werden heute noch gegeben? Der unverwüstliche „Barbier" und der mehr im französischen als italienischen Stile gehaltene „Tell" — und dieser doch meistens nur, wenn irgend ein reisender Tenor-Arnold sein hohes b und h hören lassen will. Aber die „Nachtwandlerin", „Norma", „Puritaner" sind auf allen Bühnen heimisch geblieben. Sie entstanden in der Zeit, da die empfindsame Lyrik herrschte, in Frankreich durch Lamartine, in Deutschland durch Heine; und manche ihrer Melodieen sind den schönsten Gedichten der Beiden gleichzustellen. Das Finale der „Norma" („qual cor tradisti") die letzte Traumarie der „Nachtwandlerin", die beiden Tenorarien in den „Puritanern" werden jedes Herz rühren, das für weichere Empfindungen empfänglich geblieben ist, das jedem Schönen in der Kunst warm entgegenschlägt, das nicht in trockener Gelehrsamkeit verknöchert, oder in allermodernster teutonischer Berserkerwuth verwildert ist. Bellinis früher Tod — er starb im 34. Jahre — war ein großer Verlust; sein letztes Werk „die Puritaner" bekundete so große Fortschritte nach jeder Richtung, daß man noch manches sehr Schöne mit Sicherheit von ihm erwarten durfte. Mit ihm war der am edelsten empfindende Musiker Italiens gestorben; und erst nach seinem Tode konnte Donizetti die Oberherrschaft über die italienische Oper gewinnen.

Ein flüchtiger Rückblick auf die Opern Donizettis, ein Vergleich derselben mit denen Rossinis, Bellinis und Verdis zeigt, daß er in ursprünglicher Begabung, in eigenthümlicher Erfindung unter allen Dreien stand, dagegen in der Geschicklichkeit der Mache und in musikalischem Wissen sie überragte. Er hatte vortrefflichen Unterricht genossen, war sehr fleißig gewesen und in allen Musikformen bewandert. Im Jahre 1843 am Charfreitage ließ er als Kaiserlich Oesterreichischer Hofkapellmeister und „Kammercomponist" in der Hofkapelle ein „Miserere" und ein „Ave Maria" aus seiner Feder aufführen, deren correct strenge Form selbst vor den Augen der Wiener Hoforganisten und sonstiger Kenner und Bekenner des Contrapunktes Gnade fanden. Auch giebt die Stimmführung in manchen mehrstimmigen Nummern seiner Opern Zeugniß, daß er tüchtigen Studien obgelegen hatte. Wahrhaft Originelles, Bleibendes hat er nur in den beiden komischen Opern „Elisir d'amore" und „Don Pasquale" geschaffen, in denen der heiterste Humor und Fluß der Melodie waltet; besonders „Don Pasquale" verdiente öfter gehört zu werden (freilich nur von italienischen Sängern); die meisten Nummern sind wahre Cabinetstücke feiner, geistreicher und melodischer Musik. Von Donizettis ernsten Opern — er hat deren über sechszig geschrieben — ist eigentlich nur die „Lucia" auf den Bühnen geblieben als die Paradepartie aller Coloratursängerinnen; hie und da taucht „Lucrezia Borgia" auf. Beide enthalten manche sehr wirksame Nummern, beide sind Werke eines Componisten, der keine eigentliche künstlerische In-

dividualität, aber ein sehr begabter und ungemein geschickter, den Sängern ganz besonders zu Danke schreibender Eklektiker war. Und eben weil er*) keine ausgeprägte Individualität besaß, bildete er den Uebergang zu Verdi, der das was Jener ahnte und anstrebten, die dramatische Charakteristik in der italienischen Opernmusik, zur Vollendung brachte und bis zu dem Punkte führte, über welchen sie nicht hinausgehen darf, wenn sie ihren nationalen Charakter behalten soll; ich werde auf diesen Ausspruch später zurückkommen.

Giuseppe Verdi ist am 9. October 1813 in Roncole, einem ganz kleinen Dorfe nahe bei Busseto, im ehemaligen Herzogthum Parma geboren. Seine Eltern hielten ein kleines Wirthshaus und einen ebenso kleinen Kramladen; sie nährten sich redlich und kümmerlich. Der Vater ging alle Wochen mit zwei Körben zu Fuße nach Busseto, um dort seinen Waarenbedarf einzukaufen. Dieses Städtchen genoß von jeher eines besonderen Rufes wegen der Vorliebe für Musik und des Wohlthätigkeitssinnes seiner Bewohner. Es war (und ist noch heute) der Sitz einer „Philharmonischen Gesellschaft"; Präsident und eifriger Beschützer dieser Gesellschaft, ihr erster Flötist, Clarinettist, Hornist und Ophicleidist war der Spezereihändler und Liqueurfabrikant Barezzi, von dem Verdis Vater seine Vorräthe kaufte. — Im kleinen Giuseppe offenbarte sich von Kindheit an ein leidenschaftlicher Hang zur Musik. Den ersten Unterricht gab ihm der arme Organist des kleinen Dörfchens, dann kaufte ihm der Vater mit großen Opfern ein kleines, vollständig abgenütztes Spinett; ein Mechaniker Cavaletti setzte es „in einigermaßen brauchbaren Stand, unentgeltlich, um der guten Anlage und des Fleißes willen, den der kleine Giuseppe zeigte". So lautet ein Theil der Inschrift, die Ghislanzoni, einer der vielen italienischen Biographen Verdis, unter der Tastatur gefunden hat.

In seinem elften Jahre war der Knabe schon so weit vorgeschritten, daß er als Stellvertreter des Organisten in Roncole verwendet wurde; dann brachte ihn der Vater nach Busseto, wo er die Schule besuchen und seine musikalischen Studien weiter führen sollte. Die erste Unterkunft fand er im Hause eines Schuhflickers, für dreißig Centesimi täglich. Das Organistenamt in Roncole — mit 36 Franken jährlichem Gehalte — versah er noch immer und ging jeden Sonntag zu Fuße dahin, um die Pflicht zu erfüllen. Bald ward er in das Haus des Spezereihändlers und Präsidenten der Philharmonischen Gesellschaft, Barezzi, eingeführt und nun änderte sich Manches. Erst copirte, dann componirte er für die Gesellschaft; deren Director, zugleich Kapellmeister der Kathedrale, Provesi,

*) Wenn ich Mercadante — dessen „Giuramento" und „Elisa e Claudio" ihrer Zeit sehr gefielen — sowie Ricci nur hier nenne, so geschieht dies, weil ihre Werke keine Phase der Entwickelung der dramatischen Musik bezeichnen.

ein tüchtiger Musiker, gewann ihn lieb, unterrichtete ihn und überließ ihm manchmal den Tactstock bei den Uebungen und Concerten der Philharmoniker, zuletzt sogar die Stellvertretung an der Orgel. Barezzi aber, der Präsident, ward der eifrigste und thätigste Beförderer des jungen Genies. Er bot ihm an in seinem Hause auf einem Wiener Flügel die Studien fortzusetzen, denen das arme aus Roncole mitgebrachte Spinettchen nicht mehr genügen konnte; und nach einigen Jahren verschaffte er ihm eine Unterstützung der Gemeinde und fügte von dem Seinen bei, auf daß der Schützling nach Mailand gehen konnte, um dort seine Studien zu vollenden und dann sein Glück zu versuchen; empfahl ihn auch einem sehr befreundeten Gymnasialprofessor so warm, daß dieser ihm sofort in seinem Hause Unterkunft gab.

Kaum in Mailand angekommen, stellte sich Verdi der Prüfungscommission des Conservatoriums vor, um als zahlender Schüler aufgenommen zu werden. Der berühmten Lehranstalt Director (Censor) war damals ein alter Maestro Francesco Basily (geb. 1766), von dessen künstlerischem Wirken heute fast nichts mehr bekannt ist. Er hat einige Opern componirt, kam dann 1837 als Capellmeister der Peterskirche nach Rom, wo er 1850 gestorben ist. Sein Name würde längst vergessen sein, knüpfte sich nicht die Erinnerung daran, daß unter seiner Direction des Mailänder Conservatoriums Verdis Ersuchen um Aufnahme zurückgewiesen ward. Ueber die Gründe dieses seltsamen Beschlusses sind viele Lesarten im Umlaufe. Fetis in seiner Biographie giebt das sonderbare, fast lächerliche Motiv an, Basily hätte in der Physiognomie des jungen Verdi nichts gefunden, was eine künstlerische Begabung erkennen ließ. Andere weisen mit viel verständigerer Ansicht der Dinge darauf hin, daß nach den Statuten des Conservatoriums nur Knaben vom 9. bis 16. Jahre angenommen werden und nicht länger als bis zum zwanzigsten die Anstalt besuchen durften, und daß Verdi bereits das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Endlich ist noch Verdis eigene Angabe vorhanden, in einem Briefe an Caponi, den italienischen Uebersetzer der Pougin'schen französischen Biographie. Nach dieser Angabe ist Verdi nicht von dem alten Basily allein, sondern von sämmtlichen Mitgliedern der Aufnahme-Commission sowohl als Componist wie als Clavierspieler geprüft worden, und ohne jeglichen officiellen Bescheid geblieben. Nur Professor Rolla, dem er von Provesi, dem Organisten in Busseto, empfohlen war, und an den er sich wandte, gab ihm den Rath, „nicht mehr an das Conservatorium zu denken, und einen Lehrer aus der Stadt, Lavigna oder Neri zu wählen.“ Man kann also als feststehend annehmen, daß einerseits nicht die physiognomischen Studien des alten Basily den Entschluß der Commission herbeigeführt haben, sowie daß diese andrerseits sich nicht correct benommen hat, als sie den jungen Bewerber ohne Antwort ließ. Dieser nahm Unterricht bei Lavigna.

Im zweiten Jahre nach den eben erzählten Zwischenfällen starb der

Organist der Kathedrale und Capellmeister der Philharmoniker in Busseto, Provesi, Verdis Lehrer; und dieser ward von seinen Freunden sofort aufgefordert sich um die freigewordene Stelle zu bewerben. Er that es, aber ohne Erfolg; ein von zwei Bischöfen empfohlener frommer, als Musiker ganz unbekannter Mann, Giovanni Ferrari, ward als Organist berufen. Die Philharmoniker geriethen in solche Wuth, daß sie in die Kirche drangen und alle der Gesellschaft gehörige Musikalien vom Chore gewaltsam wegnahmen. Dann setzten sie es durch, daß Verdi von der Stadt als deren Capellmeister bestätigt und besoldet wurde. In dem kleinen Städtchen von 2000 Einwohnern bildeten sich zwei Parteien, die einander in jeder Weise und mit allen Mitteln befehdeten. Und übel wäre es den Philharmonikern und ihrem Capellmeister bekommen, daß sie sich mit der Geistlichkeit und deren Anhang verfeindeten, hätten sie nicht in dem Bürgermeister (Podestá) einen energischen Beschützer gefunden. Außerdem gewann Verdi selbst unter den Frommen zahlreiche Freunde; er componirte Messen und andere kirchliche Stücke und ließ sie in der Capelle des Franziscanerklosters, das dem bischöflichen Probste nicht unterstand, aufführen; auch spielte er manchmal die Orgel, und so oft das geschah, blieb die Kathedrale leer, Alles strömte in die kleine Capelle. Alle Kirchen der Umgegend bewarben sich bald um die Ehre, daß der junge Maestro bei ihnen einkehrte, und seine Compositionen aufführen ließ.

Im Jahre 1836 ehelichte Verdi die älteste Tochter Barezzis, seines edlen Freundes und Beschützers, in dessen Hause er wohnte. Margarethe war hübsch, liebenswürdig und spielte oft vierhändig mit dem Gaste — und so entspann sich das Freundschaftsverhältniß, das in der Ehe einen glücklichen Abschluß fand. Zwei Jahre darauf ging das junge Paar nach Mailand, wo Verdi seine erste Oper auf die Bühne brachte. Dieses Erstlingswerk steht in einer gewissen weitläufigen Beziehung zu Haydns „Schöpfung", und es wird unsere deutschen Leser interessiren, wenn wir hier Verdis eigene Erzählung, wie der Verleger Ricordi sie aus dem Munde des berühmten Mannes vernommen und Herrn Caponi sofort mitgetheilt hat, in gedrängter Kürze wiedergeben.

Im Jahre 1834 hatte Lavigna seinen Schüler zu den Proben der Mailänder Philharmonischen Gesellschaft geführt, die gleich der in Busseto aus Dilettanten bestand, aber viele singende Mitglieder zählte, und vom Maestro Masini und drei Concertmeistern geleitet wurde. Man studirte die Schöpfung, um sie im Teatro Filodrammatico aufzuführen. Bei einer Hauptprobe fehlten die drei Concertmeister, und Masini wandte sich an Verdi mit dem Ersuchen, die Begleitung am Clavier zu übernehmen. Der junge „Maestrino" entledigte sich der Aufgabe mit viel Geschick und Umsicht; das spöttische Mißtrauen, mit dem die Damen und Herren den mageren, ärmlich gekleideten Jüngling empfingen, verwandelte sich in laute Lobeserhebungen, und es ward ihm die Stelle der Concertmeister bei

der Hauptaufführung übertragen. Eine zweite fand im adeligen Casino statt, in Gegenwart des österreichischen Statthalters, Erzherzog Rainer, und aller Spitzen der Gesellschaft.

Masini, der auch die Capellmeisterstelle im oben benannten Theater versah, zog den Maestrino zu manchen Hilfeleistungen im Orchester bei Opernvorstellungen heran; als Beweis der Zufriedenheit und Dankbarkeit für die unentgeltlichen Dienste gab er ihm die Anregung, für sein Theater eine Oper zu schreiben, und überreichte ihm die Skizzen eines Libretto, aus denen der Dichter Solera den „Oberto di San Bonifacio“ bildete. So war also jene Probe von Haydns Schöpfung der mittelbare Anlaß zu der ersten Oper Verdis. Aber nicht im Teatro Filodrammatico wurde sie aufgeführt, sondern in der altberühmten Scala, die unter dem Impresario Merelli stand. Dieser, ein Mensch ohne die geringsten musikalischen Kenntnisse, besaß einen wahrhaft bewunderungswürdigen Instinct, Talent in Componisten und Sängern zu wittern, und verstand es, sie gleichzeitig zu übervortheilen, und bei guter Laune zu erhalten*).

Das Erstlingswerk Oberto di San Bonifacio wurde am 17. November 1839 zum ersten Male aufgeführt; der Operncomponist Verdi feiert also in diesem Monate sein 50jähriges Jubiläum. Die Oper hatte günstigen Erfolg, manche Kritiker begrüßten „das neue Genie“; ein Beweis, daß die Italiener ihre Musik mit anderen Ohren hören, als alle Nationen diesseits der Alpen. Merelli schloß sofort einen Contract mit dem so hoffnungsreichen Componisten; er sollte drei Opern hintereinander von acht zu acht Monaten liefern. Er bekam zuerst das Textbuch „Proscritto“ (der Verbannte), das ihm nicht gefiel, das Nicolai componirte, und mit großem Mißerfolge**) auf die Scala brachte. Dann wandte er sich auf Merellis Anregung der komischen Oper zu und componirte „Un giorno di Regno“, die ein so ganz heilloses Fiasco machte, daß er sich verschwor, niemals

*) Er war später auch Pächter der Wiener Oper im Vereine mit dem alten Balochino. Dieser, ein Geizhals aber ein Ehrenmann, der seine Verflichtungen strenge einhielt, und Zweizüngigkeit nicht kannte, blieb immer unbeliebt. Merelli dagegen fühlte sich am behaglichsten, wenn er im Trüben fischen konnte, dem Wiener Oberstkämmerer Graf Lanczkoronsky fingirte Conctracte zu enormen Gehalten mit Sängern zeigte, denen er die Hälfte zahlte (die andere strich er ein), und dergleichen Kunststückchen mehr ausführte. Aber er zeigte immer gute Laune, selbst bei Beleidigungen — wenn er den Beleidiger brauchen konnte. Dabei liebte er die Kunst und Künstler nach seiner Weise, zog ihnen das Geld aus der Tasche, und bewirthete sie mit Champagner. Ein berühmter und edler italienischer Sänger sagte mir in den 40er Jahren: „Dieser ver — Merelli! Uns Alle betrügt er; und dennoch gehen wir gern mit ihm um!“

**) Dieser war nicht ganz gerechtfertigt. Ich habe den „Verbannten“ in deutscher Sprache auf der Wiener Hofoper aufführen hören, und kann versichern, er war nicht schlechter, als viele andere italienische gut aufgenommene Opern. In einem Concert Nicolais sang Jenny Lind mit Staudigl u. A. ein Quartett aus dem „Verbannten“ und erregte „furore“ und da capo-Ruf.

mehr eine Oper zu componiren, und Merelli ersuchte, ihn seiner Verpflichtung zu entbinden. Der schlaue Impresario willfahrte dem desperaten Maestro ohne Gegenrede; er wußte wohl, daß diese Stimmung nicht lange dauern, daß die Anziehungskraft des Theaters in Bälde wirken würde, und nur der rechte Moment abzuwarten wäre.

Verdi hat in der Mittheilung an den Verleger Ricardi — den Mißerfolg der Musik zum großen Theile aus der unbeschreiblich trüben Stimmung hergeleitet, in welcher das Werk entstanden war. Zuerst befand er sich in so bedrängten Verhältnissen, daß er nicht 50 Scudi (etwa 220 Mark) besaß, um die Wohnungsmiethe zu bezahlen, und daß seine Frau ihre wenigen Schmucksachen in das Leihhaus trug, um ihn von der Sorge zu befreien. Und kaum war dies Unheil abgewendet, da kam noch viel härteres über ihn, er verlor die zwei Kinder, zuletzt das brave Weib im kurzen Zeitraum von zwei Monaten, und stand allein! Unzweifelhaft mußten solche grausame Schicksale jede schaffende Kraft lähmen, und jede Heiterkeit der Stimmung für eine komische Oper verunmöglichen. Aber man kann, ohne dem Genie Verdis Abbruch zu thun, fest behaupten, daß er auch unter günstigeren Verhältnissen den „giorno“ nicht besser componirt hätte. Denn Humor hat ihm die Natur versagt, das beweisen unwiderleglich die komisch sein sollenden Scenen in der sonst bedeutsamen Oper „La forza del destino“, die er von Ruhmesglanz und Reichthum umstrahlt geschrieben hat*).

Merelli hatte richtig berechnet. Nach einem Jahre traf er — quasi zufällig — Verdi in der Gallerie Christofori, nahm ihn nach dem Theaterbureau, zeigte ihm das Libretto von „Nabucco“, das Nicolai zurückgewiesen hatte, und zwang es dem Widerstrebenden, auf seinen Schwur Pochenden auf. Verdi fühlte sich von dem Textbuche mächtig angeregt; in einer Nacht durchflog er es; am andern Morgen ging er zu Merelli.

„Nun?“ fragte dieser, „wie gefällt's Dir?“

„Sehr schön.“

„Also wirst Du es componiren?“

„Ich habe schon einmal gesagt und wiederhole es, ich will keine Oper mehr schreiben.“

„So? das wollen wir sehen.“

Merelli steckte das Buch in die Rocktasche Verdis, schob diesen zur Thüre hinaus, die er verschloß, und rief ihm zweimal nach: „Du wirst es in Musik setzen!“ Und so ist Nabucco entstanden!

Wenn man heute die italienischen Berichte über die erste Aufführung dieser Oper (9. März 1842) liest, über die Spannung, mit der sie er-

*) Auch Bellini wäre nie im Stande gewesen, eine opera buffa zu schreiben.

wartet*), über den beispiellosen Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurde, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß gewisse Kunsterscheinungen nur vom italienischen Publikum erfaßt und bewundert, von jedem anderen aber sehr gleichgültig betrachtet, wenn nicht abgewiesen werden. Selbst heute, wo die Opern Verdis in allen Welttheilen ertönen, hat Nabucco nirgends einen Halberfolg errungen; in Mailand wurde er als Verkündiger einer neuen Aera begrüßt. Auch die „Lombardi alla prima crocciata", die in Italien fast gleiches Furore erregten, haben anderswo nirgends bleibende Stätte gefunden, obwohl sie für Paris eigens neu bearbeitet und in der großen Oper mit dem Titel „Jerusalem" vortrefflich aufgeführt wurden. Dagegen erregte „Ernani", obwohl gerade diese Oper in Italien nicht überall mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen ward, in Deutschland die Aufmerksamkeit derjenigen Hörer, die nicht von vornherein alles Italienische verwarfen. Ich erinnere mich „Ernani" in Wien gehört zu haben (Mitte der vierziger Jahre), und daß schon damals das Duett des Königs mit dem alten Sylva, der Schwur Ernanis an Sylva, die Arie Carl V. im Grabgewölbe und das darauf folgende Finale als Schöpfungen einer sehr bedeutenden Kraft erkannt wurden, wogegen allerdings die Bravourarien und manche Allegri, damals wie noch jetzt, den deutschen Empfindungen zuwider sein mußten. Bei der Composition dieser Oper hatte Verdi auch den ihm ganz zusagenden Textdichter gefunden, Piave, der sich jeder Anforderung unterzog, jede verlangte Aenderung sofort gehorsam ausführte, jede Laune des Meisters ertrug und jeden Gang, jeden Auftrag willig übernahm. Der Textdichter der drei ersten Opern, Solera, hatte zwar auch Alles gethan, was Verdi von ihm wollte, aber nur aus Gefälligkeit, als Concession, und nicht ohne eine gewisse brummige Selbständigkeit. Seine anfangs glänzende Laufbahn endigte traurig. Mit neunzehn Jahren hatte er einen Band Gedichte veröffentlicht, die mit ungemeiner Gunst aufgenommen wurden. Dann dichtete er die drei Texte für Verdi, die ebenfalls großes Lob gewannen, obwohl sie superlative Albernheiten enthielten, die selbst von den heutigen italienischen Biographen nicht weggeleugnet werden. Dann dichtete und componirte er selbst drei oder vier Opern. Eine davon ließ er in Madrid aufführen und gewann die Gunst der Königin Isabella in hohem Maße. Dann verschwand er aus der Kunstwelt und tauchte in Agypten auf, als — Polizeichef des Khedive. In den 70er Jahren starb er in Paris als Antiquitätenhändler, verarmt und vergessen. Auch seinem Nachfolger bei Verdi war kein glückliches Loos beschieden; der arme Piave, der eine

*) Wochen vorher war die Stadt erfüllt von den Erzählungen der großen Aufregung, welche diese „ganz neue Musik" bei den Proben erzeugt hatte, wie selbst die Statisten und die Handwerker ihre Bewunderung laut äußerten. Und das war vollkommene Wahrheit, kein Impresariokniff. Die kunstvolle Reclame ist ein Product späterer Zeiten.

Masse Libretti für den Maestro geschrieben (unter ihnen „Rigoletto" und „La Traviata"), verfiel einer langwierigen unheilbaren Krankheit; aber von Sorge für die Existenz ward er von dem dankbaren Componisten bewahrt, der ihm eine Pension aussetzte, auch dessen kleine Tochter reichlich bedachte wie er denn immer ein edles Gemüth bewährt hat.

Zwischen dem Ernani, der am 9. März 1844 zuerst auf dem Teatro Fenice in Venedig erschien, bis zum Rigoletto, der am 11. März 1851 an derselben Stelle hervortrat, hat Verdi nicht weniger denn elf Opern geschrieben, die alle mehr oder weniger Mißerfolg brachten: „I due Foscari", „Giovanna d'Arco", „Alzira", „Attila", „Macbeth", „I masnadieri" („die Räuber", in denen sogar Jenny Lind und Lablache auf der Londoner italienischen Oper die Hauptpartien sangen), „Il corsaro", „La battaglia di Legnano", „L' assedio d'Arlem", „Luisa Miller" und endlich „Stiffelio", der später zum „Aroldo" umgearbeitet, nur ein neues Fiasco erzielte. Also volle sieben Jahre der Mißerfolge! Welcher nicht italienische Componist wäre da nicht vollständig entmuthigt worden, und welches andere Publikum hätte sich so geduldig erwiesen, daß es jeder neuen Oper mit vollem Vertrauen entgegenkam! Allerdings, der Erfolg des „Rigoletto" recht, fertigte das Vertrauen der Italiener zu ihrem Verdi in vollem Maße: er gab ihnen diesen, dann „Trovatore" und „La Traviata" in unmittelbarer Folge nacheinander, drei Opern, die noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, auf allen Bühnen oft gegeben werden.

„Rigoletto" ist dem famosen Sensationsstück von Victor Hugo „Le roi s'amuse" nachgebildet, in welchem der Dichter den König Franz I. als einen vollendeten Lumpen, dessen buckligen Hofnarren Triboulet dagegen als einen nur äußerlich boshaften, aber innerlich höchst edlen Menschen darstellt, der zwar seinem Könige bei allen Nichtswürdigkeiten gern mithilft, aber im Busen poetische Gefühle bewahrt! Nur als der König auch seine Tochter verführt, wirft Triboulet alle Gefühle über Bord, behält allein die Rachsucht. Doch anstatt diese zu befriedigen, verliert er die geliebte Tochter, die sich für den elenden Verführer opfert und den Mörderhänden liefert, die der Vater für Jenen gedungen hatte. Das Stück ist eine geschickte Zusammenstellung aller möglichen aufregendsten Nichtswürdigkeiten; selbst die Regierung Louis Philipps durfte es wagen, die weitere Aufführung zu verbieten (1832) und das Verbot aufrecht zu erhalten trotz der Verwahrungen und Declamationen des Dichters, der sich an den König wendete. Man kann also die österreichische Polizei in Venedig nicht eines besonderen Verbrechens beschuldigen, wenn sie den Text, der ursprünglich den Titel „La maledizione" (Der Fluch) trug, entschieden verwarf. Die Direction des Theaters wollte verzweifeln, denn eine neue Oper Verdis war für die Stagione verkündet, und dieser mochte von einer Aenderung des Stoffes, ja nur des Titels, nichts hören. Einem Polizeicommissar war es vorbehalten, die glückliche Lösung aller Schwierig-

keiten zu finden. Er gehörte zu den schlimmsten Augendienern und Spionen der gehaßten österreichischen Regierung, aber er besaß einige Bildung und verehrte Verdi; er schlug vor, die Handlung von Frankreich in ein kleines italienisches Ländchen zu verlegen, den König zum Herzog herabzusetzen und endlich statt irgend eines Titels, der in moralischer Beziehung zur Handlung stände, einfach den Namen des Helden auf den Zettel zu stellen. Verdi zeigte sich geneigt auf den Vorschlag einzugehen — und so ist „Rigoletto" entstanden. Diese Oper wird noch heute von manchen Verehrern Verdis, selbst von manchen italienischen Musikkritikern, als sein Meisterwerk betrachtet, weil in ihr die stärksten Gegensätze mit großer Kraft gezeichnet sind. Es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung, nur kann der deutsche Musikkenner nicht vergessen, daß diese Kraft sich zu oft in Rohheiten gefiel und auch schwächliche Gemeinplätze, Trivialitäten, nicht vermied. Doch wollen wir betonen, daß einige Nummern zu den bedeutendsten Inspirationen der italienischen dramatischen Musik gehören: das Quartett im letzten Acte, das Duett zwischen Rigoletto und dem Banditen, sein Monolog, auch der Anfang der Scene, als er seine Tochter in den Gemächern des Herzogs vermuthet; das Lied „La donna é mobile" ist allbekannt.

Der „Trovatore", der zwei Jahre nach dem „Rigoletto", 1853 in Rom gegeben ward, hat fast noch größeren Erfolg errungen und wird entschieden auch heutzutage noch öfters gegeben. Doch dieser größere Erfolg ist nicht dem höheren Werthe zuzuschreiben; die Oper enthält mit Ausnahme des höchst wirksamen „Miserere" im letzten Acte keine Nummer, die einen Vergleich mit den oben angeführten Scenen des „Rigoletto" bestehen könnte. Dabei ist das Libretto (einem spanischen Drama nachgebildet) von einer so unglaublichen Ungereimtheit, daß selbst Verdis begeisterter Biograph, Caponi*), der Pariser Correspondent der „Perseveranza", das Geständniß ablegt, er habe nun seit Jahren den „Trovatore" gehört und noch nie den eigentlichen Inhalt der Handlung zu entdecken vermocht. Aber diese Oper enthält eine sehr große Anzahl Paradearien für verschiedenartigste Sänger und Sängerinnen: für die Sopranheldin Leonore, für die unverständliche alte Zigeunermutter Azucena, für den Baryton-Wütherich Luna; und nun erst für den Troubadour selbst, welche Ausbeute! Dieser Manrico mit seinem Verzweiflungswalzer: „O meine Mutter, ich seh Dich sterben!" war und ist die unvermeidliche Hauptrolle jedes „Heldentenors", der ein hohes C in seinem Brustkasten beherbergt. Jeder ist ja unzähliger Hervorrufe sicher, wenn ihm dieses C gut gelingt. Die „Italiener" Tomberlick bis Mierzwinski, die Deutschen Wachtel bis Bötel, haben mit diesem C die größten Triumphe gefeiert; und selbst Niemann, der große echte Deutsche, der Wagnersänger, hat den Manrico öfters dar-

---

*) Er hat eigentlich keine selbständige Biographie Verdis geschrieben, jedoch die französische von Pougin übersetzt und mit vielen wichtigen Zusätzen versehen.

gestellt. Was vermögen alle ästhetischen Bedenken gegen derartige Erfolge?! Als einst in Berlin in der Vogelausstellung des Abends die elektrischen Lampen angezündet wurden, fingen alle Hähne zu krähen an und viele Vögel sangen; sie hielten das elektrische für Tageslicht; wer vermochte ihnen beizubringen, daß nicht die, wahres Licht und Wärme erzeugende, die schöpferische Sonne leuchtete? Und wer will dem jubelnden Haufen begreiflich machen, daß aus solcher Kraftanstrengung, wie die oben bezeichnete, nicht die Sonne der Kunst leuchtete, sondern ein künstlicher Schein?

Viel bedeutender als der „Troubadour" ist „La Traviata", die kaum sechs Wochen nach dem ersten Erscheinen des erstgenannten am 6. März 1853 in Venedig gegeben wurde und — — durchfiel. Verdi schrieb an seinen Freund Muzio:

„Lieber Emmanuel! Gestern Traviata — Fiasco! Ist's meine Schuld, war's die der Sänger*)? Die Zeit wird richten."

Er behielt Recht. Die Oper hat auf allen Bühnen Heimatsrecht erlangt und die Hauptrolle ist noch immer eine Paradeleistung aller bedeutenden italienischen Sängerinnen. Daß die Handlung eigentlich anwidernd ist, werden wohl nur noch Wenige bestreiten. Daß eine „Traviata", nachdem sie sich in großmüthiger Aufopferung von dem heißgeliebten Manne trennte, doch wieder mit einem anderen Herrn zweifelhafte Bälle besucht, mag vielleicht psychologisch richtig sein; edleren Empfindungen entspricht es nicht. Aber Verdi hat aus diesem Stoffe mit wahrhaft genialer Auffassung musikalische Anregungen geschöpft und manches Schöne geschaffen. Der erste und der letzte Act enthalten sehr wirksame Nummern, und das Finale des dritten ist in seiner Art ein Meisterstück.

Nach der „Traviata" brachte Verdi zwei Jahre lang kein Werk auf die Bühne. Dann trat er mit den „Vêpres Siciliennes" in der großen Pariser Oper hervor. Diese „Académie Impériale (oder Royale oder Républicaine) de musique", wie das Institut je nach der bestehenden Regierung benannt wird, ist von jeher fremdländischen Componisten sehr schwer zugänglich; und ihre Aufforderung an Verdi, für sie eine Oper zu componiren, galt als eine ganz besondere Auszeichnung**). Das Textbuch war von Scribe verfaßt und behandelte den bekannten blutigen Aufstand der Sicilianer gegen die Franzosen am Ostermontage 1282 mit dem großen Bühnengeschicke, das jener Allerwelts-Dichter immer siegreich bewährt hat. Aber die Musik gefiel nicht. Verdi war

*) Einigermaßen war es wohl die Schuld der Sänger; die Darstellerin der Violetta, die an der Schwindsucht stirbt, war eine der fettesten Theater-Damen und erregte allgemeine Heiterkeit.

**) Seit Rossini — der Capellmeister des Königs Karl X., also in französischen Diensten war — den Tell für die große Oper componirt hatte, ward nur noch einem Italiener, Donizetti, die Ehre zu Theil, daß die Académie royale ein Werk von ihm aufführte: „La favorite".

nie glücklich, wenn er beim Schaffen seiner Tonbilder den Rahmen der großen französischen Oper im Auge hatte. Ich bin weit entfernt, darob einen Vorwurf gegen ihn zu erheben; in meinen Augen ist es ein Vorzug, daß er am besten componirte, wenn er ganz seiner italienischen Wesenheit treu blieb. Die „Vêpres Siciliennes," in welchen die Cruvelli*) die Hauptrolle hatte (die Pariser nannten sie rôle à bras, Armrolle, weil die Dame ihre schönen Arme zeigen konnte) wurden für Italien als Giovenna da Guzman umgewandelt, gefielen aber auch dort nicht. Ein noch schlimmeres Schicksal, einen totalen Mißerfolg hatte die nächste Oper, „Simon Beccanegra", dessen Textbuch von Piave, nach dem Schiller'schen „Fiesco", recht schlecht gearbeitet war. Das Fiasco blieb sich bei einer Wiederaufnahme, 25 Jahre später, ziemlich gleich, obwohl der geniale Dichter-Componist Boito, von dem in der Folge noch gesprochen wird, dem Textbuche eine ganz andere Gestalt gegeben hatte und auch vom Componisten Aenderungen und Erweiterungen angebracht worden waren. Aber alle diese Schatten schwanden vor dem Glanze, den 1859 „Il ballo in maschera" um sich verbreitete. Die Oper war für Neapel geschrieben, sollte schon 1858 aufgeführt werden. Aber die Censur verbot das Libretto, das eigentlich nur eine Uebersetzung des Scribe'schen, von Auber componirten, genannt werden konnte, da es ihm Scene für Scene folgte. Das Orsinische Attentat gegen Ludwig Napoleon hatte alle Polizeibehörden und nun gar die italienischen in höchste Aufregung versetzt. Diese durften nicht erlauben, daß ein Königsmord auf der Bühne dargestellt wurde**). Sie bestanden auf Veränderung des Textes, Verdi verweigerte es, der neapolitanische Intendant verlangte Schadenersatz, Verdi antwortete heftig; das Publikum nahm Partei für ihn; wo er sich zeigte, wurde er mit dem Rufe" Evviva Verdi! begrüßt†). Schließlich entband ihn die Regierung der Verpflichtung und der „Ballo" ward im nächsten Jahre in Rom gegeben, allerdings in der Veränderung, daß die Handlung in Amerika spielt und der Getödtete ein Gouverneur ist. Verdi genoß jedenfalls die Genugthuung, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und gewährte dem Römischen Impresario

*) Sophie Cruvelli, eigentlich Crüvell aus Bielefeld, war mit einer wunderbar schönen und kräftigen Stimme begabt, aber vollständige Naturalistin. In London gefiel sie nicht, erregte dagegen Enthusiasmus, in Paris, wo sie zuerst in der italienischen Oper Verdi'sche Partien sang, dann aber 1854 von der Academie Impériale mit glänzendem Honorare angeworben ward. 1856 heirathete sie den Baron Vigier und lebte meistens auf ihrer Villa in Nizza.

**) Ich habe den Auber'schen Maskenball in Wien gesehen, in den 30er Jahren. Dort war nicht blos der König in einen Herzog verwandelt worden — er wurde auch gar nicht ermordet! in dem Momente, als Ankarström die Pistole gegen ihn losdrückte, erschien die Wahrsagerin des zweiten Actes, und gab dem Arm des Mörders eine Richtung nach oben, das Pistol schoß in die Luft! Wer will da noch die italienische Polizei lächerlich finden?

†) Dieser Ruf hatte damals eine tiefe politische Bedeutung: **V**ittoro **E**mmanuele **R**e **d'I**talia! Das ahnten die Polizeiorgane allerdings nicht.

Jacovani das Zugeständniß, das er dem neapolitanischen Intendanten verweigert hatte.

Wohl in keiner Oper Verdis tritt seine dramatische Gestaltungskraft, und in so echt nationaler Eigenthümlichkeit, hervor, als im „ballo in maschera". Dabei ist sie mit anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet und instrumentirt, und ziemlich frei von Trivialitäten. Das Motiv der Verschworenen im ersten Acte, das schon in der Einleitung als Fugato erschien, und oft wiederkehrt, ist sehr charakteristisch und originell; der zweite Act enthält einige Nummern, die unbedingt als die besten Erzeugnisse der italienischen dramatischen Musik bezeichnet werden können: so das Duett zwischen Amalie und der Wahrsagerin, und besonders das Quintett zwischen dem verkleideten Gouverneur, dem Pagen, den beiden Verschworenen, der Wahrsagerin, in welchem jedem Einzelnen eine ganz charakteristische Melodie zugewiesen ist, die dann im Zusammenflusse eine sehr schöne Wirkung erzeugen; in diesem Stücke tritt auch die Instrumentation bedeutsam hervor. Auch der dritte Act bringt Manches in Erfindung und geschicktester Ausführung gleich Werthvolle. Aber auch das vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet Unbedeutende ist ungemein wirksam; so z. B. das leidenschaftliche Allegro in A-moll 6/8 Tact in Terzett, da die Stimmen in Octaven auf- und abrollen. Das Finale, der Spottchor der Cavaliere, ist ein kleines Meisterstück der Charakteristik, jedenfalls ein Musterstück des Bühneneffects. Allerdings muß ich bemerken, daß dieser dritte Act nur von echt italienischen Sängern in ihrer Sprache zur rechten Geltung gebracht wird. Den Deutschen, auch den besten, fehlt der „brio", das nur auf den Effect losgehende Temperament, die Geläufigkeit der Zunge, die mit der weichen italienischen Sprache und den beim Gesange zusammengezogenen Endvocalen innig zusammenhängt, die pathetische Declamation, Eigenschaften, welche auch die prime Donne und primi Uomini zweiten Ranges besitzen, und mit welchen sie bei Musikstücken, wie die obenerwähnten, das Richtige treffen.

Meine Bemerkung darf die deutschen Künstler nicht beleidigen. Ist es ihnen recht, wenn ich sage, daß die Italiener die „Zauberflöte", „Fidelio", „Freischütz" u. s. w.*) niemals richtig singen werden, so muß ihnen billig sein, daß ich andrerseits den Italienern ihr größeres Recht auf den dritten Act des „ballo" zuerkenne. Der vierte Act ist recht schwach; aber die große Bariton-Arie ist ein Paradepferd aller berühmten Sänger, auf dem auch die Deutschen gerne reiten; Reichmann hat sie selbst in einem „Liederabend" bei Kroll vorgetragen. Im fünften Acte bringt die Schlußscene eine gute Wirkung hervor. Alles in Allem genommen, ist der

*) Man sagt, Richard Wagners „Lohengrin" sei in Bologna vortrefflich wiedergegeben worden. Die Aufführung in der Mailänder Scala, die ich im April d. J. gehört habe, war eine sehr schwache.

„ballo in maschera“ eine bedeutende Erscheinung in der italienischen Opernentwickelung; und es ist eine Frage, die nur die Zeit lösen kann, ob „Aida“, die künstlerisch bedeutend höher steht als der „ballo“, dieselbe dauernde Lebenskraft bewähren, in gleichem Maße als echt national italienisches Werk wirken wird.

Die „Aida“ war nicht für Italien geschrieben. Nach dem „ballo“ componirte Verdi siebzehn Jahre lang nur im Auftrage ausländischer Bühnen; „La forza del destino“ für Petersburg (1859 zum ersten Male gegeben), „Don Carlos“ für die Pariser große Oper (März 1867) und endlich die „Aida“ für Cairo (1871). „La forza del destino“ hatte weder in Petersburg, noch in Italien einen rechten Erfolg aus verschiedenen Gründen: der Text ist greulich, die Handlung haarsträubend, die Musik nicht recht Verdisch; dennoch verdient sie in vieler Hinsicht Anerkennung; die Behandlung der Recitative, die Declamation, das Orchester zeugen von eben so großer Sorgfalt als Begabung. Als die Oper in Berlin von einer ziemlich mittelmäßigen italienischen Gesellschaft bei Kroll aufgeführt wurde (nur die Primadonna Saurel war eine vortreffliche Sängerin), erregte sie die Aufmerksamkeit und Theilnahme der gesammten Kritik. Aber Theater-Erfolg konnte sie nicht erzielen, und die komisch sein sollenden Episoden, die Erscheinung des belfernden Klosterbruders zeigten nur, daß in Verdi nicht die Spur einer humoristischen Ader vorhanden ist.

Im „Don Carlos“ hat Verdi den Versuch angestellt, seinen Stil ganz nach der Tradition der Pariser großen Oper à la Meyerbeer und Halevy umzuformen, und ein Zwitterwerk zu Stande gebracht, mit großartigen Einzelheiten, ohne Wirkung als Ganzes. Dagegen gelang es ihm, in „Aida“ ein ganz einheitliches Werk zu schaffen, seine besten Kräfte zusammen zu fassen und in so prächtig wirksamer Weise zu entfalten, daß diese Musik in der That in vielen Hörern den Gedanken erweckte, Verdi habe einen neuen Stil geschaffen. Aber dem war nicht so, und das Verdienst des Werkes soll darob nicht im mindesten geschmälert werden. Der Stoff gab dem Componisten Gelegenheit zu neuen originellen melodischen und harmonischen Wendungen, und Fremdartiges mit seiner Wesenheit künstlerisch zu verschmelzen. „Aida“ war auf die Anregung des „kunstliebenden“ (und die Fella schindenden, alle möglichen Schulden machenden, aber) höchst eleganten Vicekönigs von Egypten, Ismail Pascha, gedichtet und gesetzt, dem es nicht darauf ankam, 150 000 Franken (6000 Pfund Sterling) zu zahlen, damit die „première“ der Oper des berühmtesten italienischen Componisten in seinem Opernhaus in Cairo ein paar Wochen vor der in der Mailänder Scala stattfinde. Der französische allgemein bekannte hochgeachtete Egyptologe Mariette schrieb den Entwurf der Handlung, der italienische Dichter Ghislanzoni faßte ihn in Verse, Herr de Locle übersetzte diese später in's Französische. Verdi, der bei der Annahme des viceköniglichen Antrags die Vorbedingung

gestellt hatte, daß ihm der zu unterbreitende Stoff anstehe, fand an der tief tragischen Handlung großes Gefallen*) und componirte die Oper mit Liebe und Sorgfalt. Die ihm eingesendeten altegyptischen Melodieen verwendete er mit großer Meisterschaft und Bühnenkenntniß, und verstand auch seinen Originalmelodieen eine gewisse eigenthümliche Färbung zu geben. Hierdurch ist die Idee entstanden, daß er in „Aida" einen neuen Stil geschaffen habe. Es liegt hier derselbe Fall vor wie in „Carmen", da Bizet den spanischen Localton fast überall in Melodie und Harmonie so zu sagen mitklingen läßt, und doch seine eigene künstlerische Wesenheit vollständig bewahrte. „Aida" enthält einige sehr schöne Nummern von tiefer Empfindung und großer dramatischer Wirksamkeit. Gleich die erste Arie der „Aida", dann die im dritten Acte und ihr Duett mit Rhadames, die Gerichtsscene und die Schlußscene sind Meisterwerke echt italienischen Stiles. Die Oper hätte wohl verdient, daß der Text von einem dichterisch begabten Manne in deutsche Sprache übersetzt und nicht von einem Pfuscher verstümmelt wurde**). Daß sie trotz dieser abscheulichen Macherei doch auf allen Bühnen sich erhält, und nicht bloß Erfolg beim großen Publikum, sondern auch dauernde Anerkennung ernsterer Beurtheiler gefunden hat, giebt beredtes Zeugniß für ihren Werth. Auch sei ganz besonders hervorgehoben, daß in der ganzen Oper kein eigentliches Paradestück für die Sänger vordringlich erscheint, daß alle Arien vornehm und im dramatischen Stile entworfen und ausgeführt sind.

Nach der „Aida", die Ende December in Cairo zum ersten Male aufgeführt wurde, hat Verdi vierzehn Jahre lang keine Oper mehr auf die Bühne gebracht, dagegen ein kirchliches Werk geschrieben, ein „Requiem"†) das von der Mailänder St. Marcuskirche, wo es zuerst (Mai 1874) erklang, nach dem Teatro della scala und dann in alle Concertsäle Europas wanderte. Ich muß mich gleich von vornherein zu einer gewissen Vorliebe für

*) H. Caponi, der italienische Biograph, den ich schon im Anfange dieser Studie genannt habe, versichert, daß eine Hauptscene von Verdi allein, zuerst in Prosa geschrieben war: das unterirdische Gericht und die Verurtheilung Rhadames, während Ammeris, die ihn liebende Königstochter im oberen Tempelraume ihre Klagen mit den düsteren, aus der Tiefe erschallenden Tönen vereinigt.

**) Hier ein Pröbchen:

Die Worte der Thörin, o Götter, schlagt nieder (!!),
Dem Busen des Vaters die Tochter gebt wieder,
Die Horden, die Horden, die Horden vernichtet, zerstreuet den Feind!

Der wißbegierige Leser mag im deutschen Textbuche weiter nachforschen; er wird derartiges noch in Fülle finden.

†) Es war für die Todtenfeier Alessandro Manzonis, des berühmten Dichters, geschrieben, dessen „Promessi sposi" in ganz Europa bekannt sind. Weniger bekannt ist es, daß Goethe über Manzonis „Carmagnola" zwei sehr lange Besprechungen veröffentlichte und von dem Dichter einen langen Dankbrief erhalten hat.

dieses „Requiem" bekennen; mag sie manchem gestrengen Herrn „undeutsch" erscheinen, ich fühle aber nicht die leiseste innere Mahnung sie zu verhehlen. Die Leser von „Nord und Süd" werden sich vielleicht meiner Studie über „Johannes Brahms" erinnern, meiner Gefühle für sein „Deutsches Requiem", sein „Schicksalslied" u. s. w.; sie werden daher auch nicht erwarten, daß ich Vergleiche anstelle, mich aber verstehen, wenn ich sage, dieses Verdi'sche ist als katholische Kirchencomposition die beste der letzten fünfzig Jahre; sie steht im Ernste und im Schwunge weit höher als Rossinis „Stabat Mater", ja in wahrhafter warmer Empfindung überragt sie das Cherubini'sche „Requiem" das freilich den contrapunktischen Vorbedingungen des Kirchenstils in ungleich bedeutenderem Grade entspricht. Es erklingen aus Verdis Composition Stellen, die von wahrhaft religiöser Stimmung zeugen; und hätte er nicht geglaubt, auch Fugen anbringen zu müssen, so wäre an dem Werke fast nichts auszusetzen, es stände — immer vom romanisch-katholischen Standpunkte beurtheilt — als ein vollständig einheitlich gelungenes da. Aber contrapunktischen Versuchen sollte Verdi fern bleiben; für Fugen giebt es keinen nationalen Standpunkt, sondern nur den einen allgemeinen des künstlerischen Gesetzes, das die alten italienischen Kirchencomponisten in schönster Weise festgestellt haben; und vor diesem können die Verdi'schen Versuche keine Prüfung bestehen. Doch für diese nur seltenen Ausweichungen auf fremdes Feld entschädigen die reichen Schönheiten des ihm heimischen.

Nach dem „Requiem" schwieg Verdi gänzlich. Zwar begannen eingeweiht-sein-Wollende gegen Ende der 70er Jahre zu flüstern, daß er an einem neuen großen Werke arbeite oder wenigstens darüber brüte; aber er hatte allen Anfragen gegenüber nur ein bestimmtes Nein. Von jeher war es ihm Gewohnheit, seinen Landsitz, Sant Agata, als den Ruheort darzustellen, in welchem er gar nicht an Musik dächte, nur Ruhe genießen wolle, und in dem der Besucher ein Clavier fände, das nicht allein ganz verstimmt, sondern auch ohne Saiten wäre. Im Allgemeinen sprach er die volle Wahrheit; denn eigentlich componirte er meistens in Genua, wo er den Winter zubrachte; doch wenn ihn die Muse in Sant Agata besuchte, hielt er ihr die Thür nicht verschlossen, besonders seitdem neben dem verstimmten unbesaiteten Instrument ein prächtiger Erard-Flügel sich eingestellt hatte.

Mit dem „Otello" hatte es allerdings eine eigene Bewandtniß. Verdi, dessen musikalische Phantasie von den düstersten tragischsten Handlungen am lebhaftesten angeregt wird, trug sich schon lange mit dem Gedanken einer Oper nach dem gleichnamigen Drama Shakespeares. Daß eine solche bereits von Rossini geschrieben worden, konnte ihm keine besondere Bedenken erwecken, denn der Rossini'sche „Otello" ist in Text und Musik noch weiter von Shakespeares Drama entfernt, als der Fischmarkt in Bologna, von Venedig und Cypern. Zwar gehören die zwei letzten Arien der

Desdemona zu den schönsten Eingebungen der italienischen Tonmuse, die selbst von gestrengen deutschen Kunstrichtern*) anerkannt wurden; dagegen sind „Othello" und „Rodrigo" und alle Nebenfiguren Carricaturen; die Ouverture könnte als sehr wirksame Einleitung einer komischen Oper verwerthet werden. Verdi jedoch war der rechte Mann, die Shakespeare'sche Tragödie richtig zu erfassen. Aber er bedurfte auch des richtigen Mannes, der sie ihm zum Operntexte umwandelte, und dabei der Dichtung treu blieb, und diesen fand er in Arrigo Boito, einem der genialsten Künstler des neuen Italien, geboren 1842. Er hat als Dichter sehr Schönes geschaffen, noch mehr aber als Componist. Seine Oper „Mefistofele", deren Text er den beiden Theilen von Goethes „Faust" mit Helena und der letzten Verklärungsscene nachgedichtet hat, ist reich an genialen Momenten: einzelne Nummern sind hochbedeutend; und man muß sehr bedauern, daß Boito anstatt auf der musikalisch dramatischen Laufbahn rüstig weiter fortzuschreiten, den Schwierigkeiten, denen er begegnete**), nicht die zuletzt gewiß siegreiche Ausdauer und Energie entgegensetzte, den Dichter in ihm über den Musiker stellte, und anstatt für sich, für andere Componisten†) Texte dichtete. Er kennt die deutsche Musik genau, besonders Bach und — Wagner, dessen Einfluß in seinem „Mefistofele" oft erkennbar ist; und er würde, wenn er sich wieder zu einer musikalischen That entschlösse, jetzt nach der Klärung Bedeutendes und Erfolgreiches schaffen.

Die Frage, wann Verdi den „Otello" begonnen, wie lange er daran gearbeitet hat, wurde in italienischen Zeitschriften und Büchelchen öfters behandelt, ohne daß deswegen eine sichere Angabe zu Tage kam. Festgestellt ist nur das Eine, daß Boito das Textbuch spätestens Anfang der achtziger Jahre dem Componisten übergeben hat, und daß dieser jeder Anfrage dieselbe Antwort ertheilte, er dächte nicht mehr daran, eine Oper zu schreiben. Aber trotz dieser Versicherung war „Otello" im Jahre 1886 vollendet††), und kam am 5ten Februar 1887 in der Scala zur ersten Aufführung.

Diese Oper ist entschieden die mit größtem Ernste und edelstem

---

*) Ich erinnere an das zu Anfang dieses Artikels erwähnte Urtheil der Musikzeitung.

**) „Mefistofele" wurde zuerst 1868 in Mailand aufgeführt, wo damals merkwürdigerweise mehr und einflußreichere Gegner Wagners wirkten, als im südlicheren Theile Italiens. Es genügte, daß von Boito, als von einem Anhänger Wagner'scher Principien gesprochen wurde, um seiner Oper von vornherein Feindschaft zu erwecken. Sie ward bei der ersten Aufführung in der scala mit heillosem Lärm zu Fall gebracht. Bologna und Venedig dagegen ließen ihr verdiente Anerkennung widerfahren, und 1881 hörte ich sie selbst in Mailand mit großem Beifalle aufführen.

†) So hat er für Ponchielli den Text zu „Gioronda" gedichtet.

††) Eine Zeit lang hieß es, die Oper würde „Jago" heißen und auf dieser Rolle ruhe der Schwerpunkt. Dem Südländer erscheint Jago, der eine ihm unzweifelhaft angethane Unbill Otellos an diesem fürchterlich rächt, nicht so ganz als der abscheu-

Willen geschaffene des Componisten. Schon der Text Boitos ist ja ein ganz anderer als der aller vorhergehenden; ist auch dem der „Aida" eine poetische Grundidee und geistreiche Ausführung zuzuerkennen, so treten doch im Shakespeare'schen Drama Charaktere und Verhältnisse hervor, vor denen die moderne dramatische Dichtkunst zusammenschrumpft. Boito ist mit gewissenhafter Treue dem Vorbilde gefolgt, nur daß er die Oper gleich mit Ankunft des Ehepaars in Cypern (also mit dem zweiten Acte des Shakespeare'schen Dramas) beginnt; auch hat er am Schlusse dieses ersten Actes ein Liebesduett Otello's mit Desdemona hinzugedichtet, was ihm der rigoroseste Beurtheiler nicht verübeln darf; denn im englischen Originale bricht Othellos Liebe erst in der letzten Scene nach dem Tode Desdemonas in voller Kraft hervor. Die Musik durfte mit dem Ausdrucke tiefster sanfter Regung nicht so lange warten, dieses Duett war also ein glücklicher Gedanke Boitos. Der Text ist jedenfalls der beste, der je für eine italienische Oper gedichtet ward.

Betreffs der Musik sind vor Allem zwei anscheinende Widersprüche festzustellen. Es erklingt in „Otello" kein Ton, der an Richard Wagnersche Musik erinnert; und es existirt keine Scene, ohne Einfluß Wagnerischer Musik. Zwar war vielfach behauptet, daß Verdi von Wagnerscher Musik absolut nichts kenne, und ein Gegenbeweis läßt sich nicht erbringen. Aber ich behaupte mit vollster Bestimmtheit: die Wagnerschen Prinzipien kennt Verdi ganz genau*). Dieses Ineinanderfließen des Recitativs und der Arien, diese dialogisirende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne irgend einen Abschluß, und dann das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, dieses offenbare Streben nach Tonfärbung im Orchester, Alles das ist nicht denkbar ohne den so zu sagen imponderablen, aber unleugbaren Einfluß der Wagner'schen Musikdramen, ohne die nach entferntesten Zonen wirkende Ausstrahlung seiner Ideen. Doch nochmals sei es stark betont: in Verdis Melodieen ist nichts, was nicht ihm gehörte, was Wagnerisch genannt werden dürfte. Das erste Duett zwischen Otello und Desdemona, das Duett zwischen Jago und Otello im zweiten Acte, im dritten Acte das Duett Otello-Desdemona, dann eine Art Monolog

---

liche Verbrecher wie dem Nordländer. Macaulay hat in seinem Essay über Machiavelli einige tiefsinnige Anmerkungen über Verschiedenheit der nationalen Auffassung niedergelegt. Er spricht freilich von der italienischen Gesellschaft des 15ten Jahrhunderts, doch mich dünkt, manches findet noch heute Anwendung.

*) Er weiß überhaupt ganz gut, was in der deutschen Musikwelt vorgeht. Ein italienischer Musikschriftsteller, Leopoldo Mastrigli, sandte ihm ein Buch über große Musiker mit der Bitte um sein Urtheil. Er antwortete: „In Bezug auf Musik und alle über sie sprechenden Werke gebe ich nichts auf mein Urtheil noch auf das Anderer. Erinnern Sie sich an die Meinungsäußerungen Webers, Schumanns, Mendelssohns über Rossini, Meyerbeer und Andere, und sagen Sie selbst, ob man dem Urtheile eines Componisten über einen Anderen vollen Glauben schenken kann." Und der Schreiber dieses Briefes sollte nichts von Wagner kennen?!

Otellos von wahrhaft ergreifender Wirkung, ein meisterhaft gearbeitetes Septett mit vierstimmigem Chor, endlich im letzten Acte das Gebet der Desdemona und das Duett mit Otello: das sind Tonwerke Verdischen Geistes, die mit Hochachtung für das Genie eines Mannes erfüllen, der mit 73 Jahren derartiges zu vollbringen vermochte. Aber als Ganzes hinterläßt die Oper doch vielmehr den Eindruck eines sehr geistreich erdachten, mit großem künstlerischem Ernste und edelstem Wollen, selbst mit warmer Empfindung gearbeiteten Werkes als einer aus frischer, unmittelbar zeugender Phantasie hervorgegangenen Schöpfung. Man vermißt die Hauptgrundlage der echten italienischen Musik, die im Wohllaut fließende Klangreihe, die freie Schönheit des Gesanges, die bestrickende Melodie, die uns in „Traviata", „ballo in maschera" und „Aida" entgegentönt, und doch auch des Charakteristischen nicht entbehrt. Und von dem Augenblicke, in dem die italienische Musik sich der Melodie entkleidet und den breiten Faltenmantel des französischen declamatorischen Pathos umhängt, opfert sie ihr schönstes nationales Vorrecht. Man mag von Richard Wagners Richtung im Wort- und Tondichten denken wie man will, — daß sie deutsch d. h. aus der Entwickelung deutscher Musik hervorgegangen ist, kann Niemand leugnen. Ob sie die richtigen Grenzen weit überschreitet oder nicht, ist hier nicht zu erörtern; nur daß sie national ist, muß festgestellt werden. Webers „Euryanthe" ist unbestritten die Vorläuferin von „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersinger"; aus Beethovens „Missa solemnis", aus dem Finale der „Neunten" ist Richard Wagners Behandlung der Stimmführung und des Orchesters hervorgegangen. Aber Verdis Otello ist bei allen Schönheiten doch mehr „international", nicht italienisch. Ich halte das nicht für einen Fortschritt, und muß immer an den Witz denken, den ich irgendwo gelesen habe: Verdi habe sich im „Otello" verbessert — zu seinem Nachtheile! Die echten Vollblutverdianer behaupten allerdings, dieses letzte Werk des Meisters sei sein höchstes; gerade wie die Bayreuthianer in „Parsifal" den Höhepunkt Wagnerscher Kunst erblicken, und über Jeden herfallen, der bei aller Verehrung für Wagners kolossales Genie die „Meistersinger" und den „Ring des Nibelungen" höher stellt. Wer kann sich mit Fanatikern verständigen? Ich wende mich an die Unbefangenen.

Verdi ist jedenfalls der bedeutendste dramatische Componist des neuen Italien. An Gestaltungskraft, Vielseitigkeit der Erfindung, charakteristischer Zeichnung und Tonfärbung überragt er seine Vorgänger Bellini und Donizetti; und hätte Rossini nicht den „Tell" geschrieben, so brauchte er auch vor ihm nicht zu weichen. Allerdings ist seine Kraft eine oft rohe, grelle, gewaltthätige; seinen Melodieen fehlt der herrliche Wohllaut, die süße Melancholie Bellinis; seine Allegri und Chöre sind besonders in den Opern der ersten und zweiten Periode oft trivialer als die Donizettis, und die Instrumentation und Harmonisation kann — bis zur „Aida" — greller und lärmender nicht gedacht werden; selbst im „Otello" tritt nach

dieser Richtung Gewaltsames hervor. Dennoch üben seine Opern die größte Wirkung auf das Publikum, nicht bloß auf das exclusiv italienische. Unsere Generation ist nervös aufgeregt, sie will auch in der Kunst nicht blos angenehm belebt, sondern gepackt und dominirt werden — und das kann Verdi besser als die anderen. Man darf auch bei der Prüfung seiner Stellung in der Kunstwelt die Beschaffenheit des Publikums, für welches der italienische Operncomponist schreibt, nicht außer Acht lassen. Das Opernhaus Italiens darf mit dem anderer Nationen durchaus nicht verglichen werden. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen u. s. w. hören eine Oper immer mit äußerlicher Aufmerksamkeit an; lautes Gespräch ist eine sehr seltene und nicht gut angesehene Erscheinung. Ganz anders in Italien. Hier gilt nur die „Première“ als die Vorstellung, in der man aufmerksam sein muß, um über das Urtheil schlüssig zu werden, um die begünstigten Nummern zu bestimmen, bei deren Beginn in allen folgenden Vorstellungen Stille eintreten muß. Während dieser herrscht nunmehr ungezwungene Conversation. Die Logen sind kleine Salons, in welchen die Damen ihre Bekannten empfangen; man plaudert ganz ungenirt, bis eine Favorite-Nummer beginnt, lauscht dieser mit Andacht und knüpft dann den Faden des Gesprächs wieder an. Und in welcher Weise sich die günstige Aufnahme eines Opern-Tonstückes kundgiebt, davon habe ich bei der ersten Aufführung von „Otello“ in Mailand zwei Beispiele erlebt, deren einfache Erzählung dem Leser bessere Einsicht in das Wesen des italienischen Publikums geben wird, als alle Betrachtungen. Im letzten Acte betet Desdemona in Todesangst und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf den Betstuhl knien, wieder ihr Ave Maria absingen und nochmals zu Bette gehen. Sie schläft; Otello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; den stieren Blick auf sein Weib richtend, schleicht er sich nach dem Bette. Das Orchester begleitet diese stummen Bewegungen mit einem sehr effectvollen Zwischenspiel, das offenbar inneres Wühlen der heftigsten Leidenschaften ausdrücken soll. Das Publikum tobt, schreit unaufhörlich „bis“; Otello muß wieder hinter die Tapetenthüre treten, wieder heranschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen!

Ich äußerte meine Meinung über diese unsinnigen, alle dramatische Handlung vernichtenden Wiederholungen ganz laut in italienischer Sprache; die Herren um mich im Parquet gaben mir Recht — aber die nächste Vorstellung brachte denselben Spectakel. Das geschah in Mailand, dem Sitze der bezaubernd-liebenswürdigsten, eleganteſten Italiener, wie mag es erst im lebhafteren Süden*) zugehen? Ist's da verwunderlich, wenn

*) Man sagte mir, das Publikum der gelehrten Stadt Bologna („La dotta“) wäre ruhiger; ich wiederhole das Gesagte, ohne die mindeste Gewähr, kann aber nicht umhin, auf den bemerkenswerthen Umstand hinzuweisen: das große italienische Publikum kann auch aus den Schriften seiner gelehrten Aesthetiker keine richtigen Anschauungen der Tonkunst gewinnen. Tommaseo, Dizionaro estetico; Gioberti Del buono e del

der Operncomponist vor Allem dahin trachtet, für jeden Act seines Werkes ein paar effectvolle, Applaus und bis erregende Nummern hervorzubringen und sich um Einheitlichkeit wenig kümmert? Und muß man nicht Verdi sehr hochachten, daß er in „Aïda" und „Otello" kein einziges gleichgiltiges Stück anbrachte, keines, das zur eleganten Logen-Plauderei Anlaß geben könnte?

Ich habe jetzt nur noch einige Zeilen über die Persönlichkeit des berühmten Componisten beizufügen.

Ein junger italienischer Schriftsteller war beauftragt, Verdi's Biographie zu verfassen; er wandte sich an Boito, den Textdichter und Freund des großen Meisters mit der Bitte um einige interessante Mittheilungen und erhielt die Antwort: „Geehrter Herr! Als das Pikanteste am Leben Verdi's kann ich bezeichnen, daß nie irgendwelches Pikante darin vorgekommen ist." Das ist größtentheils wahr. Der berühmte italienische Tondichter hat vom ersten Momente seiner Laufbahn Alles vermieden, was die Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt hätte; er war niemals zu einem Schritte zu bewegen, der einer Reclame ähnlich sah*), und ist seit Jahren bei keiner ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeit erschienen. Als er zu Reichthum gelangte, kaufte er das Gut Sant Agata in der Nähe von Busseto, der Stadt, wo er seine Jugend verbrachte, und wandelte es ganz um. Ein großer Park umgiebt das Landhaus, Pflanzungen aller Art, Pferdegestüte, Viehställe und sonstige landwirthschaftliche Einrichtungen liegen in unmittelbarer Nähe; und deren Producte gelten als die besten weit und breit. Auf diesem Gute lebt Verdi mit seiner Gattin im Sommer, steht regelmäßig um fünf Uhr des Morgens auf, geht um 10 Uhr zu Bett. Den Winter verbringt er gewöhnlich in Genua im Palast Doria. Sein Umgang beschränkt sich auf wenige intime Freunde, im Uebrigen ist er sehr schwer zugänglich.

In früheren Jahren öfters leidend, hat er durch seine regelmäßige Lebensweise eine eiserne Gesundheit gewonnen und ist noch heute im 76ten Jahre geistig und körperlich rüstig und frisch. Obwohl die Italiener seinen Namen als politisches Geheimwort gewählt hatten (wie ich bereits erzählte), blieb er selbst aller Politik fern und verhehlte nie, daß sie ihm nur Abneigung

---

bello; Chiosi, discorso estetico; Antonio Tari, estetica ideale; Canello; saggio; Monti, il bello nel vero; Trezza, Studii: sie Alle sprechen von der Musik in den feurigsten Worten, mit höchster Verehrung, besonders der edle Gioberti; aber sie alle sprechen nicht von ihren großen Meistern Palestrina, Gabrieli, Durante, Lotti, Marzello u. s. w., sondern von Rossini's „stabat mater" und von Mercadante's und Donizetti's Opern. Mazzini, der in seinen Schriften „D' un Italiano vivente" der Tonkunst ein eigenes Capitel widmet, und sie als ein Hauptmittel für die Wiedergeburt des Vaterlandes preiset, weist unter andern auf ein Duett aus Verdi's „I due foscari." Freilich beginnt er das Capitel mit der Erklärung, daß er von Musik gar nichts verstehe.

*) Im December 1871, kurz vor der ersten Aufführung der „Aïda" in Cairo schrieb er einen ganz merkwürdigen Brief über „Reclame" an den trefflichen Kritiker der Perseveranza Filippi († 88). Die Schlußworte lauteten: „A la grâce de Dieu, so habe ich meine Laufbahn begonnen, und so will ich sie enden."

einflößt. Als er auf Cavour's Andrängen einen Sitz im neuen Parlamente annahm, sagte er dem großen Staatsmann geradezu, wie ihn das in all seinen Gewohnheiten störte, und legte auch sein Mandat bald nieder. Als ihn später der König Vittorio Emanuele zum Senator ernannte, kam er einmal in das hohe Haus, um den Eid zu leisten, und ward nicht mehr gesehen. Dennoch giebt es in Italien keinen populäreren Mann als Verdi, keinen, der eine so allgemeine, ganz widerspruchslose Verehrung genießt wie er. Wer von ihm spricht, rühmt seine stille Wohlthätigkeit, seinen Antheil an Allem, was der Allgemeinheit Nutzen bringen kann, seine Dankbarkeit für Jeden, der ihm in früheren Jahren Freundliches erwiesen, seinen Unabhängigkeitssinn. Und Alle sagen: Er ist nicht bloß unser Ruhm (la nostra gloria) als Künstler, er ist auch ein ganzer Ehrenmann!

Ludwig XIV. und Straßburg.

Von

Erich Marcks.

— Berlin. —

Der Streit um das Recht auf Straßburg ist nicht zur Ruhe gekommen von jenem 30. September 1681 an, an welchem die Truppen Ludwigs XIV. in die alte Reichsstadt eingezogen sind. Die Klage und die Anklage, welche Volkslieder und Flugschriften sofort zu erheben begannen, hat neuen Wiederhall erweckt, seit dem nationalen Bewußtsein unseres Jahrhunderts aus Straßburg die deutsche Schicksalsstadt geworden ist: aller Jammer und alle Schmach des tiefsten nationalen Elends hat in diesem Namen den Ausdruck und schließlich die Versöhnung gefunden; die historische Thatsache wurde zu typischer, idealer Bedeutung gesteigert. Die Form, in welcher der französische König die deutsche Stadt mitten im scheinbaren Frieden an sich riß, war diejenige des Processes gewesen: so hat denn die fortdauernde Rivalität der beiden Nationen den Streit um Straßburg literarisch als einen Rechtsstreit fortgeführt: die Juristen des heiligen römischen Reiches, die Diplomaten haben die Rechtswidrigkeit der Usurpation verfochten; noch heutigen Tages tritt die Streitfrage in der Geschichtforschung im staatsrechtlichen Gewande auf: noch in den letzten Jahren hat sie der neueste und gründlichste Bearbeiter, Legrelle, in einem stoffreichen Buche, das doch an allen Stellen der Nachprüfung und Ergänzung bedarf, in diesem Sinne behandelt. Dem deutschen Forscher also, der an das Verhältniß Ludwigs XIV. und Straßburgs mit wissenschaftlicher Absicht herantritt, stellt sich, neben der Pflicht einer verdoppelt ruhigen Vorsicht, die uns heute nicht schwer fallen darf, eine zwiefache Aufgabe dar: er kann die Rechtsfrage nicht unbesprochen

lassen; er wird aber über die Form den Thatbestand, die Entwickelung der **Ereignisse** selber die Darlegung der **Machtfrage**, deren Gegenstand Straßburg gewesen ist, zu stellen haben.

Nach Auffassung der Franzosen ist ihnen Straßburg zugesprochen worden im westfälischen Frieden.

Richelieu hatte in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges das Elsaß militärisch unter die Macht Frankreichs gebracht: seinem Nachfolger Mazarin blieb die Aufgabe, das Land diplomatisch festzuhalten, seine Abtretung von Kaiser und Reich zu erlangen. In den endlosen Verhandlungen von Münster haben seine Abgesandten jahrelang darum gekämpft; man gelangte zu dem Abschlusse, daß Habsburg seine elsässischen Besitzthümer und Rechte an Frankreich abtreten, die Reichsunmittelbaren des Landes aber im vollen Reichsverhältnisse bleiben sollten. Denn wie sah dasjenige im Jahre 1648 aus, was wir heute knapp und klar Elsaß nennen? Genau so bunt wie irgend ein anderes Stück deutscher, gar rheinischer Erde. Vom Elsaß zu sprechen, stand in Wahrheit keinem Reichsjuristen zu: diese Einheit gab es nicht; correct war lediglich die Aufzählung einer Vielheit von vier Dutzenden einzelner Reichsglieder, deren Summe die Landschaft zwischen Basel und Weißenburg ausfüllte. Zwei große Gruppen scheiden sich. Den Süden bildet eine compacte Masse habsburgischen Besitzes: einmal der Sundgau, zweitens die sogenannte Landgrafschaft Oberelsaß. Diese bezeichnet ein Gebiet, in welchem die Habsburger durchaus Territorialherren sind. Anders war es im Unterelsaß. Auch hier giebt es eine habsburgische Landgrafschaft: aber nur zwei Herrschaften bilden dieselbe. Im Uebrigen setzt das Elsaß sich zusammen aus zwei Bisthümern, aus Reichsstädten mit ihrem Gebiet und einer Reihe anderer Reichsstände geistlicher und weltlicher Art, Klöster, Pfalzgrafen, Grafen, Freiherrn, Ritter; nur an einem Punkte noch findet sich hier habsburgische Macht: zehn kleine reichsunmittelbare Städte, durch die ganze Länge des Elsasses hingestreut, Hagenau, Colmar, Schlettstadt und andere, sind zur „Landvogtei Hagenau" vereinigt; ein Vogt, welcher sein Amt unmittelbar vom Kaiser hat, übt in diesen zehn Städten einige ganz minimale Schutzrechte aus und bezieht dafür einige Einkünfte: irgend welche Gerichtshoheit oder gar Herrscherbefugniß über die Städte besitzt er nicht. Diese Vogtei lag seit hundert Jahren in habsburgischen Händen; sie war Nichts, als ein Amt. Dieses Amt und den ober- und niederelsässischen Hausbesitz tritt nun das Haus Oesterreich 1648, gemäß einer Stipulation, die seit zwei Jahren feststand, im Friedensinstrumente an Frankreich ab und zwar als souveränen Besitz der französischen Krone, nicht etwa, wie man erst gewollt hatte, als ein Lehen, welches diese Krone vom deutschen Reich zu nehmen hätte. Der Vertrag drückt es scharf und genau aus, daß es sich nur um Habsburger Gut handelt. Und er fügt noch ausdrücklich einen Paragraphen bei, welcher in klaren Worten sämmt-

lichen Reichsunmittelbaren des Elsasses, einschließlich jener zehn „kaiserlichen Städte“ der Landvogtei Hagenau, den vollen Fortbesitz ihrer Unmittelbarkeit zusichert: nur die österreichischen Rechte erhalte hier der französische König. Welche Rechte aber hatte Oesterreich innerhalb dieser Unmittelbaren? lediglich die Vogtei der zehn Städte. Auf diese Vogtei allein bezieht sich also der Schluß des Paragraphen: an der Souveränetät des französischen Königs über seine neuen Erwerbungen ändere der Paragraph Nichts. Natürlich: die Vogtei ging, wie gesagt, als souveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hände über. Die Vogtei, das Amt — nicht etwa die zehn Städte selbst!

Das Alles ist vollkommen klar und in der Folge der Gedanken eindeutig und unmißverständlich; nimmt man eine Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt keine Schwierigkeit übrig.

Trotzdem war der Vertrag dazu angethan, Mißverständnisse zu erzeugen. Sie lagen gerade in jenem Nachtragsparagraphen vorbereitet, welcher so ausdrücklich die Reichsstände vor Frankreich sicher stellen sollte. Man brauchte nur diesen einen Absatz aus dem Zusammenhang herauszureißen. Zuerst constatirt er die Fortdauer der Reichsfreiheit der Stände; am Schlusse wiederholt er, hierdurch werde an der französischen Souveränetät Nichts geändert. Ist das nicht ein Widerspruch? Wir sahen, daß sich die Schlußklausel, den früheren Paragraphen entsprechend, einzig und allein auf das Vogtamt bezieht. Aber wie viel konnte eine willkürliche Deutung mit einer Isolirung dieses Paragraphen und seiner Klausel anfangen! wie leicht zudem konnte, bei der Complicirtheit reichsrechtlicher Begriffe, aus dem souveränen Besitze der Vogtei ein Besitz der Souveränetät über die zehn Städte, wie leicht schließlich aus der österreichischen Landgrafschaft Unter-Elsaß, die Ludwig erhielt und die nur zwei Herrschaften umfaßte, das Unterelsaß als Gesammtlandschaft gemacht werden! All dies gegen Geist und Buchstaben des Gesammtvertrages — aber ausgeschlossen war solcher Mißbrauch nicht. Die Stände mühten sich, sofort eine präcise Erklärung zu erlangen, in welcher Frankreich sich selber die Möglichkeit dieses Mißbrauches ausdrücklich abschneiden sollte: sie wurde verweigert. Es läßt sich nachweisen, daß die französische Diplomatie bewußt darauf ausging, diese Möglichkeit offen zu halten. Frankreich war nicht stark genug, um die Abtretung des ganzen Elsasses, wie es sie wünschte, zu erzwingen: so richtete es den Friedensvertrag dergestalt ein, daß ihm offen und klar zwar nur das habsburgische Gut zugesprochen wurde, daß aber im günstigen Augenblick die französische Regierung im mißbrauchten Wortlaute des Vertrages stets die Handhabe fände, weitere Ansprüche scheinbar mit juristischem Rechte zu begründen.

Aller Welt war dieser Sachverhalt sofort klar. Wir besitzen zwei Briefe, in denen die Diplomaten Ludwigs den Plan offen eingestehen. Der wichtigere stammt aus der Zeit der Friedens-Unterhandlungen selbst; der

eine der zwei französischen Bevollmächtigten ist sein Verfasser; hier tritt es so offen wie möglich zu Tage, daß diese Diplomatie vom eigenen Unrecht vollkommen überzeugt war: der Rechtsanspruch, der später zum Dogma wurde, war damals noch eine bewußte Lüge, ein absichtsvoller Kniff. In ihm liegt der Urgedanke der Reunionen bereits enthalten. Es waren Gründe der Zweckmäßigkeit, welche die Geltendmachung der Ansprüche noch drei Jahrzehnte lang hinausschieben ließen. Man war noch nicht mächtig genug, sie durchzuführen, aber man ließ sie je länger um so sichtbarer durchblicken. Im Nimweger Frieden von 1678 bemühten sich die Deutschen auf's Eifrigste, durch klare Concessionen auch den Franzosen eine klare Begrenzung ihrer Ansprüche aufzuzwingen: damals antworteten die Unterhändler Ludwigs nur mit der steten Berufung auf den westfälischen Vertrag. Zu einer klaren Interpretation ließen sie sich nicht drängen, aber sie verhehlten ihre Auffassung nicht: sie waren jetzt soweit, daß sie die Macht hatten, Alles, was sie durch ihre, wie wir sahen, falsche Deutung jenes Paragraphen von 1648 juristisch begründen zu können meinten, auch in Wirklichkeit durchzusetzen. In den dreißig Jahren aber, welche zwischen den Verhandlungen von Münster und denen von Nimwegen liegen, hat Ludwig XIV. oft in ausdrücklichen Worten anerkannt, daß Straßburg reichsfrei, Reichsglied und für ihn Nichts sei als ein Nachbarstaat; er bestritt das erst mit Scheingründen, als er sicher war, seinen Argumenten den Nachdruck der wirklichen Eroberung verleihen zu können.

Das juristische Unrecht also war auf französischer Seite: daran ist gar kein Zweifel. Den Deutschen blieb in voller Wahrheit die Genugthuung, den Gegner widerrechtlicher Gewalt zeihen zu dürfen. Eine jammervolle Genugthuung freilich! Proteste, deren sittliche Entrüstung, nach J. G. Droysens scharfem Worte, der Niederlage die lächerlichste Albernheit hinzufügt: statt der eigenen Ohnmacht klagt man die Gewissenlosigkeit des Feindes an! Gewiß, die Rechtsfrage enthält nicht den Kern der Sache. Ist sie darum werthlos? Auch das darf man schwerlich behaupten. Nicht nur, daß der deutsche Forscher verpflichtet ist, die Behauptung des modernen Franzosen von Ludwigs XIV. juristischem Rechte zu prüfen und, da sie falsch ist, zu widerlegen: wichtiger noch ist es, daß dieser Rechtsstreit doch den moralischen Charakter der Zeitgenossen, den Geist der Formen, in welche sie die Gegenstände zu gießen liebten, kennzeichnet. Immer wird die Art und Weise, in welcher der große König und sein Minister Louvois die Wegnahme Straßburgs motivirten, als solche ihre geschichtliche Bedeutsamkeit behalten; immer wird sich das Urtheil auch auf das Verfahren erstrecken müssen, auch wenn man recht gut weiß, daß es sich in Wahrheit nicht um's Staatsrecht handelte, sondern um die Macht, daß internationale Verträge niemals dazu da sind, unverrückbare Normen für eine weite Zukunft zu bilden, sondern nur den Abschluß für Kämpfe, den Ausdruck für den Stand der Kräfte im Augen-

blicke des Friedens. Das ist ja sicher: was auch die Parteien mit dem westfälischen Abkommen anfangen mochten in Recht oder Verdrehung, die Fortentwickelung wurde durch realere Dinge bestimmt als die feierlichsten Paragraphen des Instruments.

Wie sahen diese realen Mächte aus? Um ihrer drei handelte es sich: hier das Frankreich Ludwigs XIV., dort das deutsche Reich, wie es der 30jährige Krieg geformt, in der Mitte, ein Gegenstand ihres Ringens, die Stadt Straßburg.

Zuerst Frankreich. Es war die größte Zeit des Jahrhunderts, das die Franzosen als das große bezeichnen, in welcher das Land damals stand. Alle Früchte, welche die Lebensarbeit dreier großer Staatsmänner gepflanzt und gepflegt hatte, reiften jetzt dem Enkel Heinrichs IV., dem Erben Mazarins entgegen, sie fielen dem Könige in den Schooß. Aus der schmerzlichsten Krise, in welcher alle Kräfte eines sich umbildenden Staats- und Volkswesens in tiefer Verwirrung und Erregung wider einander gewirkt hatten, hatte die Einheit sich gewaltiger als zuvor erhoben; ihr Träger war die Macht, die allein den inneren Frieden geschaffen und erhalten hatte, das Königthum. Alles verdankte man ihm: die ständischen Gewalten, die so blutig sich gegen den Absolutismus aufgelehnt hatten, deren unklarem Drängen schließlich nur Unheil über Unheil entsprossen war, sie lagen jetzt machtlos am Boden; auch sie ordneten sich dem allgemeinen Zuge zur Mitte hin ein; alle Anstrengungen der vergangenen Menschenalter, alle lebendigen Kräfte einer starken Gegenwart mündeten ein in das große Becken der Monarchie Ludwigs XIV. Und noch strebte das Königthum, seinem Volke, das ihm jetzt blindlings nachfolgte, zu immer höheren Zielen wahrhaftigen politischen Segens voranzuschreiten; indem es in seinen Händen die ganze Nation zusammenfaßte, wollte es dieselbe emporheben auf eine neue Stufe staatlich fester Zustände und volkswirthschaftlicher Entfaltung. Noch fehlte dem Frankreich Ludwigs XIV. viel dazu, ein moderner Staat im vollen Sinne zu sein; aber es rang, ein solcher zu werden. Der Kampf um Straßburg fällt in die Jahre, da die Regierung zur Durchführung des wahrhaften Staatsgedankens so mächtige Schritte that, in die Jahre der Wirksamkeit des großen Colbert. Daß es auf den Bahnen der politischen Pflichterfüllung nicht beharrte, ist später das Verhängniß des französischen Königsthums geworden; aber wie weit stand es gerade damals durch die Höhe seiner Ziele, das Bewußtsein seiner Kraft, die Macht seines Einflusses auf das eigene Volk, durch die straffe Zusammenfassung aller Elemente desselben in der eigenen Hand jeder auswärtigen Macht voran! denn der einzige Staat, den wir Heutigen als ein zukunftvolles Gegenbild des absolutistischen Frankreich erkennen, der Staat des großen Kurfüsten, konnte in den Augen der Zeitgenossen doch niemals dem Reiche Ludwigs XIV. an die Seite treten. — Die auswärtige Politik des geeinigten Frankreich zeigt in der einen großen Richtung ihres Strebens die gleiche Idee volks-

wirthschaftlichen Interesses, welche die gesammte Politik Colberts beseelt; längst hat man darauf hingewiesen, wie sehr die Kämpfe der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts Handelskriege gewesen sind. Im engsten Verein mit dieser wirthschaftlichen Tendenz aber stand die andere, die historisch bestimmende, die eigentliche Grundtendenz der auswärtigen Politik Frankreichs seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, die auch das Zeitalter Ludwigs XIV. am sichtbarsten beherrscht und den König zum Siege wie zum Niedergange geleitet hat: der Kampf gegen Habsburg. Im Widerstand gegen die umfassende und erdrückende Weltmacht der burgundisch-österreichisch-spanischen Dynastie hatten Franz I. und Heinrich II. ihr Leben verbracht, hatte Heinrich IV. das Mittel gefunden, sein Volk zu einigen, hatte Richelieu den 30jährigen Krieg geleitet und Mazarin, dem großen Vorgänger nacharbeitend, das gebrochene Spanien endgültig gebeugt. Aus der Vertheidigung war das einst von seinen Feinden eingeschlossene Frankreich längst zum Angriff übergegangen; in der Politik Ludwigs XIV. wachsen Defensive und Offensive ineinander: das Prinzip der militärischen Sicherung Frankreichs beherrscht seinen Kampf gegen Habsburg. An jeder Grenze, wo er dem Feinde begegnet, schiebt er, in den Niederlanden, in Lothringen und Elsaß, am Jura und in den Alpen, den eignen Waffengürtel vor, so lange, bis er eine militärisch vollendete Situation erreicht hat; wenigstens ist das sein Bestreben; den Außenstehenden schien es ein Vordringen Frankreichs, den Franzosen nur der naturgemäße Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes. Der westfälische Friede und sein Nachfolger, der pyrenäische von 1659, hatten den französischen König noch nicht bis an die Grenze geführt, deren er zur Vertheidigung seines Gebietes — etwa auch zur Vertheidigung durch den Ausfall! — bedurfte, weder in Belgien noch in der Freigrafschaft noch gar im Elsaß; zerstückelt, schlecht geordnet, schlecht geschützt, durchaus unvollendet und vorläufig lag gerade im Elsaß der französische Neuerwerb neben und zwischen dem Besitzthume des Reiches, dieses bedrohend, aber auch von ihm bedroht. Er war hineingeschoben, ein Keil, in die zerfallene Menge der elsässischen Stände und kleinen Staaten: daß es bei dem Zustande von 1648 nicht bleiben konnte, das forderte jede Consequenz eines jahrhundertalten europäischen Gegensatzes, das erkannten die Zeitgenossen allerorten, das drängt sich dem Blick des Historikers als klare Nothwendigkeit auf.

Eine Veränderung würde geschehen — soviel war gewiß; welcher Art sie sein würde, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der das heilige römische Reich deutscher Nation kannte.

Es braucht hier nicht geschildert zu werden. Die volle Auflösung der Reichsverfassung war im westfälischen Frieden legalisirt worden; tief griff das Ausland in jedes deutsches Interesse, in das Getriebe der deutschen Kleinmächte hinein; in Regensburg ging das Spiel auswärtiger und ein-

heimischer Intrigue, der Kampf um die kleinen Dinge und großen Formen, in trüber Wiederholung von Jahr zu Jahr. Was den Zeitgenossen wichtig erschien und oft gewiß so erscheinen mußte, vermögen wir nur mit Selbstüberwindung zu betrachten und zu würdigen; uns versöhnt mit dem labyrintischen Gewirr der damaligen Politik nur, was manchem ehrlichen Manne damals blos ein neues böseres Element des Verderbens scheinen mochte, das Aufsteigen Brandenburgs. Den treibenden internationalen Anstoß aber verlieh dieser Staatenwelt, und insbesondere der südlichen und westlichen, derjenige Gegensatz, der ursprünglich mit dem Reiche gar nichts zu thun hatte, der Gegensatz des Hauses Habsburg gegen Frankreich. Stets wurde in ihn das Reich hineingezogen; es half ihn auskämpfen — freilich mit einer Hülfe, deren Werth oft recht zweifelhaft war —; es hat nie in ihm gewonnen, vielmehr stets beitragen müssen, in ihm zu zahlen an Geld und Blut und an eigenen Gliedern. Die Niederlagen der Habsburger büßte es mit, von ihren Erfolgen hat es keinen Segen gehabt. Unsere Kenntniß der Politik Leopolds I. ist vielleicht noch immer zu gering, um ein Urtheil zu rechtfertigen; daß der Erfolg aber dem entsprach, was eben gesagt wurde, dafür ist Straßburgs Schicksal der sprechendste Beweis geworden. Ludwig XIV. selber hat sich einmal in gleichem Sinne geäußert. „Wie sehr auch," entwickelte er 1680 seinem Wiener Gesandten, „das Reich im französischen Kriege zu leiden haben könnte, die Minister des Kaisers erhoffen für ihn uud für sich doch immer einen Vortheil.".

Ein Trümmerwall, dem großen Trümmerhaufen des Reiches vorgelagert, ist die elsässische Staatenwelt; ein Trümmerstück, trümmerhaft außen und bis in den Kern hinein, ist auch Straßburg, die Reichsstadt.

Leibhaftig genug steht das Straßburg des XVII. Jahrhunderts vor unseren Augen. Im Jahre 1697 wird die Einwohnerzahl auf 28,000 Seelen angegeben: wir haben Anlaß, für die vorhergehenden Jahrzehnte ungefähr eine gleiche Summe anzunehmen. In jenem Jahre schilderte ein französischer Beamter die Straßburger so, wie sie noch heute sind: arbeitsam, nüchtern, philiströs; es gebe, sagt er, wenig große Vermögen und nicht viel Armuth: eine gewisse mittlere Höhe genüge den Bewohnern durchweg; fast alle seien sie Lutheraner; der eigentliche Großhandel liege meist in der Hand reformirter Schutzverwandten. Der Handel war die Hauptquelle des Erwerbs; auf dem Rheine besaß die Schiffsleutzunft ein weitgedehntes Monopol; „das Handelsinteresse," der französische Minister sagte es klar heraus, „ist die Handhabe, an der man die Stadt zu bewegen hat." Die Stadtverfassung hatte sich normal im Geleise der allgemeinen deutschen Entwicklung fortbewegt: noch bestanden die Formen, wie die abschließenden inneren Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts sie geschaffen hatten; aber die Bewegung war in's Stocken gerathen, das stehende Wasser der munizipalen Oligarchie fiel langsam der Fäulniß anheim. Man hatte angeblich demokratisches Regiment, die Patrizier waren nicht besonders

einflußreich, aus den Zünften ging die Versammlung der Schöffen, aus ihnen der Rath hervor. Drei engere Körperschaften, die drei geheimen Stuben, bildeten in Wahrheit die Verwaltung; an der Spitze standen die Ammeister, die eigentliche Gewalt hatte das Collegium der XIII. Es war übrigens gleichgültig, wer im Amte war: ein Anzahl von Familien regierte doch nur. Wir sehen die Vorgänge innerhalb der alten Stadt mit lebendiger Klarheit vor uns in dem Tagebuch, das von 1667 bis 1710 der Ammeister Franciscus Reißeißen geführt und das R. Reuß in Straßburg herausgegeben hat: Wahlen, Formfragen, kleine und um so giftigere Gegensätze treten wieder und wieder auf: die Männer, welche im Amte stehen, sind gewönhlich Schwäger Reißeißens oder dergleichen; ein junger Straßburger aus gutem Hause studirt Humaniora und Rechte, reist in's Ausland, besucht Paris, tritt in eine Zunft ein, wird Schöffe; dann fallen ihm die kleinen Aemter mit ihren mancherlei oft recht wunderlichen Vergünstigungen zu, später eine Stelle in der Finanzverwaltung, schließlich in der politischen Verwaltung. Große Dinge tragen sich nicht zu; ein drakonisches Verbot des Tragens von Spitzenhauben bringt einmal die ganze Bürgerschaft in Hader; Reißeißen klagt dabei „wie man (d. h. der Rath) anjetzo ohnnöthiger weiß solche semina discordiae causirt und annoch zu keinem Temperament schreitten will, welches doch endlich würd seyn müssen."

Es gab Parteien; da wir aber fast nur Quellen aus den regierenden Kreisen haben, so wird uns das Bestreben der Opposition nicht ganz deutlich; im Ganzen war die Volksmasse schroff antifranzösisch, die Regierung diplomatisirte mehr. Wir hören, daß einige Monate lang giftige und teuflische Pasquillen, gegen den regierenden Ammeister ausgestreut, die Stadt in die furchtbarste Erregung versetzen; schließlich verräth sich der Verfasser unvorsichtigerweise, es ist ein Jurist von Namen: o bone deus, jammert Reißeißen, in quae nos tempora reservasti! Der Sünder bereute; aber der Kopf wurde ihm doch abgeschlagen. In den kleinen Verhältnissen der Stadt ging eben jeder sachliche Gegensatz rasch in einem persönlichen auf; um große Fragen konnte es sich niemals handeln; woher hätte ein großer Antrieb kommen sollen? Der alte Bürgerstolz war erstorben, ein Vaterland hatte man nicht, aus dem Reiche wehte nur eine dumpfe Kellerluft herüber: kein Wunder, wenn Straßburg nicht besser war, als die übrigen kleinen Stände des Reiches! Auch in der näheren Umgebung Nichts als haltloses Kleinleben. Der Verfasser jenes Tagebuches findet einmal, als es sich um die Frage handelt, ob Straßburg am Reichskriege gegen Frankreich theilnehmen soll, die Formel für die Stellung seiner Stadt: „etliche herren . . . incliniren sehr" zur Aufhebung der Neutralität; „ich aber halte darvor, es seye besser, etwas auf dem landt (ringsum standen nämlich die gegnerischen Heerhaufen!) ia alles, welches Gott verhütte!, verlohren, alß sich auß der neutralitaet zu setzen und damitt dem äußersten ruin durch hemmung der commercien thür und thor zu eröffnen. Sed non omnes

capiunt hoc.“ Non omnes! Noch gab es Reminiscenzen an die große Zeit der Straßburger Politik — aber man sieht, wie sie ersterben mußten. Und neben diesem verfallenden Wesen die Großmacht Frankreichs! Nothwendig und sicher entwickelte sich aus dem Nebeneinander von Reich, Straßburg und Frankreich, in tragischem Fortgange, der Fall der Stadt.

In Beziehungen auch politischer Art stand die Stadt längst zu dem westlichen Nachbar. Sie war mit ihm verbündet seit der Reformation; sie hatte sich ihm auch da nie rückhaltlos hingegeben. Damals zuletzt spielten ja unsere Städte eine selbstständige, bedeutsame Rolle in der Entwickelung der deutschen, ja der europäischen Angelegenheiten. Matt wurde der Antheil bereits im 30jährigen Kriege; seit 1648 sucht sich Straßburg der Umklammerung der französischen Freundschaft, die es doch nicht verletzen mag, nur eben noch zu erwehren. Nun faßte Frankreich allgemach festen Fuß in seinen neuen Gebieten; in wunderlichem Ringen unterwarf der Staat Ludwig's XIV. sich langsam, auf die Schonung der Regensburger Sympathien bedacht, die widerstrebenden kleinen Städte der Hagenauer Vogtei: höchst eigenartig stießen dabei die monarchischen Staatsanschauungen der königlichen Beamten mit der reichsrechtlichen Libertät dieser winzigen Ortschaften zusammen. Das Königthum konnte diese Libertät nicht dulden: es schlug sie in Scherben. Als nach 24jährigem Waffenstillstande 1672 die allgemeinen europäischen Gegensätze im holländischen Kriege von Neuem auf einander trafen, zeigte es sich bald, daß auch Straßburg Nichts mehr sein könne in sich, daß es nur noch ein Gegenstand und ein Kampfmittel des großen habsburgisch-bourbonischen Widerstreites sei. Aeußerlich zwar umwarb man es wie eine selbstständige Macht; seine Neutralität sollte es, je nach dem Interesse der kriegführenden Mächte, aufrecht erhalten oder opfern; seine Rheinbrücke wurde ihm von den Franzosen verbrannt, von den Kaiserlichen benutzt; in hilflosem Schwanken sahen die Bürger zu, bis sie schließlich doch den Krieg an Frankreich erklären mußten. Viele Freude haben sie in diesem Kampfe nicht erlebt: die trostlose Zerfahrenheit des Reiches war ihnen in den stets wiederholten Mißerfolgen der Reichsheere aus nächster Nähe recht greifbar vor's Auge gerückt worden. Dann führte der Friede von Nimwegen 1678 den glänzenden König auf den Gipfel seiner europäischen Uebermacht; es zeigte sich, daß Europa noch nicht im Stande war, derselben zu widerstehen, gedemüthigt mußte jeder Gegner Ludwigs sich beugen, und triumphirend beschrieb im Spiegelsaale des Versailler Schlosses der farbenprächtige Pinsel Lebrun's die Siege, die Herrlichkeit, die gottähnliche Allmacht, die Schrankenlosigkeit seines königlichen Herrn, wie der Krieg von 1672 bis 1678 sie zu Tage gefördert.

Wie aber war die Bedeutung des neuen Friedensschlusses für Straßburg? Zweierlei war ganz deutlich: erstens, daß die Libertät Straßburgs für Frankreich ganz unerträglich geworden war; zweitens, daß dieses den

klaren Entschluß ausgedrückt hatte, seine angeblichen Rechte von 1648 jetzt durchzuführen. Beides muß hier etwas näher dargelegt werden.

Erstens die Unentbehrlichkeit des Besitzes für Ludwig XIV. Der vergangene Krieg hatte sich zum guten Theile in Baden und Elsaß abgespielt; mehrmals hing der Erfolg der Operationen am Besitze des Rheinüberganges. Ganz unverkennbar war es geworden, daß die Beherrschung des strategisch bestimmenden Platzes, eben der Stadt Straßburg, das einzige Mittel war, das Elsaß festzuhalten: Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Verwerthung der elsässer Erwerbungen ein für alle Male verzichten. Louvois und Ludwig waren aber entschlossen, ihre europäische Uebermacht zum Abschluß ihrer Machtstellung am Oberrhein zu benutzen, sie durch diesen Abschluß erst zu festigen. Das Benehmen der Straßburger selbst kam, da es sich um so große internationale Fragen handelte, thatsächlich nicht in Betracht: es ist das Schicksal solcher Grenzprovinzen, daß sie sich nicht selber bestimmen können, daß sie den Bedürfnissen größerer Körper einmal geopfert werden; so war es und so ist es noch. Aber blickte nun ein Franzose auf das Auftreten der Reichsstadt im letzten Kriege, mußte er sich nicht fast berechtigt fühlen zur Gewaltthat durch die schwankende Zweideutigkeit der Straßburger Politik? Die armen Straßburger hatten nicht anders gekonnt; aber ein Großstaat hatte keine Veranlassung, ihnen ein so bedenkliches Spiel auch künftighin frei zu lassen. Militärisch und politisch mußte Straßburg in eine feste Stellung gebracht werden; die Logik der europäischen Lage forderte es. Das Reich war zu schwach, es an sich zu ziehen; es war Niemandem zweifelhaft, daß Frankreich es annectiren mußte und wollte.

Denn zweitens: thatsächlich hatte die französische Diplomatie in Nimwegen ja erklärt, daß sie es nehmen würde. Es ist oben angedeutet worden, wie die deutschen Unterhändler den französischen Ansprüchen durch klare Abtretungen eine klare Grenze auferlegen wollten und wie die Franzosen Nichts davon annahmen, unter der Erklärung, sie beharrten auf dem Rechte, das ihnen der westfälische Frieden gegeben habe. Was sie damit meinten, wußte alle Welt. Kaiser und Stände erließen einen Protest; sie blieben juristisch in vollem Rechte; aber sie schlossen Frieden. Damit war für die Thatsachen, wie sie kommen mußten, Alles entschieden. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise sein, in welcher Louvois vorgehen würde.

Auch hierfür waren die Grundlinien bereits vorgezeichnet. Einen Rechtstitel wollten sie geltend machen, sagten die Franzosen: sie wandten die Rechtsform dabei an. Das war seit Münster vorbereitet. Freilich, die specielle Form, die der Minister Ludwigs, der in jenen Jahren die Politik seines Herrn bestimmend vertrat, Louvois, in seiner grobzufahrenden, skrupellosen, aber machtvollen Gewaltthätigkeit, wählte, war neu und schließlich doch überraschend. Die Kammern, die er in Metz und Breisach einrichtete, gingen vom Rechtsstandpunkte aus, scheuten vor dem entlegensten, dem un-

wahrsten Argumente nicht zurück, griffen über die Grenzen ihres Staates rücksichtlos hinaus, entdeckten überall alte Lehnsansprüche Frankreichs, die der Anfall der drei lothringischen Bisthümer und des Elsasses ihm eingebracht habe, und verfügten ohne wirklichen Prozeß, ohne Berufung, den Vollzug ihrer Enscheidungen durch französische Regimenter. In die Wunden, die sie schlugen, träufelte gerade die Rechtsform, welche die Gewalt umhüllen mußte, ätzendes Gift hinein; der Mißbrauch des feierlichsten Verfahrens wirkte auf die Welt, welche die Thatsachen selber hatte erwarten müssen, wie der cynischeste Hohn. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reuniren wird?"

Für Straßburg waren es leidvolle Jahre, die zwischen dem Nimweger Abschlusse und dem Einmarsche Louvois' lagen. Daß „dieser Frieden allein ein Interimsfrieden schiene und man sich mit Zittern frewen müsse," sprach man sofort aus im Rathe der Dreizehn. Bald schlug die französische Politik einen herrischeren Ton an als bisher, es folgten die Reunionen, die Landbezirke Straßburgs wurden weggenommen, der Handel unterbunden; „wenn Gevatter Ludwig Ammeister sein wird," — so hatte man sich wohl hier und dort ausgesprochen — „dann wird Alles sich bessern." Aber im Allgemeinen überwog Abneigung, Bedrücktheit, dumpfe Erwartung. Bitter bemerkt Reißeißen zu einer königlichen Verfügung: „Ratio: le Roy le veut." Proteste der Stadtregierung waren ohnmächtig. Und die Masse des Volkes schrie über Verrath.

Es ist eine alte Anklage gegen das Straßburger Regiment, daß es sich habe von Ludwig XIV. kaufen lassen. Louvois selbst hat sie verbreitet, um seine Gewaltthat minder gewaltsam erscheinen zu lassen. Man hat von einer französischen Partei, von Corruption sonder Gleichen gesprochen. Mit Unrecht: eine Bestechung wenigstens in einem für jene Zeit irgend erheblichen Maßstabe oder von einer entscheidenden Bedeutung, das darf man heute versichern, hat nicht stattgefunden; selbst die Wirksamkeit des Fürstenbergischen Bischofs, der im französischen Solde stand, begann in Wahrheit erst nach der Einnahme; gerade Legrelle hat ausgeführt, wie weder Geld noch Sympathie Louvois die Thore geöffnet habe: er erschloß sie mit Waffengewalt. Ein kaiserlicher Gesandter wirkte in der Stadt für seinen Herrn: daß er irgend etwas erreicht, gethan hätte, sehen wir nicht; seine Anwesenheit aber, die an sich ganz legitim war, gab der französischen Diplomatie eine neue Waffe in die Hand: ein Rundschreiben konnte der Welt verkünden, Ludwig habe eilen müssen, um die Stadt, die ihm gehöre, nicht in Habsburgs Hand fallen zu lassen.

Der Hergang der Einnahme soll hier nicht erzählt werden. Louvois hatte Alles vortrefflich vorbereitet; die Stadt war ohne Truppen, die auflodernde Wuth des Volkes brach bald in sich zusammen; man ging an's Unterhandeln. Im Straßburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Berichtes, welchen die Stadtregierung der Versammlung der 300 Schöffen

vorlegte, damit diese sich über Ausharren oder Uebergabe entscheide. Da werden erst in langer Reihe die Ursachen entwickelt, welche für tapferen Widerstand sprachen: tiefes Mißtrauen gegen Frankreich, all die schlimmen Folgen, die dem Verluste der Selbständigkeit entspringen mußten, die Trennung vom alten Vaterlande, zu dessen Feinden man sich nun gesellen sollte; Scheu vor dem Urtheile der Berufenen; die Gerechtigkeit ist für Straßburg, die heilige Schrift bezeugt es, wie oft „die göttliche Allmacht den Stolz einer großen Macht durch einen kleinen Hauffen gestürzt und zu Schanden gemacht habe.“ Noch einmal berauschte man sich so an großen und vollen Worten; wie mögen die Handwerker der alten Reichsstadt ihren Beifall gejubelt haben, da solche Sprache zu ihnen erklang! Aber sie waren verständige Leute. Die Reihe der Gründe wider den Kampf war kürzer als die vorhergegangene; ihr Ton war trockner — aber ihre Wucht entscheidend. Frankreichs Uebermacht ist riesengroß und vor Aller Augen, die Stadt unbewehrt, Hülfe nicht zu erwarten; selbst eine kürzere Gegenwehr, welche Pflichterfüllung gegen das alte Vaterland mit rechtzeitiger Klugheit des Nachgebens verbände, schien dem Rathe allzu gefährlich; rasche Ergebung — und Ergebung war doch unvermeidlich — sicherte am Ehesten gute Bedingungen. Und auch hierfür wußte die Schriftkunde der Staatsjuristen Straßburgs einen biblischen Grund in's Feld zu führen: zur Strafe für Sünden hatte Gott sein eigen Volk ja oft genug dessen Feinden in die Hände gegeben und ihm „nicht erlaubt sich zu defendiren.“ So soll man sich drein schicken „in christlicher Gelassenheit.“

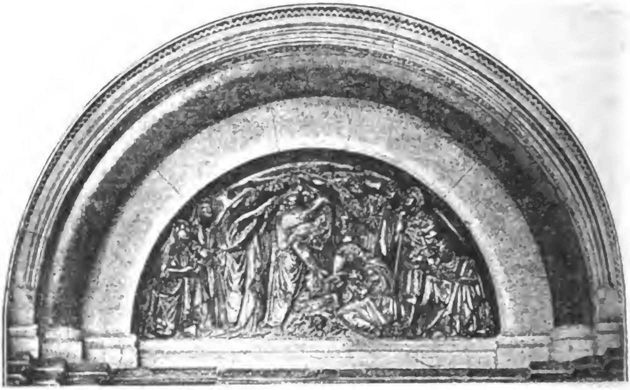
Dies Schriftstück, das so pedantisch und hülflos einherschreitet! in dem barocken Faltenwurfe seines Für und Wider, ist das bezeichnende Testament der Straßburger Unabhängigkeit. Die Capitulation sicherte den Fortbestand der alten Verfassung, der Privilegien, auch der Confession; Reißeißen schrieb einer Vergangenheit von Jahrhunderten die nüchterne Grabschrift: „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich, wir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen.“ Und Reißeißen war ein guter Straßburger, ein achtungswerther Mann.

Im Reiche war die Erregung groß; sie blieb ohne Thaten. Der große Kurfürst gestand seufzend, daß man Nichts ausrichten könne. Straßburg war nicht zu retten gewesen. Man war froh, daß Frankreich versprach, jetzt wenigstens Halt zu machen. Erst in den nachfolgenden Jahren trug die Wegnahme der Reichsstadt fortwirkend dazu bei, den siegreichen Weltbund gegen die Uebergriffe des Königs zu begründen.

Das Verhältniß Ludwigs XIV. zu Straßburg hat nach den Septembertagen von 1681 noch eine lange Geschichte von vierunddreißig Jahren gehabt: für die innere Entwicklung nicht die interesselosere Hälfte dieser Beziehungen. Hier soll nur noch die Frage berührt werden, welcher Richtung von Ludwigs XIV. Politik die Einnahme Straßburgs angehört. Derjenigen

der nationaler Abrundung, der commerzieller Ausbreitung nicht: denn die **Nationalität** des Elsasses hat das französische Königthum, mit Consequenz wenigstens, nicht angetastet. Das Verhältniß zu Straßburg blieb ein Vertragsverhältniß auf Grund der Capitulation von 1681, und der Verkehr der Handelsstadt wurde keineswegs in die Bahnen französischen Lebens hineingezwungen: die Hauptzollgrenze lief nicht zwischen Straßburg und dem Reiche, sie schied Elsaß und die lothringischen Bisthümer vielmehr als provinces étrangères effectives vom französischen Gesammtkörper ab. Vielmehr ist diese Annexion der **militärischen**, der **antihabsburgischen** Richtung der Politik einzuordnen: sie schloß, wie eine Münze feiernd besagte, Gallien vor den Germanen ab, sie sicherte Elsaß und machte Baden zum „Glacis der französischen Grenzfestung". Der Historiker — Louvois', Camille Rousset, hat in glänzender psychologischer Entwicklung den Einfluß hervorgehoben, den, neben allen politischen Berechnungen, die Eroberungslust des Volkes selber und des Königs, der sein Volk verkörperte, auch auf alle diese Kriege gerade in Ludwigs XIV. guter Zeit ausgeübt hat.

Spurlos natürlich ging die Zugehörigkeit zu dem großen Staatskörper an Straßburg nicht vorüber. Eine Ausnahmestellung behielt es freilich, aber die Verwaltung des französischen Königthums griff auch in die Verfassung und Lenkung des Stadtwesens von Straßburg im Guten und Bösen umgestaltend hinein. Bezeichnend ist es, daß bereits Ludwigs erster Intendant die deutsche Frauentracht bekämpfte, daß aber erst die Abgesandten des Convents „den Bürgerinnen von Straßburg" die „modes allemandes" dauernd verbieten mußten, „da deren Herzen französisch sind", — mit dem stillschweigenden Hinweis auf die Guillotine! An der Zwitterhaftigkeit, die seitdem sein Schicksal geworden ist, krankt das elsässische Volksthum noch heute im Tiefsten.



Nikolaus und Johannes von Pisa.

Von

August Schmarsow.*)

— Breslau. —

Kaum irgendwo erquickt den Erforscher der Vergangenheit so fühlbare Genugtuung, als wenn nach langem Werben um ihr Verständnis ein Denkmal nach dem andern sich ihm erschließt, um das Denken und Empfinden eines längst begrabenen Geschlechtes ihm persönlich zu offenbaren. Einst redeten die Werke der Kunst eine Allen verständliche Sprache; denn Auffassung und Sinnesart ihrer Zeit kam ihnen auf halbem Wege entgegen, und was sie zu sagen hatten, lag gleichsam in der Luft, die Künstler und Mitwelt gemeinsam atmeten. Heute dringen wir nur langsam zu dem Kern ihres Wesens durch; die Erscheinungsformen nehmen unsern Blick zu sehr gefangen, die Unvollkommenheiten stören, die Eigenheiten befremden uns; oft bringt erst umfassendes Vergleichen die charakteristische Note zur Unterscheidung. Haben wir aber einmal erfaßt,

*) Der Herr Verfasser beginnt eine Folge von Studien herauszugeben unter dem Titel: „Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte“ (Breslau, Schottlaender). Es ist uns eine große Freude, aus dem demnächst erscheinenden ersten Bande dieses Sammelwerkes, welcher den Titel trägt: „St. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter“ eine bedeutungsvolle Probe den Lesern von „Nord und Süd“ schon jetzt bekannt machen zu dürfen. Die Redaction.

worauf es ankommt, so fällt es wie Schuppen von unsern Augen. Wir sehen ein, daß alle Merkmale des Stiles, die wir so sorgsam beachten und schildern, doch nur Nebensache sind oder der vielfach bedingte Ausfluß des Wollens; daß der Urquell all dieser Aeußerungsweisen stets im innersten Seelenleben des Künstlers, seines Volkes und seiner Zeit zu suchen ist, und daß all unsere historische Charakteristik an Aeußerlichkeiten hangen bleibt, so lange die Empfindung selber uns nicht aufgegangen ist.

So sind uns die beiden bedeutendsten Bildhauer Italiens, welche die Skulptur des Mittelalters emporgeführt, gar lange ein Rätsel geblieben, wie sehr auch das eifrige Studium der Antike bei dem Einen, das leidenschaftliche Temperament bei dem Andern ins Auge fielen. Nikolaus und Johannes von Pisa sind Vater und Sohn. Unsere historische Betrachtung ist gewohnt, sie deshalb nahe miteinander zu verbinden. Der Eine blüht von 1260—1280, der Andre von 1277—1320; sie gehören also einer zusammenhängenden Periode an, die wir als „gotisch" zu bezeichnen pflegen. Der Sohn ist gar unter den Augen des Vaters aufgewachsen, arbeitet seit 1265 schon, aktenmäßig genannt, gemeinsam mit andern Gehilfen in der väterlichen Werkstatt und ist an der Kanzel des Domes zu Siena wie an dem Brunnen auf dem Domplatz von Perugia so stark mit dem Hauptmeister beteiligt, daß es Manchem unmöglich scheint, das Eigentum des Einen von dem des Andern zu scheiden.

Und doch — betrachten wir die eigensten Werke des Nikolaus und die des Johannes nach einander, ohne des engen Familienbandes zu achten, das ihre Urheber verknüpft, so könnte nach gewöhnlichem Bedünken ein Jahrhundert zwischen ihnen verflossen sein. Nach dem Zeugnis der Denkmäler ist Nikolaus der spätgeborene Sohn einer alten Zeit, Johannes der erstgeborene einer neuen. Und unseres Erachtens sollte dieses Zeugnis der Werke in der historischen Darstellung Recht behalten, auch gegen den Ausweis des Kirchenbuchs!

Die Marmorkanzel im Baptisterium zu Pisa von Nikolaus und die Marmorkanzel in St. Andrea zu Pistoja von Johannes sind die beiden wichtigsten Belegstücke; denn sie bieten die nämliche Reihe von Darstellungen und bestätigen so Schritt für Schritt den weiten Abstand, eine Kluft in der kurzen Spanne Zeit zwischen 1260 und 1301, wo sie entstanden. Bis jetzt aber hat die Betrachtung des ersteren Werkes sich immer durch die Nachahmung der Antike, die unleugbar darin auffallen muß, vom Erfassen der Hauptsache und so vom eigentlichen Verständnis des Meisters ablenken lassen. Deshalb stellen wir eine andere Arbeit an die Spitze: die Kreuzabnahme im Bogenfelde des Nebenportales am Dome zu Lucca. Da ist enthalten, was Nikolaus von Pisa selber war nach dem glühenden Wunsche seines Herzens; da ist die Triebkraft, die ihn angespornt hatte, die herrlichen Ueberreste antiker Skulptur mit emsigem Bemühen anzueignen, in ihrem Wesen erkennbar.

Aus rohen Stämmen ist ein niedriges Kreuz errichtet, mit aufgeschütteten Steinblöcken, aus denen der Schädel Adams hervorblickt, zur Sicherung am Fuße, und der Querbalken erscheint in natürlicher Krümmung abwärts gebogen, der Linie der umfassenden Wölbung gemäß. Von links her kommend tritt Joseph von Arimathia mit dem rechten Fuß noch auf den Erdboden, mit dem linken gegen den Steinhaufen, und umfaßt mit kräftigen Armen den entseelten Leib, dessen Hände schon vom Holze gelöst sind. In lebendiger Bewegung sich selber Halt schaffend, stützt er zugleich mit Brust und Schulter, die sich aufwärts drängen, die Last des Körpers welcher am Kreuzesstamm herabgleitet, so daß das Haupt, der eigenen Schwere folgend, seitwärts auf die Achsel des rechten Armes sinkt. Auf der andern Seite des Kreuzes, rechts gegen das Geröll, kniet Nikodemus, bemüht in dieser kauernden Haltung mit einer Zange den Nagel auszuheben, der beide Füße auf dem Brettchen festhält. Das rechte Bein des Gekreuzigten ist über das linke geschlagen, und so die Beugung der Knie nach vorn und links, zu Joseph herüber, geschickt motiviert, während sonst in allen Crucifixen jener Zeit der schlanke Körper eine weit ausladende Bogenlinie bildet. Maria und Johannes haben die beiden Arme Christi erfaßt, der Jünger rechts hinter Nikodemus, die Mutter gegenüber dicht neben Joseph, — an ihren gewohnten Plätzen unter dem Kreuz, — und jeder netzt sein Teil mit Thränen. Maria trägt den ganzen Arm, wie einst das Kind, auf ihren Händen, und neigt, darauf niederschauend, ihr gramerfülltes Haupt, während der Scheitel des Toten sich dem ihren nähert. Johannes faßt nur die Hand mit der seinen uud lehnt die Wange an den Arm, wie er einst an des Meisters Brust gelegen. Das sind die Hauptgestalten. Dann folgt der Hauptmann Longinus in römischer Kriegertracht. Auf die Lanze gestützt, das Schwert an der Seite umspannend, blickt er gläubig auf zu dem Gottessohn. Ganz rechts in der Ecke kniet ein bärtiger Mann, der auf verhüllten Händen einen Korb hält. Die blutige Dornenkrone, die man vom Haupt genommen, und die Nägel aus den beiden Händen sind darin; der Träger wartet auch den letzten Nagel zu empfangen, der soeben gelöst wird. Drüben zur Seite Marias steht eine andere der Frauen, wol Magdalena, in wehmütiges Schauen verloren, und in der Ecke kniet eine Dritte mit einem Tuch über dem Arm und einem Salbölfläschchen in der Hand, den Toten für das Grab zu bereiten.

So bildet das Ganze in dem engen Rahmen, der das Bogenfeld umschließt, einen woldurchdachten Organismus, der nach eigenem Bildungsgesetz in diesem Raum gewachsen scheint. Alle Bewegungen sind klar erfaßt und greifen wirksam in einander. Alles ist echt plastisch in körperliche Aktion aufgelöst, und diese entwickelt sich nicht hastig und bunt, sondern ruhig und fühlbar vor unsern Augen. Wir haben das Werk eines Meisters vor uns auf der Höhe seiner Kraft. Die glücklichste Wahl eines Bewegungsmotives, das den Keimtrieb des ganzen Bildwerkes enthält, hat diese

Leistung über die vorgeschriebenen Bildercyklen an den Kanzeln hinausgehoben und ihr die hohe Anerkennung gesichert, die sie verdient. Einsichtige Forscher müssen dieses Marmorrelief in Lucca als die Krone der künstlerischen Tätigkeit des Meisters Nikolaus betrachten. Der wahrhaft bildnerische Gehalt auch im christlichen Stoffe, der hier zu Tage gefördert ist, die grandiose Kraft, mit der sich physische und psychische Bewegung verbinden, Handeln und Empfinden zugleich in sichtbarer Gestaltung erscheinen, — dies Gelingen setzt das eine Werk in Zusammenhang mit den größten Meistern der italienischen Skulptur, mit Donatello und Michelangelo.

Solch eine Schöpfung gelingt nur als Ausdruck der eigensten Sinnesart, wenn die Flamme der Begeisterung aus der Tiefe des Künstlerherzens hervorbricht. Haben wir an der Kanzel zu Pisa vom Jahre 1260 die Nachahmung antiker Vorbilder in den biblischen Geschichten, am Marmorschrein zu Bologna 1267 in der Legende des heiligen Dominikus den ersten Versuch der Gestaltung zeitgenössischen Lebens, so offenbart sich hier in Lucca in glücklichstem Einklang der Ausdruck des eigenen Empfindens.

* * *

„Wo ein Aufschwung im Gebrauch der Technik stattfindet", — schreibt Herman Grimm bei Gelegenheit der Pisanofrage — dürfen immer Ideen vorausgesetzt werden, zu deren Darstellung es den Meister drängte, die er jedoch mit der vorhandenen Technik nicht wiederzugeben vermochte, die ihn also zu suchen zwangen. Das allein hätte Nikolaus bewegen können, sich die Mittel der antiken Meister anzueignen. Welche Ideen aber waren es, die ihn diese höhere Fertigkeit zu gewinnen drängten? . . . Die Ideen fehlten offenbar. Es wäre also nur der unbestimmte Reiz der vortrefflicheren Arbeit gewesen, die Schönheit." —

Ja, die Schönheit, und sie allein! müssen wir antworten. Freilich nicht die äußerlichen Vorzüge der technischen Vollendung, der Wert überlegenen Verfahrens, die dem ausübenden Künstler, der die Kräfte seiner Hände täglich erprobt, allerdings Veranlassung genug zu andachtsvollem Wundern und sehnsüchtiger Einkehr gaben, — besonders dazumal, wo von gleichmäßig geübter Technik sehr wenig als gemeinsames Besitztum überliefert ward. Nicht der unbestimmte Reiz vortrefflicherer Arbeit, den auch ein Steinmetz noch am Kunstwerk wol empfinden kann; sondern die Schönheit, die aus allen Gestalten der antiken Ueberreste immer klar und lebendig hervorleuchtet, die Schönheit des Menschenbildes vor allen Dingen, in ihrer mannichfaltigen Offenbarung, wie sie den geringsten Abkömmlingen hellenischer Kunst noch gelang.

Giebt es denn damals, auch mitten im christlichen Mittelalter, nur christliche Ideen, die den Bildhauer bestimmen konnten? Sollte ihm, dem Künstler, sei es in natürlichem Einverständniß mit seiner besten Anlage und liebsten Betätigung, oder im bewußten Gegensatz zu den asketischen

Dogmen der Staatsreligion, nicht der Wert des menschlichen Leibes aufgegangen sein, in dem wir nun einmal leben und weben? Sollte er, wo christliche Lebensformen diesen Wert entrücken und verdunkeln mochten, nicht beim Anblick der bacchischen Vase und des Hippolytos-Sarkophages zu Pisa, wie so manches andern antiken Beutestückes, das seine seefahrenden Landsleute heimgebracht und als Schmuck bei den Heiligtümern der Stadt, im Umkreis des Domes selber aufgestellt, in dieses edelste Mysterium hellenischen Natursinns eingeweiht sein, ohne daß er sich verstandesklar darüber Rechenschaft gab, wie er darob zum Heiden werden könne?

Es geht ein stolzes Bewußtsein von der eigenen Kraft des Individuums durch das Jahrhundert, in dem er lebte; der Hohenstaufenkaiser, mit dessen Musenhof man auch diesen antikisierenden Bildner so eifrig zusammenzubringen versucht hat, war nicht der Einzige, der dieser Gesinnung huldigte. Gewaltige Männer und stattliche Frauen, ausgerüstet mit allen Gaben, die das Dasein bieten und erfordern kann, übermütige Jünglinge und frische Knaben, energisch häßliche Weiber selbst und wolgenährte Mönche, ja strotzende Kinder auf dem Mutterarm sind die Freude der besten und vornehmsten Kreise damals, die Lust der Künstler vollends im Norden wie im Süden. Nur Italien gelangt spät, in letzter Stunde gleichsam, zum bildnerischen Ausdruck dieses Fühlens.

Und Nikolaus von Pisa ist der Träger dieses Wollens. Es ist die allerheiligste Idee des bildnerischen Schaffens überhaupt, die ihn beseelt. Solche Menschen zu machen begehrt er mit der Glut eines echten Künstlerherzens, und das anfängliche Unvermögen seiner armselig geschulten Hände mußte dies Verlangen nur steigern, wie unbefriedigte Leidenschaft. Deshalb giebt er sich in die Schule der antiken Kunst, wo er solche Erscheinungen findet, und ringt in dem sichtbaren Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Ein herrliches Weib, das er auf etrurischer Aschenkiste ruhen sah, begeistert ihn, den Wert solches Daseins noch einmal zu gestalten, und sie wird ihm zum Ausdruck des hohen Ideales der Kirche: zur Gottesgebärerin. Der Anblick eines vollbärtigen Mannes, der in weinseligem Zustand noch die großartige Fülle seiner Kraft bewahrt, bestimmt ihn, den indischen Bacchus zum Hohepriester Jehovas selber zu weihen. Vor der nackten Schönheit hellenischer Jünglinge und den bemähnten Häuptern des edelsten Tieres, das dem ritterlichen Geschlecht der Kreuzfahrer der liebste Gefährte war, betet er den Psalmenvers: „Ich habe Wolgefallen an des Rosses Stärke wie an Jemandes Beinen," mit Unterschleif eines einzigen Wortes, der asketischen Verneinung, und in vollstem Einverständniß mit dem Schöpfer, der nach Moses sich am siebenten Tage eingestand, seine Kreaturen seien gut gemacht. Selbst die Juden noch, die er — als elende Spötter unter dem Kreuz — in den Augen seiner Gemeinde brandmarken soll so arg es geht, werden ihm mit ihren langen Bärten und breiten Kapuzen lieber als er denkt, und sie spielen gar unerlaubt auf

seiner Kreuzigung eine prächtige Figur. Und nun sein Christus vollends am Kreuzesstamm! Ist es nicht ein Heldenleib, den man schmählich an das Holz genagelt, ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre von herkulischer Bildung in allen Gliedern — gerade so wie bei Donatello! Der Sohn der Jungfrau ist ihm unversehens zum Sohne des Jupiter geworden. Und er liefert uns gar den Nachweis dieser Herkunft an der Kanzel zu Pisa selbst; denn da steht die christliche Tugend „Fortitudo" in der leibhaftigen Gestalt des nackten Herakles mit Löwenfell und Keule.

Kann es noch zweifelhaft sein, wo die Ideen zu suchen sind, die in diesem Bildner nach Ausdruck ringen? Und doch ist es unbillig, ihn als Heiden und Ketzer zu steinigen, oder auch nur ihm vorzuwerfen, das religiöse Gefühl versage bei ihm durchaus. Das Urteil freilich darf allein bei einer Aufgabe gefällt werden, wo auch das bildnerische Schaffen sein Genüge findet, wo die christliche Empfindung nicht rein passiv verharrt, und was die Herzen innerlich bewegt, nicht in untätigem Beharren nur sich offenbaren darf. In diesem Sinne wird uns die Kreuzabnahme in Lucca zum wertvollsten Zeugnis seines eigensten Wesens, in diesem Sinne zum Höhepunkt seiner Künstlerlaufbahn. Das religiöse Gefühl dieses Mannes ist freilich nicht sentimental, etwa wie das des heiligen Franciscus, nicht nervös und aufgeregt; aber welche Tiefe des Nachempfindens setzt eine Erfindung voraus, wie diese Abnahme vom Kreuze! Es ist der große objective Schöpfergeist des echten Künstlers, den wir vor uns haben; er denkt wie die Antike, nur im Gedankenkreis seines eigenen Jahrhunderts. Das war für den Plastiker der höchste Triumph.

Damit aber ist Nikolaus von Pisa als der frühe Vorläufer einer neuen Glanzzeit erwiesen, die länger als ein Jahrhundert auf sich warten ließ, bis Donatello kam, und kein Jahrhundert dauerte, bis Michelangelo die Menschenform mit Geist erfüllte, daß sie sprang, — zugleich aber als der Letztling einer Kunstperiode, die mit ihm dahin sinkt. Denn sowie Nikolaus die Augen schließt, ist auch das Trecento in Italien erwacht, und alle stolzen Ideale des Bildners von Menschenwert und Leibesschönheit zerstieben wie die Marmorspreu unter dem genialischen Meißel — des eigenen Sprößlings.

* * *

Schärfer scheiden sich wol nirgends die beiden Weltanschauungen, die aus der sogenannten spätromanischen und frühgotischen Kunst so sprechend sich auch uns noch offenbaren, als zwischen Nikolaus von Pisa und seinem eigenen Sohn Johannes. Nichts ist lehrreicher als ein vergleichender Blick auf die Darstellung des Kreuzestodes an der Kanzel von S. Andrea zu Pistoja, Giovannis Meisterwerk von 1301. Bis auf wenige Zutaten giebt er die selbe Komposition wie sein Vater an der Kanzel zu Pisa. Aber welch ein Unterschied in allen Teilen!

Der Christus seines Vaters war ein Göttersohn, eine Hünengestalt, die man ans Kreuz genagelt ohne ihre Schönheit und Manneswürde zu verletzen. Und ein König bleibt es, der gestorben. Der Christus des Sohnes hat für das Leben schon von Mutter Natur nur spärlich die Gaben entliehen, — nur soviel, scheint es, um unter den Erdenkindern zu wandeln und ihnen die Nichtigkeit alles Fleisches zu predigen. Im Tode vollends erscheint der nackte Körper, der am Holze hängt, nur wie ein armes gebrechliches Gefäß aus Haut und Knochen — ein Jammerbild. Die Brust ist eingefallen, der Leib geknickt, der ganze schwache Bau zusammengesunken. Nur das Haupt, das zur Seite geneigt vornüber fällt, bewahrt in seinen edlen durchgeistigten Formen selbst im Elend noch ein Hoheitszeichen. Die große Seele, die mit ihrer Liebe die Welt umfaßt, entfloh aus diesem dürftigen Gehäuse, — das sagt der Anblick, und das will er eben. Doch nicht genug; der Kriegsknecht mit der Lanze ist gerade im Begriff das Eisen in die Seite des Gekreuzigten zu stoßen, und links und rechts hängen auch die Sünder, die mit ihm ans Kreuz gebracht, und blicken, hier mitleidig und fromm, dort hadernd und verstockt, auf den Dulder, der nun ausgekämpft, in ihrer Mitte. Das ist die Zutat, die Johannes von Pisa zur Steigerung der Schmach und Not hier einführt, um seine Gläubigen noch stärker zu erschüttern. Und Entsetzen erfaßt die versammelten Juden, wie unter dem Anblick des Mordes. Wie vom Sturme gejagt stürzen sie hinaus; nur betroffen, furchtsam oder schaudernd blicken einige sich um, zu schauen, ob er tot sei, den sie hassen. Zum Gehen gewandt, streckt auch der Hauptmann Longinus die Hand empor, zu bekennen: dieser war Gottes Sohn. Drüben aber, wo die Seinen bei einander stehen, erhebt sich der Schmerz in seiner ganzen Stärke. Wie ein schneidig Schwert durchdringt er die Mutter, die hier wie tödtlich getroffen zusammenbricht. Bebenden Kniees sinkt sie in die Arme der Frauen, die sie sorgend umgeben, und haltend zugleich zum Kreuze emporblicken. Johannes faßt ihre Hand, bemüht an Sohnesstelle tröstend teilzunehmen; aber das eigene Weh verzerrt sein Antlitz, das sich zum Herrn herumwendet, mit dem auch er seinen Halt verloren. Lauter denn alle jammert Magdalena, mit aufgehobenen Armen, und richtet ihre Klage wie völlig selbstvergessen an den Toten hin.

So vertiefen sich alle Züge, beleben sich innerlich alle Beziehungen und steigert sich das Ganze unter dieses Künstlers Hand zu hochgradiger Erregung. Alle Ruhe der Personen ist vergessen, alle Schönheit der Formen wie des Angesichts geopfert, nur der Ausdruck dessen, was die Seele bewegt, wird hervorgetrieben und wirksam so auch dem Betrachter zu Gemüte geführt.

Durchgehends sind die Gestalten in kleinerem Maßstab gegeben, schlanker und feiner gebildet. Nirgends überwiegt mehr die Freude an der Erscheinung des stattlichen Leibes, sondern überall nur Bewegung und Anteil bis zu

pathetischer Gestikulation, als bringe der Wehlaut aus ihrer Kehle und stelle das Wort sich vernehmlich ein. Der Körper ist diesem Bildhauer nichts mehr als das ausdrucksfähige Gefäß der Seele, die gewaltsam hervorbricht und ungeduldig an dem Gefängniß rüttelt, das ihr volles Ausklingen noch einschränkt. Deshalb wird von dem Knochengerüst und Gliederbau des Leibes unter der Gewandung nur soviel angedeutet oder durchgeführt, als zum Verständniß seiner eingreifenden Bewegung oder seiner sprechenden Gebärde notwendig gefordert wird.

Damit freilich eröffnet sich der Künstler die Darstellungsfähigkeit der ganzen Tragik christlicher Stoffe, erschließt er die ganze hinreißende Poesie seelischer Schönheit, und beginnt in genialischem Gebahren mit seinen Marmorgebilden zu dichten, so reich und so innig wie kaum ein Zweiter in Italien. Nicht breit gelagert entfalten sich patriarchalische Propheten, sondern wie in sich hineingeschlungen kauern sie, nur noch mimetische Symbole des Gedankens. Nicht hochragend erheben sich stolze Sibyllen als persönliche Verkünderinnen der Wahrheit, sondern erbebend empfangen sie die Kunde; zitternden Leibes horchen sie wie angedonnert der inneren Stimme, oder winden sich wie ein schwankes Rohr unter dem Sturm der Begeisterung. Aber wie energisch redet der Engel im Traum zu den Königen; wie bezeichnend hat er den linken Arm auf die Brust des Schlafenden gestützt und erhebt die Rechte hinausweisend in die weite Ferne! Wie gutmütig rührt er den schlummernden Joseph an der Schulter und rät ihm freundlich zu dem Rettungsweg! Ganz Demut und Verehrung ist der greise König, der seine alten Glieder vor dem Kinde beugt und das Füßchen des Kleinen zum Kuß an seine Lippen führt. Welch innige Holdseligkeit erfüllt die Mutter bei dieser Huldigung durch alle Glieder ihres schlanken Leibes bis hinein in den Blick der Augen, deren seelenvolle Tiefe wir zu sehen glauben! Das ist die Kunst dieses wunderbaren Mannes, dem wir statt des Meißels manchmal den Pinsel oder Zeichenstift gegeben wünschten, oder daneben alle Mittel der Sprache gönnten, nur voll zu sagen was er im Menschengebilde geschaut und empfunden.

Wer möchte leugnen, daß wir damit weit entfernt sind von dem natürlichen Ausgang und dem eigentlichen Wesen der plastischen Kunst, daß diese Seelenbildnerei in Marmor nur noch an wenigen Banden mit der leibhaftigen Körperlichkeit zusammenhängt, aus deren freudiger Wertschätzung und gesunder Entfaltung die Gestaltenbildnerei einst hervorgegangen, aus der sie in glücklichem Gelingen zur Zeit hellenischer Blüte ihre besten Kräfte empfangen, und zu der auch jetzt wieder Nikolaus von Pisa, wie zum echten Quickborn sich zurückgewendet hatte!

Man betrachte nur einmal die jämmerliche Figur, die aus dem antiken Herakles geworden, wo Giovanni ihn als Vertreter der Stärke an der Kanzel des Domes zu Pisa (jetzt als Fragment im Camposanto) verwendet, also sein Ideal eines nackten Mannes in vollster Kraft, — und ver-

gleiche sie mit dem nächsten Vorbild, dem Herkules an der Kanzel seines Vaters im Baptisterium. Sonst ist es überall die christliche Entfremdung von der irdischen Grundlage der menschlichen Existenz, eine weit getriebene Durchgeistigung der realen Natur, die wir vor uns haben. Und sollten wir das Wesen dieser Bildnerkunst Giovannis charakterisieren, so müßten wir im Hinblick auf verwandte Erscheinung in der Architektur wol sagen: ganz ähnlich wie dort die Auflösung des Massenbaues in einen Gliederbau systematisch vollzogen wird, ist es hier die Auflösung der Körpermasse in ihre Glieder, ja bis in ihr Knochengerüst, die Darstellung des Construktiven mit möglichster Verringerung aller nur füllenden und umhüllenden Teile.

Die mimische Funktion jeder Figur in der Oekonomie des Ganzen läßt sich vielfach — gerade so wie in den ergreifendsten Malereien des Giotto — auf ein paar Linien zurückführen, etwa wie in flüchtiger Andeutung des Skelettes, oder so, wie Villard de Honnecourt seine Gestalten entwirft. Diese Runen aber, richtig herausgezeichnet, diese geraden Linien, die sich hoch aufrecken oder in sich zusammenknicken, die sich beugen und winden, mit den Hebelarmen in mannichfaltiger Stellung zu einander, mit den Ovalen auf der Spitze, die sich zurück oder vorwärts oder nach einer Seite neigen, — diese Symbole menschlicher Gebärdensprache geben als Gesamtbild das ganze ausdrucksvolle Wesen, das leidenschaftliche Pathos seiner Schöpfungen wieder.

Doch wäre es unrichtig, den Charakter der Kunst Giovanni Pisano's allein aus seinen Reliefskulpturen bestimmen zu wollen, oder nur die Statuetten herbeizuziehen, die an den Ecken und Trägern seiner Kanzeln in fühlbarer Abhängigkeit vom größeren Ganzen erscheinen. Auch die Freifiguren müssen zu Worte kommen. Sie sind unstreitig durch entschiedene statuarische Haltung ausgezeichnet. So die herrliche Madonna im Bogenfelde des Hauptportals am Baptisterium zu Pisa oder am Scrovegni-Grabmal der Cappella dell' Arena zu Padua, ja selbst die kleine Elfenbeinstatuette der Cappella della Cintola im Dom zu Prato. Und doch verdanken auch sie ihre Wirkung nicht dem eigentlich plastischen Prinzip, der befriedigten Entfaltung des ganzen Leibes in seiner ausdrucksvollen Bedeutung, als vielmehr einer fremden Potenz, deren Erkenntniß wiederum bezeugt, was wir herausstellen möchten. Johannes von Pisa ist trotz der Gestaltenfülle, die er in überströmender Schaffenslust hervordrängt, durch und durch Architekt, — eben als gotischer Baumeister geschult. Seine Statuetten an den Kanzeln haften mit dem Rückgrat in dem architektonischen Gliede, das sie schmückend vertreten, und beugen sich in Ausübung dieser besonderen Funktion unter das Gesetz des Baues, dem sie dienen. Das verrät ganz deutlich noch die kleine Madonnenfigur im Museum zu Berlin, die mit ihren auffallend kurzen Proportionen und ihrer abhängigen Haltung unzweifelhaft einst dem Zwischenpfeiler einer Brüstung vortrat.

An gewisser Stelle geht die organische Form gleichsam in die unorganische über, und der beseelte Madonnenleib wird wieder zum Marmorblock. Dagegen befreit sich die Auffassung beinahe ganz in der würdigen Priestererscheinung am Eckpfeiler der Kanzel zu Pistoja, wo der Meister sich offenbar fast ebenso unbeirrt der Natur selbst gegenüber befindet, wie in der Porträtfigur des Scrovegni zu Padua, die unabhängiger für sich bestehend, noch architektonischer befangen bleibt. Statt des biblischen Aaron oder eines jüdischen Leviten giebt Johannes das persönliche Abbild eines Geistlichen aus eigener Umgebung in Pistoja.

Auch aus den freistehenden Statuen des Giovanni Pisano spricht stets die architektonische Grundform. Sie steigen von viereckigem Sockel zu einem Höhepunkte empor, verjüngen sich konisch nach oben, gipfeln im Kopf fast wie in einer Spitze mit Kreuzblume darauf; — sie sind organisch aufgelöste Fialenrisen. Oder, geht unser Auge von der Betrachtung des ausdrucksvollen Hauptes der Madonna, der Arme mit dem lebendig bewegten Kinde aus, so nimmt die Beseelung fühlbar ab, je weiter wir abwärts blicken, und der Marmorblock als vierkantige Pyramide macht sich schon im reichen Gewande, das den Boden berührt, als tektonische Masse kenntlich. Enthält nicht die Halbfigur im Camposanto zu Pisa alles, was das Frauenbild als solches zu sagen hat?

Genug, wir finden in diesen Einzelgestalten des Meisters Johannes nur bestätigt, was wir den Reliefgeschichten bereits abgewannen: der Sohn des Nikolaus von Pisa gehört der strengen architektonischen, auf konstruktive Berechnnng gerichteten Künstlergeneration; er ist ein entschiedener und eifriger Vertreter der „Gotik.“ Aber spricht denn nicht deutlicher, als dieser Einfluß des Architekten auf den Bildhauer in einer und derselben Person, seine Auffassung der menschlichen Gestalt in mannichfaltiger Beziehung, sein Drang nach Abstreifung des Fleisches zu Gunsten des mimischen Apparates aus Knochengerüst und Sehnenbändern, — spricht nicht deutlicher als alles Uebrige die grundverschiedene Empfindung, die wir beim Vergleich mit seinem Vater überall hervorbrechen sehen? In seinem eigensten Innern allein giebt es eine Antwort auf die Frage, weshalb sich der Sohn vom Vater losgesagt und die Formen der Antike, in denen er geschult war, die teuerste Errungenschaft seines Lehrers, wieder aufgab? Mit der ganzen Leidenschaft religiöser Begeisterung wirft er die Schönheit des kraftvollen Menschenleibes von sich, um nach dem Ausdruck der Seele, der Schönheit des innern Menschen allein zu ringen.

Ist es erlaubt zwei so verschiedene, so gründlich entgegengesetzte Erscheinungen in der Geschichte der Bildnerkunst zusammenzujochen, weil sie zeitlich, örtlich, persönlich so nahe stehen? Nur das enge Familienband rechtfertigt einigermaßen die gewohnte Verbindung beider Künstler in unserer historischen Betrachtung; aber auch nur, so lange sie eben biographisch bleibt. Sobald uns die Kunst als notwendige Aeußerung des Menschengeistes ihre

Geschichte als ein unveräußerlicher Teil der Menschheitsgeschichte erscheint, werden Nikolaus und Johannes von Pisa zu zwei vollständig durchgebildeten Typen verschiedener Entwicklungsphasen. Der Vater gestaltet aus einer in sich befriedigten Weltanschauung heraus, der vollen Bedeutung des eigenen Leibes wol bewußt, und bezeugt so das selbe Daseinsgefühl in Italien, das eine Reihe glücklicher Meisterwerke französischer und deutscher Skulptur uns für den Norden außer Zweifel stellt. Der Sohn, im Vollbesitz dieses Könnens, gerät in offenen Zwiespalt mit diesem Ideal der spätromanischen Kunst, und wirft sich mit Eifer der kirchlichen Auffassung in die Arme, welcher dieser irdische Leib nur als eine vergängliche, wertlose, ja hassenswerte Hülle gilt, die, so lange wir in ihr hausen, nur als ausdrucksfähiges Gefäß der unsterblichen Seele Bedeutung empfängt. Wie die Kirche den Einzelmenschen nur als Glied des strenggeordneten Gottesreiches anerkennt, so gestaltet dieser Architekt seine Menschengebilde nur in Abhängigkeit vom strenggegliederten Aufbau und wird so zum ausgeprägten Vertreter des gotischen Empfindungslebens. Der Bruch zwischen Vater und Sohn bedeutet die Scheidung zweier Menschenalter, zweier langen großen Kunstperioden, in die das ganze Mittelalter sich auseinanderlegt.

G-Dur.

Eine Kammermusik-Novelle.*)

von

Karl Gjellerup.

— Dänemark. —

Ist kein Brief für mich da?

„Doch, es kam einer mit der Nachmittagspost. Er ist auf das Zimmer des Herrn Doctor gebracht worden. Nr. 11; haben Sie die Güte."

Wilhelm Herz nahm den Schlüssel und stieg die finstere Treppe des „Weinhauses" hinauf. Im ersten Stock trat er in ein Zimmerchen, das nach dem Marktplatze zu lag.

Auf der schief herunterhängenden Tischdecke lehnte gegen den angelaufenen Messingleuchter ein kleiner Brief. Wilhelm suchte aus der Tasche einer Weste in seinem Reisesacke ein Federmesser hervor und schnitt sorgfältig das Couvert auf. Als er den Brief entfaltete, fiel ein Bild auf die Decke nieder.

Es war das Brustbild eines jungen Mädchens.

Sie mußte schon über die Mitte der Zwanzig hinaus sein; aber die einfache, bürgerliche Anmuth, welche über ihrem heiter-offenen Gesichte ausgebreitet lag, ließ die Bezeichnung „junges Mädchen" richtiger als die „junge Dame" erscheinen. Ihr Gesicht war nicht eigentlich schön, die von dem dünnen, glatten Haar gleich wie von einem polirten Rahmen eingefaßte Stirn ein wenig zu hoch, die Brauen allzumächtig, der Mund nicht fein gezeichnet. Aber dieser Mund war charaktervoll, und die ge-

*) Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe.

schlossenen Lippen lächelten so kindlich-arglos, so vertrauend, daß Wilhelm ganz gerührt auf ihn herniederblickte, ehe er begann, den Brief seiner Verlobten zu lesen.

Der Brief plauderte von ihrer Mutter, welche Zahnschmerzen gehabt, und von den kleinen Knaben in der Vorbereitungsschule. Da hatte z. B. einer von den Jungen angezeigt, daß ein anderer den verwegenen Wunsch ausgesprochen, Fräulein Ingerslev gerade auf den Mund küssen zu dürfen — und die schelmische Frage war hinzugefügt, ob er solch einen thörichten Wunsch begreifen könne — so daß es fast so aussah, als sei die ganze Geschichte nur um dieses Zusatzes willen erzählt worden, wie die Fabel wegen der Moral. Und zum Schlusse kam dann endlich der eigentliche Hauptpunkt, ob er Sonntag, an ihrem Geburtstage, zurück sein werde. Sie hätten die Absicht, eine Fahrt in den Wald zu unternehmen; wenn er aber nicht kommen könne, wolle sie doch lieber zu Hause bleiben.

„Natürlich kann ich kommen, selbstverständlich fahren wir in den Wald, du süßes Mädchen," sagte Wilhelm vor sich hin, indem er seine Briefmappe öffnete und sich zum Schreiben bereit machte. Er sei nicht sehr erbaut von der Lehrerstelle auf Herlufsholm und glaube, er müsse den Plan, sich um sie zu bewerben, aufgeben. Doch wolle er noch den nächsten Vormittag mit einem der Adjuncten sprechen. Dann habe er nichts mehr in Naestved zu thun, und wenn sie also am Sonnabend um 9 Uhr Abends auf dem Bahnhofe sein würde, könne sie dort umarmen ihren

getreuen

Wilhelm.

Durch das offene Fenster, nahe beim Sopha, blähte der Wind den dünnen, weißen Vorhang auf, dessen gestopfte Stellen sich vergeblich in den Falten des großblumigen Musters zu verstecken suchten. Während Wilhelm ein Couvert hervorholte, wurde der Brief vom Tische geweht, und der flatternde Zipfel des Vorhanges fegte das Bild auf den Boden hinunter.

Wilhelm erhob sich, um das Fenster zu schließen, blieb aber an demselben stehen, beugte sich über die Brüstung und sah auf den kleinen Marktplatz hinab.

Das holperige, krummlinige Pflaster lag fast ganz im Schatten des „Weinhauses" und der Kirche, deren rother Thurm in das Sonnenlicht hineinragte. Aus den Schornsteinen stiegen langsam dünne Rauchstreifen empor und schienen in den kleinen, weißen Wolken zu zerfließen, die über den eingesunkenen Firsten der Ziegeldächer aufeinander geschichtet lagen. Schräg gegenüber zwitscherte ein Kanarienvogel im Fenster der Bandhändlerin; um das Dachgesims klappte der Flügelschlag von Tauben; ein Hund bellte; auf die hohe, schrille Stimme des Hausknechtes, welcher ihn

neckte, antwortete verdrossen die grollende eines Sattlers, der in Hemdsärmeln auf der obersten schrägen Stufe der kleinen Vortreppe seine Pfeife rauchte. Ab und zu rumpelte von der Kirchgasse her ein Wagen über eine Ecke des Marktes, und gerade unter ihm, wo ein Landauer auf seine Herrschaft wartete, erklang das ungeduldige Scharren von Pferdehufen und das leise Klatschen der Peitsche.

Es schien als hätte der Anblick dieses einsamen Marktes mit den Aeußerungen seines kleinstädtischen Lebens den Gedanken Wilhelm's eine andere Richtung gegeben. Er drehte sich plötzlich um, hob den Brief vom Boden auf und steckte ihn mit einer hastigen Bewegung in das Couvert. Dann nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

Das Bild blieb neben einem Tischbein auf der Diele liegen und starrte mit seinem gutmüthigen Lächeln nach der fleckigen Stubendecke hinauf.

II.

Unter all den vielen, wunderbar mannigfaltigen Stimmungen, welche den Menschen ergreifen, giebt es wohl keine, die ihn so ganz und gar zu beherrschen im Stande ist, wie jene, die sich seiner bemächtigt, wenn er nach Jahren eine kleine Stadt wiedersieht, in der er einst geliebt hat!

Sie scheint dort auf ihn gelauert zu haben, diese Stimmung, Kraft gesammelt zu haben in den überwucherten, feuchten Gärtchen, unter Feuerlilien und in Jasminlauben hinter schwarzen Bretterzäunen — scheint sich verkrochen zu haben in den Kaufmannshöfen zwischen Fässern und Ballen, unter Wagenschuppen, in Taubenschlägen — sich hingeschlichen zu haben an den schiefen Häusermauern der grünen, grasbewachsenen Gäßchen — ausgespäht zu haben von den Kirchthürmen und all den windbewegten Mühlen der Hügel — ob er nicht einmal wiederkommen werde, daß sie sich auf ihn stürzen könne wie ein Vampyr und sagen: „Hier bin ich noch. Ich habe Dich erwartet, nun bist Du mein und ich lasse Dich nicht mehr. Du sollst mich mit Dir forttragen, und weil Du das Fleisch und Blut, das Du hier geliebt hast, nicht mehr finden kannst, sollst Du mich lieben, mich Dein Herzblut saugen, mich festklammern lassen an jede Faser Deines Lebensnervs!"

Ein Städtchen! — In der Großstadt hat das ewig treibende Leben zu viel von jener verflossenen Zeit zwischen seinen Mahlsteinen zermalmt, zu viele der kleinen, theueren Erinnerungsmerkzeichen nnter seinen tausend Sohlen glattgetreten, jene Stimmung in seinen ruhelos arbeitenden Polypenarmen erdrosselt . . . Und auf dem Lande fegt der Wind gar zu frisch über das Feld und durch den Wald, die Pflanzen von damals sind vermodert, andere stehen an ihrer Stelle, ja selbst die Schnitte ihres Namenszugs im dicken Baumstamm sind verwachsen oder die Rinde zeigt nichts mehr als eine verschwollene Wunde. Und dann ist das Wetter nicht wie damals,

und die Gegend schaut anders drein. Oder die Jahreszeit ist nicht dieselbe: Blätterfall statt Blumensprießen, Lilien statt Schnee . . .

In dem kleinen Städtchen aber sind die Steine noch dieselben; ist auch eine Straße neu gepflastert, so ist sie doch nur ein wenig ebener und regelrechter geworden, wie es ja unser Leben mit den Jahren auch geworden ist. Und im Uebrigen findet er Alles in der alten Weise, in dem alten Geleise: den Marktplatz, auf dem das Denkmal Friedrich VII. seinen Schatten auf dem sonnigen Pflaster um sich herumdreht, in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibs — die Hauptstraßen, in denen ein paar weißgetünchte, zweistöckige Mauern zwischen den bunten Häuserchen hervorragen, mit gähnenden Kaufmannslehrlingen in den Ladenthüren, mit blankgeputzten Fensterscheiben, die von Augen und plattgedrückten Nasen wimmeln, wenn ein Federwagen über das Pflaster rollt, mit Spiegeln vor den Fenstern, welche die Geheimnisse von anderthalb Straßen verrathen würden, wenn es solche gäbe — Gäßchen, die den Hügel hinanklettern, mit Rinnsteinen so grün wie die Gräben der Landstraße, mit eingesunkenen, von rostigen Eisengeländern eingefaßten Treppchen vor den Hausthüren und mit einem Fliederbaume, der eingezwängt zwischen zwei gelben Giebelwänden über einen vermoderten Zaun herüberlugt. . .

Es ist alles so beisammen, gerade als ob es besonders für ihn bestellt wäre.

Die kleine Stadt hat vielleicht in Augenblicken des Rausches einen stolzen Traum geträumt von einem eigenen Theater mit Decorationen, welche die des Casinos übertrumpfen und sich mit denen des Königlichen Theaters messen könnten. Sie hat aber sicher nie gedacht, daß sie selbst eine Bühne sei mit so stilvoller Scenerie, wie sie kaum anderswo zu finden wäre, alles so fertig und bereit, als ob man nur auf die Primadonna warte, damit das Stück beginnen könne.

Aber die Primadonna ist verhindert . . . Die Primadonna ist gestorben und begraben, die Primadonna ist nach der Residenzbühne gegangen und unter den Choristinnen verschwunden . . . Die Primadonna giebt Gastrollen in der Welt und wird von Triumph zu Triumph getragen . . . Die Primadonna hat der Kunst den Rücken gekehrt, sie ist verheirathet und hat Kinder und Pflichten bekommen . . . Die Primadonna ist — gleichviel was — sie kommt nicht.

Und da geht der erste Liebhaber allein zwischen den stilvollen Coulissen umher und singt die Stelle des Duetts vor sich hin, nach der immer der große Applaus kam — aber der Sopran fällt nicht ein, und ihm bleiben die Töne im Halse stecken; verstummend steht er still und schaut die alte Gasse hinunter, an deren Ecke sie bei ihrem Auftreten erscheinen mußte oder auf den Altan hinauf, wo sie sich einander beim Licht des elektrischen Mondes zu umarmen hatten.

So stand jetzt Wilhelm Herz an der Ecke und sah die Gasse hinunter und starrte nach einem grauen Hause, als ob er etwas architektonisch Merk-

würdiges an diesem Bau fände, der freilich unter seinen Nachbarn der ansehnlichste war, aber auch derjenige, welchen ein Künstler am wenigsten stimmungsvoll gefunden haben würde.

Gott weiß, dachte er, ob jetzt wieder ein Dragonerrittmeister im zweiten Stock wohnt? ob er Töchter hat? ob wohl eine von ihnen so schön ist wie Harriet Schultz? . . . Aber nein, das wäre zu viel, daß so ein Nest wie Naestved mehr als ein solches Wesen während eines Menschenalters beherbergen sollte!

Wirklich zeigte sich in einem der Fenster ein jugendliches Mädchengesicht, sei es nun, daß es einer Rittmeistertochter oder einer gewöhnlichen Civilistin angehörte. Es zog sich wieder in das Dunkel zurück und wurde bald darauf in dem nächsten Fenster sichtbar, wo einige Blumen sich sehr langsam mit Wasser begießen lassen mußten. Dann fand sich etwas Unordentliches an dem Vorhang; und als dies zurecht gemacht worden war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Fenster zu öffnen, sich hinauszulehnen und sehr angestrengt erst die Gasse hinauf und dann nach der Brücke hinzusehen, bis zuletzt auf dem Rückwege der Blick zufälligerweise auf ihm verweilte, der ja auch ein Gegenstand so gut wie jeder andere war.

Aergerlich darüber, daß man ihn bemerkte, und sehr wenig zum Kokettiren aufgelegt, drehte er sich um und studirte, ehe er weiter ging, eine Concertanzeige, die an der Ecke angeklebt war.

Sie erinnerte ihn an einen Sonnabend, an dem er mit Harriet zusammen zu einem solchen Kunstgenuß gegangen war. Eine Kopenhagener Pianistin, welche Ruhm und Geld in der Provinz suchte, hatte ein Concert gegeben, und dem Rittmeister Schulz waren als einem der vornehmsten Honoratioren ein paar Billete zugeschickt worden. Der Rittmeister aber wollte nach Ravnstrup zum Herrenessen und seine Frau hatte Migräne, so daß Harriet und er allein gehen mußten. Während er nun damals in seinem Gastzimmer auf und abschritt und sich ankleidete, war es ihm eingefallen — er erinnerte sich nicht mehr wie — durch das Schlüsselloch in's Speisezimmer hineinzugucken. Die Thür von diesem nach der Wohnstube stand aber offen, und ganz an der anderen Seite der letzteren erblickte er Harriet, welche so saß, daß man ihr Gesicht sehen konnte. Es war ein wenig niedergebeugt, sie schien zu lesen. Und so blieb sie die ganze Zeit über sitzen, während er sich anzog und alle Augenblicke wieder hinein sah. Plötzlich erhob sie den Kopf und schaute gerade nach ihm hin, so daß er verwirrt einen Schritt zurücktrat. Indem er mit der Hand nach seinem leidenschaftlich klopfenden Herzen fühlte — was um so leichter geschehen konnte, als er ohne Weste war — gestand er sich, daß er verliebt sei. Und er sah einen Fingerzeig des Himmels in dem merkwürdigen Zufall, daß sie sich gerade in den Sehkreis seines Auges gesetzt hatte, den ihr Gesicht beinahe ganz ausfüllte . . . Und wie hatte er sich dann an ihrer Seite

in dem halbleeren Saale während des mittelmäßigen Clavierspiels ergötzt! Kein Gewandhausconcert hätte einen tieferen Eindruck machen können.

In der Nähe der Brücke ging er zu einem Kaufmann hinein, um seinen Brief frankiren zu lassen. Der Commis, welcher die Marken durch einen Faustschlag festklebte, während er zugleich den Lehrling ausschalt, war derselbe, welcher damals so oft in der Ladenthüre gestanden; und als der Kaufmann seinen Kopf durch das kleine Contorfensterchen hinter dem Ladenraum steckte, um zu sehen, was es gebe, erkannte Wilhelm auch dessen vergrautes Gesicht wieder. Er war es gewesen, der ihn und Harriet so eifrig unterhalten hatte, als sie eines Vormittags vor dem Regen zu ihm herein flüchten mußten. Nein, wie es damals gegossen hatte! Auf der Hauptstraße draußen konnte man vor Wasser das Pflaster nicht sehen, und das Gäßchen herunter, welches gerade gegenüber nach der Kirche hinaufging, kam ein wahrer Bergstrom herabgestürzt, wirbelnd und schäumend um die kleinen Treppen vor den Häusern herum. Die Pferde eines Bauernwagens, welcher aus dem Thor des Kaufmannshauses herauswollte, wurden scheu, als sie statt einer Straße, einen Fluß sahen, und ein Mann fiel, so lang er war, in den Rinnstein, nachdem er auf ein Brett getreten, das schon längst wie ein Floß nach dem Flusse hinunter geschwommen war. Harriet hatte gelacht; denn sie war ebenso leicht zu Gelächter und Scherz bereit wie zum Ernst, und er wußte selbst nicht, was ihm am meisten an ihr gefiel . . . Dann mußten sie sich zuletzt das kleine Stück nach Hause durch Höfe und Küchen schleichen, durch Stuben und Hinterthüren; denn es war nicht daran zu denken, durch die Straße zu waten. Und er sah noch im Geiste, wie geschickt sie sich zwischen den Pfützen hindurch zu finden wußte und wie anmuthig sie darüber erröthete, daß sie sich so hoch schürzen mußte — denn sie wurde roth über nichts . . .

Die Brücke war grell roth angestrichen, das war eine Neuigkeit für ihn; die einzige außer dem Pflaster der Brückenstraße und dem Theater, die er in der guten conservativen Stadt Naestved entdeckt hatte. Unverändert aber war das kleine anheimelnde Haus, welches mit seinem steinernen Sockel im Wasser stand und in dessen fast nur ellenbreitem Gartenstreifen auch heute alle die hochstämmigen Rosen blühten. Harriet und er waren einmal darüber einig geworden, daß in diesem Hause eine gute alte Pfarrerswittwe vom Lande wohnen müsse, welche sich nicht hatte entschließen können, nach der lärmenden Residenz überzusiedeln, sondern die ihre kleine Pension hier genießen wollte, an derselben Brücke, über welche sie mit ihrem Manne so oft in der alten Kutsche mit den kleinen Braunen gefahren war, wenn sie nach dem Städtchen kamen, um Einkäufe zu machen. Harriet hatte gemeint, daß auch eine Tochter, die einen Kindergarten besäße, da sein müsse — ein paar Menschen wie Frau Ingersler und Marie, hatte Wilhelm gedacht. Er wäre schon damals sehr verwundert

und enttäuscht gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß er neun Jahre später als Mariens Verlobter diese Brücke betreten sollte!

Der Gedanke an seine Braut fand keinen freundlichen Widerhall in seinem Herzen bei der Stimmung, welche ihn zu beherrschen begann. Und er verließ ihn auch bald wieder, als er den Fußweg nach Herlufsholm hinabschritt — denselben Fußweg, welchen Harriet und er so oft gewandelt waren, wenn der Schatten der hohen Eschen sich über das schmale Sommerbett des Flüßchens breitete und seinen zackigen Saum über das frische Wiesengras und auf die Büsche des anderen Ufers legte, dort wo das bunte Laub des Stadtparks in den schrägen Strahlen der Abendsonne erglänzte.

Bei jedem Schritte auf diesem Wege wurden neue Erinnerungen geweckt; kleine, zufällige Begebenheiten, an die er jahrelang nicht gedacht hatte, schienen von dem Orte, an dem sie sich abgespielt, festgehalten worden zu sein und von ihm selbst erzählt zu werden.

Dort war ein Halbrund von mächtigen Bäumen, deren Stämme an einem glücklichen Abende sich wie ein dunkles Gitter vor der Lichtfluth eines goldenen Sonnenunterganges abgehoben . . . Bei jenem Försterhause hatte er ihr ein Glas Wasser bringen müssen, und seine Hand zitterte vor Erregung, so daß sie besorgt gefragt hatte, ob er krank sei . . . Vor einem der Gehöfte Herlufsholms sah er einen alten Hund, der in seiner Jugend immer sehr bissig gegen ihn gewesen war und selbst die muthige Harriet bang gemacht hatte — und dort graste auch ein weißes isländisches Pferd, jenem dummen Thiere merkwürdig ähnlich, welches sich von Harriet nicht streicheln ließ und auf dem ihre Schwester Tony durchaus hatte reiten wollen . . . Mitten auf der alten Steinbrücke hatten sie oft gestanden und sich über ihre verzerrten Spiegelbilder gefreut, die auf dem schnellströmenden Wasser schwammen: jetzt aber sah er nur große Steine und halbfeuchten Sand um die Füße der dicken Brückenpfeiler, und das Flüßchen sickerte langsam unter dem Herlufsholm zunächst gelegenen Bogen hindurch — es war Trockenzeit!

Er durchblätterte während dieses Spaziergangs ein Tagebuch der Liebe, geschrieben mit Sonnenstrahlen auf zitterndes Laub und rinnendes Wasser — auf verwelktes vom Winde verwehtes Laub und auf Wasser, das vor Jahren zum Meere hinabgelaufen . . .

Schon von Herlufsholm aus hatte er gehört, daß im Stadtparke Concert war. Auch das gehörte mit dazu, und er konnte sich nicht entschließen, einen anderen Weg einzuschlagen, obwohl er fürchtete, auf irgend einen Bekannten der alten Tage zu stoßen, welcher ein Recht auf mehr als einen flüchtigen Gruß im Vorübergehen besaß. Da waren z. B. Doctor Storch's, alte Freunde seines Vaters, in deren Hause er oft verkehrt hatte, als er bei Rittmeister Schultz wohnte — ihnen hätte er eigentlich

einen Besuch machen müssen; und wenn er sie traf, entging er seinem Schicksale nicht.

Doch das Glück war mit ihm, und er fühlte sich bald beruhigt, als er unter der Menge um die weißen Notenpulte der Regimentsmusik, welche pflichteifrig eine Polka von Lumbye herunter spielte, nur den Tabakshändler und den Barbier erkannte. Das junge Mädchen, welches mit ihm vom Fenster aus kokettirt hatte, spazierte Arm in Arm mit einer Freundin. Die Beiden steckten die Köpfe zusammen und kicherten, als sie vorübergingen; sie waren die Einzigen, die ihn bemerkten.

Aber vom Ausgange des beschatteten Waldwegs her sah er richtig unter ein paar hohen Eschen Dr. Storch angestiegen kommen mit seiner Frau und ein paar jungen Damen. Mann und Frau bewegten sich vorsichtig über einen kleinen Steg, während die jungen Mädchen zum Bache hinunter liefen und über die nassen Steine hüpften, die unter den hohen Absätzen ihrer Stiefelchen wackelten. Wilhelm bog schnell ab, ging am Saume des Waldes entlang und setzte sich auf eine einsame Bank.

Dort hatte er am letzten Morgen gesessen, den er in Naestved zugebracht. Er war allein hinausgegangen, ganz früh. Die Bank war noch naß vom Thau gewesen. Auf dem Stamme einer alten Eiche gegenüber, wo die Aeste sich theilten, hatte damals ein Specht gesessen und mit seinem spitzigen Schnabel auf die Rinde geklopft, tick, tack, wie eine Uhr. Es war gewesen, als hätte die Natur selbst ihn daran mahnen wollen, wie unerbittlich die letzten Minuten schwinden.

Und die Zeit war dahin geeilt, ohne Stillstand, unaufhaltsam. Wie war das alles so wunderbar lange her!

Plötzlich fiel es ihm ein, daß er doch die Gelegenheit benutzen sollte, seine Karte bei Storch's abzugeben; er war ja sicher sie nicht zu treffen und dann hatte er doch seine Pflicht gethan. Sie hatten ihn gewiß nicht gesehen, der Doctor war gar zu kurzsichtig und die Frau zu sehr dadurch in Anspruch genommen, daß sie mit dem Sonnenschirme winken und die Mädchen ermahnen mußte, sich keine nassen Füße zu holen.

Die Idee gefiel ihm; sie hatte etwas Praktisches nnd Berechnendes, was in wohlthuendem Gegensatze zu den Träumereien stand, denen er sich hingegeben — nutzlosen Träumen — vielleicht gefährlichen Träumen . . .

Nein, dachte er, während er das letzte Stück des Waldes durchschritt, nein, ich will mich nicht hier festsiedeln! — Die Luft auf Herlufsholm ist nicht gut für mich, das hat alles noch zu viel Macht über mich . . . Und wer weiß, vielleicht war es eben darum, daß ich Lust zu dieser Anstellung bekam, oder ich benutzte sie gar nur als Vorwand, um einmal hierher zu reisen . . . Aber damit muß es nun genug sein . . . . Ich könnte eigentlich ebenso gut mit dem Morgenzuge nach Hause reisen ohne den Adjunkten getroffen zu haben; denn ich darf nicht, ich will nicht . . .

Schnell ging er über die Wiese nach der Stadt. Der Moorgrund gab nach unter seinen Schritten und machte seinen Gang elastisch. Nicht als der wehmüthige Träumer kam er wieder zurück, als der er nach Herlufsholm hinausgeschlendert war.

III.

Doctor Storch wohnte an dem einen Ende von Naestved. Er besaß eine Villa, deren langer, schmaler Garten sich bis an die Wiese zwischen Stadt und Stadtpark hinauserstreckte.

Als Wilhelm klingelte, wurde ihm von einer fremden jungen Dame geöffnet.

Er bedauerte außerordentlich, die Familie nicht zu Hause zu treffen und wollte seine Karte abgeben; das Fräulein bat ihn jedoch einzutreten und zu warten, bis Doctors zurückkämen. Es würde ihnen sehr leid thun, wenn sie erführen, daß Herr Herz wieder weggegangen wäre; denn sie wüßten, daß er in der Stadt sei und hätten davon gesprochen, daß er sie wohl besuchen werde.

Ein rechtes Nest, dachte Wilhelm, in dem Jeder die mit dem letzten Zuge Angekommenen an den Fingern herzählen kann: auch sie weiß gleich, wer ich bin!

Er wollte eben irgend eine Ausflucht gebrauchen, als sein Blick auf den grauen Augen des Mädchens haften blieb. Etwas Eigenthümliches in diesen Augen nahm seine Gedanken gefangen und verwirrte die Worte auf seinen Lippen. Er fühlte, daß er seine Entschuldigung sehr ungeschickt vorbringen werde, ließ sie in einen bescheidenen und halbwiderstrebenden Dank übergehen und trat in die Wohnstube ein, in der die junge Dame ihn sogleich allein ließ.

Merkwürdig — dachte er, von der Veranda auf die abendlich beleuchtete Wiese hinausschauend — sie kommt mir so bekannt vor, ich weiß nicht ... Eine Melodie, welche er leise vor sich hin summte, beunruhigte ihn, er konnte die Worte zu ihr nicht finden, gerade so, wie er sich nicht zu entsinnen vermochte, wem die junge Dame ähnlich sehe.

Während er vergeblich sein Gedächtniß anstrengte, kam sie herein und setzte einen Teller mit Kuchen auf den Tisch; gleich darauf brachte die Magd Wein und Selterwasser. Er fing ein alltägliches Gespräch über Ort und Wetter an, indem er aufmerksam dies junge Mädchen betrachtete, deren geheimnißvolle Anziehungskraft er wieder zu fühlen begann, ohne sie sich erklären zu können.

Sie war durchaus keine Schönheit, nein!

Sie war noch nicht einmal völlig entwickelt, ihre Büste kindlich, nur der Kopf und der starke, ungewöhnlich lange Hals der eines Weibes. Die Schultern hatten etwas mädchenhaft Eckiges, sie glich einer Marmorstatue, deren Kopf und Hals Meißel und Feile schon vollendet haben,

während Schulter und Brust noch im halbgeformten Steine nur angedeutet sind.

Das blonde Haar kräuselte sich an den Schläfen und fiel unter den Flechten in kleinen Locken über den steilen Nacken hinab. Die großen grauen Augen traten ein klein wenig hervor und bekamen dadurch etwas eigenthümlich Träumerisches, die Nase war energisch gebogen. Bei jedem Mienenspiel zeigten sich tiefe Grübchen in den blassen Wangen; und wenn sie lächelte, so lächelte Alles, selbst das Grübchen am Kinn.

Der etwas große Mund aber war das Merkwürdigste dieses Gesichts. Sein nachdenklicher Ausdruck beruhte auf der ein wenig über die Unterlippe hervortretenden Oberlippe, seine Linien waren stark geschweift. Man konnte sich dieses bleiche Gesicht von einem hohen Haaraufsatz gekrönt denken, auf langem Halse von entblößten schmalen Schultern getragen, über einer hochgeschnürten, nackten Büste — eines jener Portraits aus der Zeit unserer Großeltern, auf denen Alle denselben, nach dem Cupidobogen stilisirten Mund besitzen.

Als sie, mit ihrem ganzen beweglichen Gesicht lächelnd, sich zu ihm neigte und ihm den Teller anbot, da fanden sich bei ihm die Worte zu der Melodie, welche er vorhin gesummt hatte. Es war eine Stelle aus dem fliegenden Holländer:

„Wie ein Gebild aus längst vergang'nen Zeiten
„Spricht dieses Mädchens Blick zu mir." —

„Sie sind zu Besuch hier bei Doctor Storchs, mein Fräulein?"

„Ja, Friederike ist eine Freundin von mir aus der Kinderzeit."

„Sie sind aus Kopenhagen?"

„Ja; wie es scheint, erkennen Sie mich nicht?"

„Nein, ich muß gestehen — ich . . . Freilich ist mir die ganze Zeit über etwas an Ihnen bekannt vorgekommen — aber —"

„Nun, es ist ja auch ganz begreiflich, daß ich mich mehr verändert habe als Sie sich . . . Denn ich erkannte Sie gleich . . . Erinnern Sie sich denn nicht mehr an die kleine Antonie Schultz?"

„Tony?"

„Ja freilich — die bin ich.

„Nein, das hätte ich nicht gedacht . . . Sie haben sich allerdings sehr verändert . . . Aber es ist ja kein Wunder. Sie waren damals ein kleines Mädchen, das umherlief und mich in den Arm zwickte, wenn ich über einem Romane einschlief, damit ich mit ihm Haschen spielen sollte."

„Haha, war ich so schlecht?"

„Bisweilen sogar sehr — boshaft. Ich erinnere mich z. B. an ein Mal — es war an dem Abende, als der Stiftungsball auf Herlufsholm sein sollte. Ich kam in die Wohnstube im schwarzen Frack, mit weißer Binde u. s. w. Kein Mensch war darin, sie hatten alle noch mit der Toilette zu thun. Ich besah mich im Spiegel, zog meine Handschuhe an —

die ich mißtrauisch auf dem Marktplatze bei der Hauptwache gekauft hatte ... Da kamen Sie hereingeschlüpft im vollsten Putz; Sie sollten zum ersten Male mit den kleinen Schülerinnen tanzen."

„Ich entsinne mich des Abends sehr gut, es war mein erster Ball."

„Wissen Sie auch noch, was Sie mir damals sagten?"

„Nein, das freilich nicht."

„Sie kamen zu mir her, ganz kokett, entschuldigen Sie — ‚Sie müssen leider mit mir vorlieb nehmen, Herr Herz, meine Schwester' — Sie waren plötzlich so raffinirt, daß Sie nicht einmal Harriet sagten! — ‚meine Schwester ist nicht ganz wohl und kann nicht mitfahren' ... Ich war, aufrichtig gesagt, nicht sehr erfreut darüber; ich antwortete nichts und zerrte an meinen Handschuhen, daß selbst ihre Naestved'sche Festigkeit beinahe nicht widerstanden hätte ... da aber kam Ihre Schwester herein in strahlendem Ballstaat, und Sie steckten den Kopf zwischen den Gardinen hervor und lachten."

„Ja, der Streich sieht mir ganz ähnlich, nach alledem, was ich über mich gehört habe."

„Jetzt aber sind Sie nicht mehr so boshaft?"

„Nun — das kann ich Ihnen doch nicht versichern."

Sie neigte, indem sie dies sagte, den Kopf auf die Seite und machte eine abwehrende Bewegung, welche Wilhelm wie von Harriets Hand gethan erschien.

„Wie Sie doch Ihrer Schwester ähnlich sehen!" rief er unwillkürlich.

Antonie lachte laut auf.

„Ich der Harriet? ... Sie werden schwerlich für diese Ansicht viele Stimmen auf Ihrer Seite haben ... Ich glaube, man kann nach Schwestern suchen, die sich einander weniger ähnlich sehen als wir!"

„Nun, so etwas bemerkt wohl ein Fremder am besten."

Und doch mußte er ihr halb und halb recht geben. Das Aeußere war wirklich ziemlich verschieden, kaum ein Zug derselbe. Trotzdem aber herrschte zwischen Beiden eine echte Geschwisterähnlichkeit, eine Aehnlichkeit tieferer Art, als jene in die Augen springende, die man auch zwischen Fremden finden kann — jene Einheit im Ausdruck und in den unwillkürlichen Bewegungen, durch welche eine gemeinsame Natur der verschiedenen Formen zu spotten scheint, in denen sie sich äußerlich darbietet. Aber selbst in diesen anscheinend so verschiedenen Formen derselben Gattung herrscht eine eigenthümliche Art von Gleichheit, eine Gemeinschaft, die nicht auf der gleichen Zusammensetzung verschiedener Elemente, sondern auf der verschiedenartigen Zusammensetzung der gleichen Elemente beruhen mag. Es ist keine zufällige Aehnlichkeit der Linien, so wie Roms Sorakte dem Pilatus von Luzern ähnelt, sondern es ist derselbe Stoff, nur in verschiedenartiger Bildung, so wie die Frucht der Eiche die Verwandtschaft mit dem Eichenblatte zeigt.

Und je länger er sie anschaute, umsomehr wurde er davon überzeugt, daß jenes unbestimmte Gefühl nicht das Gefühl des Wiedererkennens gewesen, keine Erinnerung an das Kindergesicht von Tony. Nein, es waren die unbewußt in seinem Geiste auftauchenden Züge Harriets, welche Antonien den Schein von etwas Bekanntem gegeben hatten — so mag ein Nebenmotiv einer Sonate halb und halb bekannt erklingen, wenn man das Hauptthema auswendig weiß.

„Es ist doch hübsch, daß ich hier in Naestved noch eine von — daß ich Sie hier treffen mußte," verbesserte er sich.

Es lag ihm auf der Zunge, seine Freude darüber auszusprechen, Jemanden aus dem Schultz'schen Hause getroffen zu haben, an demselben Orte, welcher einst ein scenenreicher Schauplatz für ihn gewesen und der ihm jetzt so leer, so öde wie eine Ruine vorkam.

Antonie, welche jenem Zauberhause angehört hatte, war ein lebendes Verbindungsglied zwischen damals und jetzt. Die ganze Anmuth und zarte Schönheit jener Zeit lebte durch ihre knospende Jugend in ihm wieder auf, und alle Bitterkeit verschwand bei der Erinnerung an ihr Kindergelächter und ihre übermüthigen Mädchenstreiche . . . Er fühlte sich in ihrer Nähe gleichsam von einem Drucke befreit.

Seitdem er den Gasthof verlassen, hatte er nur ein paar Mal vorübergehend an Marie gedacht. Jetzt bedurfte es nur der leisesten Frage von Seiten Antoniens, daß er sich weitläufig über seine Braut aussprach, was sie für ein gutes Mädchen sei, mit welch gesunder Anschauungsweise und wie ausgezeichnet sie für einander paßten mit ihren gemeinsamen Interessen und verschiedenartigen Temperamenten, welche sich einander ergänzten. Sie war ja seine Halbcousine, und sie kannten sich seit ihrer Kindheit. Es sei keine Enttäuschung möglich. So müsse ein Verhältniß aufwachsen, festgewurzelt und langsam, wenn es zu einer glücklichen Ehe führen solle!

Mit dem letzten Satze konnte Antonie sich nicht einverstanden erklären. Sie glaubte nicht an eine angewöhnte Liebe; sie wollte etwas Plötzliches, etwas Leidenschaftliches — oder jedenfalls — sie wußte selbst nicht was, nur nicht das Ruhige, nicht das Ebene, lieber Unglück! Als er über ihre mangelhafte Erklärung lachen mußte, fühlte sie sich gekränkt darüber, so wenig beachtet zu werden wie ein Kind, welches das Leben nicht kennt, sondern sich nur in den gewöhnlichen, romantischen Träumen wiegt. — Und das um so mehr, weil sie im Innersten sehr gut wußte, daß sie die Liebe nur aus Romanen und aus den Gedichten Christian Winters kannte, und aus dem Geschwätz, welches unter jungen Mädchen über dieses sie am meisten berührende Thema geführt wird.

„Ich merke recht gut, daß Sie mich überspannt und altmodisch finden," sagte sie verletzt. „Sie sind wohl auch der Ansicht, wie so viele Männer der Jetztzeit, daß sowohl die Romantik wie die Religion veralteter Kram sei."

„Ich? Nein! Warum glauben Sie das? . . . Im Gegentheil, ich

habe den größten — Respect vor dem Religiösen im Allgemeinen, wenn ich auch nicht selbst — . . . Und ich halte sogar sehr viel von der Romantik — in der Poesie — freilich glaube ich, daß man im Leben sich nicht zu viel Romantik wünschen darf, sie greift gar zu störend in dasselbe."

„Ach, störend! . . . Was nützt es denn, wenn Alles so ordentlich ist, wie in einem frisch gerechten Garten, in dem man kaum auf den Wegen gehen darf, geschweige denn auf den Grasplätzen. Wenn alle Romantik aus dem Leben verbannt wird und auch kein zukünftiges Leben existiren soll, dann kann man ja eben so gut hingehen und sich morgen aufhängen."

„Morgen, morgen, nur nicht heute —"

Antonie lachte, dazu bereit, dies Gespräch, in dem sie sich schon zu weit gewagt zu haben fürchtete, in Scherz übergehen zu lassen. Auch Wilhelm war nicht besonders geneigt, es fortzusetzen. Er ärgerte sich darüber, daß er sich so spießbürgerlich vernünftig ausgesprochen hatte.

Deshalb war es ihm auch nicht unangenehm, als die Rückkehr der Familie sie von der Schwierigkeit, einen Uebergang zu einem neuen Thema zu finden, befreite.

Wilhelm wurde mit der überströmenden Gastfreundschaft willkommen geheißen, welche in einer kleinen Stadt wohlfeil ist, in der man sich so ziemlich langweilt. Sie hatten in der Zeitung gelesen, daß er im „Weinhause" abgestiegen war, und fast zu fürchten angefangen, daß er sie ganz vergessen habe. Auch warum er Naestved besucht, war ihnen kein Geheimniß, denn sie hatten mit einem Adjuncten von Herlufsholm gesprochen. Aber Wilhelm mußte bald ihre Hoffnung auf eine angenehme Vergrößerung der intelligenten Gesellschaft Naestveds zu Nichte machen.

Fräulein Storch konnte sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als das Waldkloster Herlufsholm an den Ufern des Süßbachs. Antonie fand im Gegentheil es höchst begreiflich, daß man sich nicht dort begraben möchte, so lange man in Kopenhagen sich durchzuhelfen im Stande wäre. Dort wohne ja auch seine Verlobte, und er könne sich doch nicht auf das Lehrergehalt von Herlufsholm hin verheirathen.

Ja, mein Gott, richtig, er wäre ja verlobt, das hätten sie natürlich auch gehört! Die Frau zeigte sich sehr eifrig, etwas von seiner Braut zu erfahren, aber Wilhelm war jetzt weniger mittheilsam, und gab nur die nothdürftigsten Antworten.

„Wie geht es denn mit Deinem Kopfschmerze, Tony?" fragte Fräulein Storch.

„Der ist ganz vorüber. Und er war doch zu etwas gut; denn wenn ich nicht zu Hause geblieben wäre, würde Herr Herz auch wieder fortgegangen sein."

„Du solltest doch Eisenpillen nehmen," sagte der Doctor, der schon in Schlafrock und Pantoffel geschlüpft war; „zu dünnes Blut und zu schwache Nerven, das ist das ganze Elend. Geht es nicht Ihrer Braut

auch so, Herr Herz? Nun, natürlich. Nein, da solltet ihr Muttern gesehen haben, als sie ein junges Mädchen war! Ein Prachterexemplar! — Meiner Seel, nicht mehr nervös, als ein junges Eichenbäumchen . . . aber jetzt müssen ja alle Frauenzimmer Nerven haben . . . die dümmste Mode, die der liebe Herrgott erschaffen hat."

„Aber mein Gott, Vater, mußt Du denn immer wieder das alte Lied leiern!"

„Bleiben Sie den Sonntag noch hier in Naestved?" fragte Frau Storch.

„Nein, ich reise morgen mit dem Nachmittagszuge," antwortete Wilhelm, seinen letzten Entschluß, den Morgenzug zu benutzen, vergessend.

„Das ist schade; wir wollen Sonntag eine Tour nach Gaunö und Lönnede machen, und ich hoffte schon, daß wir Sie mitbekommen könnten... Aber jedenfalls müssen Sie morgen bei uns zu Mittag essen. Heute Abend ist so wie so nicht viel mehr anzufangen. Die Uhr ist bald neun, und um halb zehn ist die ganze Familie schläfrig, wir sind altmodische Leute, wissen Sie."

Als Wilhelm nach Hause gekommen war, und seine Brusttasche herausnahm, fiel ihm der Brief an Marie in die Hände, welchen er vergessen hatte, in den Postkasten zu werfen. Es war ja dadurch nichts versäumt. Jetzt wollte er doch die Gelegenheit benutzen, eine vergessene Bemerkung hinzuzufügen und ein paar Zeilen darüber, wie er den Nachmittag zugebracht: dann würde der Brief auch fast vier Seiten lang sein, das gewöhnliche Maß, welches seine Feder diesmal nicht erreicht hatte.

Als er aber den Brief durchlas, gefiel er ihm nicht. Er fand ihn trocken, er war nicht mit der stürmischen Sehnsucht nach dem Wiedersehen auf das Papier hingeworfen, welche einen jungen Mann inspiriren muß, wenn er an seine ferne Geliebte schreibt.

Er hatte keine Lust, diesen Brief abzuschicken. Andrerseits war es ihm aber ganz unmöglich, einen besseren zu schreiben; denn obgleich die Uhr von St. Peter eben erst halb elf schlug, war er doch so schläfrig, als sei er von dem Storch'schen Hause angesteckt worden.

Aber eigentlich war ein Brief ja auch gar nicht nöthig; er kam ja selbst, und konnte direct nach seiner Ankunft mit dem Abendzuge zu ihr hinausgehen! Und wenn er sich's überlegte, war es sogar ganz gut, sich nicht gebunden zu haben: vielleicht bekam er Lust, den Abend hier zu bleiben, da er ja doch mit dem Sonntag-Frühzuge zeitig genug anlangte.

Er zerriß den Brief und fing an sich auszukleiden.

IV.

Als Wilhelm am nächsten Morgen den Fußweg am Gartenzaun der Storch'schen Villa entlang ging, sah er Antonie in einer Laube am Wege sitzen und lesen.

Sie hatte ein hellrothes Morgenkleid an, dessen zarte Farbe den dünnen Stoff noch leichter machte, und unter dessen nachlässigen, ein wenig zerknitterten Falten die jugendlichen Formen ihres schlanken Leibes wie durch einen Schleier mit jener rührenden Anmuth des kaum Entwickelten hindurch zu schimmern schienen. In diesem Kleide gefiel sie ihm noch besser als gestern: sie kam ihm so ganz und gar vor wie ein Wesen, das eben zum Bewußtsein erwacht, dessen Gedanken und Gefühle sich noch nicht der vorgeschriebenen Modetoilette des Lebens unterworfen haben.

Gerade vor ihm wiegte sich auf langem Stengel eine blaßrothe Mohnblume. Ihre feinen Blätter legten sich halbgeöffnet, noch faltig von dem engen Lager, um einen Thautropfen herum, der in ihrem Kelche zitterte . . . Ihm dünkte, daß sie dem Mädchen ähnelte, und er pflückte sie.

Antonie ließ das Buch auf den Schooß sinken und lachte laut auf, indem sie sich zurückbog und den Knoten ihres Haares in das Grün der Gaisblattlaube drückte. Als sie darauf ein wenig nach der Seite blickte, entdeckte sie Wilhelm und stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus.

„Guten Morgen, Herr Herz. Das ist aber nicht nett, so dazustehen und Jemand zu beobachten!"

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich war eben noch unentschlossen, ob ich eintreten und Sie in Ihrer poetischen Morgenandacht stören sollte . . . Nun, es scheint wenigstens eine weltliche Lectüre zu sein."

„Ziemlich weltlich . . . Die ‚Kinder der Welt' von Paul Heyse."

„So? Gehört er zu Ihren Lieblingsdichtern?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob er noch einmal dazu gehören wird; denn ich habe ihn erst hier angefangen zu lesen."

„Aber Sie besitzen ihn ja doch auch zu Hause. Er steht in Ihrem Bücherschrank, ich erinnere mich dessen von alten Ferienzeiten her, als ich zu ihm Zuflucht nahm."

„Ja . . . a — dort ist er aber verbotene Frucht . . . Vater sagt, das sei noch nichts für mich."

„Und Sie sind eine gehorsame Tochter, wie ich sehe!"

Antonie zuckte mit den Schultern und machte ein trotziges Gesicht:

„Die Eltern glauben auch immer, daß man noch so ein reines Kind sei, das von nichts in der Welt einen Begriff hat . . . und das bin ich doch wirklich nicht mehr!"

Als sie in demselben Augenblick Wilhelm ansah, wurde sie ein wenig verlegen über dieses Zwischending von einem Bekenntnisse und einem Monologe und fügte lächelnd hinzu:

„Ja, darüber können Sie freilich schwerlich eine Meinung haben."

„O doch! Bei wem die Lust zum Fliegen erwacht ist, der ist eben schon ein Vogel."

Antonie lachte. Sie machte eine kleine Flügelbewegung mit den Armen und sang: „Wenn ich ein Vöglein wär'."

Dann wurde sie plötzlich wieder ernst.

„Aber es ist freilich Vieles hier darin, was ich nicht verstehe,“ fuhr sie fort, indem sie auf das Buch zeigte. „Es ist so philosophisch . . . und ich habe gar nichts derartiges im Institut gelernt — natürlich, davor nehmen sie sich dort wohl in Acht . . . Hören Sie, Sie könnten mir das erklären, Sie sind ja Philosoph.“

„Ich? Nein. Das ist zu viel Ehre.“

„Auf Ihrer Visitenkarte steht doch, daß Sie Doctor philosophiae sind.“

„Das ist nicht so zu verstehen. Ich habe über ein geschichtliches Thema disputirt.“

„So? . . . Ja, aber Sie wissen das gewiß alles, davon bin ich überzeugt . . . Dr. Storch kann ich nicht fragen, das nützt mir nichts; denn er antwortet immer, das sei erst nach seiner Zeit aufgekommen . . . Und zu Hause bin ich von allem Derartigem ganz ausgeschlossen . . Von den Herren, die bei uns verkehren, sowohl den älteren als den jüngeren, von denen sind nicht viel Aufschlüsse zu bekommen; es fällt ihnen überhaupt gar nicht ein, daß man mit mir über solche ernste Dinge sprechen könne . . . Uebrigens haben sie kein anderes Urtheil über alles Moderne. als daß es unreligiös, unmoralisch und lächerlich sei. Doch ich merke sehr gut, daß sie es eigentlich gar nicht kennen . . . Es wäre sehr schön, wenn Sie mir etwas darüber erzählen wollten. Aber es ist ja wahr, Sie reisen schon heute Nachmittag und müssen jetzt wohl weiter? Gehen Sie nach Herlufsholm?“

„Ja wohl, aber es hat keine Eile! . . . Was wollen Sie denn eigentlich wissen?“

„O, viel . . . z. B. was diese Neuerer, der Fortschritt, diese . . . Freigeister — nennt man sie nicht so? — was sie eigentlich wollen?“

„Hm, ja wie meinen Sie das? Meinen Sie in der Politik?“

„Nein, Gott bewahre, was geht mich die Politik an! Nein, was sie über Natur und Menschen denken, über Leben und Tod und — ja was sie wollen, was sie bezwecken?“

„Nun, erstens giebt es unter denselben wohl ebenso viel verschiedene Zwecke, als es Menschen giebt.“

„Aber es muß doch etwas vorhanden sein, was die Meisten wollen.“

„Die Meisten wollen wohl hier wie überall nichts anderes als überhaupt dabei sein.“

„Dann will ich wissen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an.“

„Ah, jetzt ist die Aufgabe bedeutend mehr begrenzt! Aber trotzdem bleibt es immer noch eine ziemlich verwickelte Frage, die nicht leicht schon so am frühen Morgen zu beantworten ist.“

„Ich merke wohl,“ sagte sie verletzt, indem sie sich wegwendete, „daß

Sie mich für ein Gänschen ansehen, mit dem man nicht ernsthaft sprechen könne."

„O, wie können Sie so etwas denken?" rief er mit der ganzen Entrüstung eines unschuldig Angeklagten. Und so gut er es unvorbereitet vermochte, versuchte er ihr eine Erklärung des Monismus, der Entwicklungslehre nach modern-wissenschaflicher Aanschauung zu geben, von welcher er freilich selbst fühlte, daß sie ziemlich mangelhaft sei. Und es schien auch nicht, als ob Antonie dieselbe besonders interessant fände; denn als sie einige Minuten zugehört hatte, rief sie plötzlich:

„Aber was haben Sie denn da gethan, Herr Herz? Sie haben ja meine Mohnblume gepflückt!"

„Ach, gehörte Sie Ihnen? Das wußte ich nicht."

„Ja allerdings; ich hätte sie schon längst pflücken können. . . . Ich habe mich schon vor ein paar Stunden über sie gefreut, als sie gerade eben die Hülle gesprengt hatte . . . Aber ich brachte es nicht über's Herz, sie zu brechen; dann ist es doch so schnell vorbei mit ihr, und sie hätte ja noch viele Tage die Menschen erfreuen können . . . Auch kommt es mir immer vor, als ob so eine Blume lebte und fühlte und den Sonnenschein und Thau genösse — und warum sollte man sie da nicht stehen lassen?"

„Es thut mir wirklich leid. Darf ich sie Ihnen geben? Sie wird Ihnen gut stehen."

„Nein; da ich sie als mein Eigenthum betrachte, will ich sie lieber Ihnen schenken . . . Aber jetzt müssen Sie weiter, nach Herlufsholm, sonst raube ich Ihnen Ihre ganze Zeit . . . Freilich wird es ja doch nutzlos sein; denn ich bin sicher, daß Sie die Stelle nicht annehmen."

„Ich auch — aber der Ordnung halber — Adieu!"

„Adieu, wir sehen uns ja zu Mittag wieder."

„Es ist doch wunderlich mit diesem Mädchen", dachte Wilhelm, während er schnell den Weg nach dem Stadtparke ging. Wie sie mich immer und immer wieder an Harriet erinnert, bald durch ihre Aehnlichkeit, bald durch ihre Verschiedenheit! . . . Als sie sagte, ‚ich will wissen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an' — das war ganz und gar Harriet . . . Sie ist nicht so schön und wird es auch nicht . . . Aber sie scheint eine reichhaltigere Natur zu sein . . . Ist sie begabter? . . . Sie ist lebhafter . . . Doch ihr fehlt die Ruhe und Sicherheit, jene stille Größe, die man so zeitig bei der Schwester fand . . . Auf alle Fälle ist sie nicht nur eben erwacht . . . sondern sie ist wach — ganz wach!"

V.

„Aber können Sie denn wirklich nicht hier bleiben und uns morgen bei der Landpartie Gesellschaft leisten?" fragte Frau Storch nach Tische, „Sonntags haben Sie doch wohl keinen Dienst in Kopenhagen? Da Sie

jetzt einmal nach den Ferien auf's Land gekommen sind, so sollten Sie doch auch das schöne Augustwetter genießen so lange wie möglich! Am Montag könnten Sie dann mit Antonien zusammen mit dem Frühzuge zurückfahren."

„Sie sind sehr freundlich und es klingt sehr verlockend — aber nein, ich muß morgen in Kopenhagen sein."

„Die Braut wartet!" sagte Antonie neckend.

Dies Wort traf ihn an einer empfindlichen Stelle. Er fühlte sich in diesem Augenblicke gebunden, unfrei, und ärgerte sich darüber.

„Herr Herz bedenkt sich, folglich giebt er nach," sagte Fräulein Storch.

„Sie brauchen auf keinen Fall eher als morgen früh zu reisen," fuhr Frau Storch fort. „Dann können wir noch diesen Nachmittag einen schönen Spaziergang machen und Sie haben Zeit sich zu entschließen . . . Unser Gastzimmer steht ja leer, wir lassen Ihre Sachen holen — nicht wahr?"

Nach einem höflichen Sträuben ging Wilhelm auf diesen Vermittlungsvorschlag ein, welcher ihm schon deshalb gefiel, weil er selbst am vorigen Abend eine solche Möglichkeit in Betracht gezogen hatte.

Zum Kaffee kam eine Freundin von Fräulein Storch, dieselbe junge Dame, welche er am Tage vorher mit der Familie zusammen gesehen hatte. Sie mußte jetzt auch an dem Spaziergang theilnehmen, und da sie sich die ganze Zeit an Fräulein Storch hing, so konnte Wilhelm ungestört mit Antonien gehen und sich mit ihr unterhalten.

Das Gespräch hatte sich schon lange um Antoniens Familie gedreht, als Antonie es plötzlich abbrach und sagte:

„Um auf etwas anderes zu kommen, auf etwas von heute Vormittag; — sagen Sie mir, wenn es keinen persönlichen Gott gäbe — ich meine, wenn die Menschen nicht an einen solchen glaubten, und auch nicht an Strafe und Belohnung im Jenseits — dann könnten sie ja thun und lassen was sie wollten!"

Wilhelm überraschte diese Frage; er hatte nicht gedacht, daß sie besonders auf das, was er heute Morgen gesagt, aufgepaßt hätte, und geglaubt, daß ihr Wissensdrang nur die Laune des Augenblicks gewesen. Es war aber offenbar, daß sie darüber später nachgegrübelt und diese Frage für ihn zurecht gelegt hatte.

„Nun und wenn z. B. Sie selbst thäten was Sie wollten, meinen Sie denn, daß Sie dann so viel Schlimmes thun würden?"

„Jetzt verspotten Sie mich wieder! . . . Können Sie mich nicht verstehen? Ich meine, daß dann kein Unterschied mehr zwischen gut und böse vorhanden wäre."

„Können S i e m i c h denn aber nicht verstehen? Ich meine, Sie würden nichts besonderes Böses thun, weil in ihrer Natur wahrscheinlich nicht viel Böses steckt."

„Nun, wenn man es nur nicht thut, weil es nicht in unserer Natur liegt, dann ist ja kein Verdienst dabei! Dann scheint es mir, als ob die

Guten durchaus nicht besser seien als die Schlechten — und das kann ich nicht begreifen."

„Ach," dachte Wilhelm, „jetzt sind wir wahrhaftig mitten in der Frage über Determinismus, über welche ich mir selbst niemals habe recht klar werden können . . . Das ist ja ein gefährliches Mädchen; wenn man mit ihr spricht, ist es gerade, als stünde man noch einmal vor'm philosophischen Examen!"

„Ja, wissen Sie, Fräulein, das ist wirklich eine sehr schwierige Frage, welche Sie da berührt haben, und Sie müssen einen armen Historiker nicht verachten, wenn er sie nicht so mir nichts Dir nichts beantworten kann... Sie sollten ein wissenschaftliches Werk darüber lesen, wenn sie sich für diese philosophischen Dinge interessiren."

„Ist das Philosophie?"

„Ja freilich, und überdies gehört es zu den schwierigsten Theilen derselben. Es giebt sogar große Philosophen, welche meinen, daß der Menschenverstand diese Frage überhaupt nicht zu lösen vermag."

„Nun da sehen Sie, was nützen denn dann diese Grübeleien und die Wissenschaft, wenn die menschliche Vernunft das doch nicht fassen kann!" rief Antonie, froh, in ihrer Unschuld den Feind in eine Sackgasse hineingelockt zu haben.

Sie schritten durch die große Lindenallee, die nach Herlufsholm führt; auf der alten Steinbrücke blieben sie stehen und sahen den Fluß hinunter, der die dicke Buchenwand des Waldes von den schrägen Grashängen des alten Klostergartens trennte, mit seinen atlasstämmigen Birken, seinen glänzenden Pappeln und fremden Nadelbäumen. Der eingetrocknete Fluß schien sich in dem breiten Bett nicht zurecht finden zu können; nachdem er sich den nördlichen, kleinen Brückenbogen bescheiden zum Durchgang gewählt, schämte er sich plötzlich, in seiner Dürftigkeit dem stolzen Garten so nahe gekommen zu sein und zog sich wieder durch Schlamm und Geröll quer nach dem Walde hinüber, dessen braunes Laub seine Schatten verhüllend über ihn legte und ihm hier und da ein paar im Sonnenlicht goldig=roth leuchtende Blätterdukaten zuwarf. Selbst mitten in dem schmalen Flußlaufe zogen sich noch lange Sandbänke hin, um die das Wasser sich herumschlängelte oder über welche es wie ein dünner Firniß halb hinüberglitt. Diese Stellen sahen recht traurig aus, wie Flecken auf der lasurblauen Haut der Najade.

„Ich erinnere mich nicht, jemals so wenig Wasser im Flusse gesehen zu haben," sagte Wilhelm.

„In ein paar Wochen wird Hochwasser sein."

„Sind Sie eine zuverlässige Prophetin?"

„Vergessen Sie nicht, daß ich eine Eingeborene des Landes bin."

„O, gerade das vergesse ich nicht so leicht!"

„Wissen Sie, wozu ich eine fast unwiderstehliche Lust bekomme, wenn ich so in das fließende Wasser hinunter sehe?"

„Hinunter zu — spucken?"

„Ach, wie haben Sie das errathen können?"

„Ihre Schwester besaß genau dieselbe Schwäche, und gerade hier hat sie mir das einmal unter vielem Gelächter vertraut — sie lacht ganz wie Sie jetzt lachen."

„Sollte das vielleicht eine erbliche Neigung sein? Dr. Storch spricht so viel davon, daß dies und jenes erblich sei, was ich aber wieder nicht begreifen kann."

„Gehört das nicht unter die Dinge, die nach seiner Zeit erst aufgekommen sind? Das ist doch merkwürdig . . . Man beschäftigt sich doch erst in neuerer Zeit so viel mit der Erblichkeit . . . es ist auch eine Modesache."

Er sagte dies eigentlich nur, um nicht gleich wieder in tiefsinnige Untersuchungen hineinzugerathen. Zwar langweilten ihn diese Gespräche durchaus nicht; im Gegentheil, es lag etwas eigenthümlich Reizvolles darin, die ernsten Schatten der schweren Gewitter des Menschengedankens über diese glatte Stirn hinziehen zu sehen, die gleich wieder in der hellsten Frühlingssonne strahlte; zu sehen, wie diese zarten, jungfräulichen Finger spielend an dem großen gordischen Knoten nestelten, zu dessen Lösung das Cherubschwert der Kirche sich keinen besseren Rath wußte als das Durchhauen. Er fühlte sich geschmeichelt durch das naive Zutrauen, mit welchem dieser junge Wissensdrang bei ihm Aufschluß suchte. Aber dann war es wieder um so demüthigender für ihn, sich selbst gestehen zu müssen, daß er nicht im Stande sei, ihr zu helfen; noch demüthigender, es ihr gestehen zu müssen!

Ihr Zwiegespräch nahm übrigens bald ein Ende. Antonie schloß sich den Freundinnen an; Wilhelm unterhielt sich zuerst mit Fräulein Storch über seinen verstorbenen Vater, mit welchem er sie zum ersten Male besucht hatte; und endlich plauderte die ganze Gesellschaft lustig durcheinander über nichts, während man zwischen den mächtigen grauen Buchenstämmen des „Kuhgartens"*) dahinging.

Man nahm Platz auf einem Aussichtspunkte, von dem man einen freien Blick nach Westen über das Land hatte. Wilhelm stand abseits allein und schaute nach der überhängenden Laubdecke des „Steinwaldes"**), über deren bläulichem Schimmer sich ein durchsichtiger Schleier von Abendroth zu legen begann. Lautlos sprach er im Geiste die Verse Christian Winters vor sich hin:

*) Wald um Herlufsholm.
**) Gleichfalls.

„Wo Fensmark[1]) erhebt sein Gotteszelt
Mit dem rothem Thurme zum Himmel,
Und lächelt hinüber nach Gisselfeld[2])
Und des Städtchens frohem Gewimmel;

„Und hinunter nach dem torfigen Moor,
Nach Broxö[3]) am waldigen Hange — —“

Dort lagen sie hinter dem Steinwald, all' diese Orte, welche der Dichter zu den klassischen Stellen Seelands gemacht und welche die Strahlen seiner jungen Liebe vergoldet haben! . . . In Rom war Wilhelm an einem heißen Sirokko=Tage nahe daran gewesen zu weinen, als er im skandinavischen Verein diese Verse aufgeschlagen . . . Und als er durch Norddeutschland reiste, hatten die endlosen Birkenreihen der Chaussee ihn an die Birkenallee von Haesede[4]) nach Gisselfeld erinnert, und er war plötzlich so stumm geworden, daß sein Nachbar, der dicke Bremer Kaufmann, nicht eine einzige vernünftige Antwort mehr von ihm hatte bekommen können . . . Und der Moor . . . o, wie oft hatte er nicht mit Harriet zusammen über seine wunderliche Fläche hinausgeschaut! Schattenlos, sonnengebadet, von duftigblauen Waldessäumen umgrenzt, hatte er sich vor ihnen um das alte Holmegaard[5]) mit seinen Fachwerksbauten und binsengefüllten Burggraben gebreitet — oder er hatte bäuerlich finster dagelegen, Nebelstreifen in seinem Birken= und Erlengebüsch, über ihm ziehende Wolken, welche den Rauch der thurmhohen Glashüttenschornsteine mit sich fortführten . . . Auch auf Broxö war er mit ihr zu Besuch gewesen; er erinnerte sich noch einer alten Dame, die für Harriet sehr eingenommen war. Eine liebenswürdige feine alte Dame! Viele Jahre lang hatte er nicht an sie gedacht — wo sie wohl jetzt sein mochte? — Gewiß war sie todt, es war schon lange her . . . Es war Zeit genug seit jenen Tagen gewesen zum Sterben für den, dem vom Schicksal das Loos der Ruhe zugefallen — Zeit genug, sich unsterblich zu machen für den, der dazu die Kräfte gehabt — Zeit genug zu Allem — nur nicht zum Vergessen!

„Woran denken Sie, Herr Hertz?“ fragte Antonie, welche sich ihm genähert, ohne daß er es bemerkt hatte. — „Ueberlegen Sie, ob Sie bleiben wollen und die Partie mitmachen?“

Und als er nicht gleich antwortete, fügte sie hinzu:

„Ich hätte noch über Vieles gern mit Ihnen gesprochen.“

Sie erröthete leicht bei diesen Worten, weil sie fühlte, daß sie vielleicht zu entgegenkommend gewesen sei. — Aber er war ja ein Bräutigam!

„Dann bleibe ich,“ antwortete Wilhelm.

---

1) Geburtsort Christian Winters, des klassischen dänischen Lyrikers.
2) Gut, welches dem Grafen Moltke gehört.
3) Ein Gut.
4) Ein Wald.
5) Rittergut.

Es war ihm in dem Augenblicke ganz unmöglich, der Aufforderung zu widerstehen. Ihm war so behaglich zu Muthe gewesen diesen ganzen Nachmittag, an dem er mit der Schwester seiner einstigen Geliebten nach den Orten seiner ersten Liebe wanderte; eine so wunderbare Stimmung war über ihn gekommen, eine Stimmung, von der so schwer sich loszureißen, die so leicht, so verlockend war, zu erneuern! Gaunö und Lönnede, welchen die morgige Partie galt, gehörten auch zu den verzauberten Plätzen, welche ihn auf einmal mit so geheimnißvoller Sehnsucht anzogen. Als er mit Antonien die alten Stellen wieder betreten, war es ihm gewesen, als ob auf ihnen eine neue Zeit für ihn auflebte, als ob er noch ein blutjunger Bursch wäre, dessen Schritten jeder Weg, dessen Herz allen Träumen offen stünde . . . Was lag denn eigentlich so viel daran, ob er morgen komme oder nicht? Ein Geburtstag war doch schließlich wie jeder andere Tag und kehrte alle Jahre wieder — wann aber kam der morgige Tag für ihn wieder? . . . Ehe er sich unter das beständig-schwere Joch des Alltagslebens beugte; ehe er — o, wenn es doch bald geschähe! — in die Fesseln der Ehe geschlagen würde, — Rosenfesseln, liebe Fesseln, aber Fesseln! — vorher müßte es ihm doch erlaubt sein, noch einmal seine Freiheit und seine Jugend zu umarmen und ihnen ein Lebewohl zu sagen — nur ein Lebewohl!

VI.

Als Wilhelm am Abend auf seinem Gastzimmer an Marie schreiben wollte, fing er schon an, sein Versprechen zu bereuen. Es kam ihm nicht mehr so gleichgültig vor, ob er an ihrem Geburtstage bei ihr sei oder nicht; wie bestimmt mußte sie ihn nicht erwarten, besonders da er nichts hatte von sich hören lassen! . . . Er stellte sich vor, wie sie morgens mit den Vorbereitungen zur Landpartie beschäftigt sein und dann diesen Brief empfangen werde, welcher ihr alle Lust zu dem Vergnügen nehmen und den Tag, auf welchen sie sich so gefreut hatte, doppelt leer machen würde.

Und nun erst der Brief! . . .

Was in aller Welt sollte er schreiben! Den wirklichen Grund konnte er doch nicht angeben, so unschuldig er auch sein mochte. Er mußte sich mit einer kleinen Nothlüge helfen, das war schon an und für sich bedenklich . . . . und dann die Schwierigkeit, einen Vorwand zu finden! Er entschloß sich endlich, zu sagen, daß er vergeblich versucht, den Adjunkten zu sprechen, daß er keinen endgiltigen Entschluß fassen dürfe, ehe er hinreichende Erkundigungen eingezogen hätte, und daß er sich deshalb genöthigt sehe, noch den Sonntag in Naestved zu bleiben.

Als er aber den Brief durchlas, fand er, daß er ihn nicht so abschicken könne. Es kam ihm vor, als ob die Falschheit dieser Entschuldigungsgründe zwischen den Zeilen zu lesen sei. Es war Alles so breit auseinandergesetzt, als ob es darauf ankäme, zu überzeugen; er war so

schwerfällig und steif wie ein Geschäftsbrief, dieser Geburtstagsbrief, und vor lauter ängstlichem Verstand war kaum ein Stückchen Herz hineingekommen. Und einen besseren zu schreiben, einen derjenigen Briefe, die fast ebenso willkommen sind, wie ihre Absender — unmöglich!

Wäre er noch im Hôtel gewesen, er hätte die ganze Sache aufgegeben. Mit dem Morgenzuge wäre er in die Arme seiner Braut geeilt und hätte sich bei Storchs mittelst einer Postkarte entschuldigt.

Eine Postkarte, das war eine Idee! Die offene Karte überhebt der Herzlichkeit wie der Ausführlichkeit. Ein paar Sätze in einem scherzenden Lapidarstil, und er war Herr der Situation! Aber selbst diese wenigen Zeilen konnte er nicht zu Wege bringen, so verdummt war er schon von den geschraubten Wendungen seines Briefes. Nun, das Beste wird sein, es zu beschlafen — mit einem morgenfrischen Gehirn muß es gelingen.

Als die sorgfältig gestellte Weckeruhr am Sonntag Morgen ihr Gewicht mit furchtbarem Lärm herunterfallen ließ, sprang Wilhelm schnell aus dem Bett. Während des Anziehens überlegte er, schrieb eine Postkarte ziemlich voll und — zerriß sie wieder. Er hatte nur noch eine übrig. Einen Augenblick dachte er daran, doch lieber noch Storchs eine Entschuldigung zu schicken, und mit seiner Tasche nach dem Bahnhofe zu gehen. Aber das wäre doch zu dumm gewesen!

Endlich bekam er vier Zeilen mit großen Buchstaben zu Stande, und mit diesem bescheidenen Resultate seiner epistolaren Thätigkeit begab er sich auf den Weg nach der Station.

Waren aber seine productiven Kräfte noch nicht erwacht, so war doch sein Urtheil ein krittlicher, verdrießlicher Frühaufsteher. Selbst an eine Postkarte konnte man doch größere Forderungen stellen! Allein es gab keinen Ausweg mehr — niedergeschlagen ging er das letzte Stück der Straße an den Geleisen entlang.

Es war ein schöner Morgen; lose, ziehende Wolken am Himmel; ein frischer Wind trug auf seiner munteren Flucht all' das Geräusch frühe Thätigkeit mit sich: Rollen und Rufen vom Güterschuppen, Hufschläge und Rasseln von Wagen, die nach dem Bahnhofe fuhren, Rauschen von Windmühlenflügeln, Pfeifen und Dampfstöhnen vom Zuge hinter dem Hügel. Aber durch alle diese Laute zog sich ein langer, summender Tonr steigend und fallend wie die geschwungenen Drähte, welche die Luft durchschnitten.

Das war es — der Telegraph!

Im Telegramm sind alle Forderungen aufgehoben; da handelt es sich nur darum, die kürzesten Worte zu finden, und dann liegt etwas Außergewöhnliches, Feierliches in so einem Telegramm — so recht passend für einen Geburtstag! . . . Es wirkt zwar erschreckend: „Sollte ein Unglück passirt sein?“ — Mit zitternden Händen wird es geöffnet: „Nein, Gott, sei gelobt, er kann nur heute nicht kommen.“ — Milde Resignation,

wohlthuend nach der Spannung! Und dabei hat man noch Zeit gewonnen, sich auszudenken, was man sagen könne, welche Vorwände, welche Phrasen.

Er betrat das Büreau mit dem erhabenen Bewußtsein, endlich wie ein praktischer Mann zu handeln, und zugleich mit einem feierlichen Gefühle, etwas Außerordentliches zu thun; denn in seinem ganzen Leben hatte ihn das Geschick erst ein einziges Mal zu telegraphiren veranlaßt — vor einigen Jahren, als er seinen seligen Eltern mittheilte, daß er das Kandidatenexamen cum laude bestanden.

Hm! hm! hm! räusperte er sich, um die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich zu lenken, welcher hinter seinem Verschlag fleißig mit der Morgenpfeife und dem Naestveder Tageblatt beschäftigt war. — „Kann ich ein Tele —"

„Was können Sie?" fuhr der Beamte mit mürrischem Gesichte auf eine ungeheure Dampfwolke von sich blasend.

„Guten Morgen! Ich möchte gern telegraphiren."

„Na, bitte . . . dort liegen ja die Formulare."

„Ach, es ist ja wahr." Es dauerte einige Zeit, ehe Wilhelm sich darin zurecht fand, wie das Formular ausgefüllt werden mußte; dann schrieb er: „Unvorhergesehene Hindernisse. Unmöglich zu kommen. Morgen. Tausend Glückwünsche. Dein getreuer Wilhelm."

„Muß die Adresse auch bezahlt werden?" fragte er, als der Telegraphist zu zählen anfing.

„Ja, glauben Sie vielleicht, daß sie sich selbst bezahlt?" brummte der Beamte, verdrießlich sowohl an und für sich wie Jeder am frühen Morgen, wie ärgerlich über die Unwissenheit der Leute . . . Als er aber fühlte, daß er dem Armen doch vielleicht zu hart begegnet sei, machte er Wilhelm wohlwollend darauf aufmerksam, daß er den halben Preis sparen könne, wenn er ein Wort weglasse.

Wilhelm sah das Telegramm durch. Nun, „getreuer" war ja im Grunde genommen ganz überflüssig; das gehörte nicht in den Depeschenstil — etwas so Selbstverständliches! Aber jetzt stand es einmal da, und er war freigebiger Laune.

„Ach, das thut nichts," antwortete er, schob das Papier durch das kleine Fenster zurück und bezahlte.

Die glückliche Vollendung dieses Morgengeschäftes versetzte ihn in die heiterste Gemüthsstimmung. Alle Dinge zeigten ihm ihre beste Seite. Der Obelisk auf dem Marktplatze mit dem Medaillon Friedrich VII, welcher ihn sonst gewöhnlich ärgerte als eine Verherrlichung des Gebers der demokratischen Verfassung, erschien ihm plötzlich wie ein schönes Symbol des treuen Royalismus des Volkes . . . Er labte förmlich seinen Blick an den munteren Sonnenblitzen, die am Säbel im Arme des Dragoners funkelten, welcher, vor der Hauptwache hin und her marschirend, durch das Trampeln seiner dicken Sohlen das Echo des Marktes erweckte. Als er

einen anderen Dragoner sich gähnend aus dem geöffneten Arrestfenster hinauslehnen sah, jauchzte seine Freiheitsfreude doppelt auf, voll Sehnsucht danach, sich ganz dem Genusse des Tages hinzugeben, der jetzt sein eigen war.

Er ging in eine Rasirbude hinein, deren kleine, sonnige Stube voll war von eingeseiften Naestvedern, die an der Nase gefaßt wurden, zeitungslesenden und rauchenden Naestvedern und Naestvedern, die sich wuschen. Die letzte Stadtneuigkeit circulirte. Der Arrestant auf der Hauptwache hatte lange Zeit seine Kameraden im Spiel betrogen — man stritt sich darum, ob um hundert oder tausend Kronen. Er wäre aus guter Familie Einige meinten sogar aus vornehmer.

„Sie haben alte Bekannte hier wieder getroffen, Herr Doctor?“ sagte der Barbier, indem er das Messer über die Wange Wilhelms gleiten ließ.

„Wie?“

„Ich sah Sie gestern Nachmittag mit Fräulein Schultz spazieren gehen.“

Ein Ladendiener, welcher sich duschte, blickte über seine Schulter hinweg, um zu sehen, wer das wäre, der die Tochter des vornehmen Rittmeisters bekommen sollte.

„Erinnern Sie sich wirklich noch daran, daß ich beim Rittmeister Schultz gewohnt habe?“

„Das will ich meinen ... Schmerzt das Messer? ... Ja, ja, ich habe Sie damals manches liebe Mal rasirt ... 's ist lange her; er muß doch jetzt wohl Oberst sein ... Am ersten Tage habe ich Sie mit der Frage beleidigt, ob Ihr Schnurrbart stehen bleiben solle ... Haha! Jetzt ist er schmuck, weiß Gott! ... ein wunderschön geformter Schnurrbart.“

VII.

Antonie saß, als Wilhelm zurückkehrte, allein am Theetisch in ihrem hellrothen Morgenkleide. Sie stand auf und schenkte ihm den Thee ein. Der Doctor war schon zu seinen Patienten gefahren. Frau und Fräulein Storch hatten sich noch nicht gezeigt.

Wilhelm vermißte sie nicht.

Eine zarte, bedienende weibliche Hand des Morgens giebt dem ganzen Tag seine Weihe. Der Morgenthee bekommt für den Junggesellen einen eigenen aromatischen Duft, wenn er ihn ausnahmeweise einmal in der Gesellschaft einer jungen Dame genießt. Diese Mahlzeit des Tages, welche für ihn sonst stets die absolut einsame ist, die der Morgenverdrießlichkeit, dem Schlafrocke und der Morgenzeitung trübselig geweihte, strahlt ihm plötzlich im Festesglanz des eigenen Heims, soweit seine Unerfahrenheit sich ein solches vorzustellen vermag. Wilhelm hatte diesen Genuß nicht wieder gekostet, seitdem er seine Sommerferien in dem Schultz'schen Hause zugebracht, wo er gewöhnlich den Thee allein mit Harriet getrunken. Er

war immer sehr zeitig aufgestanden — meistens hatte er schon einen Spaziergang nach Herlufsholm gemacht und sich erfrischt von Thau und Vogelgesang an den Tisch gesetzt, mit jener angenehmen Müdigkeit, die man nach so früher Bewegung im Freien empfindet — ganz so wie jetzt.

Es war ihm, als ob die Stimmung extra für ihn da an diesen Theetisch hingesetzt worden sei und auf ihn warte, die Stimmung, die bis zum Rausche zu genießen er erpicht war — gleichwie man in einer berühmten Weingegend nicht genug von dem köstlichen Traubensafte trinken kann, dem unnachahmbaren Producte des Ortes. Sehr oft bekommt der Fremde eine geringere Sorte, weil die gute versendet wird. Wilhelm benahm sich wie ein Kenner, dem dieser Umstand sehr wohl bekannt ist, der sich aber einmal vorgenommen hat, den Wein an Ort und Stelle zu trinken, sich bei der richtigen Etikette beruhigt und seiner erinnernden Einbildungskraft dem Tranke, den er vor sich hat, den unvergleichlichen Duft hinzusetzen läßt — bis ein seliger Rausch den Unterschied zwischen Selbstbetrug und Wirklichkeit ausgleicht.

„Ist Ihr Vater noch immer solch ein passionirter Schachspieler?" fragte Wilhelm.

„Freilich."

„Und citirt er noch immer den merkwürdigen Fall aus dem berühmten Springergambit zwischen Anderssen und Heydebrandt von der Lasa?"

Antonie blickte über die Tasse hinweg, da ihr die Frage ein wenig ironisch vorkam. Aber Wilhelm sah so gutmüthig schalkhaft aus, daß ihre kindliche Pietät sich nicht verletzt fühlen konnte, und lachend antwortete sie:

„Ja, von der Art kann Vater Vieles anführen, er treibt es wirklich, als wäre es eine Wissenschaft .... In seinem Zimmer steht immer ein Schachspiel, an das man nicht rühren darf. Es ist mir und Harriet ein Dorn im Auge, weil es so staubig ist und wir es nicht abwischen dürfen."

„Haben Sie das Spiel nicht gelernt, um Ihrem Vater Gesellschaft leisten zu können?"

„Ich? nein, dazu bin ich zu dumm .... Harriet aber versteht es .... Sie spielen auch, nicht wahr? ... Ja, ich erinnere mich, Sie spielten damals mit Vater. Wenn ich kam und gute Nacht sagen wollte, saßen Sie gemüthlich am Schachbrett und Harriet sah zu. Vater hatte kaum Zeit, mich zu bemerken und schielte nach den Figuren, während er mich küßte .... o, wie langweilig das aussah!"

„Aber das Cello langweilt Sie wohl nicht?"

„Nein, Vater spielt wenigstens eine halbe Stunde jeden Tag ... er spielt sehr schön ... Und dann haben wir Quartettabende ... Vater kennt von alter Zeit her mehrere Musiker, und sie kommen alle vierzehn Tage, wenn nicht eine Oper oder ein Concert sie verhindert, und spielen dann drei Quartette ... Es ist herrlich, wie Sie sich denken können, solch einen Genuß in seiner eigenen Stube zu haben statt im Concertsaal."

„Und Sie spielen wohl auch selbst?"

„Ja, Clavier ein wenig . . . Harriet spielt aber viel besser, sie spielt auch Duos mit dem Vater."

„O, spielen Sie mir etwas vor!"

„Nein, das kann ich wirklich nicht . . . und gar noch so am frühen Morgen, wie können Sie das verlangen? Nein, wir wollen lieber ein wenig spazieren gehen."

Sie schlugen den gewöhnlichen Weg ein, den Fußweg nach dem Stadtparke hinaus. Der Thau blinkte auf dem Wiesengrase, und die Sonnenstrahlen glitten glänzend über unsichtbare Spinnenfaden dahin, ein leichter blauer Morgennebel hing noch über den herbstlich-braunen Kronen des Waldes. Von den hohen Schornsteinen der Papiermühle rollte ein rußiger, wolkiger Rauch durch die blaue Luft hin und zog seine Schatten über die äußersten Spitzen der gelblichen Baumwipfel.

„Finden Sie nicht, daß Harriet sehr schön ist?" fragte Antonie plötzlich.

Sie hatten fast noch gar nicht über die Schwester gesprochen.

Gott weiß, ob die Kleine etwas von unserem Verhältnisse erfahren hat, dachte Wilhelm.

„Ihre Schwester war ein schönes junges Mädchen, als ich sie kannte . . . jetzt habe ich sie mehrere Jahre nicht gesehen."

„Auch auf der Straße nicht? . . . Nun, es ist wahr, sie ist ja lange auf dem Lande gewesen — wegen ihrer Gesundheit. Sie macht nämlich die dümmste Mode mit, wie der Doctor es nennt, Nerven zu besitzen . . . Aber jetzt sollten Sie sie sehen; jetzt ist sie gesund und strahlend, sie wird mit jedem Tage schöner!"

„Nun, wenn Sie es sagen, muß ich's wohl glauben; denn es ist ebenso selten, daß eine Dame die Schönheit ihrer Schwester, wie daß ein Poet die Verse seines Collegen lobt."

„Ach, Sie meinen, ich müsse neidisch sein . . . Nein, ich denke gar nicht daran mit Harriet zu rivalisiren, so eingebildet bin ich nicht . . . Besonders da sie ja, wie gesagt, mit jedem Jahr schöner wird, ich sie also unmöglich einholen kann," fügte sie lachend hinzu.

„Wie alt ist Ihre Schwester jetzt?"

„Vierundzwanzig Jahre."

„Vierundzwanzig Jahre, so schön und hat noch Niemanden glücklich gemacht? . . . Dann hat sie wohl eine kleine Sammlung von Körben ausgetheilt?"

„Das weiß ich nicht; von so etwas würde Harriet nie sprechen, nicht einmal mit mir."

„Und wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„O, Sie dürfen schon, besonders weil sie so einen glücklichen Tag dazu gewählt haben . . . Erst aber müssen Sie rathen!"

„Nun, vielleicht kann ich es ausrechnen ... Warten Sie, Sie müssen sein — ungefähr siebzehn Jahre.

„Genau; es ist nämlich heute mein Geburtstag.“

„Ach! Mariens auch!“

„Mariens, Ihrer Braut?“

Wilhelm nickte. Die Worte waren ihm entflohen, ohne daß er bedacht hatte, daß sie etwas verriethen, was ihn in ein sonderbares Licht stellen mußte.

„Aber warum haben Sie denn das nicht früher gesagt? — Dann hätten wir Sie ja doch nicht gequält ... Wissen Sie, daß es gar nicht hübsch von Ihnen ist, den Geburtstag Ihrer Braut zu versäumen?“

„Marie legt kein besonderes Gewicht auf so etwas Aeußerliches wie einen Geburtstag — außerdem ist sie über das Alter hinaus, in dem man sich freut ein Jahr älter geworden zu sein ... Und dann bekam ich plötzlich eine solche Lust, Gaunö wieder zu sehen. Wer weiß, wann ich wieder in diese Gegend kommen werde ... Nun, und schließlich haben Sie selbst mich ja dazu verleitet.“

„Das Letztere war wohl von ganz besonderem Einflusse?“ antwortete Antonie spottend. „Und über alledem vergessen Sie ganz, mir Glück zu wünschen ... Aber jetzt müssen wir eilen! Friederike wird schon aufgestanden sein und sich sehr wundern mich nicht zu finden. Das hat sie davon, so ein Siebenschläfer zu sein! ... Dieser Fußpfad hier ist bedeutend kürzer; kommen Sie nur, ich kenne den Weg!“

Sie bog in einen schmalen Waldpfad ein, der bald so verwachsen war, daß die Zweige der Büsche sich über ihm kreuzten. Er rief ihr zu, sie solle umkehren oder aber ihn vorausgehen lassen. Antonie jedoch, welche sich umgewendet hatte und einen Zweig zurückgebogen, stampfte in's Gras und antwortete, er möge sich beeilen, sie sei müde. Als er ganz nahe bei ihr war, ließ sie den Zweig wie vor Müdigkeit los, daß ihm die thaunassen Haselblätter in's Gesicht schlugen.

„Ich danke. Ist das der Lohn dafür, daß ich zu Ihrem Geburtstage da geblieben bin?“

„Nein, es ist ein Geburtstagsgruß von Ihrer Braut — mit den Thränen, welche sie weint, weil sie allein ist!“ rief sie lachend, indem sie sich einen Weg durch das Gebüsch bahnte.

„Da haben Sie eine schöne Morgentoilette gemacht,“ sagte er, als sie wieder in's Freie hinauskamen; „Sie sind sowohl gewaschen als auch frisirt!“

Um ihr aufgegangenes Haar hingen flatternde Schleierfäden von Spinnengewebe; ihr Morgenkleid war voller Flecken und mit Kletten übersät und hing schlaff, mit durchnäßtem Saume herab.

„Dann ist es ja wie es sein soll!“ antwortete sie, Athem schöpfend und sich den Thau von den mit ihren tiefen Grübchen lächelnden Wangen

wischend. ‚Ländliches Negligée‘, fügte sie hinzu, indem sie mit dem Fuße einen Zweig wegstieß, der sich in ihrem Unterrock verwickelt hatte, und an sich hinunter sah mit der Freude eines Kindes, das beim Anblick des verdorbenen Sonntagskleides seine muthwilligen Streiche im Geiste noch einmal durchgeht.

VIII.

„Es ist aber doch furchtbar hochmüthig . . . Wie darf man denn etwas so verwerfen, woran alle Anderen glauben . . . Ich begreife nicht, woher die Menschen den Muth dazu nehmen!“

„Besitzen Sie denn wirklich nicht den Muth, irgend eine Meinung zu haben, welche die Meisten nicht theilen?“

„Ja, die Meisten — aber solche Männer wie Paulus und Johannes — soll ich denn glauben, daß ich klüger wäre als die?“

„Warum nicht? . . . Es giebt viele Dinge, von denen wir Bescheid wissen und welche jene nicht ahnten.“

„Dann haben wir doch aber auch die eigenen Worte des Erlösers.“

„Ja — wer weiß — gerade von ihnen meinen die Kritiker, daß wir deren sehr wenige besitzen.“

„Wie dürfen sie das sagen, wenn so viele hundert Jahre lang es Alle geglaubt haben!“

„Daß es Alle geglaubt haben, kann wohl nicht entscheidend sein . . . Denken Sie nur daran, auf welchem Wege Sie selbst dazu gekommen sind, es zu glauben — und beurtheilen Sie dann ehrlich, wie viel Werthes hat.“

Dieses argumentum ad hominem setzte Antonien in Verlegenheit. Sie biß sich in die Unterlippe, neigte sich vor, schlang die Arme um die Kniee und starrte vor sich hin durch eine Dachlücke hinaus, in deren Rahmen man die äußersten Gipfel einiger Bäume erblickte, ziehende Wolken unter tiefblauem Himmel und ab und zu plötzlich erscheinende dünne Linien, von fliegenden Schwalben gezogen.

Sie saß auf der obersten Stufe der Treppe, einen schottischen Sommershawl auf dem Schooße haltend; er stand, den Ueberzieher über dem Arme, ihr zur Seite und lehnte sich über das Geländer.

In demselben Augenblicke, als er aus seinem kleinen Gastzimmer auf dem Boden hinausgetreten war, um in die Wohnstube hinunter zu gehen, wo die Familie sich zu der Landpartie versammelte, war sie aus ihrer Stube nebenan herausgekommen und hatte ihn sogleich mit einer dieser religiösen Fragen angefallen, welche sie in diesen Tagen fort und fort zu beschäftigen schienen. Reisefertig, den Fuß auf der Treppe, hatten sie sich in ein Gespräch vertieft, dessen hochehrwürdiger Inhalt einen neuen pikanten Reiz bekam durch den unpolirten Rahmen des Dachbodens.

„Nun ja, Sie können vielleicht nicht ganz Unrecht haben,“ antwortete sie endlich, „gerade das hat freilich keinen großen Werth.“ „Sehen Sie

doch," rief sie plötzlich, indem sie nach dem Dachfensterchen zeigte, „wem meinen Sie wol, daß dieses ähnelt?"

„Die Aussicht dort? Nicht, daß ich wüßte."

„Sie ähnelt ganz und gar den Vignetten in den gewöhnlichen Ausgaben der englischen Klassiker — Wissen Sie —"

„Ich habe gar zu wenig englisch gelernt, ich lese es nicht mehr."

„Dann will ich sie Ihnen nachher zeigen; ich habe heute Longfellows Werke von Harriet geschenkt bekommen. Es ist so stimmungsvoll, daß man nur die Wolken- und Baumwipfel sieht, es erregt eine so wunderbare Sehnsucht, eine Lust zum Fliegen — Erinnern Sie sich, Sie sagten gestern selbst, daß diese Lust in mir erwacht sei . . . Ach, die Poesie und freie Natur, das ist etwas besseres, als seinen armen Kopf mit Fragen zu quälen, die man ja doch nicht lösen kann . . . Bei Ihnen ist es freilich ein anderes Ding . . ."

„O, sagen Sie das nicht, ich bin noch lange nicht klar über manche dieser Fragen . . . Eben deshalb wird mir Ihre Bekanntschaft von so großem Nutzen gewesen sein, weil Ihre Worte mich anspornen werden, über das nachzudenken, was ich außerhalb meines eigentlichen Berufs aus Trägheit habe liegen lassen."

Antonie lachte.

„Dann sind Sie wahrlich der Erste, der Nutzen von meiner Gesellschaft gehabt hat . . . Aber fragt Sie Ihre Braut denn nicht auch manchmal über dergleichen Dinge?"

„Nein, darüber sprechen wir nicht . . . Sie ist ungefähr ebenso religiös, wie ich es nicht bin."

„Dann haben Sie ja aber nicht dieselbe Anschauung."

„Nein, aber was thut das, wenn keiner von uns besonderen Werth darauf legt? . . . Vielleicht hofft Marie mich zu bekehren — ich weiß wirklich nicht . . . Ich aber gebe mir jedenfalls keine Mühe, ihre Ueberzeugungen zu ändern, im Gegentheil — im Grunde genommen, scheint mir, steht es einem Weibe am besten, ein wenig religiös zu sein."

„Das will in Ihrem Munde wohl ungefähr so viel sagen, als daß man von uns nicht viel Nachdenken verlangen könne?"

„Nein, durchaus nicht . . . Ich weiß wirklich selbst kaum, warum ich es finde . . . es ist Gefühlssache — ungefähr wie die, daß ich es nicht leiden mag, wenn Damen rauchen.

„Ich habe vorgestern eine halbe Cigarette geraucht, davon bekam ich aber auch Kopfschmerzen . . . Da rollt der Wagen vor die Thür."

Antonie lief mit kleinen, schnellen Schritten die Treppe hinunter lächelnd und kopfschüttelnd folgte er ihr.

(Schluß folgt.)

Leopold I. König der Belgier.*)

Aus dem unter der Presse befindlichen III. Bande von „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“

von

Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Für mich und mein Haus sollte das alte Jahr nicht ohne einen unersetzlichen Verlust endigen, den ich seit meines Vaters Tode als einen der schwersten zu empfinden hatte.

Am 10. December 1865 starb König Leopold I. von Belgien. Es war, wie wenn sich das alte europäische Staatssystem nicht bloß in seinen Grundsätzen, sondern auch in seinen hervorragendsten Vertretern persönlich aufzulösen im Begriffe wäre.

---

*) Den zahlreichen Lesern des bedeutsamen Memoirenwerkes Herzog Ernsts ist bekannt, mit welcher Meisterschaft der fürstliche Autor, bald in scharf gezeichneten Charakterbildern, bald in geistvoll skizzirten Umrißlinien, hervorragende historische Persönlichkeiten so zu gestalten weiß, daß sowohl die künstlerisch ausgeführten Portraits wie auch die leicht aber prägnant hingeworfenen Silhouetten dauernd in der Erinnerung halten. Dabei treten sie nicht, wie etwas Besonderes, aus der Erzählung heraus, sondern begleiten, erklären und ergänzen dieselbe. Selten aber hat Herzog Ernst mit solcher Liebe die Feder geführt, wie in dem abschließenden Bilde seines väterlichen Freundes und Oheims König Leopolds I., das wir mit huldvoller Genehmigung des hohen Autors hier unseren Lesern bringen dürfen.

Wir bemerken zugleich in Bezug auf den III. Band, daß der Verfasser in vier Büchern („An der Schwelle des großen Jahrzehents“, „Fahrten und Abenteuer“, „Bundesstreit und Dänenkrieg“, „Gründung des neuen Bundes“) die Geschicht seiner Zeit bis zum Norddeutschen Bunde führt und dann in dem inhaltreichen letzten Abschnitt mit einem Ausblick bis auf unsere Tage das große Werk beschließt.

Die Trauerbotschaft von Brüssel war mir noch am selben Abend zugekommen. Ganz außerordentlich zeigte sich die Antheilnahme an dem Verluste unseres Hauses, nicht nur in dem kleinen Ländchen, wo die Wiege des seltenen Fürsten gestanden, sondern überall in Europa, wo man einen zuweilen überschätzten Einfluß auf die constitutionelle Entwickelung der Staaten ihm zuschrieb. Die Persönlichkeit des Königs, der durch fast sechszig Jahre an allen wirklich großen Begebenheiten Europas, oft durch einen verwunderlichen Zusammenhang der Dinge, in näherer oder entfernterer Beziehung mitbetheiligt und interessirt war, hat noch niemals eine geschichtlich treue Schilderung erhalten. Was man in England und Belgien über ihn schrieb, beschränkte sich meist auf die dortigen Verhältnisse; in Deutschland war nur in einem kleinen Kreise eine volle Kenntniß des Königs zu finden. Darüber hinaus begegnete man den mannigfaltigsten Vorurtheilen und falschen Auffassungen seines ganzen Wesens. Seit dem Tode des Fürsten Metternich sah man den König Leopold da und dort für ein politisches Orakel des alten Europa an, aus welchem man sich über die populären und liberalen Strömungen der gebildeten und besitzenden Klassen die besten Aufschlüsse verschaffen könnte.

Seine kluge und ruhige Art, die Ereignisse zu besprechen, sicherte ihm überall einen Einfluß von mehr moralisch als politisch eingreifender Natur. In den letzten Jahren machte er gegen Niemand ein Hehl daraus, daß ihm der Gang der Dinge höchst widerwärtig und besorgnißerregend erschien. Aus den Differenzen zwischen den deutschen Mächten sah er das steigende Uebergewicht des Imperialismus erwachsen; es verursachte ihm fast eine persönliche Kränkung, wenn in den letzten Monaten, selbst in ernsten Blättern, von einer Theilung Belgiens zwischen Frankreich und Preußen die Rede war. Der König hatte von Natur aus in allen Angelegenheiten einen Zug zur Vermittelung; aber er verlangte die entschiedene Anerkennung der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit von vornherein und konnte sich über Einzelne wie über die Gesammtheit erzürnen, wenn dagegen gefehlt wurde.

Mein Oheim hatte nichts weniger als eine innerlich hohe Achtung vor dem, was die wandelbare öffentliche Meinung mit dem Tage hervorzubringen pflegt; und wenn ihn jene gekannt hätten, welche gewöhnlich meinen, daß sich in der Unterwerfung unter das allgemeine Urtheil die liberale Gesinnung des Staatsmannes zeige, so würden sie ihn ohne Zweifel für einen der illiberalsten Fürsten Europas gehalten haben.

Er war sehr geneigt, das, was als das sogenannte allgemeine Urtheil in politischen Dingen an der Oberfläche zu erscheinen pflegt, zu belächeln und in milder Form zu verspotten. Immer war er ein Feind aller extremen Ansichten und Maßregeln und gleichsam die Personification des Aristotelischen Maßes in allen Dingen. Seine Abneigung gegen die ultramontanen Wiederbelebungsversuche vergangener Zeiten ist bekannt genug; aber in der letzten Zeit war er eben so sehr über die belgischen

Liberalen erzürnt und tadelte ihr hartes Vorgehen gegen die katholischen Gefühle der Bevölkerung. „Hier habe ich mich furchtbar" — so schrieb er mir im November 1864 — „über meine Minister geärgert, die unter dem Einfluß der radicalen Clubs Dinge thun, die der Zukunft des Landes nur verderblich sein können. Sonderbar! daß die Menschen sehr glückliche Zustände schwer ertragen." Er beschwerte sich besonders darüber, daß man die „wirklich anhängliche katholische Bevölkerung sans rime et sans raison drangsalire. Die Tollheit hiervon übersteige alle Begriffe."

Man konnte behaupten, daß der König neben einem scharf ausgeprägten Rechtsbewußtsein auch von dem vieldeutigen Worte der Freiheit einen lebendigen Begriff besaß, durch welchen er die Parteien von rechts und links wahrhaft beschränkte. In einem Artikel, den ich selbst bei dem Tode des Königs für eine heimische Zeitung geschrieben habe, glaubte ich meine Ansicht über die politische Bedeutung desselben in folgende Worte fassen zu sollen:

„Das war des Königs Größe, daß er, zum Schirm und Hüter eines eben erstehenden Staates bestellt — eines machtlosen, politisch und religiös gespaltenen Staates — mit sicherem Blicke das einzige Heil in dem Fundament des Rechtes und der Freiheit erkannte. Er verstand seine Zeit und ihre Forderungen. Gewissermaßen der Träger des modernen constitutionellen Lebens, hat er durch die Aufrichtigkeit seiner Hingabe an die Institutionen des Landes, wie durch die nach rechts und links bewährte Festigkeit des Charakters seinen jungen Staat zu jenem Musterstaat erhoben, auf den die anderen Völker des Continents mit sehnsüchtigem Neid schauten, und der in gewaltigen Katastrophen, als hundertjährige Throne zitterten, unberührt und in sich gefaßt dastand."

Diese Denkweise des Königs hatte indessen nichts mit jenen despotischen Beglückungstendenzen gemein, welche zuweilen ein bestimmtes System philosophischer Anschauungen den Völkern aufzwingen möchten. Der Sinn des Königs war allem Doctrinarismus fremd. Er konnte diejenigen Leute am wenigsten begreifen, die sich und Anderen durch endloses Verbessern, Reformiren und Revolutioniren die größten Leiden zu verursachen vermögen. Denn er war, nach allen Richtungen betrachtet, eine freie und freisinnige Natur, welche, mit dem größten Wohlwollen gepaart, die Freiheit jedes Andern bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu respectiren vermochte.

Er hatte sehr viel Sinn für häusliches Leben, und es ist ganz wahr, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Reihe von Jahren trübseligster Art verlebte, ehe er den belgischen Thron bestieg. In dieser Zeit verhältnißmäßig geringer politischer Thätigkeit mochte sich das eigenthümliche contemplative Wesen ausgebildet haben, von welchem in einigen romanhaften Schriften, die von dem Könige handeln, eine carrikirte Zeichnung gegeben worden ist. Er war ein Mann ohne starke Leidenschaften; er

pflegte zu sagen: „Man hat gemeiniglich keinen Feind für das ganze Leben, aber auch selten einen Freund, mit dem man in Allem übereinstimmt.“ So verbreitete er sich gerne mit philosophischer Ruhe und mit einem Anfluge von Humor über Menschen und Dinge der Welt. Er imponirte durch solche Gespräche den verschiedensten Politikern, Gelehrten, Künstlern; und gerade solchen am meisten, die im Wesentlichen anderen und besonders prononcirten Anschauungen huldigten. Allen flößte der König eine nicht zu verweigernde Sympathie ein, welche zwischen hoher Verehrung und aufrichtiger Liebe schwankte. Er besaß sehr viel Sinn für die Kunst, besonderes Verständniß für die Malerei, deren Blüthe in Belgien mit seinem persönlichen Antheil an dem künstlerischen Streben Hand in Hand ging. Für die Musik hatte er viel natürliche Anlage; auch verfügte er über sehr ansehnliche Kenntnisse auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens und noch mehr über eine ungewöhnliche Masse von Erfahrungen, die er wohlgeordnet in seinem Gedächtniß allzeit bereit hielt, um sie auf neue Erscheinungen anzuwenden.

Seine unendlich reiche Lectüre bezog sich mit Vorliebe auf Memoiren und politische Schriften wie auch auf die gesammte moderne, insbesondere englische schöne Literatur. Eine so starke geistige Durchbildung gab ihm, obwohl der Unterricht seiner Jugend in den Kriegsjahren der französischen Revolution nicht der sorgfältigste genannt werden konnte, eine außerordentliche Sicherheit in der Kenntniß anderer Menschen. Die Personen, mit denen er in Berührung kam, durchblickte er bis in die tiefsten Falten des Herzens, wobei er fast niemals gegen irgend Jemand ein Vorurtheil oder ein feindseliges Gefühl hegte. Sein Interesse an den Personen war stets vor Allem ein menschliches und erst in zweiter Linie ein politisches.

Die militärischen Erinnerungen gehörten zu dem werthvollsten Inventar seines Lebens. Er bewahrte sich auch das volle Verständniß für militärische Dinge, und er hat in seiner Armee, so weit es nach den gegebenen Mitteln nur irgend möglich war, nicht geringes Organisationstalent an den Tag gelegt. Mit großer Freude verfolgte er in dem letzten Jahre seines Lebens die Schicksale seiner Kinder in Mexiko. Er war es, der die Idee der Bildung einer belgischen und einer österreichischen Legion aufgebracht hatte, und er hielt durch diese das Kaiserthum für die schlimmsten Fälle gesichert. Es war ein wahres Glück für ihn, den raschen Zusammenbruch dieser Hoffnungen nicht erlebt zu haben.

Und wenn ich endlich über mein persönliches Verhältniß zu dem theuren Oheim noch Einiges sagen soll, so darf ich es wohl das zärtlichste nennen, das sich in einer Familie nur denken läßt. Ich bewahre mit inniger Freude die reiche langjährige Correspondenz, aus welcher in den vorstehenden Blättern wohl zum ersten Male wirklich bezeichnende Mittheilungen über sein Denken und Empfinden gegeben werden konnten. In den letzten Monaten seines Lebens schrieb mir der gute Onkel in seiner treuen Liebe: „Du stehst mir

am nächsten von allen Verwandten, und ich sehe im Geiste Deine lieben braunen Augen, die so treu und herzlich im Ausdruck sind."

Er war mir, wie der freundlichste und redlichste Rathgeber, den ich jemals hatte, so auch der nachsichtigste Beurtheiler. Er vermochte meine Lebensanschauungen wie ein väterlicher Freund zu verstehen und theilte meistens dieselben. Indem er, was uns so selten im Leben zu Theil wird, niemals die Mühe sich verdrießen ließ, die Motive meiner Handlungen zu suchen und zu finden, war es ihm durch seine herzliche Liebe zu mir fast immer möglich, mich auf meinen Wegen und in meinen Ideen treulichst zu begleiten. Der schriftliche Verkehr mit ihm, von welchem der Leser zahlreiche Proben erhalten hat, giebt kein volles Bild des außerordentlich tiefen und eingehenden Verständnisses, welches er durch den persönlichen Verkehr sich zu verschaffen wußte. Denn so kurz und aphoristisch, wie meistens seine Briefe waren, eben so lang und gründlich waren seine Unterredungen, bei denen er nicht ruhte, bis er durch endloses Fragen gleichmäßig docirend und forschend die speciellsten Dinge zu ergründen gewußt hatte.

Charakteristisch für seine Fürsorge wie auch für seine politische Denkart war, daß er in seinen letzten Tagen sich mit dem Gedanken beschäftigte, in Coburg für seine Familie ein Fideicommniß zu gründen. Er wollte dieselbe in ihren Eigenthumsverhältnissen von den Bestimmungen des Code Napoléon unabhängig machen, da er den Werth dieses vielgerühmten Privatrechts, besonders in Fragen dieser Art, bezweifelte.

„In neuester Zeit" — so schrieb er mir — „bedauert man in Frankreich so sehr, es versäumt zu haben, nach dem Coup d'Etat dem Code nicht etwas abgeholfen zu haben. Noch zu Compiegne sprach mit mir der Kaiser Napoleon davon."

Ein langes und schweres Steinleiden trübte den Lebensabend des starkmüthigen Königs durch Jahre hindurch; aber Schmerzen und Operationen ertrug er mit außerordentlichster Geduld und unverwüstlicher Lebensfreudigkeit. Seine gerechten Klagen über die eigene Gebrechlichkeit lösten sich meist in eine Art von selbstlosem Bedauern der menschlichen Natur und ihrer Schwäche auf. Seine Umgebung wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er auch in den letzten Stadien seiner Krankheit bei ungetrübtem Bewußtsein ruhig und muthig dem Tode entgegenging. Er starb so sanft, daß seine anwesende Familie und sein alter Freund Jules van Praet, dem er noch noch einmal die Hand zu drücken gewünscht hatte, es kaum bemerkten, da er den letzten Athemzug that.

In einem nicht ärztlichen, aber speciell an mich gerichteten Berichte heißt es: „Der Hauptkrankheitscharakter des Königs war zuletzt eine stets fortschreitende Schwäche, verursacht durch die nicht zu verdrängende ruhrartige Diarrhoe und erhöht durch den wassersüchtigen Zustand des Königs. Seine Majestät wollte in den letzten vierzehn Tagen Niemand vorlassen und zeichnete am 4. dieses zum letzten Male. Seit Donnerstag erst blieb er an das Bett gefesselt, bis dahin kämpfte er hartnäckig gegen den Gedanken drohender Gefahr. Erst

Die erste deutsche Uebersetzung von Giordano Bruno's „Reformation des Himmels."

(Lo spaccio della bestia trionfante).

Von

Hedwig Bender.

— Eisenach. —

Vor einigen Monaten habe ich an dieser Stelle den Versuch gemacht, in wenigen großen Zügen ein, wenn auch nur unvollständiges und skizzenhaftes, so doch einigermaßen zutreffendes und übersichtliches Bild der wissenschaftlichen und allgemeinen kulturhistorischen Bedeutung des großen Mannes, den man mit vollem Recht als den hervorragendsten Denker Italiens und der Renaissance bezeichnen kann, zu entrollen. Seitdem hat das weltgeschichtliche Ereigniß, das sich am 9. Juni d. J. in Rom vollzog, den Namen Giordano Bruno's durch alle Lande getragen, und in zahllosen gleichgestimmten Gemüthern klingen heute noch die begeisterten Jubelrufe der vieltausendköpfigen Menge nach, die an jenem Tage das eben enthüllte Standbild des todesmuthigen Vorkämpfers und Märtyrers der Geistesfreiheit begrüßten. Als eitel und ohnmächtig haben sich alle Bemühungen von gegnerischer Seite erwiesen, die darauf abzielten, die Bedeutung dieser über alles Erwarten großartigen und imposanten Huldigung abzuschwächen und das Andenken desjenigen, dem sie dargebracht ward, auf alle erdenkliche Weise zu verunglimpfen und zu beschimpfen. Der Eindruck, den die in jeder Beziehung so überaus würdig und harmonisch verlaufene Denkmalenthüllungsfeier in Nähe und Ferne hervorrief, ist ein ebenso tiefer als nachhaltiger gewesen, und man wird ihrer noch lange Zeit erhobenen Herzens und freudig bewegten Sinnes als einer wahrhaft internationalen Verbrüderungsfeier frei gesinnter Geister gedenken.

Unter solchen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß gerade gegenwärtig auch denjenigen deutschen Lesern, die der italienischen Sprache nicht mächtig sind, Gelegenheit geboten wird, sich mit einem der berühmtesten und eigenartigsten Werke Giordano Bruno's durch eigene Lektüre bekannt zu machen und aus erster Hand ein selbständiges Urtheil über den Werth desselben und über das, was es thatsächlich bedeutet und will, zu gewinnen.

Das Werk, um das es sich handelt, ist der „Spaccio della bestia trionfante" („die Vertreibung der triumphirenden Bestie") — ein vielgeschmähtes Buch, das vermöge der hartnäckigen Verfolgungen, die es von protestantischer wie katholischer Seite zu erdulden hatte, Jahrhunderte lang fast verschollen war, das schließlich nur noch in einigen wenigen, überaus kostbar gewordenen Exemplaren existirte, und das gegenwärtig zum ersten Mal in deutscher Sprache von Ludwig Kuhlenbeck übersetzt und mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen versehen, vollständig und unverkürzt zum Abdruck gelangt.*) „Giordano Bruno's Reformation des Himmels" hat nach dem Vorgange

*) Verlag von Rauert und Rocco in Leipzig. Beigegeben ist dieser Ausgabe ein Wiederabdruck zweier Vorträge desselben Verfassers, die in übersichtlicher und instructiver Weise das Leben und die Weltanschauung G. Bruno's behandeln.

keit, die nur allzulange daselbst gehaust, sowohl aus den Gemüthern der Himmelsbewohner als auch von den strahlenden Ehrensitzen des Sternenfirmaments zu vertreiben. Am Jahrestage der Gigantenschlacht, der im Himmel als höchster Festtag gilt*), theilt er den Göttern sein Vorhaben mit. Diese sind überrascht aber einverstanden, und sagen ihre Mitwirkung zur Ausführung des großen Werkes bereitwillig zu. Man vereinigt sich dahin, daß in feierlicher, himmlischer Volksversammlung über das Schicksal der alten Sternbilder verhandelt und über einen würdigen Ersatz derselben Beschluß gefaßt werden soll.

Wie man sich's vorgenommen hat, so geschieht's. Der große Tag kommt heran. Die Versammlung wird mit allem ihr gebührenden himmlischen Pomp vom Göttervater in Person eröffnet; die Verhandlungen werden mit aller wünschenswerthen Gründlichkeit geführt; alles, was sich des Himmels unwürdig erweist, wird aus demselben ausgewiesen, die Wahrheit wird auf den höchsten Thron im früheren Sternbild der „kleinen Bärin" erhoben;**) und alle die übrigen himmlischen Ehrensitze, auf denen vordem in Gestalt der alten Sternbilder und Himmelszeichen „die triumphirende Bestie" des Lasters und der Niedertracht gethront hatte, sie werden nun, wie sich's gebührt, je nach ihrer besonderen Bedeutung den Repräsentantinnen der verschiedenen Tugenden zugesprochen und mit den Personificationen alles dessen, was gut und schön und würdig ist, was das Leben schmückt und adelt und ihm wahren und dauernden Werth zu verleihen vermag, besetzt.

Dies ist in Kürze die frei erfundene Fabel des Bruno'schen Gedichts. Die Allegorie desselben ist durchsichtig und ihre Bedeutung ohne Weiteres klar. Die Götter, die der „Spaccio" uns vorführt, sind in Wahrheit keine Götter, sondern veränderliche und sterbliche Menschen; und der Sternenhimmel, den sie zu reformiren unternehmen, ist das Sinnbild und Spiegelbild ihres eigenen, d. h. eben des menschlichen Gemüths. In diesem, und nur in diesem allein, hat die triumphirende Bestie, die ausgetrieben werden soll, ihren Sitz. Unter ihr versteht Bruno die Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, die Unwürdigkeit und Niederträchtigkeit, die Verderbtheit in jeder Gestalt. Ihr erklärt er in seinem „Spaccio" den Krieg. Denn unter dem Vorgeben, den Himmel reformiren zu wollen, weiß er die Laster und Thorheiten der Menschen zu geißeln; und im Barockrahmen seiner phantastischen Dichtung tritt ein Spiegelbild irdischer Zustände, zu dessen Schöpfung sich die Spottlust des geistvollen Satirikers mit der Begeisterung und schöpferischen Kraft des Poeten und dem Ernst und Tiefblick des Weltweisen verbunden hat, vor unsere Seele hin.

Und was bringt Bruno nicht alles in diesen Rahmen hinein! Seine Fabel ist überaus glücklich gewählt, denn in den Mythen, die sich an die alten Sternbildernamen knüpfen, steckt eine Fülle von Poesie. Sie bieten nach den verschiedensten Richtungen hin Gelegenheit zu allerhand Anspielungen und tiefsinnigen Betrachtungen, und Brunos beweglicher Geist hat diesen Umstand vollauf benützt. Sein „Spaccio" ist in der That nicht die „moralische Plattitude", die nach Dühring's treffendem Ausdruck gewisse Leute in ihm erblickt. Er ist auch mehr als ein bloßes satirisches „Vorspiel" eines zukünftigen „Systems der Ethik", obwohl man ihn allerdings in gewissem Sinne (nach Brunos eigenem Vorgange) als ein solches bezeichnen kann. Er ist eine Schöpfung, die vom höchsten philosophischen Standpunkte aus beurtheilt werden muß, weil sie nicht bloß moralphilosophische Gedanken, sondern nebenbei fast alle wesentlichen Grundgedanken der großartigen metaphysischen Weltanschauung ihres Verfassers zum Ausdruck bringt. Er ist, wie Berti in seiner „Vita di Giordano Bruno" hervorhebt, ein Werk, das „phantasievoller, ideenreicher, unerschöpflicher an Anspielungen und Allegorieen aller

*) Der Erinnerungstag der berühmten Schlacht, in welcher die olympischen Götter einst ihre mächtigsten und gefürchtetsten Feinde, die alten Giganten, besiegt hatten.

**) Dieser Platz gilt als der „vornehmste" des Firmaments, weil zu dem genannten Sternbild der Polarstern gehört, der „feste Pol" der Himmelskugel, um den das Sternengewölbe sich dreht.

Art, eigenartiger und seltsamer erscheint als irgend ein anderes, das die philosophische Literatur Italiens, und fast möchte man sagen der Welt aufweisen kann" — ein Werk, das von Geist und Laune sprüht und das Genie seines Autors ebenso sehr in der Anmuth und attischen Feinheit des Witzes, durch die es uns gelegentlich überrascht und bezaubert, wie in der ätzenden Schärfe seiner Satire, in der Unerschöpflichkeit an originellen Einfällen ebenso sehr wie in der Kraft und Kühnheit des Denkens und in der gluthvollen Energie des Empfindens, von denen es Zeugniß ablegt, verräth.

Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß auch der „Spaccio" von den Mängeln und Schwächen nicht frei ist, die der Bruno'schen Schreibweise im Allgmeinen anhaften, und für sie fast ebenso sehr wie die eben erwähnten bewunderungswürdigen Vorzüge fast aller seiner Schrtften bezeichnend sind. Es ist viel Gesuchtes, Gemachtes in dem Buche; es fehlt nicht an Maßlosigkeiten der Form wie des Inhalts, nicht an Derbheiten, die unser modernes Empfinden beleidigen, nicht an Aeußerungen einer zu weit getriebenen Naivität. Ueberdies leidet das Ganze an Ueberladung. Der geistige Reichthum des Autors, die Gedanken- und Bilderfülle, die er vor uns entfaltet, sind allzu groß. Die Anspielungen und geistreichen Einfälle überstürzen sich oft förmlich; die Gleichnisse und rhetorischen Figuren häufen sich gelegentlich in geradezu unschöner Weise, und das „Zuviel" in materialer und formaler Beziehung beeinträchtigt den ruhigen, freien und unbefangenen Genuß. Dazu kommt der allegorische Charakter des Werkes, der dem modernen Geschmacke so wenig conform ist, und der halb wissenschaftliche, halb dichterische Grundton desselben, der den Effekt des Ganzen schädigt, weil er die Einheitlichkeit der Stimmung, diese conditio sine qua non jeder harmonischen Wirkung, zerstört. Alles in allem genommen ist der „Spaccio" wohl dasjenige Produkt seines Autors, das uns im eminentesten Grade an das berühmte Goethe'sche Wort von den ungleich begabten Erzgängen des Bruno'schen Geistes und von der Schwierigkeit, das Gold derselben aus den Schlacken, mit denen es untermischt ist, rein auszuscheiden, gemahnt. Tritt uns doch aus dem Rahmen desselben der ganze Bruno mit all seinen Vorzügen und Schwächen entgegen, blicken wir hier doch auf den Grund seiner Seele, fühlen und begreifen wir doch, daß es kein müßiger Einfall von ihm ist, wenn er die Wahrheit symbolisch als den festen Pol und Angelpunkt jedes wohlgeordneten „geistigen Universums" bezeichnet, indem er ihr den Pol des Sternenfirmaments (im Sternbild der kleinen Bärin) zum Wohnsitz anweist und sie, die ihm frühe zum Leitstern ward, der er sich voll und ganz zu eigen gegeben, auf den höchsten, erhabensten Himmelsthron, dahin, „wo die Klauen der Verkleinerung sie nicht erreichen können, wo der blasse Neid sie nicht zu verschleiern vermag, wo die Finsternisse des Irrthums außer Stande sind, sie zu umwölken," erhebt! Sein wahrstes und tiefstes Empfinden, sein eigenstes, innerlichstes Erleben ist es, was er in dieser symbolischen Handlung, was er in der Grundtendenz und Grundanschauung des „Spaccio" zum Ausdruck bringt. Die Wahrheit war ja recht eigentlich seine Gottheit; ihrem Dienste hatte er sein Leben geweiht; ihr wollte und sollte er Treue halten, feste Treue bis zum Tode!

Es ist sicherlich kein geringes Verdienst, ein Werk von dieser Bedeutung auch solchen Lesern zugänglich gemacht zu haben, die der Sprache des Originals nicht mächtig sind. Hoffen wir, daß der Uebersetzer, der sich dieser schwierigen und mühevollen Aufgabe mit Glück und Geschick unterzogen hat, in weiten Kreisen derjenigen Anerkennung und sympathischen Theilnahme begegnet, die sein Unternehmen an und für sich betrachtet ebenso sehr wie seine tüchtige und wohlgelungene Leistung verdient! Für die zahlreichen erläuternden Anmerkungen, die das Verständniß des Textes erleichtern helfen, gebührt ihm besonderer Dank. Sie werden auch solchen Lesern willkommen sein, welche die persönliche Anschauungsweise Kuhlenbecks keineswegs in allen Punkten theilen, und die, bei aller warmen Verehrung für den Genius Giordano Brunos, doch auch die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung der großen Männer, die nach ihm kamen, die Bedeutung eines Leibniz und Benedict Spinoza, nicht verkennen

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Moderne Kunst. Illustrirte Monatsschrift mit Kunstbeilagen in Meisterholzschnitten. 1889/90. Jahrgang IV, Lieferung 1. Berlin, Verlag von Richard Bong.

Das Heft, mit dem die „Moderne Kunst" den neuen Jahrgang eröffnet, zeichnet sich ebensowohl durch die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Auswahl der dargebotenen Bilder wie durch ihre durchweg ganz vortreffliche Ausführung aus; es giebt uns vollauf Gelegenheit, uns an dem hohen Grade der Vollendung, den die Technik der Holzschneidekunst erreicht hat, zu erfreuen. Die Redaction ist in dankenswerther Weise bestrebt, den internationalen Charakter der Kunst zu wahren und neben den Werken unserer vaterländischen Meister uns auch hervorragende Erzeugnisse der fremländischen Kunst vor Augen zu stellen.

Unter den Gaben deutscher Künstler sei zunächst ein reizendes Bild von Ludwig Knaus, „Reigen" betitelt, hervorgehoben. Es zeigt uns vier nackte Kindergestalten, die sich unter der leitenden Obhut eines größeren, leicht bekleideten Mädchens an einem Ringeltanz im Freien ergötzen. Dieses Bild strahlt den ganzen erfrischenden Zauber kindlich unschuldigen Frohsinns wider. Eduard von Blaas läßt eine liebreizende Tochter der Lagunenstadt unser Herz durch den lockenden Blick ihrer schönen Augen gefangen nehmen. Joseph Lieck's Gemälde „Liebestraum", dem ein kleines Gedicht Ernst von Wolzogens beigegeben ist, führt uns an das Lager einer holden Schläferin, deren von dunklen Locken umwalltes, durch ein sanft seliges Lächeln belebtes Antlitz uns Kunde giebt von dem süßen Traume, der durch ihre jugendliche Seele zieht. Einige Studien aus dem Balletleben lenken unsere Aufmerksamkeit auf den jungen, äußerst talentvollen bairischen Maler Friedrich Fehr (geb. 1862). Das von uns wiedergegebene sehr fein charakterisirte Bild „Vor der Balletprobe" erzählt eine ganze Geschichte: eine vollerblühte, im Liebeswesen offenbar wohl bewanderte Balleteuse liest der neben ihr sitzenden jüngeren, schüchternen und unerfahrenen Collegin einen Liebesbrief vor, den diese erhalten und den sie ihr zagend und zweifelnd übergeben hat. Der Gesichtsausdruck der Vorleserin verräth deutlich genug, in welchem Sinne sie der Freundin die glänzenden Anerbietungen ihres reichen Liebhabers zu beantworten räth, und es sieht so aus, als würde die ängstliche Sittsamkeit der Andern vor der Versuchung nicht Stand halten. G. v. Maffei's Bild „Kämpfende Auerhähne" gehört zu einer Reihe von Bildern, in denen der Künstler die vier Jahreszeiten durch die Verbindung von Thier und Landschaft zur Darstellung gebracht hat.



Vor dem Ballet.
Aus: Moderne Kunst. Berlin, Verlag von Rich. Bong.

Die fremdländische Malerei ist vertreten durch M. Stone („In Liebe“: ein junges Paar in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, das auf einer Bank unter schattendem Baume einander gegenübersitzt und eben mit der zärtlichen Frage: „Hast Du mich lieb?“ beschäftigt zu sein scheint); J. Schena („Simson und Delila“) und K. E. Makowski („Der Zar wählt die Braut“).

Von Werken der Plastik finden wir Abbildungen der zu Ehren des Besuches des Königs Umberto in Berlin errichteten Hundrieserschen Statue der Berolina und eines von E. Werner modellirten verliebten Fauns, dessen bizarr häßliches Gesicht sich eben zum Kusse rüstet und dadurch zur lächerlichen Grimasse wird.

In dem neuen Jahrgang soll auch für erweiterten Umfang des Textes Sorge getragen werden. So bietet uns bereits das erste Heft u. A. die Anfänge zweier Noveletten von A. von Klinckowstroem und Hermann Heiberg. h.

Bibliographische Notizen.

Die politische und militärische Correspondenz König Friedrichs von Württemberg mit Napoleon I. (1805—1813). Herausgegeben von A. v. Schloßberger. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wie der Verfasser bereits in den Beilagen zum Württembergischen Staats-Anzeiger von 1887—1888 näher ausführte, so geht auch aus dieser nunmehr veröffentlichten Correspondenz zur Evidenz hervor daß das Bündniß König Friedrichs mit Napoleon nur aus dem gewaltigen politischen und militärischen Druck einer Zwangslage hervorgehend erfolgte, und daß die rheinbündische Politik der süddeutschen Staaten überhaupt nicht etwa vom Standpunkt des Nationalitätsprinzips unserer Tage als ein Verrath am Vaterlande angesehen werden darf, sondern daß in ihr vielmehr vorzugsweise ein trauriges Symptom der damaligen Lage Deutschlands erkannt werden muß. In der That schloß König Friedrich „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“, um Land und Krone zu retten, den Bund mit dem Usurpator und sagte sich erst, nachdem er acht Jahre hindurch auch in Zeiten schwerer Unglücksschläge treu zu demselben gestanden, in eine gleiche Nothlage gerathen, von ihm los. Er handelte so als kluger Haushalter seines Landes und seiner Dynastie, und die politische Treue jener Tage muß unseres Dafürhaltens nicht mit dem sonst üblichen Maßstab gemessen werden.

In dem intimen geistigen Verkehr, welchen Napoleon mit dem talentvollen Könige pflegte, und der in der nunmehr veröffentlichten Correspondenz seinen beredten Ausdruck fand, liegt ein glänzendes Zeugniß für die hohe politische Begabung dieses Fürsten, welches nur dazu beitragen kann, die Lektüre des Briefwechsels beider Monarchen aus jener weltbewegenden Epoche zu einer höchst anregenden zu gestalten.

R. v. B.

Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Von Dr. Dondorff. (Virchow-Holtzendorff, gemeinverst. wissensch. Vorträge, N. F. III. 72). Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Der Gedanke, aus der Natur Griechenlands den Charakter und die Geschicke des hellenischen Volkes zu erklären, ist nicht mehr neu; auch für die einzelnen griechischen Landschaften ist derselbe oft genug angeregt worden. Trotzdem war es vielleicht nicht unzweckmäßig, ihn noch einmal in ganz gemeinfaßlicher Weise für einen größeren Leserkreis durchzuführen. So schildert denn Dondorff im vorliegenden Aufsatze zunächst die Bodenstructur des griechischen Festlandes unter Hervorhebung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der einzelnen Theile, vor Allem der Unterschiede zwischen der östlichen und westlichen Hälfte, und bespricht alsdann die wichtigsten physikalischen Einflüsse des Landes auf Leben, Sitten und politische Geschichte der Griechen. Einige neue Gesichtspunkte bietet der zweite Abschnitt, in welchem die drei Binnenlandschaften: das innere Thessalien, Böotien und Lakonien, ebenso weiterhin die drei vorgelagerten Küstengebiete Magnesia-Phthiotis, Attika und Argolis ihrer Beschaffenheit und historischen Entwickelung nach mit einander verglichen werden. Die eingehende Behandlung Attikas bildet den Schluß.

In populären Werken sollen unserer

Ansicht nach nur die gesicherten Resultate der Forschung niedergelegt, alle zweifelhaften Hypothesen aber möglichst vermieden werden. Als Thatsache können wir es aber nicht betrachten, daß Athen „ähnlich wie Rom“ aus der Vereinigung von vier „ursprünglich getrennten Gemeinden“ enstanden sei: nämlich aus den Pelasgern, welche die Akropolis besetzt hatten, aus einer jonischen Niederlassung auf dem Hügel Agra, aus Thrakern auf dem Museion und phönikischen und karischen Kolonisten auf Melite (S. 32). Wir halten im Gegentheil diese Anschauung für verfehlt. sb.

Pädagogische Episteln von Orbilius Empiricus. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger.

Der Verfasser gehört zu den wenigen Lehrern, die sich in ihrem Berufe von Einseitigkeit und Verknöcherung frei gehalten und in dem wirren Streite der Meinungen über unsere Schulen einen unbefangenen Blick bewahrt haben. Was ihn leitet, ist die Liebe zur Jugend. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Lehrer sich die Rathschläge im letzten Briefe zu Herzen nähmen und ihre Hauptaufgabe darin sähen, die Schüler zu tüchtigen Menschen zu bilden! Aber nicht nur Lehrern ist dieses Buch zu empfehlen; auch manchem Vater, der seine Söhne auf eine höhere Schule schickt und zuweilen verzweifeln möchte, werden diese von horazischem Geiste erfüllten und in vollendeter Form geschriebenen Episteln eine wahre Erquickung bereiten! rj.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Verlag des lit. Jahresberichts (A. Seemann).

Vollständiger und — auch in allen Einzelheiten der Schreibung — genauer Abdruck des ganzen erhaltenen Briefwechsels (auch die vier Briefe der Herzogin an Frau Rath Goethe sind mit abgedruckt!) der beiden berühmten Frauen, welcher den unmittelbarsten Einblick in die Art ihres Verkehres, ihre Denkweise und Weltanschauung eröffnet. Beigegeben ist eine Einleitung und sachliche Erläuterungen (zum Theil aus der ersten Ausgabe der Briefe von Burkhard herübergenommen, zum Theil neu hinzugefügt); überall zeigt sich, daß der Herausgeber aus reicher Sachkunde schöpft und ein warmes Interesse daran hat, dem Leser jene beiden Frauengestalten, die eine Zierde ihrer Kreise und ihrer Zeit waren, anschaulich zu machen und gemüthlich nahe zu bringen. Leider sind die beiden interessanten Bildnisse der Frau Rath nur in Zinkdruck wiedergegeben, der — namentlich bei der ersten Tafel — entsetzlich abgeblaßt ist. Derartige Nachbildungen können dem gebildeten Publikum den Geschmack an illustrirten Werken gründlich verleiden. dr.

Ein Fest auf der Bastille. Schauspiel in 2 Akten von Franz Held. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Held will die französische Revolution dichterisch gestalten — ein Vorwurf würdig eines Shakespeare. Das vorliegende Schauspiel betrachtet er als Vorspiel zu seiner beabsichtigten „Revolutionstrilogie“. Es verräth ein dramatisches Gestaltungstalent im Keime. Aber über Ansätze ist der Dichter nicht hinausgekommen; ihm fehlt augenscheinlich die Leichtigkeit der Bewegung für größere Massen. Der hier geschilderte sociale Hintergrund für die Trilogie wird durch aufdringliche Obscönitäten und Verzerrung kulturgeschichtlicher Momente trotz des bemerkbaren dichterischen Talentes verwischt. Das Nackte, Uebertriebene und Geschraubte überwuchert, die in's Vulgäre ausgeartete derbe Realistik der Sprache wirkt oft abstoßend und beleidigend. ss.

Annie Brasseys „Letzte Fahrt“ an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die muthige Weltumseglerin Lady Annie Brassey ist im Herbste 1887 in Folge eines Tropenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden; auf dem Grunde des Meeres, welches ihr eine zweite Heimat geworden war, fand sie für immer Ruhe. Entschlossen, in Indien, Borneo, Australien keinen Fleck unbesucht zu lassen, der erreichbar war und ihrem Vermuthen nach etwas Lernens- oder Sehenswerthes bot, hatte sie ihren Reisen innerhalb der Tropen eine Erweiterung angedeihen lassen, welche nicht ohne üblen Einfluß auf ihre Gesundheit gewesen war. Wie der Gemahl der Entschlafenen in dem kleinen Lebensbilde derselben, welches die Einleitung des Buches bildet, mittheilt, verdanken die Werke der Lady Brassey ihre Entstehung der Gewohnheit, jedesmal nach dem Erwachen am frühen Morgen die schmucklose Erzählung

der Vorgänge des vergangenen Tages aufzuschreiben. Daß diese Entstehungsart bei dem vorliegenden Werke, dessen endgültige Ueberarbeitung der Verfasserin nicht vergönnt war, besonders kenntlich ist, und daß daher dasselbe einen etwas skizzenhaften unfertigen Charakter hat, ist erklärlich. Im Uebrigen kann man dem Urtheil des Lord Brassey — von dem auch die Ergänzung des Tagesbuches durch einen kurzen Schlußbericht herrührt — über die schriftstellerische Qualität seiner Gattin beistimmen. Ihre Schriften sind nicht tief wissenschaftlichen Inhalts, aber nützlich und spannend für Jedermann. Der Werth des gediegen ausgestatteten Buches wird durch die zahlreichen zum Theil recht hübschen Illustrationen nicht unwesentlich erhöht.
ow.

Verbrauchte Waffen. Roman von Philipp Vogler. 2. Aufl. Danzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke.)

Ein Agrarroman, der für die Kreise der Grundbesitzer und Alle, die für landwirthschaftliche Fragen Neigung haben, von Interesse sein wird. Diese Fragen sind nicht etwa oberflächlich gestreift, sondern sie bilden den Hintergrund, von dem sich die Handlung, mit interessanter Charakteristik der Personen und mit lebhaft empfundenen schönen Naturschilderungen durchwoben, wirkungsvoll abhebt. Die verschiedenen socialen Stufen der vorgeführten Gesellschaft sind trefflich geschildert. Die Probleme sind jedoch nicht auf das angedeutete enge Gebiet beschränkt, sondern durch Betrachtungen mannigfaltiger Art vertieft und erweitert. ss.

In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder von P. G. Heims. Kiel, Haeseler.

Unter diesem anspruchslosen und bescheidenen Titel verbirgt sich eine Sammlung von sechs kleinen novellistischen Erzählungen, welche zum Theil flüchtig hingeworfen, zum Theil fein ausgearbeitet sind. Sie bekunden eine ungewöhnliche Kraft poetischer Gestaltung, eine geradezu hinreißende, plastische, ja fast dramatische Darstellung; die schöne gesättigte und fein abgetönte Sprache, die scharfe psychologisch vertiefte Charakteristik, die lebendige Frische und der Hauch reiner Poesie nicht minder als der göttliche, köstliche Humor erheben diese Skizzen hoch über das Durchschnittsmaß der Eintagsliteratur. Mit urkräftigem Behagen dringt es dem Dichter aus der Seele und packt den Leser. Wenn man auch ab und zu eine bekannte Figur antrifft, so erkennt man doch eine kräftige und selbständige dichterische Individualität, welche in Schilderung der Natur ebenso groß ist, wie in der Schilderung von Scherz und Ernst des Lebens; und so herzlich wir an manchen Stellen lachen müssen, so wahr ist auch die Rührung, welche der Dichter an anderen in uns erregt. Hoffentlich begegnen wir ihm recht bald wieder. ss.

Gedichte von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, W. Friedrich.

Der Verfasser greift seine Probleme aus dem vollen Menschenleben, aus dem harten Kampfe um's Dasein, um die Ideale und um die Wahrheit. Er gaukelt nicht wie ein Schmetterling auf der Oberfläche der Erscheinungen, sondern er dringt tiefer ein und greift derb zu, oft allzu derb, und dieser realistische Zug ist für ihn charakteristisch. Man fühlt den kräftigen Pulsschlag einer gesunden Dichternatur, aber die Phantasie wird nicht immer gezügelt. Liliencron weiß kräftig zu gestalten, aber nicht genügend poetisch abzutönen und abzurunden. In der vorliegenden Sammlung ist gereimte und ungereimte Prosa; nicht Alles hätte gedruckt werden dürfen. Das dichterisch Ausgereifte wird durch Bizarres und Geschmackloses unterbrochen. Doch finden wir noch genug des Schönen, und es verlohnt sich wohl dem Fluge des Dichters zu folgen. ss.

Das Lied von der weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Eine gedankentiefe, symbolische Dichtung, deren allegorische Einkleidung geschickt und effectvoll ist. Leider wird die Wirkung des Werkes durch seine Länge beeinträchtigt, so daß das anfangs sehr lebhafte Interesse des Lesers gegen den Schluß hin bedeutend abnehmen muß. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen mit Sorgfalt gearbeitet; doch finden sich unter den fünffüßigen Jamben viele Verse, die einer Feile noch bedürftig sind. O.W.

Im Jahre 1845 erschien: „Der Einzige und sein Eigenthum“ von Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806—1856.) Noch leben Viele, welche sich erinnern, welches Aufsehen dieses Werk zu jener Zeit erregte, und gewiss noch Manche, welche mit seinem Verfasser in entferntere oder nähere Berührung gekommen sind.

Alle diese bittet Herr John Henry Mackay, z. Zt. Saarbrücken, Rheinprovinz, Herrengartenstrasse 4, ihm aus ihren Erinnerungen mitzutheilen, was sie über Max Stirner wissen. Vor Allem ersucht er Alle, welche sich etwa noch im Besitze von Handschriften, Briefen oder Bildern Stirners befinden, ihm solche für kurze Zeit freundlichst zur Verfügung stellen zu wollen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Andersen, H. C., Die Dryade. Ein Märchen. Deutsch von A. W. Peters. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.

Arendt, O., Der Streit um die Deutsche Emin-Pascha-Expedition. Berlin, Walther und Apolant.

Aruss, A., Sainte-Nitouche. Paris, Ernest Kolb.

Beck, M., Allerhand kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm I. F. Richter).

Blum, H., Aus geheimen Acten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Berlin, Gebr. Paetel.

Brunn, A., Aspasia. Lustspiel in fünf Aufzügen. Dresden, R. Petzold.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann u. A. Lief. 4—7. Berlin, H. Reuther.

Der Zeitgeist. Monatsheft f. d. soziale Leben der Gegenwart. Jahrgang I. Hamburg, E. Jensen & Co.

Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. 11. Aufl., neu bearbeitet von Dr. M. W. Meyer, Direktor der „Urania“, und Prof. Dr. B. Schwalbe, Direktor des Dorotheenstädt. Realgymnasiums. Mit Abbildungen und Sternkarten. Berlin. E. Goldschmidt.

Ebner-Eschenbach, M. v., Neue Erzählungen, 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

— M. v., Zwei Comtessen. Zweite Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Engel, Ed., Ueber den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Eschstruth, N. v., Verbotene Früchte und andere Erzählungen. Jena, Herm. Costenoble.

Hauptmann, G., Vor Sonnenaufgang. Sociales Drama. Berlin. C. F. Conrad

Illustrierte Geschichte von Bayern. Lieferung 6—21. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Jahn, Otto, W. A. Mozart. Dritte Aufl., bearbeitet von H. Deiters. Bd. I, Mit Bildnissen und Facsimiles. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Jokai, M., Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit. (1886). Deutsch von Ludwig Rother. Wien, M. Breitenstein.

Kalle, F. u. O. **Kamp,** Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Wiesbaden, I. F. Bergmann.

Kammer, Ed., Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Ludwig, H., Deutsche Kaiser und Könige in Strassburg. Blätter a. d. Geschichte der Westmark des Reichs. Strassburg, C. F. Schmidt's Univ. Buchh.

Mayer, R. v., Ueber die Erhaltung der Energie. Briefe an Wilhelm Griesinger. Herausg. von W. Preyer. Berlin, Gebr. Paetel.

Monteton, O. v., Carmagnuola Histor. Roman Hannover, Schmorl & v. Seefeld.

Münchener Stadtzeitung. Pionier für die grossstädtische Entwickelung Münchens. Jahrgang. I.

Orbilius Empiricus, pädagogische Epistela Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf. (Dr. Jacoby).

Ott, A., Agnes Bernauer. Histor. Volksschauspiel. Stuttgart, A. Bonst & Co.

Pierson, W., Preussische Geschichte. 5. verbess. u. vermehrte Auflage. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle Septembre 1889. Paris, 2 et 5 rue St.-Simon.

Raydt, H., Silva Mariae. Erzählung aus der Reformationszeit. Hannover-Linden, C. Manz.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit Illustrationen. Lieferung 57—65. Wien, A. Hartleben.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Pandora Vermischte Schriften. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schubin. O., Boris Lensky. Roman in sechs Büchern. 2. Aufl. 3 Bände. Berlin, Gebr Paetel.

Schönbach, A. E, Ueber Lesen und Bildung. 3. Aufl. Graz, Leuschner und Lubensky.

Serao, Matilda, Blüthe der Leidenschaft. Uebers. von A. Friedmann. Breslau, Schottlaender.

Speyer, O., Italienische Vegetationsbilder. Vortrag. Kassel, A. Freyschmidt.

Sturm, A., Lied und Leben. Gedichte. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. I. F. Richter).

Tegner, Esaias, Frithjofs-Sage. Bearb. von Hohinghaus. Münster. Aschendorff.

Treu, E., Erlebtes und Erträumtes. Hamburg. Verlagsanstalt (vorm. I. F. Richter).

Welten, O., Buch der Unschuld. (Auch nicht für Kinder.) 2. Aufl. Berlin, Wilh. Issleib.

Zacharias, O., Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Mit 49 Illustrationen. Jena, H. Costenoble.

Zeitschrift, deutsche für Geschichtswissenschaft. Herausg. v. L. Quidde. Band I. Heft 1. 2. Freiburg i. B, I. C. B. Mohr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band. 24, Heft 4. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

12-15-'89

Band 51. — Heft 153.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LI (October bis December 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—L stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LI. (October bis December 1889)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — December 1889. — Heft 153.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Pfau.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

War es Liebe?

Novelle

von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

Draußen schneite es, obgleich der Märzmonat vor der Thür war. Drinnen brannte ein Holzfeuer, das aber den großen eleganten Raum nicht genügend erwärmte und nur in seiner nächsten Nähe ein Gefühl der Behaglichkeit aufkommen ließ. Darum war augenscheinlich das lange Sopha und auch ein runder Tisch, der sonst in der Mitte des Zimmers stand, dicht an den Ofen gerückt. Auf dem Tische brannte eine verhängte Lampe, welche das Gesicht der auf dem Sopha ruhenden Frau im Dunkeln ließ, aber das Buch in ihrer Hand grell beleuchtete. War es Absicht, daß sie sich geschützt hatte, während ihr Gegenüber der ganzen Helle ausgesetzt war?

Dieses Gegenüber, ein blonder Mann, saß auf einem niedrigen Polsterstuhle und blickte gedankenlos durch die geöffnete Ofenthür in's Feuer. Fühlte er durch die schweren Lider hindurch, daß er beobachtet wurde, oder war er so fern mit seinen Träumereien, daß er die Umgebung vergessen hatte? Sie fragte sich das, und schließlich, als er garnicht aufblickte, sagte sie:

„Haben Sie Heimweh?"

Er wandte sich ihr ruhig zu, wenn auch eine leichte Röthe ihm bis unter die Augen stieg, und entgegnete lächelnd:

„O nein! Ich bin es ja gewohnt, fern von den Meinen zu sein."

„Woran dachten Sie denn?"

„Ich glaube, an nichts."

Hauswesen ruhte auf ihr, die Knechte und Mägde, die vielen Kinder — über dem Ganzen der Druck sehr beschränkter Mittel, oft peinlich beschränkter Mittel — das Alles macht dem Erzähler keine Freude, dem Hörer auch nicht. Aber was schön war, unvergleichlich schön an unserer Kindheit, das läßt sich nicht beschreiben: den Duft einer Blume muß selbst einathmen, wer sich daran freuen will; er läßt sich nicht fixiren und übertragen, weder durch Worte noch durch den Pinsel . . ."

„So waren Sie glücklich zu Hause und haben nur angenehme Erinnerungen an Ihre Kindheit? Ich glaube, das ist selten!"

„Im Gegentheil, das ist die Regel — in unseren Kreisen wenigstens!"

„Ihre Kreise sind auch die meinen!"

„O nein!"

„Warum nicht?"

„Weil Sie im Luxus aufgewachsen sind."

„Nun, ich denke, Geld macht nicht den Unterschied, sondern die Bildung!"

„Hauptsächlich Geld," entgegnete er.

Sie betrachtete ihn eine Weile, dann fragte sie lächelnd: „Sie meinen wohl, wenn man Geld hat, dann gebe es keine Sorge, kein Leid mehr?"

„Jedenfalls sehr viel weniger!"

„Und Krankheit und Tod, zählen die nicht?"

„Auch Krankheit kann man sich durch Geld erleichtern; und den Tod können Sie doch nicht zu den Lebenssorgen rechnen?"

„Und das Leid, das Menschen unter einander sich zufügen?"

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn mir Einer ein Leid anthäte, vergölte ich es ihm; aber trauern würde ich nicht darüber!"

„Wenn Sie aber den lieb hätten, der Sie beleidigte?"

„Das würde ich nicht, einen Feind kann man nicht lieb haben!"

„Das ist sehr unchristlich! Sonst aber haben Sie recht: das Schrecklichste auf der Welt ist gewiß Hunger und Elend; aber sie schützen doch, so hoffe ich, vor den Seelenqualen der Reichen."

„Ich möchte wohl wissen, was Seelenqualen sind," erwiderte er mit größerer Lebhaftigkeit. „Sollten es nicht Einbildungen der Reichen sein, die bei etwas Arbeit vergehen würden?"

„Haben Sie nie welche empfunden?"

„Ich? Gewiß nicht! Wie sollte ich?"

Sie sah ihn groß an. „Dann haben Sie nie geliebt!" schwebte ihr auf der Lippe, sie sagte es jedoch nicht. „Aber Ihre Schwestern?"

„Auch die nicht, die haben keine Zeit dazu!"

„Sind sie alle verheirathet?"

„Zwei."

„Und mit wem? Mein Gott," lachte sie, „wie Sie sich die Worte aus dem Munde ziehen lassen!"

Er lachte auch, so daß er die ganze Reihe seiner blitzenden Zähne zeigte. „Es kann Sie ja nicht interessiren, gnädige Frau," antwortete er. Warum aber versuchte er, wenn er der Ueberzeugung war, trotzdem zu beschreiben und zu malen? Es war ihm ja offenbar nicht allzubehaglich in diesem Gegenüber; er fühlte deutlich jene leise Verlegenheit, die ihn immer befiel, wenn er mit einer Dame redete. Was für Damen kannte er überhaupt? Seit seinem zwölften Jahre hatte er einsam für sich hingelebt, außerhalb jedes Familienkreises, zuerst auf der Schule, dann auf der Universität. Er hatte sich selbst erzogen, in schwerer Arbeit; ein Wunder, daß er nicht noch unbeholfener war und eckiger, als er wirklich war oder sich vorkam! Woran er mit den Männern war, pflegte er meist zu wissen, das hatte er gelernt, lernen müssen; aber mit Frauen? Hatte ihn, als Studenten, die Vermietherin vernachlässigt oder übervortheilt, so war er ausgezogen; war er mütterlich und sorgsam von ihr behandelt worden, so hatte er es sich gern gefallen lassen, ohne ihr oder etwa ihrer heirathslustigen Tochter näher getreten zu sein. Seine Abende waren verstrichen über Büchern und Heften oder aber in der Rauch- und Bieratmosphäre der Kneipe bei Skat- und Billardspiel, seltener im Parterre des Theaters.

Deshalb fühlte er sich fremd, fast unbehaglich in der neuen Umgebung, in dem eleganten Salon der vornehmen Frau, die so ruhig und überlegen zu ihm hinübersah; er merkte, wie sie ihn, den neuen Hauslehrer, beobachtete, und von Zeit zu Zeit machte eine aufsteigende Blutwelle ihn erröthen bis unter die Haarwurzeln. Und doch sprach er so gern und zum eigenen Erstaunen beinahe fließend zu ihr von seinem Leben und Treiben; stockte er einmal, so half sie ihm wieder ein, durch eine freundliche Frage, durch eine geistreiche Bemerkung, die er von Frauenlippen nie erwartet hätte. Was er sprach, war eigentlich keine Salonplauderei. Es war ja der erste Salon, in dem er gesessen — unschwer merkte man in ihm den Menschen, der niemals geplaudert, aber in der Einsamkeit seiner Stube sich laut zu denken gewöhnt hatte. Seine Befangenheit verflog im Verlauf des Abends; was ihm noch nie eingefallen war, sah er jetzt: daß man sich nicht nur mit Büchern, daß man sich auch mit Menschen gut unterhalten könne. Er vergaß, daß er fremd hier war und blickte wie verzaubert auf die gelähmte Frau, auf das Spiel ihrer wunderbar schlanken, bleichen Finger. Existirte sie wirklich oder war sie ein Phantasiegeschöpf, das seine Augen in das Halbdunkel des Zimmers hineintrugen? Sicherlich, es war Alles nur Traum; er lag gewiß noch in seiner kahlen, kalten Studentenstube. Es würde verschwinden, sobald er erwachte, und bleiben nur seine froststeifen Glieder und sein dumpfer Kopf — deshalb nur nicht erwachen; weiter schlafen und träumen und plaudern!

Und auch sie — hatte sie Anfangs ihn reden machen aus Neugierde, so jetzt aus Interesse. Wie kam sie dazu, vor ihm, dem wildfremden

Menschen, von Dingen zu erzählen, über welche sie sonst kaum mit dem eigenen, verschwiegenen Ich zu sprechen wagte? All die Gedanken, welche in den langen Jahren ihrer Krankheit unter ihrer blassen Stirn sich gejagt und gehetzt hatten — warum sprudelten sie jetzt hervor, wie der Quell, den die Hacke des Bergmanns geweckt und erlöst hat, unaufhaltsam und uneindämmbar?

Die Uhr schlug zehn — und Frau von Wendelow blickte unwillkürlich auf das Zifferblatt; er mißverstand diese Bewegung und erhob sich.

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie sich stets so früh zurückziehen?“ meinte er zögernd. Sie wußte nicht, ob er den Vorwand ergriff, um sich ihrer Gesellschaft zu entziehen. Ihr bangte davor, eines Anderen Freiheit zu beschränken; sie sagte deshalb: „Gute Nacht!“ Er nahm die dargereichte Hand, ohne den leisen Druck zu erwidern, verbeugte sich und ging mit regelmäßigen, volltönenden Schritten aus dem Zimmer.

Sie war nun allein und wollte, wie sie allabendlich that, ihr Tagebuch weiterführen; aber als sie es aufgeschlagen hatte — es lag stets neben ihr — konnte sie den Blick nicht von dem Blatte abwenden. Es war sehr merkwürdig, daß ihr das Herz gar nicht so voll war wie sonst; daß ihr der Seufzer, den sie gestern hineingeschrieben, nur noch in der Erinnerung, nicht im Bewußtsein lebte. Freilich war ihr auch heute noch unbegreiflich, weswegen sie auf dieser Erde auszuharren habe, sie, deren Lebensinteresse längst erstorben war! Aber brauchte sie deshalb unaufhörlich an dem Unabänderlichen zu rühren? Es mußte so schön sein, wie andere Menschen zu leben, nur dem Augenblick, den kleinen Leiden und Freuden, nicht stets im Bewußtsein aller Tragik des Schicksals!

Sie klappte das Buch zu, sie wollte nicht einmal darin blättern. Sie wußte ja genugsam, was darin stand: ihr ganzes Herz, die große Bitterkeit und die noch größere Liebe, die sie sich vorwarf, weil sie ihr ein Unrecht gegen die eigenen Kinder schien. Ach ja, sie kannte nur zu gut all die Selbstquälereien, die Spitzfindigkeiten ihres Herzens und Kopfes, welche die einzige Abwechselung in ihrem gleichmäßig mit ihren Kindern verbrachten Leben waren. War sie nicht, dem Scheine zum Trotz, eine schlechte Mutter gewesen? Sie hatte immer nur an den Vater gedacht, an ihn, der auch jetzt noch den Inhalt ihres Lebens bildete!

Unterdeß war die Wirthschafterin, das sogenannte Fräulein, eingetreten, die nach verschiedenen Kleinigkeiten für den folgenden Tag fragte

„Wollen gnädige Frau nicht, daß ich Anna rufe? Es ist schon spät.“

„Nein,“ entgegnete die Herrin, „ich bin nicht müde!“ Plötzlich aber fiel ihr ein, daß sie die Leute ja unnöthig lange aufzubleiben nöthigte.

„Es ist doch recht peinlich, so abhängig zu sein,“ dachte sie und griff an ihr Bein. „Ich glaubte, mir müßte die Lähmung gleichgültig sein, weil ich wunschlos bin. Der Doctor meinte immer, es könne einmal wieder besser werden, wenn ich nur wolle. Was kann er damit ge-

meint haben? Jeder möchte doch lieber gesund sein! Herr Mark Rieger schien zwar zu denken, daß ich mir in der Krankenrolle gefiele! Junge Männer werden jetzt dazu erzogen, die Frauen zu verachten, seit Schopenhauer an der Mode ist. Ich werde ihm aber eine bessere Meinung beibringen. Allein wozu? Es ist ja viel besser, wenn wir ungekannt an einander vorbeiziehen! Wenn ich nur wüßte, was hinter diesem angenehmen Aeußeren steckt? Hermann sagte, der stärkste Zug im Menschen sei die Neugierde; es wird wohl Neugierde sein, daß ich immer durch Herrn Rieger's Augen hindurch sehen möchte, während ich mir vorrede, daß es der Kinder wegen wichtig sei, ihn zu ergründen. Er ist drei Tage hier; mir scheint es schon viel länger. Dabei hatte ich heute Abend, als ich so lange mit ihm sprach, Angst, daß ich es thäte, um mich vor ihm zu zeigen; ein Franzose sagt einmal: ‚Man will die Anderen nicht kennen lernen, sondern von ihnen gekannt sein!‘ Wer so viel liest wie ich, wird ein Stückwerk fremder Gedanken. Mein Gott, wie gern möchte ich in der Atmosphäre gelebt haben, aus welcher er kommt, in welcher Alles so normal und einfach, nichts unnatürlich ist — in und an mir war stets Alles unnatürlich!“

„Doch nein, ich wollte mich nicht vor ihm zeigen; wirklich nicht, ich habe gar nicht daran gedacht, wie ich ihm erscheinen könnte. nur hat er mich interessirt, wie lange nichts. Warum nur? Mir ist doch sonst die Außenseite der Dinge gleichgültig. Ist es nur die augenerfreuende Form des Mannes, oder —“

Damit schlief sie ein.

Der „neue Hauslehrer“ hatte seine Kerze in die Hand genommen, war die Treppe hinaufgestiegen und tappte nun mit der Unsicherheit eines Fremden durch die Finsterniß, welche das in der Zugluft flackernde Licht fast noch verstärkte, nach seinem Giebelzimmer. Mechanisch zündete er seine Lampe an, blies die Kerze aus und befreite seine Hand von ein paar Wachströpfchen, die darauf gefallen waren; gleichfalls mechanisch öffnete er ein Cigarrenkästchen — er hatte es vorgefunden bei seiner Ankunft und sich darüber gefreut als über eine unerwartete Aufmerksamkeit. Mit der Sorgfalt eines raffinirten Rauchers schnitt er die Spitze der Cigarre ab, entzündete dieselbe und begann, mit starken Schritten auf und abgehend, zu rauchen.

Sein Zimmer hatte nichts Merkwürdiges, und sein Blick ruhte auch nicht auf einem der in ihm vorhandenen Gegenstände, sondern starrte leer in's Weite, durch die Wände hindurch. Ob er in Gedanken versunken oder gänzlich gedankenlos umherwanderte, war ihm nicht anzumerken.

Es war ein richtiges „Candidaten-Zimmer“ in typischer Ausstattung: eher zu groß als zu klein; der Hausrath ein wenig schäbig, umsomehr als die meisten Stücke desselben ein gewisses prätentiöses Aussehen hatten, als ob sie sich besserer Tage erinnerten und nur gezwungen in der Giebel-

stube auszuharren sich herabließen. Da war der Schreibtisch, ein geradezu unglaublich mit Tinte beschmiertes Möbel; ferner der krachende und seufzende Schaukelstuhl, welcher in den Tagen seiner Jugend den Glanz schwarzer Lackirung und prunkender Vergoldung besessen zu haben behauptete; an der langen Wand entlang drückten sich einige verlegen aussehende Ledersessel, alle mit einer charakteristischen Vertiefung im Polster; ein Bücherbord, das sich erfolgreich in der Nachahmung des schiefen Thurmes von Pisa versuchte, und schließlich hinter dem durchsichtigen, verschossenen Vorhange, dessen Farbe bei Lampenlicht nicht mehr zu eruiren war, das Bett.

Der junge Mann rauchte träumerisch weiter und traf dabei seine Vorbereitungen zum Schlafengehen.

Aber bald sah er, daß er sich getäuscht hatte — er war noch nicht müde und konnte nicht einschlafen, so lange sein Geist noch so eingenommen war von der gelähmten Frau.

Ist sie schön? — Nein, nicht eigentlich. Hübsch? — Auch das nicht recht. Aber was in aller Welt fesselte ihn denn so, warum hatte er ihr Bild überall vor sich? Ja, sie war doch schön, nur ganz anders als alle anderen Frauen! Sie war schön, wenn sie sprach, schön, wenn sie ihn so wunderbar ansah, während er sprach, und schön vor Allem, wenn sie lachte! Ja, sie war schön, trotz ihrer — sollte er sagen dreißig Jahre? Sie imponirte ihm mehr als irgend eine andere Frau, die er bisher gekannt hatte. Er hätte sich überhaupt nicht gedacht, daß eine Frau ihm würde imponiren können, nein, niemals!

Ja, wenn sie nicht gelähmt wäre, wenn sie keine Kinder hätte, wenn er von ihrem Stande wäre und reich und klug — er fuhr auf aus dem Halbschlaf. Die Cigarre war seinen Lippen entfallen, und ein leiser brenzlicher Geruch stieg ihm in die Nase: ja, da war der kleine geschwärzte Fleck auf dem Leintuch. Er drückte das Feuer des Cigarrenrestes aus und schleuderte ihn in's Zimmer hinein; dann suchte er den Faden seiner Gedanken wieder anzuknüpfen, wo er gerissen war. Allein es ging nicht, in seinem Hirne verwirrte sich Alles, er drehte sich auf die andere Seite, und alsbald befiel ihn tiefer, traumloser Schlaf.

* * *

Frau Luisa von Wendelow pflegte frühmorgens zu erwachen; dann hatte sie ihre schlimmste Zeit: der Tag sah so grau aus, wenn er so lang vor ihr lag; sie fühlte sich so müde, als könne sie ihn und alle ihm noch folgenden nicht durchleben. Nie kam sie sich so hülflos vor, als wenn das erwachende Leben ihr all die Pflichten in Erinnerung brachte, welche sie nicht mehr zu erfüllen im Stande war. Wie ein Alp lag ihr dann die Sorge um ihrer Kinder Erziehung auf der Brust; so auch heute morgen. Gestern Abend war ihr plötzlich so leicht zu Sinn geworden — aber das

war ein Traum unter der Lampe gewesen, der im nüchternen Licht des anbrechenden Tages verflog.

Warum sollte der Mann, dem sie ihre Kinder anvertraut hatte, nun gerade etwas Besonderes sein? Sie besaß ja die leidige Angewohnheit des Idealisirens: hatte sie nicht Anfangs selbst das unausstehliche Fräulein Schulz reizend gefunden, welche doch zwei Jahre lang die Kinder geplagt und dem ganzen Hause das Leben verbittert hatte? Durch Fräulein Schulz' Kleinlichkeiten war sie zu dem Entschluß gebracht worden, einen Lehrer zu suchen. Die beschränkte, gezierte Person hatte ihr Töchterchen so eingeschüchtert, daß es die Augen nicht mehr aufzuschlagen wagte; und der Junge war ganz unbändig geworden, immer mißmuthig und unlustig zur Arbeit. Sie hatten aufgeathmet, als sie dann sich selbst überlassen waren. Herr Rieger sah jedenfalls besser aus als Fräulein Schulz! Frau von Wendelow wurde nun förmlich von einem wehen Gefühl durchzuckt, als sie daran dachte, daß sie nie, wie ihre Tochter, von des Lehrers intelligenten Augen durchschaut, von seinen festen Händen geleitet werden konnte. Denn müde und schwach, wie sie frühmorgens sich fühlte, sehnte sie sich nach einem Halt.

„Hoffentlich haben meine Kinder nicht meinen Charakter," seufzte sie halblaut; aber als sie darüber nachdachte, ob dieselben mit dem Charakter ihres Vaters glücklicher sein würden, ward sie nur noch trüber gestimmt.

Endlich regte es sich im Hause, die Dienerin trat ein, und die umständliche Toilette begann, während die Kinder von beiden Seiten an die Thür pochten und bald diese, bald jene Auskunft verlangten.

Beim Frühstück sah Frau von Wendelow den neuen Hausgenossen prüfend an, ob er noch wüßte, was sie gestern Abend Alles geredet; und ob er auch gemerkt, wie schnell sie einander vertraut geworden, — und ob er sich vielleicht darüber gewundert habe? Sein schönes, ruhiges Gesicht sah aber so fremd drein wie am vorigen Morgen, und er hatte augenscheinlich weder an sie noch an die gemeinsame Unterhaltung gedacht. Warum sollte er auch? Ihm schien es vielleicht ganz natürlich, daß sie so lebendig nach so vielem gefragt und ihm so vieles gesagt hatte; für ihn war es vielleicht nichts als eine der Unannehmlichkeiten seiner Stellung, daß er mit der Mutter seiner Zöglinge so und so viel Stunden des Tages zusammensein und sprechen mußte!

Die Kinder gingen mit dem Lehrer in's Schulzimmer, und sie schrieb Briefe; zuerst an ihren Bruder, der wegen der Gesundheit seiner Frau den Winter in Italien zubrachte. Sie wollte ihm auch über den neuen Lehrer schreiben, unterließ es aber, weil sie meinte, doch noch kein richtiges Urtheil abgeben zu können. Gerade als sie den Brief vollendet hatte, kam Herr Rieger in's Zimmer. Noch nie war er ungerufen zu ihr eingetreten; es war das erste Mal, daß er es aus eigenem Antrieb that, und sie hatte darüber eine so große Freude, daß sie roth wurde.

„Das Wetter ist heute herrlich," meinte er und blieb an der anderen Seite des Ofens stehen.

„Sind wir so verlegen um ein Gesprächsthema, daß wir zum Wetter greifen müssen?" fragte sie schalkhaft.

„Wie so?" entgegnete er, und ein Lächeln erleuchtete seine kaltfarbenen Augen. „Warum sollte man nicht auch einmal über das Wetter reden?"

„Ich habe leider keine meteorologischen Kenntnisse," meinte sie und betrachtete dabei sein hübsches Gesicht, während sie dachte, wie stolz sie als Mutter solch eines jungen Mannes sein würde. Vielleicht ahnte er ihre Gedanken, denn sein Colorit wurde wärmer und in seine Augen kam ein gelbes Licht, über welchem Frau von Wendelow ganz und gar vergaß, weiter zu sprechen.

Da wurde der Arzt gemeldet, und der junge Mann am Ofen entfernte sich wortlos. In der Thür begegneten sich die beiden Männer; der Doctor warf dem Anderen im Vorübergehen einen prüfenden, scharfen Blick zu, den dieser jedoch nicht beachtete.

„Die neue Acquisition?" fragte er nach den ersten Begrüßungen, indem er sich zur Thür umwandte.

„Sie meinen den Lehrer meiner Kinder?" entgegnete sie kühl.

„Wie macht er sich?"

„Darüber läßt sich noch nicht urtheilen," antwortete sie, das Thema abbrechend.

Die Art und Weise der Frage hatte sie offenbar verletzt, so daß sie nicht mehr Lust hatte, dem Doctor mitzutheilen, was sie sich am Morgen ausgedacht, nämlich, daß sie durchaus gesund werden wolle, und daß er das Unmögliche an ihr versuchen müsse.

Sie sagte statt dessen: „Und wie geht es bei Ihnen?"

„O, viele Sorgen, wie immer. Die Aelteste hustet, meine Schwester liegt mit ihrer Migräne schon seit drei Tagen; Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, so ein ruhiges, behagliches Haus!"

„O, Doctor," sagte sie verletzt, „ich bin wohl die Letzte, welche Sie beneiden dürften!"

„Warum? Weil Sie einmal Unglück gehabt haben? Aber die meisten Menschen haben mehr als eins!"

Sie schwieg, und er fuhr fort, über sein Haus zu klagen, und griff dann nach seinem Hut.

„Also Alles beim Alten?" fragte er beim Fortgehen.

Sie erwiderte: „Ja," ohne alle die Fragen an ihn zu richten, die sie auf dem Herzen gehabt hatte, und er trat hinaus. Draußen aber mußte er sich eines anderen besonnen haben, denn er wandte sich um und fragte an der Thür das Mädchen, wo der neue Hauslehrer sei? Sie wies ihn in's Schulzimmer. Hier traf ihn der Doctor, wie er auf und abgehend, seinen Schülern ein deutsches Gedicht dictirte. Nachdem er sich ihm vor-

gestellt hatte, fragte er ihn etwas brüsk: „Könnten Sie den Kindern nicht eine kleine Pause gewähren?“

„Ach ja!“ rief Erich und sprang schon auf.

„Wie Sie wünschen,“ antwortete der junge Mann zögernd.

„Dann vorwärts, Kinder, in den Garten auf eine Viertelstunde,“ rief der Doctor, nahm ohne weiteres Platz und wies auf einen zweiten Stuhl mit einer so bewußten Herablassung, daß der jüngere Mann, dessen Gesicht sonst so unbeweglich war, leise die Augenbrauen zusammenzog.

„Sie sind hier in keiner leichten Stellung,“ begann der Arzt.

„Ich finde sie angenehm,“ entgegnete der Angeredete kühl.

„Weil Sie kaum angekommen sind. Frau von Wendelow ist im Grunde eine ausgezeichnete Frau, aber höchst nervös und reizbar.“

Der junge Mann schwieg.

„Darauf müssen Sie Rücksicht nehmen, sie ist eben krank, oder glaubt es wenigstens zu sein.“

Er erwiderte noch immer nichts, obgleich er gern gefragt hätte, was das eigentlich für eine Krankheit wäre; aber er wollte dem tactlosen Manne nichts verdanken, nicht einmal eine Aufklärung.

„Sie nimmt immer die Partei der Kinder. Wie hat die frühere Erzieherin, Fräulein Schulz — eine ausgezeichnete Dame, mit der meine Schwester innig befreundet ist — darunter gelitten! Unsertwegen hat dieselbe es zwei Jahre ausgehalten, aber länger ging es eben nicht. Für Sie, einen Mann, ist die Stellung einer nervösen Frau gegenüber allerdings leichter.“

„Inwiefern?“ fragte er scharf.

„Nun, einem Manne gegenüber sind solche Frauen meist milder.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Er imponirt ihnen mehr. Das war ja auch das Unglück in dieser Ehe, daß sie sich Alles gefallen ließ; sonst wäre es nie so weit gekommen!“

„Von diesen Dingen weiß ich nichts; und sie gehen mich auch nichts an, da ich mich nicht mit der Mutter, sondern einzig mit den Kindern abzugeben habe.“

„Das glauben Sie; aber die Schwierigkeiten Ihrer Stellung kommen eben von der Mutter!“

„Nun, ich bin ja nicht gebunden, ich kann jeden Tag mein Bündel schnüren“, meinte er leichthin.

„Bei solcher Denkart,“ fiel der Doctor lachend ein, „werden Sie gut durch die Welt kommen — doch ich will nicht länger stören.“ Er stand auf; aus diesem Menschen war nichts herauszubekommen, wenigstens nicht so schnell. Darum nahm er seinen Hut und ging fort.

Rieger ging noch eine Weile im Zimmer auf und ab, ehe er die Kinder hereinrief. Was konnte der Doctor gewollt haben? Er hatte ein unbehagliches Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Bald aber schlug

er es sich aus dem Sinn: was ging ihn Frau v. Wendelow und ihr Arzt, ihre wirkliche oder eingebildete Krankheit weiter an? Er nahm sich vor, hinfort die Abende auf seinem Zimmer zu verbringen und zu arbeiten.

Eine Woche hindurch führte er das wirklich aus, bis sie ihn einmal direct aufforderte, ihr etwas vorzulesen.

„Sie halten mich nicht für unbescheiden?“ fragte sie und sah ihn prüfend an. „Sie wollen nicht etwa arbeiten?“

„Ich lerne ja auch hier,“ entgegnete er ausweichend.

„Bitte,“ sagte sie roth werdend, „thun Sie mir das nicht an, gegen Ihren Willen bei mir zu bleiben; denken Sie nur, wie mein Stolz bei dem Gedanken leiden würde!“

Dabei traten ihr die Thränen in's Auge.

„Ich bin sehr glücklich, wenn Sie mir gestatten, Sie zu unterhalten!“ beeilte er sich zu sagen und nahm einen Band Goethe zur Hand. „Sie erwähnten gestern seine Sprüche — soll ich Ihnen einige vorlesen?“

Er sah sie nicht an, damit sie ihre Thränen schnell verschlucken könnte; als sie ihm aber nicht antwortete, blickte er doch auf. Die ersten Thränen waren über ihre Wangen gerollt, aber schon sammelten sich neue in ihren großen Augen. „Verzeihen Sie mir; aber es ist ja so natürlich, wenn ich überempfindlich bin!“

„Gewiß, es muß schrecklich sein, immer krank dazuliegen.“

„O nein, nicht darum! Ich meine, wegen der traurigen Erfahrungen, die ich gemacht habe —“

Er sah sie verblüfft an.

„Hat man es Ihnen denn nicht gesagt, ehe Sie die Stellung in meinem Hause antraten?“

„Was denn?“

„Daß ich keine Wittwe bin, sondern eine verlassene Frau!“

Sie weinte nicht mehr, sondern sah ihn gespannt an; aber in seinem Gesichte regte sich nichts, er blickte vor sich herunter, und seine Hände spielten mit dem Buche.

„Hatte man es Ihnen wirklich nicht gesagt?“ fragte sie noch einmal.

„Nein,“ antwortete er kurz.

„Unglaublich, nicht wahr?“ sagte sie, und ihr Mund zog sich steif und fest über den kleinen Zähnen zusammen. „Unglaublich, daß eine Frau wie ich verlassen werden kann!“ Sie lachte höhnisch auf. „Ich hätte es auch nie geglaubt, aber es ist doch wahr!“

Das Lachen war verschwunden; eine furchtbare Müdigkeit lag auf dem Gesicht, als Rieger sie nach einigen Minuten des Schweigens anblickte. Er wußte nichts zu sagen, und sie schien es auch nicht zu erwarten, denn wieder begann sie, vor sich hin starrend: „Hätten Sie ihn gekannt, so würden Sie begreifen, daß ich daran zu Grunde gehe!“

Plötzlich mußte sein Schweigen ihr auffallend sein. „So sagen Sie

doch etwas! Sagen Sie, daß ich nicht zu Grunde gehen darf, der Kinder wegen! Irgend so einen Brocken, den alle Welt mir vorwirft! — Finden Sie denn kein Wort? Stößt es Sie so sehr ab, erscheint es Ihnen unweiblich, daß ich Ihnen, dem Fremden, dem jungen Manne, mein ganzes Leid vorklage?"

Bei diesen wild herausgestoßenen Worten sah sie so verändert aus, daß er sie wie gebannt betrachten mußte.

„Was soll ich reden über Dinge, die ich nicht verstehe? Ein Mann, der seine Frau verläßt, ist ein Schuft; und wie man an solchem Manne hängen kann, vermag ich nicht zu begreifen!"

„Sie haben ihn eben nicht gekannt," sagte sie weich und leise, „und ich muß doch auch viel Schuld gehabt haben — seit wie vielen Tagen und Nächten grüble ich darüber nach! Worin lag sie nur? Ich finde sie nicht! Aber sie muß dagewesen sein — auf beiden Seiten!"

„Warum? Wenn der Habicht die Taube frißt, was ist die Schuld der Taube?"

„Das verstehen Sie wirklich nicht," entgegnete sie, „und jedenfalls war ich keine Taube."

„Erich glaubt aber, daß sein Vater todt ist."

„Das soll er auch," unterbrach sie ihn. „Wenn Sie wüßten, mit welcher Angst ich in den Zügen meiner Kinder suche, ob auch keine Aehnlichkeit darinnen liegt! Wie oft giebt eine Bewegung des Kopfes, eine Intonation der Stimme mir einen Stich in's Herz, weil sie die des Vaters sind — besonders bei meinem Mädchen! Ach Gott, die Natur kann doch nicht so grausam sein und Aehnlichkeiten mit dem Manne schaffen, der kein Verdienst an meinen Kleinen hat, nur die Schuld an ihrem Sein! Giebt es denn Vaterrechte ohne Vaterpflichten? Aber nicht wahr," brach sie ab, „welche Romangeschichte! Nun graut Ihnen vor mir? Sie wären, hätten Sie das gewußt, nicht in mein Haus gekommen? — — So sprechen Sie es doch aus, ich weiß es, ich sehe es an Ihren Augen! — — Und nun wissen Sie auch, warum und seit wann ich gelähmt bin!"

Er konnte kein Wort herausbringen, es war ihm wirklich, als ob sie eine Andere geworden wäre, als ob sie gar nicht zu seiner Welt gehörte.

„Wie lange sind Sie es?" fragte er schließlich.

„Es sind etwas über drei Jahre vergangen, daß er mich um einer seiner Geliebten willen verließ — er glaubte es ihr schuldig zu sein — eines Bastards wegen," sagte sie kalt.

Mark hätte gern mehr gewußt, aber es war nicht seine Art, zu fragen. So blätterte er in den Goethe'schen „Sprüchen in Prosa". Er las laut: ‚Der Handelnde ist immer gewissenlos: es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.'

„Das verstehe ich nicht," sagte sie, und seine Art und Weise war ihr plötzlich ganz verhaßt.

Ihr war, als habe man sie auf offene Wunden getreten. Wie hatte sie sich nur vor dem Manne solche Blößen geben können? Dabei hatte sie das Gefühl, als könne sie jetzt nicht zurück, als müsse sie mehr sagen, als sei es doch nicht möglich, daß er gar kein Interesse für sie hege. Oder war sie nur so erregt, daß sie ihrer selbst wegen sprechen mußte?

„Eine schöne Frau zog ihn immer an — er hatte ja eine Künstlernatur! Ich war nie schön, obgleich er mich natürlich einmal schön gefunden haben muß; vielleicht war das der Grund, und ich war heftig und meinte, weil wir uns liebten, dürfte ich ihm Alles sagen — verstehen Sie das? Nein, Sie brauchen nichts zu antworten, ich sehe es schon. — Und dann meinte ich, der Mensch könne, was er wolle; er jedoch, er wollte immer Alles, was er irgend konnte, und noch mehr. Das müssen Sie Alles bedenken, wenn Sie den Knaben erziehen," setzte sie hinzu. „Falls er dem Vater ähnlich wird — dann — dannbringe ich ihn um, ihn und mich!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Rieger saß da und wußte nicht, wie das Gespräch in ruhigere Bahnen zu lenken sei. War dies dieselbe Frau, die bisher Tag für Tag so ruhig und lächelnd, ihm weit überlegen, mit ihm gesprochen? die mit dem Leben fertig sein, die nur noch für ihre Kinder leben wollte? Wie war das Bild verzerrt, das er sich von der still trauernden Wittwe gemacht! War sie ihm menschlich näher gerückt, nun da er sie in ihrer ganzen leidenschaftlichen Unvollkommenheit gesehen hatte? Er wußte es nicht, er wußte nur, daß er aus der Peinlichkeit befreit sein wollte, sie derart sich gegenüber zu sehen; aber er konnte nicht zuerst sprechen.

„Das heißt man ‚nervös', Herr Rieger," sagte sie plötzlich mit veränderter Stimme. „Haben Sie sich die Nerven so vorgestellt?"

„Ich habe mir überhaupt keine Vorstellung von Nerven gemacht," entgegnete er und stand auf.

„Ich schäme mich so, derart mit Ihnen gesprochen zu haben; können Sie mir denn nicht darüber forthelfen? Scheine ich Ihnen verächtlich?" fragte sie leise.

„Nein; aber so furchtbar unglücklich, daß ich wortlos davorstehe."

„Ich danke Ihnen für die Aeußerung, — und nun wollen wir uns für heute trennen. Uebrigens, warum fahren Sie nie in die Stadt? Reizt das Theater Sie nicht? Oder all die Bierpaläste? Ich wollte Ihnen das schon lange sagen. Sie wissen, die Pferdebahnen fahren bis spät in die Nacht hier hinaus, und junge Männer bleiben doch eigentlich ungern Abends zu Hause!"

Er verbeugte sich und verließ sie.

Als sie allein war, brach sie zusammen.

„Was ist es nur, das Alles wieder lebendig macht, als ob es gestern

geschehen wäre! Ich darf nie wieder den Abend mit ihm allein zubringen; sein Gesicht reizt mich zum Reden, und ich will nicht!"

Mark ging unterdessen in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte vergessen, sich seine Cigarre anzuzünden; er dachte nur, daß er den Mann aufsuchen müßte, wo er auch sei in der Welt, und ihn erwürgen.

* * *

Es war Sonntag, und Frau von Wendelow hatte mit ihren Kindern Lotto gespielt um Knallbonbons und andere Süßigkeiten. Mark Rieger, der dazu gekommen war, machte der Mutter Abends den Vorwurf, daß sie die Kinder zu sehr verwöhne. Sie aber meinte lachend: „Ich weiß, wie Sie zu der Bemerkung kommen. Der Doctor hat sie auf dem Gewissen."

Da Mark gerade an des Doctors Ausfälle hatte denken müssen, so nickte er halb lächelnd.

„Dabei ist," fuhr sie fort, „sein Vorwurf nur so eine kleine männliche Rache dafür, daß ich seine Anbetung nicht erwiederte. Und ehrlich gestanden, es wäre doch zu viel verlangt gewesen, daß ich mich für ihn hätte begeistern sollen!"

„Warum?" fragte er, um ihr zu widersprechen. „Ich glaube, es ist ein ehrenhafter Mann."

„Aber bei der Liebe kommt es auf Ehrenhaftigkeit meist nicht an! Liebe schert sich nicht um unsere Einsicht und unseren Willen!"

„Was nennen Sie Willen?"

„Was Jeder so nennt! Bleiben Sie mir mit Ihren philosophischen Spitzfindigkeiten fern! Ich weiß, Sie wollen wieder an unser Tischgespräch anknüpfen; aber ich kann nicht anders — nennen Sie es einen Mangel meiner geistigen Organisation — ich kann nicht an der Freiheit des Willens zweifeln."

„Und mein ganzes ethisches System ist auf der Unfreiheit desselben aufgebaut!" entgegnete er.

„Aber ich weiß doch, daß ich oft im Leben etwas hätte thun mögen, was ich nicht gethan habe, weil meine Vernunft stärker war als mein Wunsch, Trieb, oder wie Sie es sonst nennen!"

„Sehen Sie! Sie konnten also nicht, was Sie wollten; Sie mußten genau so handeln, wie Sie handelten!"

„Es bringt mich aber außer mir, wenn Sie das sagen! Denken Sie sich, jetzt, gerade jetzt hätte ich die allergrößte Lust, eine furchtbare Dummheit zu machen; aber ich mache sie nicht, denn ich darf nicht!"

„Dann haben Sie eben keine Lust!"

Ihr Blick streifte ihn flüchtig; so herausgefordert pflegte sie meist mehr zu sagen, als wahr war. Und doch wäre es in diesem Augenblicke Wahrheit gewesen, wenn sie ihm gesagt hätte, sie stände im Begriff, sich in ihn zu verlieben! „Wahrheit ist aber doch nichts Vorübergehendes; und

Wahrheit, die nur kurze Zeit Stich hält, ist direct Unwahrheit!“ Das flog ihr durch den Sinn, während sie den Blick zu ihm zurücklenkte. War es nur die Wirkung ihrer eigenen Gedanken, daß er ihr plötzlich verändert aussah, oder war es wirklich? Seine Augen hatten sich mit einem Schleier überzogen, und statt des klaren Strahls flackerte in ihnen ein unsicheres Licht; er vermied augenscheinlich ihren Blick. Hatte er wirklich, mit der Feinfühligkeit seltener Menschen, das Unausgesprochene verstanden?

Dabei wurde es heißer im Zimmer, von Augenblick zu Augenblick.

„Wir wollten, glaub' ich, etwas lesen,“ meinte sie beklommen, um das peinliche Schweigen zu brechen. Er reichte ihr wortlos ein Heft, das vor ihm gelegen hatte, über den Tisch; sie schlug es aber nicht auf. Es war ein merkwürdiges Wohlgefühl, ein berauschender Zauber in diesem Schweigen, das sie sich nicht fähig fühlte zu brechen — trotz der eigenartigen Angst, die ihr das Blut in den Kopf trieb und die Brust zuschnürte. Warum aber schwieg er? Er hatte doch nicht genau dieselben Empfindungen?

„Ich kann, was ich will,“ sagte sie plötzlich laut, wie im Aerger; „und ich will nicht lesen!“

„Wir können ja auch reden,“ meinte er, und seine Stimme, die gleichgültig klingen sollte, hatte etwas Tonloses.

Reden, wenn so viel Unaussprechbares in der Luft lag! Jeder Gegenstand, der ihr durch den Kopf flog, war ein brennender. Und doch mußte sie, nicht er, diese Atmosphäre reinigen! Nur Ein erlösendes Wort!

Da klingelte es. Statt der Freude über diese Störung legte sich eine große Enttäuschung auf ihr Herz. Sie hatte aus jener Stimmung herausgewollt, aber nun schien es ihr, als habe sie einen Augenblick des Glücks nicht ausgenossen!

Doch es kam kein Besuch; der Diener legte die Zeitung, welche eben abgegeben war, auf den Nebentisch.

„Wollen Sie lesen?“ fragte sie und reichte ihrem Gegenüber das Blatt.

„Die Depeschen über Bulgarien möchte ich mir ansehen,“ entgegnete er zu ihrer großen Enttäuschung.

Nachdem er schnell das Gesuchte durchflogen und die Zeitung vor sich hingelegt hatte, wie sie vorhin das Heft, fragte er: „Interessirt es Sie nicht?“

„Nein, nicht mehr! Früher versuchte ich noch mit meinen Nebenmenschen mitzufühlen; es sind mir aber zu viele geworden, mein Herzschlag reicht nicht mehr aus.“

„Meinen Sie, daß sich die Menschheit in den letzten Jahren so abnorm vermehrt hat?“ fragte er lächelnd.

„Das nicht, aber mein Herzschlag hat sich vermindert, ich habe mich egoistisch in mich selbst eingesponnen, ein Zeichen des Alters!“

„Meistens ist die Jugend selbstsüchtiger als das Alter.“

„Dann ist es vielleicht der Rest Jugend in mir. Ich rede so gern

von meinem Alter, weil ich selbst noch kein Gefühl davon habe — übrigens erst seitdem Sie bei mir sind; vorher kam ich mir immer noch jung vor, da ich nur mit viel Aelteren verkehrte. — Ja," sagte sie, wie zu sich selbst, „ich begreife eigentlich gar nicht, wie ich überhaupt dazu komme, mich mit Ihnen zu messen, zu vergleichen? Man vergleicht doch nur Gleichartiges."

„Es ist eigentlich keine Schmeichelei für mich, daß Sie uns für so verschieden erklären!"

„Und doch beabsichtigte ich eine solche. Ich stelle Sie weit über mich; ja, die Freude, die ich an Ihrer Gesellschaft habe, würde aufhören, sobald ich das nicht könnte! Es war mir immer Bedürfniß, zu Anderen aufzublicken; und da ich keine Götter mehr vorfand — ich bin zu spät geboren, unter Epigonen — so machte ich sie mir selbst. Man sieht ja immer nur im Anderen, was die eigene Natur verlangt, wodurch sie sich ergänzt; und da der meinen viel fehlte, so mußte ich mir viele Götter machen. Sehen Sie Mark, deshalb verstehe ich die Anderen so gut, und obgleich ich bin, was man eine sittenstrenge Frau nennt, so verstehe ich selbst diejenigen, auf welche man sonst herabzublicken pflegt. Dies ewige Suchen und sich im Suchen Verlieren ist nichts Kleines, es ist eins der besten Erbtheile der Menschennatur in ihrer ursprünglichen Anlage, es ist der Ausgang alles unseres Könnens und Wissens! Wie weit sich das Individuum dabei verliert, ist der Natur sehr gleichgültig! Aber ich halte Ihnen einen etwas verwirrten Vortrag, der eigentlich gar nicht in unser Gespräch paßt — wie kam ich nur dazu? Ach, ja, ich wollte Ihnen sagen, warum ich Sie über mich setze: Weil Sie rein sind, und ich schon durch so viel Schlamm gezogen worden bin!"

Er schwieg; aber dunkle Röthe zog ihm bis in das seidige, fast farblos helle Haar. Sie folgte der Blutwelle mit den Augen und erröthete dann auch.

„Als wir einmal von der Männerwelt im Allgemeinen sprachen, und Sie meinten, es gäbe Männer, die zu viel auf sich hielten, um sich je wegwerfen zu können," fuhr sie fort und sah mit den Augen an der Wand entlang, als wollte sie dieselbe mit dem Blick glätten und all die Bilder von ihr abstreifen; „da habe ich das Mädchen beneidet, das einst Ihre Frau werden wird — so beneidet, daß ich es schmerzhaft wie einen Stich in die Brust fühlte. — Ich war ja im Leben meines Mannes doch nur die so und so Vielte, weder die Erste noch die Letzte! — — Jetzt wollen wir uns aber Thee bringen lassen," setzte sie hinzu, „und nicht mehr schwatzen! Es hat ja eigentlich das Alles keinen Werth, oder nur für so eine sentimentale Kranke, die mit der Blendlaterne plötzlich ein Stück Leben beleuchtet und sich einbildet, daß all das Andere, weil es gerade im Dunkel liegt, überhaupt nicht da sei. — Hat eigentlich die Liebe Wichtigkeit im Leben oder nicht? Ist sie wirklich die Axe, um die sich die alte Welt dreht, oder

haben die Anderen recht, die in ihr nur jene fata morgana erblicken wollen, jenes Trugbild, hinter dem die Natur ihre dunkelen Zwecke verbirgt? Sie verstehen mich doch? — Wenn ich von Liebe spreche, meine ich, wie wir Frauen meistens, nur die geistige Liebe, welche an dem rohen Körperlichen ersterben würde, welche nichts mit Schopenhauers Fortpflanzungs-Ideen zu thun hat; die Liebe, deren äußerste Verirdischung ein im Sterben gegebener Kuß wäre — etwas, worüber der gröbere Mann lacht, bis er selbst es einmal empfindet; die Liebe, welche keines Körperlichen zu ihrer Bethätigung bedarf, da sie aus einer anderen Sphäre hinüberleuchtet in diese rohere Welt der Erscheinungen! Sie lachen schon? Selbst Sie — den ich eben noch reiner als mich genannt? Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht zu den Männern werfe!"

„Werfen Sie mich zu ihnen, das wäre nur richtig!" meinte er. „Und was Liebe bedeutet, ob sie etwas bedeutet, fragen Sie nicht mich; ich habe sie nie erfahren!"

„Wirklich nicht? In keiner Form?"

„Nein, in keiner!" erwiderte er.

Doch sie hielt es für eine Nothlüge: wie konnte man aber auch Fragen stellen, auf die man doch keine aufrichtige Antwort bekam? Das war wieder einer ihrer unausstehlichen Frauenzüge, die sie ablegen mußte! Hatte er nicht erst kürzlich gesagt, derartiges verheimliche man seiner eigenen Mutter, seiner Schwester, seinem Bruder, Allen! Er war gewiß verlobt!

Ihre Gedanken flogen hinüber in seine nordische Heimat, und ihr war, als sähe sie hinter den kleinen Scheiben eines alten Patricierhauses ein rundes Gesichtchen, welches mit seinen großen Kinderaugen über dem reizenden Stumpfnäschen weg sehnend in die Ferne schaute. Ja, das war „Sie", und der ganze Duft des Nordens lag auf ihr. — Wie jedesmal, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte, hatte sie auch damals die kleine Faust geballt und ganz ungehörig mit den Füßchen gestampft, als Mark in die Ferne gezogen war und ihr geschrieben hatte, warum. Sie sah es nicht ein, daß ihr Geld zwischen ihnen stehen sollte, sie war doch weit stolzer auf ihn gewesen als auf ihre Thaler? Ja, sie würde auf ihn warten, und endlich würden sie getraut werden in dem Dome mit der schönen Holzschnitzerei, von der er kürzlich gesprochen, und die Poesie erster Liebe und junger Ehe würde ihn der Erde entrücken! —

Auf wie lange? — Das fragte sich die Frau, deren Augen jetzt nur noch träumerisch auf ihm ruhten. O, nicht auf lange! Die entsetzliche Prosa des Lebens, der entnüchternden Täglichkeit würde den Zauber verschlingen. Nachher, nach einigen Jahren, würde er ein glücklicher Familienvater sein, wie Hunderttausende. Das Maikraut ist nur duftig, ehe es zur Blüthe kommt; aus den reizvollen Heckenrosen reifen Hagebutten! Aber dem Lauf der Entwickelung kann Keiner entgehen, und Entwickelung ist nicht immer Vervollkommnung. Wie schade, wie jammerschade! Auch er mußte

das Alles durchmachen, wie jeder Andere. Er sehnte sich ja nach der abstumpfenden Behäbigkeit des Lebens, er glaubte nicht, daß das wahre Leben dort aufhört, wo so Viele meinen, daß es begänne!

Warum hatte es aber für sie nicht aufgehört? Warum hatte ihr die Prosa des Täglichen das Herz nie ausfüllen können; warum meinte sie, daß nur sie allein an der Quelle des Ewigen getrunken habe?

„Sie sind müde," unterbrach er plötzlich ihren Gedankengang und stand auf. Sie entgegnete nichts, und er ging fort. Nun träumte sie weiter.

Sie wußte wohl, warum sie eine so gute Meinung von sich hegte — weil Er, der ebenso Gehaßte wie einst Geliebte, sie von ihr gehegt hatte. Und jetzt, wo sie allein war, wo vor dem nüchternen Bilde, das sie sich von Marks Zukunft gemacht, die ganze unreale Poesie des Gefühls verraucht war, welches heute Abend zwischen ihm und ihr emporgestiegen war, jetzt dachte sie zum ersten Male wieder mit Haß an den Mann, an dessen unwandelbare Liebe sie einst geglaubt, und der doch nach ihr Anderen gehört, der in ihrem Arm von Anderen geträumt und der sie verrathen und verlassen hatte! Ja, mit ihm hatte es für sie keine Prosa gegeben, sein Zauber war bis zur letzten Stunde unvermindert geblieben — aber wohl darum hatte die Dauer gefehlt!

* * *

„Weshalb bin ich hier immer so müde?" fragte sich Mark am nächsten Morgen, als er den wirren blonden Kopf in das eiskalte Wasser getaucht hatte, um seine brennenden Augen zu kühlen. „Weshalb? Doch wohl, weil ich hier schlecht schlafe! — Aber weshalb schlafe ich nicht wie sonst und anderswo?"

Er beendete seine Toilette und begab sich in's Frühstückszimmer, durch welches sein suchender Blick hastig glitt, um etwas enttäuscht an seinen beiden Zöglingen haften zu bleiben. Diese hatten auf ihren Lehrer gewartet, um mit ihm gemeinschaftlich frühstücken zu können. Jetzt erhoben sie sich, gaben ihm die Hand und wünschten ihm guten Morgen.

„Guten Morgen, Kinder!" antwortete Mark, etwas zerstreut und wie von oben herab — er kam sich ganz neuerdings so unendlich viel älter vor als sie. „Eure Frau Mama schläft wohl noch?" begann er, sich auf seinen Stuhl setzend, aber die Augen und Ohren nach der Thür gerichtet, ob er nicht das Knarren des Rollstuhles vernähme, auf dem die Kranke sich gewöhnlich an den gemeinsamen Frühstückstisch schieben ließ.

„Ja, Herr Rieger," sagte Käthchen, denn Erich hatte bereits den Mund zu voll, um antworten zu können.

„Ich guckte eben in Mama's Zimmer hinein; sie rührte sich noch nicht, sie schläft oft Morgens noch einmal ein, wenn die Nacht schlecht war."

„Natürlich!“ sagte Mark; schweigend trank er seinen Kaffee und stand auf, um in's Schulzimmer zu gehen.

Wie angenehm warm war es dort schon; die Sonne blickte gerade mit ihren ersten Strahlen durch's Fenster, und draußen, im Garten hinter dem Hause, zeigten sich nur noch unter den Sträuchern und Hecken Spuren des vergänglichen Märzschnees. Mark trat an's Fenster, blickte scharf auf das an der Außenseite befestigte Thermometer, nachdem er sein Auge zuvor in die richtige Höhenlage gebracht — aber er that es nur aus Gewohnheit, er sah gar nicht, daß der Endpunkt des Quecksilberfädchens auf 5° über Null stand. Er gähnte, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und fragte: „Was haben wir heute Morgen?“

Diesmal war es der Junge, welcher antwortete; das Mädchen schaute gespannt zum Hauslehrer hinüber, für den sie extra eine halbe Stunde früher aufgestanden und in den Garten hinaus gehuscht war. Unter dem Schnee, in der Ecke hinten am Hagebuchenzaun, wußte sie die ersten Schneeglöcklein: die hatte sie für ihn gebrochen, in ein niedliches Sträußlein zusammengebunden und auf seinen Platz hingelegt — und nun — nun hatte er sie nicht einmal angesehen! —

„Zuerst haben wir Rechnen,“ hatte Erich auf die Frage Marks erwidert.

„Aber Erich, wie kannst Du so etwas sagen?“ rief Käthchen, ohne auf das Winken ihres etwas ängstlich aussehenden Bruders zu achten. „Du weißt doch, daß wir am Montag Morgen zuerst immer Religion haben!“

Der Knabe ward roth und schwieg. „Deine Schwester hat recht! — Nun Erich, fange Du an!

Und Erich fing mit beklommenem Herzen und unsicherer Stimme an, den dritten Artikel herzusagen, mechanisch und ohne Rücksicht auf den Sinn, wie Kinder meistens thun. Als er aber an's: „Was ist das?“ kam, verwickelte er sich, gerieth in eine falsche Reihe, merkte es, begann von Neuem, wurde wieder fest, und schließlich, zumal da er das Auge des Lehrers auf sich gerichtet wußte, schwieg er in absoluter Verwirrung.

„Nun Erich?“

Er sah halb trotzig auf. „Aber Fräulein Schulz half uns immer beim Aufsagen — sie sagte uns immer ein Wort — — — bei ihr brauchten wir es nicht besser zu wissen — — —“

„Aber bei mir!“ sagte Mark, und sein Auge war so finster, daß der Junge die trotzige Miene so schnell wie möglich wieder aufgab; er hatte am Sonnabend überhaupt nicht gearbeitet, sondern den ganzen Nachmittag gespielt.

„Käthchen, zeig' Deinem Bruder einmal, wie man lernen muß!

Das Mädchen erröthete vor Stolz und Vergnügen und sagte ihr Pensum ohne Fehler und Anstoß auf. Die Stunde nahm ihren Fortgang:

Käthchen wußte die Fragen immer richtig zu beantworten, Erich fast nie; ihr frisches kleines Kindergesicht strahlte vor Eifer und Vergnügen, und die Religionsstunde ging ihr viel zu früh zu Ende.

Dann kam das Rechnen an die Reihe. Mark begnügte sich damit, die hin und wieder an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, und schritt für's Uebrige langsam auf und ab, achtlos die Schneeglöcklein in der Linken drehend und hin und wieder gähnend. Ja, es war zweifellos, das Unterrichten machte ihm nicht mehr das Vergnügen wie in den ersten Tagen. Morgens, wenn er aufstand, lag der Vormittag vor ihm wie eine weite, langweilige Ebene, ohne Baum und Strauch und Haus, und mit bleiernen Wolken drüber; er durchwanderte diese Ebene, weil er eben mußte, weil es sein Geschäft war und weil — ja, weil auf den Tag der Abend folgte, der Abend, den er am Ruhebett jener kranken Frau zubringen durfte! Er lebte nur für diesen Abend — und doch, was hatte er eigentlich davon? Hätte er nicht noch vor wenigen Wochen solches Leben für entsetzlich langweilig und öde gehalten? Hatte ihm nicht gegraust vor der Aussicht, den Tag mit geisttödtendem, halbem Müßiggang zubringen zu müssen? Sicherlich; nur in dem Wunsche seine zwar kleinen, aber ihn doch drückenden Schulden los zu werden, hatte er die ihm dargebotene Stellung angenommen. Die Abende, das war sein tröstender Gedanke gewesen, die Abende würden doch sein bleiben, die würde er verwenden zu seinen Lieblingsstudien oder zu seiner Zerstreuung. Ja, das war anders gekommen. Noch stand seine Bücherkiste unausgepackt da, noch war er keinen Abend ausgegangen, obwohl er die große Stadt Wien, deren Lichterglanz durch die Dunkelheit bis zur Villa herüberschien, noch so gut wie gar nicht kannte, und obwohl dort Vergnügen und Amüsement so leicht zu beschaffen waren.

Er lachte plötzlich leise vor sich hin, so daß seine beiden Schüler ihn verwundert anschauten. Er dachte: Jene wunderbare Frau, die so eifrig die Freiheit des menschlichen Willens zu vertheidigen unternahm, wie würde die mit einem Mal seiner ganz entgegengesetzten Ansicht beipflichten, wenn sie ahnen könnte, wie er unter ihrem Zauber gebannt und gefesselt lag, unfähig, sich davon loszumachen oder nur an irgend etwas Anderes zu denken als an sie, allein an sie! Aber gerade das durfte er ihr ja nicht sagen. „Mein einziger Trost ist," dachte er bei sich, „daß sie nicht ungestraft solche Tyrannei über mich aufrichten kann. Wirkung und Gegenwirkung sind gleich — in ihrer ganzen starken Eigenliebe lacht sie darüber, daß Jemand auf sie sollte Einfluß gewinnen können, ohne oder gar gegen ihren Willen — sie entflieht dem Verhängniß so wenig wie ich — aber was will dieses mit uns beiden, was hat es vor? Verliebt bin ich nicht, das weiß ich; es ist nur, als hätte sie mich hypnotisirt. Ich höre sie zu mir sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ich sehe sie wie durch eine Wolke hindurch und ich lasse sie ruhig sprechen — sie ist so

schön, wenn sie spricht! Soll ich aber, um irgend ein armseliges Wort zu sagen, auch einmal den Mund öffnen, dann muß ich mich gewaltsam dazu aufraffen; und daß es albern ist, was ich rede, ist nicht meine Schuld: sie hat es zu verantworten, sie holt die Worte aus mir hervor. — Wenn ich nur wüßte, was sie will? Fast kommt sie mir vor, diese gelähmte Frau, wie die Spinne im Netz, die auf ihr Opfer wartet. Es soll ja Frauen geben, die mit ihrer dämonischen Macht die Männer an sich locken, um mit ihnen zu spielen und ihnen das Herzblut auszusaugen, oder ihnen wenigstens tief in's Herz, in's innerste Selbst zu schauen und jede Faser ihres Wesens zu zerpflücken. Dann, wenn ihre Neugierde zufriedengestellt, ihre Langeweile für eine Zeitlang zerstreut worden, dann ist auch ihr Interesse verflogen, dann werfen sie uns dahin, wohin sie unsere Vorgänger bereits geworfen, in's Nichts. Sollte sie von diesen Frauen eine sein? Gott weiß! Aber bald werde ich's ja sehen. Und was dann? Unter demselben Dache mit ihr leben und sie nicht mehr sehen, sie nicht mehr sprechen hören, das hielte ich nicht aus, ich schnürte mein Bündel und ginge. — Dieser Doctor muß sie geliebt haben, darum beobachtet er sie so sonderbar, und auch mir warf er gestern so unverschämt forschende Blicke zu, daß mir das Blut zu Kopf stieg. — Die dreiste Vertraulichkeit, mit der er ihr die Hand küßte! Ich weiß wohl, das ist österreichische Sitte und bedeutet weiter nichts — ich habe noch keiner Frau die Hand geküßt in meinem Leben, aber ihr möchte ich sie küssen — nur daß es mir etwas anderes wäre als bloße Höflichkeit und Unterthänigkeitsform — von der Hand zum Munde ist ja kein weiter Weg!"

Sie lag währenddessen noch im Bett; sie dachte an ihn und sprach mit ihm. Wohl wußte sie, daß sie nur aufzustehen brauchte, um wirklich mit ihm zusammen zu sein; aber sie konnte sich nicht von seinem Bilde losreißen, das ihrer Einbildungskraft seine Scheinexistenz verdankte. Dabei ging sie mit sich in's Gericht. Was wollte sie, und was that und fühlte sie? Hatte sie schon einmal in ihrem Leben Aehnliches gefühlt? — Natürlich war es ihr erster Impuls, Nein zu sagen. Aber vielleicht war das acute Gefühl ein so ganz anderes als das nur in der Erinnerung lebende, und sie wollte sehr streng gegen sich sein. Konnte sich das, was jetzt ihr Herz beschäftigte, auch nur vergleichen lassen mit dem Gefühl, welches sie einst für ihren Mann gehegt? Jahre lang hatte sie an seiner Seite in der sogenannten großen Welt gelebt, und sie leugnete es nicht, oft hatte es ihr Freude gemacht, wenn sie Männern gefiel — freilich nicht etwa aus Gefallsucht und Eitelkeit, nur seinetwegen, um seiner würdiger zu erscheinen, denn ihr Herz hatte ihm ganz ungetheilt gehört.

Seitdem aber das Unglück in seiner ganzen Schwere sie heimgesucht hatte, glaubte sie in quälerischer Selbstreflexion ihr ganzes individuelles Sein erstorben — nicht für sich, nur noch für ihre Kinder hätte sie fortan zu leben! Und das sollte nun ein Irrthum gewesen sein?

Er selbst, über den sie zu Grunde gegangen, er selbst war es gewesen, der ihr stets gesagt, sie habe noch nie geliebt, immer nur sich lieben lassen. Sie hatte dazu gelacht und sich gewundert, was er wohl meinen könnte? Und sollte ihr am Ende jetzt das klar werden, was sie früher nie verstanden, sollte sie jetzt, wo sie sich nicht mehr jung nennen durfte, wo sie seit Jahren schon nur für ihr heranwachsendes Mädchen noch geträumt hatte, dem Zauber jener fremdartigen Macht verfallen, sich unter ihre Herrschaft begeben?

Es war ja nicht möglich! Und wer war es, mit dem sie jenen erdentrückenden Traum träumen sollte? Ein Mann, jünger als sie, in dem sie nur einen älteren Bruder ihres Knaben zu sehen geglaubt hatte! Eine förmliche Angst packte sie. Doch vielleicht beschwor sie die Gefahr für sich nur dadurch herauf, daß sie sich vor ihr ängstigte? Und wovor fürchtete sie sich im Grunde? Vor Leid und Qual? Kannte sie deren nicht schon genug? War nicht durch sie ihr ganzes Herz durchfurcht? Gab es nicht auch Glückseligkeiten in diesem Gefühl, die sie jetzt schon ahnte? War es nicht eine Wonne, so ganz stille dazuliegen und an ihn zu denken, zu denken, wie sein Lachen ihm sonnig das Gesicht erhellte, und daß sie nur sich zu erheben brauchte, um ihn zu sehen? Ja, sie konnte sich vorstellen, daß sie ihm leise mit der Hand über die Haare führe, und sie durfte sogar in Gedanken ganz verstohlen seinen rothen Kindermund mit ihren Lippen streifen, ganz sachte, so daß er es gar nicht merkte. Das durfte sie; gerade, weil es nie geschehen würde. Dazu war ja ihr Wille da, den er nicht anerkennen wollte, weil er dessen Macht nicht ahnte! Vor einer Aeußerung ihres Gefühls fürchtete sie sich nicht, nein, an Selbstbeherrschung hatte es ihr ja nie gefehlt! — Und wenn sie so geistig mit ihm lebte, ohne daß er es ahnte, wenn sie sich ein Glück stahl, indem sie sich vorstellte, es wäre ihr eigen — doch nein, schon das war ein Raub! Nein, sie, die nicht nach dem Thun, sondern nach dem Denken die Menschen beurtheilte, sie durfte nicht einer Gedankensünde nachhängen.

Sie war dunkelroth geworden; diese Träume mußte sie von sich abschütteln! Sie klingelte, sie wollte sich anziehen lassen. Als aber ihr Mädchen kam, schickte sie es wieder fort: schon seit einigen Tagen hatte sie daran gedacht, einmal einen Schritt allein zu gehen; sie wollte den Versuch machen und war überzeugt, daß er gelingen würde, wenn Mark sie stützte — sollte nicht vielleicht die bloße Vorstellung, daß er ihr seinen Arm reichte, helfen können? War ihr doch jedesmal, wenn er ihr die Hand gab, zu Muth gewesen, als könnte sie an dieser Hand sich aufrichten und wandeln, als gäbe es etwas von dem magnetischen Einfluß, an den sie doch nicht glauben mochte! Auch die verlachte Jägersche Geruchstheorie fiel ihr immer in seiner Nähe ein; ihr war, als ob sie auch durch die Nasenflügel Kraft von ihm söge, wenn er ihr gegenüber saß! Er war so gesund und stark, sie so leidend und zart — war es nicht einfach natürlich?

Sie setzte ihre Füße auf und hielt sich mit beiden Händen fest; aber der Muth, sich aufzurichten, wollte nicht kommen. Noch saß sie auf ihrem Bett. „Ich kann doch, was ich will!“ murmelte sie vor sich hin und erhob sich, in demselben Augenblicke aber stürzte sie auch zusammen, so daß sie ohnmächtig dalag, als das Mädchen wiederkam. Mit Hilfe des schnell herbeigerufenen Fräuleins brachte sie ihre Herrin in's Bett zurück.

* * *

Mark, der inzwischen seine Stunden beendet hatte, stand am Fenster und blickte hinaus. Als er den Arzt anfahren sah, ging er eiligst in den Garten hinaus, wo die Kinder spielten, um dem neugierigen Manne auszuweichen. Weder er noch die Kinder, mit denen er Springübungen machte, fanden in dem Kommen desselben etwas Sonderliches; erst als sie beim Frühstück nur drei Couverts gelegt sahen, wunderten sie sich. Käthchen stürzte hinaus in die Küche, um zu fragen, was geschehen, und kam mit der Nachricht wieder, Mama dürfte Niemand sehen und in den nächsten Tagen auch nicht aufstehen!

Trübe begannen sie ihr Mahl. Mark fühlte eine unerklärliche, sonderbare Angst, wie noch nie im Leben, ihm wurde heiß und kalt, und er begriff nicht, wie die Kinder gleich nach der Suppe schon wieder schwatzen und lachen konnten! Er hatte nie kranke Leute gesehen, wenigstens so weit er sich erinnerte, und jede Krankheit war ihm gleich mit dem Tode verwandt. Gut, daß der Nachmittag wieder Stunden und damit Arbeit brachte, sonst wäre er ihm gar nicht vergangen. Als er Abends auf seinem Zimmer saß, brachte ihm die Jungfer unerwartet ein offenes Briefchen. Verwundert betrachtete er es, ehe er es las; es enthielt nichts als: „Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten?“

Anfangs verstand er nicht, woher es kam; dann aber fragte er hastig: „Wo ist denn die gnädige Frau?“

„Im Salon; sie ist eben aufgestanden — der Doctor hat's verboten, aber sie wollte nicht hören.“

Er antwortete nicht, sondern stand auf und ging.

Als er in den Salon trat, sagte sie: „Nur für Sie bin ich aufgestanden, denn mir war, als müßte ich Sie sprechen; in meinem Schlafzimmer darf ich Sie doch nicht empfangen!“

Sie hielt seine Hand fest, während er nichts zu entgegnen wußte als: „Geht es Ihnen wirklich besser? Sind Sie nicht sehr krank?“

„Wissen Sie, was ich gethan habe — aber nun setzen Sie sich erst! — ich habe zu gehen versucht, und es ging nicht.“ Sie lachte leise auf.

Er schwieg. „Und wissen Sie auch, warum ich zu gehen versuchte?“

Er schüttelte den Kopf und sah sie träumerisch an. Sie war auch schön anzusehen: über dem glänzenden schwarzen Haar trug sie ein weißes Spitzenhäubchen mit kleinen rosa Schleifen, und der weiße Kaschmir-

Morgenrock, der einen so hohen Kragen hatte, daß der Kopf halb darin stak, kleidete sie ganz besonders gut. Sie sah gar nicht so bleich und leidend aus wie sonst.

„Ja, weil — weil — eigentlich sind Sie daran schuld, — weil ich mir einbildete, Sie würden an die Macht meines Willens glauben, wenn ich plötzlich gehen könnte.“

„Ich glaube auch so daran,“ erwiderte er leise und tonlos, „wenn auch in anderem Sinne als Sie —“

Sie verstand ihn nicht ganz, aber sie nahm seine Hand und maß an ihr die eigene, fast ohne zu wissen, was sie that; plötzlich jedoch wurde sie roth und ließ seine Hand wieder fallen.

„Wissen Sie, wie mein Mann mich immer nannte?“ fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Isa! Finden Sie das hübsch? Ich wünschte, daß Sie einmal Isa sagten!“

Er that es, und Beide schwiegen einen Augenblick.

„Ich glaube, ich könnte gehen, wenn Sie mir hülfen,“ begann sie wieder. Sie hatte ihre Selbstbeherrschung verloren: sie wußte gar nicht mehr, was sie sagte und that; der Rausch, in den seine Nähe sie versetzt hatte, machte sie willenlos, sie konnte sich seinem Einflusse nicht entziehen. Hätte er, wie es jeder Andere gethan haben würde, ein Wort, eine Bewegung des Entgegenkommens gemacht, der Rausch wäre verflogen; so aber, wo sie um jedes Wort von ihm erst werben mußte, war der Wunsch, ihm von Liebe zu sprechen, stärker in ihr als alle Ueberlegung. Bald hatte sie nur noch ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sie etwas höchst Eigenthümliches empfand, daß dieser nicht zurückzudrängende Trieb, ihn anzurühren, Liebe sei; daran, daß er dasselbe empfände, zweifelte sie keinen Augenblick. Wie aber konnte das so urplötzlich in ihr geworden sein?

„Wollen Sie mir gehen helfen?“ fragte sie noch einmal. Er sprang auf, umschlang sie und hob sie aus dem Rollstuhl — sie stand, fest an ihn gelehnt, denn er hielt ihre Schultern noch umfangen; sie wandte sich ein wenig mehr ihm zu und küßte ihn auf die Wange.

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte sie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so groß sind,“ murmelte er befangen.

„Sehen Sie, an Sie gelehnt kann ich stehen und“ — sie machte einige Schritte, er folgte ihr — „auch gehen!“ Dann aber setzte sie sich schnell, ihr ward schwindelig.

„Wissen Sie, was das ist?“ fragte sie ihn, mit zurückgelehntem Kopf zu ihm aufschauend. Wieder nickte er nur wortlos.

„Das ist Liebe,“ sagte sie. „Hätten Sie sich die so schön gedacht?“

„Nein, Isa,“ flüsterte er und kniete neben ihr nieder. —

Sie wußte weiter gar nichts die ganze Nacht, als daß er „Nein, Isa“ gesagt und neben ihr gekniet hatte. Gleich darauf war die Jungfer ein=

getreten, aber er hatte doch „Ja" gesagt! Wie hatte es geklungen? Sie wiederholte es sich. Und wie war es gewesen, als er sie umfangen und mit seinem mächtigen Arm aus dem Stuhl gehoben hatte? Mit geschlossenen Augen konnte sie sich das Gefühl zurückrufen. Wunderbar! — Aber nicht er hatte sie geküßt, sondern sie ihn — ob er es wohl morgen thun würde? Er hatte gewiß noch nie eine Frau geküßt! Womit sollte sie es nur verdienen, daß sie seine erste Liebe war? Er hatte es zwar nicht gesagt, aber sie wußte es, daß er sie liebte. Es konnte ja nicht anders sein, sie liebten sich, als ob sie Beide Kinder wären, welche die Liebe erst erfunden hätten; es hatte noch Niemand vorher so lieben können — und damit schlief sie ein.

Er nicht! Lange durchmaß er hin und her wandernd sein Giebelzimmer, dann warf er sich schwer in den Schaukelstuhl. Und als er auch hier keine Ruhe fand, legte er sich, den Kopf auf die Arme gestützt, in die Fensterbrüstung. Draußen wehte kalte Frühlingsluft — er fühlte es nicht, ihm war siedend heiß.

Was sollte nun werden? Keinen Augenblick kam es ihm in den Sinn, die Frau verantwortlich zu machen. Sie war ihm eine Heilige, ein Kind, ein Engel! Aber er, was war er? Ein roher Mensch, der den einen Wunsch nur fühlte, diese Frau in seinen Armen zu zerdrücken, der sie nicht mehr sehen konnte, ohne sie berühren zu müssen! — Ja, nun er es sich überlegte, hatte er vom ersten Tage an den Wunsch gehabt, sie zu küssen. Mußte er sich nicht seiner selbst schämen, war er nicht ein wildes Thier? Wie war nur diese heiße Leidenschaft, vor der er sein Lebenlang keine Furcht gehabt hatte, so plötzlich in ihm erwacht? Sie ahnte ja nichts davon, Kind wie sie war; sie spielte ahnungslos mit dem Feuer, sie meinte, es wäre Jeder so rein wie sie!

Er hielt es im Zimmer nicht aus; so suchte er sich die Hausschlüssel, leuchtete sich vorsichtig die beiden Treppen hinab, ließ die brennende Lampe im Flur und schloß Haus und Gitter hinter sich zu. Er fühlte sich erleichtert, als er auf der Straße stand, und doch war ihm, als müsse er wieder zurück, als dürfe er sie nicht allein lassen in der dunkelen Nacht. Er ging jedoch vorwärts, die Chaussee entlang bis zur Stadt und kehrte erst beim grauenden Morgen gedankenlos vor Ermattung heim.

* * *

Sie konnte jetzt gehen, aber Beide behielten es noch für sich als ihr Geheimniß. Er hatte sie geheilt — durch seinen ersten Kuß oder durch die folgenden? Darnach fragte sie ihn lachend, wenn er, vor ihr knieend, mit ihren Fingern spielte, und sie sein blondes Haupt an ihre Brust drückte. Er schüttelte dann den Kopf, sah sie ganz verloren an und begriff nicht, daß sie lachen konnte, wenn sie vom Küssen sprach. Es war doch etwas Heiliges, und fern von ihr wagte er kaum daran zu denken, daß sich ihr

süßer Mund ihm hingegeben. Wenn er allein in seinem Zimmer war oder den Kindern Unterricht gab, wiederholte er sich immer nur die eine Frage: Was wollte sie aus ihm machen?

War er glücklich oder unglücklich? O, furchtbar unglücklich, wenn sie ihm von ihrem Manne sprach; und das that sie täglich und stundenlang! Schon wenn sie begann: „Hermann sagte immer“ — dann schloß er die Augen, und eine Art Uebelkeit stieg in ihm auf, gleichsam vom Leibe her in den Kopf, so daß alles Blut ihm aus den Wangen wich. Auch ihr Tagebuch hatte sie ihm gegeben, er aber gab es zurück, ohne es bis zu Ende haben lesen zu können, so sehr haßte er den Mann, von dem sie ganz erfüllt schien! Was war denn er, Mark, dieser Frau?

Noch aber hatte er die Frage nicht ausgesprochen. Es war, als bannte sie ihn mit dem leisen Veilchengeruch, der sie umgab, als ob seine Gedanken sich in ihrer Nähe verwirren mußten. Wie konnte sie da so viel reden und in so klugen, scharfen Worten, wo ihm der Verstand verloren ging? Hatte sie ihn denn nicht lieb? Doch, sie sagte es ihm ja wieder und wieder, daß sie durch ihn ihr neues Sein bekommen! Es war ja auch richtig, denn sie konnte gehen, sie bewegte sich ganz frei, und seine Liebe hatte das bewirkt! O Gott, wie war sie schön, wie war sie jung und graziös, als sie ihm zum ersten Mal durch das lange Zimmer entgegenschwebte. Er war so demüthig stolz auf das, was er gethan: wirklich, sie war eine Andere, nicht mehr die Frau, in deren Nähe er schon einen Monat gelebt — diese war sein Werk!

„Ich weiß schon nicht mehr, daß ich einmal unglücklich war, Mark, und mir ist zu Muthe, als müßte ich Hermann von meinem Glück erzählen!“

„O, Isa, was hat er damit zu thun? Kannst Du ihn denn nicht aus Deinem Kopfe herausreißen!“

„Gewiß nicht; besonders jetzt nicht, wo mir immer ist, als wäre alles Unrecht auf meiner Seite gewesen; denn, siehst Du, ich habe ihn ja nie so geliebt wie Dich!“

„Bitte, sprich nicht von ihm, ich kann es nicht hören!“ stieß er heraus.

Sie sah ihm plötzlich in die Augen. „Wird Deine Liebe auch nicht aufhören, wenn ich erst Deine Frau bin?“

„Meine Frau?“ wiederholte er, „aber . . .“

Sie erbleichte und zog ihre Hand aus der seinen, er blickte erschrocken zu ihr auf. Er hatte sich oft genug gefragt, was wohl daraus werden würde, aber daran hatte er noch nicht gedacht. Sie wollte seine wirkliche Frau werden! Aber er konnte sich doch nicht verheirathen! Wie viele Jahre mußten vergehen, bis er eine Anstellung finden würde — und wenn auch, wie sollte er eine Frau erhalten — solch eine Frau! — und die beiden Kinder! Sie konnte überhaupt nicht die Frau eines Gymnasiallehrers werden; sie war nicht dazu gemacht, in einer realen und einer kleinen Welt

zu leben. Ihm schien, als wäre sie aus einem Zauberlande — ihre abgeschiedene Villa glich einem solchen. Sie war gewiß sehr reich und kannte solche Bedenken nicht; aber er konnte und wollte nicht von ihrem Gelde oder gar von dem ihres Mannes leben!

Sie suchte ihm seine Gedanken von dem Gesicht abzulesen. Ihre Stirn lag in tiefen Falten, und mit veränderter Stimme sagte sie: „Ich möchte Sie bitten zu klingeln; die Kinder sollen kommen!"

Er stand auf und vollzog ihren Befehl. „Darf ich hier bleiben?" fragte er leise.

„Wie Ihnen beliebt," entgegnete sie kühl.

„Was habe ich denn gethan?" erwiderte er traurig.

„Gethan?" Sie sah ihn groß und hochmüthig an. „Gethan gar nichts, ich will nur die Kinder sehen!"

„Isa," bat er flehentlich — er hörte schon Tritte vor der Thür.

„Was wünschen Sie, Herr Rieger?"

Er wandte sich ab, als der Diener eintrat und verließ das Zimmer.

Nach einer Stunde sandte sie ihm ein Zettelchen: „Verzeihen Sie mir! ich weiß, ich war im Unrecht. Ich redete mir ein, daß Sie mich beleidigt hätten, während ich genau weiß, daß Ihre Bedenken nur schmeichelhaft für mich sein können. Bitte, kommen Sie!"

Er ging gleich zu ihr. Er war so froh, daß sie nicht mehr zornig war; und sie wunderte sich, fast mit einer Art Bedauern, daß er ihr keine Scene machte, sondern dieselbe unterwürfige Liebe zeigte wie vorher. Es war merkwürdig, daß das sie reizte, gleich wieder von ihrem Manne zu sprechen.

„Er hatte die Gabe wie ein Geisterseher, jede meiner Regungen zu begreifen, ehe ich selbst sie verspürte, und darum war er auch meiner Liebe immer so sicher, weil er meinte, Niemand könne mich verstehen wie er — ich glaube, er hatte Recht!"

Mark schwieg; was hätte er darauf sagen sollen?

„Ueberhaupt giebt es keinen Menschen, der ihm das Wasser reicht. Ich wünschte, Sie kennten ihn!"

„Ich werde ihn kennen lernen!" fiel Mark ein, und ein unheimliches Licht strahlte aus seinen Augen. „Ja, wenn Sie so fortfahren, gehe ich noch heute hin und bringe ihn um!"

Ihr fuhr durch den Kopf, daß das die rechte Strafe für Hermann wäre! Ja, der Mann, der sie liebte, mußte so denken und mußte sie so an dem Verräther rächen! Noch nie hatte Mark ihr so gefallen!

„Ja, Sie müssen ihn kennen lernen; aber ich glaube, er wird Sie so bezaubern, daß Sie mich vergessen."

Er beugte sich über sie und flüsterte: „Glaubst Du das wirklich?"

Sie legte ihm beide Arme um den Hals und sagte leise: „Ich berausche mich an Dir!"

Als sie dann nachher allein war, wunderte sie sich, daß sie jetzt so wenig mit ihm zu reden habe und daß sie nur, wenn sie in seinem Arm läge, noch wüßte, daß sie ihn liebe. Sollte er ihr am Ende vom Himmel nur dazu geschickt worden sein, um ihre Lähmung zu heilen, und dann, nachdem sie geheilt — —

Aber was war sie dann? Wenn sie aufhörte den Mann zu lieben, der sie geküßt, den sie Du genannt, war sie dann nicht eine verächtliche Frau? Ihr wurde ganz schwindelig. Wie hatte sie nur so handeln können, wie war es möglich gewesen, daß jene Empfindungen so übermächtig in ihr geworden? Sie besann sich, sie konnte es sich nicht zurückrufen. Es war wie eine unbezwingliche Gier gewesen, diesen liebefremden Mann Liebe zu lehren, die Sucht, die Erste zu sein, die er küßte; sie hatte es nicht vertragen können, daß er kühl neben ihr saß. Und nun, da er sie liebte, war sie enttäuscht? Nein, enttäuscht nicht; aber der Zauber war verschwunden. Er war so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, so durch und durch gesund, nur vielleicht nicht beglückt genug durch ihre Liebe, wenigstens äußerte er es nicht; da sie die erste Frau war, die er je geküßt, glaubte er gewiß, eine Jede wäre so wie sie, während sie doch überzeugt war, etwas ganz Besonderes zu sein, schon durch ihre krankhaft verfeinerten Nerven! — Es war sehr unrecht von ihr, aber er langweilte sie, und er kam ihr manchmal wie ein großer, ungeschulter Knabe vor, körperlich und geistig, der sie ungeduldig machte: er war zu schlicht und auch zu vertrauensvoll. — Wie würde ihr Mann sie auslachen, wenn er je erführe, daß sie diesen Jungen geliebt habe! — Oder liebte sie ihn etwa doch noch? Wollte sie wirklich seine Frau werden? Sie hatte es sich ja vor acht Tagen ausgemalt, daß sie stolz auf ihn sein würde, wenn sie zusammen ausführen — nein, ausgingen, denn sie hätten natürlich kein Geld zum Fahren, und sie konnte ja jetzt gehen. Armuth mit ihm hatte sie nicht schrecklich gefunden. Und sie würden gewiß eine Fülle von Kindern haben — sehr bequem würde es nicht sein, sie selbst zu pflegen und zu warten; nein, er würde gewiß heftig und streng sein, wenn Geschrei wäre, und sich in sein Zimmer einschließen, und sie würde nicht den Muth haben, solch mühseliges Leben freudig zu ertragen! Und vom Wirthschaften verstand sie nichts, auch nicht vom Kochen; und sie würde es auch nicht mehr lernen, denn sie war viel zu zart dazu. Jetzt war sie reich; aber durch die Wiederverheirathung verlor sie die Rente, welche ihr Schwiegervater ihr ausgesetzt hatte, und behielt nur ihr eigenes, nicht bedeutendes Vermögen. — Und die Kinder? Würde er immer gut gegen sie sein?

* * *

Mark zerbrach sich den Kopf, wie er den verhaßten Mann kennen lernen könnte. Es war doch nicht so einfach, zu einem Fremden zu gehen und ihm zu sagen: „Ich weiß, daß Sie ein Schuft sind, und ich möchte

Sie umbringen!" Man würde ihn auf die Polizei führen und ihn für unzurechnungsfähig oder betrunken erklären lassen! Und doch mußte er ihn sehen, eher hatte er keine Ruhe; er fühlte ein stetes Brennen im Herzen, wenn er nur den Namen hörte. Dabei mußte er sich, sowie er allein war, eingestehen, daß er kein Recht habe, jenem etwas anzuthun, vor seinem eigenen Gewissen nicht. Wollte er etwa den Treubruch des Mannes rächen? Das Gefühl, das ihn dazu trieb, war ja auch ein Treubruch, denn in seines Herzens Grunde galt ihm Isa doch als die Frau eines Anderen, und das Wort der Schrift: „Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe" — kam ihm immer in den Sinn: ja, einmal war es ihm, als hörte er es in seines Vaters Stimme dicht an seinem Ohr! Jetzt wußte er auch, warum er es sich nie hatte vorstellen können, daß sie seine Frau würde. Sie war ein Ideal, das er ewig lieben würde, ein Wesen aus einer anderen Welt, aber für ihn keine Frau! Mit einer Anderen würde er sich nie verheirathen können, weil er sie nicht lieb haben würde — aber mit ihr auch nicht!

All diese Gedanken kamen ihm nur, wenn er allein war; in ihrer Nähe dachte und fühlte er nur sie, und das berauschte ihn so, daß nichts Anderes daneben Platz hatte.

So vergingen die Tage; für die Anderen war sie noch krank, für ihn gesund und frisch.

Einmal sann er gerade darüber nach, was für eine merkwürdige Bewandtniß es mit ihrer Lähmung gehabt habe, als unvermuthet an die Thür geklopft wurde, und der Doctor eintrat, ohne sein „Herein" abzuwarten.

„Wenn Sie wüßten, was mir passirt ist!" rief er Mark mit etwas gespielter Aufregung entgegen. „Es ist zu schrecklich!"

Mark war aufgestanden, unangenehm überrascht, drückte aber durch keine Frage sein Interesse aus."

„Er ist todt, bei Tische umgefallen, und ich soll es ihr mittheilen!"

„Wer?"

„Wendelow, Herr von Wendelow!"

„Vergiftet?" fragte Mark erschrocken, so daß ein Argwöhnischer ihn für den Schuldigen hätte halten können.

„Ei was vergiftet — Herzschlag! — Aber wie soll ich es ihr sagen?"

„Nun, was geht das eigentlich Frau von Wendelow noch an?"

„Was es sie angeht? Da sind Sie zwei Monate hier im Hause und wissen noch nicht, daß die Frau nur Einen Gedanken hat, den an ihren ungetreuen Patron? — Oder sollte Fama Recht haben, wenn sie behauptet, seit Ihrer Anwesenheit wäre sie etwas getröstet — —"

Mark stieg das Blut in's Gesicht, er unterdrückte aber eine Aufwallung seiner Heftigkeit und sagte ruhig, wie gewöhnlich:

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Nun, lassen wir das für den Augenblick! Ich komme eigentlich, um Sie zu fragen, ob Sie es ihr nicht mittheilen können?"

„Ich? Gewiß nicht," antwortete er rasch.

„Warum nicht?" entgegnete er, ihn fixirend.

„Ich kenne sie kaum seit zwei Monaten, Sie sind ihr alter Freund."

„Dann vielleicht Eines der Kinder?"

„Erst recht nicht! Die Kinder sollen gar nicht wissen, wer ihr Vater ist!"

„Wer hat Ihnen das aufgebunden? Frau von Wendelow selbst?"

Er lachte. „Was die Frauen alle für Redensarten machen! Vor nicht sechs Monaten sagte sie, das Einzige, was sie anstrebte, wäre, die Kinder im Geiste des Vaters und in der Liebe zu ihm zu erziehen, damit sie sich so an ihm rächen könnte! — Doch wie Sie meinen. Ich muß es ihr also selbst sagen — aber eine angenehme Aufgabe ist's nicht!"

Er verließ das Zimmer. Mark blieb am Fenster stehen. Was würde nun geschehen? Würde sie wieder krank werden? Jetzt trat der Doctor in den Salon — jetzt sagte er es ihr — — Würde sie aufschreien und hinfallen? Aber dies äußere Factum änderte ja nichts an der Innenwelt, in der sie lebte — warum sollte sie es so schwer nehmen?

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt wieder bei ihm vor; Mark war ihm höchst dankbar dafür, denn er hatte nicht gehofft, so bald Nachricht über sie zu bekommen.

„Wissen Sie, was sie that?"

Mark sah ihn gespannt an.

„Sie stand von ihrem Stuhl auf, seit drei Jahren zum ersten Mal, ging auf mich zu und sagte: „Das hätte ich wissen können — so mußte es geschehen — das habe ich verdient!" Ihre Ruhe erschreckte mich fast, denn ich kenne die Leidenschaftlichkeit dieser Frau. Sie fragte mich nach den Einzelheiten des Falles: was ich nicht wußte, erfand ich rasch, um etwas zu sagen zu haben, und ging dann fort. Sie rief mir nach, ich möchte sie bei Ihnen entschuldigen. O, diese Frau vergißt nichts! Jetzt überlegt sie, welche Rolle sie spielen soll: die der verzweifelten Gattin, oder der Heldenmutter, oder der stummen trauernden Matrone!"

„Warum haben Sie eine so schlechte Meinung von Frau von Wendelow?" fragte Mark mit erheuchelter Ruhe.

„Ich habe keine schlechte Meinung von ihr; im Gegentheil, ich finde sie sehr anziehend! Sie thaten mir übrigens leid, als ich hörte, daß Sie in die Hände solcher Sirene fielen; hoffentlich sind meine Warnungen nicht umsonst gewesen?"

„Haben Sie Herrn von Wendelow gekannt?" fragte Mark anstatt einer Antwort.

„Wie mich selbst."

„Er muß ein sehr bedeutender Mann gewesen sein."

„Ja, mit dem Munde! Nichts gab es, wofür dieser Mann sich nicht interessirte! Er schwärmte für die sociale Gleichheit, ließ aber seine Bauern — er hatte große Güter in Galizien — durch seine Verwalter zu Grunde richten, während er selbst hier in Musik und Malerei dilettirte. Er hatte Thränen im Auge, wenn er von Kindern sprach, und sah sich nicht um, wenn seine eigenen Kinder an ihm vorbeifuhren; er war begeistert für edle Weiblichkeit und zog seiner Frau jede Kammerzofe vor; er — —"

„Aber woher galt er denn soviel bei seiner Frau?"

„Weil er über Alles spottete, so meinte sie, er könne mehr als Andere; und weil er sich Allen überlegen glaubte, so glaubte sie es auch, Anfangs wenigstens."

„Ich habe nie im Leben einen solchen Menschen getroffen."

„Das sind auch Raritäten, Treibhauspflanzen des Reichthums! — Uebrigens ich muß jetzt fort — Sie thun mir leid, Sie werden jetzt eine Hölle hier im Hause haben — hoffentlich entschließt sie sich zur Heldenmutter!"

Er ging fort.

Was er gesagt hatte, ging, bis auf die letzten Worte, spurlos an Mark vorüber. Wie konnte eine Seele gleich der des Doctors seine Isa begreifen! Ihm kam das vor, als hätte man auf seines Stiefelputzers Meinung über ihn Gewicht legen wollen! Ueber die „Hölle", die ihm voraus gesagt worden, mußte er lächeln. Dann wieder seufzte er auf, halb aus Erleichterung, halb aus Befremdung: Sie war jetzt frei — konnte es doch einmal wahr werden, was sie gesagt? War es nicht zu vermessen, sich in solchen Träumen zu wiegen? War es nicht kleinlich gewesen, daß er bisher auf den Unterschied des Vermögens so großes Gewicht gelegt hatte? Er wollte ja fleißig arbeiten, um in der Welt vorwärts zu kommen — da war es doch keine Schande, wenn die heißgeliebte Frau reich war?

Unterdeß brach der Abend herein, die Tageszeit, die ihm im Lauf der letzten Wochen so lieb geworden war, daß er um diese Zeit schon ein wohliges Gefühl empfand, ohne zu bedenken, warum? Er erinnerte sich, daß der Doctor sie in ihrem Auftrage bei ihm hatte entschuldigen sollen; so machte er sich auf, die Kinder im Garten zu suchen und ihnen an's Herz zu legen, daß sie die Mutter vollkommen in Ruhe lassen möchten. Gewiß hatte sie gar nicht die Absicht, den Kindern zu sagen, welche Nachricht sie erhalten hatte; ihre Aeußerung, daß dieselben nie wissen sollten, wer ihr Vater wäre, fiel ihm wieder ein. Er durchsuchte vergebens den Garten! Zu rufen wagte er nicht, weil Isa's Schlafstubenfenster auf den Garten hinausgingen, und ein lauter Ruf hätte sie stören oder beunruhigen können. So kehrte er unverrichteter Sache in's Haus zurück, wo ihn der Diener erwartete,

um ihm mitzutheilen, daß heute für ihn allein servirt wäre, da die Kinder am Bette der Mutter speisten. Mark fand das schließlich erklärlich, schluckte sein Essen schnell hinunter und ging dann auf sein Zimmer.

Es wurde still im Hause; er saß vor seinem Schreibtische und schrieb Briefe. Zuerst an seine älteste Schwester, dann an seine Eltern und schließlich an seinen Bruder, mit dem er über politische Dinge zu discutiren pflegte.

Da öffnete sich plötzlich seine Thür — Mark hatte keine Schritte auf der Treppe vernommen, kein Knarren auf den Dielen des Corridors — Isa stand vor ihm, in langem schwarzem Kreppgewande. Sie glich darin und in ihren Bewegungen einem Geiste.

Seltsam! Sein erster Gedanke war der: wo hat sie so schnell das Trauergewand gefunden? Hatte sie es für irgend welche Gelegenheit liegen gehabt? Er war aufgesprungen, und sie setzte sich an seinen Schreibtisch, während er vor ihr stehen blieb. Sie war seit Jahren keine Treppe gestiegen, hatte also noch nie den Fuß in sein Zimmer gesetzt. Er ergriff wortlos ihre Hand und küßte sie, worauf sie sie ihm schnell entzog:

„Ich komme, um ein schweres Unrecht gut zu machen," begann sie mit fremder Stimme, setzte aber dann in ihrem alten Tonfall hinzu: „Wenn man es eingesteht, ist es doch schon halb vergeben, nicht wahr?"

Er antwortete nichts, aber seine Blicke hingen mit merkwürdiger Spannung an ihr. „Sehen Sie mich nicht so an, ich denke sonst, Sie lieben mich wirklich, und das ist ja nicht möglich nach so kurzer Bekanntschaft: es war ja ein Irrthum von uns Beiden.."

„Isa!" stieß er heraus, und etwas so Vorwurfsvolles lag in dem Ton, daß sie ihn nicht ansehen konnte, sondern sich die Augen mit der Hand beschattete.

„Mark, es wäre ja solch unerhörter Unsinn gewesen, selbst wenn wir uns wirklich geliebt hätten —" begann sie wieder.

„Wenn —!" unterbrach er sie und trat einen Schritt zurück.

„Ach bitte, lassen Sie mich einmal aussprechen — ich weiß, daß Sie mich verstehen werden, aber lassen Sie es mich Ihnen ruhig und besonnen erklären, nicht so in abgerissenen, unterbrochenen Sätzen . . ."

„Ich habe Sie schon verstanden," sagte er bitter.

„Nein, nein, denn Sie wissen nicht, was ich empfand, als ich heute die Nachricht bekam. — Für mich sollte er ja lange todt sein, aber ich brauchte diese Erschütterung doch, um zu mir selbst zu kommen. Wissen Sie, wenn man eine große Arterie im menschlichen Organismus unterbindet, so bricht sich das Blut durch kleine Nebenwege Bahn; denn es muß kreisen, wie die Meerfluth steigen und fallen muß. Mir hatte das Schicksal die Hauptarterie unterbunden — ich durfte ihn nicht lieben, all mein Stolz, all mein Wollen verbot es mir. Nun ist sie wieder frei — er ist todt — und all mein Blut strömt durch sie durch, und die kleinen Nebenwege sind verlassen! Das klingt furchtbar, ich stelle mir selbst damit das ein-

setzlichste Zeugniß aus; aber meine Natur ist so grausam, so unerbittlich' Ich liebe nur ihn, habe nur ihn geliebt; ich begreife nicht einmal mehr, daß ich je Sie zu lieben glaubte, ich kann es nicht begreifen —"

„Ich dachte, Ihr Wille sei frei?"

„Sie haben mich ja eines Besseren belehrt," versetzte sie sanft. „Aber warum über Worte streiten, Mark? Ich will jetzt nur von Ihrem Standpunkt aus sprechen — Mark, es wäre ja nie gegangen!"

„Was?"

„Daß ich Ihre Frau geworden wäre! Es wäre ja lächerlich gewesen und ein pures Unglück für Sie. Sie müssen ein junges, unerfahrenes Mädchen heirathen — ich glaube sogar zu wissen, daß in Ihrer Heimat Eine auf Sie wartet — nicht mich, eine Frau mit zwei Kindern und so schwerer Vergangenheit!"

Er hatte sich auf seinen Schaukelstuhl geworfen, der dem Lichte abgewandt stand, und bewegte sich langsam, den Kopf hintenüber gelehnt, hin und her. Sie sah seinen blonden Kopf alle Augenblicke vom Lichte goldig erhellt, dann wieder in die Dunkelheit zurückgetaucht; seine Züge aber konnte sie nicht beobachten.

Da er nichts erwiderte, so sprach sie nicht weiter. So vergingen wohl fünf Minuten.

„Was sagten Sie?" begann er plötzlich mit heftiger Stimme.

„Nichts."

„Ach ja, Sie haben nichts mehr zu sagen! Ich auch nicht."

Er sprang auf, holte seinen Ueberrock aus dem Schranke und ergriff seinen Hut.

Sie stellte sich vor die Thür: „So dürfen Sie nicht fort!"

„Warum nicht? Weil wir einen Contract haben?"

Er kramte im Schubfache des Schreibtisches, holte ein Papier heraus, zerriß es und warf es ihr vor die Füße.

„Mein armer Junge," sagte sie. „Mark, seien Sie vernünftig!"

„Ich bin ganz vernünftig, zum ersten Male, seitdem ich hier einzog! Bitte, lassen Sie mich durch!"

„Ich werde ohnmächtig, Mark, wenn Sie mich so foltern!"

„Das glaube ich nicht; die kleinen Nebenarterien sind ja ausgetrocknet, nur in dem Hauptarm strömt Ihr Blut —"

„Haben Sie mir den Vergleich verargt?"

„Den Vergleich nicht, der war ganz gut; aber die Sache!"

„Reden Sie doch nicht so trocken und hart; haben Sie Mitleid mit mir!"

Er maß sie einen Augenblick kalten Blickes, dann schob er sie bei Seite.

„Mark," sagte sie, „wenn es Ihnen so furchtbar schwer wird — ich wußte nicht, daß es Ihnen so tief ging —"

Er lachte bitter auf: „Das wußten Sie nicht? Das ist das Furcht-

barste, was Sie mir heute Abend gesagt haben; es soll aber auch das Letzte sein!" Damit schloß er die Thür.

Sie sank auf einen Stuhl. „Der arme Junge!" seufzte sie. Dann überlegte sie, daß dies unerwartete Ende doch das beste wäre. Nun war die schöne Episode geschlossen; und es war nicht schade, daß sie dagewesen! Nein, sie hatte neue Lebenskraft aus ihr gesogen, und nun konnte sie Hermann ganz gerecht werden, nun verstand sie ihn ganz, nun hatte sie auch einmal etwas empfunden, was sie nicht gebilligt; es hatte jedenfalls zu ihrer Vervollkommnung gedient! Und auch dem jungen Manne würde es nicht schaden, daß er sie geliebt hatte, gewiß nicht! Eine Jugendliebe ist eine Bereicherung für's Leben! — Wie sollte sie es nur den Kindern sagen, daß Mark Rieger sie schon wieder verlassen hätte? Käthchen würde gewiß weinen, sie war so weichherzig wie ihr Vater; aber die Zeit heilt ja Alles! — Aergerlich war des Doctors höhnisches Gesicht, das sie eine Weile würde ertragen müssen; aber sie war ja gewohnt, die Schwächen der Leute zu ertragen.

Und damit begab Frau von Wendelow sich in ihr Zimmer; und als sie am Spiegel vorbei ging, wunderte sie sich selbst über ihre Ruhe und Selbstbeherrschung.

Mark aber fuhr in die Heimat, um sich nach einer neuen Stellung umzusehen.

Ludwig Pfau.

Von

Gustav Karpeles.

— Berlin. —

Die geistige Scheidung zwischen Nord und Süd des deutschen Vaterlandes hat viel früher ein Ende gefunden als die politische. Streng genommen existirt die literarische Mainlinie schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr; süddeutsche Poeten finden im Norden, norddeutsche Romanschriftsteller im Süden des Vaterlandes Interesse, Anerkennung und Theilnahme. Wenn wir die Literatur der Gegenwart überschauen, so sind es im Grunde genommen nur zwei mächtig ausgeprägte Individualitäten, auf welche dieses Gesetz keine Anwendung findet: Theodor Fontane im Norden, Ludwig Pfau im Süden Deutschlands. Und doch hat gerade Fontane etwas von der süddeutschen Gemüthlichkeit, während Pfau viel von der norddeutschen Physiognomie des Empfindens und Denkens an sich trägt. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, nach der Veranlassung dieser Thatsache zu forschen; aber sie dürfte sich wohl wenigstens für die eine dieser beiden Individualitäten aus der Betrachtung ihres Lebens und Schaffens von selbst ergeben. Zu einer solchen Betrachtung bietet sich jetzt geeignete Veranlassung. Der siebenzigste Geburtstag und die Gesammtausgabe der Werke sind ja wohl oft die einzigen Feste, die der deutsche Schriftsteller zu verzeichnen hat, und eine sichere Etappe, auf welcher die Kritik ihm gegenüber Stellung nehmen muß.

Von Ludwig Pfau's Leben ist nur wenig zu berichten. Nicht etwa, weil dieses Leben an sich nicht interessant und bewegt genug gewesen wäre, sondern weil es noch nicht an der Zeit ist, dasselbe zu erzählen. Ludwig Pfau ist ein Württemberger. Er gehört also wohl zu den Schwaben

in der Literatur; man weiß, wie viel Geist und Kraft dieser Landstrich der deutschen Bildung seit mehr als einem Jahrhundert geschenkt hat. Er ist geboren am 25. August 1821 zu Heilbronn als Sohn eines Kunstgärtners. Schon in jungen Jahren ging er selbst als Gärtnerlehrling nach Paris. Nach der schwäbischen Heimat zurückgekehrt, entsagte er jedoch diesem Berufe und widmete sich dem Studium auf den Universitäten zu Tübingen und Heidelberg. Seine Neigung führte ihn zur Poesie und Kunstwissenschaft; auf beiden Gebieten leistete er schon damals mehr als Gewöhnliches und wußte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Revolution des Jahres 1848 sah ihn unter ihren vordersten Streitern; in der Zeit der Reaction flüchtete er erst nach der Schweiz, und dann 1852 nach Paris, wo er sich ausschließlich der Kunstgeschichte und Kunstkritik zuwandte. Später wechselte er seinen Wohnort noch oft; er hielt sich zeitweise in Brüssel, Antwerpen und London auf und kehrte endlich amnestirt im Jahre 1865 nach Stuttgart zurück, wo er seither seinen Wohnsitz hat. Seine politische Ueberzeugung hatte sich in den Jahren der Reaction nicht geändert, und er fand bald Gelegenheit, sie journalistisch zu bethätigen. Im Jahre 1848 hatte er das Witzblatt „Eulenspiegel“ herausgegeben; und nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lange Zeit an dem „Stuttgarter Beobachter“, dem bekannten süddeutschen Demokratenorgan, dessen Leiter der jüngst verstorbene Karl Mayer gewesen ist. Aber die politische Richtung übte keinen oder doch nur einen sehr geringen Einfluß auf sein geistiges Schaffen aus; sie hat seine poetische Lebensanschauung gar nicht und seine künstlerische Weltanschauung nur wenig beeinflußt.

Schon als Fünfundzwanzigjähriger gab Pfau seine erste und einzige Gedichtsammlung heraus, deren vierte durchgesehene und vermehrte Auflage in diesem Jahre erschienen ist (Stuttgart 1889). In diese Ausgabe ist wohl auch das Beste aus den „Stimmen der Zeit“ (Heilbronn 1848) sowie aus den „Deutschen Sonetten auf das Jahr 1850“ (Zürich 1849) mit aufgenommen. Außerdem ist auf poetischem Gebiete nur noch eine in Gemeinschaft mit seinem Freunde Moritz Hartmann unternommene vorzügliche Uebertragung „Bretonischer Volkslieder“ (Köln 1859) zu verzeichnen. Wir haben also die poetische Individualität Ludwig Pfau's in einem nicht allzustarken Bande von 450 Seiten abgeschlossen vor uns liegen und können uns danach unser Urtheil bilden.

Es lag nahe, daß man den Dichter ohne Weiteres zu den Schwaben geworfen hat. In unseren Literaturgeschichten ist er mit Eduard Mörike überall als ein Nachzügler der schwäbischen Schule aufgeführt. Aus einer näheren Charakterisirung seiner poetischen Art wird es sich ergeben, ob diese Rubricirung berechtigt ist oder nicht. Die schwäbische Schule zeichnete sich durch den Ernst der Gesinnung, durch die Wärme ihrer Ueberzeugungen, durch die Reinheit ihrer dichterischen Gestaltungskraft vor den anderen poetischen Schulen Deutschlands aus. Ihre Welt ist die des Gemüthes;

in weiser Beschränkung haben sich die Dichter auf ein Stoffgebiet zurückgezogen, in dem die einfache Innigkeit der Empfindung, die klare Anschauung der Natur und das südliche Pathos überwiegen. Die markige Kraft des Ausdrucks, die überschäumende Fülle des Gedankengehalts, die schöpferische Dichterkraft fehlte ihnen; kühne Probleme des Gedankens haben sie stets sorgsam vermieden in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen; ihre Poesie ist „ganz Hingabe, Sinnigkeit, Innigkeit und Naturandacht." Die Natur selbst, ihre höchste Meisterin, spiegelt sich für sie in den Reizen ihres eigenen Heimatlandes wieder; der Einfluß dieser landschaftlichen Schönheiten auf die Poesie ist die schwäbische Gemüthlichkeit.

Wie steht es nun um alle diese Eigenthümlichkeiten der schwäbischen Schule bei Ludwig Pfau? Seine Gedichte erregen unser Interesse zunächst durch die bestimmt ausgeprägte Individualität des Poeten. Er durchbricht die conventionellen Formen, in welchen sich seine dichterischen Heimatgenossen bewegen. Nichts Menschliches ist ihm fremd und kein Stoff zu spröde. Er weiß jedem eine eigene Seite abzugewinnen; seine Poesie macht den Eindruck des Wahren, und die Originalität in seinen Gedichten erhebt sie weit über das Maß auch der besseren Schöpfungen der älteren schwäbischen Dichterschule. An Zierlichkeit und Formenglätte mögen ihn sehr viele seiner poetischen Landsleute übertreffen — an Kraft, an Gedankenreichthum und an Plastik des Ausdruckes überragt ihn nur ein einziger: Eduard Mörike.

In der That bilden Eduard Mörike und Ludwig Pfau eine neue schwäbische Dichterschule. Die Zeit ist längst vorüber, da man die poetischen Schwaben höhnen durfte:

> Andre Dichter haben Geist,
> Andre Phantasie, und andre
> Leidenschaft; jedoch die Tugend
> Haben wir, die Schwabendichter!

Poeten wie Eduard Mörike und Ludwig Pfau haben neben allen anderen nationalen Tugenden auch Geist, Poesie und Leidenschaft in ihren Schöpfungen. Ludwig Pfau ist, wie ich bereits bemerkte, ein Dichter von Originalität in der Empfindung. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß er ganz unabhängig von bestimmten Vorbildern sich entwickelt habe; im Gegentheil: er ist ohne Uhland und Heine nicht zu denken. Von Uhland hat er den volksthümlichen Ton in seinen Gedichten, von Heine die sangbare Melodie. Was ihm aber vor Allem eigenthümlich ist, das ist der Zauber der Stimmung, den er allen seinen Bildern aus Natur und Leben zu verleihen weiß. Stimmung ist in Allem, was er schildert, sowohl in seinen Liebesgedichten, wenn er die Wonnen der ersten Liebe, die Stürme der Leidenschaft, den Schmerz der Trennung, die Freude des Wiedersehens, die Trauerbotschaft von dem Tode der Geliebten oder die Klage über Verrath in der Liebe zum Ausdruck bringt, wie auch in seinen

Bildern aus dem Leben, die im bunten Kaleidoskop alle Freuden und Schmerzen, alle Erfahrungen und Empfindungen des Menschenherzens uns vorführen. Vor Allem aber ist eine Fülle von Stimmung in seinen Burschen- und Mädchenliedern und in seinen Balladen; hier ist Ludwig Pfau ganz ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, deren Vorzüge er in reichem Maße vereinigt. Es ist das Volksthümliche, der schlichte Ausdruck der Wahrhaftigkeit, der volle Reichthum innerer Empfindung, der seine Lieder dem Ton des Volksliedes sehr nahe bringt. Die Art, wie er die Natur auffaßt, wie er sein individuelles geistiges Leben in das allgemeine Naturleben aufgehen läßt, oder auch wie er die Einwirkung dieses auf jenes mit wenigen Strichen zu schildern weiß, um dadurch eine nachhaltige Stimmung hervorzurufen, ist geradezu bewundernswerth. Das gemüthvolle Naturgefühl der Schwabendichter feiert in seinen Liedern wahre Triumphe; die Freude an der Natur weiß immer neue Schönheiten an ihr zu entdecken, und diese, mit der poetischen Schönheit vermählt, vermag immer neuen Eindruck auf unser Gemüth hervorzubringen.

Aus der Natur entlehnt er Schmuck, Bild und Gleichniß, um auch das Leben zu schmücken; vor Allem aber bricht in seinem Liebeslied das Naturgefühl mit siegreicher Kraft durch. Die Liebe steigert sein subjectives Empfinden zu jener hohen Stimmung, in welcher es getrieben wird, sich in das Allleben der Natur zu versenken und hier das den eigenen Stimmungen entsprechende Verwandte und Sympathische zu suchen.

Einige Beispiele mögen dieses Urtheil bekräftigen. Ich greife auf gut Glück aus den „Mädchenliedern", in welchen ein armes junges Kind sein Liebesleid den Wäldern und den Blumen klagt, eines heraus:

O Blätter, dürre Blätter!
Wie trauert ihr so sehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein,
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft gesehn,
Wann er mir Treu versprochen hat —
Ach! kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter!
Es war ein falscher Knab';
Euch klag' ich es, ihr schweiget still,
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie lieb ich ihn noch hab'.

Man kann wohl kaum schlichter die tiefe Empfindung unglücklicher Liebe ausdrücken. Hier ist poetische Unschuld und bescheidene Wahrheit; hier ist Ton und Melodie des Volksliedes, und das Einstimmen und Mitsingen ist nur eine Frage der Zeit und des persönlichen Verhältnisses.

Ein Hauch von dem Geiste Goeth's weht in dem Liede „Nachtbalsam"; hier ist Alles Leben und Empfindung, nirgend Reflexion oder Beschreibung, Alles im unmittelbaren Bezug zum subjectiven Empfinden des Menschenherzens.

Mein Lieb' Du sollst gesunden!
Sieh, kommen ist die Nacht,
Und Alles ist verschwunden,
Was Tags Dir bange macht.

Die stillen Lande liegen
So groß und feierlich,
Und helle Wasser schmiegen
Durch dunkle Thäler sich.

Die bösen Zungen schweigen,
Die Deiner Liebe drohn,
Und milde Sterne steigen
Herauf am Himmel schon.

Und alle Gründe lauschen,
Ein Weh'n geht über's Feld,
Und alle Wipfel rauschen —
Das ist der Geist der Welt.

Der zieht ob dem Getriebe
Des Lebens ernst einher;
Die Herzen voller Liebe,
Die schönen, segnet er.

Liebesgefühl und Naturempfindung haben sich hier zu wundervoller Harmonie vereinigt; die Naturscenerie bildet den geeigneten Hintergrund, aber das rechte Maß in der Darstellung dieser Naturscenerie ist überall in discretester Weise gewahrt. Und diese Discretion versteht Pfau in allen seinen Gedichten anzuwenden; nur als Hintergrund derselben werden mit leichten aber sicheren Strichen Frühling und Morgen, Mondschein und Sonnenpracht, Thau und Regen angedeutet. Dieses rechte Maß in der Naturdarstellung ist einer der größten Vorzüge seiner poetischen Schöpfungen. Ein Beispiel aus den „Volksweisen" mag dieses Urtheil erhärten.

Der Todesengel singt:

Der Abend kommt, der Tag verblich,
Die Schatten wehn und weben.
Schon wächst ein langer Schattenstrich
Dir langsam übers Leben.
Gemach versinkt in Dämmerschein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

So Lust als Leid, dir wohlbekannt,
Verlassen den Genossen;
Und Alles, was Du Dein genannt,
Ist wie ein Duft zerflossen.
Der Tag, er war voll heißer Pein,
Jetzt nahn die Sterne kühl und rein —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Am Himmel flammt die letzte Gluth,
Und flackert trüb und trüber,
Es haucht der Wind, es rauscht die Flut,
Und Alles ist vorüber.

Die Nacht bricht wie ein Meer herein,
Du wiegest auf den Wellen fein —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Derselbe volksthümliche Ton kehrt auch in den Balladen Pfau's wieder. Einzelne derselben, wie „Der Wassermann", „Das Schloß am Rhein", „Jungfer Zimperlich", „Die Nonne", „Kuß" und andere, gehören zu den besten lyrischen Erzeugnissen in dieser Dichtungsart. Ich kann es mir mit Rücksicht auf den eng bemessenen Raum nur schwer versagen, einzelne Beispiele anzuführen; aber die lyrische Vielseitigkeit unseres Dichters erschwert ein Häufen von Beispielen. Denn Ludwig Pfau hat auch dem Zeitinteresse und dem Zeitgeschmack seinen Tribut dargebracht. In seinen „Zeitgedichten" ist er der rechte süddeutsche Demokrat voll Energie des Ausdrucks und politischem Pathos, aber ohne eine bestimmte, scharf ausgeprägte originelle Physiognomie. Er hat etwas von Uhland, etwas von Herwegh und etwas von Heine in seiner politischen Lyrik. Die Bitterkeit des Verbannten hat auch seine Empfindungen getrübt. Nur die ersten dieser Zeitstimmen haben frische Jugendlichkeit und Begeisterung; in den meisten macht sich Unmuth, Verbitterung, ja sogar Haß geltend. Es fehlt nicht an Adel, Kraft und Schwung der Empfindung; aber es überwiegt doch schließlich der Zorn und die Satire. Der Dichter ist ein entschiedener Parteigänger, und seine Poesie hat mehr eine kosmopolitische Färbung, die hinter der nationalen Begeisterung weit zurücktritt. Jedenfalls bildet die politische Lyrik nicht die Stärke unseres Dichters; er zieht vielmehr gerade die Wurzeln seiner Kraft aus dem deutschen Empfindungsleben, und in dem schönen Liede „Abschied", mit dem er von seinen Gedichten und von der Zeit poetischen Schaffens überhaupt scheidet, hat er das mit klarer Selbsterkenntniß zum Ausdruck gebracht:

Geliebtes Lied! In meinen frühen Tagen
Warst Du mir schon ein vielgetreuer Gast;
Du Herzgespiele meiner jungen Klagen,
Du nahmst mir ab des engen Daseins Last;
Die Seele hast Du mir emporgetragen,
Wo sie der Zug der großen Schöpfung faßt —
Und alles Weh, das auf mich eingedrungen,
Es ist durch Dich in sanften Hauch verklungen.

Der Abschied naht, — nur noch ein leises Beben,
Den letzten Ton, Du trostgesandtes Lied!
Wie sich zwei Freunde noch die Hände geben
Und umschaun nach dem Kreuzweg, der sie schied —
So fahre wohl! mich nimmt das ernste Leben;
Die Saiten springen, wo die Jugend flieht —
Wir müssen wandern zu getrenntem Ziele,
Ich mit dem Stab, Du mit dem Saitenspiele.

* * *

Wir haben gesehen, daß das lyrische Element die Jugendperiode Ludwig Pfau's ausfüllt, und daß er am Scheidewege von den heiteren Spielen der Poesie feierlich Abschied nimmt. Die Manneszeit seines Lebens ist durch die **Kritik** ausgefüllt, die er fast vierzig Jahre mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit und seltenem Geschick gehandhabt hat. Seine gesammelten Essays über Kunst und Literatur erscheinen jetzt in sechs stattlichen Bänden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von welchen Band I, II, IV und VI bereits vorliegen, die beiden anderen Bände wohl bald erscheinen werden. Man muß sagen, daß selten ein so dankenswerthes buchhändlerisches Unternehmen erschienen ist; denn diese Sammlung gibt uns Gelegenheit, Pfau's kritische Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu controliren und zu beurtheilen. Ludwig Pfau ist einer unserer hervorragendsten Essayisten und einer unserer scharfsinnigsten Kritiker; seine ästhetische Intelligenz hält seinem poetischen Talent die Wage: der Künstler und der Kritiker ergänzen sich gegenseitig.

Der eigenthümliche Vorzug seiner Essays über Kunst und Literatur ist der der Klarheit und Schärfe. Als die erste Bedingung gilt ihm der Satz, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in allgemeinverständlicher Weise vorzutragen seien. Wo sich ihm nur Gelegenheit bietet, eifert er gegen die Baalspfaffen der Wissenschaft, die weder die logische Kraft besitzen, ihre Ideen selbstständig zu bilden, noch auch das sprachliche Vermögen, ihren Gedanken ein eigenes Gewand zu schaffen, und die deshalb nur die hergebrachten Formen der Schule breit treten. Um diese Art wissenschaftlicher Darstellung zu geißeln, braucht Pfau ein drastisches Beispiel. „In China hat bekanntlich die Schrift so viele Zeichen wie die Sprache Worte, so daß dort nur hochgelahrte Mandarinen zum Verständniß des Schriftthums gelangen können. Man denke sich nun einen frechen Zukunftschinesen, der mit einem Abc-Buch in der Tasche aus Abendlanden heimkehrt und zu den Schriftgelehrten des himmlischen Reiches also spricht: ‚Die hunderttausend Drachenschwänze, Drudenfüße und Hühnerpfoten, die ihr euch in's Gedächtniß gekeilt habt, o ihr Schatzgewölbe der Wissenschaft! — die könnt ihr euch wieder ausrupfen, wie man sich einen Dorn [illegible] Fuße zieht oder einen Splitter aus dem Finger; denn eure gan[illegible] mache ich mit zwei Dutzend Buchstaben ab!' Nun stelle man sich die [illegible] gelehrten vor, die ihr ganzes Leben dem Studium dieser ehr[illegible] Krackelfüße gewidmet haben und deshalb für Brunnen der Weishei[illegible] Einstimmig werden sie Zeter schreien über die neue Schrift. [illegible] ihnen nicht gelingt, dem vorwitzigen Abc-Schützen mit Hilfe allerhöchs[illegible] greiflicher Beweismittel den Bauch aufzuschlitzen, so werden sie ihn w[illegible] dem Hasse aller Wohldenkenden empfehlen, klärlich darthuend, da[illegible] Schreibweise nicht, wie die ihre, eine Wissenschaft, sondern ein [illegible] Machwerk gemeiner Empirie sei, einzig erfunden, um jede edlere [illegible] des chinesischen Gedankens zu vernichten und aus dem Reich de[illegible]

ein Reich des Endes zu machen." Aehnlich verhält es sich nach Ludwig Pfau mit der deutschen Philosophie; sein Bestreben ist nun, anstatt der hieroglyphischen Zeichensprache in der Beurtheilung der Kunst und ihrer Werke die allverständliche Buchstabenschrift einzuführen und das kritische Urtheil aus der Sandwüste des Formalismus herauszuführen. Sein Credo ist sehr einfach, klipp und klar: „Es giebt nur eine Wissenschaftlichkeit, und die besteht darin, die Beziehungen der Dinge richtig zu erkennen und das Erkannte klar auszudrücken. Ohne das angeborene Wort ist der Gedanke nur eine mit Zangen in's Dasein gemarterte Mißgeburt. Wer das, was er sagen will, nicht in gemeinverständlicher Sprache sagen kann, der versteht sich selbst nicht; der hat eine fremde Formel im Kopfe, die vielleicht gesetzmäßig gebildet ist, die er jedoch im Strome des wirklichen Lebens nicht flüssig zu machen wußte, und deren wahren Werth er nicht darzustellen vermag."

Ohne Zweifel liegt beiden Citaten nicht blos ein Credo, sondern auch ein Geständniß zu Grunde. Es scheint mir fraglos, daß Pfau nach seiner ganzen Individualität von den Zunftmeistern der Kunstkritik angegriffen und über die Achsel angesehen worden ist. Aber man muß sagen, daß es allezeit sein heißes Bemühen gewesen ist, dieses Glaubensbekenntniß wahr zu machen; es giebt wenige Kunstkritiker in Deutschland, die so reiche Gedankenbarren in hellblinkender Kleinmünze zu verwerthen wissen. Neben dieser Klarheit, die sich durch alle seine Essays zieht und viele derselben zu Meisterwerken der Gattung stempelt, ist es das redliche Suchen nach Wahrheit, welches aus jeder Zeile seiner kritischen Arbeiten hervorgeht. Wir glauben es ihm am Abend seines Lebens gern, was er in dem Vorwort zu den „Freien Studien" bekennt, daß er weder zeitliche Ehre noch wirklichen Vortheil von seiner kritischen Arbeit je erwartet habe, sondern daß er sich mit dem Bewußtsein bezahlt mache, die Wahrheit redlich ge-ht und ehrlich gesagt zu haben. Ihm genügt das Bewußtsein, daß er befreiende Gedanke in wohlgearteten Herzen und hirngesunden Köpfen viel fruchtbaren Boden findet als er braucht, um seine Saat auszu-euen."

Mit der Klarheit des Ausdrucks und der Wahrhaftigkeit des Gedankens bei Pfau auch die Schärfe der Form verbunden. Er ist scharf, aber ch nicht, oder nur selten, verletzend; in erster Reihe steht ihm immer die e Sache, in letzter die Persönlichkeit, und selbst seine demokratische Ueber-ugung verblendet ihn nicht gegenüber der Erkenntniß des wahren Kunst-rks, auch wenn dieses aus anderen Ueberzeugungen hervorgegangen ist. all diesen Vorzügen kommt noch die künstlerische Architektur und die rundung seiner kritischen Aufsätze. An diesen ist nichts auszusetzen; es Alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgeführt.

Es ist klar, daß mit solchen Vorzügen Pfau auf dem Gebiete der künstleri-chen Kritik eine wesentliche Bedeutung gewinnen mußte. Das Beste, was

er geschrieben hat, sind seine ästhetischen Urtheile über Maler und Gemälde, über Bild- und Bauwerke, welche die beiden ersten Bände seiner „Studien“ füllen. Manche dieser Essays, die einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren umfassen, sind ursprünglich für Pariser Zeitschriften französisch geschrieben worden; aber man sieht dies weder dem Inhalt noch der Form an. Die kritischen Berichte Pfau's über Bilder und Maler bilden eine Art moderner Kunstgeschichte und bieten ein umfassendes Gesammtbild der neueren Malerei. Allen in dem letzten Vierteljahrhundert hervorgetretenen Bestrebungen auf diesem Gebiete wird unser Kritiker vollständig gerecht; aber mit Vorliebe verweilt er doch bei der belgischen und französischen Malerei, da nach seiner Ueberzeugung für die gegenwärtige Periode realistisch-coloristischer Entwickelung die französische Malerei tonangebend und wichtiger als die deutsche ist. Sein kritischer Canon ist der, daß die moderne Kunst der Naturwahrheit und Farbenstimmung in alle Lebenskreise dringen und die Herzen des Volkes sich erobern müsse; denn diese Kunst ist eine nationale, deren Wirksamkeit nicht spurlos verschwinden wird.

Von besonderem Werth sind seine Urtheile über die moderne Plastik, welche ja leider seit jeher das Stiefkind der Kritik gewesen ist. In der Beurtheilung der modernen deutschen Skulptur giebt Ludwig Pfau auch einen Abriß seiner ästhetischen Weltanschauung, die sich aus folgenden Factoren zusammensetzt. Die heutige Richtung nach einer greifbaren Wirklichkeit in der Kunst ist zugleich das charakteristische Merkmal einer Zeit, die allen Bestrebungen des Geistes ihr stoffliches Gepräge aufdrückt. Wir stehen an den Thoren einer neuen Weltanschauung. Die freundlichen Parzen des Mittelalters: Glaube, Liebe, Hoffnung befinden sich im Untergang; ihre alten Embleme sind zerbrochen und verrostet, ihre Herrschaft ist vollendet, ihre Zeit ist um. Sie verschwinden, um als verjüngte Schicksalsgöttinnen wiederzukehren, die da heißen Kunst, Wissenschaft und Gerechtigkeit. Aber dieses Interregnum ist die götterlose, die schreckliche Zeit; das schöne Ideal ist in alle Ferne geflohen, und die streitbar gewordene Justitia, die Binde auf der Nase, hat ihre Wage weggeworfen und haut mit dem Schwerte um sich. Sie kann nicht mehr mitzählen unter den Genien des Fortschritts; an ihre Stelle ist die Physica getreten, die Erforscherin der Natur, in der einen Hand das Messer der Section, in der anderen die Wage der Atome. Noch weicht die Menge erschrocken zurück vor der Nackten; aber sie schreitet mit Riesenschritten einher und spricht: „Die Welt heißt Nothwendigkeit, der Gott heißt Vernunft; das Leben ist der Tod, der Tod ist das Leben; weder Gnade noch Willkür, weder Rache noch Barmherzigkeit — ein Wort, ein Weg, ein Gesetz für Alle! Es ist keine kleine Zeit, in der wir leben, sie wird zählen in der Weltgeschichte; aber sie nimmt sich schöner von Weitem aus, und wohl denen, die nach ihr kommen!“

Es ist selbstverständlich, daß Ludwig Pfau bei einer solchen Welt-

anschauung ein entschiedener Realist ist; aber es ist doch auch begreiflich, daß er, wie schon aus dem Stoßseufzer des letzten Satzes hervorgeht, vom Idealismus ausgegangen ist. Er ist keineswegs der Meinung, daß erst die modernen Dichter und Künstler sich direct an die Natur gewendet haben, und er polemisirt immer scharf gegen die Idee, als ob die Kunst erst von heute datirte und nur vom Realismus ausgehen sollte. „Das Ideal, weit entfernt, die phantastische Schöpfung einer übersinnlichen Willkür zu sein, ist vielmehr das treue Bild der Wirklichkeit, die plastische Darstellung der Wahrheit, wie sie nicht aus einer einzelnen und zufälligen Erscheinung, sondern aus dem Wesen einer Gesammtheit regelrechter Thatsachen hervorgeht. Der antiideale Realismus ist daher gerade so willkürlich und so falsch wie der antireale Idealismus. Der erste, indem er die Grenzen künstlerischer Darstellung überschreitet, wird Caricatur oder Cadaver; der zweite, indem er die natürliche Ordnung der Dinge verläßt und den der Kunst unentbehrlichen Lebenshauch der Sinnlichkeit verliert, verwandelt das Ideal in Idol . . . Idealismus und Realismus bezeichnen daher nichts als die zwei Gruppen jener mannigfaltigen Formen des Ideals, welche der mannigfachen Gefühlsweise der verschiedenen Epochen, Rassen und Individuen entsprechen. Diese Vielgestaltigkeit bekämpfen, ist Unsinn; es handelt sich darum, sie zu verstehen."

In seinen „Freien Studien", welche die Kunst im Staat besprechen, das Verhältniß der Kunst zur Philosophie, zur Geschichte, zur Moral, zur Oekonomie und zur Politik, hat Pfau viel für dies Verständniß gethan. In diesem seinem besten Werk hat er ohne Frage die Kunstästhetik um ein ansehnliches Stück weitergebracht. Mit seltener Klarheit weiß er die Betrachtung und Verknüpfung der Dinge darzulegen, mit spielender Leichtigkeit macht er die schwierigsten ästhetischen Formeln seinen Lesern mundgerecht; er steht auf einem freien Standpunkt außerhalb der streitenden Parteien, und mit überlegener Klarheit weiß er den Nerv der Kunstgeschichte und Kunstentwickelung bloßzulegen. Um mich eines Goethe'schen Wortes zu bedienen: es ist die Sachdenklichkeit, welche die charakteristische Eigenart Pfau's bildet, und die uns in seinen künstlerischen Definitionen und kritischen Urtheilen auch da noch anzieht und fesselt, wo unsere Wege sich von denen des Kritikers scheiden und unsere politische und ästhetische Ueberzeugung in Widerstreit mit seiner Welt- und Lebensanschauung geräth.

Auch literarische und historische Skizzen hat Ludwig Pfau geschrieben; einzelne derselben, wie der über Zola,*) sind wohl den Lesern dieser Zeitschrift noch in bester Erinnerung. Aber seine Stärke scheint mir doch nicht in der literarischen Kritik, sondern in der historischen Erkenntniß und Darstellung der ewigen Kunstgesetze zu liegen. Auf diesem schweren

*) Heft 37 von „Nord und Süd."

und vielumstrittenen Gebiet ist er Meister und bleibt es auch, selbst wenn die Zunftkritiker die Klarheit seines Vortrags für Dilettantismus auszugeben geneigt sein sollten.

Der Essay als solcher ist in dem letzten Vierteljahrhundert in der deutschen Literatur viel gepflegt worden; aber nur wenige Schriftsteller haben ihn mit so entschiedenem Geschick zu behandeln gewußt wie Ludwig Pfau. Die Kunst ist seine Liebe; ihr gilt sein Sinnen und Schaffen, und er erhebt sich zu der poetischen Kraft seiner Jugendjahre, wenn er am Schlusse seiner „Freien Studien“ noch einmal in einer sinnigen Betrachtung Alles zusammenfaßt, was die Entwickelung der Kunst im Leben der Menschheit bedeutet. Mit diesem Dithyrambus auf die moderne Weltanschauung, deren treuester Jünger Ludwig Pfau sein ganzes Leben gewesen ist, sei diese kurze Darstellung beschlossen; er ist charakteristischer für den Menschen, für den Dichter und Kritiker, als die eingehendsten ästhetischen Untersuchungen über seine literarische Eigenart. Es heißt in dieser Schlußparabase der „Freien Studien“: „Wenn ich bedenke, was die Gewalt gegründet hat, die Reiche von Meer zu Meer, die Städte mit hundert Thoren, die Tempel, steinerne Riesen — Herrlichkeiten, davon nichts übrig ist als die paar Scherben, die unter der Sohle des Wanderers krachen —, dann sag' ich mir: Was die Gewalt auferbaut, das zertrümmert der Geist; was im Raume erhöht wird, das versinkt in der Zeit. Wenn ich betrachte, was der Geist geschaffen hat, die Künste, die Wissenschaften, die Satzungen der Gerechtigkeit — heilige Erbschaften, welche die Völker den Völkern überlieferten, die Geschlechter den Geschlechtern —, dann sag' ich mir: das herrliche Ilion ist gefallen, aber Homer ist noch aufrecht; das schöne Griechenland ist untergegangen, aber die Venus von Milo ist auferstanden; das glorreiche Rom ist nichts mehr als ein Schutthaufe, den das Dogma der Freiheit streitig macht. Aber wenn der Papst geht, so bleibt Virgil, und diese gequälte Stätte bleibt immer die ewige Stadt, denn der patriotische Hauch der Quiriten, welcher den staatlichen Gedanken über die Welt ausgoß, wird ewig von ihren sieben Hügeln wehen; ihr Andenken wird nicht verschwinden, denn sie hat uns mehr als Steine hinterlassen, und der Geist ist ein Brot, das ewig nährt und nimmer verzehrt wird. Alsdann erfüllt eine hohe Freude mein Herz, eine stolze Zuversicht hebt mir die Stirne; und ich ehre den Griffel, dieses bescheidene Sinnbild des Künstlers, das mir edler erscheint als ein königlich Scepter; und ich segne die Feder, dies arme Werkzeug des Denkens, das mir mächtiger däucht als ein kaiserlich Schwert.“

Die deutschen Imperativnamen.

Von

K. G. Andresen.

— Bonn. —

Auf dem umfangreichen, kaum zu bewältigenden Gebiete der Namen*) hebt sich ihrer Bildung und Form nach eine besondere Klasse in auffallender Weise ab. Während nach den gewöhnlichen Gesetzen der Sprache Wörter aus Wurzelsilben durch Ableitung oder Zusammensetzung gebildet werden, liegt hier der Fall vor, daß ein ganzer Satz sich zu einem einzigen Worte, welches den Werth eines Substantivs bekommt, zusammenzieht, verschmelzt und verhärtet. Dergleichen Wörter, oder vielmehr Namen, Gattungsnamen sowohl als insbesondere Eigennamen werden Satznamen genannt. Sie treten in verschiedenen Formen und Constructionen auf. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl enthält einen Imperativ. Mitunter spricht aber auch der Name ein Urtheil im Indicativ aus, wie in *Taugenichts* für Taugnichts, vom mittelhochdeutschen touc = taugt (vergl. franz. vaurien aus vautrien), in den österreichischen Geschlechtsnamen *Waisnix* und *Weißgut*. Einen Conjunctiv zeigen *Gottbehüt*, *Gotthelf*, *Gottseibeiuns*, euphemistisch für Teufel, *Waltigott* und *Waltsgott*. Ein Nebensatz ist zusammengezogen in *Wieduwild* (wie du willst), *Wieswell* (es gehe, wie es wolle). Bisweilen fehlt das Verbum ganz, wie in den alten Beinamen *Auffdenman*, *Durchdenpusch*, *Kopfentzwei*, *Orab*, *Nussenzan* (‚heraus den Zahn'), in den heutigen Familiennamen *Dörwandt* (‚durch die Wand'), *Frischauf*, *Gleichauf*,

*) Wir verweisen auch auf den Aufsatz desselben Herrn Verfassers „Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen". Juniheft 1887, 367—383. Red.

Morgenbesser, Simmergott = (so mir Gotthelfe vergl. Jasomirgott, wie ein österreichischer Herzog Heinrich im 12. Jahrhhundert bezeichnet wurde). Da diese Namen sämtlich einen Ausruf enthalten, ist die Vollständigkeit der Form leicht entbehrlich.

Die folgende Darlegung wird sich ausschließlich mit den imperativisch gebildeten Namen befassen.

Keine andere Gruppe der verschiedenartigen Geschlechtsnamen, welche aus Beinamen entstanden sind, gewährt ein solches culturhistorisches Interesse und zeugt so sehr von der wunderbaren Kraft des Volksgeistes, dem sie ihren Ursprung verdanken, als diese mittelalterlichen, echt humoristisch zu nennenden Namen. Alle mannigfaltigen Erscheinungen des menschlichen Lebens treten uns aus diesen Namen, welche sich ihrem größern Theile nach, in einem gewissen Gegensatze zu den Beinamen im Allgemeinen, als Spitz- oder Uebernamen bezeichnen lassen, lehrreich und bedeutungsvoll entgegen. Vorzugsweise spiegeln sich in ihnen das rohe und wüste Kriegshandwerk, die Streif- und Raubzüge beutegieriger Ritter und deren Genossen, die Trink- und Spielgelage der Schenken und Herbergen; daneben finden auch ordentliche und ernste Verhältnisse, wie die bürgerlichen und bäuerlichen Beschäftigungen des Handwerks und des Feldbaus, ihre theils nüchtern prosaische, theils muthwillige und witzige Bezeichnung. Es verlohnt der Mühe und gewährt eine nicht geringe Befriedigung, im Einzelnen und im Ganzen wahrzunehmen, mit welcher rücksichtslosen Kühnheit und einem wie lebendigen, neck- und spottsüchtigen, zu nicht geringem Theile gewissermaßen poetischen Muthwillen die Mehrzahl dieser Namen in den Kreisen rauf- und sauflustiger Gesellen, sowie auf den Zügen wandernder Handwerker und fahrender Sänger geschaffen worden ist.

Nachdem romanische Völker schon früher sich der imperativischen Namengebung bedient hatten, scheinen die ersten Anfänge derselben für Deutschland erst in das 12. Jahrhundert zu fallen. Im Verlaufe der folgenden Zeiten häufen sie sich in kaum ermeßlichem Umfange; ein großer Theil derselben, welcher hier keine weitere Berücksichtigung verlangt, kommt auf Rechnung meist vorübergehender Einfälle der Dichter und anderer Schriftsteller. Aus der Menge dieser mittelalterlichen, heute größtentheils nicht mehr erhaltenen Imperativnamen erscheint es angemessen nur eine Anzahl der kräftigsten und in kulturhistorischer Hinsicht interessantesten zur Veranschaulichung herauszuheben:

Suchentrunk, Slintewin (zu slinden, schlingen, schlucken), Drinkebeer und Sluckebeer, Füllenapf und Füllfessl (vgl. Methfessel), Gewsauf und Gysnein (gieß auf, gieß hinein), Raumsglesel (leere das Gläschen), Lernpecher und Lerencruch, Saufsgaraus, Schlickenmost, Früenpeiß (vruo enbîzen, früh am Morgen schwelgen), Frißumsonst, Schlintdenspeck, Leckenprey (Brei), Füllendrüssel (drüzzel = Gurgel, Kehle) und Füllenhals, Eilaufdiestraß, Schaffenlitzel (schaff ein wenig; vgl. Schaffganz), Haudreyn und Hauwenkerl-

Greiffdrauff und Greifintaschen, Raumstaschel und Laerenbiutel, Hödevick (hüte die Tasche), Schreckenwirt, Schinttenwirtt und Zaldenwirth, Zerrenmantel und Zuckenmantel, Würgenpawer (würge den Bauer), Murrdengast (morde den Gast), Slupfindeck (schlüpf in die Ecke), Sengenwalt und Wüstenwalt, Schüttenpogen, Schüttenspieß, Schüttenwürfel (zu schütten, schütteln), Fretendüvel und Kleyenduvel (krau den Teufel), Scheuchengalgen (schiuhen, scheuen), Fürenrayen (führe den Reihen), Fleugimtanz, Springenklee, Wattinschnee, Zwilchenbart (zwilhen, verdoppeln, doppelt drehen), Schutelock (schüttle die Locken), Pleckentzan (die Zähne blecken, d. h. weisen, Zeichen der Feindseligkeit), Tumernit (thu mir nichts), Wendenschimpf (Spaßverderber), Druckenpfennig und Küssenpfennig (Geizhals), Streusgütlein (Verschwender), Fylysen (Eisenfeiler), Bschlagngaul, Bindenkübel, Bintenschuch.

Die Bedeutung und Anwendung des durch den Imperativ bezeichneten Ausrufs entfernt sich in diesen Namen mehr oder weniger von dem Begriffe, welcher dem Imperativ als solchem innewohnt. Wenn Leuten zugerufen wurde: Birnescuttle, Greyffinpewtel, Kliebenschedel, Lericoph, so lag darin nicht sowohl eine wirkliche, ernst gemeinte Aufforderung die (hölzernen) Schüsseln zu verbrennen, in den (fremden) Beutel zu greifen, den Schädel zu spalten, den Becher zu leeren, als vielmehr eine Angabe desjenigen, was diese Leute schon von selbst ohne Aufforderung zu thun pflegen und was man an ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Im gewöhnlichen Leben wird dieser Sinn am einfachsten durch das Präsens dargestellt, wie in dem bereits besprochenen Taugenichts, dessen Begriff dem des imperativischen Thunichtgut nahe verwandt ist. Aber die Bedeutung des Imperativs rechtfertigt sich durch die Ironie, mit welcher dem, an dem eine Eigenschaft oder Gewohnheit haftet, gleichsam zugerufen wird, zu thun, was er ohnehin thut oder durch sein Betragen in Aussicht stellt. Hiervon giebt das tägliche Leben für den, welcher darauf achtet, Beispiele genug. Unbedachten und Leichtsinnigen, insbesondere Kindern, hört man zurufen: Trotz noch! Schneid dich! Fall herunter und brich den Arm! Verfriß dich! und dergleichen, nicht selten mit dem Zusatze: das ist recht!

Es giebt aber auch viele Namen, in denen der Imperativ seinen eigentlichen Sinn behauptet. Einige dieser Namen, deren überwiegende Mehrzahl jüngern Ursprungs ist, fordern ernsthaft zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit auf, oder äußern Wünsche für den Lebensweg. Man vergleiche Besserdich, Dienegott, Keifnicht, Leberecht, Lebsanft, Liebetreu, Schlafmunter, Stelldichwohl, Traugott, Werdeguth. Zuweilen sind Zweifel hinsichtlich der Bedeutung des Imperativs berechtigt. Der Name Bleibimhaus z. B. kann in wörtlicher Auffassung einem, der sich viel außerhalb des Hauses aufhält, wohlmeinend gegeben worden sein; er kann sich aber auch ironisch auf den beziehen, welcher selten oder nie aus-

geht, sondern zu Hause bleibt. Ebenso steht es um Lachnit, worin entweder die wirkliche Mahnung liegt, nicht zu lachen, oder die Eigenschaft und Gewohnheit desjenigen, der nicht lacht, ausgedrückt ist. Aehnlich verhalten sich Fürchtenicht, Haltaus, Schweigstill, Trauernicht. Je älter der Name ist, desto eher wird man die ironische Bedeutung des Imperativs annehmen dürfen.

Obgleich es bei der nun folgenden Zusammenstellung, welche sich mit den als eigentliche Geschlechts- oder Familiennamen imperativisch gebildeten Namen beschäftigen wird, angemessen erscheinen kann, die Eintheilung nach den verschiedenen Gruppen des innern Gehaltes einzurichten, so dürfte doch die alphabetische Folge den Vorzug verdienen, besonders da einzelne Namen, vorzüglich mit Rücksicht auf deren Beziehung, sich nicht ohne Schwierigkeit absondern lassen und jene äußerlich geregelte Folge jedenfalls eine leichtere und bequemere Uebersicht gewährt.

Der Name Abhau zeigt zwar den verhältnißmäßig seltenen Fall, daß die Präposition oder das Adverb den ersten Theil des zusammengesetzten Verbs bildet, er kann aber nicht wohl anders als imperativisch erklärt werden, da es kein Substantiv derselben Form gibt; aus alter Zeit wird Howaf, d. i. Hauab, nachgewiesen. Achtsnick hat ursprünglich Achtesnicht gelautet, aus welchem deutlichen Namen, wie Urkunden berichten, auch Achtzig und Achtzehn, die heute verschollen sein mögen, merkwürdig umgedeutet hervorgegangen sind. Arbeitlang ist vermuthlich neuern Ursprungs.

Unter Bachenschwanz, entstellt Backenschwans, ließe sich Schwanz der Bache oder wilden Sau verstehen, wie man Hasenzahl, Mäusezahl, Rattenzagel, Voßzal hat (Zagel, Schwanz); allein weit mehr spricht die Deutung aus „Wachenschwanz" an, bewege den Schwanz, mag damit zunächst die Bachstelze, deren Benennung heute als Bachstelz und Bachstez in deutschen Familien auftritt, gemeint, oder unmittelbare Beziehung auf eine Person (vgl. später Weibezahl) behauptet werden. Beißengroll. Beißenhirtz, beiß den Hirsch, entstellt Beisenherz. Bellut. Besserdich. Beuthan, Beythan und Beuthin, Beythin, zu niederd. anböten, anboiten und inböten, inboiten, einheizen; vgl. Bötefür und Fürböter. Biethahn, beiß an; vgl. Streichhahn. Bindauf. Bitdendüvel, Bietendüwel, beiß den Teufel. Bleibimhaus, Bleibinhaus. Bleibnichtlang. Bleibtreu. Blivernicht, bleib da nicht. Bötefür, Bütefür, Ofenheizer, entstellt Bettführ. Brenneisen, Brenneis, franz. brûle-fer, Schmiedename. Brennewald, Brennwald, Waldbrenner. Bringewath. Bringezu. Bürneschür, verbrenne die Scheuer, jetzt öfters in Bornscheuer verwandelt. Buckup, von niederd. upbucken, = den Kopf aufwärts beugen.

Dempwolf, Wolfbezwinger; vgl. Schindewolf. Dienegott. Drabsanft. Drischaus, Drishaus.

Ehrenfried kann zwar sehr bequem imperativisch gefaßt werden, vergleicht sich jedoch ebenso auch altdeutschem Erinfrid; vgl. Giebfried.

Fahraus. Fallap. Fallum, ursprünglich Wirtshausname. Fangauf. Fassin. Fegebank. Fegebeutel, Fegbeitel, eigentlich Namen von Wirtshäusern; vgl. die Ortsnamen Vegesack und Vegetasch. Fegenteufel. Feghelm, Waffenschmied; vergl. Schwerdtfeger. Feinedegen, von dem veralteten feinen, fein machen, polieren. Fellnast, fälle den Ast. Fickenwirth, Fickewirth, hau den Wirt. Fillensack. Findeisen, Finneisen, Findeis, Fendeis, anscheinend Schmiedenamen. Findekeller, Zechbruder. Findeklee. Flickenschild. Flickschuh. Fliegauf. Fliegaus. Fressenteufel. Frettwurst. Führekranz. Füllbier. Fülleborn, Fülborn, Fileborn. Füllenbüttel, fülle den Beutel. Füllgrabe. Füllkrug und Füllkruß, Füllekrus. Füllmich. Fürchtdichnicht, Fürchtenicht, niederd. Früchtenicht, Fröchtenigt Früchtning. Fürchtegott.

Gerathewohl, Gratwohl, Gerothwohl, Grotwohl; entstellt, d. h. an neue Wörter angelehnt und zum Theil umgedeutet Gradewald, Grotwahl, Grotewohlt. Geweg. Glaubtrei. Greiffentrog, Greiffentroch, Griepentrog. Greifzu. Griepenkerl, Uebername für Häscher, Gerichtsdiener, Bettelvögte.

Habedank, Habdank, Hadank, ehedem Danksagung. Haberecht, Rechthaber. Habenicht, Havenith, Habenichts. Habenschaden. Hablützel, der wenig hat. Hackauf. Hackbusch. Hackdentüfel. Hackenfeind. Hackspan. Hackstroh. Haltanderheide und Haltaufderheide. Haltaus. Haltein. Haschenteufel. Hassenkrug. Hastenpflug, Hassenpflug. Hassenwein. Hassesang. Haßdenteufel, Hastenteufel, Hassenteifel, Hassendeubel. Haßkerl, Hatenkerl. Hatenbur. Haueisen, Haueis, der die Rüstung des Feindes durchhaut, franz. Taillefer. Hauenhut. Hauenrand, Haurand, franz. Talleyrand, Rand als Schildesrand, Schild verstanden. Hauenschild, Haunschild, Hauschild, umgedeutet Hausschildt und Hauffschild, letzteres aus dem mittelalterlichen Howeschilt. Hauenstein, Haustein, Steinhauer; doch ist Hauenstein auch Name mehrerer Oertlichkeiten. Haunit. Hauto, Hautau, hau zu. Hebebrand, von heben gleich anheben. Hebeisen, Schmiedename. Hebenkrieg. Hebenschimpf, Spaßmacher. Hebenstein. Hebenstreich. Hebenstreit, Hebestreit. Hebentanz. Hegewald, Heegewaldt, Forstaufseher. Helpup, hilf auf. Hergenhahn, verheere, verwüste den Hagen. Hödenschild, erhöhe den Schild. Hoffendrunk. Hoffesommer. Hohlwein, Hohlwien. Holaus. Holup, halt auf. Höregott. Höruf. Huckauf. Hupfaufdleut. Hupfuf, Hüpop, Hippauf. Huschenbett, husch ins Bett. Hütwohl, Hützwohl.

Jagaus. Jagenmann, Jagemann. Jagenteufel, Jagendeubel. Juckenack.

Kaufauf. Kaufholz. Kehrein. Keifnicht. Kennegott. Kernstein, kehre den Stein, vor Alters Kerumbdenstain, zur Bezeichnung des Brotbäckers. Keruth. Kiekhöfer, Kieckhäfer, entstellt aus niederd. kiköver, kikäver, guck über, zunächst wohl local. Kiesewetter, Wetterspäher, verunstaltet Kiesevetter (vergl. Schiervater neben Schier water), Käsewieder und wahrscheinlich Küßwieder. Kikuth, auch Ortsname. Klaubauf. Klebesattel, Clebsattel, Klebsadel, Glebsattel, Kleesattel, Beiname kecker Reiter. Klingebeil, Klingebiel, Klingspiel, laß das Beil klingen. Klingspor, Klingspaar, von spor, Sporn. Klinguth. Klöfkorn, Kloevekorn, Kornspalter, Haarspalter. Klopfan. Klophaus, zu klophen, klopfen. Klopperdran, klopf da dran. Kochwohl. Kommallein. Kratzenstein. Kreuchauf, Krichauff. Krichenbauer, krieg den Bauer. Kuckein.

Lachnicht, Lachnit. Ladegast. Ladensack. Langguth, lang ut, lange aus. Laßleben. Lategahn. Lathwesen, Lattwesen, laß sein. Lauffher. Lebegott. Leberecht; aber Liudberaht fordert zugleich Beachtung. Lebfromm. Lebsanft. Legab. Legan. Legenstein. Lehrenkrauß, leere den Krug. Leidemit, Liedemith, Liedemeth, Lidemedt. Leidenfrost, vielleicht daraus entstellt Leibenfrost. Leidenkampf. Leidenkauf. Leidenrost. Lernbecher. Lernpaß, lerne besser. Leruth. Leschbrand, Löschbrand. Leuchtweiß, Leichtweiß. Lickfett, Likkefett, Liekefett. Lickleder, Lückleder, Spottname des Schusters. Liebegott. Liebegut. Liebenwirth. Liebetreu. Liesaus. Lobenwein. Lobwasser. Loopweg.

Machan. Macheleidt, auch Teufelsname im alten Schauspiel. Machemehl. Machenschein. Macherauch. Machetanz, Machedanz, Mackedanz, Magendantz. Machnick; vgl. Achtsnick. Mahlenbrei. Makeprang, Aufrührer, von dem ältern niederdeutschen prank, Unruhe, Mengein. Mengewein. Merkswohl. Mernschatz, mehre den Schatz.

Nagengast. Nagenzaum. Nimmnicht. Nimsgern.

Piplies, pfeif leise. Preußendanz, entstellt aus dem ältern Preisendanz = preise den Tanz.

Rabsilber, Rapsilber, von rapen, raffen. Raffegerst. Raffensack. Ratswohl. Raufenbarth. Reckefuß. Regedanz, Redantz. Reintanz. Regenfuß. Reibeholz. Reibenschuh. Reibenstein, Reibstein. Reibetopf. Reichentrog. Reifenstahl, Riefenstahl, Rieffestahl. Reifenstein. Reifenstuhl. Reimkasten, räume, leere den Kasten, mittelalterlich Raumenkasten. Reißaus. Rennenkampf, Rennekamp, Rönnekamp; vgl. Renninsfelt aus alter Zeit. Richtentisch. Ringseisen, Ringseis, Ringeißen, ringe, schwinge das Eisen. Rininsland. Röckenzaun, errichte den Zaun. Röhrbein, Rohrbein, Rehrbehn, rühre das Bein. Röhrdanz, Rohrdanz; vgl. Hebentanz. Röhrhand. Rowedder, Rohweder, Rohwer, Rohwetter, ruh'

wieder; vgl. den Wirtshausnamen Stawedder, steh wieder, in Holstein. Ruckaber, rück wieder, entstellt Ruckhaber und Ruckgaber. Rückeisen. Ruckenschuh. Ruckenstuhl, Ruckstuhl, vermuthlich einem beliebten Gesellschaftsspiel entlehnt. Rückforth. Rückfür. Ruckmich. Rühmekorb, Rühmkorff, Rumkorff, Ruhmkorf, Rumpfkorf, leere den Korb. Rumbauer. Rümenapf, Rümenapp. Rummfeld, Rumsfeldt, Rumpsfeld, Reimsfeld. Rummelandt, Rumland, Ruhmland, Raumeland. Rumschöttel, Rumschüttel, Reumschüssel, Raumschüssel, Reimschüssel, Ramschüssel. Rumstieg, Reimstieg. Rürup, Röhropp, Rehropp.

Saufaus, Suppus. Saugenfinger. Saumnicht, Sumnicht. Seumenicht, Sümenicht, Saumsnit, Sumsnit. Schaffenicht, Schaffganz, wunderlich entstellt Schafgans. Schaffrath, Schaffrott, Schaffenroth. Schauinsland, Schaunsland, ursprünglich lokal. Scheerbarth. Scheineweiß. Schenkebier. Schenkhut, schenk aus. Scheuchenpflug, Scheinpflug; vgl. Hassenpflug. Scheuchenstuhl, Scheuenstuhl. Schicketanz, Schickedanz, Schicktanz, Schickendans, Tanzordner. Schiebenhöbel, schiebe den Hobel. Schietenduivel, Schiedendüfel. Schindewolf. Schindhelm. Schlaboth, schlag todt. Schlafmunter. Schlagdenhaufen, Schlagenhauf. Schlagenteuffel. Schlagintweit, schlag ins Weite. Schlatau, schlag zu. Schluckebier. Schmeckebier, auch ein ehemals in Königsberg gefeiertes Abendessen und Biertrinken. Schmeckenbecher. Schmeckpeper, Schmeckpepel, Schmackpfeffer. Schmelzeisen, Schmelzeis. Schmiebuth, wirf hinaus. Schnappauf. Schneidewind, Schneiderwind. Schneidewin, Schniewind, Schneewind, Schneidewendt, Schnödewind, franz. taillevent, Landstreicher. Schnellenpfeil. Schnüran. Schötensack, schüttle den Sack. Schreckenbüvel. Schreckengast, Schreckegast. Schröckenfur. Schubdefell. Schübbemage, Schübbemagen. Schunicht, scheue nicht. Schüthuth, Schüththut, schütte aus. Schüttenhelm, Schittenhelm. Schüttenkopf, Schüttekopf, Schübbekopf Schittelkopf, Schüttpelz, Schüppelz. Schutzbar, verdunkelt aus Schüttesper; vgl. Shakespeare. Schweigstill. Schweisguth, gleich Streusgut, wie man im Mittelalter den Verschwender nannte. Schweisthal. Schwendenwein. Schwenkenbecher. Schwenkros. Schwindenhammer. Schwingenschuh. Schwinghammer. Sengebusch. Sengeholz, Sennholz, Singeholz. Sengelaub, Sennelaub. Sengenwald, Sengewald, Sennewald, Senewaldt, Singewald. Sengenwein. Sengstacke, Sengstack, Sengstock. Settegast. Setzenstock. Setzepfand, Setzpfand. Setzkorn, Sezekorn. Siebentopf, Siebentop, entstellt Seidentopf, Beinamen des Kochs. Singeisen für Sengeisen; vgl. Brenneisen. Singto. Sitzum. Sitzwohl. Spalteholz. Spannan. Spannaus, Spannuth, Spanuth, Spanhut, Spannhut.

Sparbrod. Sparkäse. Sparnicht. Sparschuh. Sparwasser. Spörhase, der den Hasenspürt. Spreizenbart. Springauf, Springob. Springenzaun. Springinreif. Springinsguth, Springsguth. Springsfeld. Standfest, Stehfest. Standop, früher hochdeutsch Standthauff. Staubesand, Stövesand, Stöwesand, vielleicht entstellt Steifensand. Stechmesser, Steckmest, zur Bezeichnung desjenigen, welcher bei Trinkgelagen das Messer in den Tisch am Platz eines Andern steckt, damit der für ihn bezahle. Steigentesch, im Mittelalter deutlicher Steigindtaschen, auf Raub bezüglich. Stelldichwohl. Stichdenteufel. Stichenwirth. Stillschweig. Stoßnach. Streckdenfinger. Streckfuß, auch Beiname des Todes, wie Streckebein. Streichan, Streichhan Streichhahn. Streißguth. Stürzekarn. Suchensteig. Suchenwirth. Suchland, Suchsland, Sökeland. Südekum, Sydicum, sieh dich um, ursprünglich ein Local.

Tanzwohl. Thudichum. Thugut, vorher Thunichtgut. Tillewein, vertilge Wein. Trauernicht, Trurnit. Traugott. Treckan. Trebup, tritt auf, entstellt Tretopf (vgl. Hotopf, Hut auf). Treffenschedl. Tretrop, tritt darauf. Treubleib. Trinkaus, Trinkhaus, Drinkhut, Trinksaus, Trinksüß, Trinks. Tunkein.

Vollenhals, fülle den Hals. Völlenbaum, fälle den Baum.

Wackerbarth, wahrscheinlich entstellt aus dem urkundlichen Wackebard, von wacken, woher wackeln. Wakenhut. Wakop, Wakup, wach auf. Warnkönig, schütze den König. Warnkros, wahre den Krug. Weckauff. Wegehaupt, bewege das Haupt. Wegemund. Wehrenpfennig, wahre den Pfennig. Weibezahl, Wedelschwanz, Schwanzwedler. Weibezahn. Wendhut. Wendleder. Wendschuh, Wendschuch. Wieschenbart, wische den Bart. Winnenpfennig. Wisbereit, sei bereit. Wüstenwald.

Zeigan. Zickendraht, Spottname des Schusters. Ziechnaus. Ziehensack. Zirngiebel, Ziergiebel. Zuckenmantel, Zuckmantel, Tuckmantel, Tückmantel, völlig verdunkelt Zuckermandel, auf Wegelagerei bezügliche Namen, zum Theil Oertlichkeiten. Zuckschwert, Zugschwert. Zuckseisen. Zwickaus.

Es giebt nun aber neben diesen vielen unzweifelhaft imperativisch zu deutenden auch eine größere Anzahl heutiger Geschlechtsnamen, welche seit längerer, größtentheils bis auf die jetzige Zeit dem Bereiche der Imperativnamen überwiesen worden sind, in der That aber eine abweichende Erklärung verlangen.

So bequem es ist, Glaubrecht und Liebrecht imperativisch zu fassen, so weigern sich dieser Deutung doch verschiedene Nebenformen beider Namen, wie Klauprecht, Glubrecht, Klaubert und Liebert, Leoprecht, Laubrecht. Der Name Glaubrecht ist vielmehr aus Glauperaht (zu glau, scharfsichtig, einsichtsvoll), Liebrecht aus Liutperaht (zu liut, Volk) entsprungen, beide

mit beraht, berht (engl. bright) = glänzend zusammengesetzt. Gangauf bedeutet nicht ‚geh auf', sondern gründet sich auf Gangolf (umgekehrt Wolfgang), wie Baldauf, Bitterauf, Thierauf auf Baldolf, Biterolf, Tiurolf. Gebrat und Giebfried lauteten im Altdeutschen, der eine Name buchstäblich, der andere der Hauptsache nach, ebenso wie heute; an imperativische Fassung darf aber bei dem ersten Namen gar nicht, bei dem zweiten (vgl. Ehrenfried) nur vorübergehend gedacht werden. Hauhardt heißt nicht: hau stark, sondern es ist vielmehr, wie Hugart und Hauert, aus Hugihard hervorgegangen; vgl. Haubert, Haubold aus Hugubert, Hugibald. Dem Namen Schmithals, welcher in weit von einander getrennten Gegenden Deutschlands, auch in der Schreibung Schmidthals, angetroffen wird, ist die unannehmliche Erklärung ‚schmeiß (triff) den Hals (des Hirsches)' zu Theil geworden; aber wie sich Bierhals, Goethals, Nachhals patronymisch mit eingefügtem **h** zu Berald, Godoald, Rachold verhalten, so Schmithals zu Smital aus Smidoald. Daß Bockendahl, Buckendahl ‚beug ihn nieder' bedeuten sollen, klingt unwahrscheinlich; mehr dürfte die Erklärung als „Buchenthal" ansprechen. Ebenso wenig wird Hupfeld als „hüpf ins Feld" zu verstehen sein, wohl aber, wie es bei Hopfeld der Fall ist, als eine Oertlichkeit. In Fahrenholz liegt nicht die Aufforderung ins Holz zu fahren; es giebt mehrere Oerter dieses Namens, welcher an sich Föhrenholz bedeuten kann. Die Erklärung von Tilgenkamp durch „tilge, zerstöre das Feld" verträgt sich schlecht mit Tellkampf und Telkamp, mit Tillenberg, Tellberg und Telgenhauer; unter Tilgenkamp und Tellkampf ist ein mit „Telgen" (telge, Zweig, Schößling, Steckling) bepflanztes Feld zu verstehen. Die Frage, ob Mackenthun „mach den Zaun" bedeute, erledigt sich dadurch, daß es einen Ort gleiches Namens gibt, der anders erklärt werden muß. Dasselbe läßt sich von Stemshorn behaupten, da so ein Ort im Hannoverschen heißt; die imperativische Fassung gewährt überdies kaum einen erträglichen Sinn. Ganz unvorsichtig ist Tolkemit, das ja auf einen gleichlautenden Ortsnamen verweist, als „sprich mit" verstanden worden; während Spaltenstein, obgleich ein Ort dieses Namens, an dem ohne Zweifel der Familienname haftet, nachgewiesen wird, sich leichter als Imperativ verstehen ließe. Bei Röhrmund, Rührmund liegt es doch näher an den Namen der holländischen Stadt Roermond als an die Aufforderung „rühr den Mund" zu denken. Daß Springmühl wie Springsfeld und Springsgut zu erklären seien, leuchtet nicht ein; wie Springborn, Springhorn, Springstein mit dem Substantiv Spring, Quelle, zusammengesetzt sind, ebenso Springmühl (eine Springmühle liegt bei Heiligenstadt), deren Besitzer Springmüller, Sprinckmöller heißt. Der Auslaut des Namens Kreidebring hat veranlaßt, daß man einen Imperativsatz mit umgekehrter Wortstellung angenommen hat; aber das auslautende g steht für k wie in Finkenbring, Igelbring, Klebring, Lehmbring, und Kreidebrink (Kreidehügel)

ist selbst ein heutiger Geschlechtsname. Habekost klingt freilich wie ein Imperativ, ohne daß der Sinn vollkommen deutlich wäre; aber ohne Zweifel liegt die aus Havighorst, Havikhorst hervorgegangene Form Havekost, wie 4 Oerter in Norddeutschland heißen, zu Grunde. Wenn es wenig Glauben verdient, daß Mundhenk wie das ältere Hengentriel (Maulhänger) zu erklären sei, zumal da das Object voraufgeht, so läßt sich dagegen der Name, der auch als Mundhenke vorkommt, sehr wohl mit dem mittelalterlichen Beinamen ‚Mittem munde' vergleichen und als Henk oder Henke mit dem Munde verstehen. Keineswegs bedeutet Rennenpfennig „dem Pfennig nachrennend"; um 1300 hießen am Niederrhein gewisse leichte Münzen „Rennepenninge". Ebenso falsch ist die Erklärung von Stichtenoth, Stichnoth als: stifte Noth, Nothstifter; das niederdeutsche Wort entspricht dem hochdeutschen „Stiftgenoß". Schellhase, Schelhase, Schelhas und Scheelhaß enthalten schwerlich die Aufforderung den Hasen zum Weichen oder zu Fall zu bringen; zu Grunde liegt vielmehr das Adjectiv schellec, scheu, vor Furcht aufspringend, wie denn noch heute in der schwäbischen Mundart ein Pferd, welches ausreißt, gleichfalls „schellig", ein überall umherlaufendes Weib „die alte Schell" genannt wird. Hat die weit verbreitete Ansicht, Schlichtegroll sei als Imperativ zu verstehen, wenig für sich, so scheint durch die Form Schlichtkrull so gut wie bewiesen zu werden, daß Entstellung von „Krull" oder „Kroll" (Locke) in „Groll" vorliegt und daß diese Namen mit Schlichthaar, Reithaar, Glatthaar zu vergleichen sind. Nach den neuern Untersuchungen bezeichnen Stürzenbecher, Stürtzenbecker, Sturzenbecker, Störtenbecker, Störtebeker nicht imperativisch den Trinker, der den Becher hinunterstürzt, sondern es ist ein Trinkgefäß mit einer Stürze, ein Deckelbecher gemeint. Der Name Mutzenbecher, welcher den Klang eines Imperativs hat und auch so verstanden worden ist (putze, schmücke den Becher?), dürfte eher demjenigen gelten, der Mutzen oder Mutschen bäckt (vgl. Mutzschler); aber der in Westfalen vorkommende Familienname Mutzenbach, dem ja gewiß eine Oertlichkeit (vgl. Mutzenfeld, Mutzenhausen, Mutzenroth) zu Grunde liegt, weist doch stärker auf die locale Bedeutung auch des Namens Mutzenbecher (vgl. Eschenbecher, Weidenbecher) hin. In Lobedanz steckt kein Imperativ; das schon im Mittelhochdeutschen übliche Wort lobetanz, welches einen Tanz meint, zu dem sich junge Gesellen für gemeinschaftliche öffentliche Lustbarkeiten verbunden und verpflichtet haben, ist mit dem ältern „loben" für „geloben" zusammengesetzt. Auch Lösekann und Lösekrug sind schwerlich imperativisch zu verstehen, die Bedeutung des Verbums wäre ohnehin kaum erklärbar; vermuthlich enthalten beide Namen das in der heutigen Schriftsprache verschollene Substantiv „Lase", Henkelgefäß, dessen a öfters in o übergeht und hierauf, vielleicht durch mißverständliche Zurechtlegung, auch zu ö geworden sein kann.

An die außerhalb des Bereiches der Personennamen vorkommenden

imperativischen Bildungen darf es hier genügen nur mit einzelnen Beispielen zu erinnern. Die ältere Sprache hatte deren weit mehr als die jetzige; insbesondere in der volksthümlichen Literatur des spätern Mittelalters findet sich eine große Menge.

Unter den örtlichen Eigennamen, welche einen Imperativsatz enthalten, können zu denjenigen, die entweder als spätere Geschlechtsnamen oder zur Unterstützung der imperativischen Erklärung bereits genannt worden sind, noch folgende hinzutreten: Schlutup in Mecklenburg nahe bei Lübeck, umgedeutet aus „Slukup", dem ein älteres „Fretup" =‚friß auf!' zu Grunde liegt; die holsteinischen Wirtshäuser Jappup (jappen, = nach Luft schnappen, aufatmen), Lurup (laure auf), Krupünner (kriech unter); die süddeutschen Locale Paßauf, Sichdichfür, Traunicht, welche zur Vorsicht gegen Straßenraub mahnen; Luginsfeld und Luginsland; das Forsthaus Steurendieb in der Eilenriede bei Hannover.

Persönliche Begriffe werden bezeichnet durch Habenichts, Haberecht, Saufaus, Springinsfeld, Störenfried, Thunichtgut Wagehals. Bekannte Hundenamen sind Faßan und Packan; ein gewisser Vogel heißt Wendehals, zuweilen Drehhals.

Während es in alter Zeit eine größere Anzahl imperativisch gebildeter Pflanzennamen gab, ist der heutigen Sprache fast nur das Vergißmeinnicht gebieben; das Maiglöckchen wird hie und da Springauf genannt; in niederdeutschen Gegenden kommt Klimop = ‚klimm auf' für Epheu vor.

Das sogenannte Stehmännchen, engl. cork-tumbler, heißt auch Stehauf. Ein rascher Schlußtanz führt den Namen Kehraus, älter Kehrab.

Zu abstracten Begriffen sind geworden: Gerathewohl, Kratzfuß für Verbeugung, Lebewohl, Reißaus für Flucht, Stelldichein als gute Uebersetzung des französischen rendez-vous, Zeitvertreib.

Einige imperativische Benennungen, welche im Niederdeutschen wurzeln, werden in dortigen Gegenden von hochdeutsch Redenden häufig übertragen. So hört man in Holstein das insgemein so genannte Schlucken, das wiederholte laute Aufstoßen, gewöhnlich als Schluckauf, niederdeutsch Sluckup, bezeichnen. Ein kleines Kind, mitunter auch ein unerfahrener, meist etwas vorlauter junger Mensch heißt Kikinnewelt und darnach in hochdeutscher Rede Guckindiewelt. Der Eigensinn, Leichtsinn und der Eigensinnige, Leichtsinnige werden Kehrdiannix und Kehrdichannichts genannt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Blumenname Reseda und die jedem gebildeten Deutschen bekannten Wörter Facsimile und Factotum von lateinischen Imperativbildungen herrühren.

Russische Secten.

Von

Leopold v. Sacher-Masoch.

— Lindheim-Oberhessen. —

I.

Einleitung. — Die Raskolniki. — Die Lipowaner. — Die Duchoborzen und ihr weiblicher Papst.

Es ist ein dunkles Gebiet, das wir betreten, dunkel in geistiger, in psychischer und physiologischer Beziehung; ein Gebiet, auf dem wir nicht vor einem einzelnen Mysterium, sondern vor einer ganzen Welt von Räthseln stehen. Die Erscheinungen, denen wir begegnen, lassen sich zum Theile, wenn auch nicht erklären, so doch beleuchten und verstehen, der größere Theil derselben bleibt uns aber unfaßbar und berührt uns zugleich unheimlich und märchenhaft.

Ehe wir uns mit den russischen Secten beschäftigen, ist es unerläßlich, sich flüchtig an den historischen Charakter der aus der griechischen Kirche von Byzanz entstandenen orthodoxen russischen Kirche zu erinnern. Keine der christlichen Kirchen ist so sehr in ihren Lehren und Formen gleichsam erstarrt, so in leeres Ceremonien-Wesen ausgeartet und dabei so finster, so unduldsam und so unbarmherzig wie die russische; in keiner Kirche ist der Clerus so entartet, so gesunken wie in dieser; in keiner die kirchliche Allgewalt eine so tyrannische wie hier, wo sie mit der weltlichen vereinigt ist, wo der Czar-Papst Geister, Herzen und Leiber von 80 Millionen Menschen gleich unumschränkt beherrscht.

Druck aber erzeugt Gegendruck, und Tyrannei erzeugt Rebellion. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß keine Kirche so viel Abtrünnige, so viel Ketzer hervorgebracht hat, als die russische. Die erste Trennung erfolgte

1666. Heute zählt man über 200 Secten, und es entstehen täglich noch neue. Alle diese Secten wurden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts strenge verfolgt, besonders unter Peter dem Großen, und erst unter Katharina II., der Philosophin auf dem Throne, zum Theil erst unter Alexander I. geduldet. Manche werden heute noch von der Staatsgewalt mit aller Strenge bekämpft. Trotzdem haben sie niemals abgenommen, sondern sich stets nur weiter verbreitet, und alle Mittel der Kirche und des Staates haben sich ihnen gegenüber ohnmächtig erwiesen.

Allen diesen Secten sind zwei große Züge gemeinsam. Zuerst greifen sie alle gleich den Reformatoren, die aus der römischen Kirche hervorgegangen, auf die Bibel, die Evangelien, das Urchristenthum zurück. Dies ist das Band, das sie mit dem Westen verknüpft. Dann aber schöpfen sie alle aus dem dunklen Born, aus dem die asiatischen Propheten geschöpft haben, aus dem geheimnißvollen Urquell der Natur, dem die indische Lehre und die düstere Weisheit eines Buddha entstammen; und dies ist das Band, das sie mit dem Orient, seinen Räthseln, Geheimnissen und seinen dämonischen Mächten verbindet.

Ich werde hier selbstverständlich nicht von allen russischen Secten sprechen, sondern nur von den merkwürdigsten und einflußreichsten, und vor Allem von jenen, welche uns den überraschendsten Einblick in die große slavische Welt des Ostens gestatten, die dem Westen vorläufig als eine dunkle Macht stumm und drohend gegenübersteht.

Die erste Trennung innerhalb der russischen Kirche erfolgte, wie ich bereits gesagt habe, im siebzehnten Jahrhundert. Es war Nikon, der Patriarch von Moskau, der Anlaß dazu gab, indem er 1642 verschiedene Neuerungen durchführte. Obwohl er an den Dogmen in keiner Weise rüttelte, nur die Bibel-Uebersetzung einer Revision unterzog, in den Gesang- und Gebetbüchern Aenderungen anbrachte und die Liturgie reformirte, lehnte sich doch ein großer Theil der Gläubigen dagegen auf und sagte sich nach langen Kämpfen auf dem Concil von Moskau 1666 von der orthodoxen Kirche los. Diese Schismatiker nannten sich fortan Starovierzi, Altgläubige, während sie von der russischen Kirche Raskolniki, Ketzer, genannt wurden.

Anfangs repräsentirten sie gleichsam die alte Kirche, und nahmen eine ähnliche Stellung ein, wie heute die Altkatholiken gegenüber der römischen Kirche; doch im Laufe der Zeiten sagten sie sich mehr und mehr von der Kirche und vor Allem von dem Priesterthume los und zweigten sich in Lipowaner und Duchoborzen ab.

Unter Peter dem Großen starben viele Raskolniki den Märtyrertod. Katharina II gab ihnen eine gewisse Religionsfreiheit. Heute existirt diese Hauptsecte der russischen Kirche in drei verschiedenen Zweigen, als Raskolniki, Lipowaner und Duchoborzen, jedoch in zwei Hauptgruppen getheilt: in die Popowtschina, jene Sectirer, welche Popen, Priester, haben und die Bespopowtschina, die keine Priester haben.

Die Altgläubigen halten noch in Vielem an der Kirche fest. Sie feiern ihren Gottesdienst in Kirchen, haben Priester, haben die Sacramente und erkennen außer der Bibel auch noch die griechischen und russischen Kirchenväter bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts an. Zu ihren rituellen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie das Kreuz mit dem Zeige- und Mittelfinger machen, und daß ihr Kreuzbild achteckig ist, sowie daß sie das Hallelujah nur zweimal singen und das dritte Mal: Lob sei Dir Gott!

Die Lipowaner haben keine Priester. Ein erwählter Aeltester, Starik, hält den Gottesdienst ab und tauft die Kinder. Alle anderen Sacramente verwerfen sie. Sie verkehren nicht mit Andersgläubigen, erkennen den Czaren als Haupt der Kirche nicht an, leisten weder Eid noch Kriegsdienst und scheeren weder Haar noch Bart. Sie verabscheuen geistige Getränke und den Tabak. Ein Lipowaner, in dessen Hause ein vornehmer Gast ein paar Züge aus einer Cigarrette that, ließ dasselbe vom Dache bis zum Keller reinigen, fegen und scheuern.

Einige tausend Lipowaner kamen unter Joseph II. nach Ostgalizien und in die Bukowina, wo sie heute noch in abgeschlossenen Gemeinden leben. Sie haben sich seit Anbeginn so musterhaft gehalten, daß Kaiser Franz bei seiner Bereisung Galiziens ihren Aeltesten, einen achtzigjährigen Greis, eigenhändig decorirte. Seitdem sie da sind, seit mehr als 100 Jahren, ist kein Lipowaner bestraft worden. Sie waren in Oesterreich früher vom Heerdienst vollkommen befreit. Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dienen sie, da sie kein Blut vergießen dürfen, ausschließlich in der Sanitätstruppe. Statt des Eides wird ihnen bei Gericht nur der Handschlag abgenommen. Sie wohnen in hübschen, gutgebauten Dörfern, treiben Ackerbau und Viehzucht, handeln nur mit ihren Producten und sind in jeder Beziehung brave, friedliche und streng sittliche Menschen.

Ganz anders haben sich die Duchoborzen entwickelt. Sie nennen sich zwar Streiter des Geistes; aber bei ihnen hat der sinnliche Mysticismus des Orients schon ziemlich kräftige Wurzeln gefaßt. Sie zweigten sich im 18. Jahrhundert von den Raskolniki ab und haben heute mit denselben fast nichts mehr gemeinsam. Anfangs wurden sie mit großer Härte behandelt und verfolgt; erst 1804 erlangten sie durch den milden Kaiser Alexander I. Religionsfreiheit. Sie wohnen zumeist in Taurien, doch findet man sie im ganzen Süden Rußlands, bis nach dem österreichischen Galizien hin verbreitet.

Ich hatte Gelegenheit eine Gemeinde der Duchoborzen genauer kennen zu lernen.

In dieser geheimnißvollen Secte spielt das Weib zuerst jene mächtige und räthselhafte Rolle, der wir in der slavischen Welt des Ostens auf Schritt und Tritt begegnen; es ist gleichsam die Sphinx, die vor dem Eingange des Tempels liegt. Die Duchoborzen verwerfen die Kirche, die Sacramente, die Priester und den Papst-Czaren; dafür haben sie einen

weiblichen Papst, die sogenannte Gottesmutter, in der Gott sich den Gläubigen verkörpert, und welche zwischen ihm und ihnen vermittelt. Die Gottesmutter, welche ich kennen lernte, war die Tochter eines reichen Bauern, dessen Gehöfte jedem Edelmann Ehre gemacht hätte.

Sie empfing mich vor dem Hause, wo sie eben ihren jüngeren Geschwistern Befehle ertheilte. Es war eine seltsame Erscheinung; hoch gewachsen, majestätisch, mit einem von üppigem blonden Haar umrahmten, schönen, milden Madonnengesicht, glich sie in ihren rothen Bauernstiefeln, dem kurzen bunten Rock, dem langen hellblauen, mit weißem Pelzwerk besetzten und gefütterten Kaftan, den Kopf mit einem weißen Tuche turbanartig umwunden, die Brust mit Korallen und Goldmünzen bedeckt, mehr einer asiatischen Despotin oder einer schönen Sultanin, als einer Heiligen. Sie führte mich in ihre Stube und gab auf alle Fragen bereitwillig Antwort.

„Wir haben keine Geistlichen und keine Kirche," sagte sie, „wir verwerfen die Sacramente und verehren auch die Heiligen nicht; dennoch wird uns Niemand das Zeugniß verweigern, daß wir duldsame, friedliche und arbeitsame Menschen sind. Unser erstes Gesetz ist die Gleichheit aller Menschen, aller Stände, aller Bekenntnisse; wir achten Juden und Mohamedaner, ebenso wie jede Art von Christen. Es giebt unter uns weder Herren noch Knechte, trotzdem sind alle Duchoborzen wohlhabend, rein und gut gekleidet. Unsere Frauen gelten als schön, sie sind alle fleißig, aber dabei stets heiter und hübsch angezogen. Die Gottesmutter ist das Haupt der Gemeinde, das Ebenbild Gottes auf Erden. Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen, deshalb kann auch nur durch das Weib die Erlösung kommen.

„Die Gottesmutter wird von der Gemeinde erwählt, wenn dieselbe durch Fasten und Gebet vorbereitet und vom Geiste erleuchtet ist, denn der Geist, das reine Licht ist noch mehr werth als die Bibel. Unser Glaube ist kein trauriger, er verdammt nicht Alles, was den Menschen erfreut, als Sünde. Wir dienen Gott, ohne die unschuldigen Triebe der Natur zu kreuzigen. Es ist Sitte bei uns, daß die Frauen und Mädchen und die jungen Männer sich an den Abenden versammeln, um leichte Arbeiten zu verrichten, zu plaudern und sich zu vergnügen."

„Eure Frauen sollen aber nicht sehr moralisch sein," warf ich ein.

Die Gottesmutter blickte mich mit ihren großen klugen Augen ruhig an. „Eigentlich legen wir der Ehe keine große Bedeutung bei," sprach sie, „denn der Wille zweier erwachsenen Menschen verschiedener Geschlechter genügt, um dieselbe zu schließen. Der Aelteste der Familie erklärt die Brautleute für vereint, und der Bund ist geschlossen. Ebenso leicht ist die Trennung der Ehe. Jene Triebe, welche die Quelle der Sünde sind, müssen an und für sich nicht böse sein, sonst hätte sie uns Gott in seiner Güte gewiß nicht anerschaffen. Statt also diese Triebe zu unterdrücken und

auf diese Weise die Natur zur Empörung aufzustacheln, unterjochen wir sie, indem wir ihnen nachgeben. Wir erleichtern die Ehe, deren Schließung und Trennung, und wir machen aus der Liebe keine Sünde. So nehmen wir derselben den Stachel, hindern sie, jene Leidenschaften zu gebären, welche, wie Eifersucht, Haß und Neid den Menschen Unheil bringen, und helfen dem Geiste zum Siege. Wir gestatten dem Weibe jede Art von Putz, Tand und Vergnügen, sobald es seine Pflichten erfüllt und seine Arbeit gethan hat; deshalb lieben die Frauen unseres Glaubens die Arbeit. In aller Frühe, beim Lichte der Sterne stehen sie auf und bringen schon vor Sonnenaufgang Haus und Wirthschaft in Ordnung. Wenn sie sich dann hübsch angezogen mit Handarbeiten beschäftigen und Abends in Gesellschaft unterhalten, so geschieht Niemand ein Unrecht damit. Da die Trennung der Ehe so leicht ist, so ist es den Frauen leicht gemacht, die Treue zu bewahren; deshalb wird auch der Ehebruch bei uns sehr streng bestraft. „Von wem?“ fragte ich. „Von der Gottesmutter,“ antwortete die schöne Heilige. „Aber es kommen selten Klagen vor, da die Duchoborzen gegen die Fehltritte ihrer Frauen, in Bezug auf Treue, sehr nachsichtig sind, wenn dieselben nur sonst ihren Pflichten nachkommen.“

„Die Duchoborzen sind also überzeugt, daß Gott in Gestalt der Gottesmutter lebendig unter ihnen ist?“ fragte ich weiter. „Gott ist in jedem Menschen lebendig,“ gab die Gottesmutter zur Antwort, „denn der dreieinige Gott offenbart sich uns nur in der Seele des Menschen, der Vater in der Gedächtnißkraft, der Sohn in der Weisheit des Verstandes, der Geist im Wollen; die Gottesmutter aber ist von Gott erwählt, um seinen Willen hier auf Erden zu vollziehen.“

„Man beschuldigt aber die Duchoborzen, daß sie nicht sehr gottgefällig, sondern im Gegentheil ziemlich frei und weltlich leben,“ wendete ich ein. „Wir befolgen jene Moral die uns Christus gelehrt hat,“ erwiderte die Gottesmutter. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und was Du nicht willst, daß Dir geschehe, thue keinem Anderen. Unser Glaube lehrt uns auch das Ebenbild Gottes in jedem Menschen zu verehren. Erlösung bringt aber nur unsere heilige Lehre. Die ersten Menschen haben durch den Sündenfall das Paradies verloren. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Lehre, ein heiliges Geheimniß, das ich jetzt enthüllen will.“

Die Gottesmutter heftete die Augen auf mich und fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Die ersten Menschen aßen die Frucht von dem Baume der Erkenntniß und sahen plötzlich, daß sie nackt waren und schämten sich; das will sagen, sie bemerkten mit einem Male, daß der Geist und die Natur wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser nichts mit einander gemein haben, und die Menschen schämten sich ihres Fleisches und suchten es seither zu verbergen, zu verleugnen, ja ihr Geist trat in seinem Hochmuth demselben feindlich und verächtlich gegenüber. Dieser Zwiespalt in

uns selbst ist der Fluch, der auf der Welt liegt; und das Paradies, aus dem die Menschen vertrieben worden sind, ist die Natur.

„Wir gewinnen aber das verlorene Paradies wieder, indem wir der Natur und ihren Trieben, statt sie zu kreuzigen, ihre ursprüngliche Unschuld wiedergeben. Derselbe Geist, der die Scham vor dem Leiblichen erzeugt hat, lehrt uns jetzt, sich dessen nicht zu schämen, was natürlich ist; denn Gott hat uns den Geist gegeben, um die Natur zu beherrschen, nicht aber um sie zu mißhandeln. Zur Erlösung ist das Weib daher auch deshalb berufen, weil im Manne mehr der Geist lebendig ist, im Weibe aber die Natur."

„Glaubt ihr an ein Fortleben nach dem Tode und an die Auferstehung der Todten?" lautete meine nächste Frage.

„Wir glauben, daß die Seele schon vor diesem irdischen Dasein gelebt hat und auch nach demselben weiter leben wird. Am jüngsten Tage werden alle Menschen auferstehen, aber nur im Geiste; dann folgt das letzte Gericht."

„Aber hier auf Erden richtet die Gottesmutter an Gottesstelle," warf ich ein.

„So ist es," sagte die seltsame Heilige. „Die Gottesmutter ist an Gottes Stelle zu verehren, weil sie in seinem Namen hier auf Erden regiert, weil Gott sie erwählt hat, um die Menschen in das Paradies zurückzuführen. Sie allein kann die Sünden bestrafen oder erlassen, und ihre Gebote sind Gebote Gottes. Die Duchoborzen glauben weder an die Trinität, noch an die Gottheit Christi; sie erkennen weder den Papst, noch den Czaren als Oberhaupt an, noch die Heiligen. Sie haben keine Geistlichen, keine Heiligenbilder, keine Sacramente; die Gottesmutter allein ist unter ihnen als die Verkörperung des göttlichen Wesens und Willens."

An dem nächsten Sonntage hatte ich Gelegenheit, dem Gottesdienst der Duchoborzen und der Aufnahme zweier Neophyten beizuwohnen. Das Bethaus dieser geheimnißvollen Secte stieß unmittelbar an das Haus, das die Gottesmutter bewohnte und in dem sie Hof hielt. Der große Saal, in dem die Gemeinde ihre Andacht verrichtete, war ein einfach eingerichteter schmuckloser Raum. Es waren über 200 Personen in demselben versammelt, alle gut gekleidet, die Frauen sogar mit einer gewissen Koketterie. Außer mir waren noch mehrere Andersgläubige, und zwar Lutheraner und Katholiken, sowie ein paar polnische Juden anwesend. Die Männer standen links, die Frauen rechts nach dem Alter. Ganz oben befand sich ein hölzerner Tisch, auf dem Salz und Brot lagen. Als die Gottesmutter in einem langen Pelz von blutrothem Sammt mit kostbaren Marderfellen besetzt und gefüttert, goldgestickte Pantoffeln an den Füßen, den Kokoschnik, eine Art silbergestickte Tiara auf dem Haupte, an eine Moskauer Czarin aus der Zeit Iwans des Schrecklichen mahnend, hereintrat, warf sich die ganze Gemeinde vor ihr auf die Knie. Sie segnete sie und nahm dann

auf einer Art Thron Platz. Auf ihren Wink näherte ich mich ihr. „Wie kommt es, daß Ihr Andersgläubige in Eurem Tempel duldet?" fragte ich erstaunt, denn ich wußte, daß die Raskolniki nicht so tolerant sind. Die Gottesmutter erwiderte: „Jeder, ob Christ, Jude, Muselmann oder Heide, kann an unserem Gottesdienste theilnehmen, denn der Mensch kann den Tempel Gottes nicht durch seine Gegenwart, sondern nur durch schlechte Thaten entweihen."

Der Vorsänger trat jetzt an den Tisch und stimmte den Psalm an: „So spricht der Herr, der Gott Israels;" die Gemeinde fiel jedesmal am Schlusse im Chor ein. Als der Gesang zu Ende war, trat der Zweitälteste vor den Tisch und nahm den Aeltesten bei der Hand. Es war rührend anzusehen, wie die beiden Greise mit ihrem weißen Haar und Bart und ihren ehrwürdigen Gesichtern sich zweimal tief vor einander verneigten und küßten. Hierauf trat ein Dritter zu ihnen, und sie verneigten und küßten sich alle drei. Alle Anwesenden folgten der Reihe nach ihrem Beispiel, zuerst die Männer, dann die Frauen.

„Was bedeutet diese Ceremonie?" fragte ich die Gottesmutter.

„Sie bedeutet," erklärte mir die Heilige bereitwillig, „daß man das Ebenbild Gottes in seinem Nächsten verehren muß, da der Mensch Gott auf Erden vertritt". Jetzt ergriff der Aelteste die beiden Neophyten an den Händen und führte sie zu dem Thron der Gottesmutter. Hier fielen sie auf die Knie, schlugen mit der Stirn dreimal zur Erde und küßten dann demüthig die Füße der Gottesmutter, während diese sie segnete. Nun erhob sich der weibliche Papst, richtete die Knieenden auf und führte sie zu dem Aeltesten, Alles mit einer Hoheit, um die sie manche Herrscherin beneiden konnte. „Ich bringe Euch zwei neue Brüder", sprach sie, „nehmt sie freundlich auf und achtet und liebt sie." Der Aelteste gab hierauf den Neophyten die Hand und küßte sie, und nach ihm küßten sie alle Anderen der Reihe nach.

Das eigentliche Mysterium der Duchoborzen erinnert an die sinnlich religiösen Feste der Astarte, der Griechen und der heutigen Drusen im Libanon. In allen diesen Geheimdiensten spukt die mystische Jungfrau des alten Orients, die sich in reinerer Gestalt in der römischen Kirche wiederfindet.

Wie bei den Drusen eine lebendige Jungfrau auf den Altar gesetzt wird und der Gottesdienst zuletzt in eine wüste Orgie ausartet, so erinnert auch das Paradies, in das die Gottesmutter der Duchoborzen die Anhänger ihres Glaubens einführt, mehr an das Paradies des Mahomet, als an das Eden der heiligen Schrift.

Zwei Jahre nachdem ich die Duchoborzen besucht hatte, ließ die Gottesmutter einen treulosen Geliebten an das Kreuz schlagen. Das Gericht war nicht im Stande sie zur Rechenschaft zu ziehen, da sich Niemand fand,

der gegen sie Zeugniß abgelegt hätte. Die Gottesmutter ist jedenfalls einer der überraschendsten Typen des räthselhaften Ostens.*)

Es ist begreiflich, daß eine solche mit despotischer Macht verbundene Stellung für hochfahrende Frauennaturen etwas verlockendes hat; es darf uns daher nicht wundern, daß in Rußland nicht selten vornehme Damen diese Würde bekleiden. So war unter anderen die Hofdame Katharina Tartarinow die Gottesmutter der Chlistowchischen Secte der Adamiten. Sie starb 1856.

II.

Schaloputen — Wanderer — Skopzen — Himmelsspender.

Die Schaloputen, welche vorzüglich im Kaukasus zu finden sind, haben viele Aehnlichkeit mit den Duchoborzen. Ihre Dogmen stimmen mit denen dieser fast ganz überein, ebenso ihr Gottesdienst. Sie haben gleichfalls eine Gottesmutter, als „Erlöserin," als weiblichen Messias; aber neben derselben auch noch einen sogenannten „lebendigen Gott" männlichen Geschlechtes.

Außerdem kommt bei ihnen ein finsterer Zug morgenländischer Askese, eine an die indischen Fakire erinnernde grausame Selbstpeinigung hinzu, welche den Duchoborzen fremd ist. Eine bei den Schaloputen beliebte Marter ist es, sich an das Kreuz schlagen zu lassen. Andere schlafen auf Dornen, stehen barhaupt und barfuß in der Sonne, im Regen und Schnee; und andere lassen sich mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen stellen.

Anfang 1883 berichtete die Kaukasische Eparchialzeitung, daß die sehr einträgliche Stelle eines lebendigen Gottes bei den kaukasischen Schaloputen in Folge des hohen Alters des jetzigen Inhabers derselben in Kürze vacant werden dürfte und daß sich zwei Candidaten um dieselbe gemeldet hätten. Einer dieser Candidaten, Antoschu, stammte aus dem Tambow'schen Gouvernement und versicherte den Schaloputen, daß ihn der noch lebende „lebendige Gott" zu seinem Nachfolger ausdrücklich gewählt hätte. Dieser lebendige Gott ließ sich nämlich kurz vorher in Gegenwart seiner Anhänger und mehrerer hohen Personen an das Kreuz schlagen. Während er an diesem hing, standen dem Kreuze der Bewerber Antoschu und die Gottesmutter Awdotja Maximowna am nächsten. Allerdings, sprach Antoschu, sei das Väterchen, der „lebendige Gott," noch lebend vom Kreuze genommen worden; er werde aber ohne Zweifel doch bald in das bessere Jenseits hinübergehen und hoffe, daß die kaukasischen Schaloputen vorher ihn, Antoschu, als seinen Nachfolger anerkennen würden. Die Aeltesten der Schaloputen waren nicht sehr geneigt auf Antoschus Vorschlag einzugehen; aber es ge-

*) Turgenjew hat dieselbe nebenher in seinem „König Lear der Steppe" vorgeführt. Ich selbst habe die Secte der Duchoborzen und deren weiblichen Papst in einer Novelle: „Die Gottesmutter" eingehend geschildert.

lang diesem, sich bald unter den anderen Gläubigen einen Anhang zu verschaffen. Der andere Candidat war Aleschu, ein Schaloput aus einem kaukasischen Dorf; Aleschu behauptete, er sei Christus selbst. Er habe zwar in Petersburg zuerst im Gefängniß gesessen, sei aber dann freigelassen und zum Czaren geführt worden, der seinen Erlöserberuf anerkannt und ihm sogar ein Document ausgestellt habe, in welchen ihm der Titel „Christus" zugestanden worden sei. Welcher von den beiden Candidaten zum „lebendigen Gotte" erhoben wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

Als eine neue Incarnation des indischen Büßerwesens erscheint die Secte der Wanderer. Diese haben das Hauptdogma, daß Gott die Herrschaft über diese Welt dem Teufel überlassen habe. Sie verabscheuen folglich alles Irdische als Teufelswerk, sie verwerfen die Kirche, die Sacramente, den Staat, das Eigenthum, die Ehe sowie jede andere Gemeinschaft mit dem Weibe und die Arbeit. Blutvergießen ist in ihren Augen die größte Sünde; sie entziehen sich deshalb dem Kriegsdienst und nähren sich nur von Pflanzenkost. Der Wanderer verläßt Haus und Hof, Weib und Kind, und zieht ruhelos wie Ahasver durch die Welt. Sein Leben ist eine endlose Pilgerfahrt; er übernachtet unter freiem Himmel und stirbt unter freiem Himmel. Häufig beläd er sich noch mit schweren Ketten oder trägt ein Holzkreuz auf dem Rücken. Das russische Volk verehrt die Wanderer als Heilige und macht sich ein Verdienst daraus, ihnen unentgeltlich Speise und Trank zu reichen.

Turgenjew hat einmal einen solchen Heiligen vorgeführt, dessen martervolle Pilgerschaft von einem schwärmerischen Mädchen getheilt wird. Ich selbst habe diese düstere Gestalt in dem Prolog zu meinem „Vermächtniß Kains" und in der Skizze „Zwei Pilger" poetisch verwerthet.

Wir kommen nun zu der häßlichsten unter den russischen Secten, der einzigen, welche der gegenwärtige Czar Alexander III. in dem bei seiner Krönung erlassenen Toleranzedict von der Duldung ausgenommen hat. Es sind dies die Skopzen. Bei dieser Secte wendet sich die Askese direct gegen den Geschlechtstrieb. Im Gegensatz zu den Duchoborzen, welche die Natur zu unterjochen suchen, indem sie die Forderungen derselben befriedigen, wüthen die Skopzen in einer an Wahnsinn grenzenden Weise gegen die Natur. Die Natur ist ihnen das Werk des Teufels, und vor Allem ist Satan im Menschen selbst und zwar in jenen Theilen des menschlichen Körpers, welche zur Zeugung dienen, lebendig. Jeder Mensch hat zwar die Pflicht, ein Kind in die Welt zu setzen, damit das Menschengeschlecht nicht ausstirbt, da sonst Niemand da wäre, um Gott zu loben und anzubeten. Das irdische Dasein hat den Zweck, früher begangene Sünden abzubüßen. Der Skopze darf in der ersten Lebenszeit irren und sündigen; er hat ein so großes Sündenregister von früher her abzubüßen, daß es auf ein paar Sünden mehr oder weniger, die er hier auf Erden begeht, gar nicht mehr ankommt. So weit wäre die Skopzenlehre sehr bequem,

aber nun kommt die entsetzliche Buße, welche jeder Skopze sich freiwillig auferlegt. Jeder Bekenner dieser wahnwitzigen Lehre muß eine Ehe schließen und ein männliches Kind in die Welt setzen. Gelingt ihm dies nicht, so wird es ihm zur Pflicht gemacht, die Ehe zu lösen und eine neue einzugehen, und dies so lange, bis er einen männlichen Nachkommen gezeugt, ebenso das Weib so lange, bis es einen Knaben geboren hat. Sobald der Mann einem Sohn das Leben gegeben, wird er entmannt; sobald die Frau einen Knaben geboren hat, wird sie zur weiteren Zeugung unfähig gemacht. Dieses Axiom ihrer Lehre stützt sich auf den Ausspruch des Evangelisten Mathäus: „Sobald Dich Dein rechtes Auge ärgert, reiß' es aus" u. s. w. (V. 29. 30). Man findet diese russischen Eunuchen vorzüglich unter den Kaufleuten und erkennt sie leicht an der Beleibtheit, welche sie dann erlangen, und an ihrer bleichen Gesichtsfarbe.

Sie sind auch politisch gefährlich, denn sie nennen alle russischen Czaren seit Peter III. Pseudo-Czaren, wie sie den orthodoxen Gott der russischen Kirche einen Pseudo-Gott nennen, und sie beschränken ihre Propaganda nicht auf Rußland, sondern haben sogar einmal den wunderlichen Plan ausgeheckt, alle Völker des Erdballs zu kastriren. Damals waren sie nahe daran, in Rußland die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Der eigentliche Czar ist nach ihrer Meinung Peter III., von dem sie annehmen, daß er heute noch unter dem Namen Andrej Iwanoff in Irkutsk in Sibirien lebe, aber als Erlöser zurückkehren und, selbst ein Kastrat, Rußland im Sinne der Skopzen regieren werde.

Doch datirt die Lehre schon aus dem Jahre 1014, wo Arian aus Kiew sie begründete, und wurde um 1770 durch Andrej Iwanoff und Martyn Rodienoff gegenüber den Ausschweifungen der Duchoborzen erneuert. Die Skopzen behaupteten damals, Christus selbst habe in der Person Peters III. den russischen Thron bestiegen; und nach seinem Tode verbreiteten sie die Kunde, daß statt seiner einer seiner Adjutanten begraben worden, er selbst aber nach Sibirien geflüchtet sei. Als Paul I. den Thron bestieg, erschien der Skopze Maßon vor ihm und erzählte ihm das Geheimniß der Skopzen, daß nämlich sein Vater Peter III. in der Gegend von Irkutsk lebe.

Paul I. gab Befehl, denselben aufzusuchen, und schließlich wurde der Skopzen-Messias Andrej Iwanoff dort entdeckt und vor ihn gebracht.

„Wer bist Du?" fragte ihn der Czar.

„Ich bin Dein Vater, Czar Peter III.," antwortete der Skopze.

„Du lügst," rief Paul.

„Ich rede die Wahrheit, so wahr ich Jesus Christus bin," sagte Iwanoff.

Der Kaiser ließ ihn hierauf unter den Namen Neïstwostnji (der Unbekannte) in das Obnichow-Hospital bringen.

Der Regierungsantritt des milden Alexander I. brachte den Skopzen

Befreiung aus den Kerkern, in denen sie schmachteten, und ein neuer Messias ihrer Lehre trat in dem Staatsrath Jelienski auf. Seinem Einflusse gelang es Andrej Iwanoff zu befreien. Das Skopzenthum breitete sich in Petersburg, das Neu-Sion genannt wurde, aus und brütete den wahnsinnigen Plan aus, die Herrschaft in Rußland an sich zu reißen und sodann alle Völker zu kastriren. Bei jedem Amte sollte ein Skopzen-Prophet als geheimer Agent angestellt und Iwanoff dem Kaiser als „Lenker" beigegeben werden. Sein Kabinet sollte den Titel „Göttliche Kanzlei" erhalten. Jelienski legte dies Projekt dem Kaiser vor, der ihn dafür in ein Kloster sperren ließ. Dagegen führte Iwanoff die Propaganda in Petersburg offen fort und errang immer mehr Einfluß in den höchsten Schichten der dortigen Gesellschaft.

Erst 1820 gelang es dem Gouverneur Graf Miloradovitsch den Kaiser zn einem entschiedenen Einschreiten gegen die Skopzen zu bewegen. Iwanoff wurde nun gleichfalls in ein Kloster gesperrt, wo er 1832 starb. Für die Skopzen lebt er aber heute noch und wird so lange leben, bis er seine Mission, alle Völker des Erdballs zu kastriren, erfüllt hat. In Folge der Verfolgungen, denen die Skopzen seither ausgesetzt sind, hat sich ein großer Theil derselben in den Balkanländern, besonders in Rumänien, niedergelassen*). Ihre Zahl beträgt dort über 20 000.

Daß die russische Regierung im Rechte ist, wenn sie diese wahnsinnige Secte mit der größten Strenge verfolgt, läßt sich wohl begreifen. Die Skopzen werden entweder nach Sibirien geschickt, oder als gemeine Soldaten für Lebenszeit in das Heer gesteckt und jenen Regimenter einverleibt, welche in Asien die Grenzen des Kaiserreichs gegen die kampflustigen Nomaden der asiatischen Steppen zu vertheidigen haben. Ihre Lehre krankt an einem großen Widerspruch. Wenn es wirklich ein Gebot Gottes ist, die Natur zu kreuzigen, und ein besonderes Verdienst den Geschlechtstrieb zu bezwingen, so könnte dieses Verdienst nur im fortwährenden Kampfe mit der Natur und den Versuchungen der Sinnlichkeit erworben werden. Wo es keine Versuchung giebt, da giebt es auch keine Tugend. Indem die Skopzen Männern und Frauen jeden geschlechtlichen Verkehr, also jede Sünde unmöglich machen, richten sie sich den Weg zum Himmel doch allzu bequem her. Ebenso wenig ist ihre Lehre consequent. Wäre sie consequent, so würden sie überhaupt keine Kinder mehr in die Welt setzen, sondern gleich mit Büßen und Entsagung beginnen und dieses ganze sündhafte Geschlecht aussterben lassen.

Unbegreiflich ist es, daß gerade Leute aus der besseren Klasse, wohlhabende, ja reiche und gebildete Menschen, dieser abscheulichen Secte angehören. Als im Jahre 1869 in Rußland eine Anzahl Skopzen entdeckt und vor Gericht gestellt wurden, befanden sich unter denselben mehrere

*) Vgl. den Orientartikel im Juliheft, Bd. 50, S. 101. Red.

der reichsten Geldwechsler und Kaufleute, sowie Beamte und Lehrer. Die Skopzen boten Alles auf, um den Fürsten Urussoff, den berühmtesten Vertheidiger Moskaus, zu bewegen, daß er ihre Sache vor den Schranken des Gerichts vertrete, was dieser gleich Anfangs entschieden zurückgewiesen hatte. Zuerst bot man dem Fürsten Urussow eine Million Rubel an, man legte sie ihm sogar auf den Tisch; aber der Fürst blieb fest, obwohl er kein Vermögen besitzt. Nun boten ihm die Skopzen, die das geheimnißvolle Netz ihres Einflusses über ganz Rußland breiteten und deren Fäden hoch hinauf, bis zu der Person des Czaren liefen, Ehren, Würden und Orden an. Als auch dies nicht gelang, wurde Urussoff eines Tages zu einem reichen Mann berufen, der angeblich sein Testament machen wollte. Aber statt zu einem Sterbenden, wurde er in einen Saal geführt, der vollkommen dunkel war, als er eintrat, und in dem sich, als er plötzlich hell erleuchtet wurde, ein ganzer weiblicher Olymp seinen Blicken zeigte. Hundert Mädchen, keine über zwanzig Jahre alt, jede schön und verführerisch, die eine schlank, die andere üppig, diese schwarz, jene blond oder rothhaarig, standen oder lagen in malerischen Gruppen umher; die eine verschämt abgewendet, die andere herausfordernd und eroberungssüchtig. Ein würdevoller Greis näherte sich dem Fürsten. „Sieh hier unsere schönsten Jungfrauen; erwähle unter ihnen, nimm jene, die Dir am besten gefällt, nimm Alle, die Dir gefallen, und wenn Dir Alle gefallen, dann wähle sie Alle — aber vertheidige uns, rette uns!" Aber auch die Reize der schönen Skopzinnen vermochten den Fürsten nicht zu bezwingen. Die Skopzen fanden keinen Vertheidiger und wurden schonungslos verurtheilt und bestraft.

Mehr als eine Tragödie mag sich innerhalb dieser Secte abspielen und den Augen der Welt verborgen bleiben. Ein Fall jedoch, der vor einigen Jahren an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, mag dazu dienen, die Schrecken dieser Lehre schärfer zu beleuchten.

In einem Bade des Auslandes erschien eines Tages eine vornehme russische Dame, deren schwermüthige Schönheit Aufsehen erregte und die Männer magisch anzog. Viele huldigten ihr, aber ohne jeden Erfolg; sie schien die Strenge selbst. Da kam ein junger Franzose, dessen leidenschaftliche Liebe sie zu rühren schien; sie verkehrte immer intimer mit ihm, und er wagte zu hoffen, daß das Marmorbild sich für ihn beleben werde. Da, als er zu ihren Füßen lag, ein Wahnsinniger und Verzweifelter, als er sich vor ihr zu tödten drohte, da löste die Sphinx selbst das traurige Räthsel, das auf ihren stummen Lippen gleichsam versteinert war. „Ich kann niemals die Deine werden," sprach sie, „denn ich darf nicht lieben, mein Glaube verbietet es mir; und wollte ich auch dieser schrecklichen Satzung Widerstand leisten, ich wäre doch für Dich verloren, niemals kannst Du die Skopzin besitzen." Noch immer begriff der Unglückliche nicht; da riß die Russin ihr Gewand auf, und zeigte ihm die entsetzlich

verstümmelte Brust. Im nächsten Augenblick machte sie aber mit einem Dolchstoß ihrem Leben ein Ende.

Minder widerwärtig, aber ebenso grauenhaft, ja vielleicht noch entsetzlicher ist die Secte der „Himmelsspender“, welche an die „Assassinen“, die mörderischen Boten des Alten vom Berge, an die indischen „Würger“ und die im vorigen Jahrhundert in England ihr Unwesen treibende „Bande der Erstiker“ erinnert.

Es liegt im Wesen dieser Secte, daß sie sich vollständig im Verborgenen halten, jedes öffentliche Auftreten, jede religiöse Handlung, sogar jedes Abzeichen vor den Augen der Welt vermeiden muß, um nicht dem Strafgericht und dem Henker zu verfallen. Gerade dies macht sie so gefährlich und gefürchtet. Es liegt in der Natur der Sache, daß man von ihrer Lehre, ihrer Kircheneinrichtung und ihrem Gottesdienste vorläufig nur Weniges erfahren konnte. Ein Hauptdogma ihrer Lehre ist die mystische Anschauung, daß nur diejenigen zur Seligkeit eingehen können, welche die Sünde des Daseins unter grausamen Qualen mit dem Tode gebüßt haben; sei es freiwillig, sei es durch die rettende Hand Anderer.

Diesem Dogma entsprechend sind die Anhänger der Secte stets bereit, stets bemüht, die Sünder, welche nicht die eigene Bußfertigkeit zum Martyrium führt, unter den merkwürdigsten, erlesensten Qualen in das Jenseits, in das Paradies zu spediren; daher ihr Name „Himmelsspender“. Sie sind stets gleichsam auf der Jagd nach Seelen, nach Menschen, die sie dem weichen Pfuhl des Genusses, den Armen der Liebe, dem Glanze der Ehren zu entreißen suchen, um sie unerbittlich dem Tode zu weihen.

Regelrecht, ihrem Ritus entsprechend, findet die blutige Erlösung nur dann statt, wenn es ihnen gelingt das Opfer ganz in ihre Netze zu ziehen und dann auf mystische Art verschwinden zu lassen, indem sie es als sichere Beute wehrlos, jeden Widerstandes unfähig, gefangen fortschleppen und dem Priester überliefern, welcher es vor den versammelten Gläubigen und Angesichts des Altares mit dem Kreuzbilde dem qualvollen Opfertode weiht.

Ehe es zu dieser feierlichen, rituellen Handlung kommt, welche den finstern Cultus asiatischer Gottheiten zurückruft, muß der Sünder eine allgemeine Beichte ablegen, und von dieser, von dem Maß seiner Fehltritte, hängt dann auch das Maß der Qualen ab, die über ihn verhängt werden, ehe er den Gnadenstoß empfängt. Die Himmelsspender scheinen in dieser Beziehung besonders erfinderisch zu sein und eine wahrhaft teuflische Scala von Grausamkeit bereit zu halten. Dieser rituelle Mord ist aber begreiflicherweise mit nicht geringen Gefahren für die ganze Secte verbunden. In Rußland kann man allerdings leichter Menschen verschwinden lassen als anderswo, und wo Entdeckung droht, spricht wohl auch der Rubel sein Wort, und die Himmelsspender haben ohne Zweifel ebenso bedeutende Mittel zur Verfügung wie die Skopzen; aber es giebt trotzdem zahlreiche

Fälle, wo eine Entführung des Opfers zu den Unmöglichkeiten gehört. In solchen Fällen sucht der Seelenjäger sich das Vertrauen des Opfers, das er sich erwählt hat, zu erringen und die Sünden, welche dieses auf dem Gewissen hat, auszukundschaften. Darnach spricht er das Urtheil, welches er zugleich selbst vollstreckt, und zwar dort, wo es nicht angeht, dem Sünder die Wohlthat vorangehender Martern angedeihen zu lassen, durch einen kräftigen Stoß in das Wasser, durch einen Dolchstoß oder Gift. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß auch in dieser Secte den Frauen die Hauptrolle zugefallen ist. Das sarmatische Weib ist hart, unbeugsam, von unglaublicher Thatkraft beseelt, eisig kalt und dort wo es nöthig ist, auch grausam. Es ist sehr begreiflich, daß gerade diese Secte vor Allem die Frauen zu ihren Werkzeugen erwählt hat. Erstens herrscht auch bei den Himmelsspendern die Ansicht, daß das Weib höher stehe, reiner und besser sei als der Mann; das sündhafte männliche Geschlecht ist es daher, das vorzugsweise die Opfer für den blutdampfenden Altar der Secte zu liefern hat. Und zweitens: wer wäre geeigneter, sündige Männer anzulocken, zu berauschen und schließlich gleich Opferthieren dem Messer wahnsinniger Priester zu überliefern, als schöne Weiber mit weichen Gliedern und harten Herzen? Deshalb suchen die Himmelsspender vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlechte Proselyten zu machen und ihren blutgierigen Gott mit einer möglichst zahlreichen Leibwache verführerischer Amazonen zu umgeben, denen jede weibliche Schwäche, jedes Erbarmen fremd ist. Diese weiblichen Assassinen theilen sich in zwei Klassen, die Seelenfängerinnen und die Opferinnen.

Die Seelenfängerin betreibt die Menschenjagd mit allen Mitteln und Feinheiten weiblicher List und Koketterie. Sie lebt stets in größeren Städten, wo sie in der Regel als junge Wittwe und Gutsbesitzerin aus einem fernen Gouvernement erscheint; sie tritt mit allen Allüren einer eleganten Dame auf und bewegt sich in der besten Gesellschaft. Sie lockt ihre Opfer durch ihre Reize und Toilettenkünste an sich, umstrickt sie mehr und mehr durch die Hoffnungen, die sie ihnen gewährt. Plötzlich ist sie nach ihrem Gute abgereist. Dies ist der entscheidende Moment. Schreibt der von ihr Umstrickte nur einen einzigen Brief voll Vorwürfe und voll Sehnsucht an sie, so zeigt sie sich sofort erweicht und lädt ihn ein, sie zu besuchen, wobei sie ihm alles irdische Glück verheißt. Folgt er der Lockung, dann ist er verloren; er betritt den einsamen Edelhof, dessen Herrin die Seelenfängerin zu sein vorgiebt, um ihn nicht wieder zu verlassen. Statt in den Armen der Geliebten findet er sich unerwartet in der Gewalt eines hinterlistigen Weibes, die ihn erbarmungslos ihren blutgierigen Schwestern, den Opferinnen überliefert.

Er wird nun in einem unterirdischen Gewölbe durch ewige Nacht, Hunger und Durst erst mürbe gemacht und dann, wenn er vollständig gebrochen ist, dem Priester vorgeführt, der seine Beichte hört. Er gesteht

dann Alles, was er auf dem Gewissen hat, denn er ahnt noch nicht, in wessen Händen er sich befindet, und hofft durch Reue und Buße seine Kerkerhaft abzubüßen. Aber jetzt ist er dem Tode geweiht. Die Gemeinde versammelt sich und spricht sein Urtheil. Die Zahl und die Größe seiner Sünden entscheidet über sein Schicksal. Finden die Himmelsspender, daß es schwer wird, für ihn das Himmelreich zu erringen, dann suchen sie aus der Legende der Heiligen die schrecklichsten Martern für ihn hervor, oder sie ersinnen neue, noch nicht dagewesene Qualen. Er wird hierauf in das hellerleuchtete, unterirdische Gewölbe geführt, in dem die Himmelsspender versammelt sind, von dem Priester förmlich dem Tode geweiht, und dann den Opferinnen überliefert, diesen weiblichen Tigerinnen, deren Augen mordlustig funkeln, während sie an ihre grausame Arbeit gehen. Der Unglückliche wird von denselben zuerst gefoltert, nicht selten mehrere Tage nacheinander, und zuletzt unter den entsetzlichsten Qualen zur höheren Ehre Gottes hingeschlachtet; und während die weiblichen Tigerinnen ihn zerfleischen, singen die übrigen Glieder der Secte Bußpsalmen, welche der Priester vor dem Altare anstimmt.

Manche werden in eine Art Zwinger gesperrt, in dem sie, wie einst die christlichen Märtyrer in der römischen Arena, von wilden Thieren, Wölfen und Bären zerfleischt werden. Andere werden an das Kreuz geschlagen, mit glühenden Zangen gezwickt oder dem Hungertode preisgegeben. Jene großen Sünder, welche erst noch gehörig gemartert werden sollen, hängt man an den Armen oder Beinen auf, man geißelt sie, sticht ihnen die Augen aus, oder hackt ihnen Hände und Füße ab und läßt sie, wie einst Semiramis die rebellischen Könige, gleich Hunden unter dem Tische, an dem die Himmelsspender ihr Liebesmahl halten, die Brosamen auflesen.

Die Himmelsspender selbst retten ihre Seele schon zum Theil durch die grausame Marter und den qualvollen Tod, den sie anderen Sündern zur Rettung ihrer Seele gewähren. Zuletzt machen sie aber trotzdem noch freiwillig durch einen glorreichen Märtyrertod ihrem Leben ein Ende. Das Wenige, das von dem Treiben dieser Secte bekannt geworden ist, verdankt man einem Offizier, der im Jahre 1852 von einem schönen Weibe auf ein Gut in Südrußland gelockt worden ist und dort bereits dem Opfertode geweiht war. Ein Bauernmädchen, dessen Mitleid er erregte, rettete ihn aus den Händen der grausamen Seelenfängerin und flüchtete mit ihm nach Kiew. Die Gerichte stellten, jedoch ganz vergeblich, Nachforschungen an. Man fand in dem betreffenden Hause nichts Verdächtiges und als einzigen Bewohner einen taubstummen Greis, aus dem absolut nichts herauszubringen war. Das Bauernmädchen verschwand bald darauf auf räthselhafte Art. Der Offizier zog es vor seinen Abschied zu nehmen und in's Ausland zu gehen. Mehrere Jahre hindurch schien es, als ob es ihm gelingen sollte, dem rächenden Arm der Himmelsspender zu entgehen. Da fand man ihn eines Tages in Paris, in seinem

Zimmer im Hotel, auf entsetzliche Art ermordet. Er lag halb angekleidet auf seinem Bette, an Armen und Füßen gefesselt, einen Knebel im Munde; Ohren und Nase waren abgeschnitten, der Rücken mit blutigen Striemen, die Brust mit Brandmalen bedeckt, die Füße abgehackt. Den erlösenden Gnadenstoß hatte er mit einem kurzen Messer bekommen, das noch in seiner Brust stak. Man wußte nur, daß eine verschleierte Dame Abends nach ihm gefragt und zwei Stunden später das Hotel wieder verlassen hatte. Ihre Spur war und blieb verloren.

Auch unter den russischen Bauern macht diese Secte zahlreiche Proselyten. Von Zeit zu Zeit treten Propheten oder Prophetinnen derselben unter dem Volke auf, besonders in den nordöstlichen Gouvernements, von Orenburg u. s. w. Sie predigen die Feuertaufe, die Bluttaufe und die Wiedererwerbung des verlorenen Paradieses.

Sie wirken Wunder, indem sie barfuß im Schnee waten und gleich den indischen Fakirs feurige Kohlen in den Händen halten. Sie kündigen an, daß der Antichrist da sei und die Herrschaft der Welt an sich reißen werde. Das einzige Mittel, dem ewigen Tode zu entgehen, sei freiwillig zu sterben. Ganze Gemeinden, von den Aposteln des Todes fortgerissen, ziehen in den Urwald, wo sie sich mit einem Dornenzaun absperren und unter Gebeten und Bußübungen dem Hungertode weihen. Andere Bekenner der grausamen Lehre verbrennen sich in ihren Hütten mit Weib und Kindern. Ein russischer Maler hat unlängst eine Scene dieser Art verewigt. Nicht selten schlachten Väter ihre Kinder. So wurde ein Bauer von dem Gedanken erfaßt, das Opfer Abrahams an seinem siebenjährigen Sohne, den er zärtlich liebte, zu wiederholen. Er warf sich eines Tages vor der aufgehenden Sonne nieder und erwartete die Erleuchtung. Eine Stimme billigte sein Vorhaben. Er band sein Kind auf eine Bank und schnitt demselben den Leib auf. Dann ergriffen ihn Zweifel; aber ein Sonnenstrahl, der auf den kleinen Märtyrer fiel, bestätigte von Neuem seinen Wahn. Der Vater betete hierauf vor den Heiligenbildern, dann näherte er sich dem Knaben, der noch athmete. „Verzeihst Du mir?“ fragte er.

„Ich verzeihe Dir,“ erwiderte das Kind.

„Sag': ‚ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird.‘“

„Ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird,“ widerholte das Kind. Es waren seine letzten Worte.

Als die Nachbaren eintraten, fanden sie das Kind todt und den Vater auf den Knieen vor den Heiligenbildern; dies geschah 1871.

M. Prugawie hat berechnet, daß seit Entstehung dieser Secte mehr als 10000 Personen, sei es freiwillig, sei es gezwungen, den Opfertod gestorben sind, jene ungezählt, deren Tod nicht zur Kenntniß der Behörden kam.

III.

Bijtschi — Purificanten — Steuerverweigerer — das Nest der frommen Leute.

Viel weniger schrecklich, aber auch mit einer gewissen asiatischen Grausamkeit tritt die Secte der Bijtschi oder Prügler auf, welche wie eine Verschmelzung der Flagellanten und Adamiten erscheinen.

Daß die Prügel in Rußland überhaupt und speciell in der Liebe eine große Rolle spielen, ist bekannt. Es wird erzählt, daß eine vornehme junge Russin, die zu Anfang dieses Jahrhunderts an einen Franzosen verheirathet wurde, an der Liebe ihres Gatten zweifelte, weil sie niemals von ihm geschlagen wurde. Die russischen Czarinnen, besonders Elisabeth und Katharina II., liebten es zu schlagen und geschlagen zu werden. Zur Zeit der Letzteren befand sich ein sogenannter physischer Club in Petersburg, in dem Amors Geschosse durch die Knute ersetzt wurden.

Wie die Skopzen halten es auch die Bijtschi oder Prügler für unerlaubt mehr als ein Kind in die Welt zu setzen. Daß dieses ein Knabe sein muß, erinnert uns an eine deutsche Anschauung, die uns Professor Weinhold mittheilt. In Steiermark nämlich gilt ein Mädchen als Jungfrau, so lange sie nur Mädchen und keinen Knaben geboren hat.

Das Mittel, welches die Prügler anwenden, um, sobald einem Ehepaare ein Knabe geboren ist, die Geburt weiterer Kinder zu verhüten, ist indeß ein ganz anders, viel harmloseres als bei den Skopzen. Es besteht ausschließlich aus der Peitsche in schöner, kräftiger Frauenhand. Die Geißel und die Ruthe sind jederzeit als Züchtigungsmittel beliebt gewesen, zu allen Zeiten wurden sie aber auch mit ebenso viel Eifer als erotische Reizmittel benützt. Im ersten Sinne wurde die Geißel von den Asketen der ersten christlichen Jahrhunderte, den Mönchen des Mittelalters, von den zu Tausenden umherziehenden Flagellanten und der Inquisition angewendet. Als erotisches Reizmittel wurde die Ruthe, in Verbindung mit Pelzwerk, Katzenfellen schon von den Frauen von Lesbos gebraucht. Die edlen Römerinnen der Cäsarenzeit waren ebenso wie die Damen des Mittelalters mit den Wirkungen der Ruthe sehr vertraut. In unserer Zeit scheint das Schlagen der Männer besonders bei den Polinnen und Russinnen üblich; doch ist auch in Paris, in den Kreisen der höheren Demimonde, ein erotisches Spiel beliebt, daß man an der Seine jouer l'esclave, den Sklaven spielen, nennt. Es besteht darin, daß der verliebte Mann sich für eine bestimmte Zeit vollständig als Sklave in die Hände der Angebeteten giebt, welche ihn ganz wie ihren Leibeigenen mit Fußtritten und Schlägen traktirt. (Siehe Zola's Nana.)

Die russischen Bijtschi werden aber deshalb die Prügel als Mittel zur Seligkeit wohl nicht so leicht aufgeben. Schläge geben und empfangen

scheint diesen Schwärmern verdienstlicher als irgend ein Werk der Nächstenliebe.

Auch hier dominirt das Weib. Es ist das reinere Wesen, dessen religiöse Pflicht es ist, dem unreineren, dem Manne, den Teufel auszutreiben. Ein Weib zu schlagen ist die größte Sünde, die ein Mann nach Ansicht dieser Secte begehen könnte. Die Männer werden von den Frauen geschlagen, die Frauen aber wieder von Frauen.

Sobald ein Mann sich verlobt hat, ist er auch schon der Peitsche der holden Braut ausgeliefert; und diese macht gern Gebrauch von derselben, gilt es doch das Seelenheil des Geliebten. Die meisten Schläge giebt es natürlich in der ersten Zeit der jungen Ehe, so daß bei den russischen Flagellanten die „Flitterwochen" eigentlich „Prügelwochen" heißen sollten.

Jeder Verkehr der Geschlechter außer der Ehe ist Sünde und wird strenge bestraft; ebenso werden jene Ehemänner, welche sich von ihren Frauen nicht bändigen lassen, noch besonders gezüchtigt, und zwar so lange, bis sie sich in ihr Schicksal ergeben. Zu diesem Zwecke werden förmliche Prügelsoireen arrangirt, welche den Charakter einer gottesdienstlichen Handlung haben. Nachdem der Aelteste den Sündern vor der versammelten Gemeinde eine Strafpredigt gehalten und sie zur Buße ermahnt hat, werden dieselben stehend an die hölzernen Säulen gefesselt, welche in dem Vorsaal des Bethauses angebracht sind. Die Männer und die älteren Frauen stellen sich nun an die Wand und singen einen Bußpsalm, während die jüngeren Frauen und Mädchen, jede eine kurze Peitsche in der Hand, paarweise ihren Einzug halten. Sie bilden einen großen Kreis um die Delinquenten, indem sie sich bei den Händen halten, und singen einige Zeit stehend den Bußpsalm mit. Dann beginnen sie zu tanzen, in einem sanften Rythmus, der von Minute zu Minute wilder und leidenschaftlicher wird; und wenn dieser bacchantische Reigen seinen Höhepunkt erreicht hat, beginnen sie dem armen Sünder, die Knute schwingend, den Teufel auszutreiben.

Den Tanz als religiöse Uebung finden wir unter anderen auch bei den sogenannten tanzenden Derwischen, dann bei den Adamiten, die man heute noch in Böhmen in lauen Vollmondnächten auf einsamen Waldwiesen tanzen sehen kann. Ganz besonders entwickelt trat die Tanzwuth als religiöser Wahnsinn in früheren Jahrhunderten auf, wo Tausende tanzender Pilger die Lande durchzogen und nicht selten in den sicheren Tod hineintanzten, sei es von Bergeshöhen in tiefe Abgründe hinab, sei es in das Meer hinein.

Wir kommen jetzt zu einer Secte, welche vielleicht die merkwürdigste und interessanteste von allen ist. Es sind dies die Purificanten, welche vorzugsweise in Sibirien ihren Sitz haben, in neuester Zeit aber auch in Finnland und Südrußland aufgetaucht sind. Ihr Hauptdogma ist die Oberherrschaft des Weibes. Das Weib ist hier nicht wie bei den

Duchoborzen die lebendige Göttin, sondern die weltliche Herrin in jeder Richtung.

Das Frauenregiment ist so alt wie die Welt. Von der asiatischen Semiramis bis zur russischen Katharina, die beide ihre Gatten morden ließen, um die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und weiter hinauf bis in unsere Tage ringt das Weib mit dem Manne um die Herrschaft. Zu ganz besonderer Blüthe war das Frauenregiment im Mittelalter zur Zeit des Frauendienstes gelangt, wo die ritterlichen Helden sich um die Wette zu den Knechten schöner Frauen machten, uud ihre Herrinnen in ihrem Uebermuthe so weit gingen, sie in Wolfsfelle zu nähen und auf sie Jagd zu machen, oder ihre Waschbecken von ihnen austrinken zu lassen; und dann nochmals zur Zeit der russischen Katharina, wo eine geniale Frau den Hermelin trug, eine zweite Präsidentin der Akademie der Wissenschaften war und mehrere andere Regimenter commandirten. Eine religiöse Anwendung hat das Frauenregiment indeß vor den Purificanten nur einmal gefunden und zwar im Mittelalter in dem Orden von Fonteraux. Es war dies das einzige Kloster, in dem Frauen und Männer gemeinschaftlich lebten, die Nonnen als die Herrinnen, die Mönche als die Sklaven derselben, welche ihren weiblichen Meistern Gehorsam schwören und denselben jede Art von Diensten, auch die niedersten leisten mußten, wenn sie nicht die härtesten Strafen erdulden wollten. In diesem Orden war die Unterordnung der Männer unter die Frauen indeß nur eine Verschärfung der mönchischen Askese, in dem Sinne der Worte im Buche Judith: „Gott hat ihn gestraft und in eines Weibes Hände gegeben."

Bei den Purificanten ist es umgekehrt; hier soll der Mann durch das Weib zum Guten geleitet, veredelt, erhoben werden; ihm wird keine Strafe dictirt, indem man ihm das Frauenjoch auferlegt, sondern im Gegentheil eine Wohlthat erwiesen. Das Frauenregiment ist in Rußland etwas ganz Natürliches. Ein berühmter Ethnograph sagt: Wenn das Weib bei der romanischen Race dem Manne gleichsteht, so ist es bei der germanischen dem Manne inferior; bei den Slaven dagegen steht das Weib entschieden in jeder Beziehung über dem Manne. Eine russische Sage erzählt, daß, als Gott eine Biene nach Polen sandte, um den Menschen Geist zu bringen, die polnischen Frauen denselben vollständig verschlangen und für die Männer nichts übrig blieb. Man könnte dasselbe Märchen von den Russen erzählen. In der russischen Literatur spukt überall das Gespenst der Weibertyrannei, bei Turgenjew finden wir es vorzüglich in seiner herrlichen Novelle „Frühlingsfluthen."

Die Idee, von der die Purificanten ausgehen, ist folgende.

Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen und das Paradies für die Menschen verloren gegangen; aber gerade die Geschichte des Sündenfalles beweist, daß der Mann von Anfang an unter dem Einflusse des Weibes stand, demselben untergeordnet war. Das Weib hat

diesen Einfluß zumeist im bösen Sinn geübt und dafür Jahrtausende hindurch gebüßt, indem es dem Mann unterworfen war. Jetzt ist die Zeit der Buße zu Ende und der Augenblick der Erlösung da, welche nur durch das Weib erfolgen kann, da diesem Gewalt über den Mann gegeben wurde, mit ihm zu thun, was ihr beliebt. Die Welt wird in Kurzem eine andere, das Verhältniß der Geschlechter umgekehrt werden. Das Weib wird den Mann, den Staat, die Kirche, die Welt regieren; denn das Weib steht über dem Manne. Es ist zur Herrin erschaffen, und der Mann ist bestimmt sein Sklave zu sein, ihm zu gehorchen und zu dienen. Die Regierung des Mannes hat nur Böses gebracht, Unfrieden, Haß, Kriege, Blutvergießen, Elend jeder Art. Die Regierung des Weibes aber wird Segen bringen, Frieden und Eintracht, Versöhnung, Liebe; die Welt wird wieder zum Paradiese werden.

Dieser Idee entsprechend ist das Hauptdogma der Purificanten, wie ich schon hervorhob, die Oberherrschaft der Frau im Staate, in der Kirche, in der Gesellschaft und in der Familie. Die Ehe ist bei ihnen kein Sacrament. Jede Verbindung, die Mann und Weib eingehen, ist heilig; nur wird es ihnen zur Pflicht gemacht, zusammen zu wohnen und zu leben.

Die Bekenner dieser Secte, ob sie nun in einer Ehe oder in einem anderen Verhältnisse mit einem Weibe leben, müssen einen Eid leisten, sich vollständig der Frau zu unterwerfen. Sie regiert das Haus, der Mann ist nur ihr erster Diener, ihr begünstigter Knecht; er muß sie verehren, ihr gehorchen, ihr dienen und ihr ein Mal in der Woche, vor ihr auf den Knieen liegend, seine Sünden beichten. Sie ertheilt ihm hierauf Vergebung oder legt ihm entsprechende Bußen auf, und wenn sie es nöthig findet, bestraft sie ihn. Bei den Purificanten regieren die Frauen die Gemeinde, ebenso gut wie die Familie; sie sprechen Recht, sie allein sind Lehrer und Aerzte.

Sämmtliche Frauen einer Gemeinde erwählen das weibliche Oberhaupt derselben, welches den Titel „Herrin" führt. Bei dieser Wahl geben Schönheit und Hoheit der Erscheinung ebenso sehr den Ausschlag, wie Verstand und Energie des Willens. Die Herrin trägt eine an die päpstliche Tiara mahnende goldgestickte Stirnbinde auf dem Kopfe. Man sieht sie nie zu Fuße, wenn sie öffentlich erscheint, sondern stets zu Wagen oder zu Pferde, von ihrer Leibwache begleitet, welche aus einer Anzahl junger Mädchen besteht, die nichts zu thun haben, als die Herrin zu bewachen und ihre Befehle, sowie die von ihr dictirten Strafen zu vollziehen. Denn eine Hauptaufgabe der Herrin ist es, darüber zu wachen, daß die Männer ihren Eid halten, und die Ungehorsamen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie ist zugleich Oberpriesterin und oberste Richterin. Eine Anzahl männlicher Sklaven ist ausschließlich dazu bestimmt, ihr zu dienen und alle

Verrichtungen in dem von ihr bewohnten Hause zu besorgen. Die Wirkungen dieses Frauenregiments lassen sich bis jetzt nur als sehr günstige bezeichnen. Die Männer dieser Secte werden allgemein als musterhaft geschildert, sie übertreffen alle anderen an Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit und Moralität. Man findet unter den Purificanten weder Säufer, noch Raufbolde, noch Diebe. Gewaltsame Verbrechen kommen bei ihnen überhaupt nicht vor. Ebenso wenig giebt es Bettler oder Vagabunden unter ihnen.

Es liegt in der Natur der sibirischen Verhältnisse, daß gerade in dieser Secte alle nur erdenklichen Elemente vertreten sind. Wie in jenem Lande, in Folge der massenhaften Verbannungen, alle Confessionen, Nationen und Stände des Czarenreiches durcheinander geworfen wurden, so findet man auch unter den Purificanten Adlige, Kaufleute, Bauern, Juristen und Fabrikarbeiter, ehemalige Priester und Beamte, Gelehrte und Künstler, alle Schattirungen der Gesellschaft und der Bildung. So war eine Gräfin längere Zeit hindurch Herrin der Purificanten. In Folge des Rufes, dessen sich diese Secte erfreut, kommt es nicht allzu selten vor, daß Frauen derselben beitreten, um sich von der Tyrannei oder den Lastern ihrer Männer zu befreien. Diesen bleibt dann nur die Wahl, sich von ihren Frauen zu trennen oder den Glauben derselben anzunehmen. Im letzten Falle kehrt sich die Sache sofort um und die resolute Frau hat das Vergnügen, ihrem bisherigen Tyrannen den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Vor Kurzem erst passirte eine ergötzliche Geschichte. Ein Capitän der Infanterie nahm eine reizende junge Frau und zugleich seinen Abschied. Das glückliche Paar lebte einige Zeit friedlich auf seinem Gütchen; dann begann sich der Capitän zu langweilen und in Folge dessen zu trinken, zu spielen und wenn er betrunken war, sein Weib zu mißhandeln. Eines Tages war dieses entflohen und, zwar zu den Purificanten. Der Gatte, dessen Liebe wieder erwacht war, folgte der Flüchtigen, und da sie sich nicht erweichen ließ, so trat auch er zu den Purificanten über und schwur seiner Frau Gehorsam. Bald verfiel er aber wieder in die alten Laster. Seine Frau bestrafte ihn, indem sie ihm jede Art von Liebkosungen untersagte und ihm die niedersten Sklavendienste anbefahl. Als er aber immer renitenter wurde, führte sie bei der Herrin Klage. Diese ließ ihn auf der Stelle durch zwei Mädchen ihrer Leibwache gefesselt in ihr Haus bringen. Hier wurde er so lange gefangen gehalten und mit der Knute tractirt, bis er vollständig gezähmt und reumüthig zu seinem reizenden Weibchen zurückkehrte. „Sie haben mich dressirt wie einen Pudel," pflegte er zu sagen, „es ist nur ein Wunder, daß ich nicht auch apportiren lernen mußte."

In neuester Zeit sind wieder zwei Secten in Rußland aufgetaucht, von deren Dogmen und Gebahren man bisher nur sehr wenig erfahren konnte, ja deren Namen man nicht einmal kennt, obwohl eine derselben

bereits vor Gericht stand und mehrere ihrer Mitglieder nach Sibirien verbannt wurden. Diese letzte nennt man die Steuerverweigerer. Wieder ist es eine Frau, die an der Spitze steht, und diesmal sogar eine, die weder jung, noch schön ist. Die neue Prophetin Domanowa ist fünfzig Jahre alt und macht einen klugen und energischen, aber keineswegs bestechenden Eindruck; dennoch scheint sie große Macht über ihre Anhänger zu haben. Sie behauptet, Gott habe einen Geist zu ihr gesendet, der ihr befohlen habe, diese Lehre zu verbreiten. Ein Hauptsatz derselben lautet: wer bis zu Ende leidet, wird erlöst. Also wieder die indische Büßerphilosophie! Den Hauptwerth legt Domanowa auf die Nächstenliebe; man muß den Armen helfen, Werke sind Alles, Gebete nichts. Man bedarf keiner Kirche und keines Priesters, lehrt sie weiter, das Hauptgebot ist: Niemand etwas zu Leide thun. Deshalb verweigern ihre Anhänger den Kriegsdienst und leben nur von Pflanzenkost. Sie erkennen weder den Czaren, noch den Staat an. Der Kaiser hat nur eine bürgerliche Gewalt, aber auch diese ist mit dem Christenthum nicht vereinbar, da keine Macht über den Menschen ist, als Christus. Die Czaren sind seit Peter dem Großen, der eine Synode bildete und die geistliche Gewalt unter die weltliche stellte, nicht mehr Christen, sondern Heiden, denn die geistliche Gewalt soll über der weltlichen stehen. Deshalb soll man auch dem Czaren keinerlei Steuern oder Abgaben leisten. Es macht fast den Eindruck als sei diese Secte von den Nihilisten in das Leben gerufen, um die geistliche Autorität des Czaren und mit dieser auch die weltliche zu untergraben und die große Masse des russischen Volkes, welche nur religiösen Argumenten zugänglich ist, für die Revolution zu gewinnen.

Die zweite dieser neuen Secten nennt das Volk „Das Nest der frommen Leute.“ Sie existirt seit etwa 10 Jahren und hat ihren Hauptsitz in Bessarabien. Ihre Bekenner sind durchaus Bauern. Dieselben graben sich ein Grab in ihrer Hütte oder ihrem Garten und liegen darin, bis sie von Hunger und Durst überwältigt Visionen bekommen. Sie sehen Heilige, Engel und Dämonen; auch erscheint ihnen Gott, und diesem selbst beichten sie ihre Sünden. Das Grab wird mit einem hölzernen Deckel zugedeckt, in welchem eine Thür angebracht ist. Ein Luftloch bewahrt die Selbstpeiniger vor dem Ersticken. Dichtes Gebüsch umgiebt das Grab, und ein großer Hund dient als Wächter, um alle Profanen abzuwehren. Die Bekenner dieser Secte verkehren weder mit anderen Personen, noch untereinander, so daß sie in jeder Beziehung das Leben von Anachoreten führen.

* * *

Wenn wir am Schlusse die in den herrschenden russischen Secten hervortretenden Tendenzen und Eigenthümlichkeiten resumiren, so ergeben sich folgende Hauptmomente:

1. In der großen ostslavischen Welt dominirt im Gegensatz zu der materialistischen Weltanschauung des Westens die indische Welt- und Lebensverachtung.

2. In der slavischen Race sind die Volks-Instinkte keine kriegerischen wie bei Germanen und Romanen, sondern entschieden friedfertige.

3. Im Gegensatz zu der aristokratischen Natur der westlichen Welt ist die Natur der slavischen Race eine eminent demokratische; der Gemeinsinn herrscht in derselben ebenso, wie bei den Romanen und Germanen das Streben nach Geltendmachung der Individualität.

4. Während der romanisch-germanische Westen um die Befreiung und Gleichstellung des Weibes ringt, führt das Weib im slavischen Osten heute schon factisch das Regiment.

Wenn wir uns diese vier Punkte, zugleich mit dem steigenden Einfluß der slavischen Race in Europa, in politischer, socialer und literarischer Beziehung, vor Augen halten, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß die nächste, große Umwälzung, welche unbedingt aus dem Osten kommen wird und muß, alle unsere Verhältnisse, ja unsere ganze Welt, weit radicaler umgestalten wird, als jede frühere, die französische Revolution nicht ausgenommen, und zwar ohne Völkerwanderung, ohne Weltkrieg, ohne Feuer und Schwert und ohne Guillotine.

Goethe-Erinnerungen einer Jenenserin.

Mitgetheilt von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

Bei der nachhaltigen Theilnahme, welche die Schrift „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde" gefunden, in welcher Fritz Frommann, der Sohn, seinen mit Goethe eng verbundenen Eltern und einem vertrauten Kreise ein schönes Denkmal gesetzt hat, werden Aufzeichnungen von Alwine Frommann, der Tochter und Schwester, allgemeines Interesse erwecken wegen der Persönlichkeit, deren liebenswürdige, geist- und gemüthvolle Erscheinung Vielen unter uns noch in frischer Erinnerung steht, sowie um des Inhaltes willen, durch den Lichtstrahlen fallen auf berühmte Gestalten aus der klassischen Zeit in Weimar und Jena.

Den Rath, Bücher zu schreiben, vor Allem ihre Memoiren, wies sie wiederholt zurück. „Nie war ich ferner solchen Gedanken, nie wußte ich besser, daß ich nicht schreiben kann," erklärte sie im Jahre 1838 einem Bekannten, der bei ihr war, um zu sehen, ob sie noch lebte. Gerade damals führte sie eigentlich ein Leben nach dem Tode, geschieden von der Welt, mit Sonne, Mond und Sternen in Gesellschaft, von guten Geistern unsichtbar umgeben.

Ihre an Varnhagen von Ense gerichteten Briefe, die sich, bisher unbenutzt, im Original in der Handschriftenabtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden, bieten jedoch mancherlei Material, das neue charakteristische, zartsinnige und lebenswarme Züge zu dem von ihrem Bruder entworfenen Bilde beiträgt, und zwar vornehmlich aus der letzten Epoche Goethe's.

Alwine Frommann, einzige Tochter des Buchhändlers Friedrich Frommann und seiner Frau Johanna, geb. Wesselhöft, kam den 16. März 1800 in Jena zur Welt. Neben ihr und dem drei Jahre älteren Bruder Fritz wuchs in der Familie als Adoptivtochter die holde Wilhelmine Herzlieb auf, welche bei Alwinens Geburt bereits elf Jahre zählte.

Ein Jugendportrait Alwinens hat Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld, Schiller's Schwägerin, schon 1826 gegeben im ersten Bande ihrer „Erzählungen, von der Verfasserin der Agnes von Lilien." — „Das Stumpfnäschen" betitelt sich dies dichterische Bild, das unter dem Anspruch auf Feinheit und Zartheit nach Varnhagen's Gefühl roh und herb ist, die Erfindung darin widerlich. In der That zeigen ihre Briefe sie als eine tiefinnerliche Natur und von einer weit vortheilhafteren Seite: heiter, oft nicht ohne Humor, schwärmerisch und dabei doch praktisch, von reinster Herzensgüte, wahrem Seelenadel, klar und mild in Auffassung und Beobachtung von Personen und Verhältnissen, durch künstlerische Talente, Umgang und Lectüre hochgebildet, ihr ganzes Wesen verklärt gleichsam durch Goethe's Genius.

Die Jenenser nannten sie im Scherz „die Prinzessin." Nur die Nächsten sahen eben, daß bei dem wogenden Treiben — immer Freunde und Fremde, Musik, Vorlesung — im gastlichen Frommann'schen Hause das engste, strengste Arbeiten war. Sprichwörtlich hieß es „herzliebe" Arbeit, weil Minchen Herzlieb's häusliches Besorgen als Muster galt. Von Alwine sagte die Mutter einmal, sie wundere sich, daß in ihrer kleinen bewegten Seele schon so viel Stille sei, und dann wieder, daß in ihrem Kopfe statt Grillen nichts als Melodien steckten. Gesang wurde der Schmuck und Trost ihres Daseins; die Beschreibung, welche Rahel von Grüneisen's Gesang macht, paßt auch ganz auf den ihren. Außer in der Notenwelt lebte sie in der Malerei; Blumen und Arabesken gelangen ihr vorzüglich. Mit innigster Liebe copirte sie auch aus alten Meßbüchern die Initialen; sie war ganz andächtig dabei; und wenn sie bisweilen geneckt wurde, daß die Mönchs-Arbeit nun Nonnen-Arbeit werde, so erntete sie auch das Lob, es sei fromm gemalt.

Glücklich verfloß ihre Kindheit und Jugend, lebhaft versetzte sie sich noch im hohen Alter dahin zurück und zehrte an ihren Goethe-Erinnerungen. Einst gab es als Weihnachtsgeschenk eine Laterna magica. „Goethe und Riemer erbauten uns Alle damit und trieben es so eifrig wie eine Wissenschaft" *). Unvergeßlich blieb ihr Z a c h a r i a s W e r n e r neben der edlen Goethe-Erscheinung als Folie. „Ich stahl mich, sein Vorlesen zu hören, oft aus der Kinderstube und wurde doch immer wieder verbannt, weil mein krankes Köpfchen schon mehr als billig von seiner ‚Wanda' verdreht

*) Davon erzählt auch Louise Seidler in „Erinnerungen und Leben" S. 18.

war.“ Gern dachte sie an jene schönen Zeiten, „wo Goethe lange und doch himmlisch kurze Abende bei uns saß, besonders unter der Messe, wenn ich mit der Mutter allein war, wo er oft von sechs bis zehn fast unausgesetzt allein sprach. Was konnten wir ihm geben, als leises Verstehen, tiefste Ergebenheit und festes Schweigen, worauf er bauen konnte.“ — „Wie ich Kind war,“ gesteht sie einmal, „liebte ich Goethe, weil er himmlisch gut gegen mich war, weil ihn meine Eltern verehrten, weil er zu unserem Hause gehörte; dann als strenges scheues Mädchen von fünfzehn Jahren wandte ich mich vor Manchem in seinen Schriften etwas weg; nach und nach wich das, und als die ‚Wanderjahre‘ kamen, der prosaische Theil des ‚Divan‘ kam, da gehörte ich ihm ganz und so an, daß es seitdem nur wächst.“

Trotz des „Strengen, Scheuen“ hegte Alwine damals große Theaterlust und wünschte wohl Opernsängerin zu werden. Ob und wie Goethe über diese Mädchenpassion urtheilte, verschweigt sie, erzählt dagegen, daß er im Hinblick auf ihre vergeblichen Bemühungen die französische Sprache zu erlernen*) den Ausspruch that, nur die Liebe zu einem Franzosen könne ihre Zunge lösen. „Verschone mich der Himmel gnädig mit diesem glücklichen Unglück!“ Ihre feste, innigste Neigung war einem wackeren Deutschen zugewandt, den sie durch und durch liebte. Doch kam es zu keinem Bunde für's Leben. Alwine blieb unvermählt.

Am 9. September 1831 verschied ihre treffliche Mutter, der milde gute Geist des Hauses, Licht und Wärme. Noch bis zuletzt wirkte sie liebend, opfernd, frisch für Andere; ein schneller Tod rief sie ab. Der Vater kränkelte ernstlich und lange, erholte sich aber wieder, so daß er am 13. März 1836 sein Handlungsjubiläum unter Theilnahme und Anerkennung von Großherzog, Universität, Stadt und Freunden sehr heiter gestimmt feierte, auch im April seine fünfzigste Messe in Leipzig besuchte. Darnach steigerte sich sein Leiden, Haut- und Brustwassersucht, und auch er entschlief am 12. Juni 1837. „Es war rührend,“ schreibt Alwine, die treue Pflegerin, „daß er in den letzten drei Tagen wieder nur Goethe lesen wollte, der ein solcher Lebensstern ihm gewesen, und den er doch immer abgewehrt, das letzte Jahr, weil er nur ‚Neues‘ wollte. Halb bewußt, Einzelnes noch verstehend, saß er da, umgeben von vielen Bänden unseres Helden. So ist mir auch lieb, daß es so still um ihn war, als der letzte

*) Sie stellte die französische Sprache hoch als Mittel und las gern französische Bücher, allein die Abneigung ihrer eigensinnigen Zunge war unüberwindlich. „Alle in Weimar und Jena um mich herum schwirrten in diesem Klang; bei Ottilie von Goethe wußte man freilich nicht, was man sprach, Thurm zu Babel, das Ende des Gewirres war meist, daß sie mich an den Flügel führte und wir in einer Sprache, die alle Geister verstehen, uns vereinigten. — In Jena waren zwei Schweizerinnen, welche sich sehr abquälten, mir diese einzige mangelnde Vollkommenheit noch beizubringen; aber wenn ich sie nur sah, vergingen mir vor Langeweile alle Gedanken, zuerst die französischen.“

Hauch entfloh. Der Abend ruhte über dem Garten, den er liebte; ich bat meine Geschwister, sich zu erholen, da wurde der Athem schwächer, und noch ehe sie, gerufen, kommen konnten, hatte er sein Haupt nach einem tiefen Laut in meinem Arm zur ewigen Ruhe gelegt. Die schweren Kämpfe der letzten Jahre waren geendet, ein wunderbar gemischtes Leben für hier beschlossen."

Die Tochter unterzog sich der interessanten und auch wehmüthigen Arbeit, Papiere und Briefe des Verstorbenen zu ordnen, die ihr der Bruder übertragen; es waren viele Briefe darunter von Ebel, dem Schweizer Reisenden, Fichte, Schelling, Steffens u. s. w., und es gereichte ihr zur Beruhigung, Alles nach dem Willen des Vaters durchzuführen. Unbeschreiblich wohl thaten ihr auch Briefe der Mutter an den Vater während dessen Reisen 1826—27, aus denen eine Frische und Liebe, ein geistig immer angeregtes Leben ihr entgegenströmte, daß sie in ihrer warmen Nähe sich fühlte; viel über Goethe aus der Zeit, wo, wenn auch selten Auge in Auge, doch so manche liebe Botschaft noch hin- und herflog, einzelne Stunden bei ihm neues Leben gaben.

Dieser Schatz liegt dem Frommann'schen Buche zu Grunde.

Fritz bekam Handlung und Geschäftshaus, Alwine führte ein eigener Zufall wieder in das alte Frommann'sche Haus, wo sie vom ersten bis zum dreißigsten Jahre gewohnt hatte, und das in andere Hände übergegangen war. Die Besitzer, gute Bekannte, ließen ihr drei kleine Zimmer ab und ein Stück des Gartens.

Schwere Verbindlichkeiten lasteten auf dem Verlag. Nur bei bescheidenen Ansprüchen konnte Alwine unabhängig leben. Aber wenn sie sich ehrlich fragte, ob sie Alles, was an Menschen, Städten, Gegenden in ihre Jugend hineingeleuchtet hatte, nicht gekannt haben wollte und dafür das vom Vater dadurch Ersparte besitzen, so wollte sie doch nicht tauschen und freute sich der reichen Vergangenheit. Oft bereitete sie sich in stiller Seele, sich als Vorleserin der alten Fürstin von Rudolstadt zu denken, einer von den Frauen, denen ein reiches und edles Leben unvergänglichen Schimmer gab, so schlicht auch ihre äußere Erscheinung war.

Nach Verlauf des Winters*) öffnete sich ihr unvermuthet ein Wirkungskreis in der Familie des ersten preußischen Cultusministers, Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein, im einsamen, ländlichen Schöneberg unweit Berlin. „Warum gehst Du nur? Du gehörst ja zu uns," hieß es in Weimar und Jena. Oft wünschte man sie zurück, man wollte „Frau Minnetrost," die „Helferin" wieder haben. „Sie können ja eine ähnliche

*) Das Christfest bekam einen sehr ernsten Anstrich durch den Tod des auch Frommanns befreundeten Großherzoglichen Leibarztes und Geh. Hofrathes Johann Christian Stark des Jüngeren, der am 24 December Morgens starb, „schön und ruhig am Schlag im Schlaf, gerade zu rechter Zeit, ehe sein Ruhm sank."

Stelle bei der Universität stiften, wenn Sie nicht ohne mich sein können," scherzte sie, und doch zog dabei Heimweh durch ihr Gemüth.

Die Trennung erfolgte im April 1838; am 23. traf Alwine im Hause des Ministers ein, dessen aufmerksame und verständnißvolle Gesellschafterin sie blieb bis zu seinem Tode, den 14. Mai 1840.

„Besitzen Sie den ‚Taugenichts' von Eichendorff?" schreibt sie im Sommer 1838 an Varnhagen von Ense in Berlin. „Mein Leben hat in guten Tagen so viel Aehnlichkeit mit seinem im Chaussée-Haus, daß ich wohl meinen Doppelgänger einmal durchsehen möchte." An Varnhagen gewann sie den geistigen Beistand, der sie über manche schroffe Kluft zu heben vermochte, wo es dem Einzelnen nur zu leicht schwindelt.

Bereits im September 1833 war die Bekanntschaft mit ihm angeknüpft worden. Bei Frau von Wolzogen sah sie nämlich Varnhagen's Buch über seine Gattin Rahel Levin und trachtete nach einem Exemplar aus der Hand des Autors. „Danken kann ich Ihnen durch nichts als viele glückliche Stunden, die mir dann werden würden; denn wie ein guter und erhebender Hausgeist würde es bei mir wohnen, wie oft mich stärken, aufrichten und trösten, und wie wollte ich es lieben und verehren, das einzige Buch!*) Sie lächeln nicht über meine Bitte oder ungeschickten Ausdruck; wem als lebenslänglich Vermächtniß, als Segen das Gefühl bleibt, dieser Frau ‚die goldene Zeit' gegeben zu haben, von der die Prinzessin im ‚Tasso' spricht, dem können sich Frauen nur mit Vertrauen nahen. Das schmerzliche Gefühl, jener geliebten Gestalt im Leben nie mit stiller inniger Verehrung nahen zu können, steigert sich, wenn ich auch das, was ich so gern mit mein nennen möchte, nicht besitzen soll; mein Vater lebt in beständigen Klagen, daß er, der so viele der Ausgezeichneten kannte, die ihr genaht, ihr nie begegnet."

Nicht nur das Buch, sondern auch das Bild Rahel's wurde ihr, und es entspann sich ein reger, vertraulicher Briefwechsel. „Ich habe mir schon ausgedacht," heißt es in dem Dankschreiben, „wie ich das theure Bild vor manchen Augen und dem Staub schützen will; ich will's wie die Altarbilder mit einem anderen Bild zuschließen, und das soll eins von Goethe sein, was meine Mutter gezeichnet, mir unendlich lieb; kann ich sie besser behüten und beschützen?**) Von Rahel möchte man wohl im vollsten Sinne

*) Mehrere Jahre später: „Heut ist mir mit einmal klar geworden, daß es nur ein Buch giebt, das mich noch in keiner Stimmung verlassen — ‚Rahel'; es giebt Augenblicke, wo ich nicht Goethe, nicht die Bibel lesen kann — Rahel immer;" und über die Briefe von Rahel: „Welch eine Wohlthat waren sie mir, welche Fülle von Güte und Geist liegt da wieder in wenig Worten, wie Herrliches über Goethe, Tieck. Es war mir eine rechte Stärkung."

**) Dies Rahel-Goethe-Bild, umgeben von Vasen, war ihr theuerster Schmuck und Schatz. „Wie ich noch lebte im gemeinsamen täglichen Denken und Empfinden mit der Mutter, hatte sie solchen Blumenschmuck neben dem Heilig-Schönsten, der Madonna della Sedia, aufgestellt."

Goethe's Wort auf Anna Amalia sagen: ‚Das ist der Vorzug edler Naturen, daß das Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten.' — Sie sagen, Sie hätten nie so auf bestimmte Tage gehalten; ich weiß nicht, an meinem Geburtstag hänge ich gar nicht, so auch nicht an bestimmten Festen, aber ich kann nicht läugnen, daß es Geburts- und Feiertage der Seele giebt, Andenken, die sich an solche knüpfen, an denen ich nur zu sehr hänge: so ist mir der Frühling immer Bewegung des Gemüths, weil sich die Erinnerung eines Frühlings von Neigung, Jugendlust, Wechsel von Gedichten von Gries und einem jungen Dichter, Zeichen von Goethe's Theilnahme, seiner Anwesenheit immer erneut — wenn sonst die Weiden grünten, kam er, wäre es auch nur auf einen Tag gewesen!"*)

Noch in Jena fand ihre erste Begegnung mit Varnhagen statt. „Als Sie damals bei uns waren," schrieb sie ihm später, „reiste ich mit dem Vater gleich nachher nach Schwarzburg, Ilmenau u. s. w. Wie hätte ich Ihnen all die Schatten und Lichter meines Thüringer Waldes zeigen mögen — nur über solchen Wipfeln konnte Goethe dichten: ‚Ueber allen Wipfeln ist Ruh'!" — Auf Varnhagen's Klage, daß man so wenig Sinn für die ‚Wanderjahre' finde, antwortete sie überrascht: „Ich glaubte, nur hier müsse man davon schweigen, denn gerade über so Geliebtes, Verehrtes mit sonst reich Begabten gar nicht sprechen zu können, ist mein Jammer hier; und oft begreife ich es nicht, daß man nicht Trost, Erhebung, Erbauung, Alles darin findet, da es mir so ein heiliges Buch ist. Fast nie mag ich hier Goethe nennen, ich verstehe nicht zu widerlegen, und dann thut mir Vieles zu weh, ärgert mich auch wohl, wenn sie urtheilen und wenig von ihm kennen. Mit Meier**) konnte ich Alles sprechen, diese Bücher mit ihm lesen, und das kam mir wie ein reines Geschenk des Himmels nach der Mutter Scheiden, wo ich ein ähnliches Zusammenstimmen nicht mehr, nicht wieder gehofft."

Solches wurde ihr im reichsten Maße wieder durch Varnhagen zu Theil, vor dem sie bald kein Geheimniß hatte.

So gestand sie ihm auf die Forderung der Wittwe Karl Ludwig von Knebel's, einige an sie gerichtete Poesieen desselben für den herauszugebenden Nachlaß beizusteuern: „Ich will es nicht thun — sie sind nur der dichterisch gesteigerte Ausdruck seines Wohlwollens, ohne sonst charakteristisch zu sein; mir wäre es nach meinem Wesen eine wahre Aufopferung und ganz unnütz, ich neige mich sehr zu den Worten des Dichters: ‚Es geht die Welt nichts an, Du kennst mich gut.' Ich habe aber Frau von Knebel Freiheit gegeben, mich bei Ihnen und Dr. Mundt

*) Eine andere Reminiscenz: Heute am 8. November und gestern kam Goethe — einer der Weimarischen Landesfeiertage.

**) Dieser hatte Jena verlassen und eine Professur in Gießen angenommen.

zu verklagen. Die Auszüge in dem kleinen Hefte, was Mundt herausgegeben, haben uns sehr interessirt; der erste Brief vom Großherzog ist herzerhebend, Einiges aus den Tagebüchern hat mich auch sehr angezogen und erfreut.“ Ein Jahr darauf, 1835, meldet Alwine: „Knebel's Nachlaß hat hier in Jena viel Redens veranlaßt; besonders will Niemand die Liebe zu der Göchhausen begreifen, da man sich nur erinnert, daß er sie wie alle Anderen wie einen strengen, fast bösen Geist zu Gute zu halten gesucht. Mich interessirte Vieles sehr, und bei der Stelle, wo er das Holz anredet, das er in den Ofen legt, sah ich ihn lebhaft vor mir, den alten wunderlichen Humoristen. In den Briefen liegen recht viele Schätze. Der rothe Faden, der von Goethe ausgeht, ist mir auch da nicht verloren, und an dem hängt doch viel von meinem Leben.“

An Karoline von Wolzogen bat Varnhagen 1836 einen Auftrag zu besorgen, wozu Alwine Frommann sich freute: „Die Wolzogen ist so leicht verletzt und wie ein wenig eifersüchtig, wenn es Goethe und Schiller betrifft. Sie ist himmlisch gut für mich, ich liebe sie so, daß ich neulich ganz gefaßt blieb, als sie behauptete, es sei abscheulich, daß die Prinzessin im ‚Tasso‘ erst durch Koketterie ihn anziehe, um ihn abzustoßen nachher! — Ein solch Gemisch von Weltfrau und Kindes-Reinheit, Jugend und Alter ist gewiß selten oder einzig wie sie mit 72 Jahren.“ Aus derselben Zeit, 1836, heißt es: „Frau von Wolzogen ist geistig und körperlich erholt von einer Reise glücklich durch den Winter geschifft, ihr Wohlwollen als schönste Krone des Alters bewahrend,“ und im November 1837: „Schön ist der Schopenhauer Eifer, ihre Memoiren zu schreiben, die Wolzogen ist sehr davon eingenommen; sie selbst kommt selten zu ihrem Roman, ihre Kräfte nehmen sehr ab, so wenig dies in den geselligen Stunden erscheint, so tiefsicher geht es seinen Gang. Sie sieht viel und gerne den Minister von Wangenheim, den wir Ostern verlieren, was bei seiner großen Regsamkeit ein Verlust für Jena; er ist noch eines der seltenen Exemplare der Enthusiasten, die immer sparsamer herumgehn.“ Ueber den 1840 veröffentlichten Roman ‚Cordelia‘ urtheilt Fräulein Frommann: „Im Ganzen schwach, im Einzelnen schöne edle Lebensblicke aus reiner Seele.“ In Bezug auf Johanna Schopenhauer berichtet sie im Lenz 1838: „Die Schopenhauer gab alle Winterabende ein rechtes Bild, beleuchtet von der Lampe eifrig an den Memoiren arbeitend, dicht am Ofen wie auf einer kleinen Oase sich mit dem Glanz der Vergangenheit die matte Gegenwart erhellend; denn welchen Lebenswechsel hat sie erfahren! Mir ist es immer zu traurig, sich im Alter so um die äußere Existenz zu quälen.“

Die Uebersiedelung in die Nähe Berlins, Ostern 1838, unterbrach nur räumlich den Zusammenhang mit Weimar und Jena. „Die Fäden sind stark, die mich festhalten, auch an unser Schloß.“ Obendrein begrüßte Alwine in Berlin Bekannte, und bald hörte sie sich auch wieder „Fräulein Alwine“ nennen, was ihr so gut klang, wie eine Ecke Heimat. Froriep,

Seebeck, Passow, Rauch, Bettina Brentano, Charlotte von Kalb und andere den Mittelpunkt des geistigen, ästhetisch-literarischen Lebens bildende Persönlichkeiten wurden besucht, so oft sie aus Schöneberg in die Hauptstadt fuhr. Am häufigsten Varnhagen, dem sie wöchentlich, bisweilen sogar täglich Billette oder Briefe schickte, welche für die Culturgeschichte jener Zeit nicht bedeutungslos sind, interessant auch im Hinblick auf die politischen und kirchlichen Ansichten des Staatsministers Excellenz von Altenstein und eine Quelle für dessen bald zu erwartende Biographie.

Hier seien nur solche Aufzeichnungen abgedruckt, die im engeren oder weiteren Sinne, nach der einen oder anderen Seite hin als „Goethe-Erinnerungen" gelten dürfen. An verschiedenen Tagen schreibt Alwine Frommann an Varnhagen: „Ich erwarte die Doctorin Seebeck, die zum Minister bestellt ist; es hat mir etwas Bewegendes, wie ich diese Familie hier wiederfinde. Meine erste Kindererinnerung, in der Schlacht 1806 waren sie zu uns geflüchtet,*) — ich hatte keine andere Gespielen als die Töchter, das Leben hat ihnen viel aufgegeben zu lösen, alle bestanden 's, in ihrer verschiedensten Weise, stark." . . . „Ich hatte ein altes Versprechen zu lösen: Passows ‚Um Mitternacht' vorzusingen; dort ist auch ein beständig stilles Goethe-Feuer, das nie erlöscht, in ihm etwas pedantisch wie er selbst, in ihr durchhaucht von aller Wärme ihrer ganzen Erscheinung. Er brachte auch die Stelle aus der Salzburger Chronik hervor, die mit „Hermann und Dorothea" **) verwandt ist. Endlich löste sich auch durch mein Singen die Scheu von Seebeck, und statt einer rauhen Baßstimme, die ich erwartet, klang mir der weichste Ton entgegen, Lieder, die Alles erschlossen, was er im Leben streng verbirgt. Er dachte wohl an alles vergeblich Erhoffte, an alles doch treu Bewahrte — wie ich, und so sang eins dem anderen die Seele frei und die Thränen in die Augen. Wir sangen erregt durch einander, und doch sang keins für das andere! Warum sind die Augenblicke so selten, wo wir Anderen unser Bestes, Tiefstes zeigen! Ist's Feigheit? ist's Mißtrauen? oder rechte Scheu?" . . . „Und ich war bei Bettina. Sie war sehr gut, sehr freundlich — einzelne Blitze, spricht aber doch zu viel von ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit —, über Ottilie von Goethe ist sie zu hart, weil sie Bestimmtes in ihrem Sinn von ihr verlangt, . . . wo ist denn ihre unendliche Güte, wenn sie hier endet? Warum will sie, die Geistvolle, nur, daß man in einer einzigen Sorte Rock gut sein kann? Sehr schön sprach sie über den Großherzog Karl August, wahrhaft großartig über die Heygendorf, wie die sich hätte fühlen müssen, wie nicht jetzt nur immer nach allen Hof-Ehren lechzen und trachten, aber auch ihr Gutes zu tief weggeworfen;

*) Vergl. Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Zweite vermehrte Auflage. Bremen 1889. S. 24 folg.

**) Vergl. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena 1855. S. 2.

ich blieb beinah zwei Stunden. Sie kennen ihre Umgebung — die Papiere — den Staub — die untereinander gewürfelten Büsten —, aber man fühlt's doch durch und durch, wenn man eine Treppe herabsteigt, ob die Seele was mitnimmt oder nicht. *) . . . „Bei Edda **) sah Alles ganz festlich aus. Wie ich die Thür öffne, sieht mir ein blauer Kranz entgegen, es war Alles zierlich und freundlich, wenig modisch — sehr eigen ein Zufalls-Arrangement — das Bett von Frau von Kalb weg und der Betthimmel über ihrem Lehnstuhl, sie selbst ganz geputzt auf diesem Thronsessel wie eine Fürstin aus anderer Welt. Vor und nach Tische hatte ich mit ihr Sologespräche, sie war sehr gestimmt und hat Merkwürdiges geredet. Und von wem hat mir Frau von Kalb nach Tisch erzählt? — von Corona! ***) Es soll aber noch das Nähere in einsamer Stunde mir mitgetheilt werden, heute nur, daß sie sie auf's innigste geliebt, Alles verstärkt an ihr rühmt, was Andere andeuten, sie ist in Warschau geboren, ihr Vater ein Sachse; leider ist sie an furchtbarer Krankheit gestorben in Ilmenau — das letzte Scheiden ohne Schmerz, voll Sehnsucht nach Wärme. Der Großherzog hat Alles aufbieten lassen, ihr die letzte Zeit zu erleichtern; wie schmerzlich, das schöne Gebilde zu denken — leidend —, aber sie ist noch die letzten Tage in den grünen Thälern gewandelt." . . . „Heute war ich bei der Majorin Paalzow, fand eine schöne charakteristische Wohnung, gegenüber Monbijou, wie eine Insel, nichts prächtig in der Einrichtung, aber mit Sinn, — schöne Bilder, und die Frau, die mir so sentimental erschienen, — leidend an unheilbar schrecklichem Uebel — voll heiterer Einfälle, so daß auch ich ganz in Lachen und Scherz war, ehe ich es merkte . . . Am Sonntag war die Paalzow bei mir, ich mag ihr weiblich liebevolles Theilnehmen sehr. Alles hat sie mit mir durchwandert, in jeder Sophaecke gesessen, sogar mit mir auf dem Bett, Alles war ihr recht. Scherz herrschte vor, doch auch zum erstenmal ernste Gespräche, über Humboldts viel und tief, mir merkwürdig, wie die verschiedenen bedeutenderen Frauen, die ich kenne, sich solche leidenschaftliche Richtung, wie sie sie hatte, zurechtlegen; viel über sensitive Naturen gesprochen, über die Strafe, daß sie selten gleiche Stimmung halten, den Trost, Anderer Leid und Freud schneller und leichter mitzufühlen, zu verstehen; dazwischen waren wir fröhlich wie Kinder. Was

*) Ueber Bettina's Briefe schreibt Alwine an Varnhagen: „Himmelsgedanken ziehn sich durch halb wahre Selbstbemerkungen, und man möchte all die echten, reinen Strahlen dieses seltsamen Gestirns festhalten."

**) Charlotte von Kalb's Tochter wohnte als Hofdame der Prinzessin Wilhelm mit der Mutter im Schloß zu Berlin.

***) Die Kammersängerin Corona Schröter, Goethe's Freundin. Noch zwei Notizen: „Ich wollte, Frau von Kalb ließe sich bewegen, etwas über Corona aufzuschreiben, wenn auch halbe Phantasieen, doch gewiß nicht unbedeutend." — „Bei Frau von Kalb fand ich keine Corona-Stimmung und warte günstiger Stunde."

uns Beiden davon blieb, paßt selten unter Menschen. — Ihr Geist ist nicht bedeutend, doch läßt ihr selbst die Kalb (die sie gar nicht amüsirt), daß sie immer den edeln starken Sinn bewahrt. Ihr neuer Roman soll viel von der Sevigné handeln — eigen, da sie gar nicht französisch lesen kann, ihr Eigenthümliches doch kaum ganz wiederzugeben." . . . „Frau von Woltmann war sehr freundlich, viel zu gütig und hat mir doch den unangenehmsten Eindruck gemacht; es blieb der Haupteindruck: die arme Frau! Sie sprach von Goethe gerade so, daß sie mich dauerte." . . . „Wie ich Rauch neulich sagte, daß ich bei seiner Erzählung von den Eisengießereien so an Goethe gedacht, war er ganz erschreckt und rief: ‚Ich dachte auch an ihn!' So ist's überall, wo seine Gemeinde Echtes und Rechtes findet, sehen sie zu ihm auf und arbeiten im Sinn an ihn weiter. — Dagegen habe ich wenig Sinn für Stägemanns Sonetten-Denkmal; wie ein kaltes Marmorbild weht es mich an, ich sehe ein, daß viele Sonette schön sind, doch es ist mir fern. Die Liebe, die Goethe und Shakespeare uns geben, die fühle ich warm und frisch im Scherz und Ernst."

Ueber Goethe's Sonette, die Wahlverwandtschaften und Minne Herzlieb *) unterhielt sich Alwine Frommann viel mit Varnhagen, zumal sie schon im Juli 1838 aus Jena hörte, daß ihre ebenso schöne wie unglückliche Ziehschwester noch in demselben Monat zu Verwandten nach Berlin reisen würde. Bettina eignete sich die Goethe'schen Sonette sämmtlich zu. So fragt Alwine an: „Wir sprachen neulich von dem Gedicht von Goethe, was Bettina mittheilt, und ich finde eben das, was ich meine, an Minne Herzlieb (2tes) aus jener Zeit geschrieben. Spricht das ‚phantasiereiche Kind' von diesem? ich entsinne mich's nicht"; worauf der Freund mit „Ja" antwortet.

Am 27. Juli sahen sich die Schwestern in Schöneberg wieder. „Minne Herzlieb war von Morgens neun Uhr bis Nachmittag drei bei mir, und da quoll denn Leid und Freud reichlich aus unseren Herzen hervor; sie fühlte durch meine Erzählungen und Ihr letztes liebes Blatt, was Sie ihr gönnten, sich durch und durch für Sie erregt und meinte, das sei ganz wie Goethe aufgefaßt und ausgesprochen. Ich möchte so gern, daß Sie Minne Herzlieb-Walch sähen, und weiß doch nicht, ob es Ihnen recht wäre und sie Zeit findet, daß ich einmal mit ihr einen Moment zu Ihnen käme!" Dies geschah vierzehn Tage darauf. Alwine schreibt am 8. August: „Ich bin sehr gespannt, ob Sie Minne noch sehen, aber immer froh, daß sie mit mir bei Ihnen war, wollte auch, Sie hätten die Schwestern auf der Treppe reden hören, mag's aber nicht wiedersagen. Das Geschick der drei unglücklichen liebenswürdigen Frauen, von denen wir sprachen gestern, hat

*) Alwine nennt sie stets „Minne", Goethe „Minchen". Ich verweise im Allgemeinen auf meine bereits citirte Monographie.

mich noch sehr beschäftigt; mit zweien *) habe ich ja den höchsten Jammer durchgelitten und durchgekämpft, eben so tief ich sie beklage, so sehr ich ihres Herzens Leid verstehe, muß ich doch sehr an Custine's Wort denken: „et tous deux vont subir leur sort, c'est-à-dire, la dernière consequence de leurs caractères." Wenn ich denke, daß Minne, die so viel Leid gegeben und so viel Leid empfangen, noch ruhig heitrem Lebensabschluß entgegenginge, wird mir ganz leicht um's Herz; doch ich fürchte mehr als ich hoffe. An ihr fühle ich recht, wie Liebe und Schmerz eng verbunden sind: der Kummer über sie hat meine Mutter früher in's Grab gebracht, und doch spreche ich so gerne mit ihr von ihr. — Hier den Aloys mit vielem Dank zurück — ich möchte jetzt gleich mit Ihnen davon sprechen können — schön und traurig und den oben erwähnten Gedanken immer tiefer gefaßt; sonderbar daß er gerade gegen die Wahlverwandtschaften spricht **), da er gerade sehr mit Goethe zusammentrifft: ‚ich dächte, ich hätte schon in Eduard's Kindheit gezeigt, daß es mit ihm zu bösen Häusern hinausgehen muß'." — Mitte August reiste Minchen Herzlieb ab. „Vor Mittwoch, wo ich sie noch zum Eilwagen geleiten will," meldet Alwine dem Freunde, „komme ich nicht wieder nach Berlin. Da fürchte ich wirklich, daß Sie mich ganz aus den Gedanken verlieren, und sende Einiges, mich darin zu halten. Der kleine Aufsatz ist zwar nicht über die Wahlverwandtschaften, die uns beschäftigen, doch durch ein Gespräch über sie angeregt und möchte Sie einen Moment interessiren. Ottiliens Blätter, glaube ich, hat sie kaum aufgehoben, — ich muß so viel an sie denken jetzt! Minne geht Mittwoch, obwohl sie bis den 25ten Urlaub bekommen, sie sehnt sich aber so hin, daß sie dies den Ihrigen hier nicht gesagt; die liebe Seele ist eins der wunderlichsten Gemische."

Wieder einmal wurde bei Minchen Herzlieb, verehelichte Walch, in der Ferne die Sehnsucht nach Jena übermächtig, und sie fühlte sich stark genug, um zu ihrem Gatten zurückkehren zu können. Da hielt sie nichts; fürchtete sie doch sonst vielleicht im nächsten Augenblick wankend zu werden. Neue Beiträge zur Beurtheilung des verhängnißvollen Bundes mit Professor Walch bieten nachstehende Stellen aus Briefen Alwinens: „Ueber viel Gutem ist doch ein schwarzer Flor durch den Gedanken an die armen Zwei, die sich quälen. Ich bin wie gelähmt durch einen Brief meines Bruders über Walch's, — nicht helfen können, ist rechte Qual." (27. August 1838.) „Gestern kam ein Brief von Walch, es steht schlimm, aber nicht so schlimm, als die schlaflosen Nächte, wo man doppelte Sinne hat, sie zeigten. Sie

*) Minne Herzlieb und Ottilie von Goethe.

**) Ueber Goethe's Ottilien-Roman merke ich hier Folgendes aus einem Briefe Alwinens an: „Sollte denn die Großherzogin die Wahlverwandtschaften nicht verdammen? In Weimar und Jena sind sie wenig geliebt; Freundinnen haben sie gelesen, eigentlich mit Widerwillen. Ackermann kämpfte dafür, da horchten die Damen, Er der Strenge, Ernste!"

wechselt in der Stimmung, und er hält sich fern, sowie die ungünstige vorherrscht, auch ist ihr nichts in den Weg gelegt, als sie reisen wollte, da hat sie es gleich aufgegeben; jeder Moment, wo sie heiter ist, beglückt ihn sehr." (5. September.) „Von Minne Herzlieb-Walch habe ich einen traurigen, aber milden Brief, sie spricht nicht von gehen, aber von der Freiheit und Möglichkeit, wenn es ihr nicht gelinge, sich zu finden. Das ist der bittre Tropfen in der Freude! Die Arme, Liebe, die nicht mehr recht froh werden wird, so oder so." (7. September.) „Heute ist der (50.) Geburtstag der armen Minne Walch — wie schwer wird ihr Herz sein!" (22. Mai 1839.)

Im Sommer 1839 schwebte Fritz Frommann's Tochter Minchen in Todesgefahr, Monate lang. Da war's Minchen Herzlieb, welche nicht von dem Bette ihres Pathenkindes wich. „Minne hat uns in unserer Noth mit einer Treue, Liebe, Freudigkeit und Kraft beigestanden, die wir ihr nie genug danken können," schreibt der Bruder. „Ja, Niemand pflegt wie sie."

Unvermuthet wurde Alwine Mitte September desselben Jahres nochmals durch einen kurzen Besuch Minchens überrascht. „Denken Sie mein Erstaunen," meldet sie an Varnhagen, „als ich dieses Blatt, in's Ministerhaus eintretend, empfange; ich habe sie gebeten, den ganzen Tag zu bleiben, ich weiß nicht, ob sie es kann, und ob Sie sie wiedersehen mögen — ihr und mir könnte Ihr Kommen nur lieb sein — ich werde so wenig als möglich mit ihr von dem Leid reden. Meine Schwägerin schreibt trostlos, sie zu verlieren." Nach der Abreise: „Der arme Walch denkt an ihr Wiederkommen und sie auch zuweilen." (27. Sept.) Obgleich gute Kunde eintrifft, daß Minna wieder ruhiger geworden, so gelangt doch Alwine zu der Ueberzeugung, daß es eine Qual sei, aus der Elend nach allen Seiten hervorgehe, und klagt: „Armes, zerrissenes Leben!"

Dasselbe ist bekanntlich an die Oeffentlichkeit gezogen und ihr Verhältniß zu Goethe und zur Ottilie der ‚Wahlverwandtschaften' sehr verschieden aufgefaßt worden. Nach dem Erscheinen von Lewes' Goethebiographie schrieb Alwine, die sich im August 1856 zu Jena aufhielt, an Varnhagen: „Viel Plage haben wir vor Anfragen in Bezug auf Lewes' Aeußerungen über Minne Herzlieb, und aus einem hingehauchten Anflug lieblicher Neigung wird ein ganz anderes Verhältniß, was nie so existirte." Allerdings nicht so, wie Lewes, Stahr, Hesse u. A. fabeln, aber auch nicht so, wie die obige poetische Auslegung uns könnte glauben machen. Man muß immer bedenken, daß Alwine zur Zeit der vielbesprochenen Liebesepisode erst sieben Jahre zählte, Minchen Herzlieb dagegen verschwiegen und verschlossen war und blieb, nur einer auswärtigen Busenfreundin gegenüber offen. So sind ihre an Christiane Selig gerichteten Briefe, die meiner Schrift „Goethe's Minchen" zu Grunde liegen, einzig maßgebend und würden noch überzeugender, beweiskräftiger sein, wäre nicht ein wichtiger Theil abhanden gekommen.

Neben Minchen Herzlieb taucht Goethe's ältester Enkel Walther in Berlin auf, mehrmals, zuerst im Mai und October 1838. Alwine Frommann war innig beglückt. „Wir haben uns immer gegenseitig auf der Straße wieder zurückbegleitet, so quollen Fragen und Namen übereinander; es ist ein lieber, ernster Leichtsinn!" Walther, damals zwanzig Jahr alt, studirte Musik, anfangs bei Felix Mendelssohn und Weinlig in Leipzig, dann unter Löwe in Stettin, zuletzt in Wien. Bettina sagte von ihm, er hätte wahre Musik in sich, hätte aber nicht zu den Schulmeistern gehen sollen. Im Sommer 1839 wurde seine erste Oper in Weimar beim Theater angenommen. Alwine bedauerte, daß sie dieselbe, sei sie auch mittelmäßig, nicht mit einstudiren und nicht mit zittern könne bei der Aufführung; das sei eine Epoche für sie. Ein günstiges Urtheil aus unparteiischem Munde läßt sie aufjubeln: „Welche Lust, wenn Walther Bedeutendes würde!" — Mitte October kam Walther Goethe abermals. Alwine freute sich, ihn geistig gewachsen zu finden; er war so hingerissen von dem, was sie ihm von den Zigeunern aus dem ‚Gefangenen im Kaukasus' vorlas, daß er gleich die letzte Scene componirte, wie Aleke allein bleibt. Fräulein Frommann schrieb den 23. Oktober an Varnhagen: „Walther's Musik möchte schwer zu senden sein, ich stand bei ihm und las, er sah in's Buch, wir sahen uns an, er sang und so verflog's! Auf keinem Papier steht es, und da möchte es auch wunderlich aussehen, sehr ungeordnet. Dazu ist er noch sehr scheu und will nichts herausgeben. Ich habe Walther ‚den Gefangenen' versprochen, der Gegenstand erfaßte ihn so nach meiner Erzählung, daß ich es ihm versprechen mußte, ihn bald zu schicken; er kann es so nicht componiren, doch träumt er von Zusammenziehen oder nur den Stoff nehmen ‚nach Puschkin.' Es wird verfliegen, aber er soll's haben zum Andenken an den Morgen, an dem er mir noch viel lieber geworden." Dessen erstes Liederheft erschien 1840. Bei seinem dritten Besuch in Berlin, Juli 1841, meldet Alwine ihrem Freunde: „Walther Goethe ist hier, lebendig und etwas wie Monsieur Jaques in ‚Wie es euch gefällt' unter vier Augen, außerdem äußerlich eher wenig von der Natur begünstigt, dies und die Schwere seines Namens unter Menschen schwer fühlend, allein noch glücklich im ewigen Produciren, zu der Welt noch gar keine Stellung. An Walther fühle ich alle Gluth von Weimarischer Luft, und ich denke, er soll hier sich etwas ausruhen, essen, dick werden, abkühlen, ehe er wieder nach Weimar oder Italien geht; — er sieht jetzt aus wie sich selbst verzehren, sein Humor ist nur noch Hintergrund."

Auch über den zweiten Enkel Goethe's, Wolf, geb. 1820, finden sich einige Aufzeichnungen. Im Februar 1837: „Wolf spielt seines Bruders Melodieen hinreißend. Wolf ist tief verletzt, an der Lebenswurzel — ehrgeizig und fleißig — äußerlich kalt, innerlich Feuer. Ich hänge mit allen Herzensfasern an Beiden;" im November: „Ich habe

lange nicht mein Herz für eine Individualität so bewegt gefühlt, ich könnte Alles thun, um Wolf zu heilen; bei großer Neigung zum Arbeiten ist ihm das Verbot dagegen eine große Qual, seine Gesundheit ist aber zu leidend. — Der Arme mit seinen siebzehn Jahren ist tief melancholisch ohne seine Schuld; ich denke aber, seine köstliche Natur soll sich doch durchkämpfen, wenn nicht sein Körper unterliegt"; und drei Jahre später: „Wolf scheint ein tüchtiger Mensch zu werden."

Alwine Frommann charakterisirt selbst ihr Gefühl für Goethe's Enkel als alte und neue Neigung, verschlungen durch tausend Erinnerungen, die durch unlösbare Fäden damit festgekettet sind. — Ja, es liegt ein eigener Reiz in einem so festen, angeerbten Band ohne alle Verwandtschaft, wo jeder Lebensabschnitt neuen Antheil weckt, wo der stärkste Tadel die Liebe nicht ändern kann.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen auch ihre Bemerkungen über August und Ottilie von Goethe, des Dichters Sohn und Schwiegertochter, verstanden sein. Die sich leicht und oft aufdrängende Betrachtung, wie Erholung suchen so natürlich ist, und daß, wer nicht Gelegenheit oder Muth hat, gute zu suchen, dann schlechte oder gewöhnliche nimmt, erinnerte Alwine einst recht an die letzten Tage vor August Goethe's Reise, 1830, wo sie im Haus acht Tage einen Blick in sein Inneres that. Nach Tisch mußte ihm Walther immer vorspielen. Da sprach er einmal seine Seele frei, wie ihn das tröste und erleichtere, wie er ganz anders geworden, wenn er diese Hülfe gehabt, wie aber nun Alles so weit gekommen, daß er, um nicht vor den Augen des Vaters zu Grunde zu gehen, fort müsse. Abends spielte er die Mundharmonika, die eben erfunden worden; — ihn konnte nur eine positive Beschäftigung erleichtern, keine betrachtende, kein Studium; fast das Einzige — leider, worin er deshalb mit Ottilie einig war — die Bestimmung, daß beide Söhne bis fünfzehn Jahre Musik lernen müßten, dann erst sich entscheiden dürften, ob es fortzusetzen sei.

Ueber Ottilie, geb. Freiin von Pogwisch, berichtet Alwine 1838 an Varnhagen: „Ottilie, die Arme, Ruhelose, sich und Andere Quälende und doch so schön und reich Begabte — sie ist wieder hier und wieder leidend, sanft, mild und liebenswürdig, mit allen Schatten, die nun auch zu ihr gehören. Hier (in Weimar) ist sie nicht gut, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der so wenig vom Leben gelernt in jedem Sinne;" und 1841: „Adele Schopenhauer schreibt mir, daß sie nicht im Stande sei, irgend eine Neigung festzuhalten; Ottilie gab man schuld, sie liebe Alle immer und zusammen, die sie je geliebt. Das verstehe ich sehr wohl; — wo endet der Reichthum solcher Zustände, und wie arm sind die reichsten Bücherbeschreibungen gegen das Leben mit all seinen verschiedensten Schatten und Lichtern!"

Der einzigen Enkelin Goethe's, Alma, brachte Fräulein Frommann keine Sympathie entgegen; von Christiane Vulpius schweigt sie, auch

da, wo sie sich die Persönlichkeiten und Eindrücke aus ihrer Jugend vergegenwärtigt. Und das thut sie häufig, besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes im Hause des Ministers von Altenstein, den verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit Charlotte von Stein, Knebel, Goethe, Staatsrath Schultz u. s. w. verknüpften. Alwine ruft sich alle guten und besten Stunden vor die Seele. Sie scherzt, wie ihre Vorliebe von Kindheit an für alte Herren, zumal Goethe, einst gestraft worden; sie träumt von der Wanderung mit einem Freunde nach Tiefurt durch das kleine Gehölz, das sie vor der Sonne schützte — ein selig ruhiges Behagen schweigend und sprechend — Vergangenheit, Zukunft verschmolzen mit der Gegenwart: Tiefurt in seiner lieben Heimlichkeit, die Bäume, die leise plaudernde Ilm, den Mittag im Anblick von Froriep's Garten, der Teich, die Schwäne, den Nachmittag im Park, lange Goethe's Garten gegenüber auf der Bank, wo Nösels Ansicht desselben genommen ist. Viel mußte sie an Goethe denken bei den unruhigen Steinen in Böhmen, „nur zu denken, wie er das aufgefaßt, giebt Leben." Fest überzeugt ist sie, daß beständig tausend leise Fäden wie stiller Segen als Andenken Goethe's durch das Land ziehen. Sein Bild grüßt sie überall; die verschiedensten Vorfälle, Dinge, Menschen rufen das Gedächtniß an ihn wach, an seine Stellung zum weiblichen Geschlecht, an Ausdrücke von ihm. Das Lesen seiner Werke, das Singen seiner Lieder ist ihr Labsal.

Fritz schickte ihr Billetpapier, das, zuerst durch Goethe bei Frommanns eingeführt, manchen Gruß von ihm gebracht hat. Gern benutzt sie dasselbe und theilt Varnhagen davon mit. Dessen äußerst sauber geschriebene Briefe sah sie immer mit Beschämung an, indem ihr dabei in vieler Beziehung das Vermächtniß des alten Parsen vor die Seele trat:

„Grabet Euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn Ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen."

Ihm verehrt sie einen gepreßten, auf Pappe geklebten Kranz: „Der Epheu von einem Stamm in Goethe's Garten, den er sehr liebte, die Kornblumen von den ersten Kränzen, die Sie mir gaben; die kleinen blauen Blumen nannte Goethe: Himmelssterne."

Als Varnhagen einmal sagte, daß er Goethe's Gedicht auf die Narzisse nicht kenne, sandte sie ihm eine winterlich erblühte und dazu die Goethe'schen Verse:

„Weiß wie Lilien, reine Herzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung."

Eifrig vermehrte sie ihre Goethe-Sammlung, Bücher, Blätter und Bilder, und gab dem Freunde gern ab, welchem sie auch ihr größtes Heilig-

thum, das Rahel-Goethe-Bild mit den Vasen vermacht, sollte sie vor ihm aus der Welt gehen.

Wie er im Juli 1839 Lebewohl sagte, um eine Badekur zu gebrauchen, fand sie es sehr hübsch, daß die Pferde, die ihn wegführten, gerade so aussahen wie die, „welche uns so oft bewegt zu sehen, wenn sie Goethe brachten; ich hatte wahres Zutrauen zu diesem guten Zeichen für Ihre Reise.“ Sie wünschte, daß die Sommermonde ihm eine Begegnung brächten mit einigen der seltensten Frauengestalten, die noch in Weimar und Jena geblieben aus früherer Zeit und mehr Jugend in sich hätten als viele junge Damen; sie zu kennen, rechnete sie unter ihren reichsten Besitz. „Wer endete, wenn er diese Frauen alle entwickeln wollte? sie sind das Leben; und doch sagen so viele Leute, Goethe habe nur schlechte oder schwache Frauen geschildert.“ -- Ohne nähere Angabe heißt es einmal: „Was sagt Goethe? Er müßte leben, sie zu unterwerfen und ihr wieder unterworfen zu sein; die anderen Frauen den Abend bei Goethe waren alle wie Marionetten gegen sie.“ . . . „Mit Mundt ging es mir, wie Goethe mit jener schönen Frau, — er hat mich nicht distrahiren können.“ . . . „Marie v. L. ist eine Erscheinung, für die Goethe volle Aufmerksamkeit und wieder scharfen Tadel gehabt hätte.“ . . . „Von Adele Schopenhauer (die krank gewesen) die besten Nachrichten. Goethe würde sagen: Fischchen, schwimmst Du wieder?“

Gelegentlich citirt Alwine drastische Aussprüche des Dichterfürsten. „Hier ein Nachtrag zu dem ‚grob sein‘, ein Lieblingssprüchwort Goethe's: ‚Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen‘. Dies und ‚Stolpern fördert‘ hat er uns in Dornburg einmal höchst launig ausgelegt.“ . . . . „Schluß des Streites mit Wolf. Goethe: ‚Der Kerl hätte es am liebsten, der Mond wäre ein Eierkuchen, da könnte er ihn fressen.‘“

Unerschöpflichen Genuß bereiteten ihr Goethe's Werke und Briefe. Sie bezeichnet Varnhagen besonders merkwürdige Stellen und freut sich, wenn er mit ihr übereinstimmt. Hier seien aphoristisch einige Gedanken aneinander gereiht. „In trüben Tagen hat mich Goethe doch wieder erhoben! — Sein ‚Leben‘, ‚Wilhelm Meister‘, ‚Eckermann‘ — da hat man doch Boden unter den Füßen und Himmel über sich. Die Professorin Zimmern hat durch Carus' Briefe über den ‚Faust‘ entdeckt, daß Goethe auch eine melancholische Ader in sich hat, während sie sich ihn ‚nur in Glanz und Lust‘ gedacht hatte, nun lesen sie plötzlich eifrig den ‚Faust‘!“ . . . „Wohl kenne ich nur zu gut das ‚Möglich — Unmögliche‘, aber halten Sie auch nicht das Mögliche für unmöglich? — Muß man denn nicht immer an Goethe denken! wie bewegte mich immer die Mailänderin! wie kennt er Finden im Scheiden, Bleiben beim Trennen! erinnern Sie sich wohl in den ‚Wanderjahren‘ der Hilarie und der schönen Wittwe, Wilhelm und des Malers auf dem Lago Maggiore, zuletzt auf der Insel? — da ist auch in Worten niedergelegt, was vom Himmel kommt in solchen Be-

zügen.“ . . . „Wenn Sie sich wohl fühlten, in den ‚Faust‘ zu gehen, so würde ich doch erst recht genießen; neben den Ideen, die schon mehr als zuviel sind uns zu halten, zu fassen, liegt noch eine Welt von Schmerz und Freude für mich in diesem Dichtervermächtniß; so ist's mir immer wie vieles von Goethe.“ . . . „Wie Ihnen der gestrige Abend (15. Mai 1839) bekommen sein mag? ich danke es Ihnen sehr, daß Sie mich auch damit geheilt, denn auch in unvollkommener Darstellung hilft mir unser einziger Freund immer, und ich denke, man kann auch ohne Mephisto weggeführt werden auf Faust's oder anderem Mantel über so vieles, was hemmt und drückt. Das Gretchen — war keins, die arme Seele hat sich viel zu viel Mühe gegeben! Schön ist's aber und erwärmend, so ein gedrängt volles Haus zu sehn, was doch gewiß mehr der Kunst zu Ehren war als den glänzenden irdischen Gestirnen, unter denen ich am meisten unser kleines Fürstenhaus suchte*)“. . . . „Gestern Abend (21. Juli 1839) kam der Minister auf den Prolog von Goethe zur Eröffnung des Berliner Schauspielhauses, weil ich die Stelle citirte: ‚Und ohne Zeus und Fatum, sagt mein Mund, ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.‘ Ich mußte ihn lesen und that es mit Entzücken; was liegt darin, eine Welt!“ . . . „Ich lese mit Lust und Erbauung Zelter und Goethe, es steht so viel noch zwischen den Zeilen für mich. — Wenn ich wüßte, ob Sie ein wenig heiter wären, würde ich Ihnen sehr ‚die Mitschuldigen‘ als Lectüre vorschlagen und besonders das Schlußwort zu beherzigen.“

Einmal wünscht sie: „Ich wollte, Goethe hätte **Uhland** mehr anerkannt.“ Dessen Lieder sang sie nicht minder gern, als die Goethe'schen; diese sind ihr darin einzig, „daß mir ein neuer Glanz plötzlich im kleinsten Vers aufgeht, wenn die Seele in den Zustand eintritt, der diese ewigen Wahrheiten eingegeben.“ Eines Abends beim reinsten, klarsten Mondenschein singt sie Goethe zum Andenken sein himmlisch Lied: „Breitest über mein Gefild lindernd Deinen Blick“ und meditirt: „Was bringt der Mond mir, herrlichste Abende mit Goethe; wie schön feiert er ihn ‚Um Mitternacht‘ bis dann zuletzt! wie liebte er ihn durch alle Lebensalter, sprach es aus, — er konnte auch solch tröstlichen Mondesblick haben, vor dem sich die Gedanken reinigten.“ . . . Ein andermal plaudert sie von einem wunderlichen Zusammentreffen. Goethes „Wie kommt's, daß Du so traurig bist“ hatte sie eine Zeitlang sehr beschäftigt; da bat Karl Werder um den Gesang eines Liedes und nannte das. „Es ist auch himmlisch, und man fühlt immer von neuem, diese Lieder sind für Gesang

*) Aus derselben Zeit die Reflexion: „Heute las ich sehr hübsche Mittheilungen vom Kaukasus, höchst poetische Bilder quellen aus Land und Leuten. Das ist eine Seite unserer Zeit, die ich immer von neuem liebe und freudig sehe, dies Befreunden der Länder, die sich sonst feindlich fremd standen. Fast könnte man zu diesem Näherrücken auch rechnen, daß Goethes ‚Faust‘ jetzt ganz ruhig in Berlin auf dem Repertoire ist.“

gemacht. — Ich lege auch das Lied ein, was Sie nicht kennen wollen; Goethe liebte es so, daß er noch unendliche Varianten der Verse gemacht, die in der Welt herumfliegen, geliebt und heilig gehalten. Selbst wie es Zelter componirt, ist es anders, und ich zeige Ihnen das nächstens."

Matt und äußerlich nennt Alwine ihre Worte Varnhagen gegenüber und sagt sich selbst zum Troste, was Goethe einmal schreibt: „Mag's aussehen, wie ein Amor oder ein Igel, wenn's nur aus dem Herzen frisch kommt."

Im Mai 1840 starb Minister von Altenstein. In den Tagen nach seinem Tode verschwand ihr die Gegenwart vor der Erinnerung ähnlicher bei Ottilie: „Wenn ich die Augen schloß, wollte kein anderes Bild haften, als der letzte Anblick Goethe's; ihm gönnte der Himmel auch noch im Tode den Augen, der Seele wohlzuthun. Noch seh' ich ihn umgeben von Licht und Blumen und reichen Lebens-Insignien. Die Tage hier machte er mir leichter."

Was ihr damals und in jeder Lage blieb, weil es ihr gehörte als ewiges inneres Eigenthum: ihre Liebe zur Malerei und Musik, ihr Leben darin; was still fortwuchs, ohne sich an die Welt zu kehren, aber doch von derselben lernte: ihre Theilnahme an allem Bedeutenden in Kunst und Schrift, ihr Glück in schöner Gegend, Blumen, Farben, eine innerliche Freude am Arbeiten, am Schaffen ihres kleinen Reiches, wie sie es haben mußte, wo sie auch athmen mochte, ihre Lust an jeder eigenthümlichen Menschen-Erscheinung, die ihr ganzes Wesen durchdringende Treue zu den Freunden, namentlich zu Varnhagen, dem „Eckermann so manches Lebens," und — die Erinnerung an eine reiche Vergangenheit, wo Alles sie zurückführte auf Goethe!

Ihr Lieblingsspruch war:

„Was willst auf dieser Station
So breit Dich niederlassen!
Wie bald nicht bläst der Postillon,
Du mußt doch Alles lassen."

Alwine Frommann lebte fortan abwechselnd in Jena und Berlin, zeitweise als Vorleserin der Königin Augusta, der Weimarischen Prinzessin, und entschlief in ihrer Heimat am 2. August 1875; sie hatte bis dahin mit dem Jahrhundert gleichen Schritt gehalten. Unter den vielen mit Goethe's Andenken verknüpften Namen wird auch der ihre in Liebe und Achtung genannt.

* * *

Vorstehendes vervollständigen Varnhagen's „Tagesblätter", die, von Ludmilla Assing nur auszugsweise benutzt, jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin bewahrt werden, und aus denen ich demnächst noch unbeachtete Erörterungen über Goethe zu veröffentlichen gedenke.

Hier zuvörderst ein paar bezeichnende Striche zu dem Lebensbilde von Wilhelmine Herzlieb! Welchen Eindruck deren Erscheinung auf den mit Goethe persönlich bekannten Varnhagen gemacht hat, interessirt uns besonders. Die betreffenden Eintragungen lauten, 7. Juli 1833: „Alwine Frommann erzählte von ihrer Verwandten, Minne Herzlieb, an welche mehrere der Goethe'schen Sonette — die sich Bettina fälschlich aneignet — gerichtet sind, namentlich die Charade, deren Lösung der Name Herzlieb ist; auch die wichtigsten Züge zur Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften' sind von diesem liebenswürdigen Frauenzimmer entlehnt. Wir kamen in mancherlei Betrachtungen überein, in anderen blieben wir streitig." 25 Juli: „Minne Herzlieb ist hier." 7. August: „Alwine Frommann und Minne Walch geb. Herzlieb besuchten mich, letztere eine feine, anmuthige Gestalt, und eben solche Physiognomie, und eben solches Wesen; sehr einleuchtend war mir es gleich, daß Goethe seine Ottilie großentheils nach ihr geformt. Kurzes, nicht ganz freies Gespräch, die Zeit zu kurz. — Um 6 Uhr kam Alwine wieder." 9. August: „Mit Alwine besprach ich vorgestern das Schicksal dreier Frauen, denen, bei schönen und reichen Eigenschaften, entschieden gutem Willen und höherem Streben, die Ehe schlecht bekommen ist: Ottilie von Goethe, Minna Walch und Professorin Weiße in Leipzig. Die Männer alle drei gehören auch zu den guten, und die beiden letztern zu den entschieden ausgezeichneten. Keiner von beiden Theilen hat eigentlich Schuld, die Verbindung nur. Da war ein großer Text für Rahel oder die Saint-Simonisten! Wir betrachteten nur das Verhängnißvolle in seinen Lebensbezügen. Traurig, sehr traurig!" — Soviel über Minchen Herzlieb. Varnhagen scheint sie bei ihrem zweiten Besuche in Berlin nicht gesehen zu haben, er macht wenigstens keine diesbezügliche Notiz.

Alwine Frommann im Urtheil Varnhagen's und im Hinblick auf ihr gemeinsames Interesse für Goethe gewinnt unsere erhöhte Sympathie. Er nennt sie „das vortreffliche liebe Mädchen," „das liebe gute Kind, von redlichem Herzen, tapferem Sinn und echter Innerlichkeit," rühmt ihre gute Einsicht, ihren feinen Takt, sagt von ihr: „sie verdient das Beste und bringt es unter jeder Bedingung hervor", wünscht: „Daß es ihr einmal recht vollauf begegnete! sie bestände die Probe, sie ertrüge die Reihe von guten Tagen, wie Rahel sie auch ertragen hätte. Das Sprichwort, wenn es auch Goethisch geworden, redet unwahr, bei den besten Naturen schlägt es fehl." Ueber die meisten Dinge waren Beide ziemlich einverstanden; über Staatswesen, Literatur, Gesellschaft, Menschen, über Welt und Leben im Ganzen doch nicht. Sinn und Erfahrung vereinigte, aber die ursprüngliche Gefühlsweise trennte sie.

Einige der wichtigsten Niederschriften Varnhagen's über seine Freundin und ihren Goethe-Cultus folgen hier. 26. Mai 1838: „Angenehme Ueberraschung gestern, als ich in Schöneberg bei Alwine Frommann das Bild

Goethe's in ungewöhnlich starkem Rahmen an der Wand hängen sah und die Bemerkung machte, dahinter stecke noch etwas. ‚Allerdings', sagte Alwine, hob das Bild aus dem Rahmen und siehe da! Rahel's Gypsbild zeigte sich, auf solche Weise bestens bewahrt und geschützt." 12. Juni: „Gestern besuchte mich Alwine. Viel von Goethe; handschriftliche Blätter von ihm, die mir Alwine mittheilt. Das sind doch nur die wahren Dichter, die uns ernste Lehrer und treue Führer sind! Goethe ist es uns Beiden. — Nach Alwinens Fortgehen fuhr ich durch den Thiergarten, traf sie noch auf der Chaussee, sie trug ihre Bücher und ihren Kornblumenkranz als Trostsymbole, die goldene Abendsonne schien heiter dazu; ich gab dem guten Mädchen stille Segnungen auf den Weg, sie ist alles Besten werth, und es ist ihr nöthig!" 25. Juli: „Alwinens Besuch erquickte mich, lauter Liebes und Freundliches, wahrhafte Ermunterung durch inniges Zusammenstimmen in Erkenntniß Goethe's und Liebe zu ihm." 28. August: „Zu Goethe's Geburtstag bin ich schön beschenkt worden, von Alwine mit einer prächtigen Arabesken-Malerei, aus einem alten Evangelienbuch zu Jena von ihr copirt. Sie besuchte mich Nachmittags; eine stets willkommene Gesellschaft und wohlthätige Mittheilung. Viel inneres Leben quillt hier, auch viel äußeres fließt hier zusammen. Goethen kennt, versteht und genießt sie, wie zu allen Zeiten gewiß nur Wenige. Sie glaubt an ihn, wie Rahel an ihn glaubte." 8. November: „Alwine brachte gestern bei mir eine gute, mir angenehme Stunde zu; der ganze Lebenskreis von Weimar und Jena, in den sie mich immer versetzt, hat doch etwas Edles, Innerliches, Hohes, wogegen vieles Beste von hier fast nur gemein und roh erscheinen muß. Eine ganz andere Welt!"

Seit ihrer Anwesenheit in Berlin führte Alwine Frommann ein Tagebuch, das sie im März 1840 Varnhagen zeigte; er war darin ein Hauptgegenstand, ihm zur Verwirrung, Beschämung, zur Dankbarkeit und zum Aerger. Dies Manuscript gab leider den ersten Anstoß, daß sich allmählich die Wege Beider schieden. Es befindet sich wohl noch im Besitz der Frommann'schen Familie in Jena, welche hoffentlich daraus die Aufzeichnungen und Gespräche über Minchen Herzlieb bekannt machen wird; denn wie auch immer dieselben beschaffen sein mögen, jedenfalls bedeuten sie einen Gewinn für die Goetheforschung.

G-Dur.

Eine Kammermusik-Novelle.*)

Von

Karl Gjellerup.

— Dänemark. —

IX.

Es muß doch wunderbar sein, so ein Gut zu haben," sagte Fräulein Storch.

„So oft ich ein derartiges Besitzthum sehe, denke ich mir immer, wie schön es sein muß, ein geliebtes Weib hineinzuführen und sich an ihrer Freude zu weiden, wenn alle diese Herrlichkeit ihr zu Füßen gelegt wird . . . Ich erinnere mich, denselben Gedanken gehabt zu haben, als ich zum ersten Mal durch diese Lindenallee schritt . . . Es ist etwas so wunderbar Feierliches, solch ein Laubgewölbe mit seinem kühlen Schatten und den tausend tanzenden Sonnenflecken — diese lange, lange Flucht mit dem Stückchen blauen Himmel am Ende und den weiten gelben Feldern; man wandelt dahin wie durch ein ganzes Leben in festlichem, stillen Frieden . . . Langsam würden wir gehen, Arm in Arm, vom Gärtnerhäuschen aus, in dem sie zuerst die Gärtnerfamile begrüßt hat, bis wir endlich in's volle Sonnenlicht auf das kleine Plateau hinaustreten und über die Felder hinblicken, auf denen unsere Leute arbeiten, und über all die klaren Wasser — und das Städtchen und die Dörfer, die fernen Hügel und die blauen Wälder."

„Nun, Ihre Braut wird wohl auch zufrieden sein, in ein minder glänzendes Glück heimgeführt zu werden," entgegnete Friederike.

Wilhelm erschrak beinahe, daß er eigentlich an Marie dabei gar nicht gedacht. Damals war es Harriet, mit welcher er ging, gewesen, die ihn im Geiste begleitet, und heute — nein, Marie nicht. Auch Antonien war

*) Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe.

es aufgefallen, daß er „ein geliebtes Weib“ gesagt und nicht „meine Braut“. „Sie haben einander sicher gern,“ dachte sie, „aber in seinen Luftschlössern scheint sie nicht zu wohnen .... Vielleicht ist sie ein zu schwerfälliges Vernunftwesen, als daß sie dort leben könnte ... Und er ist doch eine so poetische Natur!“

Wilhelm hatte sich ganz in Bewegung geredet; seine Stimme hatte einen weichen, elegischen Klang bekommen, als er diese idyllische Phantasie vortrug. Jetzt schwieg er und sah vor sich nieder. Ein verstimmter, müder Zug lag um seinen Mund, nur in seinen Augenwinkeln haftete noch der Schimmer eines Lächelns. Antonie fand ihn in diesem Augenblicke ungewöhnlich schön.

„Wenn ich mir einbilde, daß ich eine solche Herrlichkeit besäße,“ sagte Friederike, „dann denke ich daran, wie hübsch es sein müßte, in der Sommerzeit Verwandte und Bekannte einzuladen, die sonst nicht auf's Land kommen können ... hier ist so viel Platz, sie könnten ganz ungenirt leben ... Nur müßten sie pünktlich zu den Mahlzeiten kommen, wenn ich die große Glocke ziehe.“

„Ganz als ob ich Marie hörte“, dachte Wilhelm — und gleich darauf fügte er in Gedanken hinzu: „Wenn die gute Seele nur schon wieder auf dem Bock säße; es ist ein Glück, daß sie das Rückwärtsfahren nicht verträgt!“

„Eine Art Familien-Hôtel,“ bemerkte Antonie.

„So kann man es ja nennen ... Und was sagst denn Du, Geburtstagskind? Wenn Du das alles zum Geburtstage geschenkt bekämest — oder zum Hochzeitstag?“

Antonie antwortete nicht gleich. Sie blickte zur Erde nieder und stieß mit dem Schirm in die Sonnenflecken, an denen sie vorübergingen. Plötzlich schüttelte sie heftig den Kopf:

„Ich will lieber gar nicht daran denken; ich bekomme sonst viel zu viel Lust danach!“

„Mein Gott!“ rief Frau Storch. „Wir haben ja ganz vergessen, das niedliche Kinderhäuschen im Gute anzusehen; da müssen wir noch hin!“

„Aber dort hält ja schon der Wagen am Ende der Allee,“ wendete der Doctor ein, seine Stirn mit dem rothcarrirten Taschentuche trocknend.

„Ach, ich muß auf alle Fälle erst hin!“ rief Antonie, „ich kann mich noch so gut auf das Häuschen besinnen .... ich muß es unbedingt wiedersehen!“

Wilhelm lächelte. Auch er erinnerte sich daran, wie die siebenjährige Tony auf den Zehen gestanden, ihre wunderlichen Lippen gespitzt, die großen Augen sich fast aus dem Kopfe herausgeguckt und in die kleine Stube hineingestarrt hatte, in der die winzigen Stühle und Tisch und Sopha so ordentlich dastanden und der Spiegel an der Wand hing, als wartete die ganze Wohnung nur darauf, daß eine Zwergfamilie einziehen solle. Harriet

hatte ihm zugelacht und gesagt: „Wenn sie groß sein wird, dann wird Fräulein Antonie wahrscheinlich mit eben einem solchen heißhungrigen Blicke auf das ganze Gut sehen."

X.

„Hören Sie, es donnert," sagte Antonie. „Es ist auch so schwül und still geworden . . . Und jetzt blitzt es."

Am Horizonte, auf dem dunkeln Wolkengrunde hinter dem kleinen Mastenwalde im Hafen von Karrebäksminde zitterte ein bläuliches Licht. Davor aber lag Alles im Sonnenglanz. Die weiße Kalkwand des Kirchthurms von Karrebäk drüben warf einen langen Spiegelstreifen in die unbewegte See, die Mühle streckte ihre Flügel regungslos in die blaue Luft hinauf, das Wasser des Bachs glitzerte, und auf dem grünen Wiesenteppiche schimmerten die frischgemähten Heuschober, kurze Schattenschleppen hinter sich breitend. Unschuldsweiße Sommerwölkchen zogen in langem Zuge über die finster-blauen Fichtengipfel und die bräunlichen Laubkuppeln der Buchen hin; leise gurgelten die Wellen am Fuße des schroff abfallenden Hügels und raschelnd strichen die Blätter der Binsen an einander hin und her.

„Es ist doch schade, daß Friederike die ganze Zeit drinnen sein und Chokolade kochen muß; ich sollte wirklich hingehen und ihr helfen."

„Nein, bleiben Sie nur hier . . . Sie haben ja gehört, das sie es nicht will . . . Kommen Sie, soll ich Sie einmal schaukeln?"

„O ja, und recht hoch!"

Antonie sprang in die Schaukel, er faßte den Strick.

„So hoch Sie können, ich werde nicht schwindlig!"

Und hinauf schoß sie — nach vorn in die blaue Luft und rückwärts in die Kronen des Waldes, als ob sie wie eine wilde Dryade in ihnen verschwinden wollte. In leichten Linien wogten die Falten des Kleides ihr um die Füße, die sie fest übereinander gekreuzt vorgestreckt hielt. Sie freute sich an dem kühlen Lufthauche, der sie liebkosend und streichelnd umwehte, und schrie oft unwillkürlich auf, wenn das steile Abwärtsgleiten aus der Höhe ihr den Athem benahm, bis sie zuletzt wie trunken sich ganz dem Rausche der Bewegung hingab, die Füße hinuntersinken ließ und den Nacken so weit zurückbog, daß die lange Linie ihres Halses in gestrecktem Bogen bis zu dem Grübchen des Kinns hinauflief. Ab und zu drehte sie den Kopf ein wenig nach der Seite und sah lächelnd auf Wilhelm, der dadurch zu immer größerer Anstrengung angespornt wurde. Er warf den Hut in's Gras und fuhr fort, an der Leine zu ziehen, obgleich die leiseste Handbewegung genügt hätte, die sausende Schaukel in Schwung zu erhalten. Es fiel ihm gar nicht ein, daß dies gefährlich werden könne, er dachte nicht nach, er fühlte nur die Begierde, immer und immer wieder diese leichte Last zu beflügeln, und hätte es auch mit seinen letzten Kräften geschehen müssen.

„Um Gotteswillen, Kind, wie schaukelst Du da!" rief Frau Storch, die mit Theegeschirr auf der Veranda erschien.

Sie hörte es nicht. Ringsumher fingen die Baumwipfel an zu rauschen. Plötzlich sah er, daß sie ihm Zeichen machte. Sie bat ihn einzuhalten. Einer der schwankenden Zweige hatte sie in's Gesicht getroffen.

Ehe noch die Schaukel ganz still stand, sprang sie, ohne seine Hülfe anzunehmen, herunter und lief nach dem Geländer am Hügelrand, dessen vom Seewind zerzauste Buchenkronen sich jetzt noch stärker landeinwärts bogen. Der Wind blies ihr das Kleid fest um die Beine und zerrte in seinen Falten, eine lange, von den Zweigen aufgerissene Strähne ihres blonden Haares flatterte wie ein Wimpel hinter ihr her.

„Nehmen Sie doch etwas um, Sie erkälten sich sonst," sagte Wilhelm, der ihr gefolgt war.

„Ich? O nein!" antwortete sie mit dem der Jugend eigenen naiven Zutrauen auf die unverletzliche Festigkeit ihres Körpers. — „Aber Sie sehen erhitzt und angestrengt aus . . . Was für eine schlechte kleine Egoistin bin ich doch, Sie so arbeiten zu lassen und Ihnen nicht einmal zu danken . . . Bin ich wirklich so schwer?" fügte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Nein, das wäre Sünde zu behaupten! Aber ich weiß nicht, ich habe es zu ungestüm getrieben, und es ist wirklich heiß . . . Jetzt bekommen wir Erfrischung durch diesen Schauer."

„Wenn es nur nicht ganz schlechtes Wetter wird . . . Aber sehen Sie, das ist doch schön!"

Die Masten drüben im Hafen fingen an leise zu schaukeln und ein paar Segel, die zum Trocknen aufgehängt waren, blähten sich auf . . . Ueber die glatte Fläche des Haffs begannen dunkle, gespenstische Schatten dahinzufliegen, bis das Ganze zu einer gekräuselten stahlblauen Fläche wurde. Dann tauchten draußen am Ausgange der Bucht einzelne kleine glänzende Punkte auf und schaumweiße Streifen kamen hereingesegelt, einer Schaar von Seevögeln gleich, welche den Hafen suchen. Auch das rauschende Laub des Lönnede=Waldes vor ihnen wogte, finster und glanzlos mit den vom Winde umgekehrten Blättern.

Friederike, welche meldete, daß die Chokolade fertig sei, störte sie in ihren Naturbetrachtungen. Man hatte des Wetters wegen in der Stube gedeckt.

Als man gegessen hatte, war der Regenschauer vorübergezogen und der Himmel über ihnen und über das Land hinaus wieder blau; nur über der Ostsee, hinter den Masten, deren Segel im Sonnenlichte glänzten, lag noch ein schwarzblauer Nebel, und bisweilen leuchtete es draußen am Horizonte auf. Die Regentropfen hatten kaum den Sand gefärbt, dem geplanten Spaziergange im Walde stand nichts entgegen.

Eine Gesellschaft lärmender Naestveder Bürger war vor dem Hause um einen mit Bierflaschen besetzten Tisch versammelt. Auch sie wollten eben aufbrechen, um in den Wald zu gehen. Einer von ihnen, der schon in den Fußweg eingebogen war, drehte sich plötzlich um, schlug sich vor die Stirn, als ob er mit einem Male eine großartige Idee bekommen hätte, und eilte nach der Flaschenbatterie zurück mit dem Ausrufe: „Ich glaube wahrhaftig, es könnte nichts schaden, wenn ich noch eine Halbe tränke!"

Dieses Bekenntniß erregte große Heiterkeit. Des Doctors viereckiges Gesicht wurde kupferroth vor Lachen, nur Antonie lächelte kaum. Sie war plötzlich ganz still und ernst geworden und sprach blos mit Friederike, die nicht nur während der Fahrt, sondern auch später, als der Tisch gedeckt wurde, so wenig mit ihr zusammengewesen war.

Als sie von dem Spaziergange zurückkamen, hielt der Wagen schon angespannt unter den Bäumen. Es dauerte jedoch eine Weile, bis Alles zusammengepackt war. Um die Pferde schwebte eine Wolke von Bremsen, sie waren kaum still zu halten; so sehr sie auch den Kopf bewegten und mit dem Schweife schlugen, dennoch setzten sich ganze Schwärme der kleinen Blutsauger auf ihrem kastanienbraunen Felle fest.

„Nun, um so schneller kommen wir fort, wenn sie laufen dürfen," sagte Antonie, die bei dem Landauer stand und sich mit Wilhelms Hülfe den Mantel anzog. — „Und es ist so angenehm, in der Abendkühle schnell heimwärts zu rollen . . . Wenn nur Frau Storch nicht etwa haben will, daß der Wagen geschlossen wird."

Sie wandte sich um, ging um die Pferde herum, und schlug mit der Hand auf sie, daß eine ganze Menge Bremsen zerdrückt auf ihnen hängen blieb. Triumphirend zeigte sie die von Blut gerötheten Handflächen.

„Nein, wie siehst Du denn aus?" fragte Friederike, die im selben Augenblicke ankam, und dem Kutscher ein Packet von Tischdecken und Servietten hinaufreichte. „Willst Du nicht noch einmal hineingehen und Dich waschen?"

„Ach, das thut nichts; Herr Herz weiß ja, woher es kommt . . . . Aber kannst Du mir sagen, was das für Blut ist?"

„Nun ja, Bremsenblut."

„Wenn es nicht Pferdeblut ist, je nachdem das Gestohlene Eigenthum des Diebes oder des Bestohlenen ist . . . Uebrigens hast Du jedenfalls Unrecht," fügte sie stolz über ihren Scharfsinn hinzu, „denn, wenn es dem Räuber gehört, so gehört es jetzt mir, und darum will ich meine Handschuhe darüber ziehen."

Sie sprang in den Wagen und Wilhelm setzte sich wohlgemuth an ihre Seite, nachdem er der „guten Seele" auf den Bock hinaufgeholfen hatte. Frau Storch fand sich, sorgfältig in Tücher gewickelt, ein und entschloß sich nach langem Zaudern und vielen mißtrauischen Blicken zum

Himmel endlich für den offenen Wagen, nachdem der Doctor sie darauf aufmerksam gemacht, daß man denselben ja unterwegs zuschlagen könne.

„Das ist wahr, es ist doch hübsch mit diesen neuen Einrichtungen!“ rief Frau Storch, „das mußt Du doch zugeben, daß dies eine Verbesserung ist!“

„Ach was, Verbesserung! Es war, meiner Treu, viel gemüthlicher in den alten Kutschen . . . Sie hatten doch wenigstens einen ordentlichen Bock, auf dem man schlafen konnte, nicht so einen Bock, auf dem die arme Rieke balanciren muß wie eine Henne auf der Hühnerstiege . . . . Man kann ja, Gott steh mir bei, schwindlig werden, wenn man sie nur ansieht — So ein bischen von einem eisernen Geländer, das nicht höher hinaufgeht als bis dahin, wo der Rücken anfängt . . . Die richtigen alten Kaleschen, die in Federn hingen — ja, die habt Ihr freilich nicht gesehen — das war, meiner Seel, eine andere Komödie! . . . . Aber was hat denn die heutige Jugend überhaupt gesehen? Es ist ein Jammer und eine Schande, daran zu denken; weder die Fahrpost noch irgend ein anderes Stückchen Romantik . . . . Na, und dann hatte man doch damals Platz; jetzt mag der Kukuk wissen, wo man seine Beine hinthun soll . . . Bist Du das, Tony? Mit Deinen langen Stecken nimmst Du den ganzen Wagen ein. Es ist ein wahres Elend!“

Unter solchen Neckereien rollten sie schnell den weichen Waldweg dahin, wo es schon dunkel und kühl war, und durch lichtes Birkengebüsch dem stillen Wasser entlang.

Als sie aus dem Schloßparke hinauskamen und über den langen Brückendamm von Gaunö fuhren, war die Sonne im Begriffe unterzugehen. Von dem rothen Horizonte strahlte ein langer Lichtstreifen nach dem Zenith hinauf. Antonie fragte, ob dies das Zodiakallicht sei, von welchem sie in den „Briefen Gabrielis*)“ gelesen hatte. Wilhelm vermochte keinen Aufschluß zu geben. Der Doctor tröstete sich damit, einmal gewußt zu haben, was Zodiakallicht sei — und als das dritte Zündholz bei diesen Bemerkungen auslöschte, ließ er den Kutscher halten, um endlich seine Pfeife anzünden zu können.

„Hast Du Dich ein wenig amüsirt, meine Liebe?“ fragte Frau Storch, „und bereust Du nicht, an Deinem Geburtstage hier geblieben zu sein?“

„Ach, ich habe es so gut gehabt, ich bin so froh!“ antwortete Antonie, indem sie lächelnd Frau Storch zunickte und sich behaglich in die Kissen drückte.

„Hast Du nicht das Dings mit, das ich Dir zum Geburtstage geschenkt habe?“ fragte vom Bock herunter Friederike, die vor lauter Tüchern und Shawls nicht im Stande war, sich umzudrehen.

---

*) Bekannter dänischer Roman des Philosophen Sibbern; etwas an Goethes „Werther“ erinnernd.

„Wie? Das Patentdings? Das kannst Du Dir wohl denken, das ist längst in Stücke gegangen . . . Nein, wie man noch mit seinem Stahl auf den Feuerstein hämmerte, da konnte man sich doch bei jedem Wetter seine Pfeife anzünden . . . Na, fahre nur zu, Rasmus.“

XI.

Wilhelm schritt unaufhörlich in seinem kleinen Gastzimmer auf und nieder.

Die alte Weckeruhr schlug zitternd und heiser elf; aber er konnte sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen.

Das Zimmer war noch heiß von der Abendsonne, und die schwüle, dumpfe Luft, die langsam ohne den leisesten Windhauch durch die geöffneten Fenster drang, brachte wenig Kühle mit. Ab und zu leuchtete es draußen in der Finsterniß auf, und ein langgezogener Donner grollte in der Ferne, als ob ein Wagen am Horizonte ringsherum dahinführe, plötzlich lautlos auf einem Seitenwege verschwindend, um dann wieder über den harten Boden der Landstraße weiter zu rollen.

Aus seinem Fenster fiel ein Lichtschimmer auf die Blätter eines großen Ahornbaumes und weiter links, nach einem schmalen Schattenstreifen, waren die Blätter wieder beleuchtet. Der Schein mußte aus dem Zimmer Antoniens kommen.

Als Wilhelm sich hinausbog, sah er Antonien, die Ellenbogen auf die Brüstung gestützt, sich aus dem Fenster hinauslehnen. Sie schien sich gleich ihm nicht losreißen zu können von diesem Tage, der schon anfing der Vergangenheit anzugehören . . . Wer weiß, vielleicht hatte auch er seinen Antheil daran . . .

Ganz leise begann er eine Melodie vor sich hin zu summen, die ihm gerade auf die Lippen kam.

Antonie drehte sofort den Kopf und blickte ihn an.

„Ach, Sie sind auch noch nicht zu Bett . . . Es kommt herauf . . .“

„Was?“

„Nun, das Gewitter.“

„Ach, Sie sehen nach dem Wetter und ich glaubte, Sie schwebten in romantischen Träumen hoch über den Wolken — wenigstens zwischen den Sternen!“

„Mache ich denn einen so schwärmerischen Eindruck?“

„Nun, wenn Sie sich bei Nacht in diesem Kostüme zum Fenster hinauslehnen, sehen Sie allerdings ein wenig romantisch aus.“

„Ach, ich habe ganz vergessen, daß ich beinahe im Negligée bin. Doch es ist Alles ja ganz ordentlich.“

„Ordentlich! O, Sie sollten nie anders gekleidet sein, es steht Ihnen gut . . . . Zu einem Maskenball müßten Sie immer nur diesen Anzug wählen — aus der Revolutionszeit oder vielleicht aus dem Empire?“

„So? Es paßt wohl für mich, wie meine eigene Urgroßmutter auszusehen! . . . . Das sind ja wunderliche Dinge, die ich da über mich zu hören bekomme" sagte sie, sehr geschmeichelt darüber, daß er sich um ihr Aeußeres so viel kümmerte, um sogar in Erwägung zu ziehen, welche Toilette sie am besten kleiden würde.

Sie hatte ihren großen Kragen abgelegt und weil das Kleid stark ausgeschnitten war, ein weißes, seidenes Tuch um den Hals genommen, dessen Enden am Gürtel befestigt waren, so daß es glatt über die Schulter hinweg ging und seine durchschimmernden Falten auf der Brust schräg zusammenliefen.

„Singen Sie das noch einmal, es ist so schön."

„Ich weiß wirklich nicht, was es war."

Antonie sang die Melodie leise und mit schüchterner Stimme:

„Es ist aus einem Schubert'schen Quartett, das ich so sehr liebe — es wurde an unserem letzten Quartettabende im Frühjahre gespielt."

„Ah, das G-Dur-Quartett, Sie kennen es also . . . O, es gehört zu meinen liebsten. Ich weiß selbst nicht warum, aber es giebt keine andere Musik, die mich so tief ergreift . . . Ich glaube, wenn ich einmal sterbe, wünsche ich mir, daß dies Quartett gespielt wird, um bei seinem letzten Tacte auszuathmen . . . Es ist lange her, daß ich es zum ersten Male gehört habe."

Und während er in die finstere, blitzdurchzitterte Nacht hinaussah, versetzte er sich zurück an einen jener Tage, die zu der ersten Unglückszeit seiner Liebe gehörten. Er sah den leeren Saal, matt erhellt von dem traurigen Halblicht des Novembertages, mit dem großen, über der Menge der aufwärtsstehenden Stuhlbeine thronenden Flügel, und an dem letzten regentriefenden Fenster das Quartett, das eben zu spielen begann. Er erkannte den viereckigen Rücken des Bratschenspielers, den breiten Perrückenstocknacken des zweiten Violinisten und den fremden Virtuosen, der das Spiel abbrach und seinen Nebenmann, den Cellisten corrigirte: „Leichter, viel leichter — so — geisterhaft dunkel" . . . Er war damals grenzenlos unglücklich gewesen, als er die Schönheit dieser zugleich wehmuthsvollen wie leidenschaftlichen Musik einsog — war er denn später eigentlich glücklich geworden?

„Hören Sie, wenn Sie Musik so lieben, haben Sie nicht Lust, einmal zu unseren Quartettabenden zu kommen? . . . Wenn Sie uns überhaupt besuchen wollen . . . Wie geht es denn eigentlich zu, daß wir uns alle diese Jahre in Kopenhagen gar nicht gesehen haben?"

„Ach, ich weiß selbst wirklich nicht — ich — es ist schon lange her, es hörte so allmählig von selbst auf — Sie hatten einen anderen Bekanntenkreis bekommen, und auch ich war mit anderen Familien bekannt geworden — und vermißt hat man mich wohl auch nicht."

„O, sagen Sie das nicht . . . Ich war natürlich damals zu klein

als daß ich mich hätte darum kümmern können, wer da kam, aber ich erinnere mich doch, daß Vater Sie sehr gern hatte — und Mutter und Harriet auch."

Gott weiß, ob wirklich etwas zwischen ihm und Harriet vorgefallen ist, dachte Antonie, welcher die Verlegenheit nicht entgangen war, mit der er eine Antwort zu umgehen suchte. — Es war eigentlich eine indiscrete Frage gewesen . . . Ach was, das thut nichts, er wird höchstens glauben, daß ich nicht die mindeste Ahnung davon habe.

Sie wendete sich nach ihm, er aber hatte den Kopf nach der Seite gedreht; das Licht beleuchtete sein halbes Profil und die weißen Finger, die nervös den Schnurrbart drehten.

Eine Zeit lang waren sie stumm und blickten nach dem Gewitter, das sich nahte. Bisweilen schien der Horizont sich auseinander zu schieben und man sah wie durch ein geöffnetes Himmelsfenster breite, zuckende Flammenstreifen, gegen deren schweflig-blaues Licht sich die dunkeln Linien des Waldes wie finstere Wellen abhoben. Dann wieder leuchtete es plötzlich auf, blendend, formlos und rasch verlöschend, ehe man es recht gesehen. Andere röthlichere Strahlen aber bekamen Formen und Grenzen, wurden zu Feuerzeichnungen auf dem schwarzen Grunde. Wie zornige Cherubsschwerter stießen sie hinauf in die Luft oder fuhren, Donnerkeilen gleich, im Zickzack hernieder. Einzelne schienen leckend über die fernen Hügel dahin zu laufen.

„Nein, so ein Blitz!" rief Antonie, indem sie unwillkürlich den Kopf zurückzog. „Und hören Sie, das war viel näher als vorhin! Es ist gut, daß Sie hier nebenan sind," fügte sie offenherzig hinzu, „sonst würde ich Angst bekommen!"

„So? Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?"

„Ja. Sie nicht?"

„Nein, das kann ich eigentlich nicht sagen... Ach, das ist Nervosität."

„Kommen Sie nun auch damit? . . . Immer müssen es jetzt die Nerven sein . . . Habe ich nicht einmal die Erlaubniß Angst zu haben, ohne daß ich von meinen Nerven hören muß?"

Ein dumpfes, undeutliches Brausen kam vom Walde her und ein zitterndes Säuseln lief durch die Gebüsche des Gartens. Es klang, als hätten unsichtbare Finger auf ein paar der nächsten Ahornblätter geschlagen, die sich duckten, wieder emporschnellten und nicht aufhörten an ihren dünnen Stielen auf und nieder zu schwingen. Dann schlug es wiederum auf ein Dutzend Blätter auf, und die anderen fingen an, auseinander und wieder zusammenzufahren und zu flüstern, wie erschrocken über dieses fremde, lebendige Etwas, das mitten unter sie gekommen war. Auch die Vorhänge bekamen Angst und flatterten in das Zimmer zurück. Plötzlich wurde es finster zwischen den Blättern, die in wildem Sausen und Rasseln durcheinander wirbelten. Mit einem Male leuchteten sie auf bei dem schweflig-

blauen Schimmer eines nahen Blitzes, der unter die großen Tropfen hinein zu springen schien: eine schwere Regensalve schlug gegen die Fenster, die Wilhelm und Antonie fast gleichzeitig verschlossen.

Wilhelm zündete schnell das ausgelöschte Licht wieder an. Er hatte der Schwüle wegen die Thüre offen stehen lassen. Als er mit dem Licht auf den Vorplatz hinaustrat, ging die Thür Antoniens auf und sie stand bleich in dem dunklen Rahmen derselben.

„Ach, Sie haben Licht! . . . Ich konnte meine Streichhölzer nicht finden . . . Das war doch gerade über uns!“

„Noch nicht, da kommt erst der Donner.“

Als ob er ärgerlich darüber wäre, zu spät gekommen zu sein, fuhr der Donner fort zu brummen und drohend zu knurren wie ein Hund, der nicht länger bellen darf.

Antonie schien nicht Lust oder Muth zu haben, in das finstere Zimmer zurückzugehen und ihr Licht anzuzünden. Sie setzte sich auf die oberste Stufe der Treppe, die gleich an ihrem Zimmer hinunter führte. Wilhelm stellte das Licht auf den Boden und nahm Platz an ihrer Seite.

Der Regen klatschte strömend auf das Schieferdach nieder. Die Dachluke ihnen gegenüber wurde jeden Augenblick von den Blitzen erhellt, man konnte durch die kleine Oeffnung den schwarzen Waldsaum erkennen. Im Winkel des Daches, dort wo der Schein des Lichtes nicht hinreichte, leuchteten ein paar gelbe Kugeln; sobald die Reflexe der Blitze auch in diese Ecke drangen, verschwanden sie, und man erblickte eine zusammengeballte Katze mit geschlossenen Augen.

Bei jedem starken Donner merkte Wilhelm, wie Antonie zitterte; er plauderte ihr Trost zu wie einem erschrockenen Kinde: es sei keine eigentliche Gefahr vorhanden, sie wären ja in der Stadt, und das Haus habe einen Blitzableiter und ein hartes Dach.

In demselben Augenblicke, als ein gewaltiger Blitz sie blendete, erzitterte das Haus unter einem plötzlichen, kurzen, kanonenschußähnlichen Donnerschlage.

Antonie drückte sich an ihn, er legte seinen Arm um sie und als seine Brust ihren Herzschlag fühlte wie die fangenden Finger das Flattern des Schmetterlings, klopfte er sie mit bebender Hand auf die Schulter.

„Tony! Herr Herz! Seid Ihr da? Es ist ja ein schreckliches Gewitter. Kommt doch zu uns herunter!“

Antonie sprang auf und lief die Treppe hinunter. Wilhelm folgte verwirrt und ein wenig enttäuscht, obwohl er sich sagte, daß es gut sei, sie nicht geküßt zu haben, was er unfehlbar gethan, wenn es noch ein paar Sekunden länger gedauert hätte. Vielleicht sei er schon zu weit gegangen. Aber sie war es ja gewesen, die sich an ihn geschmiegt, sie war so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie that, und er hatte sie nur getröstet wie ein Bruder . . . Diese Idee gefiel ihm: eine Schwester,

eine Schwägerin — es war ja nicht seine Schuld, daß sie es nicht der Welt gegenüber war.

Die Familie befand sich allerdings in der Wohnstube, allein trotz ihrer Einladung eigentlich nicht in einem Zustande, Besuche zu empfangen. Der Doctor war noch am besten dran, nur konnte der zugeknöpfte Schlafrock es nicht verbergen, daß der Kragen des Nachthemdes nicht besonders frisch war. Die alten, unter dem Kinn zusammengesteckten Shawls der Damen, die intimen Unterröcke und das nächtliche Haar, in dem der Gewittersturm gehaust zu haben schien, hatten etwas unwiderstehlich Komisches an sich, das alle Gedanken an Gefahr verscheuchte. Die Hängelampe war nicht angezündet und warf einen großen Schatten schräg an die Decke, während ein Lämpchen auf dem Rande des Tisches dem Doctor Licht zum Lesen der Zeitung spendete. Der Doctor schien sich an einer Ecke unten in das Wort „Fortsetzung folgt" vertieft zu haben, seine Frau nickte unablässig, das Kinn immer tiefer in eine Falte des wollenen Tuches hinunter versenkend. Friederike saß kerzengerade da und hielt die Augen aufgesperrt, so daß man eine Vorstellung davon bekommen konnte, wie ein Hase aussieht, der mit offenen Augen schläft.

Anfangs war Antonie ein wenig verlegen, aber die Gemeinschaft, welche zwischen den zwei einzigen Wachen bestehen mußte, ihr gleichzeitiges Lächeln, wenn Frau Storch nickte, ließ ihre Befangenheit bald schwinden. Als kein Zweifel mehr darüber herrschte, daß sich das Gewitter mehr und mehr entfernte, schlug diese sogar in jugendliche Ausgelassenheit um, sie blies Friederike in den Nacken und fragte den Doctor, ob er sich nicht mit einer Erfrischung stärken wolle, ob er nicht dächte, daß ihm „noch eine Halbe nichts schaden könne?" eine Frage, die einen ohnmächtigen Gelächterversuch hervorrief, so daß Frau Storch ein paar Secunden aufsah . . . Mit den Andern war doch nichts anzustellen, Wilhelm blieb ihr einziges Publikum.

„Sie haben mich heute Morgen gebeten, daß ich Ihnen etwas vorspielen solle," sagte sie, „jetzt will ich es thun, denn da die Gefahr vorüber, bin ich ebenso muthig wie ein Hündchen, welches bellt, wenn es außer dem Bereiche des Stockes ist."

Sie begann eins der Schumannschen Papillons zu spielen. Als er sich aber an's Fenster zum Clavier hinsetzte, hielt sie inne und sagte, er dürfe dort nicht sitzen, sonst greife sie daneben.

Die Halbschlafenden wurden einen Augenblick von der Musik elektrisirt, diese Wirkung hörte jedoch bald wieder auf. Erst als sie den Großvatertanz anfing, schien sie alte gemüthliche Träumereien in den Schlaf des Doctors hineinzuspielen. Man hörte ihn sogar falsch vor sich hin brummen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm."

Als Wilhelm und Antonie einander gute Nacht gewünscht, und sie schon ihre Thür geöffnet hatte, drehte sie sich plötzlich um und sagte:

„Das hätten Sie nicht thun sollen, das war nicht hübsch von Ihnen. Herr Herz!"

„Was?" fragte er und erröthete eben so stark wie sie.

„Ach, Sie wissen schon . . . Wenn ich solche alberne Angst bekomme, benehme ich mich wie ein Kind; aber Sie hätten mich doch nicht wie ein Kind behandeln sollen!"

Und ehe er ein Wort der Erwiderung finden konnte, hatte sie die Thüre geschlossen.

XII.

Marie Ingerslev saß vor dem Nähtisch auf dem altmodischen Tritte am Fenster, abwechselnd in die Aufgabenhefte ihrer Schüler blickend und zwischen den Zweigen des Gartens hindurch nach dem angelehnten Pförtchen zur Seite des immer verschlossenen Thores spähend.

Es war ein ziemlich großer Garten, der sich jenseits eines Vorplatzes vor dem langen, niedrigen Hause hinstreckte. Er war in kleine Parzellen getheilt, jede mit ein paar Beeten und einer Laube. In der Höhe aber bildeten die gekrümmten Aeste der Obstbäume mit ihrem dünnen Laubgeflecht eine Decke über dem Ganzen, an der das Obst in den letzten Sonnenstrahlen sich röthete. Ein alter Herr im Schlafrock und mit einer langen Pfeife drehte sich mit einer Gießkanne auf seinem kleinen Blumenbeete herum. Von dem Vorplatz unten hörte man frohe Stimmen spielender Kinder.

In der niedrigen Stube fing es an dunkel zu werden. Nur das Gold auf dem Rahmen eines alten, mächtigen Urgroßvaterbildes, welches so schwarz war, daß man beinahe weiter nichts als eine graue Perrücke auf ihm erkennen konnte, erglänzte im Reflexlicht eines Fabrikfensters jenseits des Gartens. Unter diesem Bilde in dem tiefen Sopha saß Frau Ingerslev und strickte.

„Was mag er nur eigentlich für Abhaltungen gehabt haben?" sagte sie, als Marie wieder eine Weile durch das Fenster hinausgeschaut hatte.

„O, es wird etwas wegen der Anstellung gewesen sein, sonst wäre er sicher nicht fortgeblieben."

„Nein, das war's wohl nicht . . . Jetzt kann er nun erst mit dem Abendzuge kommen, so daß wir bis neun Uhr mit dem Thee warten müssen."

„Möglicherweise ist er auch schon heute Vormittag angekommen; ich glaube er hat Montags Nachmittag Stunden zu geben," antwortete Marie, während ihr Bleistift eine Correctur in das Heft einzeichnete.

„Marie! Sieh einmal herunter!" ertönte es unter dem Fenster.

Während Marie mit der Mutter gesprochen, hatte sie nicht bemerkt, daß die Gartenpforte geöffnet wurde.

Obgleich sie ganz ruhig gewesen zu sein schien, wurde sie doch vor

freudiger Ueberraschung ganz roth im Gesicht, als sie das Fenster aufstieß und hinunter grüßte. Dann eilte sie hinaus, die Vorsaalthür zu öffnen. Nach ein paar Minuten traten sie in die Wohnstube, lächelnd und heiter. Wilhelm umarmte seine Schwiegermutter mit einer Zärtlichkeit, als hätten sie einander Jahr und Tag nicht gesehen.

„Na, es ist schön, daß Du wieder da bist, Willy! Du kannst Dir denken, wie wir Dich gestern vermißt haben!"

Geheimnißvoll zog er ein kleines Papierpacket hervor, und als Marie nicht errathen konnte, was es sei, erhielt sie endlich Erlaubniß, es zu öffnen. Es war eine Brustnadel in Form eines kunstvoll gearbeiteten Edelweiß. Sowohl Marie als Frau Ingerslev meinten, daß sie zu dem Schönsten gehöre, was sie jemals gesehen, und ihr Werth wurde noch unendlich dadurch erhöht, daß er sie selbst aus Interlaken mitgebracht. Marie hatte schon viele solche kleine Schweizererinnerungen bekommen, aber geglaubt, der Quell sei längst versiegt.

Dann faßte Wilhelm Marie mit beiden Händen an den Schultern und hielt sie vor sich hin, um zu sehen, ob er entdecken könne, daß sie ein Jahr älter geworden. Er that, als ob er eine kleine Runzel gefunden hätte, die weggeküßt werden müßte. Marie aber wollte das nicht erlauben und behauptete, es wäre Verleumdung.

„Gott, Kinder, was Ihr doch für Dummheiten macht!" rief Frau Ingerslev, innerlich vergnügt.

„Und dabei vergißt Du ganz, uns zu erzählen, was das Resultat Deiner Reise ist."

„O, ich nehme die Stelle nicht an."

Warum er sie nicht annehme, wurde ihm nicht so leicht, ihnen zu erklären.

Frau Ingerslev fand, daß, nach dem, was er erzählt, sie doch gar nicht so schlecht, sei und meinte, es wäre nicht richtig von ihm, sich nicht an eine solche Anstalt zu binden, an der er vielleicht verhältnißmäßig bald zu einer heirathsfähigen Stelle hinaufrücken könne. Marie aber war so froh darüber, ihn in der Stadt zu behalten, daß sie eben so viele Syllogismen gegen Herlufsholm ausfindig zu machen wußte, wie Duns Scotus für die unbefleckte Empfängniß ihrer heiligen Namensschwester ausgeklügelt hatte. Sie würde es wenigstens gethan haben, wenn die Mutter nicht bald nachgegeben und Wilhelm gefragt hätte, was ihn in Naestved zurückgehalten.

Wilhelm erklärte kurz und ein wenig nachlässig, daß ein Adjunct den er nothwendig habe sprechen müssen, bis Sonntag Nachmittag weggewesen wäre; und dann beeilte er sich, zu fragen, wie sie den Tag zugebracht und ob etwas aus der Partie geworden — um weiteren unangenehmen Fragen zu entgehen.

„Ja, wir waren im Walde — die Mutter hatte so große Lust

hinauszukommen . . . Wir nahmen Chokolade und Gebäck mit und haben beides am Kirsten-Pils-Quell verzehrt. Lange Zeit saßen wir am See bei den Erlenbäumen mit den hohen, über den Boden herausragenden Wurzeln. Erinnerst Du Dich, wir waren ein paar Tage nach unserer Verlobung dort? Und dann tranken wir den Thee auf der Eremitage, in derselben Laube, in der wir den Abend zubrachten, als Du Doctor geworden. Der Sund war so blau, ach, so blau, mit so vielen Segeln bedeckt, daß man kaum durch sie hindurchsehen konnte; und die Rehe grasten ganz nahe bei uns in großen Herden, sogar ein paar kleine Damhirschkälber, nur wenige Schritte von mir. Wir sahen die Sonne untergehen — ich glaube kaum, daß sie irgendwo in der Welt so schön untergeht — ja, lache nur — und ein langer Lichtstreifen erschien am Himmel, der sich fast bis zum Zenith hinaufzog. Wir dachten an Dich, ob Du ihn auch sehen könntest, und ob Du uns vermißtest."

„Ja, ich habe ihn gesehen, ich war gerade auf dem Brückendamm von Gaunö. Ich dachte an Euch, natürlich —"

Die Heiterkeit Wilhelms war verschwunden, er schwieg. Die unwahre Erklärung, die er geben mußte, und der Bericht Marien's mit den kleinen, rührenden Beweisen davon, wie Alles sich um ihn gedreht, um ihn, der mit seiner Abwesenheit glänzte — das alles hatte ihn verstimmt und beschämt. Doch dieses Gefühl mußte bald dem Aerger weichen: mein Gott, war man denn so ganz und gar zusammengeleimt! Und dann diese ewige Frage, ob man an einander gedacht, ob man einander vermißt habe, solch dumme Frage, die man bejahen mußte, ob man's so meinte oder nicht! — Er bat Marie, ihm etwas vorzuspielen, nur um nicht zum Sprechen gezwungen zu sein.

„Willst Du Licht haben?" fragte Frau Ingerslev.

„Nein, ich spiele auswendig."

„Das ist auch hübscher — ich liebe die Dämmerung so sehr — besonders wenn drüben in der Fabrik Licht ist, daran habe ich mich so gewöhnt . . . Ach ja, wie oft habe ich hier gesessen und den Funken des Fabrikschornsteins zugesehen und an alte Zeiten gedacht . . . Sieh nur, wie hoch sie fliegen und wie die Flamme zu ihnen hinaufschlägt. . . Und dann leuchtet es so schön hier herein auf mein altes Schreibepult — es ist mir immer als ähnle es dem Kaminfeuer im Schlosse, wo ich zum ersten Male meinen seligen Mann traf."

Wilhelm ging unruhig auf und nieder und hörte zerstreut Beethovens „Chesonate" an, das Stück, welches er sich gewöhnlich von Marie erbat. Diesmal aber, meinte er, hätte sie ein anderes wählen können — denn sie spielte es nicht mehr gut. „Es ist schrecklich, wie schnell sie ihre Sachen vergißt," dachte er — „sie kommen ihr gleich wieder aus den Fingern." Es fiel ihm ein, wie flink und sicher Antonie am vorhergehenden Abende gespielt und wie hübsch sie mit ihren großen Grübchen gelächelt hatte, als

sie sagte, er dürfe nicht so nahe bei ihr sitzen und sie ansehen, sonst greife sie daneben. Daß Marie daneben griff, hatte wohl einen anderen Grund.

„Spiele doch lieber ein anderes Stück," sagte er, als Marie wieder anfing, unsicher zu werden.

„Du hast doch aber das Stück so schön spielen können!" warf Frau Ingerslev ein.

„Ich weiß nicht, ich bin heute nicht aufgelegt," antwortete Marie, die sich durch den ungeduldigen Ton in Wilhelm's Stimme nicht ermuntert fühlte. „Wir wollen lieber plaudern."

Wilhelm drang nicht in sie, er machte sich nichts daraus noch mehr Musik zu hören, selbst wenn sie besser vorgetragen worden wäre. Es kam ihm vor, als ob das Clavier so matt und dünn klänge — und doch war er im letzten Herbste so froh gewesen, als Marie nach jahrelangen Ersparnissen und durch ein verwickeltes Abzahlungssystem in den Stand gesetzt wurde, sich dieses gebrauchte Pianoforte anzuschaffen an Stelle eines ehrwürdigen Spinetts, welches so unmöglich geworden war, daß nicht einmal Frau Ingerslev es vertheidigte, trotzdem es vom Pfarrhofe herstammte, wo ihr Mann bisweilen in der Dämmerung demselben einen Tiroler Walzer entlockt hatte, das einzige Stück, welches er spielen konnte.

„Nun, dann plaudern wir," sagte er, indem er sich in einen Schaukelstuhl warf, daß ein zerbrochener, zusammengebundener Stab der Lehne auseinanderfuhr und Frau Ingerslev ihn scherzend darüber ausschalt, daß er mit dem Meublement so gewaltthätig verfahre, obgleich er mit dessen Gebrechlichkeiten doch vertraut sei.

„Nun, ja, mein Gott, es ist nicht leicht, das immer so im Kopfe zu haben!"

Marie und Frau Ingerslev lachten herzlich, ohne die verdrießliche Stichelei, die in diesen Worten liegen konnte, zu argwöhnen.

Die Plauderei, die so förmlich beschlossen worden war, wollte nicht recht in Fluß kommen; es blieb bei einzelnen Bemerkungen über Mariens Erlebnisse in der Schule und über seinen kleinen Ausflug. Doch vermied er instinktmäßig Alles, was Antonie und die Erinnerung an das Schultz'sche Haus berührte. Als das Gespräch sich eine Weile so hingezogen hatte, ging Marie hinaus, um den Thee zu bereiten, während Wilhelm von Neuem seine unruhige Wanderung auf und nieder begann.

„Wie, Du willst keinen Thee mehr?" fragte Marie, als er kopfschüttelnd die Tasse festhielt, die sie nehmen wollte.

„Nein, ich danke; ich fürchte, ich kann dann nicht schlafen."

„Aber Du trinkst doch immer zwei Tassen, Willy," sagte Frau Ingerslev.

„Wirklich? Nein, heute will ich aber nicht mehr."

Der Thee war ihm nicht gut genug, er hatte einen Beigeschmack — und es war allerdings nicht derselbe Thee, den der Kaiser von China zu

trinken pflegt; auch wünschte er keine Verlängerung des Abendessens, es war ihm unbequem an diesem kleinen Tischchen, auf dem Teller und Schüsseln sich stießen und die Lampe, die kaum Platz hatte, ihm so nahe stand, daß seine Stirn ihre Wärme spürte. Er fürchtete Kopfweh zu bekommen, zumal die Flamme ihn in's Auge stach, weil in der Glocke ein großes Loch war.

„Wir sollten freilich eine neue Glocke kaufen," sagte Frau Ingerslev, als er sie umdrehte, „sie sieht nicht gut aus, aber solche Extraausgaben sind nicht für den Schluß des Monats, ich muß bis zum nächsten warten.'

Auf den nächsten Monat warten! Ja, das war die Art von Haushaltung, auf welche sein eigenes Eheglück Aussicht hatte. Ein Leben, bei dem man am Anfang des Monats vor dem Schluß bangt und am Schlusse auf den nächsten hofft! Wie oft hatte er in seiner bescheidenen Resignation sich selbst das Idyllische der Armuth gepriesen, die Poesie der Sparsamkeit, die das Dürftige reich macht, weil es theuer erkauft ist. Wie oft hatte er nicht mit dem alten Studentenliede gesungen:

„Ein Hüttchen und ein Mägdlein hold —
Eine Königin mit einer Krone Gold —
Das ist meiner Träume Ziel!"

Jetzt schienen ihm die beiden Fälle nicht ganz gleichbedeutend zu sein; es kam ihm vor, als wäre „Eine Königin mit einer Krone Gold" sein alter Jugendtraum, den er um etwas Geringeren willen vergessen zu können gewähnt hatte. Und gerade, daß Marie so vollständig in kleine Verhältnisse hineinpaßte, daß sie durch sie nicht im Geringsten beengt wurde, sondern sich in ihnen wie in ihrem eigensten Elemente bewegte — diese Bescheidenheit ihres Wesens, in der er früher sein Glück gesehen hatte, sie langweilte und ärgerte ihn jetzt: sie bedeutete das Aufgeben aller Anforderungen an das Leben. Mein Gott, wenn man auch zwischen engen Mauern begraben zu sein verdammt ist, dessenungeachtet kann man doch den Blick nach den Strahlen eines Sterns emporheben, anstatt so verzweifelt begnügsam unausgesetzt seine Freude an dem Lichte der Alltags-Straßenlaterne zu haben!

„Du solltest doch noch eine Tasse trinken," sagte Frau Ingerslev; „es ist ein gutes, starkes Gebräu, das Marie eingegossen hat, und vor dem Nichtschlafenkönnen brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Du siehst ja so müde aus, als wärest Du nicht ein paar Stunden mit einer modernen Eisenbahn gefahren, sondern den ganzen lieben langen Tag in einem Postwagen gerumpelt."

„Du hast ja wohl auch Unterricht gegeben nach der Reise," sagte Marie.

„Ja, ich bin wirklich etwas abgespannt . . . ich bin gestern Abend auch sehr spät zu Bett gekommen."

„So? In Naestved . . . Da kann es doch Abends nicht viele Zerstreuungen geben?"

„Nein, aber wir bekamen ein furchtbares Gewitter."

„Und da warst Du so vernünftig, aufzustehen?" fragte Frau Ingerslev. „Das muß ich loben; man sollte glauben, Du wär'st auf dem Lande erzogen und nicht hier in der Stadt, wo Jeder glaubt, der Blitz könne nicht bei ihm einschlagen, weil er zwischen so einer Menge anderer Menschen steckt. Als ob sich ein Unglück nicht eben so gut hier wie dort ereignen könnte, wenn Gott es will."

„O, wir blieben Alle auf."

„Alle? — Im Hotel?"

„Nein, nicht im Hotel — ach, es ist ja wahr, ich habe ganz vergessen, Euch zu erzählen, daß ich zuletzt bei Dr. Storchs wohnte."

„Du bist wirklich ein netter Berichterstatter . . . Dann bist Du also doch nicht dem Besuche bei ihnen entgangen, vor dem Du Dich so fürchtetest?"

„Allerdings; meine Angst war aber sehr unrecht, sie waren so freundlich gegen mich — und schließlich ist es auch nicht gerade angenehm, allein im Hotelzimmer zu sitzen."

„Da hast Du wohl die Antonie Schultz getroffen, die jüngste Tochter des Obersten?" fragte Marie.

„Ja, kennst Du sie?"

„Nein, aber Christine erzählte mir, daß sie dort war: sie sind in der Selecta zusammen gewesen . . . Wie gefällt sie Dir?"

„O, ich kenne sie ja so wenig. Aber es scheint ein ganz nettes Mädchen zu sein."

„Habt Ihr nicht viel zusammen gesprochen? Sie ist doch gewiß recht lebhaft!"

„Ja gewiß — freilich — übrigens haben wir auch ein wenig zusammen gesprochen . . . aber sie ist ja noch so jung."

„Ja, lebhaft sieht sie aus," sagte Frau Ingerslev — „ich sah sie oft an den Teichen spazieren gehen. Schön ist sie freilich nicht, das hat alles die Schwester bekommen."

„O, sie ist doch ganz hübsch," sagte Marie.

„Ja, darin muß ich Dir Recht geben — es kommt mir auch so vor — nicht gerade eine Schönheit, nein, das nicht, bewahre, das wird sie auch nicht, aber — sie sieht nicht aus wie ein gewöhnliches Mädchen — es ist eine gewisse Feinheit und Anmuth an ihr — und sie ist auch nicht ganz gewöhnlich, das habe ich schon merken können."

„Nein, sie ist sehr begabt . . . Christine hat sie außerordentlich gelobt, sie hat mir viel von ihr erzählt".

Wilhelm vernahm mit lebhaftem Interesse einige kleine Züge, welche die Freundin zu Antoniens Verherrlichung berichtet hatte. Er erzählte dann

auch selbst, wie sie ihn über neuere Anschauungen ausgefragt hatte, von ihrer Nachdenklichkeit, ihrer Wißbegierde.

Diese Unterhaltung über einen angenehmen Gegenstand brachte ihm seine Lebhaftigkeit und gute Laune zurück. Und mit ihnen zugleich allerlei Scherze und fröhliche Plauderei, bis die Uhr elf schlug, ehe Jemand daran gedacht hätte, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

In bester Stimmung verabschiedete er sich, so wie er gekommen war.

Er ging nicht nach Hause, sondern an den Teichen entlang, bis er vor einer Villa stand, die rückwärts im Garten hinter einer großen Blutbuche und ein paar schlanken Birken lag. Dort wohnten Schultzes.

Im unteren Stock war es finster. Oben aber schimmerte ein Eckfenster gelblich aus einem rothen Blätterrahmen wilden Weins hervor. Das Licht kam aus dem Zimmer der Töchter. Er kannte ungefähr die Einrichtung des Hauses; wie oft hatte er vor Jahren des Abends nicht dort gestanden und hineingespäht, wie ein Nachtwandler von unbewußten Schritten vor dieses Haus geführt.

Drinnen aber war er nie gewesen.

Ob er sie wirklich besuchen sollte?

Frau Schultz, die am Morgen auf dem Bahnhofe war, hatte ihn so freundlich darum gebeten. Und Antonie auch. Es war ihm so vorgekommen, als ob sie die Sonne wieder hätte aufgehen lassen nach jenem kleinen Unwillen des vorhergehenden Abends — und es war wohl auch mehr pflichtgemäßer als wirklicher Zorn gewesen.

Antonie hatte ihre Aufforderung wiederholt, einen ihrer Quartettabende zu besuchen. Sie hatte auch versichert, daß Harriet sich freuen würde, ihn wieder zu sehen. Sie wußte natürlich nicht, wie es mit ihnen gestanden hatte. Aber mein Gott, das war ja doch so lange her! Ihm wäre es gewiß lieb, Harriet wieder zu sprechen!

Warum sollte er diese neue Bekanntschaft nicht fortsetzen und die alte von Neuem anknüpfen? Es ist doch nicht so etwas Alltägliches, in dieser bunten Welt Menschen zu treffen, in welchen der erste Blick die verheißenden Züge der Wahlverwandtschaft erkennt.

Vielleicht würden auch die Schwestern Freundinnen Mariens; ja, sie würden es ganz bestimmt werden — und wie herrlich würde das nicht sein! . . . Marie brauchte Freundinnen — es wurde ihm eigentlich jetzt erst klar, daß es gerade das war, dessen sie bedurfte, um eine vielseitigere Anschauungsweise zu erlangen. Und bessere Freundinnen konnte sie gewiß nicht finden. Sie waren eben nicht verschiedener von ihr, als es für ein solches Verhältniß fruchtbringend ist. Harriet ähnelte ihr am meisten. Aber auch mit Antonie hatte sie viele Berührungspunkte, auf jener Grundlage, die allen guten Naturen gemeinsam ist.

Wer von ihnen mochte es wohl sein, deren großer Schatten sich jetzt an der Decke bewegte? . . . Eine Gestalt trat vor das Licht gegen das

Fenster hin . . . Es war gewiß Harriet . . . Das Fenster wurde geöffnet und sie lehnte sich heraus — nein, jetzt konnte er deutlich die Schultern Antoniens erkennen. Ob sie wohl an den gestrigen Abend dachte, als sie sich zum Fenster hinausgelehnt und mit ihm gesprochen hatte, während sie das Gewitter erwarteten?

Er fing an die kleine Schubert'sche Melodie zu pfeifen, bei welcher sie damals den Kopf gedreht hatte. Aber er hielt gleich wieder ein aus Angst, daß sie es gehört haben könnte, weil sie eine plötzliche Bewegung machte. Doch ein großes Stück Garten lag ja zwischen ihnen, und er hatte so leise gepfiffen!

Sie schien auf etwas zu hören, was Harriet sagte.

Das Fenster wurde geschlossen. Antonie blieb an demselben stehen, ihm den Rücken zukehrend. Leichte Bewegungen der Schultern und die Beugung des Kopfes zeigten, daß sie mit der Schwester sprach. Dann ging sie langsam hinein und nur der Schatten schwebte noch bisweilen über die Decke hin — bis auch er in einer Ecke verschwand und das Zimmer nur erfüllt zu sein schien von einem stillen, goldenen Lichte, das die Ränder des wilden Weinlaubs in dunkler Rubingluth entzündete und zwischen den kleinen, zitternden Birkenblättern mit thaunassem Schimmer hinausstrahlte.

Wilhelm schritt von dem einsamen, friedlichen Lampenlichte hinweg in den Laubschatten hinein gegen das unruhige Laternenflimmern und Fensterblinken der Stadt zu.

XIII.

„Willst Du mir denn absolut eine Erkältung auf den Hals schaffen?"

Antonie verschloß das Fenster, drehte sich um und sah gedankenvoll nach der Schwester. Harriet saß mit dem Rücken gegen sie vor dem Spiegel und kämmte ihr losgelöstes Haar, das fast bis zum Boden reichte und den weißen Frisirmantel halb bedeckte.

„Aber etwas ist doch zwischen ihm und Dir vorgefallen, nicht wahr Harriet?", fragte Antonie plötzlich.

„Zwischen wem und mir?"

„Nun, Herz natürlich, wir sprachen ja eben von ihm . . . Ich war doch damals nicht so dumm, um nicht ganz gut merken zu können, daß er Dich gern hatte . . . Aber, ich meine, ob er nur ganz im Stillen geschwärmt, oder ob er Dir geradezu gesagt hat, daß er Dich liebe."

„Das kann Dir doch ganz einerlei sein."

„Nein, das interessirt mich, und mir kannst Du's doch sagen, Du brauchst Dich doch deswegen nicht zu schämen."

„Nein; denn jedenfalls ist er es gewesen, der in mich verliebt war" . . .

„Nun: wenn Du in ihn verliebt gewesen wärst, brauchtest Du Dich doch auch nicht zu schämen.“

„O nein . . . Diese jugendliche Liebe ist ja so etwas Zufälliges, daß sie sich auf den Ersten Besten werfen kann und überhaupt nicht viel zu bedeuten hat.“

„Pfui, wie schlecht Du sprichst!“

„Und dann ist er ja schließlich nicht unbedeutender als die Meisten.“

„Unbedeutender!“

„Du findest ihn wohl bedeutend!“

„O nein — er muß wohl sogar ziemlich unbedeutend sein, da er so viel und so gern mit mir sprach und über so ernste Dinge; denn ich weiß wohl, daß die Anderen, die ich kenne, dazu zu bedeutend sind.“

„So? Ueber ernste Dinge habt Ihr gesprochen? Davon hättest Du mir doch auch etwas erzählen können.“

„Wozu denn? . . . Doch, Du sollst das alles nachher hören, sage mir nur, ob er wirklich in Dich verliebt gewesen ist!“ — Antonie ging auf die Schwester zu, legte den Arm um ihre Schulter und küßte den Zipfel ihres Ohres, der rosigroth aus der Fülle des braunen Haares hervortrat . . . „Süße Harriet, das kannst Du wirklich, ich sage es ja Niemand; und ich kann's ihm ja auch nicht verdenken, daß er Dich geliebt hat!“

„Nicht? . . . Nun denn, wenn Du es durchaus wissen willst, dann hat er allerdings unleugbar mir einmal die Ehre angethan, feierlich um meine Hand anzuhalten.“

„Nein wirklich! Wann war denn das?“ rief Antonie, indem sie sich der Schwester schräg gegenüber setzte und, das Kinn in die Hand gestützt, sie unverwandt betrachtete.“

„Kurz ehe wir nach Kopenhagen zogen. Er hatte damals eben die Sommerferien bei uns in Naestved zugebracht und wir waren recht gute Freunde. — Ich mochte ihn im Grunde ganz gern; dann kam ich hierher zu Besuch und wir trafen oft bei Professor Wilhjelms zusammen. Er begleitete mich gewöhnlich nach Hause; denn wir hatten ungefähr denselben Weg. Eines Sonntags aber, als es regnete, hatte ich die Magd beauftragt, mich abzuholen. Als er das beim Nachmittagskaffee hörte, merkte ich wohl, daß er sehr enttäuscht wurde und anfing, sich um mich herumzudrehen, als ob er etwas auf dem Herzen hätte . . . ., aber wir waren die ganze Zeit mitten unter den Anderen. Endlich konnte er mir zuflüstern, er hätte mir etwas unter vier Augen zu sagen . . . . Dann, gegen die Theezeit folgte ich einem Winke von ihm und ging aus der Stube . . . Er öffnete die Thür zum Bibliothekszimmer, in dem es finster war, mir wurde plötzlich angst und es kam mir der Gedanke, jetzt hält er um Dich an. Aber ich glaubte es doch auch wieder nicht und ging hinein . . . . Jetzt kannst Du Dir denken, wie lächerlich! In der Bibliothek konnte

man sich am hellen Tage kaum rühren vor Büchern, die auf dem Boden aufgehäuft lagen, und es war so stockfinster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte . . . Und da fing er wirklich an zu erklären, daß er mich liebe und ohne mich nicht glücklich werden könne."

„Mein Gott, Harriet, was antwortetest Du denn?"

„O, ich weiß nicht, irgend etwas Dummes, daß er mich mißverstanden, daß ich zu jung sei und an so etwas gar nicht gedacht hätte . . O, das Ganze war zu dumm! Seine Stimme zitterte so, daß sie mich todtenangst machte, bevor er nach etwas Rechtes gesagt hatte; und ich wäre hinausgelaufen, wenn ich nur gewußt hätte, wo die Thüre war. Ich war genau so daran wie Leporello in der Wohnung der Frau Elvira."

„Und darüber kannst Du lachen!"

„Nun, damals lachte ich freilich nicht . . . Als er die Thüre wieder öffnete, war er so bleich, als ob er in Ohnmacht fallen wollte. Aber das ist ja lange her, und er ist mit einer Anderen verlobt, so daß kein Grund vorhanden ist, es so feierlich zu nehmen.

„Ja, er ist allerdings verlobt, aber —"

„Nun?"

„Ach, ich glaube nicht, daß er wirklich in Marie Ingerslev verliebt ist."

„So? . . . . Das sind doch nicht etwa die ‚ernsten Dinge,' die Ihr . . ."

„O pfui, wie kannst Du nur glauben, daß er so unfein sein würde, mit einer Fremden darüber zu sprechen . . . Nein, im Gegentheil, wenn er sie erwähnte, war es immer mit großer Verehrung . . . Aber ich glaube nun einmal, es ist eine Vernunftehe — wenn es eine Ehe wird, und das wird es ja wohl."

„Eine Vernunftehe mit einer Schullehrerin und einer pensionirten Pfarrers-Wittwe zur Schwiegermutter!"

„Ich meine nur, eine Ehe, die nicht aus Leidenschaft geschlossen ist; etwas, das zu Stande gekommen ist, weil es paßt, weil sie ein gutes Mädchen ist, mit der er zufrieden leben kann — gegenseitige Achtung und alles das, worauf ich nicht viel gebe.

„Wirklich nicht? . . . Das ist merkwürdig, denn Du weißt wenigstens, was das ist; was dagegen Leidenschaft —"

„O . . ."

„Ach! Willst Du mir vielleicht einreden, daß Du eine Leidenschaft hättest, die ich nicht entdeckt habe?"

„Das habe ich ja nicht gesagt; aber darum kann man doch wissen, was es ist und eine Meinung darüber haben . . . Ja, das kann man! . . . Ich bin sicher, daß keine Leidenschaft zwischen ihnen herrscht . . . Sie ist gewiß ein ‚vernünftiges, gutes Mädchen,' er aber ist eine schwärmerische Natur — und sie wird ihm auf die Dauer kaum genügen."

„Nun, das geht uns ja eigentlich nichts an."

„O nein, wenn es Jemand von uns beiden anginge, müßtest Du es sein, da Du Dich damit tröstest, es schade nichts, daß Du sein Herz gebrochen hast, weil es jetzt wieder zusammengekittet ist!

XIV.

„Antonie ist leider nicht zu Hause," sagte Frau Schultz . . . Sie macht einen Besuch in der Stadt, aber sie kommt gewiß bald zurück, und wird sich freuen Sie zu sehen . . . . . Sie hat viel davon erzählt, wie hübsch es in Naestved war . . . . Uebrigens glaube ich, daß sie ihr Aufenthalt ein wenig enttäuscht und sie Fräulein Storch ziemlich langweilig gefunden hat . . . . Es geht ja oft so mit den Kinderfreundschaften; so lange die Kinder klein sind, können sie prächtig zusammen spielen, später aber entwickeln sich die Verschiedenheiten, und Antonie ist ja schon ein erwachsenes Mädchen."

„Ja, es überraschte mich, sie als junge Dame wieder zu sehen . . . . Man denkt nicht daran, wie die Zeit vergeht; wenn aber aus den kleinen Mädchen, die einem auf dem Schooße gesessen haben, große geworden sind, die für die jungen Männer schon gefährlich zu werden beginnen, dann spürt man, daß man anfängt, alt zu werden!"

„O Sie, der Sie noch ein junger, unverheiratheter Mann sind und wohl kaum die dreißig erreicht haben — doch? — nun, dann stehen Sie ja gerade in der Blüthezeit . . . . nein, was müssen denn dann wir Mütter sagen, wenn unsere Töchter aufwachsen und uns unser Alter vorwerfen!"

Wilhelm lächelte. Er erinnerte sich daran, wie augenscheinlich die Frau Oberst auf einem Stiftungsballe an den Qualen des Verblühens gelitten hatte, als die plötzlich entfaltete Weiberschönheit Harriets sich eine so ausschließliche Huldigung zuzog, daß sogar ein junger Dragonerlieutenant aus dem Schultz'schen Regiment ganz vergaß, daß auch die Frau Oberst noch tanze. Und jetzt hatte sie zwei Töchter, denen sie helfen mußte, die Bouquets tragen! Uebrigens mußte man zugeben, daß die zweite Jugend der Frau Schultz sich mit einer Lebenskraft erhielt, welche eine Resignation erschweren mußte, und Wilhelm machte dieses Zugeständniß in einem Compliment, das mit lachendem Kopfschütteln beantwortet wurde.

In demselben Augenblicke trat Harriet ein. Antonie hatte Recht: selbst der Blick eines ehemaligen Liebhabers, für welchen im Grunde jede Veränderung ein Rückgang ist, mußte zugeben, daß sie in den letzten Jahren noch schöner geworden war. Ihr Gesicht, welches eine ruhigere Regelmäßigkeit besaß, als das der Schwester, hatte jetzt ganz die harmonische Anmuth der Reife und der geistigen Entwickelung bekommen. Ein hochgeflochtener Nackenknoten, der eine schwere, braune Haarfülle zusammen-

faßte, setzte ihrer Schönheit eine klassische Krone auf; die ungewöhnlich hohe Figur hatte sich zu vollerem Rhythmus gerundet, ohne etwas von ihrer jungfräulichen Schlankheit einzubüßen.

Sie grüßte ihn wie einen alten Bekannten ohne Spur von Verlegenheit und setzte sich an seine Seite. Das Gespräch lenkte sich auf seine Braut, die Harriet während ihres Aufenthaltes auf dem Lande oft in einem Pfarrhofe getroffen hatte, in dem Marie damals Lehrerin gewesen war.

„Beschäftigt sie sich auch hier mit Unterricht?“ fragte Harriet.

„Ja, sie ist Lehrerin in einer Schule, und das nimmt ihre meiste Zeit in Anspruch, aber auch ihr meistes Interesse.“

„Dann ist sie glücklich! . . . . Es ist von großem Werth, eine solche regelmäßige Thätigkeit zu besitzen, für die man sich interessirt. Wir Weiber leiden so viel darunter, daß wir keine rechte Beschäftigung haben — und dann werden wir melancholisch.“

„Aber Sie spielen doch und aquarelliren, hat mir Ihre Schwester erzählt.“

„Ja, zum Zeitvertreib mag das ganz gut sein; wenn man es aber nicht so weit bringt, Künstlerin zu werden, so überkommt einen schließlich doch das drückende Gefühl, keine eigentliche Arbeit zu haben.“

„Und dann bist Du doch auch häuslich — was sollte aus dem Hause werden ohne Dich?“ fragte die Frau Oberst.

„Ach, das ist eben der Aerger! In einem Hause wie dem unsrigen weiß man ja, daß Alles auch ganz gut gehen würde, auch wenn man nicht da wäre.“

„Nun, Sie können in Verhältnisse kommen, in denen Ihre häuslichen Tugenden unentbehrlicher sind, als hier . . . Es sieht Ihnen aber ganz ähnlich, so genau, fast pedantisch gegen sich selbst zu sein.“

„Es war gut, daß Sie das ‚fast‘ hinzufügten“, antwortete Harriet lachend.

Die Frau Oberst aber stimmte ihm bei. Harriet treibe wirklich ihre Gewissenhaftigkeit zu weit. Es wäre gut für sie, ein wenig von dem Leichtsinn Antoniens angesteckt zu werden!

Wilhelm fühlte sich ganz wie ein Hausfreund, so leicht und natürlich hatte der alte Ton sich gefunden. Alles heimelte ihn an. Es war zum ersten Mal in dieser Wohnung, aber die neue Wohnstube umgab ihn mit lauter bekannten Gegenständen, lauter Inventarien seiner ersten Idylle . . . Ueber dem Sopha, auf dem die Frau Oberst saß, hing noch der alte Kupferstich vom Apollo-Tempel des Claude Lorrain. Hinter den Scheiben des Bücherschranks sah er die Bände, die er so oft an regnerischen Sommerferientagen in Händen gehalten . . . Aus dem Nebenzimmer klangen Cellotöne, immer dieselben, ein kleiner, verrufener Lauf im Anfang des C-Dur-Quartetts von Beethoven, der schon damals zu den täglichen Uebungen des Obersten gehört hatte. Endlich, nachdem er sich wohl ein halbes hundert

Mal wiederholt hatte, hörte er auf. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und der Oberst trat herein.

Obwohl er von der Arbeit in seinem eigenen Zimmer kam, war er doch in Lackstiefeln, bis oben hinauf zugeknöpftem Rock und nicht ohne die bekannten ungeheuren, kreideweißen Manchetten — ganz wie Wilhelm ihn erwartet hatte. Der Oberst Schultz war stets sehr genau gewesen in der Ausstattung seiner Person, die fast zarter und kleiner war, als es für einen Cavallerieoffizier erlaubt schien. Seinen Bart trug er à la Napoleon III. und die sehr weiten Beinkleider spitz nach den Stiefeln zulaufend, was seinen französisch-militärischen Anstrich noch erhöhte. Ein leichter Duft von Patchouli und Cigaretten war seine Atmosphäre.

„Jetzt müssen Sie bald sicher sein in der Cello=Passage, Herr Oberst," bemerkte Wilhelm, als die Grüße gewechselt waren.

„O, sagen Sie das nicht; es ist kein Spaß, obschon es ganz leicht klingt. Kellermann übte diese Stelle täglich eine Viertelstunde, und sie ging ihm doch einmal bei einem Concerte in die Brüche."

Wäre Kellermann hier nicht erwähnt worden, so wäre Wilhelm ebenso enttäuscht gewesen, wie wenn man in der gewohnten Kneipenecke einen possirlichen Stammgast vermißt. Jetzt fehlte nur noch des Springer=Gambit, dann stand das Schultz'sche Haus vollendet bis zur Wetterfahne da in seiner alten Glorie!

Oberst Schultz erzählte von seiner Reise nach Frankreich, wo er einer der Repräsentanten der dänischen Armee bei der großen Revue gewesen. Er war entzückt über die Liebenswürdigkeit der französischen Offiziere und begeistert für das Heer. Man würde es noch sehen, wie ihre Waffen Revanche an Deutschland nehmen würden, trotzdem die schlechte republikanische Regierung mit ihren zersetzenden und atheistischen Bestrebungen einem fast die Hoffnung nehmen könnte. Uebrigens mache man sich im Auslande eine verkehrte Vorstellung von ihrer Macht; der Kern des Volkes sei immer noch royalistisch und gläubig. Er hätte seiner Wirthin, einer vortrefflichen braven Bauersfrau, sein Ritterkreuz gezeigt und ihr die Inschrift übersetzen müssen. Dieu — le roi — mais c'est très beau! hätte sie ausgerufen. Die brave Frau habe ihm den Glauben an Frankreichs Größe zurückgegeben!

Plötzlich fiel es dem Obersten ein, daß Herr Herz vielleicht Lust hätte, eine Partie Schach zu spielen. Er hatte selbst mehrere Tage lang nicht gespielt, und weil Besuch für ihn der schrecklichste Frohndienst war, so dachte er, es müsse auch für den armen jungen Mann ein ungeheurer Vortheil sein, einen solchen Besuch in eine Schachpartie verwandelt zu bekommen, bei der man doch wußte, woran man war.

„Ich glaube gar, Sie sind mir noch Revanche schuldig."

„Dessen kann ich mich wirklich nicht erinnern; aber es wird wohl kaum der Fall sein, da der Herr Oberst ja so ausgezeichnet spielt."

„Nun, wir wollen einmal in meinem Journal nachsehen," sagte der Oberst und ging in sein Zimmer, nach welchem er die Thüre offen ließ.

„Das nenne ich seine Sachen in Ordnung haben!" rief Wilhelm; „nach so langer Zeit!"

„Wie lange ist es her, daß Sie uns in Naestved besuchten?" fragte die Frau Oberst.

„Es wird wohl neun Jahre sein."

„Journal — Journal für achtzehnhundert — wann sagen Sie?"

„Dreiundsiebzig."

„Achtzehnhundert — und — drei — und siebzig — Sommer — warten Sie, warten Sie — hier werden wir's gleich sehen, lieber Herr," sagte der Oberst, welcher herankam, in einem kleinen Maroquinbande blätternd — „Sie erinnern sich wohl nicht —"

„Ich reiste am fünfundzwanzigsten August," sagte Wilhelm und erröthete, weil er das Datum so genau wußte.

„Also wahrscheinlich — ja, hier haben wir's, ganz recht . . . Sehen Sie nur, am vierundzwanzigsten, Spiel mit Herrn Herz — Match II No. 7. verloren. Zu zeitige Entblößung des linken Flügels — hm — hier kommt nur noch ein Hinweis auf das Pariser Turnier." — Der Oberst unterstrich die Zeile mit dem Nagel des kleinen Fingers, dessen scharfes Dreieck das Papier hätte durchschneiden können . . . „Also der alte Match steht — lassen Sie sehen — steht so — daß — ach, daß Sie — 2½ — gegen — 4 haben . . . ja, 2½ gegen 4 . . . Also wenn Sie Lust haben, können wir gleich weiter spielen."

Wilhelm hätte zwar vorgezogen, bei den Damen zu bleiben; andrerseits mußte er sich aber darüber freuen, zwischen sich und der Familie ein so gutes Verbindungsglied zu besitzen, wie die Schachpassion des Obersten, und er folgte ihm darum ohne Widerstand nach der kleinen, carrirten Wahlstatt.

Als sie ungefähr eine halbe Stunde gespielt hatten, hörte er plötzlich die Stimme Antoniens in der Wohnstube. Er hatte eben einen Vortheil über den Obersten errungen, und das Spiel würde sich deshalb in's Unendliche hinausgezogen haben — und er fing an, vor Ungeduld zu brennen . . . Wenn er einer Einladung zum Mittagessen hätte Folge leisten können, im Falle es gar zu lange dauerte, ja dann — aber er mußte zu Ingerslevs. Wahrscheinlich würde er kaum Zeit haben, Antonien ein kurzes „Guten Tag," zu sagen, um dann Hals über Kopf fortzustürzen; denn die Mittagsstunde Frau Ingerslevs war so schrecklich altmodisch zeitig. Er faßte sich ein Herz, that, als ob er eine Falle übersehen, fiel mit Willen in ein ‚Schach und Gardez' und brachte es nach einer Viertelstunde so weit, daß er das Spiel verloren geben konnte. Mit einer für einen Schachmatten durchaus unpassenden Lebhaftigkeit stand er auf, dankte dem Obersten und ging, gefolgt von dem Sieger, in die Wohnstube.

„Ach, ich hätte kaum gehofft, Sie zu sehen," sagte Antonie, „als ich hörte, daß Sie schon beim Schachspiel wären . . . es ist hübsch vom Vater, daß er schon mit Ihnen fertig geworden ist."

„Herr Herz kam mit einem so vergnügten Gesicht herein, daß er gewiß der Sieger ist," bemerkte Frau Schultz.

„Nein," sagte der Oberst, „ich war's, der siegte . . . Herr Herz hatte übrigens eine sehr gute Stellung bekommen, eine für mich gefährliche Stellung, aber ich weiß nicht, auf ein Mal — ja wissen Sie, Herr Herz, nachdem Sie die Königin verloren hatten, haben Sie, grade heraus gesagt, dilettantenhaft gespielt . . . So den Kopf zu verlieren!"

„Ja, ich merke, ich bin aus der Uebung gekommen."

„Sie haben vielleicht gedacht, wenn die Königin fort ist, was taugt dann das Reich?"

„Pfui Tony, überlaß Du das den Herren, dem schönen Geschlechte Complimente zu machen."

„Oder vielleicht hat Herr Herz absichtlich verloren, um zu uns hereinzukommen," errieth die Frau Oberst.

„Sie sind wirklich gar zu erfinderisch, die einfache Thatsache, daß ich schlecht gespielt habe, zu erklären!"

„Nein, freiwillig ein Spiel zu verlieren — haha! —", rief der Oberst, „Du sprichst wie Du's verstehst, liebe Frau . . . Nein, da müßte man doch bis über beide Ohren verliebt sein, und selbst dann nicht — selbst dann nicht!"

„Ach, es ist abscheulich," rief Antonie, „es mit anhören zu müssen, daß die Männer unsertwegen nicht einmal ein Spiel verlieren wollen!"

„Nun, Sie waren mir ja auch Revanche schuldig; nächstes Mal ist die Reihe an Ihnen . . . Wenn Sie uns nicht früher das Vergnügen machen, hoffe ich, daß Sie einmal Abends ein paar Quartette bei uns anhören werden."

„Ach, werden wir bald einen Quartettabend haben, Vater? Das ist ja herrlich!"

„Wir wollen sehen; vielleicht in dieser Woche, wenn nicht eine Oper dazwischen kommt."

„Hast Du Herrn Herz Deine Aquarelle gezeigt?", fragte Antonie — „Das solltest Du doch — die von der Reise — Herr Herz ist selbst in der Schweiz gewesen."

„Ja, die müssen Sie mir zeigen — —"

„Nun, Herr Herz," sagte Antonie, als Harriet hinausgegangen war, „sind Sie ausgezankt worden von Ihrer Braut, weil Sie ihren Geburtstag versäumt haben?"

„Nein, das bin ich nicht, obgleich ich es verdient habe."

„Da haben Sie es freilich gut . . . Gott weiß, ob ich eben so gutmüthig an ihrer — wenn ich verlobt wäre . . . Hören Sie, ich möchte

gern Ihre Braut kennen lernen, Harriet hat sie so sehr gefallen. Wollen Sie sie uns nicht einmal vorstellen?"

„O ja, sehr gern; ich habe gerade den Gedanken gehabt, daß es für sie sehr gut sein würde, Sie und Ihre Schwester kennen zu lernen."

„Hier sind die Aquarelle", sagte Harriet; „wenn man aber die Wirklichkeit gesehen hat, nehmen sie sich freilich armselig aus."

„Im Gegentheil, wenn man sie kennt, sucht man in ihnen noch mehr ... Ah, da haben wir ja die Dreieinigkeit des ewigen Schnees — oh, das ist aber wirklich sehr schön! — Das Abendroth auf dem Silberhorn entzückend! ... es muß von Wengernalp aus gesehen sein, man hat ja die Jungfrau gerade vor sich ... Und der finstere Fichtenvordergrund, der ist wohl auf dem Hügel, von dem aus man gegen Interlaken sieht? ... Den achtundzwanzigsten August 1880. — Aber das war ja gerade zu derselben Zeit, zu der ich dort war! ... Warten Sie einmal ... ja, nur zwei Tage später!"

„Zwei Tage genügen, um einander nicht zu begegnen," sagte Harriet lachend.

„Zwei elende Tage! Und wie schön wäre es gewesen, wenn ich Sie dort getroffen hätte ... ich ahnte nicht einmal, daß Sie in der Nähe wären!"

Antonie sah ihn verstohlen an. Es war ihr, als ob sie auf seinem Gesichte die Seligkeit sehen könnte, die er empfunden hätte, wenn er unerwartet, wie durch ein Wunder, der Gebieterin seines Herzens in der Einsamkeit der gigantischen Gebirgsnatur begegnet wäre — wenn er dort mit ihr gewandelt wäre, während die untergehende Sonne ihr Rosalicht und ihre kühlblauen Schatten über den ewigen Schnee hinhauchte, das Alpenglühen die goldenen Firnen entzündete und die Gletscherlawinen wie rauchende Wasserfälle donnernd zur Tiefe stürzten!

Sie fühlte in diesem Augenblicke einen Anflug von Neid gegen die Schwester und von Mitleid mit ihm: mein Gott so nahe daran, warum konnte das Schicksal ihm nicht den glücklichen Zufall gönnen, eine kleine Oase in seiner Wüstenwanderung!

„Und Sie waren nicht mit, Fräulein Antonie?"

„Nein, Harriet reiste mit der Familie, bei der sie auf dem Lande wohnte."

„Nun, Sie traf ich ja ebenso unerwartet und zufällig in Naestved. Freilich ist es dort nicht so schön wie auf der Wengernalp, aber stimmungsvoll ist es doch auch."

Antonie lächelte. „Es verhält sich wohl zum Berner Oberland, wie ich zu Harriet," dachte sie.

„Sie hat Talent, nicht wahr?" fragte die Frau Oberst vom Sopha.

„O gewiß, bedeutendes ... Dies Bild vom Pilatus mit dem Wolkenhute ist vorzüglich ... Wie? War das halb vier, was es eben schlug? Dann muß ich mich beeilen."

„Sind Sie irgendwo zum Mittagessen eingeladen?"

„Ich muß zu meiner Braut und Schwiegermutter, dort bin ich stets des Sonntags."

„Dann grüßen Sie Ihre Braut von mir; sie erinnert sich wohl meiner noch."

„Es wird uns freuen, sie bei uns zu sehen," fügte die Frau Oberst hinzu.

XV.

„Ist Wilhelm noch nicht da?", fragte Marie, indem sie den Hut abnahm und auf's Clavier warf. — „Und ich bin so gelaufen, um nicht zu spät zu kommen . . . er bleibt lange bei Schultze's."

„Beim Oberst?"

„Ja, ich sah ihn zur Gartenthür hineingehen, als ich auf dem Wege nach Oesterbrock war . . . Er war ein kleines Stück voraus, ich rief ihm zu, aber er hatte solche Eile, daß er weder sah noch hörte . . . Gott weiß, was er eigentlich dort will."

„Es ist wohl nur ein Besuch, weil er die Tochter in Naestved getroffen hat," sagte Frau Ingerslev. „Aber er hätte freilich pünktlich zum Mittagsessen kommen können . . . Sophie, Du mußt den Tisch decken."

„Nun, mein Gott, weil man eine junge Dame in einem fremden Hause trifft, braucht man doch nicht gleich die Familie zu besuchen."

„Nein, das ist schon richtig, aber was hast Du denn dagegen? Fürchtest Du die Harriet?"

„Fürchten, das will ich nicht sagen, obschon ich wohl weiß, daß Wilhelm mich nie so geliebt hat wie sie — sie ist ja auch so schön . . . Aber es kann nicht zum Guten sein — und es ruft doch leicht Unruhe und Verstimmtheit hervor —"

„Nun, so fest wird doch wohl sein Herz mit den Jahren geworden sein, daß er sie ohne Schaden sehen kann."

„Besser ist immer besser . . . Wenn nun Harriet jetzt anfinge für ihn eingenommen zu werden — ich fürchte ja nicht, daß er mich verlassen würde — natürlich nicht — das fällt mir ja nicht ein, — aber doch —"

„O darüber kannst Du ganz ruhig sein . . . Wenn ein Weib sich einmal von einem Manne geliebt gewußt hat, ohne sein Gefühl zu erwidern, so wird sie ihn niemals lieben."

„Warum nicht?"

„Warum, warum — das weiß ich nicht mein Kind — es ist nun einmal so . . . Ah, da kommt er ja endlich — —"

„Nun, waren die Damen liebenswürdig, Wilhelm?"

„Welche Damen?"

„Natürlich die dort, wo Du warst."

„Du weißt doch auch Alles, man kann Dir nie etwas erzählen!"

„Eben deshalb, weil Du nicht einer von denen bist, die viel er-

zählen, muß ich doch dafür sorgen, selbst etwas zu erfahren ... Uebrigens, wenn man zufälligerweise Dir nachgelaufen ist und Dich gerufen hat, bis Du durch eine Gartenthür entschlüpft bist, dann ist es nicht so übermenschlich, zu wissen, wo Du warst."

„Ah, auf diese Weise! ... Ja, gewiß waren die Damen liebenswürdig, es ist ja ihr Metier ... Harriet Schultz war sogar so liebenswürdig, daß sie mich bat, Dich zu grüßen, sie erinnerte sich Deiner mit großer Freundlichkeit ... Warum hast Du mir denn nie erzählt, daß Du sie einmal auf dem Lande getroffen hast?"

„Ich weiß nicht, ich dachte, ich hätte Dir's gesagt."

„Nein, Gott bewahre ... Da kannst Du sehen, daß ich auch dazu genöthigt bin, mein Wissen mir selbst zu verschaffen ... Sie möchten Dich gern sehen bei Schultzes — hast Du nicht Lust, einmal mit mir hinzugehen?"

„Nein; was soll ich denn dort?"

„Nun, was soll man überhaupt unter Menschen? ... Ich meinte, es würde Dir Vergnügen machen — es ist ein lebhaftes Haus — und besonders die Töchter kennen zu lernen — Ihr würdet gewiß Freundinnen werden."

„Du hast so oft gesagt, Du wärst froh, daß ich keine Freundinnen habe."

„Nun, Freundinnen und Freundinnen — ich schwärme allerdings im Allgemeinen nicht für die Mädchenfreundschaften — dies Aneinanderhängen und einander in die Ohren Flüstern — das übrigens nach der Verlobung selten ist ... Von diesem Verkehre aber, glaube ich, würdest Du Nutzen haben ... ich verstehe überhaupt nicht, warum Du Dich so abwehrend verhältst."

„Du weißt ja, daß ich nicht sehr dafür bin, neue Bekanntschaften zu machen, ich habe an den alten genug ... Außerdem habe ich nicht viel Zeit auszugehen und, ich weiß nicht, ich habe nun einmal keine Lust!"

Nun, ja, ja," warf Wilhelm in gleichgültigem Tone hin und blätterte in einem Notenbuche, das auf dem Claviere lag.

„Kommt jetzt herein zum Essen, Kinder, es ist aufgetragen," sagte Frau Ingerslev, welche die Thür zum Speisezimmer öffnete, freudestrahlend darüber, daß der Milchbrei weder angebrannt noch durch das Warten fest geworden war. Denn Milchbrei war Wilhelms bescheidenes Leibgericht, das er im Wirthshause entbehren mußte.

Trotzdem er aber an dem Teller mit Zimmt sehen konnte, was ihn in der Schüssel erwartete, setzte er sich verstimmt zu Tisch, und das kleine Tischgebet, das ihm sonst den Lippen Mariens so kleidsam erschien, ärgerte ihn so, daß er nicht wußte, wo er die Augen hinwenden sollte.

Er dachte an den pikanten Mund Antoniens, dessen Lippen nicht wie die Mariens gleichmäßig und einfach wie ein alter Gesangbuchvers ge-

reimt waren, sondern frei geschwungen in beweglichen Rhythmenwellen — ob sie wohl auch das Tischgebet sprechen konnten?

XVI.

„Ei guten Abend, Herr Herz! Hier müssen wir uns treffen?"

Es war die muntere Stimme Antoniens, die mit froher Ueberraschung den Kopf drehte.

„Ja, es scheint so, guten Abend . . . Nun, jetzt kann ich ja gleich das Vergnügen haben, Ihnen meine Braut vorzustellen — Fräulein Antonie Schultz — Fräulein — ach, bei Ihnen ist eine Vorstellung ja gar nicht nöthig."

„Nein, ich hoffe, Sie haben bereits einen Gruß von mir erhalten," sagte Harriet und gab Marie freundlich die Hand. „Und hier hinaus sind Sie gewandert! Es kann doch nicht das Wetter gewesen sein, das Sie zur Strandpromenade verlockt hat."

„Das nicht, aber zwischen den vier Wänden wäre es doch gar zu eingeschlossen," sagte Marie, „und ein wenig langweilig, gar nicht herauszukommen."

„Langweilig," rief Antonie, „wenn Ihr Bräutigam bei Ihnen ist?"

„Den habe ich ja auch hier."

Harriet und Marie schienen auf dem Sprunge zu stehen, sich zu verabschieden, aber Antonie und Wilhelm waren schon in lebhaftem Gespräche und einige Schritte auf dem Fußwege voraus.

„Es ist freilich kein solches Wetter wie vor acht Tagen, als wir in Lönnede waren," sagte Antonie. „Damals war es noch ganz Sommer — jetzt aber sieht es so finster und kalt über dem Meere aus, daß man förmlich friert, wenn man die eisengrauen Wellen anblickt — und die Bäume lassen die Blätter uns vor die Füße fallen und seufzen und knirschen — hören Sie nur, es klingt wie ein Ringen hölzerner Hände, solche Angst haben sie vor dem Herbst! . . . Die Armen," fügte sie hinzu, „sie werden ganz entblößt, gerade wenn die Kälte kommt — wir Menschen ziehen uns doch wärmer an, was ich übrigens auch schon hätte thun sollen."

„Aber ich trage ja hier einen Shawl, nehmen Sie den doch um! Marie braucht ihn nicht."

„Dann friere ich nachher um so mehr."

„Nein, wir begleiten Sie bis an die Thür . . . . . Erlauben Sie mir . . ."

„Tausend Dank, Sie sind sehr — darf ich denn wirklich Ihr Tuch benutzen, Fräulein Ingerslev?"

„Herzlich gern," antwortete Marie hinter ihnen. Sie sprach eben sehr lebhaft mit Harriet und hatte nichts mehr gegen die Begleitung, als sie merkte, daß Wilhelm gar keine Sehnsucht danach zeigte, an Harriet's Seite zu sein, sondern sich mit der Schwester begnügte.

„Uebrigens haben Sie ja ungefähr ebensoweit hinaus wie wir, und haben doch auch mit dem Wetter vorlieb genommen," sagte Wilhelm.

„Wir sind hier in Gesellschaft."

„In Gesellschaft?" rief Marie lachend. „Das sieht man!"

„Sie können doch nicht leugnen, daß wir in diesem Augenblicke in sehr guter Gesellschaft sind!"

„Nein, ich will Ihnen sagen, wir sind hier bei einem Onkel in Rosenwenge*), bei dem wir alle vierzehn Tage zu Mittag essen," antwortete Harriet, „und da können wir uns die Freiheit nehmen, ein wenig fortzulaufen."

„Aber eine Ueberraschung war es freilich, von Ihrer Stimme erweckt zu werden," sagte Wilhelm.

„Und aus welchen Träumen?" fragte Antonie. „Sie blickten so in die Ferne über das Meer hinaus . . . Woran haben Sie eigentlich gedacht?"

„Ja, wenn Sie das wüßten!"

„Ach, ich kann mir schon denken, daß es Liebe war; denn Sie gingen ja mit Ihrer Braut."

„Nein, das eigentlich nicht!"

„Wollen Sie es mir nicht sagen?"

„Das darf ich nicht."

„So? Dann war es sicher etwas Unerlaubtes!"

Es war natürlich Harriet, weil er es nicht sagen darf, dachte sie.

„Nein, durchaus nicht, im Gegentheil; wenn Sie es übrigens gern wissen wollen und mir versprechen —"

„Nein, nun mag ich es gar nicht hören." Und sie dachte weiter: dann war es doch nicht Harriet; denn er hat mich doch nicht zu seiner Vertrauten machen wollen, wovor ich mich auch bedanken möchte!

„Gehen Sie mit hier hinein durch Rosenwenge?"

„Ach, wir wollen doch nicht schon zurück! Die Sonne ist ja noch nicht einmal hinunter, und es ist so schauderhaft langweilig beim Onkel!"

„Aber Antonie!" rief Harriet lachend.

„Es ist doch wahr, das kannst Du doch nicht leugnen . . . . Wir wollen thun, als ob wir den Schlüssel vergessen hätten**) und den Kalkbrennerweg gehen."

„Du weißt doch, daß sie es nicht lieben, wenn wir so lange fortbleiben . . . Und Herr Herz und Fräulein Ingerslev haben vielleicht auch gar keine Lust so weit zu gehen."

„O, sie müßten es ja doch, wenn wir den Schlüssel wirklich vergessen

*) Vorstadt Kopenhagens.

**) Die Vorstadtviertel sind durch Thore abgeschlossen.

hätten," sagte Antonie und begann mit Wilhelm vorwärts zu gehen. „Seht nur, jetzt wird es auch schöner!"

Es fing an, heller zu werden zwischen den Wolken und über dem grauen Sund, auf welchem plötzlich ein Segel weithin erglänzte, von unsichtbaren Strahlen beleuchtet. Hinter den Büschen der Gärten flossen kupferfarbene Streifen zwischen die bleiernen Wolken hinaus. Dann schoß ein langer, stechender Lichtstrahl zwischen den Stämmen hervor, breitete sich über den Weg und zog die Schatten der Dahinschreitenden über Gräben und Erdhaufen weit nach dem Ufer hinunter.

„Wissen Sie, daß Sie jetzt die Erlaubniß haben, sich etwas zu wünschen?" sagte Antonie.

„Die hat man glücklicherweise immer," antwortete Wilhelm, „wie sollte man es auch ohne die aushalten?"

„Das ist wahr! Aber jetzt muß es erfüllt werden, weil Sie zwischen zwei Schwestern gehen."

„Dann will ich wünschen, sehr oft zwischen diesen beiden Schwestern gehen zu dürfen."

„Wie bescheiden!" sagte Harriet.

„Und galant!" fügte Antonie hinzu.

„Nein, das ist ein schlauer Wunsch," meinte Marie; „denn dann kann er ja immer von Neuem wünschen."

„Richtig!", rief Antonie, „ich habe auch als Kind mich immer darüber gewundert, wie dumm die Leute in den Märchen ihre drei Wünsche benutzt haben . . . Wenn ich nur einen Wunsch bekäme, so würde ich wünschen, daß Alles was ich wünschte, erfüllt würde."

„Nun, das wäre freilich nicht bescheiden!" sagte Marie lachend.

„Ich will Sie einen deutschen Vers lehren, Fräulein Jagerslev, der mehr tiefsinnig, als grammaticalisch ist:

Bescheidenheit ist eine Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr."

Wilhelm fand, daß er mit seiner Bescheidenheit weit genug käme. Sein Wunsch ging nicht über die angenehme, träumerische Stimmung des Augenblickes hinaus. Wie sehr er auch von Antonien in Naestved eingenommen worden war, wo sie von den Erinnerungen an Harriet umgeben gewesen, er fand sie doch hier in der lebendigen Nähe Harriets noch berauschender! Weit davon entfernt, von der Schönheit der Schwester überstrahlt zu werden, schien sie von ihr einen Glorienschein zu erhalten, und es war ihm wunderbar angenehm, zu hören, wie die Stimme Harriets, deren Ton noch immer sein Ohr mit schmerzvermischter Lust berührte, sich in das Gespräch mischte und ihm bisweilen eine neue, unerwartete Richtung gab. Auch störte es ihn durchaus nicht, daß Marie ebenfalls an der Unterhaltung theilnahm. In glückselig dankbarer Stimmung hieß er auch sie zu

dieses Augenblicks Versöhnungsfeste willkommen — diesem Versöhnungsfeste seiner Gefühle — der alten und der neuen . . .

Die kleine Thür vom Kalkbrennerwege nach Rosenwenge theilte sie wiederum in Paare, Wilhelm und Antonie blieben ein wenig zurück.

Als Antonie schon den gelben Giebel vom Hause des Onkels zwischen den dunklen Baumkronen sehen konnte, sagte sie plötzlich:

„Sie könnten mir doch sagen, woran Sie eigentlich gedacht haben."

„An Sie."

Antonie erröthete unnöthig stark bei dieser Antwort, und ein conventionelles Lächeln mißlang. Sie sah auf den Boden hinunter und antwortete: „Sie dachten gewiß daran, daß Sie heute vor acht Tagen in Lönnede waren, und da konnten Sie natürlich nicht umhin, sich auch meiner zu erinnern."

„Nein, ich dachte an den Abend, an das Gewitter und an die Bodentreppe." Und als sich über die Wangen Antoniens ein noch tieferes Roth legte, fügte er hinzu: „Sie haben Recht gehabt, mir damals böse zu sein . . . . Ich behandelte Sie wirklich wie ein halbes Kind und das sind Sie ganz und gar nicht . . . Aber nicht wahr? wenn ich Sie um Verzeihung bitte, so verzeihen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin?"

Antonie blickte eine Secunde auf, um zu sehen, ob die Anderen in der Nähe wären; sie wurde plötzlich so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie antworten solle und stotterte: „Ja natürlich — das heißt — es ist mir gar nicht eingefallen, gekränkt zu sein — einen Augenblick vielleicht — aber später habe ich wirklich nicht daran gedacht . . . Uebrigens, ich selbst war es ja, die sich so dumm benahm — ich schäme mich darüber — und Sie thaten es ja nur, um mich zu beruhigen . . ."

Sie fühlte sich erleichtert, als sie bei den letzten Worten Harriet und Marie erreichten, die an der Gartenthür standen; denn sie wußte jetzt ebenso wenig, wo sie einen Punkt machen, als vorhin, wo sie nach seinem Fragezeichen beginnen sollte.

Die Verlobten verabschiedeten sich von dem Schwesternpaare, und Wilhelm wanderte mit Marie so vergnügt nach Hause, als ob er statt seiner Braut seine Geliebte am Arm gehabt hätte.

„Es ist wirklich ein gutes Wesen, diese Marie," sagte Harriet, „und im Ganzen genommen ein nettes Paar, sie passen zusammen."

„Ach ja, aber er ist doch viel hübscher."

„Hübsch? . . In seiner Jugend war er sogar beinahe eine Schönheit . . . . jetzt aber, jetzt hat er etwas Ordinäres bekommen — dieses feine Schnurrbärtchen — so ein Mondscheinsritter — ein Tenorist."

Ein Tenorist! Das war das Fürchterlichste, was gesagt werden konnte . . . Ein Mondscheinsritter, das hätte Antonie zur Noth passiren lassen, aber ein Tenorist!

Sie war nahe daran, eine böse Antwort zu geben, aber sie nahm sich zusammen und begnügte sich damit, zu denken:

„Jawohl, damals, als Du Dir von ihm die Kur machen ließest und seine Liebe wegwarfst, da war er Dir schön genug .... Jetzt aber, da er mich vorzieht — denn das thut er doch wirklich! — jetzt sieht er aus wie ein Tenorist! ... Nun, ich bin ja auch keine Schönheit wie Du, und für mich ist er schön genug."

Harriet wunderte sich darüber, daß Antonie den ganzen Abend nicht ein Wort mit ihr sprach; aber sie redete auch mit den Anderen nicht viel und klagte über Kopfweh. Sie saß allein am Fenster und sah nach dem finsteren Herbsthimmel, dessen unruhige Sterne an den Rändern der ziehenden Wolken flimmerten.

Auch auf dem Nachhausewege blieb sie schweigsam und ließ sich nur einsilbige Wörtchen entlocken.

Als sie an den „schwarzen Teichen" entlang gingen, fragte Harriet: „Wenn jetzt Herr Herz zu unseren Musikabenden kommt, kann er dann zur Unterhaltung nicht auch etwas beitragen? Singt er nicht?"

„Ich weiß wirklich nicht ... er pfeift fast immer ... übrigens singt er wohl — Tenor."

Es lag eine solche halbkomische Bitterkeit in diesem betonten Worte, daß Harriet verwundert die Schwester ansah, welche mit gekünstelter Gleichgültigkeit über die See hinausblickte.

Und Harriet schüttelte bedenklich ihr schönes Haupt.

XVII.

„Kommst Du heute Abend, Wilhelm?", fragte Marie.

„Nein, heute Abend bin ich eingeladen."

„Aber morgen Abend?"

„Vielleicht, nein, morgen Abend ist ja Lehrerversammlung wegen des Ueberschusses der Krankenkasse, die gewöhnlich damit endet, daß wir den Ueberschuß vertrinken."

„Auch eine Verwendung — anstatt ihn für das nächste Jahr aufzuheben!"

„Dafür stimme ich auch immer, aber die Unvernunft siegt natürlich."

„Und Du bist nur ein einziges Mal in dieser Woche hier gewesen!"

„Darum bin ich ja eben heute Nachmittag gekommen."

„Ja, etwas mußte ich Dich doch haben ... Aber es ist freilich nicht dasselbe, die Abende sind so traulich."

„Das ist wahr, aber alle diese Abende ist etwas dazwischen gekommen ... Man kann mir doch nicht vorwerfen, daß ich zuviel ausgehe."

„Nein, das thue ich auch nicht ... es ist nur, weil ich Dich in der letzten Zeit ein wenig vermißt habe ... In der vorigen Woche warst

Du nur zwei Abende da und — und auch in der vorvorigen, aber da warst Du ja allerdings in Naestved."

„So? Du führst genaue Rechnung."

„O, das ist nicht so schwierig zu behalten. Im Frühjahr kamst Du wenigstens drei Abende in der Woche."

Wilhelm antwortete nicht, er sah ärgerlich auf eine Scheere, mit welcher er nervös spielte.

„Gieb mir die Scheere, Du zerbrichst sie sonst noch . . . wo bist Du denn heute eingeladen?"

„Zu Oberst Schultz."

„Hm, Gesellschaft?"

„Sie haben Quartettmusik heute."

„Du bist doch glücklich, so viel Musik hören zu können."

„Nun, zu diesen Quartettabenden kannst Du ja auch kommen, ich habe Dir ja gesagt, daß sie Dich gerne sehen würden . . . aber natürlich müßtest Du einen Besuch machen, es sind Leute, die auf die Form sehen."

„Aber ich habe Dir ja auch gesagt, daß ich mir aus der Bekanntschaft nichts mache — und der Musik wegen einen Verkehr anzuknüpfen, das fällt mir doch nicht ein."

„Nein, gewiß nicht," antwortete Wilhelm, froh darüber, daß sie bei ihren ersten Entschlüssen blieb. „Vielleicht hast Du Recht, Sympathien und Antipathien irren selten."

„Nun, Antipathie, ich kann nicht sagen, daß ich eine Antipathie habe — keineswegs — warum denn?"

Aber vielleicht Eifersucht, dachte Wilhelm. „Jedenfalls kannst Du mir's nicht verdenken, daß ich allein gehe, wenn es Dir auch bisweilen einen Abend rauben sollte — es ist ja nicht meine Schuld, daß wir nicht zusammen dort sind."

„Nein, natürlich mußt Du hin, wenn Du Lust hast . . . Ein Klotz am Fuß, das ist dasjenige, was ich Dir am allerwenigsten sein möchte." Wenn ich mitginge, würde er noch öfter hingehen, dachte sie; und ein regelmäßiger Verkehr kommt nicht leicht zu Stande, wenn ich mich fortwährend zurückhalte."

Sie saßen einige Minuten stumm. Marie nähte fleißig, Wilhelm blätterte in einem Buche, sah auf die Uhr und verglich sie mit der seinen.

„Sage mir," fragte Marie und blickte plötzlich auf, „warum bist Du nur in den letzten Tagen — in dieser Woche — in einer so schrecklichen Laune gewesen?"

„Ich? Warum sollte ich denn schlechter Laune sein?"

„Ja Liebster, das möchte ich eben von Dir wissen — Du bist es doch . . . Am Sonntag war Deine Stimmung eine ganz gute, aber vorgestern war sie sehr trübe, und heute ist sie auch nicht besonders hell . . . Was ist Dir denn zuwider gegangen? Denn etwas muß es doch sein."

„Nein, ich versichere Dich, gar nichts — ja, vielleicht vorgestern ein paar kleine Verdrießlichkeiten, die nicht der Rede werth sind . . . Aber heute bin ich durchaus nicht schlechter Laune, ich befinde mich sehr wohl."

Er zwang ein Lächeln derselben Art hervor, mit welcher man versichert, daß ein bitterer Schnaps vorzüglich schmecke. Und wie das gewöhnlich geht, die Beschuldigung in schlechter Laune zu sein, versetzte ihn in noch schlechtere. Er konnte sich kaum überwinden, den Mund zu öffnen, sah rings umher an Decke und Wänden nach ein paar summenden Fliegen und blätterte zerstreut in einem Buche.

„Wo ist denn Deine Mutter, kommt sie nicht bald nach Hause?"

„Ich weiß nicht, sie ging aus, um Kaffee zu kaufen."

„Dann grüße sie; ich muß jetzt fort und einem dummen Jungen Latein mit Löffeln eingeben; die Uhr ist drei."

„Da hast Du doch noch viel Zeit."

„Ich habe auch noch unterwegs Verschiedenes zu besorgen."

„Dann Adieu, und sei mit dem dummen Jungen nicht gar zu ungeduldig."

„Gewiß nicht! Adieu."

Als er schon die kleine Treppe hinunter gegangen war, hörte er Marie die Thür öffnen und ihm nachrufen.

„Komm doch einmal zum Frühstück, morgen oder übermorgen — Mutter sehnt sich auch nach Dir — und in besserer Stimmung!"

„Ich komme schon. Adieu."

Sie schmiegte sich mit schmerzlicher Zärtlichkeit fest an ihn und küßte ihn so heftig, daß ihm die Lippen wehe thaten. Als sie den Kopf zurückzog, standen ihr die Augen voller Thränen.

Er that, als ob er es nicht bemerkte, sagte ihr noch einmal Lebewohl, so herzlich als es ihm möglich war, und beeilte sich fortzukommen. Er war froh, den Abschied überstanden zu haben, aber auch gequält von den Selbstanklagen, durch welche eine heiße Umarmung sich dafür rächt, mit einer kalten beantwortet worden zu sein. „Warum kann ich mich nicht wenigstens ein bischen liebevoll stellen, sie hatte heute solche Sehnsucht danach . . . ich bin doch ein rechter gefühlloser Klotz!"

Aber auch diese Gedanken verschwanden bald in der tiefen, willenlosen Schwermuth, die ihn in den letzten Tagen ganz gebrochen hatte, und deren Ursache er seiner Braut nicht beichten durfte.

XVIII.

„Ja, die A-Saite — hm — ist bei Gott brillant; das ist keine Frage," sagte die erste Violine, indem sie in der Mitte dieses Satzes einen Schnaps hinunterschluckte und ein Stückchen Käse auf die Gabel spießte.

„Nicht wahr?" rief der Oberst, „und überhaupt —"

„Aber ein Concertinstrument ist es nicht," näselte die kleine Bratsche.

„Nein, das hat ja Niemand gesagt," schnarrte die Violine zurück, so daß die kleine Bratsche dermaßen erschrak, als ob sie falsch eingesetzt hätte und anfing, den Bogen mit dem Kolophonium zu streichen.

„Für Ihren Gebrauch und um den Preis ist es ausgezeichnet, das weiß Gott," fuhr die erste Violine fort. „Sie haben da übrigens einen guten Cognac, Oberst."

Die zweite Violine brummte mit vollem Munde etwas Beifälliges, was sowohl dem Cello, als dem Cognac gelten konnte.

„O ja, es ist Martel mit drei Sternen."

„Wirklich — so — hm" — Und die erste Violine konnte nicht umhin, sich von dieser Ueberraschung durch einen Schluck zu erholen, der aus Zerstreuung in ihr Glas hineingerathen war.

„Kannten Sie das Stück von Onslow, Herr Herz?" fragte Schultz.

„Ja, ich habe es einmal im Kammermusikverein gehört . . . es ist ja ganz wohlklingend, aber es erbaut mich doch nicht so sehr. Was haben Sie denn für Mittwoch in Bereitschaft?"

„O, wir fiedeln wahrscheinlich einen Mendelssohn und einen alten Haydn, man kann ja nicht immer etwas Neues haben."

„Nun, wollen wir wieder anfangen?" fragte der Oberst . . . „Was spielen wir, haben Sie eine Idee?"

„Hm, wir können uns ja die Noten ansehen, die hier liegen, wir werden schon etwas finden."

Die zweite Violine beeilte sich, noch ein Stückchen Käsebrot hinunterzustopfen und folgte dann den Anderen in die dunkle Gartenstube nach, in deren Mitte ein paar Lichter hinter den grünen Schirmen eines Notenpults leuchteten.

Wilhelm blieb allein im Zimmer des Obersten zurück. Die Familie und ein paar Gäste befanden sich in einem großen Cabinete auf der anderen Seite der Gartenstube, deren Flügelthüren gerade gegenüber offen standen.

Wilhelm zögerte hinüberzugehen. Er war nicht aufgelegt, in Gesellschaft zu sein, und überdies war Harriet so besonders unfreundlich gegen ihn, daß er sich durch sie beengt fühlte. Er hatte stets das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden und wagte in ihrer Nähe kaum, Antonie anzusehen, die gerade heute ganz entzückend war. Sie trug ein neues Kleid mit Achselpuffen und einem kleinen Stehkragen, an welchen sich ein großzackiger Spitzenüberwurf anschloß, der dem schönen Halse offenen Platz bot. Es kam ihm vor, als habe sie in der Wahl dieses Anzugs seinen Geschmack berücksichtigt und versucht, seine Winke darüber, was ihr gut stehe, soweit es die Mode zuließ, zu benutzen.

In der Gartenstube fingen sie an zu stimmen. Wilhelm stand mit dem

Rücken gegen die Thür und starrte auf ein Schachbrett. Da kam Jemand in die Stube herein, es war Antonie.

„Ach, das Schachspiel ist es, das Sie hier fesselt!" rief sie.

„Nein, ich sah es ganz in der Zerstreuung an; meine Gedanken waren nicht dabei."

„Wenn sie weit entfernt waren, so müssen Sie sie zurückrufen, denn es wird etwas Schönes gespielt . . . Passen Sie auf, ich weiß, daß Sie es kennen."

Sie setzte sich in die Ecke des Sophas, und er ließ sich an ihrer Seite nieder. Sie saßen schrägüber der Thür der Gartenstube, von welcher sie einen grünen Vorhang, eine Tischrundung voll von Noten und gerade hinter dem Thürrahmen ab und zu ein wenig von der Flachsperrücke der ersten Violine sehen konnten, wenn diese sich zurücklehnte. Das Quartett hatte Platz genommen, Blätter wurden umgewendet und mit dem Bogen auf sie geschlagen, eine Schraube knarrte und der Baß brummte in einem fort.

„Meine Gedanken waren nicht so weit von hier, sie waren bei Ihrer Schwester."

„Ah!" Antonie erröthete ein wenig und sah auf ihre Stiefelspitzen hinunter.

„Glauben Sie, daß Ihre Schwester etwas gegen mich hat? Es kommt mir vor, als sei sie so unfreundlich gegen mich."

„Harriet? Nein, das kann ich unmöglich glauben, Sie müssen sich irren — aber hören Sie jetzt!"

Ein feiner, heller Dur-Dreiklang hatte so leise angefangen, daß man es kaum gehört, als er einsetzte; er wuchs durch anderthalb Tacte langsam, still, strahlend bis zu einer schimmernden Stärke, die fortwährend anschwellen und sich steigern zu müssen schien, bis sie Alles mit ihrem blendenden Glanze erfüllte — um plötzlich in einen finsteren, gewaltsam abgerissenen Moll-Accord abzubrechen. Ein kurzer, heftiger Satz von kräftigen und energischen Tönen folgte.

„Schubert, G-dur," flüsterte Wilhelm.

Antonie nickte lächelnd, lehnte sich ganz zurück und legte die Hände in den Schooß, während die Töne, gleichsam in steigender Leidenschaft, eine Quinte höher ihr wundersames Ineinanderwogen von schwellender Entzückung, plötzlichem Tiefsinn und Bach'scher Willenskraft wiederholten.

Wilhelm fühlte sich tiefinnerlich erschüttert von dieser Musik, die er damals zum ersten Mal gehört hatte, als sein liebeswundes Herz für solche Eindrücke doppelt empfänglich war. Wie hatte er nicht gegrübelt über diese räthselvolle Einleitung, welche die Geschichte einer verkannten und seltsamen Leidenschaft zu erzählen schien! Milder, wehmüthiger Schmerz, der bis zur tiefsten Verzweiflung verbittert wird — selige Freude, die plötzlich zur Sorge herabsinkt oder in Qual sich verwandelt — in welchem

Menschenhirn hat nicht das Leben diesen Gefühlen eine Stätte gebaut und zwischen ihnen Nervenbrücken gespannt, auf welchen auch die Musik mit ihren klingenden Sohlen gehen kann, um das mannigfaltige, dunkle Echo jener Empfindungen zu erwecken? — Aber eine Seligkeit, die fortwährend sich steigert und steigert, bis sie sich am Ende in dumpfen, brütenden Tiefsinn hineinwächst — o, in welchen Strudel seelischer Erregungen mußte der Tondichter hinuntertauchen, um eine solche Wunderperle heraufzuholen!

Es kam Wilhelm vor, als ob er in diesem Augenblicke das ganz verstehe; es war ja ein vergrößertes und veredeltes Bild von alledem, was er selbst in der letzten Zeit durchlebt hatte. Mit ein paar Violinstrichen war seine Leidenschaft hier in so großen, einfachen Zügen beschrieben, daß es befreiend und läuternd wirkte, sie so klar vor sich zu sehen. Und was ihm fehlte, es folgte eben in jenem energischen, kurzen Satze, der es auszusprechen schien: ‚Nein, länger will ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!' Noch ehe die Töne dieses Satzes aufgehört hatten in seinem Ohre nachzuklingen, stand der Entschluß bei ihm fest, sich von dem Verhältnisse zu Marie loszureißen, sich dem Weibe an seiner Seite hinzugeben, von welchem er fühlte, daß sie zu ihm gehöre. Und eine wundersame Ruhe überkam ihn, während auch der Sturm der Töne sich legte, um das Motiv zum Worte kommen zu lassen.

„Hören Sie," flüsterte er Antonie zu, „wie dieses Thema schüchtern und furchtsam hervorschleicht und noch sich in der Ferne hält, in der man es nicht greifen kann, wie durch einen Lichtnebel von dem zarten Zittern der Töne umhüllt. . . . Es gleicht einer Stimme, die da kommt, man weiß kaum selbst woher; aus einer fernen, strahlenden Zeit taucht sie empor mit winzigen, nur noch glimmenden Erinnerungsfünkchen, die aufleuchten und verschwinden . . . Und jetzt, wo es in die tiefen Töne des Violoncells übergeht, bekommt es da nicht einen geisterhaften Charakter?" — —

Er mußte ganz leise flüstern, um nicht zu stören; und Antonie war gezwungen, den Kopf so nahe an ihn heranzubeugen, daß seine Lippen fast ihr Ohr berührten.

Sie nickte lächelnd.

„Woher haben Sie diese schönen Bilder? Es ist ja, als hätten Sie in die Seele des Componisten hineingeschaut, als er das Werk schuf!"

„Nein," antwortete er, „ich sehe nur in meine eigene Seele und beobachte, was es in ihr hervorruft."

Er fühlte unter dem Klange dieser Töne die ganze wunderbare, bittersüße Stimmung wieder, welche sich damals seiner bemächtigt hatte, als er Antonien traf. Was an jenem Augustnachmittage sich nach und nach von allen Seiten über ihm zusammengezogen hatte, das wurde jetzt in ein paar Secunden in seiner ganzen unbegreiflichen Stärke hervorgezaubert.

Unvorbereitet, leise und doch sicher fing dann das Seitenmotiv an: eine kleine, einzelne Erinnerung, verwandt mit jener Stimmung, die ihm

den Weg gebahnt, eines ihrer zartesten Elemente. Eine herrliche Erinnerung, nicht an ein großes Bürgerglück, an eine Krönung auf dem Capitol vor den bewundernden Augen der Menge — nein, eher an eine Bekränzung mit frischen Waldblumen von zwei einsamen Händen und ohne einen anderen Zeugen, als den eines liebenden Blicks. Wie sich die unendliche Melodienfülle innerhalb der stillen Bewegung weniger Töne mit kurzen Intervallen entwickelt, so genügt auch einer solchen Erinnerung ihr enger, kleiner Bezirk; wie eine Biene im Blumenkelch saugt sie sich süß berauscht in ihn hinunter. Und doch ist in ihrem Glück auch ihr großes Weh enthalten: sie ist eben nur Erinnerung. Mit verzehrender Leidenschaft wächst sie, scheint sie sich an's Leben hervordrängen zu wollen, warmes Herzblut zu fordern zu ihrer Wiedergeburt gleich den Schatten des Hades — —

Es war die Stelle, die er den Abend vor sich hingesummt hatte, als Antonie und er, jedes in seinem Fenster nahe an einander standen und das Gewitter erwarteten. Jetzt schien ihm der Charakter dieser kleinen Melodie die ganze Eigenthümlichkeit seiner Bekanntschaft mit Antonien zu enthalten. Ihr überraschendes und doch von der Stimmung so vorbereitetes Begegnen, sein erstes, absichtsloses Sichhingeben, seine sich steigernde Leidenschaft! —

„Erinnern Sie sich des Abends nach der Lönneder Partie," flüsterte er, „als ich Sie durch das Summen dieser Melodie bewog, sich nach mir umzusehen?"

Antonie nickte, drehte aber den Kopf noch mehr von ihm weg. Als er sich weiter vorbeugte, sah er eine große Thräne über ihre Wange hinabgleiten.

„Nein, Sie dürfen mich nicht so ansehen . . . Ich kann nichts dafür, ich muß weinen, wenn ich so schöne Musik höre . . . Es ist wohl auch Nervosität! . . ."

Aber während sie dies sagte, wurde sie von seinem Arme zu sich herangezogen, seine Lippen küßten die letzten Worte von ihrem lächelnden Munde fort, ihr Kopf sank willenlos auf seine Schulter hinunter.

„Nein, nein, Antonie, es ist die Liebe!"

Es war ein Glück, daß die zweite Violine ihren leidenschaftlichen Satz des Motivs mit einer Joachim'schen Kraft strich, und daß der Oberst das neue Cello auf Kosten der anderen Instrumente die ganze Stärke der A-Saite entwickeln ließ. Trotzdem konnte es ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß der Ort für eine längere Unterhaltung dieser Art nicht glücklich gewählt war.

Antonie riß sich los, lehnte sich in die Ecke zurück und sah ihn einen Augenblick mit großen, erschrockenen Augen an, dann stand sie auf, öffnete leise die Gartenthür, die sich zur Seite des Sophas befand und ging hinaus. Wilhelm folgte ihr auf dem Fuße nach und verschloß vorsichtig die Thür.

„Ja," sagte sie langsam, „es ist die Liebe . . . und Sie? Ist es denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben, wirklich lieben, so wie Sie Harriet geliebt haben?"

„Antonie!"

„Ja, doch, doch, ich weiß es, ich weiß ja Alles . . . aber ich mache mir nichts daraus, es thut nichts, wenn diese Liebe nur nicht wiederkommt und mich verdrängt — das darf sie nicht, hörst Du? Meine Schwester — und dann Deine Braut! Mein Gott, was soll daraus werden? . . . Marie, wie liebst Du denn sie?"

„Du weißt ja, daß ich keine Andere als Dich liebe, Antonie — Sei doch ruhig, liebes Mädchen . . . Daß ich Harriet geliebt habe, ist so lange her und — die arme Marie — es war ein Irrthum — ich glaubte, nie wieder lieben zu können; ich wähnte, daß es genügen würde, sie so gern zu haben, wie ich sie gern hatte, meinte es wäre am besten so . . . Du hast es ja selbst gehört, das erste Mal, als wir zusammen sprachen, und Du glaubtest nicht an eine solche Liebe . . . Jetzt glaube ich auch nicht daran!"

„Und sie? Liebt auch sie Dich nicht?"

„Doch, ich fürchte es . . . Nein, nicht so wie ich Dich liebe; nicht so, das versteht sie nicht, daran glaubt sie nicht!"

„Nicht so, aber doch! . . . Und jetzt muß sie ihrem Glücke entsagen! Die Aermste! O Gott, es ist gewiß eine Sünde, daß ich so glücklich bin; aber ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders!"

Sie setzten sich auf die unterste Stufe der Holztreppe nach der Gartenstube. Das Weinlaub am Geländer und oben unter den Thürpfosten leuchtete blutigroth im Lampenlicht. Ueber den Rand der untersten Scheibe sahen sie bisweilen die Spitze des Violinbogens auftauchen. An den anderen Fenstern waren die Vorhänge zugezogen und im Cabinette die Läden geschlossen. Sie konnten ganz ungestört dort sitzen.

Die Nachtluft war lau. Die jungen Birken und Linden rings umher flüsterten traulich, und von der See her drang das leise Murmeln der Wellen zu ihnen. Aus der Gartenstube erklang die Musik wie aus der Ferne, doch deutlich. Der Modulationstheil mit seiner schnellen Abwechselung von Dur und Moll, die nicht mehr in so scharfem Gegensatze erschienen, bewegte sich, als wären die Rollen getauscht und der Anfang kehre in umgekehrter Folge wieder mit einer Steigerung von Wehmuth bis zur Freude! . . .

Sie waren beide der Ansicht, daß einige Zeit vergehen müsse, ehe Jemand es zu wissen bekäme. Erst müsse er das Verhältniß zu Marie lösen — dann könne das andere hinterher kommen als etwas Neues — wenn es nicht mehr so auffallend wäre.

„Und dann dürfen wir vor Allem es nicht so anfangen, daß man uns bemerkt," sagte Antonie, indem sie aufstand. „Ich gehe jetzt durch die

Küche hinauf, und Du gehst in Vaters Zimmer, wo Du während dieses ganzen Stückes gesessen hast."

„Und wann sehen wir uns wieder?"

„Ich habe morgen um neun Clavierstunde in Gammelholm . . . Ach, Du giebst Unterricht um die Zeit . . Dann schreiben wir einander . . . . Und übermorgen Abend kannst Du ganz gut kommen, Du bist ja Vater Revanche schuldig."

Der erste Satz spielte seine letzten Tacte, als Wilhelm in's Zimmer des Obersten trat; die heftige Musik übertönte das Knarren der Thür. Als der Schlußaccord erklang, sah er Antonien in's Cabinet hereinkommen. Er ging durch die Musikstube zu der Familie hinüber.

„Ich mußte in die Küche und nach dem Kuchen sehen," sagte Antonie.

„Aber gerade während Deines Lieblingsstückes! Das hättest Du gar nicht nöthig gehabt," sagte die Frau Oberst.

„Ist es auch Ihr Lieblingsstück?" fragte Wilhelm Harriet, die ihn und Antonie mit etwas mißtrauischen Blicken musterte.

„Oh, es ist ja sehr schön, aber zu lang!"

„Das war eine heiße Tour!" rief die zweite Violine in der Gartenstube. „Jetzt wollen wir die A-Saite in dem Andante hören, Oberst, da wird sie sich gut machen!"

„Aber ein Concertinstrument ist es doch nicht," murmelte die Bratsche stimmend.

„Es war eigentlich auch kein Concertspiel, was Du im Modulationstheil hören ließest," sagte die erste Violine, indem sie nachlässig die betreffende Stelle strich; „wenn Du so ein kleines Duo mit mir spielst, dann . . . . na weiter — also . . . ."

XIX.

„Sie haben ein Gespräch mit mir gewünscht, Fräulein Schultz?"

„Ja . . . . Sie sind vielleicht etwas verwundert über diese Bitte, und Sie werden sich wahrscheinlich noch mehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es meine Absicht ist, Sie zu ersuchen, nicht mehr in unserem Hause zu verkehren."

„Nicht zu verkehren — ich kann nicht leugnen, daß dies mich allerdings überrascht . . . . Dachte ich doch, daß jedes unangenehme Gefühl wegen — wegen damals — verschwunden sei, und es ist selbstverständlich, daß, wenn ich dies nicht angenommen und nicht auch geglaubt hätte, aus Ihrem Benehmen zu erkennen —"

„Nein, nein, es ist nicht deswegen . . . . nein, das wäre ja gar zu albern — Sie haben vollkommen Recht, natürlich — ich fühle mich Ihnen gegenüber wie gegen jeden Andern . . . . Nein, aber ich muß Ihnen ja den Grund sagen, besonders da ich mit einem so unhöflichen Verlangen komme — es ist um meiner Schwester willen."

„Antoniens?"

„Antoniens wegen, ja .... Sie ist, ich will nicht gerade sagen, für Sie eingenommen — ich hoffe es wenigstens nicht — aber —"

„Sie hoffen es nicht?"

„Nein, wie sollte ich das hoffen? Und wie könnten Sie anders als es fürchten, da Sie sich an eine Andere gebunden haben!"

„Nun, was das angeht, so ist das ja meine Sache .... Und was Antonie anbetrifft — Sind Sie der Vormund Ihrer Schwester?"

„Ja, der bin ich .... Aber ich begreife gar nicht, in welcher Weise Sie dies aufnehmen, Herr Herz .... Ich betrachtete es als selbstverständlich, wenn ich Ihnen meine Furcht anvertraute, Sie hätten zu starken Eindruck auf Antonien gemacht, — ihre Phantasie beschäftigte sich zu viel mit Ihnen — daß Sie dann als ein Mann von Ehre sich von einem Verkehr zurückziehen würden, der vielleicht eine Gefahr für Antonien in sich bergen könnte. ... Statt dessen scheinen Sie sich geschmeichelt zu fühlen!"

„Und ist Ihnen denn die Möglichkeit nie eingefallen, daß ich selbst mich in einer ebenso großen Gefahr — wie Sie es nennen — befinden könnte?"

„Dann hätten Sie doppelten Grund, obgleich schon der eine genügen sollte — und übrigens hätte ich in diesem Falle wol nicht nöthig gehabt, mir dieses nicht gerade angenehme Gespräch zu erbitten!"

„Sie meinen, weil ich mit einer Anderen verlobt bin .... eine Verlobung kann aufgelöst werden!"

„Aber was ist denn das für eine Tollheit! Sie, ein Bräutigam, verlieben sich in ein kaum entwickeltes Mädchen, mit dem Sie ein paar Tage zusammen gewesen sind! ... Und um dieser Stimmungsliebe willen, die Sie in ein paar Tagen vergessen können —"

„O, was wissen Sie von meinen Gefühlen! Sie glauben vielleicht auch, daß ich Sie in einer Woche vergessen habe!"

„Nein, das glaube ich nicht; aber das war etwas Anderes, es war das erste Mal .... Mich kannten Sie ganz genau, aber Antonien können Sie nicht kennen, und Antonie kann noch weniger Sie kennen .. Wie wäre das möglich? Sie hat Sie nur im Sonntagsanzug gesehen — sie ist Ihnen begegnet, als Sie in schwärmerischer, wehmüthiger Stimmung auf alten Plätzen umherwandelten, — so etwas verschönt immer .... Ich aber kenne Euch Beide, und ich weiß, daß Antonie für Sie nicht paßt, daß Sie sie unglücklich machen werden, ob Sie sie jetzt auch noch so sehr zu lieben glauben!"

„Und warum sollte sie nicht für mich passen?"

„Nun, schon die äußeren Verhältnisse sind nicht günstig .... Sie können ihr sehr wenig bieten; wissen Sie, Antonie ist nicht dazu geschaffen, die Frau eines Schullehrers zu werden. Sie ist verwöhnt, hat Sinn für

Luxus, sie wird sich schwer darein finden, sich nicht kleiden zu können, wie sie gewohnt ist, nicht in Concerte und in's Theater zu kommen — lauter Tropfen, die aber auf die Dauer eine solche Flamme verlöschen werden, die ganz von selbst brennen muß."

„Sie urtheilen sehr geringschätzig über Ihre Schwester; und Sie müssen es einem Liebenden verzeihen, wenn er auf Ihr Urtheil kein großes Gewicht legt!"

„Ich habe nicht gesagt, daß sie niemals, unter keinen Umständen sich in solche Verhältnisse würde finden können — ich sage nur, daß sie es mit Ihnen nicht können wird.

„Habe ich es von Ihnen verdient, daß Sie, statt mir Gründe zu nennen, mich in solcher Weise kränken?"

„Ja, Sie haben es verdient, denn Sie hätten es sich selbst sagen sollen! . . . Es thut mir leid, wenn ich Sie kränke, und ich wünschte, ich könnte, es Ihnen sagen, ohne Sie zu verwunden, aber sagen muß ich es jedenfalls, was ich denke . . . Ich meine also, daß Antonie sich nach dem Außergewöhnlichen sehnt, nach etwas Besonderem in irgend einer Richtung . . . Mit einem berühmten Manne, oder selbst mit einem wenig bekannten, der ein imponirender seltener Geist wäre — ja, mit dem würde Antonie, glaube ich, auch kleine Verhältnisse und Widerwärtigkeiten des Lebens tragen, ohne von ihnen bedrückt zu werden, ja, sie würde sogar dies mit einem gewissen Stolze thun . . . Aber Sie sind nicht so jung oder so eingebildet, um nicht wohl zu wissen, daß Sie keines von beiden sind oder werden."

„Das sind harte Worte, Fräulein, besonders weil sie wahr sind... Sie haben Recht: ich habe niemals ein eigentliches Talent besessen, und selbst eine größere Begabung hätte wohl abgestumpft werden können bei dieser Tretmühlenarbeit der Schule, in diesem kleinlichen Kampfe um's Dasein . . . Ich bin nicht mehr wie damals als ich Sie liebte — ich bin über das Alter hinaus, in welchem man Erlaubniß hat zu hoffen, daß man etwas Großes werde . . . Ich weiß sehr gut, daß ich in meiner Wissenschaft nicht bahnbrechend sein, sondern nur am Wege sitzen und Steine klopfen kann, eine Arbeit, welche tausend Andere ebenso gut zu verrichten im Stande sind, eine Arbeit, zu der nur ein wenig Uebung und Ausdauer gehört . . . Ach, wenn Sie ahnten, was dies sagen will — wie bitter es ist, es nur auf die Lippen zu bringen — o, Sie würden verstehen, daß ich eben darum Erlaubniß haben muß, auf eine andere Art von Glück zu hoffen . . . Auch da hatte ich schon entsagt und mich bei etwas beruhigt, was nur ein halbes Glück war, ein Glück ohne Poesie, ohne Rausch, so gewöhnlich, so tödtlich-alltäglich — denn ich glaubte ja, es sei Alles, was mir übrig geblieben . . . Aber da kam es über mich, als ich Ihre Schwester kennen lernte, so wunderbar, so selig, alle die alten Träume, nur mit noch brennenderer, verzehrenderer Sehnsucht! Denn das fühle ich ja, daß es

das letzte Mal wäre, wenn dieses mir verflöge — ach, das Andere, das ertrüge ich nicht mehr, es wäre aus, sich damit zu begnügen — —"

„Nein, nein, Herz, es ist nicht aus . . . Warum wollen Sie das klare Wasser wegschütten, um ein Glas Wein hinunter zu gießen und dann das übrige Leben zu verschmachten? . . . Ich weiß so gewiß, daß Sie für Antonie der Mann nicht sind . . . Es rührt sich so Vieles in ihr, sie ist noch zu jung dazu . . . Auf alle Fälle müßte sie einen Mann haben, der sich mit ihr entwickeln, oder einen, der ihre Entwickelung leiten, sie zur Klarheit über sich selbst bringen könnte. . . Glauben Sie denn, daß Sie dazu im Stande sind? Fühlen Sie nicht, daß sie Ihnen zu stark — oder fremd werden wird? . . . Denn sie war ja doch nicht Ihr Ideal, nein, das können Sie vor mir nicht verbergen. Erinnern Sie sich doch, ich bin das Weib, das Sie geliebt haben! . . . Wie oft haben Sie mir damals nicht gesagt, daß, was Sie an mir besonders schätzten, eine gewisse milde Ruhe und Klarheit sei, meine Sicherheit und mein Muth — ja, Sie haben mich gewiß überschätzt, aber sie beurtheilten mich doch nicht falsch, ich besaß doch etwas von alledem! . . . Als ich dann Ihre Braut traf, da schien es mir, als ob sie dieselben Eigenschaften besäße, und ich glaubte, sie würde für Sie passen, vielleicht noch besser als ich, wenn ich Sie geliebt hätte. . . . Aber Antonie — beinahe das Gegentheil, wie können Sie sie lieben! Denn das sehe ich ja, daß Sie selbst sich nicht verändert haben — natürlich, das thut man überhaupt nicht . . . Nein, ich begreife nicht, wie das gekommen ist! . . . Wäre es nicht zu eingebildet, so möchte ich fast glauben, Sie haben sich in Antonie verliebt, weil sie meine Schwester ist!"

„Das glaube auch ich."

„Sie glauben es! . . . Und dennoch —"

„Nun, was hat denn das zu sagen? . . . Wenn das Gedicht schön ist, was geht uns seine Veranlassung an . . . Es mag sein, daß ich mich nicht in sie verliebt hätte, wenn sie nicht Antonie Schultz geheißen — wenn sie nicht durch kleine, fast unmerkliche Aehnlichkeiten mich an Sie erinnert hätte — und wenn ich sie nicht an einem Orte getroffen hätte, wo selbst die Steine selbst die holprigen Steine des Kleinstadtpflasters mir von einer Liebe ganz anderer Art redeten als der, zu welcher ich entsagt hatte! . . . Aber liebe ich sie denn darum weniger?"

„Das ist aber eine Liebe, auf welche kein Zusammenleben zu gründen ist . . . Sie lieben sie ja nicht um ihrer selbst willen; und wenn all diese zufälligen Umstände verschwunden sein werden, wenn Sie der Wahrheit gegenüber stehen, daß das Ganze eine Illusion gewesen —"

„Wenn das geschieht — und es braucht ja nicht zu geschehen — dann bin ich doch eine kleine Weile glücklich gewesen — ach, so unendlich glücklich, wie ich niemals geglaubt hätte, es zu werden!"

„Nein, nein, Sie sprechen wie im Fieber — Sie können das nicht meinen, wenn Sie ruhiger geworden sein werden! Sie sind ja nicht ein

solcher Egoist, daß Sie sowohl Ihre Braut wie Antonien unglücklich machen wollten, um den Rausch eines Augenblicks zu genießen!"

„Aber mit Antonien ist es ja ganz dasselbe! . . . Wenn ich selbst es auch aufgeben könnte, habe ich dann ein Recht, für sie zu handeln, ihr Glück wegzugeben, das vielleicht nie wieder kommt? . . . Denn sie liebt mich ja eben so!"

„Nein, Sie haben mich mißverstanden — das habe ich nicht gesagt, das meine ich nicht —"

„Sie haben es nicht gesagt, sie selbst aber hat es mir gesagt."

„Antonie! . . . So weit ist es gekommen? . . . Warum haben Sie denn das nicht gleich —"

„Es sollte ja ein Geheimniß bleiben — ich habe vielleicht nicht einmal jetzt das Recht, es zu verrathen . . . Nun aber, da wir so offen zu einander gesprochen haben — und überdies, Sie sehen, es ist zu spät . . . Es ist geschehen . . . Ich habe gestern einen langen Brief an Marie geschrieben, ihr Alles erklärt und sie gebeten, mir meine Freiheit zurückzugeben."

Harriet saß einen Augenblick stumm da und sah nach einem Häufchen verwelkter Blätter, welches der Wind draußen vor der Laube herumwirbelte, in der ihre Zusammenkunft stattfand. Dann erhob sie sich langsam.

„Also — meinen Glückwunsch."

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Was könnte ich sagen, Herr Herz — oder Wilhelm — da Sie ja mein Schwager werden — nach alledem, was ich schon gesagt habe? Es zurücknehmen kann ich doch nicht . . . Was soll ich sagen außer dem einem Selbstverständlichen, daß ich hoffe, ich sei keine Kassandra gewesen! . . . Und dann, daß ich — daß ich — ich meine, wenn meine Eltern vielleicht — mit der Partie nicht ganz zufrieden sein sollten — von meiner Seite sollt Ihr nichts Anderes als Freundlichkeit erfahren — und ich glaube, ich habe etwas Einfluß auf meinen Vater."

Wilhelm drückte ihr die Hand. In demselben Augenblick wandten sie beide den Kopf, man hörte Antoniens Stimme, die laut aufsang. Sie kam die Treppe herunter und ging nach der Laube zu.

„Leben Sie wohl!" sagte Harriet und zog ihre Hand aus der seinen.

„Nein, bleiben Sie doch!"

„Nein, nein — verstehen Sie denn nicht — Ihre feierliche Uebergabe an Antonien durch meine Hand, das wäre doch zu sentimental — oder komisch . . . Also adieu!"

Sie ging am Gartenzaun entlang nach dem Hause. Als sie aber die Treppe hinaufsteigen wollte, kam Antonie ihr nachgestürzt, warf sich ihr um den Hals und rief, sie heftig küssend:

„Ach — Harry, Harry! Und ich habe in diesen Tagen so schlecht von Dir gedacht!"

„Nun, hast Du mir jetzt den Tenoristen vergeben?“ fragte Harriet lächelnd und küßte sie auf die Stirne.

XX.

„Du solltest es lieber aufschieben, den Brief zu schreiben, liebstes Kind, es greift Dich zu sehr an,“ sagte Frau Ingerslev und sah bekümmert nach der Tochter.

Marie saß mit dem Rücken gegen sie gekehrt und beugte sich über die vorgezogene Platte des Schreibpults. Ein unausgesetztes, fast unmerkliches Zittern flog über ihre Schultern.

„Warte lieber, bis Du etwas ruhiger geworden bist — Du hast schon zwei Stunden geschrieben —“

„Nein, Mutter, ich muß fortfahren, — ich kann nicht anders . . . Ich bin ja auch bald fertig . . . Und es ist besser so, auf ein Mal . . . Es geht nur etwas langsam meiner Augen wegen . . . Ich weine nicht mehr — aber ich weiß nicht — die Thränen laufen wie aus einem übervollen Becken — ich kann nicht dafür . . . Und dann muß ich so oft umschreiben — denn ich habe Angst, daß etwas Bitteres hineinkomme — und dazu habe ich kein Recht — und ich würde es auch bereuen — immer und immer — das weiß ich.“

„Man darf nie gegen Jemand bitter sein, der nicht aus bösem Herzen handelt — und das hat er nicht —“

„Nein, nein —“

„Aber schwer wird es mir doch fallen, ihm die Schwäche und den Eigennutz zu vergeben, daß er Dich verlassen konnte, meine einzige, geliebte Tochter.“

Frau Ingerslev hatte sich vom Sopha erhoben und umarmte Marie, welche die Feder weglegte und sich wie ein Kind ihrer zärtlichen Liebkosung hingab.

„Ja, Mutter — das kommt und geht von selbst, man kann es nicht erhaschen und nicht halten — glaube ich . . . Jedenfalls konnte e r es nicht . . . Ach, warum mußte das doch geschehen? — und von derselben Familie! . . . Zwei Mal haben sie mir ihn weggenommen — und jetzt bekomme ich ihn nie mehr wieder . . . Und ich hatte doch nur ihn.“

„Hast Du denn nicht mich, Marie?“

„Ja, Dich habe ich freilich, liebe Mutter — wie sollte ich es auch anders ertragen?“

„Nein, so darfst Du nicht reden, Kind. Hast Du denn nicht auch noch Deinen Glauben, den er nicht mit Dir theilte, und Deine Arbeit — wenn sie auch klein und unscheinbar ist?“

„Ja, gewiß habe ich das,“ antwortete Marie, indem sie sich erhob und nach dem Fenster ging. — „Aber doch ist Alles so leer . . . So leer — wie es vielleicht für Wilhelm geworden wäre, wenn er bei mir

geblieben wäre ... Nein, nein! Das kann ich nicht glauben — ich hätte ihn doch glücklich gemacht, wenn er auch in der ersten Zeit etwas vermißt hätte ... Aber Antonie — wie wenig kennt sie ihn! Wird ihre Liebe aushalten, mit seinen Schwächen nachsichtig sein, wie die meine, ihm durch ärmliche Verhältnisse folgen und Alles —— Ach Mutter! Wenn er jetzt nicht einmal mit ihr glücklich wird — warum mußte das geschehen?"

„Marie, wir haben nie das Recht zu fragen ‚warum?' ... Doch denke jetzt nicht so viel an ihn und wie es ihm gehen wird; er denkt ja auch nicht an Dich."

„Doch, das wird er thun — aber ach ja, er wird mich vergessen! Und das sollte ich ihm wohl auch wünschen ..."

Illustrirte Bibliographie.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Prof. Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, Dr. L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. C. Lemcke, Dr. R. Freiherr v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Prof. Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling und Anderen herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Vor sieben Jahren wurde die erste Lieferung des großen oben bezeichneten Unternehmens versandt. In 3—4 Jahren, sagte damals der Prospect, würde es vollendet sein. Dies ist nicht völlig eingetroffen, zumal immer noch Erweiterungen des ersten Planes stattfanden. Wohl aber liegen doch jetzt 128 Bände, etwa zwei Drittel des Ganzen, vollendet vor, und es ist wohl angemessen, den Lesern von „Nord und Süd" einen Ueberblick über diese in der That sehr bedeutenden Leistungen zu gewähren, obwohl Kürschner's Nationalliteratur schon früher (Heft 90) in dieser Monatsschrift besprochen worden ist.

Das Unternehmen steht in der That einzig in seiner Art da, insofern es verschiedene bisher fast immer getrennte oder in anderer Combination verbundene Bestrebungen in höchst glücklicher und planmäßiger Weise vereinigt. In Deutschland ist — seit durch Herder zuerst der Begriff der „Nationalliteratur" als der Gesammtheit der für das Culturleben eines bestimmten Volkes charakteristischen Literatur erfaßt und von Generation zu Generation verbreitet wurde — der Wunsch, von der früheren Entwickelung unserer Literatur bis auf die Gegenwart hin etwas kennen zu lernen, in den weitesten Kreisen so lebendig geworden, wie bei keinem anderen Volke. In Folge dessen haben wir an Literaturgeschichten verschiedener Art Ueberfluß. Aber solche Bücher mit literargeschichtlichen und biographischen Daten und Zahlen, mit guten oder schlechten Urtheilen über die Dichter und ihre Werke sind gar nicht dasjenige, was in erster Linie zur wirklichen Kenntniß von unserer Literaturentwickelung beiträgt; vielmehr gehört dazu vor Allem die Lectüre der Werke selbst!

Nun hat ja in den letzten zwanzig Jahren einerseits der buchhändlerische Unternehmungsgeist der Verleger, andererseits der Ernst und die Gründlichkeit der deutschen Philologen mit großem Eifer die Veranstaltung neuer Ausgaben von Literaturwerken der ältesten wie der neueren und neuesten Zeit bewirkt. Unsere Klassiker des



Kunrat von Ammenhausen, der Dichter des Schachzabelbuchs. Nach der Stuttgarter Handschrift von 1467. Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 12. Stuttgart, W. Spemann.

achtzehnten Jahrhunderts, und ebenso auch die mit Recht so genannten Klassiker des Mittelalters liegen zum Theil schon in vielen verschiedenen Ausgaben erneuert vor, unter denen die einen auf möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit der Texte, die anderen auf angemessene Auswahl des Bedeutendsten und Schönsten, oder auf gute Erläuterung des unverständlich Gewordenen, oder auch auf schöne und geschmackvolle Ausstattung den Hauptwerth legen. Und nicht nur die Klassiker, sondern auch

literarische Größen zweiten, dritten, vierten Ranges aus allen Zeiten unserer Literaturentwickelung sind mit einer Sorgfalt und einer Gründlichkeit edirt und monographisch behandelt worden, die dem Laien bisweilen schwer verständlich ist. Aber einerseits ist unter dieser großen Fülle von Ausgaben nicht nur das größere Publicum sondern auch der Fachmann, der Lehrer sowie der Forscher, manchmal in Verlegenheit zu entscheiden, wo er die für seine Zwecke passendste Ausgabe finden soll; anderer



Titelblatt der ersten Ausgabe des „Simplicissimus“ von 1668.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 33. Stuttgart, W. Spemann.

seits hat unter allen Sammelwerken (abgesehen von einigen nur Bruchstücke bietenden Anthologien, wie sie namentlich vor 30—40 Jahren auftraten) noch keines es versucht, die gesammte deutsche Nationalliteratur von der ältesten Zeit bis in unser Jahrhundert hinein zu umspannen.

Ferner ist die hohe Bedeutung von Illustrationen, welche den Leser in die Entstehungszeit eines Literaturwerkes zurückversetzen, sowie von treuen Reproductionen

der Handschriften und der älteren Druckeinrichtungen in jüngster Zeit allgemeiner gewürdigt worden. Solche Beigaben fördern das allseitige Verständniß der Lectüre und haben auch für sich allein genommen ein hohes culturgeschichtliches Interesse. Bei der gegenwärtig ungemein vervollkommneten und verfeinerten Technik auf diesen Gebieten ist von diesen Hülfsmitteln zur Ausschmückung und Erläuterung von literaturgeschichtlichen Werken und einzelnen Ausgaben schon öfter Gebrauch gemacht worden; aber wohl noch niemals in einer so umfassenden, von bloßer Curiositätensammlerei weit entfernten und das Verständniß der Literaturwerke und ihrer Zeit wirklich unterstützenden Weise, wie es in Kürschner's deutscher Nationallitteratur geschehen ist.

Dieses umfassende Sammelwerk, von dem doch jeder Band in sich abgeschlossen und zu gleichmäßigem Preise (M. 2,50 ungebunden) einzeln käuflich ist, bietet eine sehr glückliche Vereinigung aller dieser Bestrebungen. Es enthält historisch-kritische Textausgaben mit knappen, aber belehrenden Erläuterungen, mit Einleitungen zu jedem Schriftsteller und zu jedem Werke, die in ihrer planmäßigen Ausführung zusammen eine Uebersicht über die ganze deutsche Literaturgeschichte gewähren, und mit Ausstattung durch Illustrationen von hohem Werthe für das Verständniß der Culturentwicklung, welche die Geschichte unserer Nationalliteratur begleitete, sowie für die Kenntniß der persönlichen Verhältnisse und Lebenskreise, in denen die einzelnen Dichter und Schriftsteller sich bewegten.



Des ersten Beernhäuters Bildnus. In einer Schrift Grimmelshausens vom Jahre 1670.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur, Band 33. Stuttgart, W. Spemann.

Auch die ältesten Zeiten unserer Nationalliteratur sind in dem ersten bis zum Jahre 1025 reichenden Bande durch reichliche, gut ausgewählte Proben im Originaltexte vertreten; den gotischen (Wulfila), altsächsischen (Heliand) und althochdeutschen (Hildebrandslied, Muspilli, Otfrid, Notker und viele andere) Texten ist außer den durchaus wissenschaftlich begründeten Erläuterungen und einem vollständigen Wörterbuche auch noch eine vollständige neuhochdeutsche Uebertragung (Zeile für Zeile abgesetzt) beigegeben, welche nicht etwas für sich bedeuten, sondern nur allen Lesern das Verständniß der Originaltexte erleichtern will. Es ist erstaunlich, wie viel in diesem, ebenfalls mit höchst interessanten Schrift- und Illustrationsproben ausgestatteten Bande, welcher 521 Seiten mit zum Theil schwierigem, aber meist völlig correctem Satz umfaßt, für so geringen Preis dem Leser geboten wird! Die folgenden Bände 2—12 sollen der mittelhochdeutschen Literatur (Epik, Lyrik, Didaktik) gelten; von ihnen sind bisher sieben erschienen, in denen das Hülfsmittel der wörtlichen Uebertragung in unsere neuere Schriftsprache nur selten noch angewandt, das Verständniß aber durch reichliche Inhaltsangaben und Erläuterungen dem Leser erleichtert ist. Mit Band 13 („Deutsches Leben im Volkslied um 1530") beginnt die neuhochdeutsche Literatur; mit Band 27 (Martin Opitz) die „erste schlesische Dichterschule", mit Band 46 (Klopstock's Werke I) die klassische Periode des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dieser ist für Lessing, Goethe, Schiller unbedingt vollständige Wiedergabe aller Werke nach neuer Textrevision und in zum Theil neuer und sehr übersichtlicher Anordnung beabsichtigt; aus Klopstock, Wieland, Herder erhalten wir nur eine umsichtig getroffene Auswahl. Besonderen Dank verdient der Herausgeber für die Geschicklichkeit, mit welcher er aus den Werken der Theoretiker oder der nach ihrem

eigenen dichterischen Verdienste untergeordneteren Schriftsteller eine Auswahl so getroffen und combinirt hat, daß sie — ohne allzuviel Raum fortzunehmen — zum Verständniß der großen Klassiker und der gesammten Literaturentwicklung in vorzüglicher Weise benutzt werden kann.

So enthält z. B. Band 42 „Gottsched, Bodmer und Breitinger" ein sehr reich-



Klopstock.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur Band 46, 1. Stuttgart. W. Spemann.

haltiges, für die ersten wissenschaftlichen und für didaktische Bedürfnisse völlig genügendes Material zur quellenmäßigen Orientirung über die oft genannten, aber im Ganzen wenig gekannten Streitigkeiten jener Theoretiker, sowie zur Aufklärung über den Gegensatz, in welchen Klopstock, Lessing und Spätere zu ihnen treten mußten. Band 72 „Lessings Jugendfreunde" vereinigt (neben kleineren Mittheilungen und namentlich auch einer ganz vorzüglichen Biographie von Nikolai!) sechs vollständig

abgedruckte Werke von Weiße, v. Cronegk, v. Brawe und Fr. Nicolai, deren Kenntniß für das Studium z. B. der Lessingschen „Dramaturgie" höchst wichtig ist. Ebenso ist



Portrait von Fr. R. L. von Canitz, in der Ausgabe Canitz'scher Gedichte von König (1727).
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 39. Stuttgart, W. Spemann.

die Zusammenstellung ausgewählter Werke der „Stürmer und Dränger" (Band 79—81 mit guter Besprechung Hamann's!) sehr verdienstlich, obwohl ich gerade hier einen etwas ausgedehnteren Umfang der mitgetheilten Dichtungen gern gesehen haben würde.

Unter den bereits erschienenen Bänden aus der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hebe ich die Auswahl aus Tieck (3 Bände), das „Schicksalsdrama“ (Band 151), sowie den vorzüglich erläuterten „Münchhausen“ von Immermann (Band 160, 1. 2) namentlich hervor. Mit einer „Anthologie seit Goethe's Tode,“ sowie zwei Bänden vergleichender literaturgeschichtlicher Tabellen und Register soll nach dem Prospecte die Sammlung abgeschlossen werden.



Bild zur ersten Monologscene in „Faust. Ein Fragement. Von Goethe“. 1790. Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur, Goethe's Werke, Band 12. Stuttgart, W. Spemann.

Es war kein Leichtes, für eine so umfassende Sammlung die richtigen Mitarbeiter zu gewinnen und die Wirksamkeit derselben so zu vertheilen und zu regeln, daß bei voller Schonung der wissenschaftlichen Selbstständigkeit des Einzelnen dennoch ein planmäßiges Zusammenwirken derselben und eine in diesen Plan passende gleichmäßige Ausführung aller Theile erreicht wurde. Nach beiden Richtungen ist es dem rührigen Herausgeber gelungen, gute, in einzelnen Fällen vorzügliche Erfolge zu erreichen. Der mir hier zugewiesene Raum gestattet es nicht, die Leistungen auch nur einer größeren Zahl der Mitarbeiter irgendwie eingehend zu charakterisiren. So sei hier nur noch hervorgehoben, daß viele Bänoe der Sammlung auch gänzlich neues oder wenig bekanntes wissenschaftliches Material zugänglich machen; ich nenne beispielshalber für Schiller's Werke die noch in keiner früheren Ausgabe abgedruckte älteste Gestalt mehrerer Stellen aus den „Räubern,“ sowie die historische Quelle, den Prosaentwurf und die spätere Bearbeitung des „Don Carlos“; ferner die vielen neuen Mittheilungen, die Th. Zolling über Heinrich von Kleist gemacht hat. Häufig sind die literaturgeschichtlichen Darstellungen von neuen und anregenden Gesichtspuncten aus gegeben, wie z. B. bei der Behandlung des „Simplicissimus“ von F. Bobertag, bei den Einleitungen zu Klopstock's Werken von R. Hamel, bei Bürger's Gedichten von Professor Sauer und bei vielen ebenso gründlich durchdachten, wie fesselnd geschriebenen Arbeiten von Professor J. Minor. Bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit aber ist die Rücksicht auf das Interesse und das Verständniß weiterer Kreise nirgends unterlassen. Die Illustrationen endlich sind zwar nicht über alle Bände gleichmäßig vertheilt; überall aber sind sie mit großer Umsicht aus durchaus authentischem Material ausgewählt und durchweg vorzüglich ausgeführt, wie auch die Druckausstattung aller Bände eine sehr würdige und solide ist.

Alles in Allem sind die bisher erschienenen Bände des großen Unternehmens der größten Theilnahme unserer gebildeten oder nach Bildung strebenden Lesewelt voll-

kommen würdig. Für Schul- oder Vereinsbibliotheken ebenso wie für die Bücherei des deutschen Hauses giebt es kaum eine empfehlenswerthere Anschaffung als die vollständige „Deutsche Nationallitteratur“, oder eine nach bestimmten Bedürfnissen und Mitteln abgemessene Auswahl aus den Bänden derselben, die sich in dem schönen gleichmäßigen Einbande auch äußerlich würdig repräsentiren. Möchte es dem Herausgeber bald vergönnt sein, das glücklich bis über die Hälfte geführte große Unternehmen in gleicher Art und in nicht allzuferner Zeit völlig zu Ende zu bringen!

O. E.

Felix Dahn's „Weltuntergang.“

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Ein hochbedeutender Vorwurf ist es, den wir in dem neuesten Werke Dahn's behandelt sehen: die Wirkung, welche der allgemein verbreitete Glaube an den Weltuntergang und das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zur Sommersonnenwende des Jahres 1000 auf die politischen Ereignisse übt, wird zur Grundlage eines historischen Romans gemacht; und die verschiedenen seelischen Eindrücke, die jener weltbeherrschende Aberglaube auf den Helden, den Würzburger Bischof Heinrich von Rothenburg, und auf die mannigfaltigen ihn umgebenden Gestalten äußert, gewähren der lebens- und wechselvollen Charakterschilderung einen eigenartigen Reiz. Derselbe erreicht durch die stetig sich steigernde Erwartung des gefürchteten Ereignisses gegen Ende des Werkes seinen Höhepunkt.

Der Kern der Erzählung, um den sich die kleineren Episoden schließen, ist leicht herauszuschälen. Graf Heinrich von Rothenburg, im Dienste der Kaiserwittwe Theophano, war in den Kampf gegen die Wenden gesandt. Kehrt er als Sieger zurück, so ist ihm die Herzogswürde zugedacht, und als Herzog will er um die Hand Heilfriedens werben, des schönen Edelfräuleins im Geleite der Kaiserin. Theophano aber liebt den Grafen und will ihn zu ihrem Gemahle und zum Regenten des Reiches erheben: sie zwingt Heilfriede, Gerwalt, den Grafen des Waldsassengaues, zu ehelichen. Als Herr Heinrich zurückkehrt, wähnt er Heilfrieden untreu, und er entsagt der Welt: er nimmt die Priesterweihen und wird zum Bischof von Würzburg ernannt. In Gerwalt sieht Heinrich seinen ärgsten Feind, und darin wird er von seinem Archidiacon Berengar bestärkt. Der Lombarde Berengar, der Sohn Berengars von Ivrea, hegt gegen Kaiser Otto glühenden Haß; unablässig ist er bemüht gewesen, die Gerechtsame des Bisthums Würzburg zu erweitern, denn selbst strebt er nach dem Sitze, auf den die berechtigte Anwartschaft ihm Heinrich von Rothenburg geraubt. Durch eine falsche Verleihungsurkunde und durch Verunglimpfung des Grafen Gerwalt reizt der Archidiacon den Bischof auf, Stadt und Grafschaft dem Könige zu entreißen und zu solchem Zwecke die nahen Wenden in Sold zu nehmen. Berengar wird als Vermittler zu deren Fürsten Zwentibold geschickt und verpflichtet diesen, Würzburger Grafschaft und Bisthum zu überfallen und den Bischof zu ermorden, auf daß der Stuhl erledigt sei. — Der kluge Berengar ist weit entfernt, den Aberglauben an das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zu theilen. Bischof Heinrich hatte Alles von der Entscheidung des Papstes abhängig gemacht und seinen Jägermeister Arn nach Italien gesandt, dieselbe einzuholen. Und da nun dieser wildeste Mann im Mönchsgewande als Bote des Papstes zurückkehrt, den Weltuntergang zu verkünden und Buße zu predigen, da schwinden auch Herrn Heinrichs Zweifel. Alles bereitet sich auf die Sonnwende vor: die Einen geben sich dem vollen Lebensgenusse hin, die Anderen thun Buße. Zum Bischof kommt Frau Heilfriede, zu sagen, daß sie schuldlos und zur Ehe gezwungen sei. Herr Heinrich, Frau Heilfriede und Graf Gerwalt wollen Hand in Hand an heiliger Stätte das Ende erwarten. Kurz vor der Stunde, die den Untergang der Welt bringen soll, brechen die Wenden unter Zwentibold und Berengar herein: nach heißem Kampf, in dem die Führer fallen, werden sie zurückgeschlagen. Herr Heinrich ist wund von vergifteter Waffe: Heilfriede saugt die Wunde aus und rettet ihm das Leben.

In diese Erzählung, welche sowohl in der äußeren Form als auch — abgesehen von der zu großen Vertraulichkeit des klugen Berengar gegenüber dem Wendenfürsten

— in der Zeichnung der Charaktere sehr gelungen ist, hat Dahn eine Reihe von Stoffen eingeflochten, die bereits im Jahre 1868 in einem Cyklus von kleineren Gedichten unter dem Titel „Weltuntergangs-Erwartung" verwerthet waren. Wir müssen dem Dichter Dank wissen, daß er die Gestalten, die in jenen Balladen nur skizzirt und in Folge dessen etwas derb gezeichnet erschienen, fein ausgearbeitet hat; indeß dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in der Verwendung dieser Charaktere im Roman die Gefahr lag, daß manche Theile desselben ein episodisches Gepräge annahmen und zu sehr in die Länge gezogen wurden: ist das schon mit der Erzählung vom Juden Renatus der Fall, so noch in höherem Maße mit der Schilderung des frommen Gärtners Wartold. Wäre es nicht — zumal ja die aller höheren Reflexion baare Gottergebenheit schon in der Mutter Ute verkörpert ist, — lohnender gewesen, die Eindrücke jenes Aberglaubens auf einen geistig höher stehenden Menschen, etwa auf einen gelehrten geistlichen Philosophen wirken zu lassen? Die Gestalten der vier Liebenden, des Ritters Helmut und der Jungfrau Edel sowie des Herrn Fulko von Yvonne und der schönen Minnigard sind in ihren Grundsätzen unendlich wirkungsvoll, und die Durchführung der Charaktere ist — abgesehen von einigen reiflich freien Anschauungen Minnigards und von dem unritterlichen Benehmen Helmuts zu Worms — meisterhaft. Uebrigens eine andere Gefahr noch hat die Verwerthung älterer Motive nicht vermeiden lassen: Das wilde Lied „Morgen um die zwölfte Stund" paßt ebenso wenig zu der Art Fulkos wie sein moderner Minnesang in das Jahr 1000. Unvergleichlich aber ist der mit köstlichem Humor geschaffene Supfo, der weinfrohe Kellermeister, der mit seiner Katze Mucia den Weltuntergang beim Cyperwein erwartet.

Auch zwei neu erfundene Momente kommen der Dichtung ganz besonders zu Gute: das ist einmal die liebenswürdige Zeichnung des Junker Blandinus und der runden Fallrun, dann aber vor Allem der herrliche Contrast des erhabenen germanischen Glaubens von den letzten Ereignissen zu jenem wahnsinnigen Aberglauben. Der alte segen- und sagenkundige Rado, der treu am Wodanglauben hängt, ist eine prächtige Schöpfung.

Wir sind dem Dichter heute auf ein anderes Gebiet gefolgt als beim Lesen seiner früheren historischen Romane. Das Bessere ist der Feind des Guten. So wäre es im höchsten Grade unbillig, in dieser Schöpfung die gleiche vollendete Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes zu verlangen wie auf dem Boden des frühen Mittelalters, für dessen wissenschaftliche Bearbeitung Dahn eine unserer ersten Autoritäten ist. An der Benutzung der Quellen (des Lebens der Heiligen Nilus und Romuald und der Würzburger Chronik) wird Niemand etwas auszusetzen haben, aber das Studium dieser Werke bedingt noch keineswegs die gleiche gewaltige Fülle der Gestaltungskraft, wie wir sie in Dahn's Romanen aus der Völkerwanderung kennen gelernt haben. Und so erklärt sich unseres Erachtens die häufig zu breite, ja lehrhafte Ausmalung in den ersten Theilen des Werkes: wir meinen die Falkenjagd, den Brief Arn's, die Schilderung von Würzburg, die den Renatus und Wartold betreffenden Scenen, den Anfang des Dialogs zwischen Herrn Heinrich und Heilfriede. So begreifen sich auch einzelne historische Ungenauigkeiten. Sollte Arn der Jägermeister der Schreibkunst in so hohem Maße beflissen gewesen sein? Paßt das französische Wort buhurt in die Schilderung des Weltbrandes? Gewiß nicht. Ueberhaupt werden die romanischen Einflüsse für jene Zeit viel zu hoch angeschlagen: konnte doch auch Helmut nicht um 1000 zu Worms im Turnier kämpfen, da nachweislich das erste Turnier in Deutschland erst 1127 stattfand, und da überhaupt das Turnier erst 1066 erfunden sein soll. — Und jene oben erwähnte Breite finden wir auch in stilistischer Hinsicht: die übermäßige Häufung der Epitheta wirkt nicht günstig, und als zu breite Schilderung dürfen wir auch wohl die sechs Gedankenstriche in der Nacht der Liebe bezeichnen.

Diese Ausstellungen hätten wir nicht gemacht, wenn wir das nicht für Pflicht hielten bei der Beurtheilung eines Dichters, von dem wir auch im Kleinen höchste Vollendung gewohnt sind. Auch sei nochmals bemerkt, daß sie fast nur auf den ersten Theil der Dichtung beziehen. Besonders im zweiten Theile des Werkes sehen wir allüberall urgewaltige Kraft der Gestaltung wie der stilistischen Ausführung. Die Ankunft Arns, die wonnige Mittsommernacht, der Kampf, die Begegnung Herrn Heinrich mit Heilfriede — je eines dieser herrlichen Stücke würde dem Dichter dauernden Dank sichern.

ths.

Philosophische Literatur.

Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus dem Gebiete der Literatur, Philosophie und Pädagogik, sowie ihrer Geschichte von J. H. Witte. Halle, Pfeffer.

„Diese Aufsätze und Abhandlungen bewegen sich in jener realistischen und kritischen Richtung, welche immer mehr das Gepräge der wissenschaftlichen Philosophie der Zukunft zu werden verspricht", sagt der Verfasser in seinem erkenntnißtheoretischen Vorworte zu dieser Sammlung. Sie sind also sämmtlich angewandte Philosophie. Obwohl für weitere Kreise der Gebildeten berechnet, bieten sie doch auch dem Fachmann, besonders dem Pädagogen, viel Neues und Anregendes, obschon andererseits Manches für die weiteren Kreise unverständlich oder schwer faßlich, weil zu speculativ, bleiben dürfte. Besonders sind damit diejenigen Theile gemeint, welche die philosophische Grundlage für die praktischen Theile der Abhandlungen enthalten. Abgesehen von der Compactheit der Sprache, fehlt es hier und da noch an Feilung, so besonders im ersten Aufsatze. Jedenfalls aber wird das Buch wegen des reichhaltigen Inhalts Vielen etwas bringen und — anregend und belehrend zugleich — dem ernsten Leser nur förderlich sein

Es sei verstattet auf den Inhalt einzelner Aufsätze besonders hinzuweisen. 1) „Der Weltschmerz in der Dichtung und die Weltschmerzdichtung" behandelt Byron, Heine (ungerecht einseitig!) Leopardi, Lenau, Goethe's „Faust", dem in den Anmerkungen, welche viel Ueberflüssiges enthalten, eine besondere Würdigung zu Theil wird. 2) „Der Patriotismus und die sittliche Bedeutung des Staates" (rechtsphilosophisch). 3) „Die sociale Krisis in den höheren Ständen, die Organisation unseres Bildungswesens und die Idee eines Reichsbildungsamts." (Sehr anregend; streift auch die Realschulfrage.) 4) „Berufsbildung des Kaufmanns." Außerdem noch Abhandlungen über Friedrich den Großen, Fichte, Franklin, Mendelssohn, Daniel Defoë.

Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. Von Rudolf Seydel. Halle, Pfeffer.

Unter diesem Titel hat der Verfasser, ein Schüler von Chr. H. Weiße, drei früher in der Fichte'schen Zeitschrift erschienene Abhandlungen gesammelt. Die Abhandlungen, welche gegen Kant's Erkenntnißtheorie und ihre Erweiterung durch Friedrich Albert Lange gerichtet sind, betiteln sich: „Kant's synthetische Urtheile a priori, insbesondere in der Mathematik"; F. A. Lange's geometrische Logik" und „der Schlüssel zum objectiven Erkennen." Das positive Ergebniß ist der in der logischen Benutzung des Denkinhalts liegende Schlüssel zu einem wahrhaft objectiven, wenn auch determinirten Erkennen. Unsere Erkenntniß beruht nach dem Verfasser auf Erfahrung logischem Denken und Glauben, Philosophie, Erfahrungswissenschaft und Theologie sollen sich mit den zur objectiven Wahrheit führenden Arbeitswegen ergänzen.

Herders Philosophie nach ihrem Entwickelungsgange und historischen Stellung. Von Dr. Moritz Kronenberg, Heidelberg, Carl Winter.

Nach Leibnitz hat es wohl kaum einen so universellen und demgemäß so weit wirkenden Geist gegeben, wie Herder. Nur fehlte diesem noch mehr als Jenem die Abrundung und die Geschlossenheit. Man kann bei Herder nicht von der Einheit eines philosophischen Systems reden; für den Philosophen ist es keine geringe Aufgabe beim Studium Herderscher philosophischer Ideen die Grenze zwischen philosophischer und literarischer Wirksamkeit genau abzustecken Das mag ein Grund gewesen sei für die befremdende Thatsache, daß in unserer Zeit, in der die wissenschaftliche wie literarische Production üppiger denn je empor schießt, Herder als Philosoph noch keine eingehende selbständige Würdigung erfahren hat. Der Verfasser, welcher, ein Schüler von Kuno Fischer, in die Fußtapfen seines großen Lehrers tritt, ist kein Neuling auf dem Gebiete Herderscher Philosophie. Er tritt mit Sachkenntniß und Ruhe an die Aufgabe und verfolgt seinen Plan mit einer gewissen Zähigkeit. An dem vorliegenden Werk fällt zunächst die sehr sorgfältig, ja fest pedantischn Methdoik einer bis in's Einzelne gehenden Dispositon sofort in's Auge. Diese Gruppirung des Stoffes erleichtert ja bedeutend die Uebersicht, aber die Darstellung leidet darunter. Herder wird uns zunächst als Schüler von Kant und Hamann, dann unter den Einfluß von Leibnitz und Spinoza dargestellt und endlich sein Kampf gegen

die späteren Kantische Philosophie klar und scharf entwickelt. Das Buch bietet einen werthvollen Beitrag für die Quellenstudien der nachkantischen Philosophie und verdient auch von Seiten der Literarhistoriker eingehende Beachtung.

Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf Wichert. Erste Serie. Halle, Pfeffer.

Schon der Titel des Heftes deutet an, daß diese Vorträge nicht für gelehrte Kreise, sondern für den sogenannten gebildeten Laien berechnet sind. Sie behandln theils naturwissenschaftliche Probleme: „Der Instinct" contra Darwin); über das Gesetz der Erhaltung der Kraft;" „Das Atom;" theils psychologische; „Der Kampf um die Seele;" „Nothwendigkeit und Freiheit." Zwischen beiden Gruppen steht die Abhandlung „über das Problem der Sprache."

Der Verfasser ist Autodidakt; er hat viel und mit Verständniß gelesen und verfügt über eine fließende anregende Schreibart. Das hier Gebotene besteht aus dilettantischen Compilationen. Die naturwissenschaftlichen Vorträge sind noch mit dem größten Geschick zusammengestellt; die Gruppe der psychologischen Abhandlungen läßt aber an der für Laien nöthigen Klarheit und Durchsichtigkeit viel zu wünschen übrig. Am allerschwächsten ist die Abhandlung über das Problem der Sprache, welcher jedes organische Gefüge fehlt und welche kaum auf den Titel einen geistvollen Plauderei Anspruch erheben könnte. Immerhin wird jeder Laie, der dies Büchlein mit dem nöthigen Eifer und der gehörigen Aufmerksamkeit liest, Manches daraus lernen können. ss.

Bibliographische Notizen

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste neu bearbeitete und vermehrte Auflage. II. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Auch bei dem zweiten Bande dieses Meisterwerkes ist die Neuauflage mit einer Sorgfalt ausgeführt, der wir unsere höchste Anerkennung nicht versagen können. Selbst das kleinste Moment, das irgend ein neuveröffentlichtes epigraphisches Denkmal oder eine seit 1881 erschienene Schrift für den Bereich der hier behandelten Gegenstände (Verkehrswesen, Reisen der Touristen, Schauspiele) bietet, ist berücksichtigt und zu einem bald größeren, bald kleineren Zusatz verwerthet, so daß der Umfang des Buches um mehr als ein halbes Hundert Seiten gewachsen ist. Namentlich das erste Capitel ist durch ganze Abschnitte erweitert; so bezüglich des Wagenverkehrs in den Alpen, des Straßennetzes in Nordafrika und der nördlichen Balkanhalbinsel zur Römerzeit, der chinesischen Nachrichten über Beziehungen zum römischen Reich. Die „Aushebung der Truppen" (S. 59 bis 60) ist nach einem Aufsatze Mommsens aus dem Jahre 1884 umgestaltet, wie denn überhaupt die neuen Schriften dieses Forschers naturgemäß zu vielen Zusätzen und Abänderungen Anlaß gegeben haben. Direct umgearbeitet ist ferner im folgenden Capitel die Darstellung der Feldzüge und Niederlassungen der Römer in Nordafrika (S. 100—102), vor Allem aber der Schlußparagraph, welcher die Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur betrachtet. Der Werth desselben ist durch die jetzige, in sich geschlossenere und sachlichere Darstellungsweise nicht unwesentlich erhöht worden, wenngleich seine Zugehörigkeit in den Rahmen dieses Werkes manchem Leser zweifelhaft erscheinen dürfte. Speciell für die Landschaftsmalerei im Mittelalter hat der Verfasser statt der früheren eigenen Erörterung eine ausführlichere, von G. Dehio herrührende eingesetzt (S. 215—219). In geringerem Grade ist der letzte Theil des Buches berührt worden; doch konnte das Verzeichniß der in Italien und den Provinzen nachweisbaren Amphitheater durch eine Reihe neu ermittelter Theater bereichert werden, u. A. zu Carmo in Baetica, Mylasa und Telmissos in Kleinasien und besonders zu Carnuntum, indem hier die erst im Jahre 1889 herausgegebenen Berichte über die jüngst daselbst stattgefundenen Ausgrabungen herangezogen sind. Und der Anhang IV über die Gladiatorentesseren liegt in vollständig veränderter Fassung vor, da seit der letzten Auflage mehrere Arbeiten sich gerade mit dieser schwierigen Frage beschäftigt haben; es ist durchaus zu billigen, daß der Verfasser nunmehr nur die verschiedenen aufgestellten

Hypothesen wiedergiebt, ohne eine eigene Vermuthung auszusprechen. — Die Bedeutung des Bernsteinhandels wird nicht mehr so hoch veranschlagt (S. 72—73): der Bernstein gelangte größtentheils nur durch Zwischenhandel nach dem Süden und spielte auch nur eine untergeordnete Rolle unter den aus dem Norden bezogenen Artikeln; die römischen Handelsbeziehungen erstreckten sich nicht allein auf das Bernsteinland, sondern über das ganze nördliche Deutschland bis nach Skandinavien hin. Die nähere Begründung dieser Ansicht finden wir in dem als Anhang beigefügten Aufsatze von O. Tischler in Königsberg, in welchem die römischen Fundstücke im Norden (hauptsächlich Münzen) eingehender untersucht werden. sb.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg und Preußen von F. Bornhak. Berlin, M. Schorß.

Die vorliegende Arbeit ist ohne selbständige, wissenschaftliche Quellenforschung nach gedruckten Werken zusammengestellt. Sie ist nach des Verfassers eigener Angabe besonders für die Jugend bestimmt; sie soll aber auch der deutschen Frauenwelt glänzende und nachahmenswerthe Vorbilder bieten in dem Leben, Lieben und Leiden deutscher Fürstinnen, auf dem Hohenzollernthrone in Brandenburg und Preußen. Die Absicht des Buches ist also eine patriotische. Von Friedrich, dem ersten Kurfürsten in der Mark aus dem Hause Hohenzollern, bis auf die Gegenwart werden uns in chronologischer Reihenfolge die Hohenzollernfürstinnen in kurzen biographischen Bildern vor Augen geführt. Die Darstellung wird lebhaft und anschaulich, besonders auch die reichlich eingestreuten Berichte von Augenzeugen und von den Fürstinnen selbst. Wir sehen, wie die hohen Frauen aufgehen in ihrem fürstlichen Berufe, wahre Landesmütter zu sein; wir werden zur Bewunderung hingerissen bei dem Anblick dieser Fürstinnen, die, im Glücke still und froh, im Unglück fromm ergeben, aber doch stolzer und sicherer Hoffnung voll, zu dem nie erbleichenden Stern ihres Hauses emporschauen.

Wissenschaftlich begründete Geschichtskenntnisse freilich kann man aus dem Buche nicht erwerben; mit Absicht werden die Ereignisse ganz summarisch zusammengefaßt, gewissermaßen um die Wand aufzubauen, an der die einzelnen Portraits befestigt werden sollen. Aus diesem Verfahren erklären sich wohl die vorkommenden historischen Ungenauigkeiten, ohne dadurch entschuldigt werden zu können. Es ist doch falsch, wenn S. 43 gesagt wird, daß „infolge der Hussitenkriege" (1419—1434) die deutschen Professoren und Studenten Prag verließen, um nach Leipzig (Universität 1409 gegründet!) überzusiedeln. Chronologisch völlig ungenau ist auf S. 399 die Erhebung der Ungarn für Maria Theresia fixirt. — Warum wird das Treffen bei Moys, wie es herkömmlich heißt, nach Görlitz benannt? Warum wird die Schlacht von Roßbach vom 5. Nov. 1757 auf den 6. Nov. verlegt? Dies mag genügen, um eine vorsichtige Benutzung des Buches in dieser Hinsicht zu rechtfertigen.

Die Verlagshandlung hat ihre Schuldigkeit gethan; einem würdigen Stoffe ein würdiges Gewand! Die 27 Bildnisse, an entsprechender Stelle in den Text eingefügt, sind in ihrer Art vorzüglich.

Wn.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das bekannte Meyersche Hand-Lexikon, das bis zur dritten Auflage in Klein-Octav und mit lateinischen Lettern gedruckt erschienen war, ist in der neuen Auflage zum üblichen großen Lexikon-Format herangewachsen und bildet zwei stattliche Bände von zusammen 1459 zweispaltigen Seiten. Als Nachschlagebuch für den gewöhnlichen Bedarf ist dieses mit großer Sorgfalt und Genauigkeit redigirte Werk, das auf alle Fragen, die sich aufdrängen, kurzen und richtigen Bescheid giebt, überaus empfehlenswerth. Die bildlichen, kartographischen und sonstigen Beilagen, die mit denen des großen Meyerschen Lexikon-Werkes übereinstimmen, sind nicht etwa billige Lockmittel für die Kauflust, sondern sehr wünschenswerthe und fast immer nothwendige Ergänzungen, die durch klare und gute Veranschaulichung schwerfällige Auseinandersetzungen und Schilderungen entbehrlich machen und über das Wissenswerthe schnell und bequem unterrichten. Die diesen Beilagen hinzugefügten Erläuterungen sind Antiqua gedruckt, während der Haupttext des Werkes mit deutschen Lettern gesetzt ist. Um möglichst viel Stoff auf möglichst geringem Raume zusammenzudrängen, ist eine kleine Schrift gewählt worden, die sich aber durch unge-

wöhnliche Schärfe und Wohlgefälligkeit ganz besonders auszeichnet und sehr lesbar ist, kein Augenpulver. Die typographische Leistung ist geradezu hervorragend. Ebenso muß es willkommen geheißen werden, daß die eigenthümlichen und besonderen Abkürzungen, zu deren Verständniß ein besonderes Studium gehört und die es bei manchen anderen Nachschlagebüchern zur beständigen Nothwendigkeit machen, bei jedem einzelnen Artikel, den man liest, die erläuternde Tabelle nachzuschlagen, völlig vermieden worden sind. Die aus räumlicher Ersparniß in dem Meyerschen Hand-Lexikon gemachten Abkürzungen sind die üblichen, die Jedermann versteht. Das Lexikon des allgemeinen Wissens, das in noch immer verhältnißmäßig knappem Raume eine unglaublich starke Stofffülle bewältigt, ist ein praktisches und gutes Buch, das eine warme Empfehlung verdient.

P. L.

Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Von Dr. O. Zacharias. Jena, Hermann Costenoble.

Der Autor ist ein Forscher, dessen Studien auf dem Gebiete der Zoologie und Entwickelungsgeschichte in Fachkreisen hochgeschätzt werden. Um so erfreulicher ist es, daß er von seinem gründlichen Wissen weiteren Kreisen mittheilt; denn wir haben an dieser Stelle schon wiederholt betont, daß, um populär im guten Sinne des Wortes zu schreiben, ein volles wissenschaftliches Beherrschen des Gegenstandes erstes Erforderniß ist. Ein Theil der in sich selbständigen kleinen Darstellungen, die weiteren Kreisen eine Vorstellung von der Fülle interessanter Fragen geben wollen, an deren Lösung die heutige Naturforschung erfolgreich arbeitet, sind bereits in verschiedenen populären Zeitschriften erschienen und haben sich allgemeinsten Beifalls erfreut. Anderes ist hinzugekommen, und so ist ein Band entstanden, der nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt zu erwecken. Das Buch verdient auch einen Platz auf dem Weihnachtstisch der reiferen Jugend, die sich für naturwissenschaftliche Darstellungen interessirt.

cht.

Fr. Kreyßig's Vorlesungen über Goethe's Faust. Zweite Auflage, neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Es ist sehr erfreulich, daß die Verlagshandlung von diesen seit längerer Zeit vergriffenen Vorlesungen, einem Lieblingswerke des verewigten Kreyßig, eine neue Ausgabe veranstaltet hat. Obwohl seit ihrem ersten Erscheinen eine ganze Fluth von Faustliteratur über uns hereingebrochen ist, sind Kreyßig's Vorlesungen doch noch keineswegs veraltet. Sie bieten vielmehr mit ihren durchweg wohlerwogenen, einem tiefgebildeten und für alles Schöne, Gute, Wahre empfänglichen Geiste entsprungenen Erörterungen und Betrachtungen über Goethe's größte Dichtung eine Lectüre, welche Allen, die, ohne allzuviel Detailforschung treiben zu wollen, doch neben dem Goetheschen „Faust" selber auch noch ein gutes Buch über ihn zu lesen wünschen, durchaus zu empfehlen ist. Kreyßig's Erläuterungen verbinden in vorzüglicher Weise den älteren, allgemein ästhetisch-poetischen Standpunkt, welcher das ganze vollendete Werk in's Auge faßte, mit dem neueren historischen, welcher die allmähliche Entstehung der einzelnen, zeitlich weit getrennten Theile der Faustdichtung und alle Wandlungen der Anschauungen und Gedanken des Dichters beachtet. Kurz, aber vorzüglich besprochen sind z. B. namentlich die bedeutungsvollen, bald nach 1797 ganz neu hinzugekommenen Theile der Dichtung (S. 145 ff.), darunter auch das „Vorspiel auf dem Theater," von dem noch 1881 einer der gelehrtesten und geschmacklosesten Faustcommentatoren drucken ließ, es „stehe nicht in directer Beziehung zur Fausttragödie und habe mehr das Theater im Allgemeinen im Auge!"

Die Zusätze und Anmerkungen des neuen Herausgebers nehmen namentlich auf die von Erich Schmidt erst 1886 aufgefundene, 1887 veröffentlichte älteste Fassung des Goetheschen „Faust" („Urfaust") und einige andere neuere Erscheinungen der Faustliteratur gebührende Rücksicht und bieten für manche schwierigen Stellen neue und beachtenswerthe Erklärungen.

dr.

Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. I. Band. Breslau, S. Schottlaender.

Wir sind Udo Brachvogel zu großem Danke verpflichtet, daß er uns Gelegenheit giebt, das schnell bekannt gewordene Buch Fincks in musterhafter Uebersetzung kennen zu lernen. In ungemein geistvoller, dabei immer leicht faßlicher und meist humoristischer Form giebt uns Finck ein Bild von der Entwickelung und dem Wesen der romantischen Liebe, beleuchtet er die Liebe bei den Thieren, bei den wilden und bei den civilisirten Völkern, spricht er über

die eheliche Liebe, über den Kuß 2c., 2c. Erstaunlich ist die Belesenheit des Autors, mit der er seine Behauptungen durch Citate von Schriftstellern aller Nationalitäten belegt. Mitunter reißt ihn sein Eifer allerdings zu recht gewagten Behauptungen hin. Etwas wunderlich klingt es doch wenigstens, wenn er ganz ernsthaft die Bestandtheile der Liebe bei wilden und halbcivilisirten Völkern so angiebt:

Selbstsucht	25,7684%
Unbeständigkeit	20,3701%
Stolz auf den Besitz	7,3024% 2c. 2c.

Doch das sind nur Kleinigkeiten, die gegenüber den großen Vorzügen des Werkes nicht schwer in's Gewicht fallen. Wir sehen mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen. H—n.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Lindau hebt selbst hervor, daß es ihm nicht darum zu thun gewesen, sachlich anspruchsvolle Schilderungen der Denk- und Sehenswürdigkeiten des Orients zu geben; er wollte nur die Eindrücke fixiren, die er bei einer kurzen Reise in Budapest, Nisch, Saloniki, Konstantinopel und Bukarest gewonnen hat. Das ist ihm trefflich gelungen. Er versteht es meisterhaft, uns mit wenigen Strichen die sonderbaren Typen des Orients vorzuführen, uns die Stimmungen nachempfinden zu lassen, in die ihn die bunte Farbenpracht, das laute, wirre Treiben, der sorglose Schlendrian jener Länder versetzte. Dabei ist das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile in jenem liebenswürdigen Tone humorvoller Plauderei geschrieben, wie er eben nur Lindau eigen ist. H—n.

Gottfried Keller oder Humor und Realismus. Von Leo Berg. Deutsche Literarische Volkshefte Nr. 2. Berlin, Verlag von Brachvogel und Ranft.

Die vorliegende Abhandlung ist stellenweise recht hübsch geschrieben; der Verfasser erwärmt den Leser und erfreut ihn durch manche treffende Bemerkung. Wer indes etwas Besonderes von dem Hefte erwartet, wird arg enttäuscht. Es enthält einige Analysen Keller'scher Dichtungen; von einem abgerundeten Bilde des Dichters, von einer vertieften Charakteristik ist nicht die Rede. Dagegen fallen einige höchst überflüssige und in unbescheidenem Tone gehaltene Bemerkungen unangenehm auf, durch welche sich der Autor an der Kritik zu reiben sucht. Der höchst schwülstige Schluß ist einfach unverständlich. Das Heft ist durch eine große Menge arger Druckfehler geradezu verunstaltet. ss.

Salve Regina. Novelle von Ottilie Fischer. Danzig und Leipzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke.)

Es ist eine reizvolle Aufgabe, den einfachen und harmlosen Naturmenschen mit seiner vollen frischen Naivetät dem Weltkinde gegenüberzustellen und ihn in die Kämpfe einer verzehrenden Leidenschaft zu verstricken. Die Verfasserin hat diese Aufgabe mit Geschick gelöst und bekundet durch die Behandlung des Problems, durch Charakteristik der scharf beleuchteten, im Wesen grundverschiedenen Personen, deren jede eine volle, kräftige Individualität repräsentirt, nicht minder als durch die Anmuth und Schönheit der Sprache ein gesundes und beachtenswerthes Talent. ss.

Die Macht der Feder. Roman von Ph. Vogler. 2. Aufl. Danzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke).

Der kleine Roman wird besonderes Interesse erwecken bei Lesern, welche Freude am Landleben und Verständniß für Fragen der Landwirthschaft haben. Diese sind jedoch nicht etwa in aufdringlich tendenziöser Weise breit getreten, sondern nur im Hintergrunde der Handlung mit Geschick behandelt. Allerdings sind einzelne Motive mehrmals wiederholt und das Walten des Zufalls nicht genügend eingeschränkt; dafür aber entschädigt die frische poetische Sprache und die lebensvolle, liebenswürdige Charakteristik der Personen. ss.

Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble.

Der Verfasser, der sich auch auf dem novellistischen Gebiet bereits mit Glück versucht hat, versetzt uns mit dieser Erzählung um hundert Jahre zurück mitten in jene weltgeschichtlichen Vorgänge die eine neue Entwickelung der Völkergeschicke anbahnten und auf welche die diesjährige Centenar-Feier von Neuem die Blicke der ganzen Welt zurückgelenkt hat. Er führt drei Ausländer, einen vom Oberrhein gebürtigen, in österreichischen Diensten stehenden Diplomaten, einen preußischen Offizier französischer Abkunft und einen Amerikaner nach Paris, um dort das politische Leben zu beobachten und eine Rolle darin zu spielen. In freier und gewandter Erfindung verknüpft er ihre Schick-

sale mit den Hauptereignissen der Revolution und insbesondere mit dem Verhängniß des unglücklichen Königspaares. Das Gegenstück zu diesen drei Ausländern bildet eine junge Französin, eine edle Frauenseele, in deren Prüfungen und Kämpfen sich der Widerstreit der mit einander ringenden Weltanschauungen widerspiegelt. Zur Lösung dieser Conflicte wird gegen den Schluß der Erzählung Goethe in ähnlicher Weise hineingezogen, wie dies mit der Gestalt Luthers in Freytags „Marcus König" geschehen ist. So rückt der Verfasser das reich bewegte Drama von 1789, von dem er einzelne Scenen eindrucksvoll ausmalt, in eine vielseitige, wechselnde Beleuchtung. Freilich leidet der poetische Gehalt seines Buches unter den zahlreichen, den handelnden Personen in den Mund gelegten geschichtsphilosophischen Betrachtungen, die noch dazu mitunter eine etwas anachronistische Färbung annehmen, Abbruch; auch vermag Blum an Schärfe und Tiefe der Charakteristik sich mit den ersten Meistern der Erzählung nicht zu messen. Immerhin aber hat sein flottes, gefälliges, auch mit einer Dosis frischen Humors durchsetztes Erzählertalent die Schwierigkeiten der selbstgestellten Aufgabe, wenn auch nicht völlig, so doch zum großen Theil bewältigt und ein Werk geschaffen, das Freunden ernster und belehrender Unterhaltungslectüre durchaus empfohlen werden kann. ph.

Blüthe der Leidenschaft. Novellen von Mathilde Serao. Autorisirte Uebertragung von Alfred Friedmann. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist keine gewöhnliche Gabe, die in diesem Strauße von zwanzig kurzen, aber ohne Ausnahme höchst inhaltsreichen Novellen der deutschen Lesewelt geboten wird. Die hochbegabte Verfasserin versteht es ebenso gut, die bewegte und oft bis zur Extase sich steigernde Leidenschaft der Menschen ihres Landes, als die kalt und kühl überlegende und berechnende Verschlagenheit, welche in dem Vaterlande Macchiavellis seit lange heimisch ist, an den Helden und Heldinnen ihrer Novellen in mannigfachster Art darzustellen. Durchweg sind die Stoffe dem modernen Leben Italiens in Stadt oder Land entnommen, und der Leser gewinnt ein stellenweise nicht erfreuliches, aber stets reizvolles und fesselndes Bild von den Menschen und Zuständen des Landes, „wo die Citronen blühn." Die Verfasserin beweist bei aller Knappheit, ja bisweilen bei scheinbarer Flüchtigkeit der Darstellung einen Ernst der Auffassung sittlicher Probleme und eine Feinheit und Ueberlegtheit der Technik, wie sie in Deutschland unter dreihundert schriftstellernden Damen auch nicht drei besitzen. Namentlich zeigt sich ihre Kunst auch in demjenigen, was sie „weise verschweigt." Es ist ihr z. B. möglich, eine Novelle (die vierte der Sammlung) „Delfina" zu nennen, obwohl diese Titelheldin nur in den letzten elf Zeilen der Erzählung überhaupt erwähnt wird; und doch erkennt der verständnißvolle Leser sehr wohl, daß diese nur ganz leicht skizzirte Frauengestalt durch den Kontrast zu den beiden anderen, vorher in behaglicher Breite geschilderten, in der That im Sinne der Verfasserin die Hauptfigur wird. Ob freilich diese Kunst des Schweigens in dem „Geduldspiel" (Nr. 9) nicht doch allzu weit getrieben ist, möchte Referent der Entscheidung der Leser anheimgeben; allzuviele werden es wahrscheinlich nicht sein, die Geduld genug besitzen, um sich aus den von der Verfasserin in geistreicher Laune hingezogenen Fäden wirklich die Handlung einer Erzählung zusammenzuweben. In jedem Falle aber bietet diese Gabe wie alle anderen der Sammlung eine den Geist und das Gemüth in hohem Grade fesselnde und anregende Lectüre. Wem diese Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft Italiens in manchen Zügen allzu traurig oder allzu pessimistisch erscheinen sollten, der tröstet sich vielleicht mit der Erwägung, daß die scharfe Darstellung der Ausartungen von Selbstsucht und raffinirter Genußsucht auch eine Rückkehr zu einfacherer und natürlicherer Gestaltung des Lebens anbahnen kann, wie sie wenigstens in der Handlung einiger dieser Novellen in der That erfolgt.

Novellen wie diese bieten natürlich dem Uebersetzer keine leichte Aufgabe. Dr. Alfred Friedmann, welcher auch in dem Vorwort eine nur allzu kurze Skizze der früheren schriftstellerischen Thätigkeit Matilda Serao's giebt, hat sich mit Ernst und Eifer bestrebt, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut. Aber Manches hätte dem deutschen Leser erläutert werden sollen, und an manchen Stellen dürften kleine Besserungen des Ausdrucks oder auch der Interpunktion zu empfehlen sein. „Diese Schande erfuhr sich" (S. 45) ist kaum als Deutsch zu bezeichnen; wir pflegen nicht von „aeschylianischem" (S. 46), sondern von „aeschyleischem" Schicksal zu sprechen. Aber wir zweifeln nicht, daß sich bald Gelegenheit bieten wird, solche kleinen Un-

vollkommenheiten zu beseitigen; denn wenn das hübsch ausgestattete Büchlein in Deutschland die Beachtung findet, welche es in der That verdient, so prophezeien wir ihm eine stattliche Reihe von neuen Auflagen. O.

Ein kleiner Roman. Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel.

Beide Bändchen liegen uns bereits in zweiter Auflage vor — ein Beweis von der günstigen Aufnahme, welche sie gefunden haben. „Ein kleiner Roman" ist eine einfache Geschichte; eine alte Dame erzählt dieselbe einer jungen Freundin als eine längst vergangene und doch nie vergessene Episode ihres Lebens, und die Verfasserin läßt sie dabei so innige Herzenstöne anschlagen und eine so scharfe Charakteristik aller Personen, geben, die in ihre Erlebnisse mit verflochten sind, daß der Leser mit gespanntem Interesse die Seelenkämpfe verfolgt, die den Kernpunkt der Erzählung bilden. — „Zwei Comtessen" sind zwei kleine, flott geschriebene Novelletten. Die eine im übermüthig burschikosen Ton der Sportswelt wirkt durch ihren Humor erheiternd; uns hat die zweite mit ihrem gemüthvollen Inhalt mehr zugesagt. mz.

Geschichten in Prosa. Von François Coppée. Deutsch von Emil Burger und Ernst Nather. Breslau, S. Schottlaender.

Der Band enthält eine größere Erzählung und zehn kleinere Skizzen des berühmten französischen Dichters, der auch in Deutschland seit Jahren eines wohlverdienten Ansehens genießt. Coppée besitzt in der psychologischen Kleinmalerei, in dem Erfassen und Darstellen scharf ausgeprägter Stimmungsbilder eine bewunderungswürdige Meisterschaft. Seine Skizzen führen uns eine Reihe dem Alltagsleben entnommener Typen mit ihren kleinen Leiden und Freuden, Schwächen und Vorzügen vor und wissen uns in innerster Seele zu rühren. Auch die unsern regelmäßigen Lesern schon bekannte Novelle „Eine Idylle während der Belagerung" hat einen genreartigen Stoff; sie schildert die Liebe eines schüchternen, aus öder Bureauarbeit emportauchenden Jünglings und einer an einen ungeliebten Mann geketteten Frau, die auf dem düsteren Hintergrunde der Schrecken des Kriegs sorglos und weltvergessen sproßt und blüht. Besondere Virtuosität verräth Coppée in der Art, wie er mit wenigen Strichen die Scenerie der Belagerungszeit lebendig zu machen versteht. r.

Humoresken von Emma Friedlaender-Werther. Mit einem Vorwort von Hermann Heiberg. Breslau, S. Schottlaender.

Es sind literarische Erstlinge, welche die Verfasserin uns darbietet. Sie bekunden ein hübsches Erzählertalent, das mit glücklicher Laune in's Leben hineingreift und uns kleine belustigende Ereignisse zum Besten giebt. Wer sich einen für harmlosen Humor empfänglichen Sinn bewahrt hat, wird in dem Büchlein seine Rechnung finden. Wir dürfen der weiteren schriftstellerischen Entwickelung der Verfasserin mit den besten Erwartungen entgegensehen. fr.

Weihnachten. Bilder aus der Weltgeschichte des Christenthums. Von Julius Max. Dresden, E. Piersons Verlag.

Sechzehn Bilder in poetischer Form, die auf historischem Untergrund das Fest der Freude feiern. Der Dichter beginnt mit der ersten Weihnacht, der Geburt Christi, und gelangt so weiter bis zur Weihnachtsfeier des Postens am Fort von Paris und St. Cloud. Meist wohlgelungene, theils gereimte, theils reimlose Dichtungen vereinigen sich hier zu einem harmonischen Ganzen, und fast jedes Bild zeugt von der nicht zu unterschätzenden Begabung des Dichters. ps.

Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Von D. Haek. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das gut ausgestattete Büchlein enthält eine Sammlung von Sprüchen und Epigrammen, in denen auf Grund reicher Lebenserfahrung scharfe, treffende, oft recht witzige Gedanken in prägnanter Form ausgesprochen werden. Wie hübsch sind z. B. die Prosasprüche: „Das Recht braucht nur Schätzer; dann kann es auch der Schützer entbehren" (S. 16); oder S. 32: „Gehe nicht als Narr zur Ehe, aber auch nicht als Weiser; am Besten ist, du hast dazu von diesem und von jenem just so viel wie nöthig ist"; oder S. 55: Strebe für's Leben, doch lebe nicht für's Streben!" Auch verschiedene Versformen sind wirksam verwendet; wir erlauben uns einige Beispiele zu citiren.

S. 42: „Hüt' Dich vor den Schlauen,
Die schielen, eh' sie schauen!"

S. 85:
„Was schwatzt ihr da von Sein und Schein?
Dem Blinden ist Demant nur Stein!"

Ferner das auf manche Versammlungen nur allzu gut passende Distichon S. 118

„Schließlich wurde beschlossen, Beschluß zu fassen, beschließend:
Daß zur Zeit ein Beschluß noch zu beschließen nicht sei“;
und zum Schluß noch — obwohl wir hoffen, daß er auf keine Abtheilung unserer Zeitschrift zutrifft — den „Kunstwächterruf auf S. 110: „Merkt euch ihr Herr'n und laßt euch sagen: Die ‚Technik‘ hat die Kunst erschlagen!“

Den humoristisch-satirischen folgt in der letzten Abtheilung noch eine Anzahl ernst elegisch gehaltener kleiner Gedichte, auf die wir empfängliche Leser und Leserinnen besonders aufmerksam machen. O.

Ihr und Ich. Lieder und Gedichte von Martin Langen. Köln und Leipzig, Verlag von Albert Ahn.

Keck, munter und frisch quellen diese Lieder aus dem Füllhorne dichterischer Phantasie hervor. Sie sind formvollendet und abgerundet, die Verse sind glatt und fließend, der Inhalt wechselnd und lebensvoll. So fein pointirt auch manche der Gedichte sind, so lassen andere doch wieder die inhaltliche Ausreifung und Klarheit vermissen. Eine hie und da überraschende Anleihe bei Heine verzeihen wir gern, enthält doch das Büchlein so viel des Originellen und Schönen. Freilich hätte der Inhalt mehr concentrirt werden sollen: eine schärfere Sichtung wäre von Vortheil gewesen. Die geschmackvolle Ausstattung macht das Büchlein zu einem Geschenke recht geeignet. ss.

Caroline Perthes, geb. Claudius. Dargestellt von M. G. W. Brandt. Vierte Auflage. Mit Portrait und Facsimile und einem Weihnachtsbilde. Gotha, F. A. Perthes.

Das Lebensbild der Gattin des berühmten Hamburger Buchhändlers und Patrioten Friedrich Perthes, der Tochter von Matthias Claudius, erscheint soeben in vierter Auflage, von Neuem durch manche Zusätze bereichert. Caroline Perthes war eine Frau voll tief religiöser Gesinnung, voll Opfermuth und Thatkraft; ihr Leben verdient von deutschen Frauen und Männern, wir möchten sagen, mit Andacht studirt zu werden. Der Verleger hatte schon der dritten Auflage ihr Bildniß beigegeben und hat jetzt noch einen — wenn wir nicht irren, früher schon im „Daheim“ erschienenen — Holzschnitt hinzugefügt, welcher die Familie von Matthias Claudius und ihre Freunde (Klopstock, die beiden Grafen Stolberg, den jungen Perthes) am 25. Decbr. 1796 in Wandsbeck unter dem Weihnachtsbaume vereinigt darstellt. F.

Wie ist die Erde so schön! Album deutscher Kunst und Dichtung. München, Franz Hanfstaengl Kunstverlag A. G.

Das Buch wird seinem Zwecke, eine Zierde des Salontisches zu bilden, im vollsten Maße gerecht. Es bietet eine stattliche Reihe vortrefflich in Photogravüre ausgeführter Nachbildungen von Werken moderner deutscher Maler wie Defregger, Gabriel Max, C. v. Bodenhausen u. A. Als Text ist eine Anzahl mehr oder weniger bekannter lyrischer Gedichte beigegeben, von denen immer das vierte in innerem Bezuge zu einem Bilde steht. u.

Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Jahrgang II. Nummer 1.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist Ludwig Knaus als Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag geweiht. Sie giebt einen Abriß des Entwickelungsganges des Meisters und eine knappe Analyse einer Anzahl seiner vorzüglichsten Werke. Einige kleine Nachbildungen in Holzschnitt sind dem Text eingefügt. fr.

Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Erster Halbband. A — Ehe Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1889.

Dieser Anfang (41 Bogen, 656 Spalten stark) läßt uns erkennen, daß der Herausgeber der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gewachsen ist: mit seinem Werke den Gebildeten bündige Auskunft über den Wortschatz unserer Sprache zu ertheilen, über Herkunft, Verwandtschaft, Urbedeutung u. s. w., mit sorgfältig ausgewählten Belegen aus den Werken unserer besten Schriftsteller. Wir werden von dem weiteren Erscheinen des Werkes, das wir mit Aufmerksamkeit verfolgen werden, unseren Lesern Kenntniß geben. P. L.

Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei in's Deutsche übertragen von Carl Knortz. Leipzig, Ed. Wartig.

Sowohl die Auswahl der Gedichte, als auch ihre Uebertragung zeugt vielfach von einem bedauerlichen Mangel an Geschmack. Was die erste betrifft, so scheinen Zufall und Willkür einen großen Antheil an ihr zu haben; während einerseits viele nichtssagenden und trivialen Producte einer Uebersetzung gewürdigt werden, sind einzelne Dichter von hervorragender oder

doch eigenartiger Begabung (wie z. B. Poe, Whittier) gar nicht vertreten. Der Leser kann also hier weder ein annähernd vollständiges noch ein richtiges Bild von der amerikanischen Lyrik erhalten. Die Uebersetzung leidet an zahlreichen Härten, unklaren und geschmacklos komischen Wendungen (S. 82: „kraucht“ für kriecht — wer dächte da nicht an Kutschke!) und störenden Anglicismen wie „meinen“ für „bedeuten“ S. 56: „Pakadewin meint (engl.: means!) Hunger“; „Pauguk meint Tod!; „lauschen zu S. 59: „lauscht in Ruh nun meinen Wundermärchen zu“ = engl. to listen to. (!) u. s. w. Daß sich auch manches Korn in der Spreu findet, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber im Ganzen kann man die flüchtige, der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit entbehrende Arbeit nicht als eine Bereicherung unserer Uebersetzungsliteratur bezeichnen.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adelmann, Alfr. Graf, Im Königsforst. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Amicis, C. de, Unsere Freunde. Nach d. 3. Auflage a. d. Italien. von R. Teuscher. Mit Illustr. Jena, H. Costenoble.

Andresen, I. H., Was willst Du werden, mein Sohn, meine Tochter? Ausführlicher Rathgeber. Oranienburg, E. Freyhoff's Verlag.

Anzengruber, L., Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück. Dresden, E. Pierson.

Bamberger, L., Der wunde Punkt. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Barangewitsch, K. S., Die Sklavin. Roman. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Becker, A., Der Küster von Horst. Roman aus d. Heideland. 2 Bände. Jena, H. Costenoble.

Blum, H., Menschenrechte. Erzählung a. d. Zeit der ersten französ. Revolution. 2 Bde. Jena, H. Costenoble.

Böcker-Wetzlar, W., Der Wellensittich, seine Zucht und Pflege. Ilmenau u. Leipzig, Aug. Schröters Verlag.

Bodenstedt, Fr., Sakuntala. Dichtung in 5 Gesängen. Leipzig, A. Titze.

Bornhak, F., Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen. Mit 17 Bildnissen. Berlin, M. Schorss.

Brand, Hesso, Auf nach Afrika. Lustspiel in fünf Acten. Bonn, Hermann Behrend.

Brasch, M., Philosophie und Politik. Studien über Ferd. Lassalle und Johann Jacoby. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Brentano, Fritz, Wuz, das Schwein. Illustrirt von E. Kneiss. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Brinckmeier, Ed., Der Zimmer-, Fenster- u. Balkongarten in allen Jahreszeiten. Mit 63 Abb. Ilmenau u. Leipzig, A. Schröter.

Burger, E., Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. Dresden, E. Pierson.

Champagner-Geist. Lieder und Lustspiele französischer Meister. Uebertragen von Sigmar Mehring. Berlin, S. Mehring.

Daudet, A., Numa Roumestan. 2 Bände. Autor. Uebers. a. d. Französischen. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. V, 25. 26.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dieffenbach, G. Chr., Das Goldene Märchenbuch. Eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke. Mit 100 Bildern von Carl Gehrts. Bremen, M. Heinsius.

Einsam, C., Weltlieder. Berlin, F. Fontane.

Enoch, W., Der Begriff der Wahrnehmung. Hamburg, H. Carly.

Eschstruth, N. v., Wolfsburg. Erzählung. Jena, H. Costenoble.

Förstner, C., König Hübich. Ein Harzmärchen. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.

Frapan, I., Vischer-Erinnerungen. Aeusserungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers. Stuttgart, G. I. Göschen.

Fries-Schwenzen, H., Durch die Brandung an's Land! Roman. Berlin, F. Fontane.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Karl Krabbe.

Grosse, J., Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Dresden-Striesen, Paul Heinze.

Grünwald-Zerkowitz, S., Die Mode in der Frauenkleidung. Wien, G. Szelinski.

Gumpert, Thekla von, Lebensbilder. In einem alten Schreibtisch gefunden. Gotha, F. A. Perthes.

Halbe, Max, Ein Emporkömmling. Sociales Trauerspiel. Norden, H. Fischer Nachf.

Halden, E., Reseda. Eine Erzählung für junge Mädchen. Erlangen, Palm & Enke.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. Illustr. von A. von Roessler und Herm. Dietrichs. Lieferung 1. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Hartmann, E. v., Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Heiberg, H., Schulter an Schulter. Roman. 2 Bde. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Heine, H., Buch der Lieder. Zweite Aufl. Min.-Ausg. in Liebhabereinband. Stuttgart, K. Krabbe.

Heinze, P. u. **Rudolf Goette,** Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit Einleitung üb. d. deutsche Literatur von 1800–1832. Mit 10 Bildnissen. Dresden-Striesen, P. Heinze.

Herzog, A., Merrick. Schauspiel. — Die gnädige Frau. Lustspiel. Dresden, E. Pierson.

Heyse, P., Liebeszauber. Orientalische Dichtung. Illustr. von Fr. Kirchbach. München, Franz Hanfstaengel Kunstverlag A. G.

Hirsch, Franz, Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit. Leipzig, Carl Reissner.

Hutten, Dr. Ulrich von, Das Hutten-Sickingen-Denkmal und die Familie von Hutten. Eine Familiengeschichte eigener Art. Frankfurt a. M., Druck von Moritz Schauenburg.

Illustrirte Geschichte Deutschlands. Lieferung 54—59. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Jugendpost, musikalische. Vierter Jahrgang. III. Quartal 1889. Stuttgart, C. Grüninger.

Kaiser, P., Gustav Adolf. Ein dramat. Festspiel f. d. Volksbühne. Gotha, G. Schlossmann.

Kennan, G., Sibirien. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Siegfr. Cronbach.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Liefrg. 70. 71. Prag u. Wien, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.

Köhler, H., Der Herr ist mein Hirte. Lieder. Gotha, Fr. A. Perthes.

Kohut, Dr. Adolf, Fürst Bismark als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers. Düsseldorf, Felix Bagel.

Koschat, Th. Erinnerungs-Bilder. Gesammelte Feuilletons. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.
Kretzer, M., Die Bergpredigt. Roman a. d. Gegenwart. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.
Kron, L., Fantasie über „O Sanctissima". Für Violine und Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Kron, L., Fantasie über „Stille Nacht, heilige Nacht". Für Violine und Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Kruse, H., Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.
Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 61. München, G. Hirth's Verlag.
Lesimple, A., Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". Dresden, E. Pierson.
Lienhard, Fr., Die weisse Frau. Dresden, E. Pierson.
Mentzel, E., Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Münchener bunte Mappe, Originalbeiträge von Künstlern und Schriftstellern. Neue Ausg. München, Verlagsanstalt f. Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.
Muff, Chr., Idealismus. Halle a/S., R. Mühlmann.
Musik-Zeitung, neue. Zehnter Jahrgang. III. Quartal. 1889. Stuttgart, C. Grüninger.
Neumann, C., Unsere Vogelwelt im Kampfe um das Dasein. Ilmenau u. Leipzig, Aug. Schröter's Verlag.
Nordmann, L., Gedichte. Wien, A. Hölder.
Nyári, Alexander, Der Portraitmaler Johann Kupetzky. Sein Leben und seine Werke. Mit zwei Portraits. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag.
Oechelhaeuser, Wilhelm, Soziale Tagesfragen. Berlin, Julius Springer.
Olinda, A., Ein moderner Catilina. Roman. 3 Bde. Mannheim, F. Nemnich.
Ott, Arnold, Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in fünf Acten. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp.
Pache, L., Weihnachts-Album. 22 der beliebtesten Weihnachtslieder mit Pianoforte-Begleitung. Leipzig, E. Eulenburg.
Pasqué, E., Mary und Marietta. Novelle. Dresden, E. Pierson.
Perfall, Karl von, Die fromme Wittwe. Roman. Düsseldorf, Felix Bagel.
Prätorius, Ernst, Haideblumen. Lyrische Erstlinge. Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchhandlung.
Proelss, R., Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit. Dresden, F. Oehlmann.
Rauscher, E., Die weisse Rose. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.
Reuter, G., Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien. Dresden, E. Pierson.
Rinhart, K., (Katharina Zitelmann.) Im Kampf um die Ueberzeugung. 3 Theile. Dresden, E. Pierson.
Roeder, E., Märzveilchen. Neue Gedichte. Zweite verm. Aufl. Dresden, E. Pierson.
Rosegger, P. K., Martin der Mann. Eine Erzählung. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag.
Roskoschny, Hermann, Das arme Russland. Ein Beitrag zur Kenntniss der wirthschaftlichen Lage des russischen Reiches. Leipzig, Carl Reissner.
Sachs, Hugo, Lied und Wort. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.
Schifkorn, F., Rufer im Streite. Roman. — Kulturbilder aus dem Osten. Zweite Auflage. Dresden, H. Minden.
Schmidt, M., Die Aquarell-Malerei. 6. Aufl. Leipzig, Th. Grieben.
Schönthan, P. von, Welt- u. Kleinstadt-Geschichten. Dresden, E. Pierson.
Siking, F., Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. Erzählung a. d. XIII. Jahrh. Karlsruhe, G. Braun.
Spyri, Johanna, Geschichten für Jung und Alt im Volk. 10 Hefte in 1 Packet. Gotha, Fr. A. Perthes.
Stern, A., Das Leben Mirabeaus. 2 Bände. Berlin, S. Cronbach.
Stettenheim, Julius, Brodlose Künste. Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Komödie. Berlin, S. Fischer.
Stillfried, F., Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Tausend und eine Nacht, Illustr. Ausgabe. Lieferung 26—30. Stuttgart, Rieger.
Theinert-Mickley, Ernst. Die Schauspielkunst ein Kapitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer.
Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Begr. und redigirt von Paul Mitzschke. Erster Band: Sigebotos vita Paulinae. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
Tienseau, Léon de, Eine Sirene. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von Dora Paul. Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. VI, 3. Stuttgart, J. Engelhorn.
Torresani, C. Baron, Aus der schönen, wilden Lieutenants-Zeit. Roman. Zweite Auflage. 3 Bände. Dresden, E. Pierson.
Tynan, K., Kleeblätter. Deutsch von Clara Commer. Autor. Uebers. Breslau, Goerlich u. Coch.
Unsere Kunst in Wort und Bild. Redig. v. M. Band. Herausg. v. R. Wittmann. Lief. 1 und 2. Wien, Verlag von „Unsere Kunst in Wort u. Bild".
Vacano, O. v., Die Haimonskinder. Episches Gedicht. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVI. No. 7. Berlin, D. Reimer.
Vogel, M., „O du fröhliche, o du selige". Für Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Vogel, M., O Tannenbaum. Volkslied. Für Pianoforte, Leipzig, E. Eulenburg.
Wald, Carl. Socialdemokratie und Volksliteratur. Berlin, Selbstverlag d. Verfassers.
Weber, C. v., Des Armen Schuld. Leipzig, Gressner u. Schramm.
Wendlandt, Franz. Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
Werder, K., Vorlesungen über Schiller's Wallenstein. Berlin, W. Hertz.
Wie ist die Erde so schön, so schön! Album deutscher Kunst und Dichtung. München, Hanfstaengl Kunstverlag A.-G.
Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Ein Wort für die Zeit. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Zoozmann, Richard. In Klios und Eratos Banden. Erste Gesammtausgabe älterer und neuerer Gedichte. Norden, H. Fischer Nachf.
Zsigmondy, E., Im Hochgebirge. Wanderungen. Mit Abbildungen von C. T. Compton. Herausg. von K. Schulz. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.